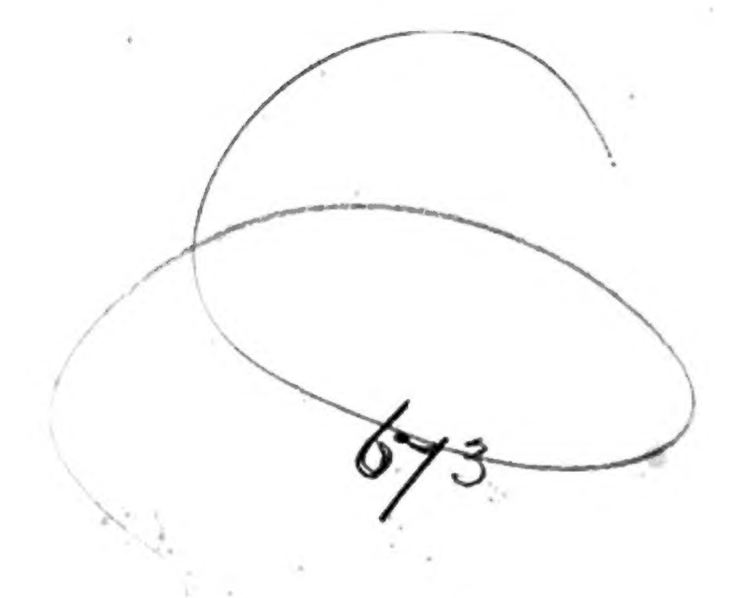




VERHANDLUNGEN

DER FUNFZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

HAMBURG

VOM 1. BIS ZUM 4. OCTOBER 1855.

HAMBURG,

VERLAG VON J. A. MEISSNER.

1856.

Inhalt.

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. *Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.*

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

B. *Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.*

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In diesen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§. 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben. *)

---

*) Obige Fassung der ersten sieben Paragraphen der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden. §. 8 wurde in der funfzehnten Versammlung zu Hamburg beliebt.

II.

Bekanntmachungen.

Mit hoher Genehmigung wird die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten vom 1. bis 4. October d. J. in Hamburg stattfinden. Zur Theilnahme an derselben ladet das unterzeichnete Präsidium jeden statutarisch Berechtigten hiedurch freundlichst ein. Anfragen und Wünsche, namentlich auch in Betreff von Wohnungen zu ermässigten Preisen und selbst ohne Vergütung, werden gern entgegen genommen und nach Möglichkeit erledigt werden. Es wird gebeten, die nach Hamburg bestimmten Briefe an den mitunterzeichneten Professor Redslob zu richten.

Hamburg und Gotha, den 12. Juni 1855.

Senator *Hudtwalcker.* Oberschulrath *Rost.*
Professor *Redslob.*

Indem wir uns beehren, die unter dem 12. Juni d. J. erlassene Einladung zur funfzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welche vom 1. bis 4. October in Hamburg stattfinden wird, hiedurch zu wiederholen, fügen wir die Nachricht hinzu, dass das Empfangsbureau (im Schulgebäude, am Speersort) von Sonnabend, den 29. September, Morgens 9 Uhr an geöffnet ist, woselbst diejenigen unserer geehrten Gäste, welche in vorher eingegangenen Anmeldungen für die Dauer der Versammlung ein kostenfreies Logis wünschen, solches angewiesen erhalten werden. — Wir ersuchen die löblichen Redactionen deutscher Zeitungen, diese Anzeige gefälligst in ihren Blättern wiederholen zu wollen.

Hamburg und Gotha, den 13. September 1855.

Senator *Hudtwalcker*. Oberschulrath *Rost*.
Professor *Redslob*.

Programm

für die

funfzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Vom 1. bis 4. October 1855.

Das Empfangsbureau befindet sich im Schulgebäude (am Speersort) und ist geöffnet zur Aushändigung der Mitgliedskarten, der Karten zum Festmahl und zur Elbfahrt nach Cuxhaven, so wie zur Lösung von Karten zur Table d'hôte im Hôtel de l'Europe.

Sonnabend, den 29. September, von Morgens 9 Uhr bis Abends 9 Uhr;
Sonntag, von Morgens 11 Uhr bis Abends 9 Uhr;
Montag, Morgens von 8—10 Uhr, Abends von 7—9 Uhr;
Dienstag, Morgens von 7½—8½ Uhr, Abends von 8—9 Uhr;
Mittwoch und Donnerstag, Morgens von 8—10 Uhr.

Die geehrten Gäste, welche für die Dauer der Versammlung ein kostenfreies Logis wünschen, werden solches durch das Empfangsbureau angewiesen erhalten.

Ausser den Karten für die Mitglieder werden im Bureau besondere Einlasskarten zu den Verhandlungen an Nichtmitglieder ausgegeben.

Sonntag, den 30. September.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft und Begrüssung im Hôtel de l'Europe.

Montag, den 1. October.

10—1 Uhr. Erste vorbereitende und allgemeine Sitzung in der Aula des Schulgebäudes. Der Eintritt findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte, für Nichtmitglieder nur gegen Einlasskarten statt.

Für die Sectionssitzungen in den Hörsälen des akademischen Gymnasiums (im Schulgebäude) wird die Zeit von

1—3 „ in Vorschlag gebracht.

5½ „ Gemeinschaftliches Mittagsessen im Hôtel de l'Europe (Couvert mit ½ Flasche Wein zu 1 Thlr. Pr. Crt.).

8 „ Gesellige Zusammenkunft im Hôtel de l'Europe.

Dienstag, den 2. October.

9 „ Dampfschifffahrt nach Cuxhaven und zurück. Abfahrt von der Landungsbrücke ausserhalb des Hafenthors. Um 1 Uhr wird am Bord ein einfaches Frühstück verabreicht.

Karten dazu werden nur an Auswärtige verabfolgt. Hiesige können sie, so weit der Raum es zulässt, Montag Abends von 7—9 Uhr gegen Entrichtung von 5 ß im Empfangsbureau lösen.

5½ „ Mittagsessen im Hôtel de l'Europe.

8 „ Gesellige Zusammenkunft ebendaselbst.

Mittwoch, den 3. October.

8—10 „ Sectionssitzungen.

10—1 „ Zweite allgemeine Sitzung in der Aula.

5½ „ Festmahl im Hôtel de l'Europe. Hiesige können Karten dazu gegen Bezahlung von 10 ß im Empfangsbureau lösen.

8 „ Gesellige Zusammenkunft im Hôtel de l'Europe.

Donnerstag, den 4. October.

8—10 „ Sectionssitzungen.

10 „ Dritte allgemeine und Schlusssitzung.

Montag . . . von 3—5 Uhr
Mittwoch . „ 1—5 „
Donnerstag „ 1—5 „
} können gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte unentgeltlich besucht werden:

Die Stadtbibliothek — das naturhistorische Museum — die Börsenhalle und die Commerzbibliothek in der Börse, Aufgang vorne vom Adolphsplatz —

die städtische Gemälde-Gallerie und -Ausstellung — die Petri- — Nicolai- — Catharinen- und Michaeliskirche nebst Thurm — die Sternwarte — der botanische Garten mit den Gewächshäusern.

Abseiten des Empfangsbureau ergeht an die hiesigen Gelehrten, welche als Mitglieder des Vereins an den Verhandlungen und Festlichkeiten desselben Theil zu nehmen gedenken, die freundliche Bitte, sich gefälligst, um dem Bureau die Expedition zu erleichtern, schon am Sonnabend-Morgen anmelden zu wollen.

Hamburg, den 24. September 1855.

Die allgemeinen Sitzungen finden in der Aula des Schulgebäudes statt. Der Raum innerhalb der Schranken ist für die Mitglieder, ausserhalb derselben für Nichtmitglieder bestimmt. Für Damen sind auf dem Orchester Sitzplätze eingerichtet.

Die pädagogische Section versammelt sich im grössern, die der Orientalisten im kleinern Hörsaale des akademischen Gymnasiums (im Schulgebäude). Sollte sich ausserdem eine archäologische Section constituiren, so wird sie für ihre Sitzungen im Lesezimmer der Stadtbibliothek den eingerichteten Raum finden.

Drei Begrüssungsschriften, des Herrn Prof. *Petersen* im Namen der Professoren des akademischen Gymnasiums, des Herrn Director Dr. *Kraft* im Namen der Lehrer der Gelehrtenschule des Johanneums, eine dritte: Reminiscenzen von einem Nicht-Philologen, werden im Bureau ausgegeben.

Die Stadtbibliothek ist für die Mitglieder der Versammlung zunächst Montag von 3 bis 5 Uhr zum Besehen geöffnet. Diejenigen Herren, die specielle Wünsche auf derselben zu befriedigen haben, werden ersucht, vorzugsweise die übrigen im Programm bestimmten Stunden zu wählen, in welchen sie immer einen der Beamten daselbst antreffen werden. Der Eingang ist durch das Expeditionszimmer; auf das Schellen mit der daselbst angebrachten Glocke wird sofort geöffnet werden.

Die Petri-, Catharinen- und Michaeliskirche sind an den Thurmthüren geöffnet. Die Börse ist von 1¼ bis 2¼ Uhr versammelt; Aufgang zur Börsenhalle vorne eine Treppe hoch.

Herr Pastor Müller (Catharinenkirchhof 24) bietet seine mineralogische, besonders oryktognostische, Sammlung zur gefälligen Ansicht: Montag, Mittwoch, Donnerstag, von 3 bis 5 Uhr.

Der Hamb. unparth. Correspondent vom 29. Sept. hat folgende Begrüssung der Versammlung von dem Herrn Dr. Henning aus Hamburg gebracht:

Viris

Summis et. Illustrissimis

ad conventum Philologorum

diebus 1.—4. mensis Octobris

Hamburgi habendum

congressuris

S. P. D.

Julius Andreas Henning,

Phil. Dr. Hamburgensis.

Flavus ubi laetas adlabitur Albis ad oras,
Mercator dives quo sua regna tenet;
Hic musis iam sacra parant, altaria fumant,
Phoebus et his ludis adstitit ipse suis . . .
Este salutati, primae qui fulcra juventae,
Lumina doctrinae, qui patriaeque decus!
Quos juvat in studiis consumere dulcibus aevum,
Undique qui variis iam properate viis!
Barthi, qui vastas Libyae spatiatus arenas,
Salvus ades, illis Hammoniaeque simul
Omen eris: properate viri, Summusque, precamur,
Ipse Deus votis adnuat usque bonis!

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

---

1. **Hudtwalcker**, Martin Hieronymus, Doctor der Rechte, Senator und Protoscholarch, Hamburg, Präsident der Versammlung.
2. **Rost**, Dr., Oberschulrath aus Gotha, Vicepräsident.
3. **Redslob**, Gustav Moritz, Dr., Professor am akadem. Gymnasium zu Hamburg.
4. **Abendroth**, A., Dr. Juris, Hamburg.
5. **Ahrens**, Heinr. Lud., Dr., Director des Lyceums zu Hannover.
6. **Albani**, R., Gymnasiallehrer, Dresden.
7. **Alt**, Dr., Hauptpastor und Scholarch, Hamburg.
8. **Andresen**, Dr. Ph., Itzehoe.
9. **Arnold**, Fr. Aug., Dr., Oberlehrer und Docent, Halle.
10. **Ascherson**, F., Cand. Phil., Berlin.
11. **Asher**, C. W., Dr. Jur., Hamburg.
12. **Bäumlein**, D., Ephorus des evangelischen Seminars zu Maulbronn.
13. **Bahnsen**, J. F. A., Dr., Candidat des höhern Schulamts, Altona.
14. **Bahnson**, Dr. Ph., Glückstadt.
15. **Bartels**, Joh. Nic., Dr., Vorsteher einer höheren Bürgerschule und Schulamts-Candidat, Hamburg.
16. **Becker**, Seminar-Inspector, Lüneburg.
17. **Behrend**, B., Stud. Theol., Hamburg.
18. **Behrens**, Pastor, Hamburg.
19. **Benary**, A., Prof., Lehrer, Berlin.
20. **Benfey**, Th., Professor, Göttingen.
21. **Bertheau**, Carl, Dr., Director der Realschule des Johanneums, Hamburg.
22. **Biltz**, Gymnasial-Lehrer, Torgau.
23. **Bleske**, Dr., Collaborator, Stade.
24. **Brandis**, F., Dr. Phil., Gymnasial-Lehrer, Altona.
25. **Brauer**, Joh. Hartw., Rev. Min. Cand., Hamburg.
26. **Breier**, Fr., Director, Lübeck.
27. **Bröcker**, L. O., Dr. Phil., Hamburg.
28. **Brugsch**, E., von der königl. Leib-Gensd'armerie, Berlin.
29. **Brugsch**, H., Docent an der Universität, Berlin.
30. **Bubendey**, G. F., Professor am Johanneum, Hamburg.
31. **Burmeister**, Dr., Collaborator, Jever.
32. **Burmeister**, Th., Conrector am Progymnasium, Otterndorf.
33. **De Chapeaurouge**, Ami, Senator, Hamburg.
34. **Classen**, J., Director des Gymnasiums, Frankfurt a. M.
35. **Clement**, K. J., Dr. Phil., Hamburger Gebiet.
36. **Crain**, Prof. und Rect. des Gymnas. in Wismar.
37. **Crain**, M., Lehrer an der Steinmann'schen Erziehungs-Anstalt, Doberan.
38. **Curtius**, Ernst, Dr., Professor an der Universität, Berlin.

2

39. **Curtius**, Georg, Dr., Professor, Kiel.
40. **Detmer**, Dr., Lehrer, Hamburg.
41. **Dettmer**, C., Dr., Oberlehrer, Lübeck.
42. **Dietsch**, Rud., Dr. Ph. und Prof., Grimma.
43. **Döderlein**, L., Hofrath und Professor, Erlangen.
44. **Duncker**, L., Dr., Professor der Theologie, Göttingen.
45. **Ebeling**, A., Dr., Gymnasial-Lehrer, Schwerin.
46. **Eckstein**, Fr. Aug., Dr., Gymnasial-Director, Halle.
47. **Ehlers**, R., Stud. Theol., Hamburg.
48. **Engel**, Regierungsrath a. D., Altona.
49. **von Essen**, M. H. N., Dr., ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums, Hamburg.
50. **Evers**, Gustav, Oberlehrer, Lübeck.
51. **Faass**, A. H., Pastor, Eppendorf.
52. **Feldmann**, F. F., Dr., fünfter Lehrer am Gymnasium, Altona.
53. **Fischer**, E. W., Dr., ordentl. Lehrer an der Gelehrtenschule des Johanneums, Hamburg.
54. **Fischer**, J. G., Dr., ordentl. Lehrer an der Realschule, Hamburg.
55. **Fittbogen**, Gymnasial-Oberlehrer, Frankfurt a. O.
56. **Fitzner**, P., Dr., Gymnasial-Lehrer, Parchim.
57. **Flaischlen**, H. J., Cand. Theol., Ulm.
58. **Forchhammer**, Dr., Professor, Kiel.
59. **Foss**, Dr., Schulrath und Gymnasial-Director, Altenburg.
60. **Frandsen**, Dr., Professor und Director des Real-Gymnasiums, Rendsburg.
61. **Frankfurter**, N., Dr. Phil., Prediger am neuen israelitischen Tempel, Hamburg.
62. **Franz**, Th., Cand. Theol., Danzig.
63. **Frederichs**, Dr., Gymnasial-Lehrer, Rendsburg.
64. **Gaedechens**, Rud., Stud. Phil., Hamburg.
65. **Geffcken**, Johannes, Dr., Prediger, Hamburg.
66. **Gerber**, Arnold, Student der Philosophie, Kiel.
67. **Geyer**, F., Cand. Theol., Württemberg.
68. **Gieren**, A. L. W., Rector, Northeim.
69. **Gildemeister**, Dr., Professor der orientalischen Sprachen, Marburg.
70. **Goebel**, C., Cand. Phil., Korbach.
71. **Gottschick**, A. Fr., Director des königl. Pädagogiums, Putbus.
72. **Grapengiesser**, C., Dr., Pastor, Hamburg.
73. **Gravenhorst**, Professor am Gymnasium, Hildesheim.
74. **Gravenhorst**, G., Dr., Rev. Min. Cand., Hamburg.
75. **Gries**, H., Dr., Secretär des Oberalten-Collegiums, Hamburg.
76. **Grubitz**, Stadtschulrath, Magdeburg.
77. **Grunow**, Louis, Dr., Instituts-Vorsteher, Bahrenfeld bei Altona.
78. **Gurlitt**, J. F. C., Pastor, Billwerder a. d. Bille.
79. **Haake**, Aug., Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Nordhausen.
80. **Haase**, Professor, Breslau.
81. **Haecker**, Fr., Stud. Phil., Lübeck.
82. **Hahn**, Dr., Arzt, Hamburg.
83. **Hallier**, Emil, Stud. Phil., Hamburg.
84. **Hansing**, Dr., Collaborator am Johanneum, Lüneburg.
85. **Haring**, A., Schulamts-Candidat, Hamburg.
86. **Harries**, Dr., Collaborator, Glückstadt.

87. **Hartmann**, Dr., Professor am Gymnasium zum grauen Kloster, Berlin.
88. **Hausdörffer**, Ernst, Conrector, Eutin.
89. **Heeren**, Hermann, Stud. Jur., Hamburg.
90. **Heiland**, Dr., Gymnasial-Director, Stendal.
91. **Helbig**, K. G., Oberlehrer und Coll. III an der Kreuzschule, Dresden.
92. **Henning**, J., Dr., Lehrer, Hamburg.
93. **Henrichsen**, Dr., zweiter Lehrer am Christianeum, Altona.
94. **Herbst**, L. F., Dr., Professor am Johanneum, Hamburg.
95. **Hertel**, G., Rector und Bibliothekar, Zwickau.
96. **Hertz**, Professor, Greifswalde.
97. **Hertz**, Gustav, Dr., Advokat, Hamburg.
98. **Hesse**, Friedr., Dr. Jur., Altona.
99. **Heuer**, D., Collaborator, Otterndorf.
100. **Hinrichs**, Ed. Phil., Dr., Professor am Johanneum, Hamburg.
101. **Hölscher**, Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Herford.
102. **Hoffmann**, C. A. J., Gymnasial-Director, Lüneburg.
103. **Hudemann**, E. E., Dr., Conrector, Leer.
104. **Hudtwalcker**, J. F., Stud. Juris, Hamburg.
105. **Hübbe**, W., Dr. Jur., Hamburg.
106. **Isler**, M., Dr., Secretär der Stadtbibliothek, Hamburg.
107. **Jacoby**, Paul, Stud. Phil., Berlin.
108. **Jänisch**, Cand. Rev. Min., Hamburg.
109. v. **Jan**, L., Dr., Prof., Schweinfurt.
110. **Jessen**, Dr. Phil., Kiel.
111. **Jessen**, Rector, Glückstadt.
112. **Jesurun**, A., Stud. Med., Göttingen.
113. **Jesurun**, M., Stud. Med., Göttingen.
114. **Julius**, Med. Dr., Hamburg.
115. **Kallsen**, Dr., Meldorf.
116. **Kalmus**, O., Gymnasial-Lehrer, Halberstadt.
117. **Katzenstein**, Dr. Phil., Hamburg.
118. **Keck**, H., Dr. Phil., Plön.
119. **Kellinghusen**, H., Dr., Bürgermeister, Hamburg.
120. **Kiene**, Adolf, Dr., Conrector, Stade.
121. **Kiessling**, Dr., Schulrath, Berlin.
122. **Klaucke**, A., Pastor am Waisenhause, Hamburg.
123. **Kleinpaul**, C., Dr. Phil., Lehrer, Altona.
124. **Klix**, Dr., Gymnasial-Director, Glogau.
125. **Klose**, Dr. Phil., Hamburg.
126. **Koch**, H. A., Dr., Adjunct am königl. Pädagogium, Putbus.
127. **Kohlrausch**, Dr., Conrector, Lüneburg.
128. **Kolster**, W. H., Rector, Meldorf.
129. **Kraft**, Friedrich Karl, Dr. Theol., Director der Gelehrtenschule des Johanneums, Hamburg.
130. **Kramer**, E., Lehrer der Gelehrtenschule, Glückstadt.
131. **Kröger**, J. C., Dr. Phil., Hamburg.
132. **Krüger**, G. T. A., Dr., Gymnasial-Director, Braunschweig.
133. **Lahmeyer**, Gustav, Dr., Oberlehrer, Hannover.
134. **Laurent**, J. C. M., Dr., ordentl. Lehrer am Johanneum, Secretär der Stadtbibliothek, Hamburg.
135. **Lehmann**, C., Professor am akademischen Gymnasium, Hamburg.
136. **Lieberkühn**, Ernst, Dr., Professor am Gymnasium, Weimar.
137. **Linker**, Gustav, Dr., Privatdocent zu Wien.

138. Loeber, G., Lehrer am Gymnasium, Stade.
139. Löwe, F. A., Licentiat der Theologie und Privatlehrer, Hamburg.
140. Loewy, M. H., Dr. Phil., Hamburg.
141. Lucas, Adjunct, Rendsburg.
142. Lucht, A. C., Conrector, Rendsburg.
143. Lucht, J., Stud. Med., Kiel.
144. Lucht, J. F., Dr., Professor und Director des Christianeums, Altona.
145. Lübker, Friedr., Dr., Director des Gymnasiums, Parchim.
146. Lüders, Ferd., Dr., Schulamts-Candidat, Hamburg.
147. Maass, M., Dr., Lehrer, Hamburg.
148. Matsen, Otto, Dr., Advocat, Hamburg.
149. Meins, C., ordentl. Lehrer an der Gelehrtenschule, Glückstadt.
150. Menke, Fr. Aug., Dr., Professor, Bremen.
151. Meyer, Aug., Dr., Notar. publ., Hamburg.
152. Meyer, E., Dr., Lector der Englischen u. Französischen Sprache, Hamburg.
153. Möbius, Dr., Lehrer am Johanneum, Hamburg.
154. Moraht, Stud. Med., Hamburg.
155. Müllenhoff, Karl, Professor, Kiel.
156. Müller, Dr., Subrector, Kiel.
157. Müller, Albert, Dr., Collaborator, Lüneburg.
158. Müller, Cornelius, Dr. Theol., Professor am Johanneum, Hamburg.
159. Müller, Friedrich, Lyceallehrer, Wertheim in Baden.
160. Müller, H. J., Archidiaconus zu St. Katharinen, Hamburg.
161. Mummssen, W., Stud. Theol. et Oriental., Ham bei Hamburg.
162. Mussard, J., Lehrer der französischen Sprache, Lübeck.
163. Nathan, Eduard, Dr., Schullehrer, Hamburg.
164. Nick, A., Dr., ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums, Hamburg.
165. Nölting, Th., Dr., ordentl. Lehrer am Gymnasium, Wismar.
166. Noodt, V. A., Dr., Prediger zu St. Petri, früher in Berlin zu St. Nicolai, Hamburg.
167. Noodt, V. E., Dr., Schullehrer, Hamburg.
168. Olde, G., Dr., Lehrer, Hamburg.
169. Overbeck, J., Dr., Professor der Archaeologie, Leipzig.
170. Pätz, Aug., Dr., Oberlehrer, Holzminden.
171. Pansch, Dr., Rector zu Eutin.
172. Peter, Dr., Gymnasial-Director, Stettin.
173. Petermann, H., Professor, Berlin.
174. Petersen, Dr. Jur., Justitiar, Oldenburg (Holstein).
175. Petersen, A. H. F., Conrector, Glückstadt.
176. Petersen, Carl, Dr., Senator, Hamburg.
177. Petersen, Chr., Dr., Professor am akadem. und Real-Gymnasium, Hamburg.
178. Petersen, E., Stud. Phil., Kiel.
179. Petri, Dr., Geh. Hofrath, Braunschweig.
180. Petri, Franz, Dr., Gymnasial-Lehrer, Holzminden.
181. Petri, Gustav, Dr., Gymnasial-Lehrer, Elberfeld.
182. Piper, Dr., Professor der Theologie, Berlin.

183. **Plass**, C. H., Gymnasial-Director, Stade.
184. **Preime**, A., Gymnasial-Lehrer, Cassel.
185. **Prien**, Professor, Lübeck.
186. **Pückert**, W., Dr., Candidat des höhern Schulamts, Dresden.
187. **Rahn**, Carl, Dr., Advocat, Hamburg.
188. **Raspe**, G. O. H., Dr., Director, Güstrow.
189. **Redlich**, Carl, Dr. Phil., Hamburg.
190. **Regedanz**, F., Pastor, Hamburg.
191. **Rehhoff**, Hauptpastor zu St. Michaelis, Hamburg.
192. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. O.
193. **Reuter**, Fr., Dr., Lehrer, Wismar.
194. **Riesser**, G., Dr., Notar, Hamburg.
195. **Röpe**, Georg, Dr., ordentl. Lehrer an der Realschule, Hamburg.
196. **Rothenburg**, J. N. C., Dr. Med., Hamburg.
197. **Runkel**, A. M., Dr., Redacteur des Hamb. unparth. Correspond., Hamburg.
198. **Salomon**, G., Dr., Prediger, Hamburg.
199. **Schädel**, Karl, Dr., Rector am Gymnasium, Stade.
200. **Schaefer**, Arnold, Dr., Professor, Grimma.
201. **Scheibe**, Karl, Prof., Neustrelitz.
202. **Scheibel**, Dr., Professor an der Ritter-Akademie, Liegnitz.
203. **Schimmelpfeng**, G., Gymnasial-Lehrer, Marburg.
204. **Schindeler**, H., Dr., Advocat, Hamburg.
205. **Schleiden**, H., Dr., Vorsteher einer höheren Bürgerschule, Hamburg.
206. **Schlesinger**, Rud., Dr. Juris, Hamburg.
207. **Schlesinger**, O., Stud. Phil., Hamburg.
208. **Schlumpf**, E. F., Privatlehrer, Hamburg.
209. **Schmalfuss**, C., Schulrath, Hannover.
210. **Schmaltz**, M. F., Dr., Senior, Hamburg.
211. **Schmid**, Gustav, Realitäten-Besitzer, Magyar Orari.
212. **Schmid**, Th., Gymnasial-Director, Halberstadt.
213. **Schmidt**, Carl, Dr., Gymnasial-Lehrer, Köthen.
214. **Schmidt**, C. G., Dr., Collaborator am Gymnasium, Göttingen.
215. **Schmutter**, Dr., ehem. Preussischer Superintendent, Hamburg.
216. **Schneidewin**, Fr. W., Professor, Göttingen.
217. **Schöne**, Dr., Gymnasial-Director, Herford.
218. **Schultze**, Rud., Dr., Lehrer an der königl. Realschule, Berlin.
219. **Schumann**, W., Dr. Phil., Hildesheim.
220. **Schuster**, Dr., Collaborator am Johanneum, Lüneburg.
221. **Schuster**, Gustav, Cand. Theol., Hamburg.
222. **Seifer**, Th., Cand. Math., Hamburg.
223. **Seiffert**, C., Musikdirector, Schulpforta.
224. **Sengelmann**, H., Prediger, Hamburg.
225. **Seyffert**, Dr., Prof. am Joachimsthaler Gymnasium, Berlin.
226. **Siefert**, Dr., Gymnasial-Lehrer, Altona.
227. **Sieveking**, F., Dr., Senator, Hamburg.
228. **Sieveking**, F., Stud. Jur., Hamburg.

229. Sieveking, W., Stud. Med., Hamburg.
230. Sievers, G. R., Dr., ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums, Hamburg.
231. Sievers, N. A., Dr., Collaborator an der Realschule des Johanneums, Hamburg.
232. Sillem, H. C. Wilh., Cand. Rev. Min., Hamburg.
233. Smidt, F., Pastor, Bielefeld.
234. Sörensen, E., Dr. Phil., Altona.
235. Steinhart, C., Prof., Schulpforta.
236. Steinhart, Wilh., Dr. Phil., Hülfslehrer am Joachimsthaler Gymnasium, Berlin.
237. Stisser, G., Collaborator, Hannover.
238. Stock, Fr., Dr. Phil., Hamburg.
239. Stöter, F., Cand. Rev. Min., Hamburg.
240. Stoy, K. W., Professor, Jena.
241. Strack, M., Dr., Oberlehrer am königl. Friedr. Wilhelms - Gymnasium zu Berlin.
242. Strauch, C. M., Dr., Advocat, Hamburg.
243. Strodtmann, J. S., Pastor, Wandsbeck.
244. Teubner, B. G., Verlags-Buchhändler, Leipzig.
245. Trede, Etatsrath, Inspector der Gelehrten Schul - Anstalten des Herzogthums Holstein, Altona.
246. Trendelenburg, Professor an der Universität, Berlin.
247. Tzschirner, Dr., Professor, Gymnasial-Director, Kottbus.
248. Ullrich, F. W., Dr., Professor, Hamburg.
249. Ullrich, W., Dr., Advocat, Hamburg.
250. Voigt, Friedr. Gust., Rev. Min. Cand., Hamburg.
251. Vollbehr, E., Dr., Subrector an der Gelehrtenschule zu Glückstadt.
252. Volquardsen, Dr. Phil., Schenefeld.
253. Voss, H., Cand. Theol., Altona.
254. Warmers, E., Katechet, Hamburg.
255. Weisflog, H. C. G., Dr. Med., Hamburg.
256. Weissenborn, Herm., Professor am Gymnasium, Erfurt.
257. Wellig, Theod., Dr., ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums, Hamburg.
258. Wendt, Hans Hinrich, Diakonus zu St. Katharinen, Hamburg.
259. Werneburg, C., Cand. Philol. und Lehrer, Altona.
260. Wex, D., Gymnasial - Director, Schwerin.
261. Wiebel, Prof. am akademischen Gymnasium, Hamburg.
262. Wiedfeldt, Stud. theol. et oriental., Salzwedel.
263. Wiese, L., Dr., Geheimer Regierungsrath, Berlin.
264. Wilda, W. E., Professor der Rechte, Kiel.
265. Wolf, H., Prediger, Kiel.
266. Wollheim da Fonseca, Dr., Docent an der königl. Universität zu Berlin, momentan in Hamburg.
267. Wolters, O. L. S., Pastor zu St. Katharinen, Hamburg.
268. Wuestemann, E. F., Hofrath und Professor, Gotha.
269. Wüstenfeld, Professor, Göttingen.
270. Zimmermann, Th., Schulamts-Candidat, Hamburg.

IV.

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung.

Hamburg, am 1. October 1855, 10 Uhr Vormittags.

Der Verein deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten trat am 1. October 1855 zehn Uhr Vormittags zu Hamburg in der Aula des Johanneums zu seiner funfzehnten Versammlung zusammen, und wurde durch seinen im vorigen Jahre zu Altenburg erwählten Präsidenten, den Herrn Senator und Protoscholarch Dr. *Hudtwalcker* mit folgender Rede eröffnet:

Meine Herren!

Sie haben mir die Ehre erzeigt, mich zum Vorsitzenden Ihrer diesjährigen Versammlung zu erwählen, und als solchem liegt mir zunächst die Pflicht ob, Sie hier willkommen zu heissen. Das thue ich denn mit Freuden. Ich muss es als eine besondere Ehre für meine Vaterstadt betrachten, dass Ihr Verein sie zum Versammlungsort gewählt hat und gewiss theilen alle meine Landsleute dies Gefühl. Denn Hamburg ist doch zunächst eine Stadt, wo nicht so sehr die Musen als vielmehr Merkur verehrt wird, obgleich auch jenen zu opfern, wenngleich in engerem Kreise, von Alters her eigentlich nie ganz vergessen worden ist. Seyn Sie uns denn alle herzlich willkommen in unseren alten und theilweise wieder so neuen Mauern und möge es uns gelingen, Ihnen den Aufenthalt bei uns so angenehm zu machen als wir irgend vermögen; was in unseren Kräften steht, werden wir dazu beitragen.

Es ist nicht passend, öffentlich von sich selber zu reden, und doch kann ich es diesmal nicht ganz unterlassen. Ihre Wahl nehmlich hat mich einigermaassen beschämt und in Verlegenheit gesetzt. Es ist wahr, ich habe mich in meiner Jugend mit philologischen Arbeiten beschäftigt und durch eine Abhandlung über einen Theil des attischen Rechtes die Bahn gebrochen, dass demselben, welches seit Matthiä und Wolfs vortrefflichen Prolegomenen zur Leptinea fast brach lag, wieder die Aufmerksamkeit von Philologen zugewandt ward, die dann ganz Andres und Besseres leisteten, als meinen schwachen Kräften vergönnt war. Dennoch aber stehe ich eigentlich als ein Apostat vor Ihnen. Ich habe seit mehr

als 40 Jahren der Philologie den Rücken zugewandt. Bald nach dem Erscheinen meiner Schrift über die Diäteten im Jahre 1812 kam die grosse Zeit der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Es war mir nicht vergönnt, thätigen Antheil zu nehmen an den damaligen Ereignissen, aber ich wandte meine Musse nun anderen und zwar historischen Studien zu, die mir den grossen Begebenheiten des Tages näher zu liegen, ihrer würdiger zu seyn schienen. Als ich aber einige Jahre später nach Hamburg zurückkehrte, erging es mir, wie dem Griechen Agathias im 6ten Jahrhundert, dessen Erzählung darüber so ganz auf mich passt, dass ich mir erlauben will, sie in Ihr Gedächtniss zurückzurufen. Er war bekanntlich Dichter und Geschichtschreiber zur Zeit Justinians, seiner Profession nach aber Advokat, welches Loos auch das meinige damals war. Im dritten Buch seiner Geschichte zu Anfang sagt er: „Nichts möchte ich lieber, als mit den Musen, wie man sagt, die Charitinnen verbinden. Aber Sorgen ziehen mich ganz anderswo hin, und ich muss folgen, will ich oder nicht. Diese Geschichtschreibung, so wichtig und jeder andern Beschäftigung vorzuziehen, ist bei mir nur, wie der böotische Dichter sagt, ein Nebenwerk des Weges und des Lebens, und ich kann mein Leben nicht mit dem verbringen, was ich am Sehnlichsten wünsche. Denn ich sollte die alten Weisen fleissiger lesen, der Nachahmung halber, und alles Erhebliche sorgfältig aufschreiben und erforschen, und dabei in ruhiger Gemüthsstimmung und in unabhängiger Lage seyn. So aber muss ich im kaiserlichen Portikus sitzen und von früh bis in die Nacht Prozessschriften lesen und handhaben; und so verhasst mir dies Treiben ist und diese Unruhe, so bin ich doch auch verstimmt, wenn es ausbleibt, weil ich ohne diese Mühe und Arbeit mein Leben nicht fristen kann.“ Soweit Agathias, und die Anwendung macht sich von selbst, nur mit dem Unterschiede, dass ich am Ende nicht einmal zu einer Arbeit kam, wie die des Agathias. In meiner nachherigen amtlichen Stellung ging es mir nicht viel anders, und wenn ich später noch als Schriftsteller auftrat, so hing das mehr oder minder mit meinen amtlichen Beschäftigungen und Pflichten zusammen. Ich kann es daher nur wiederholen, ich fühle mich durch Ihre Wahl beunruhigt und wollte, sie wäre auf einen Würdigeren gefallen. Trotzdem will ich es wagen, hier mit einigen Gedanken vor Ihnen hervorzutreten, die beim Rückblick auf meine damaligen späteren Studien neu in mir erwacht sind; ich bitte dabei um Ihre Nachsicht, wenn ich etwas vorbringe, was Ihnen vielleicht nicht von Erheblichkeit scheint, oder was durch spätere mir unbekannt gebliebene Leistungen schon überflüssig geworden seyn möchte.

Ich möchte nehmlich die Frage aufwerfen, ob es nicht vielfach interessant wäre, in dem Geist und mit der Gelehrsamkeit, womit Savigny uns über die fortgesetzte Bekanntschaft mit dem römischen Rechte im Mittelalter belehrt hat, die Forschungen darüber zu vervollständigen und übersichtlich darzulegen, wie es in der ersten Hälfte des Mittelalters und insbesondere in den weströmischen Ländern — denn im oströmischen Reich, mindestens in Konstantinopel, war die Lage der Dinge ja anders und

für die spätere Periode besitzen wir Heeren's verdienstliches Werk — beschaffen war mit der Kenntniss und Benutzung der klassischen Schriftsteller und dem ganzen Gange der Bildung jener Zeiten im Hinblick auf das klassische Alterthum. Im Einzelnen ist dafür Vielfaches geleistet worden, namentlich durch die bei Bouquet fehlenden Hinweisungen in Pertz Monumentis, und nach Beendigung dieses Werkes wird daraus das Fortleben der klassischen Schriftsteller wenigstens in der geschichtlichen Literatur Deutschlands und grossentheils auch Italiens und Frankreichs leicht zu erkennen seyn, wie denn Grässe (im Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte) einen Reichthum von Literatur auch für dies Thema liefert, bei dem man den Fleiss und die Gelehrsamkeit des Verfassers wahrhaft bewundern muss. Guizot im ersten Theil seiner histoire de la civilisation en France depuis la chute de l'Empire romain enthält, soviel Frankreich betrifft, Schätzbares über das Schulwesen und den Zustand des öffentlichen Unterrichts überhaupt und neuerdings ist wieder manches hieher Gehörige von dem Herausgeber des Cäcilius Balbus zusammengestellt worden. So hat auch ein gelehrter Freund mich auf Thorlacius in Copenhagen Abhandlungen über die Belesenheit des dem zwölften Jahrhundert angehörigen Engländers Johannes Sarisberiensis in den alten selbst griechischen Schriftstellern aufmerksam gemacht (Birg. Thorlacii prolus. et opusc. academ. vol. V), wobei Thorlacius übrigens einen kleinen Gedächtnissfehler begeht, indem er den Horazischen Vers:

ut pueris olim dant crustula blandi
Doctores, elementa velint ut discere prima

dem Lucrez zuschreibt; nicht minder auf die Zusammenstellung in zwei Gymnasialprogrammen des Prof. Cramer in Stralsund de graecis medii aevi studiis. Aehnliches liesse sich noch manches anführen. Die Entstehungszeit mancher Manuscripte kommt dabei ebenfalls in Betracht; denn man wird doch im Ganzen nichts abgeschrieben haben, das nicht irgend einen Anklang in der Gegenwart fand. Aber eine erschöpfende übersichtliche Behandlung ist mir nicht bekannt geworden, und es liesse sich daran doch soviel Interessantes anknüpfen, wenn nicht blos eine trockne Zusammenstellung geliefert, sondern in den Geist jener Zeiten eingegangen würde.

Es drängen sich da mancherlei Fragen auf, z. B. wie es in der fraglichen Zeitperiode und in den verschiedenen Gegenden mit der Kenntniss der klassischen Schriftsteller und der gelehrten Bildung überhaupt vielfach gewechselt hat. Während z. B. schon Sidonius Apollinaris (epist. II, 10) über das gänzliche Verschwinden der reinen lateinischen Sprache vor der incuria vulgi und der rubigo trivialium barbarismorum klagt, unter welchen letzteren er die lingua rustica verstehen wird, und im siebenten Jahrhundert Fredegarius Scholasticus im Eingang seiner fränkischen Chronik seinen schlechten Styl damit entschuldigt, dass die Welt alt werde, daher niemand mehr es den oratoribus praecedentibus gleich thun könne, wie denn auch darauf niemand mehr Ansprüche mache, was fast wehmüthig klingt, haben die Gesta

Dagoberti, von einem Mönch zu St. Denys, vermuthlich nicht vor dem neunten Jahrhundert verfasst, auffallend besseres Latein. Man könnte dies durch die wissenschaftlichen Bestrebungen Karls des Grossen und Alcuins erklären. Aber reichlich ein Jahrhundert später, wo schon die Periode anfing, die man gewöhnlich für die finsterste im Mittelalter hält, zeigt sich Aimoin, Mönch zu Fleury (um das Jahr 1000), wieder nicht wenig bewandert in den Klassikern. Er führt nicht selten Stellen aus Dichtern an, namentlich aus Virgil; bei einer aus Paulus Diakonus entlehnten Erzählung von einem longobardischen Knaben vornehmen Geschlechts, der von einem Avaren gefangen, sich durch Tödtung desselben befreite, bringt er in den Worten: at puer

Ingentes animos angusto in pectore versans

eine Stelle aus Virgils Georgicis an (IV, 83) — welche letztre Notiz ich übrigens, ich sage das, um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken, ebenfalls einem gelehrten Freunde verdanke —; zwei andre Stellen zeigen, dass er mit Homer oder doch mit homerischen Erzählungen und mit der altrömischen Geschichte ebenfalls bekannt war (I, 16, und I, 10); endlich bei seiner Beschreibung von Germanien citirt er Cäsar, Plinius, und den späteren Orosius, Tacitus aber nicht.

Es drängt sich ferner die Frage auf, woher, was bekanntlich der Fall ist, in jenen Zeiten die alten Dichter vorzugsweise erwähnt und benutzt wurden, selbst so schwere wie Juvenal und Persius.

Unerörtert würde meines Dafürhaltens bei einer Arbeit, wie sie mir in Gedanken schwebt, dann auch nicht bleiben dürfen, mindestens würde die Gelegenheit dazu nahe liegen, den Ursachen des Verfalls des Styls und des Geschmackes in den späteren Zeiten des weströmischen Reiches und in der nächsten Epoche nach dessen Untergang noch weiter nachzuforschen. Er lässt sich vielleicht nicht allein aus dem Eindringen der barbarischen Völker und aus den dadurch herbeigeführten gewiss höchst traurigen Zuständen, noch aus dem schon früheren Sinken der alten römischen Herrlichkeit erklären. Welch ein Unterschied z. B. zwischen Claudian, dem letzten wirklichen römischen Dichter, der noch einzelne grosse Schönheiten hat, und dem etwa ein Jahrhundert jüngeren Sidonius Apollinaris, dessen Schwulst und Geschmacklosigkeit schon unleidlich ist, obgleich sich auch bei ihm noch einzelne poetische Stellen finden, und wieder ein Jahrhundert später zwischen diesem und dem Venantius Fortunatus, einem in den Alten nicht unbelesenen Italiener am Hofe des fränkischen Königs Siegbert, der um 599 Bischof zu Poitiers ward. Dieser Dichter beschreibt z. B. die Folgen eines splendiden Diners folgendermaassen: (VII, 14)

Mox quasi parturiens subito me ventre tetendi,
Admirans uterum sic tumuisse meum.
Intus enim tonitrus vario rumore fremebat,
Viscera conturbans Eurus et Auster erat.
Non sic Aeoliis turbatur arena procellis u. s. w.

In dem von Mabillon herausgegebenen Gedichte an den König Childebert sagt er von diesem:

Rex regionis apex et supra regna regimen,
Qui caput es capitum, vir capitale bonum,
Ornamentorum ornatus ornatius ornans,
Qui decus atque decens cuncta decenter agis.

Sollte so etwas nicht noch andre Ursachen haben, als blos überhand nehmende Barbarei? Man hätte vielleicht zu erwägen, dass das klassische Alterthum und dessen Bildung nichts Naturwüchsiges mehr war, dass es sich überlebt hatte, und dass neue ganz verschiedenartige Lebenselemente eingedrungen waren, ohne dass dies solchen äusserlich noch mit dem Firniss altklassischer Kultur angethanen Zeitgenossen zum klaren Bewusstseyn kam, und dass sie in solcher Weise auf Spielereien und Abgeschmacktheiten verfielen. Im prosaischen Styl ging es ebenfalls nicht recht mehr. Das christliche Element und der romantische Geist der germanischen Völker waren neu eingedrungen, und mit diesen neuen geistigen Strömungen musste sich auch die Sprache erst abfinden, was mit dem vorhandenen klassischen Sprachschatze nicht zu bewerkstelligen war. Es ist schon mehrfach bemerkt worden, dass es den Verfassern der neutestamentlichen Schriften ebenso ging, der Genius der griechischen Sprache wollte sich, selbst im hellenistischen Dialekt, den jüdischen und christlichen Begriffen nicht recht anpassen, die Masse der neuen Ideen konnte selbst ein Mann wie der Apostel Paulus, dem es bekanntlich an gelehrten Kenntnissen nicht fehlte, mit dem ihm zu Gebote stehenden Wortvorrathe nicht immer genügend bewältigen, und so erscheint der Flug seiner Gedanken manchmal durch die Sprache wie gehemmt. Mit dem Lateinischen war es wohl ähnlich beschaffen. Vielleicht suchte man auch absichtlich oder instinktmässig in der herrschenden Sprachweise des ungebildeten Volks Aushülfe, denn diese war doch noch etwas lebendig Fortbestehendes. Und was den romantischen Geist anbetrifft, den die einbrechenden Fremden mitbrachten, so zeigt sich in dieser Beziehung auch manches Merkwürdige, was zu anziehenden Vergleichungen Anlass geben kann. Die Gelehrten und Stylistiker des fünften und sechsten Jahrhunderts, Cassiodor, Boëthius, Sidonius, Symmachus scheinen unberührt von ihm geblieben zu seyn, ihn vielmehr spröde und unwillig nicht an sich kommen lassen zu wollen, während Ammianus Marcellinus schon modern sentimental ist, und Jordanes wie Paulus Diakonus, letzterer freilich aus noch etwas späterer Zeit, ganz von jenem Geist durchdrungen sind; man kann dies daraus erklären, dass sie beide durch ihre Geburt dem germanischen Stamme angehörten. Bei Paulus Diakonus nimmt man, was den Styl anbetrifft, schon deutlich wahr, dass er deutsch dachte und seine Gedanken nur ins Lateinische übersetzte, während bei Gregor von Tours mehr romanisches Sprachelement vorgewaltet zu haben scheint. Besonders merkwürdig in dieser Beziehung ist aber der Grieche Prokopius im sechsten Jahrhundert; so gern er den Barbaren

etwas anhängt, so kann er doch nicht unterlassen, recht con amore anmuthige Rittergeschichten zu erzählen, z. B. wie Majorian sein Haar färbend selbst auf Kundschaft zu Geiserich zieht, und als er dort ins Zeughaus tritt, die Waffen von selbst zusammenschlagen und erklingen. Prokops Beschreibung der letzten Heldenschlacht der Ostgothen in Italien unter ihrem König Teja und dessen Tod ist grossartig, sie versetzt den Leser in die Schilderungen des Niebelungenliedes; das sind gewiss Nachklänge gothischer Erzählungen oder Epopöen. So ausführlich übrigens Jordanes bei der Heroenzeit der Gothen verweilt, so scheint er sich doch aus einer Art Vornehmthuerei wieder seiner barbarischen Herkunft zu schämen, denn er führt die gothischen Ursprünge stets auf thracische und getische, ja auf altgriechische Zeiten bis zum trojanischen Kriege zurück. Oder wollte er es den Römern weniger schmerzlich erscheinen lassen, dass sie von einem Volk ohne klassisch geadelte Vorfahren besiegt waren? Er soll Cassiodors uns verloren gegangene gothische Geschichte zum Grunde gelegt haben; ich zweifle sehr, dass sie besser war als was er liefert; denn Cassiodor zeigt an einer Stelle seiner Variarum (IX, 25), dass er seine gelehrte römische Kenntniss den gothischen Volkssagen bei Weitem vorzog.

Doch ich fürchte zu ermüden. Geben diese fragmentarischen Zusammenstellungen Anlass zu besseren Erörterungen, so werde ich mich glücklich schätzen, ein Scherflein dazu beigetragen zu haben. Ich will es nicht leugnen, gerne möchte ich selbst noch einmal wieder zu so anziehenden Arbeiten mich zurückwenden. Wenn ich meine Blicke auf die hier aus so vielen Gauen Deutschlands versammelten verehrten Männer und auf ihren Lebensberuf richte, so ergreift mich ein Gefühl, das ich Neid nennen würde, wenn nicht berichtet wäre, dass die Regel: *φθόνου ἀπέχου* schon als Inschrift an einer Säule des Tempels zu Delphi gestanden habe (Labbaei glossaria, Lond. 1816—1826, p. 433). Das muss ein Freund der Philologie, von allen sonstigen Geboten abgesehen, nothwendig respectiren. Ich kann dies Gefühl aber auch anders ausdrücken. Nun denn, ich schätze die Philologen und Schulmänner glücklich, weil ihr Beruf es mit sich bringt, entbürdet von den schweren religiösen, politischen und socialen Fragen der Zeit sich in den reinen Aether des klassischen Alterthums zu erheben und die Jugend mit seinen Schätzen bekannt zu machen. Solches ist Ihnen vergönnt, während wir Anderen kaum nebenbei zur Erholung einmal aus dem kastalischen Quell nippen dürfen. Erlauben Sie aber eben darum uns Anderen, um so wärmeren Antheil auch an diesen Ihren Verhandlungen zu nehmen, deren Beginn noch länger aufzuhalten mir Unrecht erscheinen würde. Insoweit ich bei denselben noch thätig zu seyn habe, empfehle ich mich Ihrer Güte und Ihrer Nachsicht, und erkläre schliesslich die funfzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten hiemit für eröffnet.

Nach Beendigung dieser Rede theilte derselbe der Versammlung mit, dass am heutigen Tage in der Morgenstunde der berühmte Reisende, Dr. *Heinrich Barth*, bekanntlich ein geborner Hamburger, aus England hier angekommen sei, und schlug vor, ihn durch eine Deputation, bestehend aus dem Vicepräsidenten der Versammlung

Oberschulrath Dr. *Rost* aus Gotha,

ferner aus den Vereinsmitgliedern

Geheimer Regierungsrath *Wiese* aus Berlin,
Director Dr. *Kraft* aus Hamburg,
Professor Dr. *Redslob* aus Hamburg

begrüssen und das Ersuchen an ihn stellen zu lassen, dass er an einem von ihm zu bestimmenden Tage in der Versammlung erscheinen und, wenn er dazu geneigt wäre, einen Vortrag in derselben halten möge. Dieser Vorschlag wurde einstimmig von der Versammlung genehmigt.

Der nun den Vorsitz übernehmende Vicepräsident Oberschulrath Dr. *Rost* erklärte, die Verantwortung seiner Wahl dem Herrn Präsidenten, welchem dieselbe von der vorjährigen Versammlung überlassen worden, anheim geben zu müssen; er selbst bedaure, dass die Absicht, nach welcher der Würdigste, der von Allen verehrte Ober- und Altmeister *Boeckh* seinen Platz einnehmen sollte, nicht erreichbar gewesen sei. *Boeckh* selbst drücke sein Bedauern über die Verhinderungen, bei der Versammlung gegenwärtig zu sein, durch Hinweisung auf das Simonideische Ἀνάγκᾳ δ᾽οὐδὲ θεοὶ μάχονται aus.

Hierauf wurde zur Bildung des Secretariats geschritten, und von dem Vorsitzenden zunächst mitgetheilt, dass Prof. *Hermann Weissenborn* aus Erfurt, der bereits in mehreren früheren Versammlungen sich als Schriftführer bewährt und den er gern vorzugsweise auch diesesmal wieder in Vorschlag gebracht haben würde, durch Familienverhältnisse sich genöthigt sehe, noch während des heutigen Tages wieder in seine Heimat zurückzukehren; er schlug daher nunmehr vor:

Professor Dr. *Dietsch* aus Grimma,
Dr. *C. G. Schmidt*, Collaborator am Gymnasium zu Göttingen,
Dr. *M. Isler*, Secretär der Stadtbibliothek zu Hamburg,
Dr. *Siefert*, Gymnasiallehrer zu Altona.

Nachdem die Versammlung sich mit diesem Vorschlage einverstanden erklärt hatte, übernahmen die Genannten die ihnen übertragenen Functionen. Auf die Aufforderung des Vorsitzenden verlas sodann Prof. *Dietsch* die Statuten und das Verzeichniss der bis jetzt eingetroffenen Mitglieder, wobei jeder Aufgerufene sich von seinem Sitze erhob.

Für die Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes wurden ausser den Präsidenten und Vicepräsidenten der jetzigen und früheren Versammlungen, von denen

Senator und Protoscholarch Dr. *Hudtwalcker*,
Oberschulrath Dr. *Rost* aus Gotha,
Hofrath Professor Dr. *Doederlein* aus Erlangen,
Director Dr. *Eckstein* aus Halle,
Professor Dr. *Schneidewin* aus Göttingen,
Schulrath und Director Dr. *Foss* aus Altenburg

gegenwärtig waren, in Vorschlag gebracht:

Geh. Regierungsrath Dr. *Wiese* aus Berlin,
Ephorus Dr. *Bäumlein* aus Maulbronn,
Director Dr. *Ahrens* aus Hannover,
Professor Dr. *Haase* aus Breslau,
Hofrath und Professor Dr. *Wüstemann* aus Gotha, und
Docent Dr. *Linker* aus Wien

und die Wahl derselben von der Versammlung genehmigt. Derselben Commission wurde auch der Auftrag ertheilt zu prüfen ob Aenderungen in den Statuten vorzunehmen seien, die etwa nöthig befundenen zu formuliren und der Versammlung in Vorschlag zu bringen. Der Vorsitzende lud die Theilnehmer an dieser Commission ein, diesen Nachmittag um $4\frac{1}{2}$ Uhr in seinem Logis im Hôtel de l'Europe zu einer Berathung zusammenzutreten.

Nachdem sich hierauf die Orientalisten zur Bildung ihrer Section in das ihnen zugewiesene Local begeben hatten, theilte der Vorsitzende *Rost* die eingegangenen Begrüssungsschriften und Ehrengaben mit:

1) Die lateinische Begrüssung in elegischen Versen an die Versammlung sowie an Dr. *Barth* von Dr. *Julius Henning* in Hamburg im hamburgischen unparteiischen Correspondenten, wieder abgedruckt im Tageblatt der Versammlung No. 1.

2) Von Prof. Dr. *Fritzsche* in Rostock: Philologos Germaniae ineunte m. Octobri a. MDCCCLV Hamburgi congregatos F. V. Fritzschius, Professor Rostochiensis absens salutat. Accedunt fragmenta Eupolideo versu conscripta. Impressum Rostochii literis Adlerianis. 22 pp. 4°.

3) Von Prof. Dr. *Ed. Gerhard* der zweite Theil seiner griechischen Mythologie, mit einem Schreiben in dessen Namen von Prof. Dr. *Petersen* zu Hamburg überreicht.

4) Von dem Collegium der Professoren des akademischen und Real-Gymnasiums in Hamburg: Die Feste des Pallas Athene in Athen und der Fries des Parthenon. Ein Vortrag, gehalten am Geburtstage Winckelmann's den 9. December 1854 von *Chr. Petersen*, Prof. der class. Philologie am akademischen und Real-Gymnasium, der funfzehnten Versammlung Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten überreicht von den Professoren des akademischen und Real-Gymnasiums in Hamburg. Hamb. 1855. 32 SS. 4°.

5) Von den Professoren und Lehrern der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg: Philologos Germaniae per dies I, II, III, IV m. Octobris a. MDCCCLV ad studia sua colenda nostram in urbem congregatos cum piis votis faustisque ominibus laetabundi venerabundi excipiunt Joannei Hamburgensis Professores et Magistri. Inest brevis historia Joannei Hamburgensis (vom Director Dr. *F. C. Kraft*). Hamb. 1855. 39 pp. 8°.

6) Von einem Ungenannten: Reminiscenzen. Der Versammlung deutscher Philologen. Von einem Nicht-Philologen. Motto: Dulce est desipere in loco. Hamburg 1. October 1855. (Als Manuscript gedruckt). 16 S. 8°.*)

Nach bisher beobachteter Sitte wurde auf den Vorschlag des Präsidiums die Uebergabe der Schrift No. 3, von welcher nur ein Exemplar eingesandt war, an die Hamburger Stadtbibliothek beschlossen.

Zur Festsetzung der Geschäftsordnung übergehend schlug das Präsidium vor, da für den morgenden Tag die Sitzungen ausfallen, indem Herr Senator *Godeffroy* sein Dampfschiff „Helgoland" der Versammlung zu einer Fahrt nach Cuxhaven an diesem Tage zur Disposition gestellt habe, heute noch einen Vortrag, den des Prof. *Arnold Schäfer* aus Grimma: Zur Charakteristik König Philipps von Macedonien, anzusetzen. Sodann für den 3. October:

1) Bericht über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und Beantwortung der Frage über etwanige Veränderungen in den Statuten.
2) Vortrag des Dr. *Bröcker* aus Hamburg: Ueber Niebuhr's Ansicht von der Richtigkeit der Darstellung, welche Fabius Pictor von der römischen Verfassungsgeschichte gegeben.
3) Vortrag des Prof. Dr. *Overbeck* aus Leipzig: Ueber griechische Genrebildnerei.
4) Vortrag des Professor Dr. *Georg Curtius* aus Kiel: Andeutungen über das Verhältniss der lateinischen Sprache zur griechischen.
5) In subsidium, von Hofrath Dr. *Doederlein* aus Erlangen: Eine Etymologie (διαιτητής), eine Emendation (Tac. Agric. 1 in fine) und eine Interpretation (Quintil. X 1 101 über den candor Livii) in der Form von Anfragen an die Versammlung.

---

*) Von diesen Schriften erhielt jedes Mitglied die NN. 4. 5. 6 bei seiner Inscription in das Album der Versammlung: No. 2 war in verhältnissmässig geringerer Anzahl eingegangen, so dass hauptsächlich nur die, für deren Studien der Inhalt der Abhandlung ein näheres Interesse bot, ein Exemplar davon erhalten haben. Nach dem Schluss der Verhandlungen ging noch in wenigen Exemplaren ein (durch Herrn Dr. *A. Baumeister* eingesandt):

7) Haus Bürgel das römische Burungum nach Lage, Namen und Alterthümern. Nebst Excursen über die Veränderungen des dortigen Rheinlaufs und der Lage von Zons an diesem, die römischen Inschriften zu Dormagen, Worringen und Bürgel, und die Matronenverehrung, von Dr. *A. Rein*, Rector der höheren Stadtschule zu Crefeld. Crefeld 1855. 52 S. 8°.

und wurde, so weit der Vorrath reichte, an die noch in Hamburg anwesenden Mitglieder der Versammlung vertheilt.

Für den 4. October:

1) Vortrag des Professor Dr. *Forchhammer* aus Kiel: Ueber den Ursprung der Hauptbaustile.
2) Prof. Dr. *von Jan* aus Schweinfurt: Mittheilungen über den neuerdings aufgefundenen Palimpsest des Plinius.
3) Vorlesung des Prof. Dr. *Gravenhorst* aus Hildesheim seiner neuen Uebersetzung der Tragoedie des Aeschylos: Die Choëphoren, wozu auch das gebildete nichtphilologische Publicum zur Theilnahme anzuregen sei. Der Anfang der Vorlesung werde etwa 11½ Uhr sein.

Noch ein und der andere Vortrag sei in Aussicht gestellt worden, doch könne darüber im Augenblick noch nichts Bestimmtes mitgetheilt werden.

Auf Dir. *Eckstein's* Vorschlag wurde der Druck der von Hofrath *Doederlein* zu behandelnden Stellen im nächsten Tageblatt beschlossen. Prof. *Gravenhorst* wünscht Verlegung seiner Vorlesung von Donnerstag auf Mittwoch, weil er glaube alsdann in sichererem Gebrauch seiner Stimmmittel zu sein: Prof. *Weissenborn* schlägt vor, dieselbe ausserhalb der eigentlichen Versammlungszeit auf Mittwoch Nachmittag von 3 bis 5 Uhr anzusetzen: der Vorsitzende bemerkt aber, dass diese Zeit auch beim Präsidium Anfangs Anklang gefunden habe, jedoch später in Rücksicht auf die in Hamburg übliche Tageseintheilung beseitigt worden sei. Prof. *Gravenhorst* beruhigte sich darauf bei dem ersten Vorschlag, und die Tagesordnung wurde, wie angetragen, genehmigt. Prof. Dr. *Petersen* aus Hamburg stellte nunmehr den Antrag, dass dem ihm bekannten Wunsche mehrerer Mitglieder gemäss eine besondere Section für Archäologie und Mythologie gebildet werden möge, deren Sitzungen gleichzeitig mit der pädagogischen Section im Lesezimmer der Stadtbibliothek Statt haben könnten, da mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei, dass die Theilnehmer beider nicht dieselben sein würden. Director *Eckstein* protestirte gegen die Grausamkeit, die Schulmänner von allen Verhandlungen über archäologische und mythologische Gegenstände auszuschliessen, und wünschte die Ansetzung einer anderen Zeit für diese. Daher proponirte Prof. *Petersen* die Theilung der Zeit zwischen beide Sectionen. Der Vorsitzende warnte vor Separatismus und Spaltungen und schlug vor, da die Statuten eine archäologische Section nicht kennen, die Beschlussnahme bis zur nächsten Versammlung zu vertagen, wo diese Frage bei dem Bericht über Veränderungen in den Statuten erörtert werden könne. Prof. *Forchhammer* empfahl den Antrag und wünschte Verlängerung der täglichen Arbeitszeit mit Hinweisung auf die Thätigkeit anderer Gesellschaften ähnlicher Art: die Versammlung müsste fleissiger sein und die Zeit für ihre wissenschaftliche Thätigkeit verdoppeln, ja verdreifachen. Der Vorsitzende fasste den Inhalt der Debatte übersichtlich zusammen und stellte die Frage:

Soll eine besondere Section für Mythologie und Archäologie gebildet werden?

Prof. *Petersen* fürchtet, dass bei einer Vertagung bis zum Mittwoch es zu spät werden würde, einigermassen ergiebige Resultate zu erzielen. Dir. *Eckstein* besorgt seinerseits, dass die Abstimmung eine bejahende Entscheidung geben würde, was er sowohl mit Rücksicht auf die Statuten als auch darauf, dass in Berlin die Bildung einer archäologischen Section abgelehnt worden sei *), vermieden sehen möchte, und schlägt vor, Prof. *Petersen* möchte die Herren, welche seinen Wunsch theilten, einfach bitten, zu einer bestimmten Zeit in dem angesetzten Locale sich zu versammeln, um auch ohne feste Form die Einrichtung der Sache zu berathen. Durch allseitige Annahme dieses Vorschlags ward die Debatte beendigt, und *Petersen* setzte die Zeit der Zusammenkunft auf 1½ Uhr an.

Prof. Dr. *Schäfer* aus Grimma hielt darauf seinen Vortrag:

Zur Charakteristik König Philipps von Makedonien.

Der Charakter Philipps von Makedonien bietet so mannigfaltige und wie es scheinen will, so unvereinbare Züge dar, dass schon das Urtheil der Zeitgenossen sich in den schärfsten Gegensätzen bewegt. Ich rede nicht von Schmeichlern, die auch das Laster bemänteln, oder von Feinden, die in blindem Hasse den Gegner nur zu schmähen und zu verunglimpfen wissen. Aber ist nicht dem hochbetagten Greise Isokrates, der früher in ihm den Retter und Friedensstifter der Hellenen begrüsst hatte, der seine theuersten Wünsche durch ihn glaubte erfüllt zu sehen, endlich in schmerzlichster Verzweiflung das Herz gebrochen? Hat nicht Theopomp, der sich als Bewunderer von Philipps Grösse bekannte, der sein bedeutendstes und umfassendstes Werk seinem Namen widmete, der überschwänglichen Lobpreisung so harten und so ehrenrührigen Tadel gegenübergestellt, dass jene dadurch völlig verdunkelt wird? Hinwiederum hat Demosthenes, der in Philipp den schlimmsten Feind seines Vaterlandes erblickte und sein Leben daran setzte, dessen Pläne zu bekämpfen, auf der einen Seite zwar das System wie die Person des Gegners rückhaltlos mit bitteren Worten angegriffen, andererseits aber seinem Geiste und seiner Thatkraft eine so hohe Anerkennung gezollt, wie sie aus dem Munde des Freundes nicht rühmender lauten konnte. Da kann es uns nicht befremden, dass bis auf den heutigen Tag über diesen Monarchen die widersprechendsten Urteile gefällt werden, dass, während die einen in ihm einen selbstsüchtigen Eroberer und den muthwilligen Zerstörer der hellenischen Freiheit erkennen, wider den zu streiten jedes Patrioten heilige Pflicht war, andere den Widerstand gegen den

*) In Berlin ist eben so wie in Hamburg eine archäologische Versammlung, jedoch ohne die feste Form einer Section, gehalten worden. Vgl. Verh. d. eilften Vers. zu Berlin, S. 96 ff. Die Begründung einer eigentlichen Section ist aber bei der Berathung der Statuten allerdings nicht beliebt worden, a. a. O. S. 109.

Red.

grossen König als unberechtigt, im besten Falle als eine Frucht kurzsichtiger Schwärmerei bezeichnen, und über den Zweck, den er sich vorgesetzt, die Bildung einer makedonisch-hellenischen Grossmacht, ihm die angewendeten Mittel nicht so hoch anrechnen.

Ich maasse mir nicht an, dass ich diese Widersprüche vollständig zu heben und den Charakter Philipps bis in seine geheimsten Falten zu enthüllen vermöchte. Aber erfüllt von Bewunderung für Demosthenes, wie ich bin, und im Begriffe an die Darstellung seines Lebens und seiner Zeit, ein Werk langjähriger Arbeit, die letzte Hand zu legen, fühle ich das Bedürfniss in der gelehrten Versammlung, welche die gastliche Ladung dieser freien Stadt zusammengeführt hat, mein Urteil über Philipp in der Kürze zu entwickeln. Ich möchte die Beruhigung gewinnen: dass mich nicht einseitige Vorliebe für den grossen Redner zu missgünstiger Verkennung des Königs Philipp getrieben hat.

Wenn wir uns die Frage vorlegen: welche Politik musste Demosthenes nach weiser vorurteilloser Erwägung den makedonischen Bestrebungen gegenüber verfolgen? so werden wir uns zur Beantwortung derselben nicht in den Moment von Philipps jähem Tode versetzen dürfen, sondern wir müssen mitten in sein Leben hineingreifen. Und welcher Zeitpunkt wäre wohl geeigneter dazu, als der, mit welchem die erste, an schwer errungenen Erfolgen reichste Epoche seiner Regierung abschloss, ich meine den Friedensschluss mit Athen und die Beendiguug des heiligen Krieges? Damals hatte Philipp von den westlichen Abhängen der illyrischen Grenzgebirge bis an die Durchfahrten zum Pontus, von dem nördlichen Skardus bis durch die Thermopylen nach Hellas hinein seine Macht erstreckt. Er hatte die bisher in sich zwiespältigen und von den Nachbaren in ihren eigenen Marken bedrängten Makedonen unter seiner Herrschaft vereinigt und ihren Namen zu Ehren gebracht: er hatte seine Feinde vernichtet oder ihnen den Frieden vorgeschrieben und zahlreiche Bundesgenossen sich zu Dank verpflichtet. Solche Thaten, binnen wenig Jahren ausgeführt, schienen des Wunsches Fülle zu gewähren und konnten nicht anders als die Bewunderung der mitlebenden erwecken. Sie mussten bekennen, dass kein Fürst Europas jemals solche Thaten gethan und zu einer so bedeutenden Macht sich emporgeschwungen habe. Je weniger bis dahin das makedonische Reich gegolten hatte, um so höher stieg der Ruhm des jungen Königs, der mit geringen Mitteln und von schwierigen Anfängen aus so grosses vollbracht hatte. Demosthenes selbst schildert seinen Mitbürgern, damit sie sich daran spiegeln, mit Staunen oder, wie Niebuhr sagt, mit Grausen, die ungemeinen Eigenschaften, welche er dabei entwickelte.

Denn die Grösse Makedoniens war allerdings Philipps eigenstes Werk. Ausgestattet mit den reichsten Gaben des Körpers und des Geistes, von schöner, kräftiger Gestalt, ausdauernd in allen Anstrengungen, früh gereift in den heimischen Wirren, deren Zeuge er als Knabe war und im Verkehre mit den grossen Staatsmännern und Feldherren Thebens, begabt mit einer leichten, schnellen Auffassung,

und der Rede mächtig, dabei von einer Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgange, deren Zauber wenige, die mit ihm in Berührung kamen, widerstanden haben: so tritt er uns vom ersten Beginne seiner Regierung an als fertiger Krieger wie als Meister in allen Künsten der Unterhandlungen entgegen.

Rastlos und unermüdlich warf er sich in den Krieg: jeder gewonnene Sieg bahnte nur den Weg zu neuen Unternehmungen. Seine Lust war es, der Gefahr ins Angesicht zu schauen, Wunden auf Wunden hat er in den Schlachten davon getragen, und man konnte ihn tadeln, dass er sein Leben über Gebühr aussetzte. Aber durch sein Beispiel riss er die Makedonen mit sich fort und bildete sich ein Heer, das an Kriegsübung und Tüchtigkeit seines gleichen nicht hatte und seinem königlichen Feldherrn überallhin willig folgte. Mit diesem trotzte er allen Beschwerden; kaum vom Krankenlager aufgestanden war er wieder in voller Thätigkeit. Anstrengende Märsche und langwierige Belagerungen wurden mit gleicher Ausdauer durchgeführt, ohne Unterschied der Jahreszeit, Winters so gut wie Sommers, ganz gegen die Art der bequemeren Kriegführung, die bei den Griechen hergebracht war.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir des näheren darlegen, in welchen Stücken Philipp bei der Organisation seines Heeres altes umgebildet und neues geschaffen habe. Für uns genügt es zu bemerken, dass er im Laufe seiner Feldzüge der Phalanx des schweren makedonischen Fussvolks wie der Reiterei ihre taktische Ausbildung gab, während er zugleich der leichten Truppen, die meist aus fremden Hilfsvölkern und Söldlingen bestanden, sich geschickt zu bedienen wusste: dass er ferner die Belagerungskunst zu einem bisher nicht gekannten Grade vervollkommnete. In der Bewaffnung, Einübung und Aufstellung der Truppen mochte das thebanische Heerwesen und die Kriegskunst der Epaminondas, Pelopidas, Pammenes dem Könige als Vorbild und Schule gelten; hellenische Hauptleute und Söldner waren ihm auch später mit ihren Diensten willkommen: aber den Kern des Heeres bildeten die Makedonen, und die ganze Gliederung desselben beruhte auf den volksthümlichen Elementen. Nicht als wären die Unternehmungen Philipps von nationalem Geiste getragen worden: im Gegentheile, sobald sie der Dienstbarkeit erledigt und vor Einfällen der Nachbarvölker gesichert waren, hätten die Makedonen lieber in Ruhe daheim gesessen, unbekümmert um die Händel der Hellenen und die Auflösung des hinsiechenden Perserreiches. Aber Philipp gönnte ihnen keine Ruhe, und wusste nicht sowohl mit Gewalt — vielmehr durften die Makedonen immer noch ihrer Freiheit auch vor dem Könige sich rühmen —, als durch kluge Consequenz sich zum Herrn des Volkes zu machen, wie kein König vor ihm, und dessen angeborene Kraft in immer weitere Bahnen zu leiten. Die alte Sitte, dass die Söhne der edlen Geschlechter am Hofe als des Königs Pagen und Knappen aufwuchsen, gewann jetzt ihre volle Bedeutung. Sie konnten als Geiseln gelten für die Treue ihrer Angehörigen; auch fremde Fürstensöhne wurden bald ihnen beigesellt; zugleich aber genossen sie einer Erziehung, welche sie befähigte, künftig dem Könige als Feld-Hauptleute und Statthalter zu dienen. Aus ihnen ergänzte

sich die königliche Leibgarde, welche von der kriegerischen Mannschaft des Herrenstandes gebildet wurde. Den ersten Rang in derselben nahmen die Reiter-Geschwader der ebenbürtigen Freunde und Gefährten (ἑταῖροι) des Königs ein, vor Philipps letztem Zuge nach Hellas 800 an der Zahl, bei Alexanders Uebergange nach Asien doppelt so stark. Ihnen zunächst standen die Schildknappen (ὑπασπισταί), eine auserlesene und ebenfalls schon durch ihre Geburt bevorzugte Fusstruppe. Die Masse des schweren Fussvolks endlich bestand aus dem Aufgebote der einzelnen Stämme, und auch diese freigebornen Söhne des Landes wurden mit dem Namen Gefährten des Königs im Dienst zu Fuss (πεζέταιροι) geehrt. So sammelte Philipp die Blüte der makedonischen Jugend um sich und wusste sie durch Beispiel und Kameradschaft wie durch freigebige Belohnung an seine Person zu ketten. Und wie er die Gliederung und Organisation eines stehenden Heeres mit sicherer Hand durchführte, so bewies er auch einen seltenen Scharfblick in der Wahl seiner Hauptleute und erzog sich einen Stab grosser Feldherren. Vor allen bewährten sich ihm der erfahrene, besonnene Parmenion und der wachsame, nüchtern-strenge Antipater wie im Felde so bei diplomatischen Verhandlungen. Ihr offenes Urteil und ihr stolzes Selbstgefühl achtete Philipp, denn er war ihrer Treue gewiss: dagegen duldete er es nicht, wenn ein Feldherr eigenen Ruhm suchte und nicht zufrieden war mit der Ehre, die der Dienst unter dem Könige verlieh: wer sich vordrängen wollte, den liess Philipp zurücktreten, um allein Meister des Heeres zu bleiben.

Während Philipp so die ungebrochene Kraft des makedonischen Volkes in seinen Dienst zog und dessen Traditionen und Stammesverhältnissen Rechnung trug, lag ihm doch nichts ferner, als seine Pläne nach den nationalen Interessen zu beschränken. Makedonien galt ihm nur als erste Grundlage eines grösseren Reiches, seine Gedanken schweiften weit über dessen Grenzen hinaus. Zunächst trachtete er danach, sich zum Schutzherrn der Hellenen aufzuwerfen und die nördlichen Völker vom Pontus bis zum adriatischen Meere in seine Botmässigkeit zu bringen. Stand ihm die gesammte See- und Landmacht Griechenlands im Verein mit Makedonien und dessen Grenzländern zu Gebote, so durfte es als ein leichtes erscheinen, Kleinasien und die Küstenländer des Mittelmeeres dem Perserkönig zu entreissen, dessen Herrschaft in diesen Gegenden längst jeder festen Unterlage entbehrte. Weiter nach Osten vorzudringen mag vorläufig ausserhalb seinen Entwürfen gelegen haben: ich denke mir, Parmenion hat in Philipps Sinne dem kühnen Drange Alexanders in ungemessene Fernen seine Bedenken entgegengesetzt. Indessen finden wir schon in Philipp einen ungestümen Trieb, stets neues unter Händen zu haben. Denn wie vorzüglich er auch für die Verwaltung begabt war — Zeugniss davon geben ausser der Organisation des Heerwesens die durch ihn geweckten Anfänge einer maritimen Bedeutung seiner Staaten, der Aufschwung, den er in den Bergbau wie am Pangaeos, so im inneren Makedonien, zu bringen wusste —, so war doch die Wohlfahrt seiner Unterthanen nicht sein letzter Zweck,

sondern nur ein Mittel für seine weitergehenden Absichten. Sie verschmerzten es ungern, wenn in den Kriegszeiten die Athener, die ihnen ihr Holz und Getreide und sonstige Landeserzeugnisse abkauften, von ihren Märkten ausgeschlossen waren, wenn die Häfen blokirt wurden, sie hätten lieber friedlichen Handelsverkehr mit den Hellenen unterhalten. Philipp liess sich dadurch nicht irren. Seine Art war es nicht, in Ruhe der allmählich reifenden Früchte zu geniessen. Es widerstand ihm, sparsam zu wirthschaften, Einnahmen und Ausgaben gegen einander zu rechnen. Je mehr er aus den königlichen Gütern, aus Zöllen, Bergwerken, aus dem Tribut unterworfener Völker oder aus der Kriegsbeute gewann (denn die Makedonen drückte er mit directen Steuern nicht), um so mehr verbrauchte und verschenkte er: wie hoch auch seine Einkünfte gestiegen waren, bei seinem Tode, am Vorabende eines grossen Krieges, war der Schatz so gut wie leer und mit Schulden belastet. Philipp spielt ein kühnes Spiel, an das er sein Leben wagt, froh des glücklichen Wurfes mehr als des Gewinnes, den er einbringt, ausser in so fern er mit diesem einen grösseren Einsatz thun kann.

Es war der Rausch des Lebens, den er in vollen Zügen schlürfte. Wie in dem heissen Getümmel der Schlacht, so war ihm am wohlsten beim lustigen Gelage, wo aus ungemischten Bechern gezecht wurde: wem dort ein kräftiger Witz zu Gebote stand, wer die tollsten Possen riss, die ausgelassensten Sprünge machte, wüste Trinklieder absang, der war ihm eben recht: solche Leute zogen aus allen Enden Griechenlands an seinen Hof und ernteten reichen Lohn. Von Bewahrung königlicher Würde und Anständigkeit war dabei keine Rede: Philipp scheute sich nicht vor seiner Umgebung in trunkenem Zustande zu erscheinen. Aber es waren dies wüste Ausbrüche übersprudelnder Kraft: er hatte den gern, der mit ihm vom Gelage in die Schlacht ging, und was der kühn erstrittene Sieg an Beute gebracht, verjubelte: aber nichts war dem Könige mehr zuwider als schlaffe Weichlichkeit: unerbittlich strafte er diese an seinen untergebenen. Wie er selber einen Augenblick in Sinnenlust schwelgte und den nächsten sich jeder Mühe und jeder Entbehrung unterzog, so forderte er es auch von denen, die ihm dienten. Das war makedonische Art. Aber nicht blos in der flüchtigen Lust bei Wein, Spiel und Buhlen huldigte Philipp der Weise seiner Vorfahren. Ungewarnt durch die Schicksale seines Hauses und die Königsmorde, welche mehr als einmal Folge der Vielweiberei gewesen waren — hat doch auch Philipp selber seine drei Stiefbrüder umbringen lassen, um seinen Thron zu sichern — nahm er ausser der Olympias sechs Frauen theils zur Ehe, theils zu Kebsweibern. Oefters leiteten ihn dabei Rücksichten der Staatsklugheit: aber darum ist diese Unsitte ihm nicht minder verhängnissvoll geworden: die Zerrüttung seines Hauses hat ihm einen vorzeitigen Tod von Mörderhand zugezogen und sein ganzes Werk erschüttert. Nach dieser Seite hin schlägt Philipp in die Schwelgerei und Ueppigkeit der Barbaren über, mit denen die Lebensart seines Volkes sich berührte: und dennoch verstand er die Geistesbildung der Hellenen vollkommen zu würdigen. Mag auch

an der Freude über olympische Siegespreise, auf die er selbst Münzen schlagen liess, politische Berechnung einen wesentlichen Antheil gehabt haben: mögen die Gastreisen athenischer Schauspieler nur zu höherem Glanze des Hofes bestellt worden sein: Philipp erhob Pella zu einer königlichen Stadt, und was mehr als das sagen will, er erkor sich einen Aristoteles als Erzieher seines Sohnes und Thronerben und bildete an dessen Seite die adlige Jugend zu einer Pflanzschule hellenischer Bildung für die Welt. Das ist ein redender Beweis, wie lebhaft Philipp den Werth einer höheren Cultur, bei der er wenigstens nicht von frühster Jugend an hergekommen war, anerkannte: schätzte er doch auch an sich selber die Erfolge, die er seinem überlegenen Geiste allein verdankte, höher als die Thaten der Kraft und gewonnene Schlachten.

Und fürwahr Philipp war als Diplomat noch grösser denn als Feldherr. Der Krieg war stets seinen politischen Zwecken untergeordnet: er griff nur da zur Gewalt, wo Unterhandlungen und die Mittel der Klugheit nicht zureichten. Und wie kam es ihm gegenüber den unter einander hadernden und meist von kurzsichtigen oder gewissenlosen Führern geleiteten Hellenen zu statten, dass er wie seines Heeres und seiner Hilfsquellen, so seiner Pläne allein Meister war: während jene auf offenem Markte rathschlagten und nur zu oft über dem Reden das Handeln verabsäumten, verschloss er seine Gedanken und Absichten in seiner Brust, bis die vollendete Thatsache sie offenbarte. Und an Schlauheit hatte er seines gleichen nicht. Niemand hat es wie er verstanden, die schwachen Seiten seiner Gegner auszuspähen, feindliche Coalitionen im voraus zu spalten, vorhandene Zwistigkeiten in seinem Sinne auszubeuten, in dem Schoosse kriegführender Staaten für sich Fürsprecher und Anhänger zu werben. So bereitete er den Triumph seiner Waffen von ferne her vor. War er nicht im Stande seinen Willen sofort durchzusetzen, so wartete er gelegenere Zeit ab: eine fehlgeschlagene Unternehmung hat ihn nie vermocht seine Pläne aufzugeben, sondern nur sie zu vertagen.

Philipps Staatskunst war eingegeben von einer durchdringenden Kenntniss der hellenischen Zustände und Parteiungen — denn den Griechen gegenüber können wir sie am genauesten verfolgen — aber Gerechtigkeit, Hochherzigkeit und Treue waren nicht in ihr. Philipp achtete die Menschen gering und behandelte sie nur als seine Werkzeuge. Versprechen banden ihn nicht weiter als sie ihm etwas eintrugen. Mit keinem Gegner hat er gekämpft, den er nicht zuvor mit schönen Reden, mit Verträgen oder auch mit Wohlthaten gelockt und umgarnt hätte. Er spielte mit seinem königlichen Worte und mit Eidschwüren: Gottesfurcht war seiner Seele fremd, wenn er es gleich zu Zeiten nicht versäumte, durch erheuchelte Religiosität einen frommen Schein um sich zu verbreiten. So war es in den öffentlichen Beziehungen zu den Staaten wie in der Verbindung mit einzelnen Leitern und Wortführern derselben. Philipp wusste in jeder Stadt den faulen Flecken aufzufinden: dort bestach er feile Menschen mit Jahrgeldern und Geschenken, dort gewann er durch Freundlichkeit und Zutraulichkeit, andere durch

Beförderung ihrer Parteiinteressen oder durch directe Vortheile, die er ihnen und ihren Mitbürgern zuwandte. Er brauchte schlechte Menschen für seine Zwecke und fand sie schlechter als er gedacht: so gelang es ihm jeden einmüthigen Widerstand der Hellenen zu hintertreiben. Gern sah er es, wenn Griechen mit Schmeicheleien sich vor ihm erniedrigten, er köderte und bezahlte die Verräther, aber im Herzen verachtete er sie und hatten sie ihren Dienst gethan, wurden sie gleichgiltig bei Seite geschoben.

So bemass Philipp alles nach seinem Vortheile und der Entwickelung seiner selbstsüchtigen Pläne. Von Natur war er zum Wohlwollen und zur Milde geneigt, frei von Härte und von Rachsucht. Insbesondere wünschte er als Freund der Hellenen, als Vermittler und Friedebringer zu gelten, und mehr als eine Stadt — ich erinnere hier nur an Megalopolis — hat noch nach langen Zeiten ihn als Wohlthäter gepriesen. Aber wohl hütete sich Philipp solchen Verbündeten volle Selbständigkeit zu gewähren: er behielt einen Fuss im Lande wie in Thessalien, oder er sorgte dafür, dass seine Schützlinge auch ferner seiner stützenden Hand nicht entrathen konnten, wie im Peloponnes. Keine Volksgemeinde, die einmal sich mit ihm eingelassen, blieb ungekränkt an Ehre und Ansehen noch in ungestörtem Besitze ihrer Verfassung: Philipps System war es, einzelne Machthaber emporzubringen, die er mit Gunst und Geld und nöthigenfalls mit Söldnern unterstützte. Und wenn eine hellenische Stadt seine Absichten kreuzte, so kannte er kein Erbarmen: von der Stadt liess er keinen Stein auf dem andern und die Einwohner verkaufte er in die Sklaverei. Das war das Schicksal von Olynth, nicht viel besser war es den Städten Potidaea und Methone ergangen, und das ganze Volk der Phokier hat Philipp mit kaltem Blute der Rache erbitterter Feinde preisgegeben.

Die Frage war, ob die Hellenen und insbesondere die Athener diesem Fürsten als ihrem Führer und Schutzherrn huldigen sollten oder aus allen Kräften sich seiner erwehren. In früheren Zeiten, bei gesundem Zustande des griechischen Staatslebens hätte darüber kein Zweifel aufkommen können: wer der Bürgerschaft zugemuthet hätte in die Botmässigkeit eines auswärtigen Fürsten zu treten und auf die Selbständigkeit zu verzichten, wäre unfehlbar gesteinigt worden. Aber wer konnte sich verbergen, dass die Zeiten andere geworden waren, dass die Staaten im innern wie in ihren gegenseitigen Beziehungen an einer Zerrüttung und Zersetzung krankten, welche den Ausgang eines Kampfes wider die einheitliche Macht und die Consequenz Philipps höchst bedenklich erscheinen lassen musste? War es da nicht besser, statt vielleicht nach fruchtlosem Kampfe ohnmächtig, mit gebrochenen Gliedern ihm zu Füssen zu liegen, noch unversehrt von vorn herein seine Ueberlegenheit gelten zu lassen, sich mit ihm zu vergleichen und zu der Begründung einer makedonisch-hellenischen Grossmacht mitzuwirken?

Ich glaube, die Antwort ist in dem, was ich über Philipps Charakter gesagt habe, bereits gegeben. Ich will hier nicht darauf eingehen, ob es ein leichtes

war, mit allen Traditionen der Vergangenheit zu brechen, die Freiheit und Selbständigkeit als einen altmodisch gewordenen Flitterstaat hinzuwerfen: ungestraft verleugnet kein Volk seine Geschichte. Aber für was sollten die Griechen jene Güter hingeben? Handelte es sich doch bei Philipp nicht um eine hohe Idee, die über dem Wandel der Personen stand — denn dass sein Reich nach Gottes Rathschlusse zu einem wichtigen Gliede in der Kette der Geschichte der Menschheit bestimmt war, ist nicht Philipps Verdienst — es galt ihm nicht die Wohlfahrt der Völker, sondern sein Werk beruhte allein auf seiner Selbstsucht, seine persönliche Macht und Ehre war sein letztes Ziel. Darum waren seine Waffen nicht die Wahrheit, sondern die Lüge, nicht die Gerechtigkeit, sondern Trug, Willkür und Gewalt: darum suchte er nicht die edelsten Kräfte in den hellenischen Staaten mit sich zu verbinden, sondern er reizte die gemeinsten Leidenschaften und zog feile Miethlinge in seinen Dienst: darum war er nicht bemüht, Griechenland zu einem festen, lebenskräftigen Organismus umzubilden, sondern es in sich nur immer tiefer zu zerklüften. Und welche Gewähr bot Philipps Schöpfung für die Zukunft? Stand etwa in dem makedonischen Reiche die Erbfolge so sicher, dass man vorauswusste, wenn zwei Augen sich schlössen, würde ein Alexander mit höherem Geistesschwunge das halb vollendete Werk durchführen, oder durfte man nicht besorgen, dass all die Parteiung und der blutige Hader, der nach Alexanders Tode eintrat, schon bei Philipps Ableben ausbrechen werde?

Nein, ich denke es ist klar, wenn die Griechen auch um einer grossen Idee willen sich selbst hätten aufgeben dürfen, vor Philipps Herrscherplänen sich zu beugen, konnte nur kurzsichtige Verblendung oder grämliche Verzweiflung am Vaterlande oder schnöder Verrath empfehlen. Aber wenn fernerhin noch ein selbständiges Griechenland bestehen sollte, galt es die Zersplitterung und Erschlaffung, an der es daniederlag, zu überwinden. Es war die Aufgabe unter den Bürgern, Eintracht auf Grund der bestehenden Gesetze, in den Beziehungen der Staaten Gerechtigkeit und Billigkeit herzustellen, und von einer ehrlichen opferwilligen Politik geleitet, alle Hellenen zum Kampfe für die nationale Unabhängigkeit zu vereinigen. Das war die hohe Aufgabe, welche Demosthenes sich setzte und, soweit die Macht seines Geistes reichte, bewundernswürdig erfüllte: durch ihn erweckt und begeistert fasste das athenische Volk noch einmal hochherzige Entschliessungen und trat an die Spitze eines hellenischen Bundes: und wenn auch die Griechen endlich der makedonischen Kriegsmacht unterlagen, so unterlagen sie doch mit Ehren.

Da eine Discussion über diesen Vortrag sich nicht erhob, so sprach der Vorsitzende den Dank der Versammlung an den Redner aus, und die Sitzung wurde um 12½ Uhr geschlossen.

Zweite allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 3. October, 10 Uhr Vormittags.

Vorsitzender: Herr Senator *Hudtwalcker*.

Die Sitzung wurde eröffnet mit der Verlesung des Protokolls der vorigen Sitzung durch Prof. *Dietsch*, welches mit einer kleinen Berichtigung von Seiten des Director *Eckstein* genehmigt wurde. Sodann wurde der Eingang folgender Geschenke an den Verein von Herrn Hofrath Prof. *Doederlein* angezeigt.

Festrede in Anwesenheit Seiner Majestät des Königs Maximilians II. als des Rector magnificentissimus der Friderico-Alexandrina gehalten im Auftrag des Königl. akademischen Senats am 26. Julius 1855 von Dr. *Ludw. Doederlein*. Erlangen. 4°.

Ludw. Doederlein Aristologie für den Vortrag der Poetik und Rhetorik. 2te umgearbeitete Ausgabe. Erlangen 1854. 8°.

Lob des Schulpedantismus. Eine Schulrede gehalten am 8. August 1855 von Dr. *Ludwig Doederlein*. Erlangen, Verlag von Theodor Bläsing. 1855. 8°.

Dess. Festode bei dem Besuch des Königs von Baiern auf der Universität Erlangen verfasst.

Dess. Vocabularium für den lateinischen Elementarunterricht. 4te Ausg.

Stämme und Staaten Griechenlands nach ihren Territorialverhältnissen bis auf Alexander, 1. Abschn. Elis, Arkadien, Achaja, von Dr. *Ludw. Schiller*, Königl. Studienlehrer. Erlangen 1855. 4°. (Jahresbericht der k. Studienanstalt).

Die Namen der seit der ersten Sitzung neu angekommenen Mitglieder wurden aus dem Tageblatte verlesen. Auf Wunsch des Prof. *Petersen* theilte der Präsident mit, dass sich in Folge der vorgestrigen Aufforderung 20—30 Mitglieder zu mythologischen und archäologischen Besprechungen zusammengefunden hatten, und auch Mittwoch und Donnerstag von 1½ bis 3 Uhr zusammenkommen würden, um zunächst die Schematologie, d. i. die Lehre von den Stellungen und Geberden auf alten Kunstwerken, zum Gegenstand der Besprechung zu machen.

Demnächst erstattete Oberschulrath *Rost* Namens der in der ersten Sitzung erwählten Commission Bericht über die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Die Blicke der Commission seien nach dem Wandersystem des Vereins diesesmal nach dem südwestlichen Deutschland gerichtet gewesen, wo viele eifrige und treue Vereinsglieder sich befinden. Dort seien drei Orte ins Auge gefasst worden: Heidelberg, Tübingen und Stuttgart. Bei näherer Erkundigung an Ort und Stelle, ob der Verein im nächsten Jahre willkommen sein würde, haben rücksichtlich der beiden ersten Städte sich Schwierigkeiten erhoben, zum Theil auf localen, zum Theil auf persönlichen Verhältnissen beruhend; die Anfragen in Stuttgart dagegen haben ein höchst befriedigendes Resultat ergeben; des Königs Majestät habe bereitwilligst seine Hauptstadt dem Verein geöffnet, und ebenso habe auch das Stadtregiment

die Genehmigung ertheilt. Die Commission habe daher an die Versammlung nur die Frage zu richten, ob sie sich für Stuttgart als nächsten Vereinigungsort erklären wolle.

Die Versammlung erklärt sich einstimmig dafür.

Was nun die Geschäftsleitung bei der nächsten Versammlung betreffe, fuhr der Berichterstatter fort, so schlage die Commission den Oberstudienrath Director Dr. *Roth* zum Präsidenten vor, der wiederholt an den Versammlungen sich betheiligt habe und durch philologische Leistungen ehrenvoll bekannt sei. Dieser habe auf die vorgängig an ihn gerichtete Anfrage zwar Anfangs keine Neigung gezeigt darauf einzugehen, vorzüglich wegen Augenschwäche; ein Nebengrund sei ihm auch die Rücksicht auf das Präsidium der Göttinger Versammlung gewesen, dem er bei einer ähnlichen Anfrage früher ablehnenden Bescheid gegeben habe. Auf wiederholte Vorstellungen indessen habe er sich schliesslich dazu bereit erklärt unter der Bedingung, dass ein tüchtiger Vicepräsident, dem er die Besorgung der Geschäfte zu grossem Theile übertragen könne, ihm zur Seite gesetzt werde. Als ein solcher wurde Herr Prof. *Walz* aus Tübingen bezeichnet, und die Versammlung genehmigte beide Wahlen. Die Orientalisten haben Herrn Prof. *Roth* in Tübingen zu ihrem Präsidenten für die Stuttgarter Versammlung ernannt.

Der Vorsitzende verlas nunmehr folgenden Brief des Herrn Dr. *Barth* an Prof. *Petersen*.

22 Hopfenmarkt, 3. Oct.

Lieber Herr Professor,

Meinen verbindlichsten Dank für Ihre Theilnahme. Die Ermüdung und Erschlaffung von meinen Reisen, die Pflicht gegen die Meinen und die Anordnung meiner Papiere werden mich hoffentlich hinreichend vor Ihnen und der Philologen-Versammlung rechtfertigen, wenn ich mich bewogen sehe, mich zurückzuziehen

aufrichtigst

der Ihrige

Dr. *Barth*.

Oberschulrath *Roth* berichtete ferner Namens derselben Commission über Vorschläge zu Abänderungen einzelner Bestimmungen in den Statuten des Vereins. Es seien mehrere Anträge gemacht worden: 1) über die Anberaumung eines festen Termins für den Anfang der Versammlungen; 2) über Vorsichtsmaassregeln in Betreff der Vertagung einer bereits angesetzten Versammlung. Es sei diess allseitig berathen, aber zuletzt beschlossen worden, Alles beim Alten zu lassen. Ein anderer Punct aber sei die ökonomische Lage des Vereins, indem vom Herrn Ephorus *Bäumlein* als wünschenswerth beantragt worden sei, die unabweislichen Kosten der jedesmaligen Zusammenkunft nicht der gastlichen Liberalität des einzelnen Ortes, wo getagt wird, anfzubürden. Diesem Antrage sei die Commission in der Mehrzahl ihrer Mitglieder beigetreten, und demgemäss werde der

Versammlung vorgeschlagen zu genehmigen, dass in Zukunft jedem Mitgliede einer jeweiligen Versammlung die Entrichtung eines kleinen Geldbeitrages zur Bestreitung der unvermeidlichen Kosten für die Vereinsbedürfnisse zugemuthet werden dürfe. Fände dieser Vorschlag Genehmigung, so würde die neue Bestimmung dem §. 7 des Statutes in folgenden Worten anzureihen sein:

Zur Bestreitung der Bureaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.

Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Prof. *von Jan* aus Schweinfurt bemerkt, dass es im Interesse der Schulmänner Süddeutschlands sehr zu wünschen sei, dass die Versammlungen ganz in den Monat September fallen. Baden und Baiern seien sonst von der Theilnahme ganz ausgeschlossen, denn in beiden Ländern fange der Wintercursus mit dem 1. October an. Er bittet um Aufnahme dieses Wunsches in das Protokoll.

Oberschulrath *Rost* erwidert: Die Commission habe diesen Punct allerdings in's Auge gefasst; aber in Preussen und in den sächsischen Ländern verhalte sich die Sache gerade umgekehrt; eine Verlegung der Versammlungen in den September würde wiederum den Schulmännern dieser Staaten die Theilnahme an der Versammlung entweder sehr erschweren oder ganz unmöglich machen. Desswegen habe aber die Commission von jedem Antrag in dieser Beziehung abgesehen und geglaubt, das jeweilige Präsidium werde sich bei der Bestimmung der Versammlungstage nach den Localumständen richten müssen, wobei natürlich der in den Statuten bestimmte 29. September immer maassgebend bleiben müsste. Vielleicht jedoch sei es möglich, durch einen Antrag bei der obersten Schulbehörde diese Schwierigkeit zu heben.

Prof. *von Jan* hält den angedeuteten Vorschlag für zweckmässig, und ersucht Herrn Hofrath *Doederlein* sich bei der k. bairischen Regierung dahin zu verwenden, dass eine Aenderung der Ferienzeit für die bairischen Gymnasien mit Rücksicht auf die Versammlungen der Philologen vorgenommen werde.

Hofrath *Doederlein* verspricht seine Verwendung, glaubt aber nicht den Erfolg verbürgen zu können.

Der Vorsitzende theilt mit, dass Herr Dr. *Bröcker* von seinem heute zu haltenden Vortrag auf die desshalb an ihn gestellte Bitte zurückgetreten sei, dafür aber morgen reden werde: statt seiner werde heute Herr Prof. *Forchhammer* aus Kiel über die verschiedenen Baustile sprechen. Morgen werde ausser den früher Angekündigten auch Herr Prof. *Ernst Curtius* aus Berlin die Versammlung durch einen Vortrag über die Agora in Athen erfreuen.

Hierauf begann Prof. *Forchhammer* aus Kiel seinen Vortrag über den Ursprung der Hauptbaustile, welchen er durch ausgestellte sehr ausführliche Abbildungen erläuterte.

Ich werde von Bekanntem reden, Muth dazu aber gibt mir die Autopsie auf meinen Wanderungen (denn von Reisen darf man kaum noch reden, wo Dr. *Barth* so eben von den seinigen zurückgekehrt ist) durch Griechenland, Kleinasien und Aegypten. Ich will zu zeigen versuchen, wie der eigenthümliche Baustil eines jeden Landes aus den natürlichen, besonders klimatischen Verhältnissen desselben hervorgeht. Zunächst die vier Hauptbaustile werde ich ins Auge fassen, den aegyptischen mit geradem Dach, den griechischen mit schrägem Dach, den Rundbogenstil, und wenn die Zeit ausreicht, auch den Spitzbogenstil. Gewöhnlich wird angenommen, dass der Eindruck, den das Gebäude auf den Beschauenden hervorbringt, der Zweck desselben sei, welcher der Erfindung desselben zum Grunde gelegen. Diess glaube ich verneinen zu müssen, es mag in einzelnen Fällen möglich sein: in späterer Zeit mögen solche Rücksichten auf den hervorzubringenden Eindruck bei der Wahl des Stils Einfluss geübt haben, auf den Ursprung desselben haben sie es nicht. Ich verzichte auf die Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten, und will nur meine eigene vortragen. Nach dem alten Spruch ist der Anfang die Hälfte des Ganzen: so erklärt auch der Ursprung das Wesen des Gebäudes zum grossen Theil.

Wer baut, denkt sich zuerst den Zweck, für den er baut; das ist das Programm, dieses gibt er dem Baumeister. Der Baumeister bestimmt die äussere Form des Gebäudes, er macht den Plan und wählt das Material. Beim Bau selbst wirken zuerst bestimmend die materiellen Verhältnisse, durch den Baumeister wird die Form gegeben, dann ist das Ziel (τέλος) erreicht. Das Erste also sind die materiellen Bedingungen, Ort, Umgebung, Klima, Material. Diese sind in Aegypten mit dem Nilthal, dem einzigen Wasserbehälter des Landes, eng zusammenhängend. Alle Pflanzen gehören hier der Wasservegetation an: die Palmbäume sind krumm und biegsam, daher schlecht zum Holzbau; ausserdem aber gibt es Weiden und Rohr, welche zusammengebunden ein ziemlich starkes Material geben. Es regnet nicht in Aegypten, aber es weht sehr stark, vom Mittelmeer und vom Süden her, diese Winde sind schneidend kalt: vom Westen her bringt der Wind einen feinen Staub mit. Gegen diese Einwirkungen von den Seiten musste man geschützt sein, wie nach oben gegen die Sonne. Die Art und Weise, wie noch jetzt die ärmere Classe in Aegypten baut, erklärt deutlich die Entstehung der Gebäude im Alterthum. Noch heut zu Tage nehmen die Aegypter das Baumaterial aus ihrem eigenen Boden, machen Lehmplinthen und bauen eine Mauer daraus; wegen der starken Austrocknung des Materials durch die Sonne dossiren sie die Mauer ein wenig, einen Sockel brauchen sie nicht, denn der Boden ist fester als das Haus. Die Wände wurden abgeglättet und luden so ein, Figuren darauf zu schraffiren. Gedeckt wurde dann das Gebäude mit Palmen, die gespalten wurden und weit überragten. Unten war kein Ornament, welches das Tragen ausdrückte, sondern Gras und Blumen. An den Ecken der Wände waren Stäbe aus zusammengebundenen Reisern, wegen des Ursprunges aus dem Lehmhause, wo man sie noch jetzt findet,

um die Ecke gegen Auflösung zu schützen. Auf den Wänden sind ganz flache Reliefs, ein stark vorragendes Gesimse ist immer mit Palmblättern gekrönt. So ist die aegyptische Bauart ganz aus den klimatischen Verhältnissen und der Beschaffenheit des Materials zu erklären.

In Griechenland regnet es, es gibt enge Thäler mit kleinen Bächen, nirgends langestehende Wasser, aber starke Regengüsse; desshalb finden wir da die Tempel, Städte, Akropolen immer auf den Höhen. Anders ist es in Kleinasien: da sind meistens weitgestreckte Thäler mit grossen Flüssen, von denen sie von Zeit zu Zeit überströmt werden. Der Wind ist lange nicht so empfindlich wie in Aegypten, hingegen bedurfte man eines Gebäudes als Schutz gegen Sonne und Regen: daher ist der gewöhnliche Ausdruck für Haus bei Homer und den Aelteren στέγη, στέγος Dach, weit häufiger als οἶκος. Dieses Dach baute man im eigentlichen Griechenland daher nur auf Baumstämmen, (Säulen), die in den Boden eingegraben wurden, denn sie waren in demselben der Fäulniss nicht unterworfen, das Wasser floss gleich ab. Anders ist es in Kleinasien, der Boden des Tempels der Diana von Ephesus z. B. lag sehr feucht: um ihn trocken zu halten, machte man eine Grundlage von Kohlen unter den Fundamenten des Tempels. Hier musste die Säule daher eine Basis haben zum Schutz gegen die Fäulung: im europäischen Griechenland dagegen ist sie ohne Basis, das ist die dorische Säule. Wir finden diese aber meistens in Athen oder von athenischen Baumeistern gebraucht; der Grund des Namens scheint also nur in dem Gegensatz zu den ionischen Säulen zu liegen, die eine Basis haben. Oben auf die Anfänge der Aeste wurde der Abakos gelegt, der den Architrav trug. Das obere Ende des Stammes musste zusammengehalten werden, damit der Druck von oben denselben nicht spalte. Daher die ἐντομή und um die Zweige der Echinos, und darum noch die annuli. Unten war nichts dergleichen zu fürchten. (Bei den Ioniern aber musste wegen der Basis auch unten um den Stamm noch die σπεῖρα, das Band, der Strick gelegt werden, der daher wie geflochten erscheint. Oben an dem dorischen Tempel sind die Triglyphen, als Enden der Balken, und die Metopen μετοπαί, das Aëtoma, (nicht von Adler: der Winkel war ursprünglich offen, wie noch vor Kurzem in Griechenland gebaut wurde; das Wort kommt von ἄημι, ich wehe, es ist die Oeffnung, wodurch es weht. Auch ἀετός kommt von diesem Zeitwort.)

Die ionische Säule unterscheidet sich durch das Capitell, die Voluten, das Polster und die Gürtel (baltei) an der Seite. Schon die Namen zeigen, dass es nicht ursprünglich von Stein war, es ist ein flexibler Gegenstand, der darauf gelegt war, und der erst später in Stein nachgeahmt ward. Der Architrav besteht aus zwei bis drei dicken Bohlen mit dem Zophoros, denn Triglyphen und Metopen werden überflüssig, weil das Holz nicht zu Gebote steht, es sind nicht Balken, sondern Latten, die man auf die Kante stellt. Die Enden der Latten sind die sogenannten Zähne (denticuli).

Was den korinthischen Bau betrifft, so berichtet Vitruvius, dass Kallimachos die grosse Lampe für den Tempel der Athene Polias und für das Innere des Erechtheums gearbeitet habe. Er hat wohl Antheil an der Erfindung des Anthemion, das unter der Volute der ionischen Säule angebracht ist, die kleinen Blätter sind Akanthusblätter, diese brauchte Kallimachos nur wachsen zu lassen, so dass sie die Voluten fast verdeckten. In dem Werke von Mauch über die griechischen Bauordnungen finden sich gute Abbildungen über diese Gegenstände.

Rom hat eine grosse Ebene um die Stadt, von vulcanischem, losem Gestein, Tuf, Peperin, Travertin, das sich nicht zu grossen Steinbalken verwenden lässt: es fehlt an dem griechischen Marmor. Während dieser Stein also keine Lasten tragen kann, eignet er sich sehr für den Gewölbebau. Ausserdem findet sich da Material für treffliche Backsteine und Mörtel. Daher ist der Gewölbebau früh bekannt und wird mit ausserordentlicher Kunst ausgeführt. (Auch in Griechenland kannte man denselben, wie das Grabmahl des Ajax in der troischen Ebene zeigt, aber er wurde nicht sehr benutzt.) Später kommt schon eine Art von Kuppelbau hinzu, das Gewölbe geht in eine ganze Ründung über; diese Tonnengewölbe ruhen auf einer starken Mauer.

In den Basiliken (übertragen von der *στοά βασίλειος* in Athen) werden die Säulenweiten überdeckt, aber nicht gerade, sondern mit einem gewölbten Bogen; dann erhalten sie dicke Pfeiler und bilden so den Uebergang zur deutschen Kirche.

Am Ende des zwölften Jahrhunderts wird der Rundbogenstil plötzlich durch den Spitzbogenstil verdrängt. Das Räthsel dieser Erscheinung löst sich, wenn man bedenkt, dass die Trennung der Schiffe durch die dicken Pfeiler so gross ist, dass die Seitenschiffe dadurch für den Gebrauch der Kanzel fast unbrauchbar werden. Und gerade um diese Zeit gewinnen die Franciscaner und Dominicaner so grosse Ausdehnung als fratres praedicatores. Um grösseren Raum zu gewinnen, mussten die Kirchen anders eingerichtet werden, und desshalb wurde der Baustil verändert. Der Spitzbogenstil ermöglichte es, die Säulen dünner zu machen, weil der Schub von der Seite geringer und die Last mehr in die Achse fällt: daher ist die Tragkraft grösser. Der heil. Franciscus von Assisi stirbt 1226, schon 1228 finden wir in Assisi mitten in Italien eine gothische Kirche durch einen deutschen Baumeister ausgeführt.

Schliesslich nur noch eine Bemerkung. Der griechische Baumeister Hippodamos, der als einer der ausgezeichnetsten Architekten bekannt ist, war es auch, der zuerst darauf drang, die Waisen der im Kriege Gefallenen von Staatswegen zu ernähren. Auch ist er nach Aristoteles der Urheber der Appellationsgerichte.

Prof. *Overbeck* aus Leipzig: Ich stimme im Wesentlichen dem Princip des Herrn Prof. *Forchhammer* über die Entstehung der Baustile bei, daher erlaube ich mir nur einige Bemerkungen. Ich glaube, dass die ältesten dorischen Tempel

nicht auf attischem, sondern auf dorischem Gebiet gestanden haben, ich erinnere zu dem Ende an die Tempel in Korinth, in Selinus, in Paestum. — Herr Prof. *Forchhammer* behauptet ferner die Ursprünglichkeit des Säulenbaues bei den griechischen Tempeln, wobei das Uebrige sich von selbst ergeben habe: ich halte an der alten Ansicht fest, dass der Tempel von dem Hause ausgegangen, dass die Cella, der *ναός* das Erste ist. Jahrhunderte lang hat man ohne Säulen gebaut, die Säulen sind erst eine Erweiterung des *πρόναος*. Ich verweise auf das sehr merkwürdige Tempelchen auf dem Berge Ocha, wo an Säulen nicht zu denken ist; es ist kein Viehstall, wie man behauptet hat, sondern ein uralter Tempel. Die Cella ist das Haus des Götterbildes, daraus ist in consequenter Entwicklung der spätere griechische Tempel hervorgegangen, der Pronaos, die Wiederholung desselben nach hinten, viel später Zwischensäulen und Säulenhallen rundherum. — Die Etymologie des Wortes *ἀέτωμα* von *ἄημι* ist ansprechend: doch ist dieser Adlergiebel nicht ursprünglich; der Tempel zu Ocha ist mit einem nach allen vier Seiten abgeschrägten Dach versehen, das in einen First vereinigt ist und eine Lichtöffnung hat. Pindar preist die Korinthier als Erfinder des Adlergiebels, was einfach dahin zu erklären ist, dass sie statt des vierseitigen Daches zuerst dieses Aëtoma gebildet, wodurch erst die Möglichkeit einer Façade gegeben wurde, bei welcher eine Oeffnung nach vorn und nach hinten angebracht war: ein sehr wichtiger Umstand, denn nur durch diese Neuerung konnte man den Tempel zu einem Prachtbau machen. Ich bedaure, dass der Mann in dieser Versammlung nicht anwesend ist, der am ersten berechtigt ist, ein entscheidendes Urtheil über diese Fragen zu sprechen, Herr Prof. *Bötticher* in Berlin.

Prof. *Forchhammer:* Was die dorischen Tempel betrifft, so war der Tempel auf der Akropolis von Athen vor der persischen Eroberung entschieden dorisch, und älter als die von Paestum. Der Dorismus von Korinth ist sehr hybrid, und von Selinus kann doch der dorische Bau schwerlich nach Athen gekommen sein. Was wir über die Bauten aus Solon's und Pisistratus' Zeiten erfahren, beweist, dass der dorische Bau in Athen mindestens eben so alt sei als das Datum irgend eines dorischen Baues in dorischen Staaten. — Was den vorgeblichen Tempel von Ocha und die Originalität seines Daches betrifft, so bezweifle ich sehr, dass dieses wüste Gemäuer ein Tempel ist; es gibt keine Argumente dafür. Ein Dach von vier Seiten spitz zusammenzuführen ist architektonisch viel schwieriger, als ein gerades Dach mit zwei Giebeln zu machen. Die Stelle des Pindar ist von zweifelhafter Erklärung und kann als Argument für die Erfindung des Aëtoma durch die Korinthier nicht gelten.

Prof. *Petersen* aus Hamburg: Dr. *Baumeister*, der kürzlich aus Griechenland zurückgekommen, hat die Ruinen von Ocha näher untersucht und hält dafür, dass es ein Tempel gewesen. Leider hat er Hamburg vor wenigen Tagen verlassen, doch wird er hoffentlich bald nähere Auskunft über seine Wahrnehmungen in Griechenland geben.

Prof. *Piper* aus Berlin: Ich möchte meine Bedenken gegen die Entstehung der gothischen Baukunst aus praktischen Zwecken nicht verschweigen. Wäre diese Ansicht richtig, so müsste dieser Baustil überall sich zeigen, wo Franciscaner- und Dominicanermönche aufgetreten sind. Aber gerade in Italien ist er bis ins dreizehnte Jahrhundert sehr selten, am häufigsten in Deutschland und im nördlichen Frankreich. Daher müssen wir auf den nationalen Grund ihrer Entstehung zurückkommen, daher ist sie die germanische Architektur zu nennen, sie ist zusammenhängend mit der Natur des germanischen Volkes. Der praktische Zweck, Raum zu schaffen, wird durch die gothische Kirche gar nicht erfüllt, die Höhe derselben erschwert das Verständniss der Predigt: daher schufen sie in Italien eine kleine Kirche, indem sie ein Tuch in der Mitte ausspannten. Die Entstehung dieses Baustils ist aus dem idealen Zweck der Kirche zu erklären, er soll der Ausdruck sein für das was in der Kirche vorgeht, der Ausdruck der Andacht und der Erhebung, ein tausendstimmiger Hymnus des Gebets.

Prof. *Forchhammer:* Durch den Anblick sehr vieler Kirchen am Rhein hat sich mir die Richtigkeit meiner Ansicht bestätigt. In Italien hatte man noch die monolithen Säulen der alten Tempel und in den ächten Basiliken ist daher die Trennung der Hauptschiffe von den Seitenschiffen viel geringer. In der katholischen Kirche ist der Altardienst die Hauptsache, daher allerdings in Italien weniger gothische Kirchen sind.

Der Vorsitzende wünscht wegen der vorgerückten Zeit, dass die Debatte geschlossen werde, besonders da in den Zusammenkünften derjenigen Mitglieder, die sich für Mythologie und Archaeologie besonders interessiren, Gelegenheit sich leicht ergeben werde, dieselbe wieder aufzunehmen.

Derselbe theilte der Versammlung mit, dass Bögen zur Subscription auf die gedruckten Verhandlungen der Versammlung ausgelegt und in Bewegung gesetzt würden, und forderte zur Betheiligung auf.

Nunmehr folgte der Vortrag des Herrn Prof. *Georg Curtius* aus Kiel:

Andeutungen über das Verhältniss der lateinischen Sprache zur griechischen.

Ich will den Versuch machen die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung für einige Augenblicke auf einen Gegenstand zu lenken, der mit den wichtigsten Untersuchungen der classischen Philologie in vielfachem Zusammenhange steht, ohne dass er bis jetzt eine seiner Wichtigkeit entsprechende Bearbeitung gefunden hätte. Ueber das Verhältniss der lateinischen Sprache zur griechischen befand sich die ältere Philologie in einer durch nichts gerechtfertigten Sicherheit; es war die Sicherheit des Dilettantismus, mit welchem man ja überhaupt meistentheils etymologische Fragen zu behandeln pflegte, ehe durch die vergleichende Sprachforschung neue Bahnen eröffnet wurden. Man verglich eben auf's gerathewohl, was irgendwie ähnlich schien, ohne dass man nur den allervulgärsten Unter-

schied machte, nämlich den zwischen Wörtern, welche die Römer von den Griechen als Lehnwörter herübergenommen und den auf uralter Gemeinschaft beruhenden. In Vossius Etymologicum wird zwischen Wörtern wie poeta und pater gar kein Unterschied gemacht. Die Untersuchungen Niebuhr's über altitalische Zustände und die dadurch angeregten O. Müller's brachten zuerst einige Lichtstrahlen in diese wüsten Massen kritikloser Gelehrsamkeit. Aber auch der Scharfsinn dieser Männer konnte nicht die Wahrheit treffen, weil wesentliche Factoren der Beurtheilung fehlten. Erst durch die vergleichende Sprachforschung und durch die Untersuchungen über die altitalischen Mundarten ist der Apparat, wie wir hoffen dürfen, in einiger Vollständigkeit aufgedeckt, so dass Einzelnes davon zu ignoriren jetzt ebenso unerlaubt wäre, wie wenn jemand bei der Herausgabe eines Autors sich eigensinnig auf einen Theil der Handschriften beschränken und gerade die ältesten bei Seite lassen wollte. Die Hauptergebnisse der vergleichenden Sprachforschung für diese Frage können nun jetzt wohl als ein Gemeingut der Wissenschaft betrachtet werden. Diese Ergebnisse lassen sich auf folgende Sätze zurückführen:

1) die lateinische Sprache ist keine Mischsprache — eine Hypothese die besonders auch von O. Müller ausgeführt war;
2) die lateinische Sprache steht weder zur griechischen überhaupt, noch zu einem ihrer Dialekte in secundärem Verhältniss, vielmehr überragt sie die griechische in vielen Stücken an Alterthümlichkeit;
3) die lateinische Sprache ist eine italische Mundart und reiht sich in die italische Sprachfamilie ein, welche ihrerseits ein selbständiges, aber der griechischen Sprache zunächst verwandtes Glied des indogermanischen Sprachstammes bildet.

Bei diesen Ergebnissen können wir nun aber nicht stehen bleiben. Die italische Familie ist der griechischen Sprache zunächst verwandt. Was heisst das? Hier muss der unbestimmte Ausdruck durch weitere Forschung immer grössere Bestimmtheit erhalten. Mommsen drückt in seiner Römischen Geschichte I, S. 11 das Verhältniss für seinen populären Zweck recht treffend so aus: „der Grieche und der Italiker sind Brüder, der Kelte und der Slawe ihnen Vettern". Aber was haben nun die Brüder gemein, wodurch unterscheiden sie sich von den Vettern? Das muss offenbar weiter gefragt werden. Mit andern Worten: es handelt sich darum den Begriff gräco-italisch auszufüllen — denn diesen deutlichen Namen stellt Mommsen dafür auf, statt andrer nichts sagender und in's weite gehender, wie Pelasger. Gräco-italisch werden wir also alles das nennen können, was Griechen und Italiker von Alters her als specielles Gemeingut neben dem indogermanischen Gesammtgute haben. Was gräco-italisch sei, kann daher nur durch eine doppelte Limitation ermittelt werden, nämlich es ist das den Griechen und Italikern Gemeinsame nach Abzug dessen, was

1) allgemein indogermanisch ist, und
2) was in historischer Zeit nach Italien übertragen ist.

Also z. B. weder pater, noch poëta sind gräco-italische Wörter, denn pater hat seine Vertreter in fast allen andern verwandten Sprachen, poëta ist gar kein italisches Wort, sondern ein griechisches Fremdwort, das zur Zeit, da Griechen und Italiker noch ein Volk bildeten, ohne Zweifel noch nicht existirte. Ein gräco-italisches Wort ist aber z. B. nemus, das in der Form, die wir auch in Italien als die älteste voraussetzen dürfen, nemos, dem griechischen νέμος völlig gleich ist, ohne in den übrigen verwandten Sprachen ein ganz entsprechendes Wort zu haben, und ohne dass wir Grund hätten, nemus für entlehnt aus dem Griechischen zu halten. Offenbar ist nun um in diesen Fragen weiter zu kommen eine doppelte Aufgabe zu lösen. Die eine fällt in das Gebiet der vergleichenden Sprachforschung, nämlich das besondere Gräco-italische von dem allgemeinen Indogermanischen zu sondern, die andre ist eine innere Angelegenheit der classischen Philologie, nämlich die griechischen Fremdwörter der lateinischen Sprache genauer zu untersuchen. Verstatten Sie mir über jede dieser beiden Aufgaben ein Paar Worte — zuerst über die letztere.

Die griechischen Wörter der lateinischen Sprache verdienen gar sehr eine genauere Behandlung und zunächst nur eine vollständige Sammlung. Es ist dies keine Aufgabe von übermässiger Schwierigkeit. Freilich aber kann sie doch nur auf Grund allgemeiner Sprachforschung unternommen werden. Man hat sich dabei bis jetzt vorzugsweise für die griechischen Flexionsformen und für die verschiedene Schreibung in älterer und späterer Zeit interessirt: Burrus und Pyrrhus und Aehnliches. Aber es gibt dabei eine Menge andrer Fragen zu beantworten, namentlich, nach welchen *Lautgesetzen* griechische Wörter latinisirt werden. So wird z. B. das griechische φ auf vierfache Weise behandelt; es geht bald in p über: purpura, bald in b: Bruges, bald in f: forbea nach Paul. Epit. omne genus cibi, endlich bleibt es als ph. Eine fernere Frage ist die, auf welchem Wege das Fremdwort einwanderte, ob von Grossgriechenland, oder vom hellenischen Stammlande; Spuren des *dorischen* Dialekts weisen vielfach auf das erstere, z. B. caduceus καρυκεῖον, māchina = μαχανά. Dann was für *Gegenstände* werden mit diesen Fremdwörtern bezeichnet? Man wird mit einigem Grunde voraussetzen dürfen, dass es für diese ehe die griechischen Namen aufkamen keine geläufige italische gab, folglich, dass sie noch nicht vorhanden waren, z. B. calx = χάλιξ. Die Hauptsache aber ist die Unterscheidung zweier Perioden der Uebertragung, nämlich die Periode der *volksthümlichen* und die Periode der *gelehrten* Uebertragung. Ein Wort wie thesaurus steht auf einer ganz andern Stufe als philosophus; jenes wanderte sicherlich schon in sehr alter Zeit aus Unteritalien zu den italischen Völkern, daher finden wir es im Oskischen, daher auch die altlateinische Form tensaurus, wo das n sich nach dem langen e missbräuchlich einstellt. Die gelehrten Fremdwörter bleiben natürlich möglichst unverändert; die volksthümlichen werden gern etwas italisirt. Es gibt Wörter, die zwischen beiden Classen auf der Gränze stehen, z. B. epistula, das, bei den Komikern weit häufiger als litterae,

sich durch sein u als populär bekundet, aber doch kaum vor dem gelehrten Treiben in weiteren Gebrauch kam. Die wichtigere Classe ist natürlich die von volksthümlichem Gebrauche. Hieher gehört eine merkwürdig grosse Anzahl von Wörtern, welche der Technik und dem alltäglichen Leben angehört, z. B. clatri Gitter, dor. κλᾷθρον, cubus = κύβος, massa = μᾶζα, capo = κάπων, obsonium = ὀψώνιον, comissari = κωμάζω, colaphus = κόλαφος. Für das öffentliche Leben Roms ist es nicht unwichtig, dass, wie schon Dionys von Halicarnass erkannte, classis ein griechisches Wort ist, in der unzweifelhaften Bedeutung Aufgebot. Das doppelte s ist von keiner Bedeutung, seitdem wir aus Ritschl's Untersuchungen wissen, dass die doppelte Schreibung der Consonanten erst seit Ennius aufkam und erst gegen die Mitte des 7ten Jahrhunderts allgemein sich festsetzte. Clasis ist also griechisch κλᾶσις, was wir als dorische Form für κλῆσις voraussetzen dürfen, obgleich sonst die Dorier in diesem Stamme das η erhielten. Aber so gut wie θεόδματος vorkommt neben δμητός, so gut konnte κλᾶσις neben κλῆσις in Gebrauch kommen. Dass das Wort nicht etwa von dem echt lateinischen calare gebildet ist, beweist die Endung si-s, welche in echt lateinischen Wörtern für das ursprüngliche ti-s nur dann eintritt, wenn wie in messis ein dentaler Consonant mit dem t zum Zischlaut verschmolzen ist; das echt lateinische Wort würde calatis oder calatio heissen. An solchen Lautverhältnissen kann man in der Regel am ehesten die Fremdwörter von dem Stammgut unterscheiden, wie ja überhaupt die Lautgesetze uns auf allen Gebieten der Sprachforschung am sichersten leiten. Freilich gibt es Fälle, in denen wir damit nicht ausreichen. Mommsen macht in seiner Röm. Gesch. I, S. 17 eine scharfsinnige Bemerkung über die Ausdrücke für das Schiffswesen — die uns ja hier in Hamburg besonders nahe liegen —: nâvis und rêmus für resmus = ναῦς und ἐρετμός seien schon indogermanisch, dagegen die Bezeichnung für Segel, Mast und Raae seien eigenthümlich italisch. In Bezug auf vêlum werden wir dies unbedingt zugeben müssen; es ist ein eigenthümlich italisches Wort aus indogermanischem Stamme. Schon zweifelhafter ist dies bei mâlus, bei welchem eine Beziehung zum deutschen M a s t keineswegs ausser der Möglichkeit liegt, zumal Hesych. μασταλίς in der Bedeutung χάραξ, κάμαξ Pfahl, Stange anführt. Aber anders lässt sich über antenna urtheilen, das man schon längst mit ἀνατείνω verglichen hatte, ohne sich die Frage deutlich zu machen, ob das Wort griechisch oder italisch sei. Mommsen erklärt es für italisch statt an-tenda, das er supertensa deutet. Die erste Sylbe ist dann auf eine altitalische Präposition an, mit der Bedeutung a u f zurückzuführen, dem griechischen ἀνά und dem gothischen ana entsprechend. Allerdings nehmen ein solches a n die Herausgeber der umbrischen Denkmäler an, wo a n t e n t u die Bedeutung von ἀνατεινέτω zu haben scheint; und das a n von anhelare, aufathmen, scheint desselben Ursprungs; da nun in der zweiten Sylbe nn für nd durch die plautinischen Formen dispennite et distennite geschützt ist, so ist lautlich Mommsens Erklärung durchaus möglich. Aber dennoch können wir zweifeln. Es zeigt sich nämlich bei näherer Betrachtung,

dass gerade im Schiffswesen eine grosse Anzahl von lateinischen Ausdrücken den Griechen entnommen ist, so namentlich gubernare = *κυβερνᾶν*, ancora = *ἄγκυρα*, aplustre = *ἄφλαστον*, prora, faselus, contus, lembus, cumba. Auch māchina dürfen wir hier anführen, das in diesem Sinne wohl zuerst nach Rom kam, nautea Kielwasser: und sehr weit können die italischen Barken überhaupt nicht gekommen sein, da sie die nausea erst von den Griechen lernten. Zu diesen Wörtern gehört nun wenigstens auch eins, das sich entschieden auf die Segel bezieht und ein sehr wesentliches Stück des Segelwerks bezeichnet, nämlich anquina; so heisst nämlich das s. g. Rack oder der Strick, mit welchem die Raaen an dem Mast befestigt sind; dies anquina dürfen wir mit dem griechischen *ἄγκοινα, σχοινία ἱστοῦ* aus Hesych. vergleichen. Das Wort hat entschieden den Charakter eines Lehnwortes, die Wurzel ist offenbar *ἀγκ,* krumm sein, wovon eben auch *ἄγκυρα* kommt und lat. aduncus. Danach halte ich es für wahrscheinlicher, dass auch antenna kein italisches Wort ist, sondern von den Griechen entnommen, bei denen wir es freilich nicht nachweisen können. Aber wie vieles mag in solchen Ausdrücken uns unbekannt sein? besonders wenn sie landschaftlich waren. Auf jeden Fall aber müssen wir für die Schiffsausdrücke, also für die Entwickelung des Seewesens drei Stufen unterscheiden — eine uralte indogermanische Schicht, von geringem Umfang — eine zweite grosse Schicht von griechischen Fremdwörtern, welche darauf hinweisen, dass die Römer im Seewesen bei den Griechen in die Schule gingen — endlich eine beschränkte Anzahl echt römischer Wörter. Die gräco-italische Periode fehlt dabei; wir dürfen daraus vielleicht schliessen, dass die vereinigte gräco-italische Nation ihre gemeinsamen Wohnsitze nicht an der Meeresküste hatte oder doch die Schiffahrt nicht eben weiter ausgebildet hat. Auf diese Weise wird sich auf dem Wege der Wortforschung noch manches für die Geschichte der Cultur Italiens ermitteln lassen. So scheint z. B. das Wort fenestra ein griechisches Lehnwort zu sein, das auf ein Prototyp *φανήστρα* führt, denn eine W. fen oder fan ist in den italischen Sprachen nicht nachweisbar und das Suffix hat einen entschieden griechischen Anstrich. Aber auch in andre Untersuchungen greift die Erforschung der griechischen Sprachwaare ein. Mein verehrter Lehrer, Prof. Ritschl, behandelt in seinen sprachgeschichtlichen Untersuchungen der älteren Latinität die griechischen Wörter meist nach denselben Regeln, wie die echt lateinischen. Aber es ist doch etwas andres, wenn mina einsylbig gebraucht wird, das dem griechischen *μνᾶ* entspricht und wenn wir modo, domus durch Synkope einsylbig sprechen sollen. Der Stufengang in der Entwicklung der Vocale, welchen R. für eine grosse Menge von Fällen unstreitig als den historischen nachgewiesen hat, wird durch die griechischen Wörter ebenfalls beleuchtet. R. ist geneigt überall wo e und i wechseln jenes für das ältere, dies für das jüngere zu halten. Dem widerspricht aber nicht blos die weiter dringende Sprachvergleichung, sondern zum Theil auch die Vergleichung griechischer Wörter. Auf der Inschrift von Aletrium lesen wir basilicam calecandam coiravit; calecare, verkalken, anstreichen,

kommt unstreitig von calx und dies vom griechischen χάλιξ; es steht also calecare doch wohl für calicare, wenn wir uns des griechischen ι erinnern. Es ist eben für die ältere Latinität ebensogut ein Uebergang von i zu e, als umgekehrt von e zu i anzunehmen. — Viel bedeutender als diese letzteren Fragen, an die hier nur erinnert sein mag, ist nun die geistigere, welche die Uebertragung griechischer Sprache nach Rom betrifft, nämlich in wie weit wohl das Erlernen des Griechischen Einfluss auf den Entwicklungsgang der lateinischen Sprache geübt hat. Für das Syntaktische ist hier ja vieles geschehen. Aber selbst auf die Ausprägung der Formen scheint das Studium des Griechischen nicht ohne Einfluss geblieben zu sein. Die Unbestimmtheit der älteren römischen Sprache in der Aussprache der Endsylben oino = unum, mare = mare, mari und maris, die im Umbrischen wiederkehrt, schreibt Mommsen tuskischem Einfluss zu. Das ist doch wohl eine sehr bedenkliche Hypothese. Nachbarvölker pflegen sich eher abzustossen als anzuziehen, Wörter wandern dessenungeachtet hin und her über die Gränze, ja selbst einzelne Laute, aber dass die Tusker, deren Einfluss sonst Mommsen nicht viel einräumt, die mächtige Wirkung auf Römer und Umbrer ausgeübt haben sollten, in ihnen das Bewusstsein ihrer Declinationen zu verwischen, ist nicht wohl denkbar. Vielmehr trat in der Umgangssprache des Volkes im Norden und in der Mitte Italiens — in scharfem Gegensatze zu dem treu erhaltenen Oskischen — in den nicht litterarischen Jahrhunderten Roms ein Verfall ein, der schon die Anfänge der Sprachgestaltung enthält, welche sich in den romanischen Sprachen festgesetzt hat. Seitdem sich durch griechisch gebildete Männer in Rom eine nationale Litteratur bildete, wirkte diese jenem Verfall entgegen Eine Spur des griechischen Einflusses wird hier z. B. darin zu erkennen sein, dass vorzugsweise in der Declination die alten Formen wieder hergestellt wurden, worin beide Sprachen so sehr parallel laufen: deus deum wie θεός θεόν, und wieder nur nicht im Ablativ, wo das alte d nicht wieder auftauchte, vielleicht eben weil hier kein griechisches Vorbild vorhanden war. Im Verbum dagegen blieb manches merkwürdige Ueberbleibsel der alten Unbestimmtheit, z. B. in der 2 Sing. Pass. utere, in dedere neben dederunt.

Eine weit schwierigere Untersuchung ist die zweite Seite der Frage, die ich andeutete, die Sonderung des speciellen gräco-italischen Erwerbes von dem indogermanischen Erbgut. Sie kann natürlich nur auf Grund umfassender Vergleichung aller verwandten Sprachen gelingen. Am weitesten ist man bis jetzt in der Untersuchung der Flexionsformen gekommen, wobei die durchgreifende Uebereinstimmung in der Declination des Nomens und die sehr erhebliche Verschiedenheit im Verbum als charakteristisch hervorgehoben werden können. Die letztere beruht aber grösstentheils auf einem Verfall der italischen Sprachen, bei diesem ging z. B. das Augment verloren, das wir auf gräco-italischer Stufe voraussetzen müssen, und die italischen Sprachen wurden genöthigt, solche Einbusse auf andre Weise zu ersetzen. Im Einzelnen bleibt hier noch sehr viel Schwieriges übrig. Zunächst

nöthig ist eine genaue Untersuchung der Lautgesetze. Es fragt sich, welche specifisch italisch und griechisch, welche gräco-italisch, welche indogermanisch sind. Hier erlaube ich mir nur auf zwei Ergebnisse hinzuweisen, zu denen mich meine Studien geführt haben. Ich glaube nämlich beweisen zu können, dass zwei weitgreifende Lauteigenthümlichkeiten, welche man gewöhnlich als den Griechen eigenthümlich betrachtet, schon jener früheren Periode angehören. Das eine ist die Spaltung des alten indogermanischen a in die drei Laute a e o. O. Müller unter andern hat diese in der Litteraturgeschichte als specifisch griechisch aufgestellt. Aber in überraschendem Masse gleichen sich darin die beiden classischen Sprachen. Wortformen wie ego, fero, edo, tremo, lego, mel neben *μέλι*, mensis neben *μήν*, gnosco neben *γιγνώσκω*, ovum neben *ὠόν*, octo = *ὀκτώ*, os neben *ὀστέον*, fallo neben *σφάλλω*, stare neben *ἱστάναι*, fari neben *φάναι*, ago in beiden Sprachen, ab = *ἀπό*, und sehr viele andre beweisen, dass die Spaltung des A-Lautes eine der Scheidung beider Südäste des indogermanischen Stammes vorausgehende ist. Diese Thatsache wird aber noch umfassender, wenn wir nach Ritschl's trefflichen Untersuchungen erwägen, dass ein lateinisches u sehr oft aus älterem o, i aus e entstanden ist. Wir dürfen z. B. von ulna auf älteres olna schliessen, das dann dem griechischen *ὠλένη* gleich wird, ebenso von in auf älteres en, wie es in endo vorliegt, von quinque auf quenque, das sich nur durch die Consonanten vom aeol. *πέμπε* unterscheidet. Freilich gibt es Ausnahmen; aber diese beweisen nur, dass die Spaltung der A-Laute zur Zeit der Trennung der Griechen und Italiker noch nicht ganz abgeschlossen war. Oefter können wir auch den lateinischen Laut als einen erst in Italien selbst entstandenen nachweisen. So lautete das privative Präfix sicherlich, als die Italiker in ihre Halbinsel einzogen, ebenso wie bei den Griechen an, daher oskisch und umbrisch an. Die Schwächung zu in ist eine specifisch lateinische. In andern Fällen zeigt sich im Lateinischen selbst ein Schwanken, dos, donum haben den Vokal des griechischen *διδόναι*, dare den des griechischen *δάνος*. Bei sorgfältiger Erwägung vermögen wir auch in manchen kleinen Verschiedenheiten wieder Gesetz und Regel zu erkennen, in der Art, wie Dietrich in seinen fein ausgeführten grammatischen Abhandlungen es begonnen hat.

Das zweite Lautgesetz ist die Beschränkung des Hauptaccents auf die drei letzten Sylben eines Worts. Auch das ist griechisch und lateinisch, aber weder sanskritisch, noch germanisch, noch slawisch. Diesen Vergleichungspunkt erwähne ich hier bloss, da ich ihn neulich in meiner Anzeige von Bopp's Accentuationssystem in den Jahrb. f. Phil. u. Päd. näher besprochen habe. Nur das will ich anführen, dass ich mich nicht davon überzeugen kann, dass die Lateiner jemals die vierte Sylbe vom Ende betont haben, wie man z. B. für tetulerit, memineris und andre Formen vermuthet hat, um bei den Komikern grössere Uebereinstimmung zwischen dem Wortaccent und dem Versictus herzustellen. Das Zeugniss der alten Grammatiker, Cicero an der Spitze, dass numquam ultra tertiam accentuirt sei, steht zu fest, um es so leichthin umstossen zu können, zumal die Verse der Komiker ja

trotz aller Bemühungen eine Menge von Fällen übrig lassen, in denen Wortaccent und Versictus stark auseinander fallen.

Ueberhaupt besteht das besondre Gemeingut der beiden nahe verwandten Völker in sprachlicher Beziehung weit mehr in Eigenthümlichkeiten der Laut- und Wortgestaltung, in gemeinsamen Flexions- und Wortbildungsweisen, in der besondern Ausprägung der Bedeutungen, als in einzelnen Wörtern. Die Zahl der Wörter, welche Griechen und Italikern gemeinsam sind, ohne dass sie in den andern Sprachen nachgewiesen werden können, ist auffallend klein. In einer Sammlung von mehr als 500 griechischen Wortstämmen und Wörtern habe ich kaum 30 gefunden, welche die griechische Sprache nur mit der lateinischen theilt, alle übrigen haben in den andern verwandten Sprachen ihre Vertreter. Eine bedeutende Masse von Wörtern war also schon fertig, ehe die Gräcoitaliker sich von den übrigen Indogermanen trennten. — Dagegen fällt wieder die feinere Durchbildung des Wörterschatzes diesseits der gräco-italischen Periode, gehört also jedem Volke eigenthümlich an. Die Wortbildungsendungen zeigen neben durchgreifender Verwandtschaft erhebliche Verschiedenheiten, namentlich hat die lateinische Sprache einen entschiedenen Hang zu gehäuften Suffixen, wodurch sie ihre volltönenden Endungen erzeugt, z. B. notionem im Vergleich mit γνῶσιν. Dazu trug freilich auch das eigenthümliche Accentgesetz wesentlich bei, durch das sich die Römer von den Griechen unterscheiden. — Bis in die Syntax hinein lässt sich das sondernde Verfahren durchführen. Auch hier erstreckt sich die Aehnlichkeit vorzugsweise auf das Nomen; aus mehreren Gründen ist es wahrscheinlich, dass der Gebrauch der Casus seinen Grundzügen nach gräco-italisch ist, während die feinere Ausbildung der Modi für specifisch griechisch gelten muss. In der Art die Sätze zu verbinden zeigt sich ein durchgreifender Unterschied. Der zusammengesetzte Satz beruht zum grössten Theil auf der Entstehung des Relativpronomens. Dies ist im Griechischen aus dem Demonstrativ, im Lateinischen aber aus dem Interrogativpronomen hervorgegangen. Der zusammengesetzte Satz ist also bei den Griechen aus der Parataxis, bei den Römern aus der Form der Frage und Antwort hervorgegangen.

Diese Andeutungen werden genügen, um auf den reichen Stoff hinzuweisen, der sich für diese Fragen darbietet und auf die vielfältigen Untersuchungen, die noch anzustellen sind. Allerdings führen uns diese in sehr frühe Zeiten und in Regionen, in denen vielleicht Manchem schwindlich wird. Indessen können wir hier nicht vordringen, ohne zwei scheinbar entgegengesetzte Eigenschaften zu verbinden, Kühnheit und ihres Weges sich wohl bewusste Vorsicht. Die classische Philologie kann es unmöglich unterlassen sich an einer Frage zu betheiligen, welche die Grundlagen ihrer wichtigsten Untersuchungen an so vielen Punkten berührt. Freilich wird es dazu immer wieder nöthig über das nächste Gebiet hinauszublicken und noch fürchtet Mancher, dass dadurch die Festigkeit und das Heimathsgefühl auf diesem gefährdet werde. Aber wie wir durch Umschau in

andern Ländern uns der Eigenthümlichkeiten unsrer besondern Heimath erst recht bewusst werden und diese oft erst wahrhaft schätzen lernen, so geht es auch mit solchen Excursionen zu den verwandten Völkern. Was wir an den Griechen und Römern haben, wird eben dadurch erst recht klar. Was dagegen durch die Erweiterung des Blickes verloren geht, kann nur etwas unwesentliches sein, das wir etwa mit dem provinciellen Geist und jener bornirten Ueberschätzung der eigenen Scholle vergleichen können, welche von echter Vaterlandsliebe weit verschieden ist.

Da an diesen Vortrag keine Discussion sich anschliesst, so glaubt der Vorsitzende der Ansicht der Versammlung zu entsprechen, wenn er im Namen derselben dem Redner den Dank für seinen lichtvollen und an Belehrung reichen Vortrag ausspricht.

Zunächst trifft nun die Reihenfolge der Vorträge Herrn Prof. *Overbeck* aus Leipzig, welcher über Genrebildnerei bei den Griechen zu reden angekündigt hatte. Wegen zu weit vorgerückter Zeit jedoch verzichtet er darauf. Präses ersucht ihn demnach, den Vortrag wenigstens dem Secretariat zum Abdruck in den Protokollen zu übergeben: allein Herr Prof. *Overbeck* sah sich genöthigt diess abzulehnen, da er die Absicht gehabt hatte, frei zu reden.

Den Schluss bildete darauf Herr Hofrath *Doederlein* aus Erlangen mit folgendem Vortrag:

Meine Herren! Nur darnach, dass, wie ich gleich Anfangs ankündigte, ich in subsidium einige Beiträge zu den Besprechungen in dieser Versammlung liefern wollte, bitte ich Sie die Form meines Vortrages zu bemessen. Ich werde keine vorbereitete oratio bringen, sondern einen blossen sermo. Man hat mir manchmal die Ehre angethan, meine Mittheilungen in diesem Verein als humoristisch zu bezeichnen: aber das ist, wie mir scheint, ein zweideutiges Lob. Ich schätze den Humor und erkenne seine Bedeutung an, aber in wissenschaftlichen Erörterungen halte ich ihn für ein ἄτοπον und daher nicht am Orte. Ich will mich daher heute bemühen, den trockenen Gegenstand möglichst trocken zu behandeln.

Zuerst habe ich eine Etymologie angekündigt. Sie betrifft das Wort διαιτητής. Das ausgezeichnete Werk unseres Herrn Präsidenten über diesen Gegenstand ist Ihnen Allen bekannt, und ich erinnere mich noch mit lebhafter Freude des Eindrucks, den das Erscheinen desselben in meinen Studienjahren auf mich machte. Aber *Hudtwalcker* befasst sich in diesem Buche mit der Erklärung des Namens gar nicht. Neuerdings hat *Meier* denselben Gegenstand wieder in Untersuchung gezogen, aber die Ableitung des Wortes ohne genügenden Erfolg, wie er selbst sagt, besprochen. Darum will ich es versuchen, die Etymologie von διαιτητής hier zu erörtern, um die Lücke auszufüllen. Ich gehe zurück auf das homerische αἴνυσθαι nehmen, dessen Stamm αἴρω ist; davon bildet sich eine Form *AIPNYMI*, welche sich dann in zwei der Sprache angehörige Verba scheidet, ἄρνυμαι, nehmen,

ärndten, und *αἴνυμαι*. Von letzterem entsteht das homerische (*ἐξ*)*αιτός*, dem Sinne und der Bildung nach s. v. a. herausgenommen, lat. eximius. Nach derselben Analogie entsteht *ΔΙΑΙΝΥΜΑΙ*, auseinandernehmen, wovon ich nicht weiss ob es wirklich vorkommt, davon ein Adjectivum *ΔΙΑΙΤΟΣ*, auseinander genommen. Dieses kommt nicht vor, wohl aber das Substantivum *δίαιτα*, Auseinandernahme; für dasselbe entwickeln sich zwei Bedeutungen: 1) die Tageseintheilung, Ordnung des Tages, da sie eine Trennung des Ganzen in seine Theile ist; 2) Entscheidung. So finden wir es einmal bei Aristophanes, es ist auch eine Trennung des Verwirrten und Zertheilung in das Einzelne. Von diesem *δίαιτα* nun entsteht das Verbum *διαιτᾶσθαι*: von der ersten Bedeutung nur als Verbum, ohne ein davon abgeleitetes Personal-Substantivum, von der zweiten hingegen fehlt das Verbum, vorhanden aber ist das Substantivum *διαιτητής*, Schiedsrichter, diremtor. Sie könnten nun erwarten, dass ich auch das lateinische diribitores mit hineinziehe, aber ich glaube nicht, dass es dahin gehörig ist, weil der Uebergang des m in b unstatthaft scheint; es sind das vielmehr dishibitores.

Die Emendation, die ich vorzuschlagen wünsche, betrifft den Schluss des ersten Capitels in Tacitus' Agricola: At nunc narraturo mihi vitam defuncti hominis venia opus fuit, quam non petissem, incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora. (C. 2) Legimus, cum Aruleno Rustico Paetus Thrasea, Herennio Senecioni Priscus Helvidius laudati essent, capitale fuisse, neque in ipsos modo auctores sed in libros quoque eorum saevitum. Ich muss hier gleich im Voraus bemerken, dass die Lesart ni cursaturus*) nur durch Conjectur in den Text gekommen ist, die handschriftliche Ueberlieferung hat incusaturus, und das behalte auch ich bei. Ueber diese Stelle ist eine ganze Litteratur geschrieben worden, wohl zwanzig Monographien, über hundert kürzere Erklärungsversuche, jeder in der Regel drei bis vier Seiten lang; ich selbst habe vor 38 Jahren die Stelle behandelt: ich will es jetzt kürzer versuchen, weil einfacher. Die einzige Aenderung, die ich mir erlaube, ist die von petissem in spectassem, d. h. exspectassem. Venia, Erlaubniss, möchte ich gern mit einem modernen Wort übersetzen, das aber den Sinn besser auszudrücken scheint, ich meine: Pressfreiheit. Agricola war ein bedeutender Mann gewesen, er hatte aber bei seinem Tode die übliche laudatio nicht erhalten: vier Jahre lang hatte geschwiegen werden müssen, zu einer laudatio war es daher zu spät, desshalb schrieb Tacitus zur Ergänzung des Mangels nunmehr die vita desselben. Diess ist die Auffassung *Hofmeisters*, der ich mich ganz anschliesse: daraus erklärt sich auch der Schluss. Die drei ersten Capitel dieser vita nun bilden die praefatio und haben einen dreifachen Zweck: 1) wollen sie den Tacitus dem Publicum als Geschichtschreiber ankündigen, gewissermaassen ein Prodromos; 2) den wür-

*) In dem Tageblatt war nämlich diese Lesart aus dem Text der Walther'schen Ausgabe abgedruckt worden.

digen Gebrauch der wieder erlangten Schreibfreiheit documentiren; 3) die verspätete Pflicht der Pietät gegen seinen Schwiegervater entschuldigen, denn er hat die Zeit abwarten müssen (venia exspectanda fuit). Wo ist nun der hypothetische Vordersatz zu spectassem? er ist zu ergänzen. Das ist nicht griechisch, nicht lateinisch, das ist menschlich, wir brauchen auch gar nicht aus der Luft zu greifen, wir entnehmen ihn aus dem Folgenden und denken: ni capitale fuisset. Es ist nicht eine Ellipse, sondern eine Aposiopesis. An die Stelle des hypothetischen Vordersatzes tritt die Beweisführung: legimus — saevitum. Die Scheidung der beiden Capitel ist daher eine ganz irrige.

Zur Interpretation habe ich die Stelle Quintil. X 1 101 gewählt. Es heisst da: Neque indignetur sibi Herodotus aequari T. Livium, cum in narrando mirae jucunditatis clarissimique candoris, tum in concionibus supra quam enarrari potest eloquentem. Ueber die Bedeutung des Wortes candor sind Wyttenbach und Spalding entgegengesetzter Meinung. Wyttenbach sagt: Candorem intelligimus non perspicuitatem orationis sed animi sinceritatem ac benevolentiam, Spalding dagegen erklärt es perspicuitatem. Ich habe mich längst entschieden und sehe darin mit Wyttenbach ein Urtheil Quintilians über den Charakter des Livius: doch auf der anderen Seite steht Einer, der oft das Rechte sieht (öfter als ich); wir haben vielfach mit einander über diese Stelle gestritten, so dass ich, was mir selten widerfährt, mich ereiferte bis zum Uebermaass und ihm sagte: Aber wie können Sie sich nun doch so hartnäckig gegen die Wahrheit verschliessen? Ich will also jetzt die Appellatio ad philologos einlegen.

Die lateinische Sprache hat zwei Wörter für weiss, candidus und albus; man kann das Weisse theils als positive Farbe auffassen, das ist candidus, theils als Negation der Farbe (ähnlich wie beim Schwarzen), das heisst albus. Das sind zwei verschiedene Begriffe. An der Jungfrau rühmen wir die candida cutis, nicht alba, das ist die Farbe des Wassersüchtigen. Candor ist also die glänzende, fleckenlose Weisse. Der Schnee ist erst candida, dann alba, was den Uebergang in's Gelbliche enthält. Was hat nun die weisse Farbe, die auf die Oberfläche beschränkt ist, mit der Durchsichtigkeit gemein? wie kann der Begriff von candor in den von perspicuitas übergehen? Das Weisse ist nur hell, nicht durchsichtig. Dafür wird sich auch kein Beleg aus den Classikern beibringen lassen. Mein Freund hat nach langem vergeblichem Suchen eine Stelle aus Plinius *) angeführt, wo es von einem Stein, der in einem See liegt, heisst: Saxum miri candoris a vado ad summa perlucens. Aber offenbar ist hier nicht der Stein pellucidus, sondern perlucet per undam, bei weniger glanzreicher Farbe würde man ihn nicht bemerken. Damit ist also nichts gewonnen.

Der Begriff des Wortes candidus ist von Wyttenbach noch nicht genug modificirt, er muss noch viel specieller gefasst werden. Livius heisst candidus,

---

*) H. N. IX. c. 15. s. 20.

d. h. nicht bloss frei von Fehlern und Verbrechen, sondern makellos, der keinen bösen Gedanken hat, kinderrein, kindlich, naiv: wenn Quintilian bloss sinceritatem an ihm lobte, so wäre das nicht viel. Das Gegentheil von candidus ist callidus, weltklug. Zeichen des candor ist die Aufrichtigkeit, Offenheit; Horaz sagt: Albi, nostrorum sermonum candide judex, und will ihn damit nicht als einen untrüglichen Richter bezeichnen, sondern als einen Tadler seiner Satiren, als einen aufrichtigen Kritiker. Tibull scheint hart über die horazischen Satiren geurtheilt zu haben, und das ist begreiflich bei einem Dichter, der so weich und sentimental war: ihm konnte die satirische Poesie nicht gefallen. Die Geschichtschreibung kann in dreierlei Form gegeben werden: ihr Zweck ist erstens, das Geschehene, Naturereignisse u. dgl. nicht im Gedächtnisse untergehen zu lassen; zweitens gibt es die sogenannte pragmatische Darstellung, sie ist ganz Aufgabe des Verstandes; drittens ist sie eine moralische, diese geht vom Gemüthe aus. Livius behandelt die Geschichtschreibung als Gemüthssache, was vielleicht noch Niemand vor ihm gethan hatte, darum ist er ein schlechter Politiker, ein Stubengelehrter, er ist liebenswürdig, doch kein grosser Geschichtschreiber, wohl der erste Historiker, der nicht praktischer Staatsmann gewesen. Es ist das eine Gemüthlichkeit, die allerdings sehr wohlthätig ist, die aber die Räthsel des Lebens nicht löst. Darum stellt ihn Quintilian mit Herodot auf eine Stufe, gegenüber den politischen Schriftstellern, und nennt ihn candidus, was vom ersten Standpunct aus ein Lob, vom anderen ein Tadel ist.

Da die Zeit abgelaufen war, so schloss sich an diesen Vortrag keine Discussion; Director *Eckstein* aus Halle behielt sich seine Gegenbemerkungen für eine andere Gelegenheit vor.

Dritte allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 4. October, 10 Uhr Vormittags.

Der Vicepräsident, Oberschulrath *Rost*, eröffnete die Versammlung mit der Bemerkung, dass um möglichst viel Zeit für die wissenschaftlichen Vorträge zu gewinnen, das Protokoll heute nicht würde verlesen werden, was sich durch den Vorgang früherer Versammlungen entschuldige.

Darauf hielt Herr Dr. *Bröcker* aus Hamburg folgenden Vortrag über Niebuhr's Ansicht von der Richtigkeit der Darstellung, welche Fabius Pictor von der römischen Verfassungsgeschichte gegeben hatte.

Hochzuverehrende Versammlung!

Es sei mir vergönnt, diesen Vortrag, für den ich Sie auf einige Augenblicke um Ihre gütige nachsichtige Aufmerksamkeit ersuche, mit einigen ganz allgemeinen und unbestrittenen Sätzen zu beginnen.

Unsere Zeitgenossen Guizot und Thierry kennen Frankreichs Geschichte im Mittelalter besser und vollständiger als das Mezeray that, der zur Zeit Ludwigs XIV. lebte; das deutsche Reformationszeitalter wird von dem jetzt lebenden Ranke richtiger und vollendeter geschildert als von den besten deutschen Forschern des vorigen oder vorvorigen Jahrhunderts; dem alten Mascov, der 1761 starb, wird allerdings nachgerühmt, er habe die erste deutsche Geschichte geschrieben, es hält ihn aber Niemand desshalb für einen ebenso kundigen und glaubwürdigen Zeugen über unseres Vaterlandes Vorzeit als Grimm oder Böhmer. Es haben in allen diesen Fällen die ersten Gelehrten, die eine vor ihre Lebenszeit fallende Geschichte bearbeiten, dieselbe weniger umsichtig erforscht und weniger gut gekannt als diejenigen, die nach ihnen ihr ihre Kraft widmen, und wie bei den historischen Studien, so zeigt uns auch bei den geographischen, astronomischen und allen andern Forschungen die Geschichte der Wissenschaften in der Neuzeit überall in ihren grössern Umrissen eine Entwicklung, nicht zum Rückschritt, sondern zum Fortschritt.

Den gleichen Entwicklungsgang wie in der Neuzeit, sollte man denken, hätten die Wissenschaften auch im Alterthume genommen. Man sollte glauben, die Kenntniss der altrömischen Geschichte, d. h. der Geschichte vor 363 d. St., habe in Rom in den 200 Jahren von Fabius bis Cicero, Varro, Livius, Dionys und Verrius Fortschritte gemacht: Fabius, der um 540 d. St. lebte, und der erste Römer war, der eine Geschichte Roms vor 363 veröffentlichte, sei ebensowenig

der beste Kenner der Vorzeit seines Volkes gewesen wie Mascov, der die erste deutsche Geschichte geschrieben, der beste Zeuge über die Vorzeit des unsern.

Niebuhr behauptet das Gegentheil.

Die grossen Verdienste, die sich Niebuhr um unsere ganze moderne deutsche Bildung erworben hat, stelle ich keinen Augenblick in Abrede: ich erkenne lebhaft den Adel seiner Seele, die Wärme seiner Begeisterung, die Energie seines Ringens, die kühne und grossartige Genialität seiner Gedanken, aber vollkommen unabhängig von Alle dem steht mir mein Urtheil über die Richtigkeit seiner Ansichten.

Es sei mir erlaubt, so weit das in wenigen Minuten thunlich, zuerst Niebuhrs Ansicht über Fabius möglichst mit seinen eigenen Worten darzulegen; dann die Richtigkeit derselben zu prüfen, und schliesslich auf ihre Wichtigkeit für die Frage der Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte überhaupt hinzuweisen.

Während uns von Fabius so gut wie gar keine Bruchstücke erhalten sind, erklärt Niebuhr: „Fabius ist nicht allein Vater der römischen Geschichte, sondern bei ihm die höchste, vollkommenste Erkenntniss der alten Verfassung“ [1]); und versteht hierbei unter dem Ausdruck alte Verfassung die Verfassung einer Zeit, die vor 363 d. St., also mindestens über 200 Jahre vor Fabius fällt. Ein anderes Mal äussert Niebuhr: „Das höchste Ziel meiner Kritik ist, dem Begriffe, welchen Fabius von der Verfassung und ihren Veränderungen hatte, nahe zu kommen: ganz gewiss sahe er darüber unbedingt richtig“ [2]); und auch hier spricht Niebuhr von derjenigen Verfassung und von denjenigen Veränderungen der Verfassung, die zum Theil 200 und 300, zum Theil 400 und noch mehr Jahre vor Fabius statthatten. Dabei aber ist Niebuhrs Ansicht keineswegs etwa die, die nach Fabius lebenden und forschenden Römer hätten ebenso wie dieser eine höchste, vollkommenste Erkenntniss der alten Verfassung und ihrer Veränderungen gehabt, sondern das Gegentheil. Rechnen wir den J. Gracchanus [3]) ab, der schon um 630 d. St. schrieb, so spricht Niebuhr theils ausdrücklich, theils stillschweigend sämmtlichen zur varronischen Zeit und kurz vor der varronischen Zeit lebenden Historikern und Archäologen eine so hohe und tiefe Kenntniss der altrömischen Verfassungsgeschichte, wie sie Fabius besessen haben soll, ab. Es erscheinen bei ihm Cicero, Livius und Dionys als in zahllosen und wichtigen Fällen über die altrömische Verfassungsgeschichte irrend; den Vennonius nennt er beispiellos unwissend und leichtsinnig [4]); die wenigen Angaben über Altroms Verfassung, die uns von Macer, Fenestella, Varro, Verrius und Andern erhalten sind, werden von Niebuhr da, wo er ihrer gedenkt, wol nur in den selteneren Fällen ohne den Beisatz erwähnt, sie seien falsch. An der einen Stelle äussert Niebuhr: „Die Benennung der patres, minores und maiores, irrt die Späteren, die aber schon Vorgänger unserer Geschichtsschreiber

---

1) Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte I, S. 20. — 2) Niebuhr, Römische Geschichte II (3. Aufl.), S. 14. — 3) Ueber ihn vgl. Niebuhr in der Anm. 2 angeführten Stelle. — 4) Niebuhr, Römische Geschichte I (4. Aufl.), S. 434.

(„des Livius und Dionys") waren, allemal, wenn auch auf verschiedene Weise" [5]). An einer anderen Stelle erklärt er: „Diese Vermuthung traf ebenso weit vom Ziele, wie fast jede, womit Gelehrte zu Rom im 7. und 8. Jahrhundert Räthsel der Geschichte lösen zu können meinten" [6]). Und da, wo Niebuhr die besten antiken Kenner der altrömischen Verfassungsgeschichte aufzählt, nennt er nur den Fabius, den um 630 d. St. lebenden J. Gracchanus und den Dio Cassius, der 200—300 Jahre nach Varro lebte; den Varro, die Zeitgenossen Varros und die kurz vor Varro lebenden Schriftsteller lässt er vollkommen unerwähnt [7]). Es hat nach ihm eben die römische Wissenschaft in den 200 Jahren von 540—750 d. St., was die Kunde der römischen Vorzeit betrifft, nicht einen Fortschritt gemacht, sondern einen langen und weiten Rückschritt.

Die Behauptung Niebuhrs, von Fabius an bis nach Varro habe die römische Wissenschaft einen Rückschritt gemacht, ist schon an sich auffallend; noch auffallender wird sie durch Ansichten, die Niebuhr daneben über Quellen des Fabius und deren Bearbeitung durch letzteren ausspricht.

Er sagt in der einen Stelle: „Nach Piso („der 633 d. St. Censor war") ward auch die ältere römische Geschichte noch wieder bearbeitet, weil man gelernt hatte, Urkunden zu gebrauchen; wie Philochorus die attische Geschichte dadurch bestimmte, so that dasselbe für Rom C. Licinius Macer" [8]) (der 687 d. St. starb); es erklärt also Niebuhr hier indirect, man habe in Rom erst mehrere Menschenalter nach Fabius gelernt, bei Bearbeitung der altrömischen Geschichte Urkunden zu gebrauchen. An einer anderen Stelle sagt er: „Macer war unter allen Annalisten, aus deren Arbeiten Livius seine Geschichte bildete, wol am sorgfältigsten um Urkunden bemüht" [9]); er behauptet also indirect, dass Fabius nicht am sorgfältigsten um Urkunden bemüht war. Und an einer dritten Stelle endlich bemerkt Niebuhr: „Bei Abfassung der Geschichte befragte man die Annalen der Pontifices und schrieb mit Treu und Glauben aus was man darin fand, schob das was man in den Liedern fand ein, wo man glaubte, dass es passen würde, unbekümmert darum, ob es genau sich anschloss oder nicht . . . . Nur wenige, etwa Fabius oder wol eigentlich erst Cincius Alimentus und C. Licinius Macer benutzten auch die Urkunden auf dem Capitol und die alten Rechtsbücher" [10]). Nach dieser Stelle hat Fabius die Urkunden und die alten Rechtsbücher, die doch gewiss die beste Quelle für die altrömische Verfassungsgeschichte waren, wol eigentlich gar nicht benutzt; dagegen haben die Annalen der Pontifices und die Lieder unter seine Hauptquellen gehört. Was nun aber die Annalen der Pontifices betrifft, oder wie sie nach Niebuhrs eigener Angabe auch sonst heissen: die Annales maximi [11]), so erklärt Niebuhr von diesen bekanntlich, dass die vor 363 d. St.

---

5) Röm. Gesch. I, S. 541 und 542, Anm. 1143. — 6) Röm. Gesch. II, S. 620. — 7) Röm. Gesch. II, S. 12—14. — 8) Röm. Gesch. II, S. 11. — 9) Röm. Gesch. I, S. 559. — 10) Vorträge I, S. 15. — 11) Vorträge I, S. 5; vgl. ebend. S. 6 u. 7, so wie Röm. Gesch. I, S. 254, 258, 263—266, 280.

den Begebenheiten gleichzeitig niedergeschriebenen im gallischen Brand 363 untergingen, dass sie nachher von den Pontifices „ohne ämsige Nachforschungen, ohne besondere Bemühung um historische Genauigkeit, unter Beimischung von kindischem Gaukelwesen, von Priesterklügelei und Aberwitz"[12]) wiederhergestellt wurden — sie waren also nach Niebuhrs eigener Behauptung eine der schlechtesten Quellen, deren sich ein Historiker überhaupt bedienen konnte. Und betreffs der Lieder urtheilt Niebuhr, dass sie Epopöen bildeten, von denen die eine „an Tiefe und Glanz der Phantasie alles weit zurücklässt, was das spätere Rom hervorbrachte"[13]). Dass aber solche von der Phantasie reichgeschmückte Lieder ebenso wie die Annalen der Pontifen eine Quelle waren, die weit eher zur Verwirrung über die altrömische Verfassung und deren Geschichte führen musste als zu richtiger Kunde derselben, bedarf wol keines Beweises.

Mich dünkt, es ist schwer Niebuhrs Ansicht über Fabius für richtig zu halten, wenn man auch nichts weiter in Betracht zieht als was er selber gesagt hat. Noch schwerer wird es, wenn man hinzunimmt, was wir übrigens über die Gelehrtengeschichte Roms von 540—750 d. St. wissen.

Die varronischen Zeitgenossen nahmen allerdings noch keineswegs denjenigen hohen Stand wissenschaftlicher Ausbildung ein, dessen unsre Gegenwart sich erfreut, nichts destoweniger aber ragten sie in allen den Zweigen wissenschaftlicher und intellectueller Bildung, deren Geschichte im Alterthum wir verfolgen können, über die römischen Zeitgenossen des zweiten punischen Krieges im Allgemeinen verhältnissmässig wenigstens ebenso weit hervor wie die Mitte unseres Jahrhunderts über dessen Anfang. Mit dieser Höhe der allgemeinen Bildung verbanden sie einen Eifer für Gelehrsamkeit, den ihre Vorfahren in den Tagen des Fabius und in den nächsten 80 Jahren nach diesem noch nicht gekannt hatten. Während die Vertreter römischer Wissenschaft vor 630 d. St. ihre Hauptthätigkeit dem Staat weihten, und gelehrten Studien nur ihre Nebenstunden widmeten, betrieben Aelius, Varro, Verrius und so manche Andere, die von etwa 650—750 d. St. wirkten, gelehrte Studien als Hauptzweck und Lebensaufgabe. Während mit Fabius die Reihe gelehrter Dilettanten begonnen, eröffnete Aelius den Zug derer, für welche die Gelehrsamkeit ein Stand oder ein Herzensbedürfniss. Dabei bildeten den umfassendsten Mittelpunct der gelehrten Studien in Cäsars und Augusts Tagen Altrom und dessen Geschichte. Ueber altrömische Sprache, altrömische Chronologie, altrömisches Recht, altrömische Kriegsgeschichte, altrömische Religion, Sitte und Cultur, d. h. über die wissenschaftlichen Tragbalken einer altrömischen Verfassungsgeschichte wurden zu Varros Zeit von den Gelehrten in 10 Jahren mehr Schriften veröffentlicht als zu der des Fabius in 80. Und zugleich standen bei der Bearbeitung all' dieser Schriften den varronischen Gelehrten,

---

12) Röm. Gesch. I, S. 265, 250. — 13) Röm. Gesch. I, S. 273.

wie sich das noch jetzt nachweisen lässt, mehr alte Quellen zu Gebot als den Zeitgenossen des Fabius. Aehnlich wie bei uns in den letzten funfzig Jahren Urkunden und Schriftstücke über Deutschlands Vorzeit entdeckt sind, die dem alten Mascov völlig unbekannt waren, wurden auch in Rom von etwa 600 — 750 d. St. Urkunden und Schriftstücke über Altrom entdeckt, von deren Existenz die Gelehrten um 540 d. St. noch nichts geahnt hatten. Wenn aber so die Gelehrten der varronischen Zeit den älteren Annalisten überhaupt voran gingen an Reichthum der Quellen, an Sinn für Gelehrsamkeit, an allgemeiner Bildung und an eifriger gelehrter Bearbeitung des altrömischen Lebens nach allen Richtungen hin, so sehe ich nicht ab, was denn etwa den älteren Annalisten überhaupt, was ganz besonders dem ältesten Annalisten ein so ungemeines wissenschaftliches Uebergewicht über die varronischen Zeitgenossen verliehen haben kann, dass bei jenem die höchste vollkommenste Erkenntniss, bei diesen die Unkunde und der Irrthum über Verfassungsveränderungen war, die sich länger als 200 Jahre vor Fabius zugetragen hatten.

Einen Einwand, den man hier vielleicht machen könnte, werde ich später erörtern. Für den Augenblick sei es mir vergönnt, den bisher angeführten Gründen gegen Niebuhrs Ansicht noch einen hinzuzufügen, den ich allerdings hier mit Rücksicht auf die Zeit nur eben andeuten kann, für dessen Besprechung ich mir Ihre gütige Nachsicht doppelt zu erbitten habe.

Wie ich schon früher erwähnte, haben in der Neuzeit stets diejenigen Gelehrten, die zuerst eine vor ihre Lebenszeit fallende Geschichte bearbeiten, dieselbe weniger umsichtig erforscht und weniger gut gekannt als diejenigen, die nach ihnen kamen und den von ihnen durchackerten Boden besäen durften. Es hat daher die Ansicht, auch in Rom hätten die um 750 d. St. lebenden Gelehrten die altrömische Geschichte besser und vollständiger gekannt als die von etwa 540 — 630 d. St. lebenden, gewiss nichts, was an und für sich den Gesetzen der menschlichen Entwicklung widerspricht, nichts, was an und für sich als unwahrscheinlich bezeichnet zu werden verdient. Ja, man würde vielleicht behaupten dürfen, diese Ansicht liege so nahe, dass man eigentlich sie zuerst zur Basis von Untersuchungen über Altrom machen müsse, und erst dann zu einer anderen Grundhypothese über unsere Quellen der altrömischen Geschichte greifen dürfe, wenn sie sich als ungenügend erwiesen hätte, die Räthsel der uns erhaltenen Ueberlieferungen über Altrom zu lösen. Als mir diess vor einigen Jahren beim Studium Polybs zuerst klar ward, war ich überrascht, dass noch Niemand Anders den einfachen Satz, die Nachfolger seien klüger gewesen als die Vorgänger, durchgreifend zur Grundlage für die Behandlung der altrömischen Geschichte gemacht habe. Ich fand ihn bei Anderen, wie z. B. Rubino, höchstens beiläufig ausgesprochen.

Ich sah mich dann um, ob nicht schon wenigstens eine solche Arbeit veröffentlicht worden sei, die in umfassender und auf das Einzelne eingehender Weise dargelegt hätte, welche Ansichten zur varronischen Zeit die herrschenden waren über die Consularfasten, die Dictatorenfasten, die Triumphalfasten, die

Fasten der Tribunen u. s. w., mit Einem Wort über den chronologischen Knochenbau der römischen Geschichte vom Anfang der Republik bis zum Decemvirat; und wie sich die zur varronischen Zeit über diese Stücke herrschenden Ansichten von den zur vorvarronischen Zeit herrschenden unterschieden. Mich dünkte, dass diese Frage eine unter allen Umständen äusserst wichtige sei. Ja, wenn es mir erlaubt ist, ganz unumwunden zu reden, so begriff ich nicht, wie man, ohne diese Frage aufs Genaueste geprüft zu haben, überhaupt ein so entschiedenes Votum gegen die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte abgeben könne, wie es vielfach abgegeben worden ist.

Möglich, dass eine Untersuchung, die mir als von entscheidender Wichtigkeit schien, von Andern mit Recht für überflüssig gehalten worden ist; möglich, dass ich das, was ich suchte, nicht am richtigen Ort gesucht habe. Da ich es nicht fand, machte ich mich selbst an jene Arbeit, und führte sie so weit durch, dass ich jetzt zu einem bestimmten Abschluss mit ihr gekommen bin. Die Resultate derselben aber sind, so weit ich hier von ihnen reden mögte, folgende: Erstens: die varronischen Gelehrten waren mit verhältnissmässig wenigen und verhältnissmässig unwichtigen Ausnahmen vollkommen einig über die Consularfasten, die Dictatorenfasten, die Triumphalfasten und die Chronologie der Begebenheiten vom Anfang der Republik bis zum Decemvirat, obgleich es sich dabei um mehrere Tausende von Namen und Details handelt. Zweitens: die von den varronischen Zeitgenossen übereinstimmend für wahr gehaltenen Consularfasten u. s. w. stehen nicht bloss unter sich in fast allen wichtigen Stücken in trefflichem Zusammenhang, sondern auch in einem so organischen Verhältniss zu der bis jetzt nur erst sehr wenig bearbeiteten Geschichte der römischen Gentilnamen und Beinamen nach 301 d. St., dass wir sagen dürfen: während sie die characteristischen Merkmale ächter Fasten an sich tragen, fehlen in ihnen diejenigen Züge, die wir als characteristisch in unächten zu erwarten hätten. Drittens: die einheitliche Tradition, die uns die varronischen Schriftsteller bieten, war in der Zeit von etwa 540—650 d. St. noch nicht vorhanden. Die Angaben der älteren Annalisten und Archäologen standen in zahlreichen, wichtigen Puncten in Widerspruch sowol unter einander als auch zu der einheitlichen Tradition der varronischen Zeit. Auf die eben genannten drei Resultate stossen wir ferner in ganz ähnlicher Weise auch bei der Tradition der Alten über die Königszeit von mindestens Tullus Hostilius an und über die Geschichte der Republik in den nächsten Menschenaltern nach dem gallischen Brand. Auch hier ist mit verhältnissmässig wenigen Ausnahmen in den Hauptstücken Einheit und Glaubwürdigkeit der varronischen Tradition vorhanden, Uneinigkeit und mindere Glaubwürdigkeit der vorvarronischen. Und endlich lösen sich eine sehr grosse Zahl von höchst wichtigen Widersprüchen der Quellen über Altrom durch die Annahme, die vorvarronischen Schriftsteller hätten weniger Quellen und weniger Fähigkeit der Quellenbearbeitung besessen als die varronischen, auf eine ebenso leichte und einfache Weise, wie

zahllose Widersprüche über die deutsche Vorzeit zwischen Mascov, Schlözer, Spittler einerseits und Ranke, Grimm, Böhmer andererseits durch die Thatsache, dass Ranke, Grimm und Böhmer den Gelehrten des vorigen Jahrhunderts an Reichthum der Quellen und an tüchtiger Bearbeitung der Quellen voran sind. Alle diese Resultate aber werden dem, der sie für richtig hält, zu ebenso viel unwiderleglichen Beweisen dafür, dass Niebuhrs Ansicht über Fabius eine irrige ist.

Ich gehe über zu dem Einwand, von dem ich vorhin andeutete, dass man ihn gegen mich erheben könnte, und der allerdings zu Gunsten der Niebuhrschen Ansicht auch bereits mehrfach geltend gemacht worden ist. Man hat gesagt: Fabius habe die altrömische Verfassungsgeschichte desshalb so vortrefflich gekannt, weil zu seiner Zeit die Hauptgrundzüge der altrömischen Verfassung noch in Wirksamkeit standen, er also die Vergangenheit gewissermaassen aus der Gegenwart heraus zu construiren vermogte. Diese Behauptung oder vielmehr diese Hypothese hat allerdings auf den ersten Blick etwas sehr Blendendes, aber wie mich dünkt schwindet dieses Blendende bei näherer Betrachtung.

Als Fabius lebte, war die altrömische Verfassung bereits etwa 500 Jahre alt und hatte in diesen 500 Jahren die umfassendsten Veränderungen theils sehr allmälig durch den langsam umwandelnden Gang der Zeit, theils stossweise durch Revolutionen durchgemacht. Auf die Revolution des Servius war die Einführung der Republik gefolgt, auf diese die Einführung der Volkstribunen, nachher die Decemviratverfassung und dann jener lange Kampf zwischen Patriciern und Plebejern um politische Gleichberechtigung, der ungefähr 100—150 Jahre vor Fabius zu Gunsten der Plebejer endete. Es war daher auch von den Hauptgrundzügen der altrömischen Verfassung in des Fabius Tagen kein einziger mehr ganz unverändert; die letzten erhaltenen Reste von jedem waren so mit Neuem verschmolzen und versetzt, dass ihre Bedeutung für die Kunde des Alterthums nur von demjenigen richtig gewürdigt werden konnte, der schon vorher aus anderen Quellen eine vollständige und richtige Kenntniss des Alterthums gewonnen hatte. Jeder andere Forscher musste, wenn er aus dem Gemenge von Altem und Neuem das Alte herausnehmen wollte, öfter falsch greifen als richtig. Er konnte ausserdem selbst im glücklichsten Falle aus seiner Gegenwart heraus doch immer nur einige wenige Grundzüge der altrömischen Verfassung richtig herausnehmen; nicht aber auch die ganze mehrhundertjährige Geschichte derselben mit ihren zahllosen Details, ihren zahllosen allmäligen oder stossweisen Aenderungen. Wenn nicht etwa Fabius ein an Spürkraft und Scharfsinn des historischen Sinnes weit über alle sonst bekannten Forscher hervorragender Genius war, so musste es ihm ebenso ergehen, wie es vielen trefflichen deutschen Gelehrten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts ergangen. Sie haben über Deutschlands Verfassungsgeschichte im Mittelalter die ärgsten Irrthümer vorgebracht, obgleich zu ihrer Zeit noch gar manche von den Hauptgrundzügen der deutschen mittelalterlichen Verfassung in Wirksamkeit standen. War aber Fabius ein so ganz ausserordentlicher historischer Genius, leistete er

für Roms Vorzeit so unendlich viel mehr als was mit entsprechenden Mitteln die berühmtesten deutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts für Deutschlands Vorzeit zu leisten vermogten, dann gestehe ich, wird es mir wiederum unmöglich, mir ein in sich klares und zusammenhängendes Bild von dem Gange der römischen Gelehrtengeschichte seit Fabius bis Varro zu machen. Wir haben alsdann, um von Anderem zu schweigen, den in der Weltgeschichte einzig dastehenden Fall vor uns, dass ein so grossartiger genialer Kritiker und Historiker ohne entsprechenden fördernden Einfluss auf die historische Kritik bei seinen Zeitgenossen und seinen vaterländischen Nachfolgern bleibt. Es stehen alsdann dem Fabius die varronischen Zeitgenossen wie Pygmäen einem Riesen gegenüber, denn während er die volle Erkenntniss der altrömischen Verfassungsgeschichte besitzt, haben sie zu ihrem Antheil zahlreiche Irrthümer über dieselben, obgleich sie die römische Verfassung, wie sie zu des Fabius Zeiten bestand, aus Büchern kennen, obgleich sie ähnlich wie Fabius im Leben noch zahlreiche Ueberreste der altrömischen Verfassung vor sich haben, obgleich sie die Werke des Fabius lesen und studiren, obgleich sie an Quellen über Altrom reicher sind als er, und an allgemeiner wissenschaftlicher und litterarischer Ausbildung den Fabius so weit überragen, dass nicht seine, sondern ihre Zeit die goldene Litteraturperiode Roms, eine litterarische Musterepoche für die gesammte Menschheit ist.

Und worauf — um zum Schluss meines Vortrages zu gelangen — worauf gründet sich denn eigentlich Niebuhrs Ansicht über Fabius? Auf die uns von letzterem erhaltenen Bruchstücke? Gewiss nicht. Diese Bruchstücke berühren von der alten Verfassungsgeschichte nur einen einzigen, vereinzelten Punct, und wo sie von der altrömischen Geschichte überhaupt reden, verrathen sie nirgends einen den varronischen Zeitgenossen überlegenen kritischen Geist. Im Gegentheil: Es werden in ihnen mit gläubiger Treuherzigkeit Mährchen erzählt, die Cicero, Livius und Dionys theils stillschweigend, theils spottend verwerfen; es wird uns in ihnen über Coriolan ein Bericht gegeben, der nicht bloss an sich höchst unglaubwürdig ist, sondern auch von einer grossen Anzahl varronischer Zeitgenossen als falsch verurtheilt wird, und eine in dem fabianischen Bruchstück über Pometias Eroberung durch Tarquin vorkommende Angabe erweist sich nach Niebuhrs eigener Erklärung [14]) als erfunden. Stützt sich Niebuhrs Ansicht etwa darauf, dass Diodor, der ihm zufolge den Fabius ganz wesentlich benutzt hat, ein richtiges Bild der altrömischen Verfassungsgeschichte gibt? Keineswegs. Wir besitzen von Diodor nur sehr wenige Angaben über die altrömische Verfassung, und unter diesen wenigen ist eine, die Niebuhr selbst eine „unsinnige" nennt, in der er „eine verworrene Vorstellung" erblickt; eine andere, bei Gelegenheit deren Niebuhr den Diodor „in vielfachen Irrsalen befangen" erklärt [15]). Hält ferner Niebuhr den Fabius vielleicht desshalb

---

14) Röm. Gesch. I, S. 538, 539. — 15) Röm. Gesch. II, S. 213, Anm. 423 und S. 436, Anm. 845.

für einen so ausgezeichneten Kenner der altrömischen Verfassungsgeschichte, weil letztere in Dio Cassius, der nach ihm „zur ächtesten Ueberlieferung in Fabius" zurückgekehrt ist, unbedingt richtig dargestellt ist? Auch das nicht. Wir besitzen in den wenigen Bruchstücken des Dio Cassius und in dessen Abschreiber Zonaras eine Verfassungsgeschichte, die der von Niebuhr als richtig angenommenen in sehr vielen Fällen widerspricht. Es hat, um von Weiterem zu schweigen, nach Niebuhrs ausdrücklichen Angaben Dio Cassius geirrt über den Vorrang der Sabiner vor den Lucerern, über die älteste Dictatur und das Berufungsrecht der Patricier, über das Berufungsrecht der Plebejer, über die Einrichtung des Decemvirats [16]). Und fragen wir endlich, ob Niebuhr den Fabius etwa desshalb so hochstellt, weil die Alten dessen Kritik, Kenntniss nnd Wahrheitsliebe preisen, so lautet die Antwort: Polyb tadelt die Unvernunft und die arge Parteilichkeit in des Fabius zeitgenössischer Geschichte [17]); Dionys wirft in der einen Stelle dem Fabius vor, er habe die altrömische Geschichte ohne Sorgfalt, Genauigkeit und Urkundlichkeit geschrieben; und an einer anderen Stelle bezeichnet der Halicarnassäer im Gegensatz zu Fabius und dessen Zeitgenossen als diejenigen Annalisten, die bei den Römern selbst für die besten Historiker über Altrom gelten, eben grade nur solche, welche nach etwa 590 d. St. geschrieben haben [18]).

Während ich die Möglichkeit eines Irrthums von meiner Seite aufs Bereitwilligste zugestehe, kann ich in Wirklichkeit nur zu der Ueberzeugung gelangen, dass Niebuhrs Ansicht, Fabius habe die altrömische Verfassungsgeschichte richtiger und besser dargestellt als die varronischen Zeitgenossen, eine unbegründete und falsche Hypothese ist. Sie ist aber keineswegs desshalb bei ihm auch eine müssige. Sie ist vielmehr eine für den Organismus der niebuhrschen Ansichten über die altrömische Geschichte überhaupt nothwendige, eine für die Frage der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte für uns Jetztlebende entscheidende.

Das grossartige Gebäude von Niebuhrs römischer Geschichte nämlich beruht seinem materiellen Unterbau, seiner Quellengrundlage nach fast ganz auf der Voraussetzung, die römische Wissenschaft hätte von 540—750 d. St., was die Kunde der römischen Vorzeit betrifft, nicht einen Fortschritt gemacht, sondern nur einen langen und weiten Rückschritt; die varronischen Zeitgenossen und ihre nächsten Vorgänger hätten die altrömische Geschichte unrichtiger und irriger dargestellt als die älteren Annalisten. Von dieser Voraussetzung ist die Ansicht, Fabius, der unter den älteren Annalisten der älteste, habe eben seines Alters wegen die höchste und vollkommenste Erkenntniss der altrömischen Verfassungsgeschichte besessen, der natürliche Schluss, das consequente Ergebniss. Wer daher Niebuhrs Ansicht über Fabius als mit den Quellen und mit den Gesetzen

---

16) Röm. Gesch. I, S. 316 (vgl. Nieb. Röm. Gesch. Erste Ausg. I, Zusatz zu S. 227, Z. 18); 592, II, S. 262, 353, Anm. 717. — 17) Polyb. I, 14, 15; III, 8, 9. — 18) Dion. I, 6 und 7.

der menschlichen Entwicklung unvereinbar erklärt, muss consequenterweise auch die Annahme verwerfen, dass die älteren Annalisten die Vorzeit Roms besser gekannt haben als ihre Nachfolger. Es drängt ihn die Gewalt der den Thatsachen innewohnenden Gedanken Schritt um Schritt vorwärts zu der Ueberzeugung, die römische Wissenschaft habe in den 200 Jahren von Fabius bis Varro, Livius, Dionys und Verrius, was die Kunde der römischen Vorzeit betrifft, eine Entwicklung zum Fortschritte genommen. Mit diesem Glauben an eine vorwärtsschreitende Entwicklung der Wissenschaften aber steht dann wiederum die Ansicht, die altrömische Geschichte sei eine für uns Jetztlebende unglaubwürdige, in unlösbarem Widerspruch. Es verträgt sich mit ihm, soweit ich sehe, eben nur die entgegengesetzte Ueberzeugung, und wer diejenigen Ansichten, die ich mir so eben vorzutragen erlaubte, für wahr hält, der wird für die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte um so mehr in die Schranken zu treten sich gedrängt fühlen, je inniger er überhaupt an ein Fortschreiten der Menschheit glaubt.

Director *Classen* aus Frankfurt am Main: Einen Abschluss der angeregten Frage kann Niemand an dieser Stelle von einer improvisirten Discussion erwarten, am wenigsten kann ich auf eine maassgebende Stimme in diesem Augenblick Anspruch machen, da ich seit einer Reihe von Jahren die speciellen Studien über römische Geschichte wegen anderweitiger Berufsgeschäfte habe müssen in den Hintergrund treten lassen; der Abdruck des so eben gehörten Vortrags wird Gelegenheit zu gründlicher Erörterung geben. Allein ich fühle mich verpflichtet, doch wenige Worte schon gleich zu entgegnen, um vor allen Dingen den Eindruck zu berichtigen, den der Vortrag sicher auf die Hörenden hervorgebracht haben muss, dass nämlich Niebuhr's Quellenforschung eine höchst leichtfertige gewesen sei. Es ist offenbar, und am Schluss weisen Sie selbst schon darauf hin, dass Niebuhr die ächten Reste der Ansicht des Fabius über römische Verfassung im Dio Cassius und seinen Epitomatoren fand und gerade in mehreren der wichtigsten Puncte eben diese Darstellung für die richtigste hielt; die Entscheidung über den Werth des Fabius ist untrennbar von der Kritik über die Geschichte der Verfassung selbst. Noch muss ich mich gegen die Richtigkeit eines Vergleiches zwischen der römischen und der deutschen Geschichtschreibung erklären, auf welche Sie viel Gewicht gelegt haben. Sie schreiben dem Zeitalter des Varro eine Ausbildung der historischen Kenntniss und Darstellung zu, wie sie unsere neueste deutsche Geschichtschreibung erreicht hat, und setzen Fabius und seine Zeitgenossen auf die Stufe unseres Mascov und Bünau. Beides ist nicht zuzugeben. Varro und seine Zeitgenossen waren durchaus nicht in der Weise bewusste Quellenforscher wie wir das Wort heute verstehen, die Entfernung von dem Boden realer Erkenntniss führt ihn von der Wahrheit ab. Andererseits besitzen allerdings jene älteren Historiker, unter

denen ich besonders die beiden Moser, Vater und Sohn, nennen will, eine gründlichere Kenntniss der deutschen Reichsverfassung und ihrer Entwicklung als die meisten Schriftsteller aus unserer blühendsten Litteraturperiode, denen man eben so wenig die wahre Einsicht in die Vergangenheit zuschreiben kann, wie dem Varro und ähnlichen römischen Historikern. Jene höhere Stufe der Geschichtsforschung und Darstellung, deren wir uns gegenwärtig rühmen können, haben die Römer nie erreicht.

Director *Peter* aus Stettin: Ich erkläre mich in vielen Stücken den Ansichten des Herrn Dr. *Bröcker* zustimmig, aber Einiges scheint mir zu sehr auf die Spitze getrieben und zu umfänglich angewendet. So kann ich den Grundsatz nicht allgemein billigen, dass die Späteren immer klarer sehen als die Früheren: dabei sind Geschichtsforscher und Geschichtschreiber verwechselt; wenn es von jenen vielleicht wahr sein kann, so kann es auf die Geschichtschreiber nicht angewendet werden. Vergleichen wir nur Herodot und Diodor mit einander: verdient Diodor in allen Stücken, wo beide nicht übereinstimmen, eine grössere fides? sind Eutropius, Florus, Orosius glaubwürdiger als die Aelteren? Richtig ist, dass zu Fabius' Zeit Vieles schon verwischt war: allein der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern bestand noch, der nicht lange nach ihm verschwand: darin hatte er ein grosses Hülfsmittel zur Erkenntniss des Richtigen. Wir haben von den alten Annalisten mehr übrig als man gewöhnlich annimmt. Dionysius und Livius stimmen oft so genau mit einander überein, dass Dionysius sich oft ganz wie eine Uebersetzung aus Livius liest. Diess können wir aber nicht annehmen, wie Lachmann de Fontibus Livii nachgewiesen hat: sie haben daher aus gemeinschaftlichen Quellen gearbeitet. In diesen Stellen besitzen wir demnach noch das, was in den alten Annalisten gestanden hatte, also auch in Fabius. Von Niebuhr's Namen ist jeder Schatten fern zu halten, er muss immer als besonders verehrungswürdig genannt werden. Wenn auch seine Annahme über Fabius unrichtig sein sollte, so hat diess seinem Geschichtswerke durchaus nicht geschadet; er hat die varronische Zeit vollkommen ausgebeutet, was über sie bei Festus, Nonius, Servius sich findet, kennt und benutzt er. Wir dürfen nur überall statt des Namens „Fabius“ bei ihm substituiren: „die Idee der Wahrheit“, die Resultate bleiben stehen. Er hat durch Intuition so ausserordentlich Vieles erkannt, als ersten Anknüpfungspunct wählt er dazu den Namen Fabius.

Dr. *Isler* aus Hamburg: Vieles von dem, was ich bemerken wollte, ist mir schon durch Herrn Director *Peter* vorweggenommen, ich wollte ebenfalls auf das Verhältniss Herodots zu Diodor aufmerksam machen, ich wollte die Intuition Niebuhr's hervorheben. Daher nur zwei Worte. Ich halte es für einen wesentlichen Irrthum, dass Herr Dr. *Bröcker* den Fabius als einen Gelehrten auffasst: Fabius war Staatsmann, er schrieb eine Geschichte dessen, was er selbst erlebt hatte, eine Geschichte des zweiten punischen Krieges; nur als Einleitung gab er

einen Rückblick auf die ältere römische Geschichte. So hat auch Niebuhr ihn immer angesehen. Dass Fabius Vieles besser wissen konnte als die Späteren, ist nicht wegzuläugnen, da er noch mitten in den Verhältnissen stand. Eben so waren auch viele der späteren Annalisten keine Gelehrte. — Und wenn in den Fragmenten des Fabius Manches sich findet, was vor der historischen Kritik nicht besteht, so haben wir bekanntlich immer erst zu fragen: Von welchem Fabius rührt das Fragment her? da es doch mehr als einen Historiker dieses Namens gab. Sicherlich wird Vieles auf Rechnung des Fabius Pictor geschrieben, was einem anderen Fabius gehört.

Dr. *Bröcker*: Wenn mein Vortrag den Eindruck machte, als beschuldigte ich Niebuhr der Leichtfertigkeit, so habe ich das nicht beabsichtigt: dabei könnte ich mich schon beruhigen, ich wollte nur nicht weitläufig werden über Niebuhr's Verdienst, und es thut mir Leid, wenn meine Worte so verstanden worden sind. Aber wenn man Männer wie Columbus, Kopernikus, Kepler lobt, so setzt man ihr Verdienst nicht herab, wenn man hinzufügt, dass, wie Arago das nachweist, sie auch die grössten Irrthümer begangen haben, dass sie an Astrologie glaubten u. dgl. m., was aus dem Standpunct der heutigen Wissenschaft betrachtet vielleicht auch Manche leichtfertig nennen würden. Niebuhr hat in seiner Zeit gestanden, er hat damals Vieles nicht wissen können, was jetzt Gemeingut ist, er hat z. B. den Grammatiker Cincius für einen Zeitgenossen des Fabius gehalten. Damals war über litterarische Fragen dieser Art noch wenig erschienen. In der Ausgabe der römischen Geschichte von 1811 spricht Niebuhr noch mit keiner Sylbe von Fabius und Gracchanus, diese Frage tritt da noch vollkommen in den Hintergrund. Erst als man ihm den Vorwurf machte, er zerreisse die Quellen, fing er an sich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen. — Ich werde nicht behaupten, dass Diodor ein besserer Geschichtschreiber sei als Herodot, aber ich habe auch nicht Personen gegen Personen gestellt, sondern Zeiten gegen Zeiten.

Der Vicepräsident brach hier, um die Zeit für die übrigen Vorträge nicht zu sehr abzukürzen, die Discussion ab*), und verlas sodann ein Schreiben des

---

*) Herr Dr. *Bröcker* hat auf mein Ersuchen mir die Puncte, die er sich zur Erwiderung notirt hatte, kurz aufgeschrieben, und sie folgen hier zur Ergänzung:

1) Es handelt sich bei der Frage, ob Niebuhr den Gang der Gelehrtengeschichte von 540 bis 750 d. St. richtig dargestellt habe, wesentlich darum, ob dieser Gang, so wie er ihn darstellt, ein den Gesetzen menschlicher Entwicklung entsprechender ist.

2) Mit Rücksicht auf die von Herrn Director *Peter* hervorgehobene Scheidung zwischen Geschichtschreibern und Geschichtforschern: die Geschichtsforschung kam in Rom erst nach Fabius und den älteren Annalisten auf, und das wissenschaftliche Uebergewicht der späteren Annalisten gründet sich gerade darauf, dass bei ihren Zeitgenossen und nächsten Vorgängern die Geschichtforschung auf einer viel höheren Stufe gestanden hat als zur Zeit des Fabius.

3) Die Zeit der Geschichtforschung über Altrom im Alterthum hört seit etwa 750 d. St. auf, und eben deshalb kennen die späteren Schriftsteller wie Florus und Orosius die Geschichte Altroms weniger gut als die varronischen Zeitgenossen.

ersten Präsidenten, Herrn Senator *Hudtwalcker*, in welchem dieser sich bei der Versammlung entschuldigt, dass er unabweisbarer Amtsgeschäfte halber ihr heute nicht beiwohnen und seinen Dank für die ihm bewiesene Nachsicht und Freundlichkeit nicht persönlich abstatten könne. Oberschulrath *Rost* gedenkt darauf der Verdienste, die der Präsident sich um die Versammlung erworben habe, und bittet um den Auftrag, auch den Dank der Anwesenden ihm aussprechen zu dürfen. Die Versammlung trat diesem Antrag einstimmig bei.

Herr Prof. *von Jan* aus Schweinfurt hielt sodann folgenden Vortrag:

Ueber den kürzlich aufgefundenen Plinianischen Palimpsestus.

Von mehreren Seiten dazu aufgefordert erlaube ich mir die Aufmerksamkeit der verehrten Versammlung für wenige Minuten auf einen Gegenstand zu lenken, der an sich neu, zu einem literarischen Unternehmen in naher Beziehung steht, welches unsern Verein schon in seiner ersten Versammlung beschäftigt und auch in dieser altehrwürdigen Stadt schon einmal eine ausführliche Besprechung erfahren hat.

Auf der Philologen-Versammlung zu Nürnberg wurde nämlich im Jahre 1838 ein kurzer Bericht *) über die Vorarbeiten erstattet, welche bis dahin für die Bearbeitung der Naturalis historia des Plinius gemacht worden waren, zu welcher Hofrath *Böttiger* im Jahre 1826 bei der Naturforscher-Versammlung in Dresden den ersten Anstoss gegeben, im Jahre 1827 aber bei der Versammlung in München Herr Geheimrath *v. Thiersch,* den gewiss viele der Anwesenden mit mir hier schmerzlich vermissen, den genaueren Plan entwarf, vermöge dessen dem Oberlehrer Dr. *Sillig* in Dresden die kritische Bearbeitung übertragen, mir aber von dem K. B. Staatsministerium des Innern der Auftrag ertheilt wurde die Handschriften dieses Schriftstellers in Florenz und Paris zu vergleichen. Hier in Hamburg gab aber Hofrath *Oken* im Jahre 1830 der Naturforscher-Versammlung Rechenschaft von dem bisher für das von derselben beschlossene Unternehmen Geschehene, was durch ein Danksagungsschreiben zu meiner Kenntniss kam, mit welchem mich die Versammlung wegen der erwähnten Arbeiten beehrte **). Inzwischen ist die Revision des Plinianischen Textes von *Sillig* vor seinem zu frühen Tode eben noch glücklich vollendet worden, und es wäre nun an der Zeit, dass die Naturforscher ihrerseits

---

4) Gerade der Umstand, dass Fabius nur eine Einleitung zur Geschichte seiner Zeit gegeben hat, deutet darauf hin, dass er der Geschichte der altrömischen Verfassung nicht ein so gründliches, tiefeingehendes Studium gewidmet hat.

5) Die Bruchstücke über Coriolan und Pometia rühren nachweislich vom ältesten Annalisten her.

I.

*) S. die Verhandlungen S. 23.

**) S. Isis 1831. S. 895.

sich der sachlichen Erklärung annähmen; es könnte daher nur innigst bedauert werden, dass ein vor der Naturforscher-Versammlung in Göttingen in dieser Beziehung gestellter Antrag ohne Resultat geblieben ist, wenn diess nicht mehr durch äussere Umstände als durch eine Geringschätzung der Sache veranlasst worden zu sein schiene, so dass eine Erneuerung des Antrags bei einer der nächsten Versammlungen einen günstigeren Erfolg hoffen lässt. Unser Verein hat aber sein Interesse an einer möglichst allseitigen Bearbeitung dieses nach so vielen Seiten hin wichtigen Schriftstellers in der neu gegründeten archäologischen Section auf eine erfreuliche Weise kund gegeben, worauf ich, wenn ich die mir gestellte Aufgabe gelöst habe, zurückkommen werde.

Der Gegenstand meines Vortrages ist aber ein Fund, der zu den glücklichsten auf dem Gebiete der Philologie gerechnet werden kann. Der Privatdocent in Heidelberg, Dr. *Fredegar Mone*, hat nämlich in dem Kloster St. Paul in Kärnthen einen auf fünf Bücher des Plinius sich erstreckenden Palimpsesten des Plinius entdeckt, den er in einem dem Facsimile nahe kommenden Abdruck im 6ten Bande der *Sillig*'schen Ausgabe bekannt gemacht hat. Dieser Abdruck ist ohne Zweifel in den Händen vieler der hier Anwesenden; allein wenige möchten sich wohl noch die Mühe genommen haben oder überhaupt nehmen, denselben so im Einzelnen zu untersuchen, dass sie über die Bedeutung dieses Fundes für die Kritik des Plinius im Klaren wären, oder ohne fremde Beihülfe in's Klare kämen, da der Herausgeber offenbar selbst hierin zu wenig orientirt ist, um die nöthige Anleitung dazu geben zu können. Dieser Punkt möchte daher für die ganze verehrte Versammlung nicht ohne Interesse sein; sie wird mir aber wohl erlauben, für die mit der Sache weniger Vertrauten Einiges vorauszuschicken über die Schicksale der Handschrift, so weit sich diese verfolgen lassen, so wie über den Umfang und die Form derselben.

Die Handschrift befindet sich in dem Benediktinerstift St. Paul in Kärnthen, wohin sie im Jahre 1807 von den aus dem Kloster St. Blasius im Schwarzwalde ausgewanderten Mönchen gebracht wurde; die auf dem Einbande stehenden Worte liber Augie maioris zeigen aber, dass sie früher dem Kloster Reichenau am Bodensee angehörte, von wo sie vor 1791 weggebracht worden sein muss, da sie sich in einem in jenem Jahre geschriebenen Katalog der dortigen Bibliothek nicht mehr erwähnt findet, dagegen in einem alten vom Jahre 822 als „in ecclesiasticen liber I“, was sich auf die darüber stehende Schrift zu beziehen scheint, welche einen Commentar des h. Hieronymus zum Prediger Salomonis enthält. Wenn der Herausgeber wegen der longobardischen Schriftzüge, mit welchen dieser Commentar geschrieben ist, vermuthet, die Handschrift sei von einem Bischoff Egino, einem Alemannen von Geburt, der sich nach dem Kloster Reichenau zurückzog und viele geistliche Schriften mit dahin brachte, von Verona, dem Fundorte des Gaius, in jenes Kloster mitgenommen worden, so muss diess als eine blosse Vermuthung dahin gestellt bleiben.

Die Handschrift besteht aus 134 Blättern, von welchen 126 rescribirt sind, die Reste von 27 Quaternionen, von denen häufig einzelne Blätter fehlen. An Umfang kommt nach der Versicherung des Herausgebers kein andrer Palimpsest diesem gleich. Die Fragmente sind aus den Büchern 11—15, von welchen das erste von den Insekten handelt, die übrigen von den Bäumen; von dem 13ten Buche fehlen nur die 14 ersten Paragraphen, bei den übrigen Büchern viele Blätter an verschiedenen Orten. Von dem Index im ersten Buche ist, wie gewöhnlich bei den älteren Handschriften des Plinius, das zu jedem Buche Gehörige diesem vorangestellt.

Das Format ist gross Oktav; auf jeder Seite stehen 26 Zeilen mit durchschnittlich 24 Buchstaben, von einer kleinen rundlichen Majuskelschrift, von welcher oft zwei Buchstaben mit einander verschmolzen sind, manche (d, e, h, q) der späteren Minuskelschrift ähnlich sind. Durch einen Strich wird m und n abgekürzt, durch einen Punkt die Buchstaben us in der Endung bus, die Interpunktion besteht aus ganz unregelmässig gesetzten Punkten. Die Worte sind in der Handschrift ungetrennt geschrieben, worin der Herausgeber, der dieselben getrennt hat, offenbar besser dem Originale treu geblieben wäre. Zwischen dem 13ten und 14ten und zwischen dem 14ten und 15ten Buche finden sich Ueberschriften, welche eine ganze Seite einnehmen: C. PLINI SECVNDI NATVRAE HISTORIARVM LIBER u. s. w. Der Herausgeber vermuthet, die Handschrift sei gegen das Ende des 4ten oder zu Anfang des 5ten Jahrhunderts in Italien geschrieben; doch möchte die Schrift eher auf eine etwas spätere Zeit schliessen lassen. Auf jedem Blatte war viel freier Raum, was zum Rescribiren einladen mochte. Die neue Schrift läuft mit der alten parallel, wodurch die Entzifferung dieser erschwert wurde. Ein Mönch hatte früher einen fruchtlosen Versuch damit gemacht; dem Herausgeber gelang es aber vermittelst chemischer Reagentien, alles bis auf wenige Buchstaben lesbar zu machen.

Für die Kritik des Plinius ist dieser Fund jedenfalls von hoher Bedeutung. Man mag über das Alter der Handschrift denken, wie man will, so ist sie die älteste, welche wir haben; der Bamberger Handschrift kommt sie aber demungeachtet — man wird es mir nicht als Anmassung oder Verkleinerungssucht auslegen, wenn ich meine Ansicht offen ausspreche — keineswegs gleich. Wenn wir auch das nicht in Anschlag bringen, dass für den Philologen jene Handschrift schon desshalb eine grössere Wichtigkeit hat, weil sie die archäologischen Bücher enthält, während hier sich nur Naturgeschichtliches findet, so fehlt hier offenbar ein Aequivalent für die bedeutenden Ergänzungen, welche jene bietet. Der Herausgeber führt (prolegg. p. XXXVII) vier Stellen an, an welchen der Palimpsest Lücken ausfülle; diese sind lib. XI, § 38 album mel non fit, ubi thymum est, sed oculis et ulceribus aptissimum existimatur; lib. XIV, § 47 in olla vinaceis conduntur. amminium minusculum et maius et apicium. eadem in sapa et musto in lora recto (sic) conduntur; lib. XIV,

§ 140 quae in bibendo certamina, quae vasa; lib. XV, § 59 neque ultra duodevicesimam nec pluvio die neque ante primam horam; doch nur die drei letzten bieten eigentlich Neues. Der Ausfall der in den andern Handschriften fehlenden Worte erscheint hier wie in der Bamberger Handschrift durch Abirven auf weiter unten stehende gleiche oder ähnliche Wörter herbeigeführt und wird im ersten Falle durch Cato R. R. 6, 2. bestätigt.

Die zuerst genannte Stelle hat mir aber eine besondere Freude bereitet. Es findet sich nämlich in den älteren Ausgaben des Plinius eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen, an welchen oft mehrere Worte in ganz richtigem Zusammenhange stehen, welche Harduin wegliess, weil er sie in seinen Handschriften nicht fand. *Sillig* folgte diesem in seiner kleinen Ausgabe; diess veranlasste mich in einer Beurtheilung derselben in den Münchener Gelehrten Anzeigen (1836 N. 164—169), diese Stellen einzeln durchzugehen, woraus sich das Resultat ergab, dass bei den meisten die Wiederkehr ähnlicher oder gleicher Wörter den Ausfall herbeiführte. Die hier eingeschalteten Worte finden sich in den alten Ausgaben mit ganz geringer Veränderung in der Mitte des folgenden Capitels, nach *Sillig's* Ausgabe § 45, wo sie den Zusammenhang unterbrechen, wesshalb ich die Vermuthung aussprach, sie gehörten nach § 38, wo sie sich in dem Palimpsesten wirklich finden.

An den übrigen hierher gehörigen Stellen stimmt der Palimpsest, so weit sie sich in demselben finden, mit den alten Ausgaben überein, was überhaupt besonders in den ersten beiden Büchern der Fall ist, so dass, auch von dieser Seite betrachtet, die Handschrift als bedeutend erscheint, da bisher noch keine Handschrift bekannt war, welche so weit mit den alten Ausgaben zusammenstimmte, dass sie die Bearbeiter derselben von dem Vorwurf unberechtigter Aenderungen hätte befreien können. Im dreizehnten Buche stimmt der Palimpsest am meisten mit der Riccardianischen Handschrift überein, und darf also namentlich in diesem als Ersatz für diese Handschrift betrachtet werden, in welcher die letzte Hälfte dieses Buches, von § 88 an, so wie die folgenden bis zum ein und zwanzigsten fehlen. Auf die beiden folgenden Bücher kann nicht mit Sicherheit geschlossen werden, da ja auch hier sich die Erfahrung bestätigt, dass die Recension des Textes in den einzelnen Handschriften in den verschiedenen Büchern nicht gleich ist.

Die oben erwähnten Aufschriften veranlassen den Herausgeber (S. 177) zu dem Ausspruche: „Opus Plinianum haud dubie inscribebatur: naturae historiarum libri. Wenn er zum Beweis dafür die Worte des Plinius XI, § 8: nobis propositum est naturas rerum manifestas indicare, mit der falschen Lesart naturae, die sich in dem Palimpsesten findet, und den Schluss des 11ten Buches: Verum ad reliqua naturae transeamus, so wie den Schluss des ganzen Werkes: salve parens rerum natura, anführt, so ist diess in der That zu verwundern. Eher lässt sich das hören, dass die Riccardianische Handschrift hinter dem 5ten und hinter dem 12ten Buche, die zweite Pariser aber an der ersten Stelle ebenfalls jene Unterschrift hat. Die Hauptstelle für seine Behauptung ist ihm aber entgangen;

der jüngere Plinius führt nämlich (III, 5, 6) das Werk seines Oheims mit den Worten: Naturae historiarum triginta septem an. Damit könnte die Sache abgemacht scheinen, und sie wäre es auch, wenn sonst keine Zeugnisse aus dem Alterthum vorhanden wären. Aber beginnt dann nicht Plinius selbst sein Werk mit den Worten: Libros naturalis historiae? Und dieser Titel findet sich mehrmals bei Gellius (III, 16, 22, IX, 4, 7 u. 13; X, 12, 1, u. XVII, 15, 6); bei Macrobius (Sat. III, 16, 5) u. a.; die bekannten Handschriften haben ausser den angeführten Fällen alle den Titel: Naturalis historia, es lässt sich also nichts weiter behaupten, als dass der andre frühe schon neben diesem in Gebrauch kam.

Im Einzelnen werden durch diese Handschrift manche Conjekturen bestätigt, manche gute neue Lesart geboten, doch findet sich auch an manchen Stellen wie in den übrigen Handschriften eine Verderbniss, welcher bereits durch eine unzweifelhafte Verbesserung abgeholfen ist; an einigen wenigen scheint auch eine Interpolation stattgefunden zu haben; doch will ich hierauf nicht weiter eingehen, da hierüber der in Kurzem erscheinende zweite Band meiner Ausgabe des Plinius hinlänglichen Aufschluss geben wird.

Die Sorgfalt des Schreibers der Handschrift ist keineswegs zu loben. Er hat öfters Buchstaben ausgelassen oder hinzugesetzt; auch Wörter, ja ganze Zeilen weggelassen, und mitunter eine Verbesserung in den Text aufgenommen ohne das, was vorher da stand, weg zu lassen, so dass man dasselbe Wort mit geringer Veränderung zweimal liest. In orthographischen Dingen ist ihm daher nicht allzusehr zu trauen, und der Herausgeber ist wohl zu weit gegangen, wenn er in einzelnen eigenthümlichen Schreibweisen Celtisches zu finden glaubt. Im Allgemeinen findet die von *Sillig* aufgenommene Orthographie hier ihre Bestätigung, in manchen Dingen zwar nicht durchgehends, aber doch in einzelnen Fällen, so dass sich auf die Schreibart der Urhandschrift daraus schliessen lässt. Dahin gehört das is im Accusativ des Plurals der dritten Declination, die Vermeidung des u nach v, die Endung umus bei dreisilbigen Superlativen oder Zahlwörtern. Die Assimilirung der Präpositionen in Zusammensetzungen findet sich ziemlich oft; Häufung der Consonanten wird vermieden, daher expectare, aspectus, conivere u. dgl. Das us der vierten Declination findet sich ausser im Nominativ des Singulars häufig uus geschrieben. Diese Handschrift allein würde uns kaum berechtigen ein besonderes Gewicht darauf zu legen, da sie auch mitunter iis für is hat; allein die Bamberger Handschrift trifft hierin mit dieser überein; es fragt sich daher, ob wir hier etwa eine Eigenthümlichkeit des Plinius haben, wie sich bei Charisius manche angeführt finden, oder ob in den Handschriften anderer Schriftsteller dieses auch vorkommt. Es wäre mir sehr erwünscht, wenn mir jemand aus der verehrten Versammlung hierüber Auskunft ertheilen könnte.

Zum Schlusse erlaube ich mir auf den oben angedeuteten Beschluss der archäologischen Section zurückzukommen und denselben dem gesammten Verein zu gefälliger Beachtung zu empfehlen. Herr Hofrath *Wüstemann* stellte nämlich

dort den Antrag, etwa unter dem Titel: Symbolae Plinianae, ein in zwanglosen Heften erscheinendes Repertorium für den Plinius zu begründen, in welches alles aufgenommen werden könnte, was jemand zur Erklärung oder zur Verbesserung des Plinius vorzubringen hätte; und machte die Eröffnung, dass der Verleger der *Sillig*'schen Ausgabe bereit sei, auch ein solches Repertorium in Verlag zu nehmen, worauf die Anwesenden beschlossen, dieses Unternehmen nach Kräften zu fördern. Für die Kritik des Plinius hat sich in den letzten Jahren eine weit regere Theilnahme gezeigt als seit langer Zeit; nachdem ein gereinigter Text vorliegt, wird diese auch für die Erklärung nicht fehlen; allein an eine Vereinigung der Kräfte zu einem Gesammtcommentar ist sobald nicht zu denken; es ist daher gewiss erfreulich, wenn das, was der Einzelne mitzutheilen hat, nicht aus Mangel an Gelegenheit zur Veröffentlichung im Verborgenen liegen bleibt, oder unter Anderem, Fremdartigem verloren geht, und ich hoffe keine Fehlbitte zu thun, wenn ich jenes Unternehmen der allgemeinen Beachtung empfehle.

Nach Beendigung dieses Vortrages machte auch Herr Hofrath *Wüstemann* die erwähnte Mittheilung über die Gründung eines Repertoriums unter dem Titel: Symbolae Plinianae.

Der Vorsitzende dankte Herrn Prof. *von Jan* für seinen Vortrag im Namen der Versammlung.

Darauf sprach Herr Prof. *Ernst Curtius* aus Berlin über die Agora in Athen.

Ihrer freundlichen Aufforderung, etwas aus meinen Studien mitzutheilen, habe ich mich nicht entziehen wollen, da ich voraussetzen darf, dass Sie mit Nachsicht entgegennehmen werden, was ich in anspruchsloser Weise Ihnen darbiete. Es wird Sie nicht wundern, wenn ich etwas Topographisches wähle. Die alte Topographie wird in dem vielfachen Interesse, das sie gewährt, von den Philologen unsrer Tage allgemein gewürdigt. Sie ist gewissermaassen die Einleitung zur Alterthumswissenschaft; denn sie giebt uns den Boden, auf dem wir die Griechen und Römer vor uns wandeln sehen; sie gewährt uns die Anschauungen des antiken Lebens, mit denen jede lebendige Erkenntniss beginnen sollte. Andrerseits ist sie als ein Abschluss unsrer Alterthumskunde zu betrachten; sie ist die Probe, wie weit es uns gelungen ist, bei den Alten zu Hause zu sein. Die Topographie führt uns in medias res; wir treten unmittelbar in das konkrete Leben hinein und müssen uns in den vollen und ganzen Zusammenhang desselben hineindenken.

Diesen Reiz der topographischen Forschung wird Niemand bestreiten, der für eine lebendige Alterthumskunde Sinn hat. Aber die bedenkliche Seite derselben scheint die zu sein, dass nur Wenige an derselben selbstthätigen Antheil nehmen können, insofern es dazu einer genauen, nur durch Autopsie zu gewin-

nenden Ortskenntniss bedürfe. Deshalb, meint man, seien auch nur so Wenige zu einem Urtheile in topographischen Streitfragen berufen und diese selbst nicht geeignet, wie andre Probleme philologischer Disciplinen, vor ein grösseres Forum gebracht zu werden.

Um diesen Uebelständen zu begegnen, scheint mir nichts wichtiger zu sein, als die topographische Forschung in der Weise mit der Geschichte zu verbinden, dass sie durch die aus ihr entlehnten Ideen belebt und befruchtet, zugleich aber auch allen Philologen zur Theilnahme und zur Beurtheilung näher gebracht werde.

Die Topographie von Athen ist einer der allerverwickeltsten Theile der hellenischen Alterthumskunde. Ich will versuchen die wichtigste und schwierigste Frage derselben, ohne auf die bisherigen Behandlungen derselben näher einzugehen, auch ohne Voraussetzung einer genauen Kenntniss des Lokals und seiner Ruinen, durch Erörterung der historischen Verhältnisse in ein neues Licht zu stellen und dadurch ihrer Lösung zu nähern; ich suche die Frage der Topographie in das Gebiet der Verfassungsgeschichte zu verpflanzen und dadurch allen Kennern der Geschichte Athen's die Beurtheilung des Gegenstandes zu erleichtern.

Die Frage betrifft den Markt von Athen. Seit man die Stellen der Alten über die Plätze und Strassen zu sammeln begonnen, pflegte man einen Alt- und Neumarkt in Athen anzunehmen. Leake nahm in seiner Darstellung der Attischen Topographie, dem ersten Lehrgebäude dieses Zweigs der griechischen Alterthümer, einen gleichen Unterschied an; er dachte sich unter Augustus eine Verlegung des Marktes nach dem städtischen Demos Eretria und stützte die Annahme dieses Neumarktes durch die Halle der Athena Archegetis, welche er geradezu Propyläum der Neuen Agora nannte. Diese Benennung war eine willkührliche, und es war keine schwierige Aufgabe, die mangelhafte Begründung derselben nachzuweisen. Nachdem dies gleichzeitig von mehreren Seiten geschehen, wurde nun die ganze Lehre von einer Verlegung des Attischen Marktplatzes als eine Irrlehre bezeichnet und gewissermaassen für alle Zeiten verpönt, von verschiedenen Marktplätzen der Stadt Athen zu reden. Man hatte aber doch nur die Leake'sche Ansicht entkräftet, ohne zu erwägen, ob nicht in der Geschichte der Stadt selbst ganz andere Gründe vorlägen, welche zu der Annahme nöthigten, es müsse der athenische Markt in verschiedenen Zeiten ein verschiedener gewesen. Dazu kommt, dass nur in dem Läugnen einer zwiefachen Agora die neueren Topographen übereinstimmen, in der Bestimmung dieser Einen Agora aber vollständig aus einander gehen. Die Einen wollen für alle Zeit (um den kürzesten Ausdruck zu wählen) einen südlichen, die Andern nur einen nördlichen Stadtmarkt anerkennen. Die Streitfrage ist also nichts weniger, als zum Abschlusse gediehen und einer neuen Revision durchaus bedürftig.

Die Topographie von Athen muss die Stadt nicht als eine einmal gewordene und fertige, sondern als eine werdende auffassen und der grossen Veränderungen eingedenk sein, welche im Verlaufe der Geschichte mit der Bewohnung der Stadt

vorgegangen sind. In Athen ist ja nur die Burg immer dieselbe geblieben; die Stadt ist um diesen Hügel, ihren festen Mittelpunkt, gleichsam herumgewandert. Sie lag erst am südlichen Fusse der Burg, dann in der Fläche gegen Nordwesten und Norden, endlich kehrte die Hadrianische Neustadt wieder an die Ost- und Südostseite der Burg zur Kallirrhoe zurück. Wie wäre es denkbar, dass diese grossen und durchgreifenden Veränderungen in der Stadtbewohnung ohne Einfluss auf die Lage des Stadtmarktes geblieben sein sollten, welcher als der *τόπος εὐσυνάγωγος*, als bequem gelegener Mittelpunkt des städtischen Verkehrs den Richtungen derselben sich anschliessen muss.

Wie aber namentlich in den ersten der beiden genannten Epochen die Stadtlage eine durchaus verschiedene gewesen sei, geht deutlich genug aus Thukydides hervor. Er weist seine Mitbürger darauf hin, dass sie sich das alte Athen nicht in der damaligen Lage zu denken haben, sondern auf dem Burghügel selbst und in den südlich angränzenden Abhängen, Thälern und Niederungen; er führt eine Reihe uralter Gründungen an; er erinnert sie an die Lage der alten Stadtquelle, um ihnen jene Thatsache, die ihnen befremdlich war, anschaulich zu machen. Denn zu seiner Zeit war die Südseite schon längst die vom Verkehre abgelegene, die Rückseite der Stadt; die Nordseite aber die Vorderseite. Als solche bezeichnet sie auch Herodot (VIII, 53) mit den Worten *ἔμπροσθε πρὸ τῆς ἀκροπόλεως*.

Der Markt dieses alten Athens konnte daher auch nirgends anders sein, als an der Südseite der Burg und zwar an der Südwestseite, unmittelbar unter dem Aufgange zur Akropolis, wo in der Einsenkung zwischen Akropolis, Museion, Areopag und Pnyxhügel von Natur die Wege aus den nördlichen und westlichen Landgauen zusammentreffen. Hier lagen forum und comitium, *ἀγορά* und *πνύξ* ursprünglich zusammen.

Als nun dieses ganze Stadtviertel verödete, als der ganze Verkehr sich nach der nördlichen Fläche wandte, konnte jene abgelegene Niederung unmöglich der Mittelpunkt des geselligen Lebens bleiben. Der alte Markt kam in Vergessenheit; er wird ausdrücklich nur an einer Stelle erwähnt; das Gewicht derselben ist aber auch noch durch keinen Gegenbeweis derer, die eine zwiefache Agora läugnen, entkräftet worden. Apollodor bei Harpokration und Suidas s. v. *πάνδημος Ἀφροδίτη* deutete den Beinamen der Aphrodite aus der Lage ihres Heiligthums in der Nähe der alten Agora (*περὶ τὴν ἀρχαίαν ἀγορὰν διὰ τὸ ἐνταῦθα πάντα τὸν δῆμον συνάγεσθαι τὸ παλαιὸν ἐν ταῖς ἐκκλησίαις*). Den Dienst der Aphrodite Pandemos hatte Theseus zum Andenken an die staatliche Vereinigung des ganzen Landes am Aufgange zur Burg gegründet. Hier war die „alte", die theseische Agora, der erste Mittelpunkt von Stadt und Land. Von ihrer Lage hat sich in der Stelle des Apollodor wie in dem Namen und der Legende der Aphrodite die sichere Erinnerung erhalten.

Dass aber die spätere Agora an der Nordseite, in dem gegen Nordwest in die Niederung sich erstreckenden Kerameikos gelegen habe, das ist eine Thatsache,

welche durch jede neue Entdeckung an Inschriften und Monumenten, durch jeden Fortschritt unsrer Kenntniss des Bodens von Athen immer sicherer bestätigt wird.

Hat es also eine ältere und eine neuere Agora gegeben, so kommt es darauf an, sich die Veranlassung, die Zeit, sowie die Art und Weise dieser wichtigen Veränderung deutlich zu machen. Ein allmähliges Fortrücken ist nicht denkbar; die beiden Lokale sind zu bestimmt von einander gesondert; und der Markt war ein scharf umgränzter, mit öffentlichen Gebäuden eingefasster Raum. Es muss also eine Verlegung der Agora stattgefunden haben. Diese muss in frühe Zeit fallen, weil die ältere Agora den Athenern so unbekannt geworden war; sie muss vor Kimon fallen, welcher schon die Hallen des Kerameikos schmückte; vor Themistokles, denn beim Aufbau Athens war keine Zeit zu so wesentlichen Reformen. Sie muss einer bewegten Zeit, einer Zeit durchgreifender Neuerungen angehört haben, und in dieser Beziehung finden wir keine Epoche der attischen Geschichte, welche einem solchen Ereigniss günstiger gewesen wäre als die Zeit der Tyrannis.

Um uns die Bedeutung der Agora in einem aristokratisch geordneten Staate anschaulich zu machen, dient uns, was Thukydides (III, 74) von Kerkyra mittheilt. Hier waren die Geschlechter und die Leute des Demos auch räumlich in der Weise getrennt, dass die Ersteren fast alle um die Agora wohnten. So war es in den meisten griechischen Staaten, so namentlich in Athen. Die Altstadt mit ihrem Markte war der Sitz der Eupatriden, das Ehren-Athen oder Kydathenaion; die hier vereinigten Altbürger durften den Staat als den ihrigen betrachten; es gab kein öffentliches Leben als in ihrer Mitte, und, wie in Megara, hielten sich die Landleute, die Handwerker scheu von dem Markte entfernt, wohin sie nur an bestimmten Tagen und auf bestimmte Plätze ihre Waaren brachten.

Als sich nun in Folge jener socialen Umwälzung, welcher die Tyrannis ihren Ursprung verdankte, der Demos gegen die Ansprüche der Eupatriden erhob, bedurfte es eines andern Mittelpunkts, an welchem er sich zu gemeinsamem Handeln vereinigte, und als nun nach langem Ringen seine Erhebung gelang, konnte Pisistratos die Niederlage der Eupatriden, den Sieg der Gemeinde, den Umschwung im gesellschaftlichen Leben der Athener nicht nachdrücklicher bezeichnen, als indem er das Centrum der Stadt aus der Mitte der Eupatriden in einen auf der andern Stadtseite gelegenen Demos verlegte, welcher bis dahin nur als Vorstadt betrachtet war. Es war dieser neue Mittelpunkt aber kein willkührlich festgestellter Raum, sondern ein alter Marktplatz. Denn wie jeder Gau seinen Markt hatte, so auch der Gau der Kerameer. Der Kerameikos war aber der volkreichste betriebsamste, wohlhabendste und politisch bewegteste der vorstädtischen Gauen; sein Markt muss daher vorzugsweise der Heerd der beginnenden Demagogie in Athen gewesen sein. Indem man also diesen, den man als den Kern des Demos selbst Kerameikos zu nennen pflegte, zum Markt von ganz Athen machte, erklärte man so deutlich wie möglich: die alte Zeit ist vorüber, in der ihr Eupa-

triden euch als die eigentliche Bürgerschaft betrachten dürft und den Staat als euer Eigenthum. Jetzt ruht der Schwerpunkt desselben in der aufstrebenden Gemeinde.

Wenn es mir nun auch gelungen sein sollte, Sie zu überzeugen, dass es nach dem Gange der Stadtgeschichte einen alten und einen neuen Markt gegeben haben muss, ferner dass eine bestimmte Verlegung des Marktes stattgefunden hat, und dass eine solche der Zeit und den Umständen nach am besten in die Epoche der Tyrannis passt, so würde die Annahme einer solchen Thatsache dennoch als eine überkühne Hypothese angesehen werden müssen, wenn sie durch keine anderen Anzeichen gestützt werden könnte.

Nun wissen wir aber von den Pisistratiden, wie sie das ganze städtische Wesen reformirten, wie durchgreifend sie die Strassen regelten, die Quartiere ordneten, Stadt und Land in neuer Weise mit einander verbanden; wir wissen, dass sie einen neuen Mittelpunkt Athens gründeten, von dem aus sie die Entfernungen der auswärtigen Orte bestimmten, und dass sie, um diesem neuen Mittelpunkte eine unantastbare Sanction zu geben, den Altar der zwölf Götter auf dem Markte des Kerameikos errichteten. Ferner wurde die Quelle der Altstädter als Enneakrunos dem täglichen Gebrauche entzogen; sie wurde eine zu besonderen Zwecken geheiligte Quelle; sie wurde, wie das ganze Quartier, dem sie angehörte, antiquirt und dagegen der nördliche Theil, das plebejische Stadtviertel mit seinem Markte zu einer bequemen Bewohnung eingerichtet. Denn wahrscheinlich gehören die grossen Wasserwerke, welche in unterirdischen Leitungen gerade die Nordseite der Burg vorzugsweise versorgten, der Zeit der Pisistratiden an. Endlich können wir auch unter der Tyrannis anderer Städte ähnliche Maassregeln mit gutem Grunde voraussetzen; denn auch Theagenes richtete in Megara einen neuen Marktplatz ein, und es war gewiss nicht die Agora der Eupatriden, auf welcher er seine Fontänen erbaute.

Ich bin weit entfernt von dem Glauben, durch die hier versuchten Combinationen die schwierige Frage über den Markt von Athen erledigt zu haben; es kam mir darauf an, einen neuen und fruchtbaren Gesichtspunkt für dieselbe geltend zu machen, und in diesem Sinne empfehle ich meine Ansicht über die Verlegung des attischen Marktes unter den Pisistratiden in dem angedeuteten Zusammenhange mit den damaligen Verfassungszuständen Ihrer geneigten Prüfung.

Prof. *Forchhammer* aus Kiel: Ich glaube auf diesen Vortrag nicht ganz schweigen zu können, da Schweigen hier für Zustimmung gedeutet werden könnte. In meiner Schrift über die Topographie von Athen habe ich nachgewiesen, dass die Sage von einer doppelten Agora in Athen lediglich auf einem Missverständniss des Meursius beruht, und dass alle dafür aufgestellten Beweisgründe keine Kraft

haben. Für mich ist daher diese Auseinandersetzung hinfällig und das Disputiren darüber ohne Nutzen.

Auf diesen von Professor *Forchhammer* eingelegten Protest erwiderte Prof. *Curtius:* die Gründe, auf welche Leake u. A. die Lehre von einer doppelten Agora gestützt hätten, seien allerdings von Prof. *Forchhammer* und *Ross* entkräftet worden. Damit sei aber nicht bewiesen worden, dass es niemals verschiedene Marktplätze in Athen gegeben habe. Er glaube dies auf einem ganz andern Wege in seinem Vortrag dargethan zu haben.

Hierauf verlas Herr Prof. *Gravenhorst* aus Hildesheim seine neuvollendete Uebersetzung der Grabspenderinnen (*Χοηφόροι*) des Aeschylus.

Nachdem der Vorsitzende demselben im Namen der Versammlung den Dank ausgesprochen für den hohen Genuss, der ihr durch diese Vorlesung geworden sei, richtete er zum Schluss folgende Worte an die Anwesenden:

Meine Herren, die schönen Tage unseres Vereinslebens gehen zu Ende: unsere Verhandlungen sind geschlossen, und von uns allen, die wir hier so traulich weilten und tagten, bleiben nur wenige zurück, die an den Nordmarken von Deutschland ihren festen Sitz haben, während von den übrigen Viele bereits enteilt sind und in den nächsten Stunden auch die letzten enteilen werden nach Süd und Ost und West.

Das ist das Loos alles Schönen auf Erden, dass es eintritt und nach kurzer Weile wieder entschwindet; — doch entschwindet es nur in seiner Aeusserlichkeit, während sein innerer, befruchtender Kern wuchernd fortlebt in des Menschen Geist und Empfindung. So lösen sich auch bei unserem Vereine nur die Bande, die äusserlich denselben knüpften, das innere, geistige Band, das uns vereint, bleibt ungelöst und kettet Geister und Herzen an einander mit unwiderstehlicher Zauberkraft. Die Anregungen, welche wir hier im wechselseitigen Austausch der Gedanken empfingen, werden ihre Triebkraft in uns äussern und uns fördern sowohl in unseren wissenschaftlichen Forschungen, als in den praktischen Leistungen innerhalb unseres amtlichen Wirkungskreises. Vor allem aber werden die Erfahrungen, welche wir hier im Einzelverkehr mit einsichtsvollen und trauten Berufsgenossen machten, ermunternd und kräftigend auf uns wirken, wird das neu gewonnene Bewusstsein, dass unser Palladium noch auf festen Stützen ruht, dass unsere Bestrebungen zu Beförderung ächter und gründlicher Geistesbildung in dem heranwachsenden Menschengeschlechte von einer unüberwindlichen Phalanx geistvoller und gesinnungstüchtiger Männer mit begeisterter Liebe getheilt werden, uns mit neuem Muthe und mit freudiger Zuversicht erfüllen. So werden wir an den Früchten unseres Vereines lange zu zehren haben mit stets neuem Genuss und mit stets gesteigerter Dankbarkeit.

Und unsere Dankbarkeit erstreckt sich nicht bloss auf unsere Vereinsgenossen und auf die geistigen Früchte, die wir von hier mitnehmen, sondern auch auf den Ort, wo wir diese Früchte einsammelten, und auf die edeln und trefflichen Männer,

die sich unserem Vereine förderlich und huldreich zeigten. Im Namen der gesammten Versammlung bringe ich unsern lautersten, lebendigst empfundenen Dank dar Allen, die sich zur Förderung unserer Vereinsinteressen und zur Verschönerung unseres hiesigen Aufenthaltes thätig erwiesen haben: dem hohen Senate dieser freien Stadt, der mit freundlichem Entgegenkommen uns eine gastliche Stätte für unsere Versammlung gönnte und mit unübertrefflicher Liberalität die Mittel nicht nur zur Bestreitung ihrer allgemeinen Bedürfnisse, sondern auch zu glänzenden Ergötzlichkeiten bewilligte; — dem hochverehrlichen Herrn Senator *Godeffroy*, dessen freundlicher Güte wir eine erheiternde Wasserfahrt zu verdanken haben, die uns einen den meisten von uns ganz neuen Blick auf das deutsche Meer gestattete; — den verehrlichen Mitgliedern des Comité, die mit klugem Sinn und mit unverdrossener Thätigkeit für alles sorgten, was die Einzelnen und die Gesammtheit bedurften, um sich hier heimisch und behaglich zu fühlen; — der gesammten hochachtbaren Bürgerschaft dieser freien Stadt, deren freundliches Wohlwollen uns unsern Aufenthalt hier so genussreich machte. — Der altbegründete und allgemein verbreitete Ruf von Hamburgs Liberalität und Hospitalität liess uns mit grossen Erwartungen hier einziehen; wir scheiden jetzt mit dem dankbaren Bekenntniss, dass auch die kühnsten Hoffnungen übertroffen worden sind, und mit dem innigen Wunsche, dass diese blühende Stadt ferner wachsen und gedeihen möge als der Sitz werkthätiger Betriebsamkeit im engen Bunde mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit, als die Wohnstätte ächtdeutscher Gesinnung und Gesittung, als ein Palladium ächter, auf Ordnung und Gesetz begründeter bürgerlicher Freiheit. Der altehrwürdigen, biederen, rastlos aufwärts strebenden freien Stadt Hamburg aus dankbaren Herzen ein freudiges Hoch!

Nachdem die ganze Versammlung freudig eingestimmt hatte in diese Wünsche, richtete Herr Director Dr. *Eckstein* aus Halle im Namen der Gesammtheit Worte des Dankes an das Präsidium, an das Bureau und an das Comité, worauf der Vicepräsident die Versammlung mit den Worten schloss:

Im Namen des gesammten Präsidiums erkläre ich hiemit die funfzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für geschlossen. Gönne des Himmels Huld, die hier so sichtbarlich über unserem Vereine waltete, uns ein glückliches und fröhliches Wiedersehen an den Ufern des Neckar!

V.

Protokolle über die Verhandlungen der pädagogischen Section.

Vorbereitende Sitzung.

Am 1. October 1855.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Versammlung begaben sich diejenigen Mitglieder derselben, welche sich an den Berathungen der pädagogischen Section betheiligen wollten, um 12½ Uhr aus der Aula des Johanneums in das grosse Auditorium des akademischen Gymnasiums, worauf der Vicepräsident der allgemeinen Versammlung, Oberschulrath *Rost*, in kurzen Worten darauf hinwies, dass man nach einem Präsidenten für jene Section nicht lange zu suchen habe; er glaube nur im Sinn der Versammlung selbst zu handeln, wenn er hiemit den Herrn Director Dr. *Kraft* aus Hamburg ersuchte, die Leitung der pädagogischen Verhandlungen zu übernehmen. Nachdem die Versammlung diesem Vorschlage ihre Zustimmung gegeben hatte, erklärte sich Herr Director *Kraft* bereit, dieser ehrenvollen Aufforderung Folge zu leisten, unter der Bedingung indessen, dass Herr Director Dr. *Eckstein* aus Halle ihm als Assistent im Präsidium zur Seite träte; worauf dieser denn auch einging, falls er eben nur im Nothfalle den Herrn Präsidenten, der einer Beihülfe nicht bedürfe, unterstützen solle. Zu Secretären schlug ferner Herr Oberschulrath *Rost* den Oberlehrer Dr. *Lahmeyer* aus Hannover und den Collaborator Dr. *Müller* aus Lüneburg vor; und auch dazu ertheilte die Versammlung ihre Genehmigung.

Somit konnte nach Absolvierung der Formalien die pädagogische Section sich als constituiert betrachten, und es begann alsbald eine Vorberathung über den Stoff, welcher in den nächsten Sitzungen zur Besprechung geeignet scheine. Da mehrere Anträge von Professor *Hertz* aus Greifswalde, von Conrector *Kiene* aus Stade und von den Directoren *Hoffmann* aus Lüneburg und *Lübker* aus Parchim schriftlich eingereicht wurden, so verlas Director *Eckstein* dieselben vorläufig, um sie alsdann im nächsten Tageblatte der Versammlung drucken zu lassen. Herr Geh. Regierungsrath *Wiese* aus Berlin schloss daran den Wunsch, auch eine zweckmässigere Einrichtung des Institutes der Schulprogramme in Erwägung zu ziehen; während Herr Professor *Benary* aus Berlin die Wiedereinführung der

griechischen Scripta zur besonderen Besprechung vorschlug, worüber jedoch bestimmt ward, diese Besprechung an die Discussion der *Hoffmann-Lübker*'schen Thesen anzuknüpfen, umsomehr, da bereits in der Erlanger Versammlung die griechischen Scripta in ihrer Bedeutung für die Schule ausführlich besprochen seien.

Einen weiteren Antrag, der sich auf die Zeit der Sommerferien beziehen sollte, wird Herr Professor *Benary* vom Präsidium aufgefordert, schriftlich einzureichen, damit er gleichfalls im Tageblatte abgedruckt werden könne.

Danach schloss der Präsident, Herr Director *Kraft*, die vorbereitende Sitzung.

Thesen für die pädagogische Section.

1. Des Herrn Prof. *Hertz*.

Ich wünsche nähere Präcisirung der viel gehörten Forderung, dass der Unterricht der Universität in den Gymnasial-Lehrfächern dem Bedürfnisse der Schule mehr entgegenkomme, Mittheilung von Erfahrungen der Mitglieder der Unterrichts-Behörden und der Schulmänner über die Erscheinungen, die zur Stellung dieser Forderung veranlassen, endlich Vorschläge, in welcher Art derselben zu entsprechen sei.

2. Der Herren Directoren *Hoffmann* und *Lübker*.

a. In der Gegenwart wird über die durch die Gestaltung aller Lebensverhältnisse und durch die häusliche Erziehung beförderte Verweichlichung der Jugend und den zunehmenden Mangel an Arbeitsfähigkeit mit Recht geklagt.

Die Gymnasien haben daher durch Gewöhnung an ausdauernde und eindringende Arbeit die Neigung sowohl zu materiellem Genuss, als zu vorschnellem, ungründlichem Urtheil zu beseitigen und auf diesem Wege nicht nur die Kraft des Willens zu stärken, sondern auch auf grössere Tüchtigkeit für den praktischen Lebensberuf hinzuwirken.

b. Zur Erreichung dieses Ziels erscheint, ausser der Hebung des religiösen Sinnes und einer kräftigen Disciplin der Schule, als zwei besonders sittlich einwirkenden Mitteln, auch eine theilweise Modification des gegenwärtigen Unterrichts-Systems nothwendig zu sein.

c. Von wesentlichem Einfluss wird es sein, wenn der Unterricht in keinem Lehrfache bloss auf umfangreiche Uebersichtlichkeit hinstrebt. In allen systematischen Lehrfächern sind deshalb vorzugsweise wichtigere Partien detaillirt zu behandeln. (Religions-Unterricht — Geschichte der deutschen Literatur).

d. Für die oberen Klassen erscheint eine Beschränkung der Vielheit der Unterrichts-Zweige als besonders wünschenswerth; besonders diejenigen Zweige, welche wenig Arbeit von den Schülern fordern, sind aufzugeben oder zu beschränken (Physik — Französisch).

e. Als Mittelpunct des Gymnasial-Unterrichts sind die beiden classischen Sprachen dagegen in weiterem Umfange zu lehren.

f. Der lateinische Unterricht hat vorzugsweise auf eine allseitige Fertigkeit und ein gesteigertes Können hinzuarbeiten; — rationelle Grammatik kann daneben etwas zurücktreten.

g. Der griechische Unterricht hat neben grammatischer, besonders durch Exercitien zu erstrebender Sicherheit für eine Bereicherung der Lectüre Sorge zu tragen.

h. Für die deutschen Aufsätze ist der Stoff in möglichst enge Beziehung zu den Hauptfächern des Unterrichts zu setzen.

i. Um einer frühzeitigen Abnahme der Spannkraft und Frische der Jugend vorzubeugen, muss in den untern Klassen das Maass des zu Erlernenden und Einzuübenden verringert, die rationelle Methode beschränkt, und möglichst viele Unterrichts-Gegenstände müssen in die Hand eines Lehrers gelegt werden.

3. Des Herrn Dr. Conrectors *Adolf Kiene*, den deutschen Unterricht auf Gymnasien betreffend.

a. Ein philologisches, durch das Gothische und Althochdeutsche vermitteltes Verständniss der deutschen Sprache liegt nicht in der Aufgabe der Gymnasien.

b. Ein philologisches, durch das Gothische und Althochdeutsche vermitteltes Verständniss der deutschen Sprache ist für den Lehrer des Deutschen auch in den obern Gymnasial-Klassen weniger wesentlich als die classisch-philologische Bildung, welche ihn zum Oberlehrer in den classischen Sprachen befähigt.

c. Die deutsche Lectüre ist in allen Classen der Gymnasien ein wesentlicher Lehrgegenstand, wogegen die nöthige Kenntniss der Literatur ohne einen besondern Vortrag der Geschichte derselben erreicht werden kann.

4. Des Herrn Geh. Regierungsrath *Wiese*.

Programme sind eine allgemeine deutsche Angelegenheit geworden: wie kann dieses Institut am nützlichsten gemacht werden?

5. Des Herrn Prof. *Benary*.

Die Sommerferien der Gymnasien sind so anzuordnen, dass sie alle zusammengenommen und an das Ende des Semesters, in die Universitätsferien verlegt werden.

Erste ordentliche Sitzung.

Am 3. October, Morgens 8¼ Uhr.

Präsident Dr. *Kraft* eröffnet die Verhandlungen mit dem durch die Lectüre der Altenburger Protokolle veranlassten Wunsche, an die bis jetzt vorgelegten Thesen auch eine Besprechung über Förderung des Lateinischsprechens auf den Gymnasien anzureihen, und stellt dann die Anfrage an die Versammlung, mit welcher der vorliegenden Thesen die Berathung beginnen solle.

Bäumlein aus Maulbronn schlägt vor, mit den *Hoffmann-Lübkerschen* Thesen um ihrer Wichtigkeit willen den Anfang zu machen.

Eckstein dagegen wünscht die Thesis 1. des Herrn Prof. *Hertz* vorangestellt zu lassen, da sie von grossem Interesse sei und sich ohne weitläufige Debatte rasch werde erledigen lassen.

Die Abstimmung ergibt eine Majorität für den letzteren Vorschlag.

Hertz aus Greifswalde spricht sich zur Motivierung seines Antrages dahin aus, dass der Universitätsunterricht die gleiche Ausbildung sowohl zum wissenschaftlichen Leben, als zum practischen Berufe bezwecke. Während die medicinische und juristische Facultät die Studiosen vorzugsweise für den practischen Beruf ausbilden, beachten die Lehrer der Wissenschaften, die auf der Universität und dem Gymnasium zusammen gelehrt werden, den zukünftigen practischen Beruf der Studierenden nicht genug. Die Thesis sei mit dem Wunsche gestellt, dass den Universitätslehrern praktische Winke über die Abhülfe dieses Misstandes gegeben werden. Auf folgende drei Fragen möge Antwort gegeben werden: 1) Welches sind die vorzüglichsten Krankheitserscheinungen? 2) Sind dieselben wirklich durch den Universitätsunterricht bedingt? 3) Welches sind die Vorschläge und Winke zur Abhülfe?

Classen aus Frankfurt meint, dass es auf keiner geringen Erfahrung beruhe, dass in der That die Studien auf der Universität nicht immer das praktische Ziel richtig ins Auge fassen und oft zu einseitig betrieben werden. Er wolle auf einen zwiefachen Punkt hinweisen: 1) ob man den jungen angehenden Schulmännern nicht den Gang ihrer Studien einigermaassen bestimmen und durch wohlgemeinten Rath den Studierenden der Philologie eine gewisse Methodik nahe legen könnte, vielleicht theilweise durch private Berathung und Belehrung, indessen auch wohl in anderer zweckmässiger Weise, wie ja in den übrigen akademischen Fächern der Weg bestimmter vorgeschrieben zu sein pflege; 2) meinte er, dass, wenn auch

in Bezug auf Interpretation der Schriftsteller allerdings das Muster, welches die Universitätslehrer den Studierenden gäben, von diesen später selbst auf ihren praktischen Beruf besonders anzuwenden und nach dessen verschiedener Art zu modificieren wäre, ohne dass erstere darauf Rücksicht nehmen könnten, dennoch in den übrigen Disciplinen, namentlich der Litteraturgeschichte (in Bezug worauf er sich auf seine eigene frühere Erfahrung beriefe), mit Einschränkung des gelehrten Materials mehr Rücksicht auf das Bedürfniss der künftigen Schulmänner genommen werden müsste. Aehnlich stehe es mit den Alterthümern, deren Behandlung nach Form und Inhalt um so mehr zu modificieren sei, als doch an vielen Gymnasien kein eigentlicher besonderer Unterricht in den Alterthümern ertheilt werde. Auf diese beiden Punkte wollte er zunächst aufmerksam machen.

Eckstein verkennt die Schwierigkeiten nicht, die in der Verschiedenheit der Persönlichkeiten der Docenten liegen. Es fehle aber seiner Ansicht nach auf der Universität an Vorlesungen über eine Reihe von Autoren, die für die Schule von Wichtigkeit sind. Tacitus und Horatius seien vielleicht die einzigen Schriftsteller der Art, über die auf den Universitäten gelesen werde. Besonders bedauert er die Vernachlässigung der lateinischen und griechischen Grammatik und erinnert an die Zeit, wo *Reisig* diese Vorlesungen in Halle gehalten hat. Grammatik und Uebung in der Interpretation seien zu wünschen; über die Methode lasse sich nichts sagen.

Lübker aus Parchim möchte das eben Gesagte unterstützen und in Bezug auf Litteraturgeschichte noch weiter ausführen. Aus eigener und anderer Erfahrung wisse er, dass entlegene Partien derselben oft weitläuftiger behandelt, andere sehr wichtige dagegen zu kurz und ohne eingehende Betrachtung abgemacht würden. Er wünsche hier, wie bei der Interpretation, namentlich ein Umfassen des ganzen Schriftstellers in seiner Eigenthümlichkeit, zur Vermittlung eines Hineinlebens in seinen Geist und seine ganze Anschauung, das jetzt oft bei der Masse von Einzelnheiten mehr oder weniger zurücktrete. Wenn auch in besondere Capitel und Partien genauer einzugehen sei, so dürfe darüber doch jene allgemeine Betrachtung nie verabsäumt werden.

Hoffmann aus Lüneburg dringt entschieden mit *Eckstein* auf Grammatik, hält es aber nicht für gut, dass der akademische Unterricht nur auf den practischen Beruf sehe. Erweiterung des Gesichtskreises sei nöthig, weil die erste Schulzeit der jungen Lehrer in philologischer Hinsicht unfruchtbar sei. Er wünscht ferner, dass von den Schulautoren während der Universitätszeit eines jeden Studierenden ein griechischer und ein lateinischer Dichter, so wie ein griechischer und ein lateinischer Prosaiker interpretiert werden möge.

Ahrens aus Hannover hält die vorliegende Frage für schwer zu beantworten. Es komme darauf an, für welchen Standpunkt auf der Schule, für welche Classe die Universität vorbereiten solle. Sie werde immer zuvörderst eine Lehrfähigkeit für die oberen Classen zu vermitteln haben; die jungen Philologen träten dagegen

der Regel nach Anfangs erst in den unteren Classen ein; und das liesse sich schwerlich abstellen. Darauf indessen wolle er aufmerksam machen, dass das Material der akademischen Vorlesungen heutzutage viel zu stark angeschwollen sei; in seiner Zeit sei z. B. dreistündig Metrik gelesen, jetzt nehme dieselbe wohl meistens sechs Stunden in Anspruch. Da habe man früher zwar weniger positiv gelernt, aber mehr Trieb zum eignen arbeiten behalten. Er wünsche daher, dass die Universitätslehrer in vieler Hinsicht sich mehr darauf beschränken möchten, den Studierenden eine Anleitung zu geben, während die Masse des gelehrten Materials doch am besten nachher aus wissenschaftlichen Büchern zu entnehmen wäre.

Haase aus Breslau dankt für die schätzenswerthen Bemerkungen und verspricht die Benutzung eines Theiles derselben; anderes könne er nicht anerkennen. Er warnt davor, dass die Schulmänner den Universitätslehrer auf das Gebiet der zukünftigen Schulpraxis beschränken. Auch *Reisig*, der von *Eckstein* genannt sei, habe weit über das Bedürfniss des Gymnasialunterrichtes hinausgeführt. Die Litteraturgeschichte betreffend würde es unzweckmässig sein, diese Disciplin compendiarisch vorzutragen, da an Compendien kein Mangel sei. Die Forderung der besondern Bekanntschaft mit den Schulschriftstellern sei richtig, aber dazu sei erforderlich, diese Autoren in dem geschichtlichen Zusammenhange zu betrachten, in dem sie sich gebildet haben. Eine vereinzelte Kenntniss führe gewiss zu einer falschen Auffassung eines Autors; er müsse sich daher gegen eine Beschränkung der litterärgeschichtlichen Vorlesungen auf die Behandlung einzelner Autoren aussprechen. Dasselbe gelte von den Antiquitäten; man müsse selbständige Lehrer wünschen, und darum müssen die antiquarischen Vorlesungen dahin streben, dass sich der zukünftige Lehrer selbst zu helfen wisse. Er habe zu dem Kreise der Vorlesungen eine hinzugefügt, um den Gebrauch der übrigen zu lehren, nämlich nach Fr. Aug. Wolf's Vorgange „Consilia scholastica", aus zwei Theilen bestehend, 1) Methodik der philologische Studien, 2) Methodik des philologischen Unterrichts. Im ersten Theile seien Anleitungen gegeben, wie der junge Philolog studieren müsse, im zweiten werde anschaulich gemacht, welcher Gebrauch später von den philologischen Studien zu machen sei. Die Studierenden werden vor zu wissenschaftlicher Form gewarnt, ermahnt das theoretisch Gegebene wahrhaft nützlich zu machen und darauf hingewiesen, wie wichtig ein zweckmässiger Elementarunterricht sei. Der Redner gesteht, dass in seinem Kreise manches nicht so geleistet werde, wie es wünschenswerth sei, namentlich hänge die Auswahl der Autoren oft von persönlichen Verhältnissen ab.

Schleiden aus Hamburg fragt, ob nicht die natürlichste Verknüpfung und Vermittlung zwischen Wissenschaft und Praxis das pädagogische Seminar sei, und nicht das philologische. Er glaube, wenn auf allen Universitäten pädagogische Seminarien wären, so hätten die Herren Directoren weniger Klage zu führen darüber, dass die jungen Lehrer oft untauglich oder verdrossen seien, zuvörderst den Unterricht in den unteren Gymnasialclassen übernehmen zu müssen.

Eckstein gibt *Haase* darin Recht, dass die verschiedene Individualität der akademischen Lehrer gewiss zu berücksichtigen sei; auch werde sich keiner von uns so versündigen, etwa eine bloss compendiarische Behandlung der Litteraturgeschichte zu verlangen; nur in dem Punkte seien wir alle einverstanden, ohne darum die Wissenschaft beeinträchtigen zu wollen, dass die Universitäten auf die Bedürfnisse der Gymnasien doch mehr Rücksicht zu nehmen hätten. Von *Schleiden* sei ein zu starker Accent auf die pädagogischen Seminare gelegt: die jungen Lehrer auf die Praxis des Schulunterrichts einzuüben, das sei unsere, der Directoren Sache, indem wir sie getrost den Weg der Schule selbst durchmachen lassen, wenn auch zuerst in den Elementarclassen, ihnen dabei aber stets mit unserem Beispiele, unserer Anleitung und unserem Rathe zur Hand geben. Die Universität möge den angehenden Schulmännern nur eine tüchtige wissenschaftliche Bildung mitgeben; mit allem Weiteren wolle man jene gern unbehelligt lassen.

Präsident *Kraft* stimmt *Eckstein* bei und will nun zur Discussion über die *Hoffmann-Lübker*'schen Thesen überleiten. Indessen

Stoy aus Jena wünscht zuvor einen bestimmteren Abschluss und eine Einigung in dem Satze: „Von dem Antrage des Prof. *Hertz* ist kein grosser Erfolg zu erwarten“. Die Macht der Individualität sei zu bedeutend, daher würde auch ein einstimmig gefasster Beschluss einer noch zahlreicheren Versammlung die ersten Universitätslehrer nicht zu einer Aenderung bewegen. Lieber sollten die Behörden für einen tüchtigen Grammaticus an jeder Universität sorgen. Fruchtbarer würde eine Angabe der verschiedenen Krankheitserscheinungen gewesen sein; und die vielen Fehler junger Lehrer wären gewiss einer eingehenden Betrachtung werth gewesen. Da jeder Lehrer eine specielle Vorbereitung für sein Fach wünschen werde und diejenigen, die etwas derartiges geschmeckt haben, meist als ganz andere Menschen an ihr Amt heranträten; da es ferner Unrecht sei, dass die unteren Classen stets das Lehrgeld bezahlen sollen; so müsse er entschieden ein pädagogisches Seminar wünschen.

Eckstein meint, *Stoy* habe die Discussion auf ein ganz anderes Gebiet geleitet und den bisherigen Verhandlungen einen ungerechten Vorwurf gemacht. Der Antragsteller *Hertz* habe nur von den Vorlesungen über classische Philologie auf Universitäten gesprochen. Dass daneben auch pädagogische Vorlesungen gehalten und pädagogische Seminare eingerichtet werden sollten, verstände sich auch ohne Abstimmung von selbst; dazu habe es einer so warmen Empfehlung in unserem Kreise gar nicht bedurft. Uebrigens sei auch er der Meinung, dass die Anfrage von *Hertz* nach dieser Besprechung als erledigt angesehen werden könne.

Stoy will nur eine Besprechung, nicht eine Abstimmung verlangt haben, wie es *Eckstein* aufzufassen scheine, den er nicht habe kränken wollen.

Wiese aus Berlin warnt davor, sich auf das Gebiet allgemeinerer Betrachtung zu verlieren. Er sei jedoch erfreut über zweierlei Resultate der Debatte: einmal dass die Universitäten als Schulen der Wissenschaft anerkannt seien; blieben sie

dies nicht, so wäre das ein Unglück für unser Vaterland; andrerseits aber sei auch mit Recht hervorgehoben, dass die angehenden Schulmänner einer besonderen Anleitung bedürften, während die akademischen Vorlesungen oft gar zu mikrologisch verführen. *Doederlein* habe es einmal kurz und schlagend bezeichnet, dass die Universität auf das wissenschaftliche Object, die Schule aber auf das zu belehrende Subject zu sehen habe. Das sei nicht aus dem Auge zu lassen. Auf einen besonderen wichtigen Punkt wolle er noch hindeuten. Da müsse er denn freilich für den Augenblick ohne Weiteres als Axiom den Satz voranstellen, dass es nothwendig sei, unsere Schüler auch im Lateinsprechen zu üben. Nun lasse sich aber nicht läugnen und vielfache Klagen (z. B. bei den theologischen examina) seien laut geworden darüber, dass jene Fähigkeit oft später nur schwach und mangelhaft sei. Gerade in diesem Stücke aber könne eine Wechselwirkung zwischen Schule und Universität sehr heilsam zurück wirken: wenn z. B. die jungen Leute sähen, dass auf den Universitäten auch Vorlesungen in lateinischer Sprache gehalten würden, so würden sie nicht das Interesse daran verlieren und dasjenige so rasch vergessen, worauf die Gymnasien vorher grossen Fleiss verwandt hätten.

Hertz erklärt, er habe keinen Antrag stellen, sondern nur Gelegenheit zu einer Discussion geben wollen, und spricht seinen Dank für die freundliche Besprechung aus.

Präsident *Kraft* wiederholt seinen Vorschlag jetzt auf die *Hoffmann-Lübker*'schen Thesen einzugehen; nach Annahme desselben spricht zur Begründung zuerst:

Hoffmann: Es sei nicht zu verkennen (wie auch Oberschulrath *Kohlrausch* kürzlich ausgeführt habe), dass sich unsere Jugend seit 1848 zwar an Disciplin und Sitte musterhaft gehalten, ihre geistige Elasticität und Frische aber gelitten habe. In Hannover seien z. B. die Juristen zahlreich im Staatsexamen durchgefallen; auf den Universitäten würden überhaupt nur die Brotwissenschaften getrieben; Geschichte und Philosophie würden selten gehört, die Philologie läge ganz danieder. Hieran trage die Schule zwar nicht ausschliesslich, aber doch gewiss theilweise die Schuld. Wenn sich diese Erfahrungen auch in Einzelnheiten nach den verschiedenen Orten und Lehrern verschieden herausstellen sollten, so könnten jene Uebelstände im Allgemeinen gewiss als unleugbar hingestellt werden. Darum schlage er vor, auf die Thesen a. und b. weiter nicht ausführlich einzugehen, sondern in Anbetracht der vorgerückten Zeit und der wesentlichen Uebereinstimmung in jenen Punkten gleich auf Thesis c. überzugehen.

Da sich kein Widerspruch in der Versammlung erhebt, so wird dies vom Präsidenten veranlasst.

Hoffmann geht nun zur dritten Thesis (c) über und spricht sich zunächst über den Religionsunterricht dahin aus, dass der systematische Vortrag der Dogmatik und Moral abzuschaffen, dafür eine exegetische Uebung in den neutestamentlichen Schriften einzuführen (für die Prima der Römerbrief, für die Secunda die Apostelgeschichte und Matthäus) sei; Bibliologie und eine kurze Kirchen-

geschichte sollen in Tertia und Secunda vorhergehen. Weiter bemerkt er, eine Geschichte der deutschen Litteratur führe zu nichts, wenn man nur eine Stunde wöchentlich darauf verwenden könne; besser sei es, dass selbst gelesene Stücke (z. B. Goethe's Tasso) in der Schule besprochen würden; damit habe der Schüler über ein Stück ein Urtheil erworben, aber noch keins über den ganzen Schriftsteller, welches ihm ja auch nur eingeredet werden könne. In der Geschichte will der Redner grössere Partien im Detail erzählen, ohne dieses Detail in seinem gesammten Umfange dem Gedächtnisse einprägen zu lassen, und verlangt überhaupt immer Detail und durchs Detail Leben neben steter Warnung vor vorschnellem Urtheile.

Bäumlein schlägt vor, dass das Princip, worauf hingedeutet wäre, geschieden würde von der Anwendung desselben im Einzelnen, in welcher sich eine gar grosse Verschiedenheit der Ansichten geltend machen würde, während man im Principe gewiss übereinstimmte.

Hoffmann ist vollkommen damit einverstanden und wünscht nur eine Anerkennung des Princips mit Anwendung auf möglichst viele einzelne Fächer.

Lübker meint, das unter c., d. und i. Gegebene, in Bezug worauf sich die Ansichten am leichtesten theilen könnten, müsse zunächst ins Auge gefasst werden. Das Verständniss über die andern Punkte sei leichter zu vermitteln. Im Geschichtlichen, bemerkt er, müsse die übergrosse Vollständigkeit vermieden werden. Daneben weist er auf die geschichtliche Seite des Religionsunterrichtes hin. Die heilige Schrift als Grundlage sei allerdings in keiner Weise zu entbehren; aber auch das Leben in der Kirche sei der Jugend nicht zu entziehen; ihre geschichtliche Entwicklung müsse vielmehr in den Hauptepochen der Jugend vorgeführt werden. Aber dasjenige sei dabei immer vorzugsweise herauszunehmen, was im Leben hervortrete und in der Kirche zur Geltung gekommen sei, ohne dass etwa ein vollständiger Vortrag der ganzen Kirchengeschichte, wohl gar mit Einschluss der Dogmengeschichte, gewünscht werde. Er bitte, etwaige divergierende Ansichten hier auszusprechen.

Kiene aus Stade will das allgemein Gesagte so präcisieren: Können ist Lust, Lernen auf Befehl Qual, Wissen ohne Können ist geistiger Ballast. Das Können der Schüler sei der Maasstab der pädagogischen Leistungen des Lehrers. Die Anwendung aufs Deutsche lasse sich leicht machen. Jeder Vortrag über einen Mann müsse sich an die Lectüre anschliessen, um Leben zu gewinnen; auch Aufsätze können daran angeknüpft werden. Jedes selbständige Arbeiten sei Können und erwecke die Lust weiter zu gehen. Habe man so die Lust an der Litteraturgeschichte geweckt, so werde der Schüler auf der Universität schon weiter gehen.

Nölting aus Wismar bemerkt gegen einen Punkt in *Hoffmann*'s Vortrage, (wonach es darauf ankomme den Schüler durch eine detaillirte Behandlung einzuführen, dagegen allgemeine Urtheile zurückzuhalten, um die Jugend nicht

vorschnell zu machen), dass, wenn hierin liegen sollte, dass die Lehrer ihr Urtheil den Schülern gegenüber zurückhalten müssen — . . . .

Hoffmann unterbricht den Redner mit der Erklärung, das liege nicht in seiner Meinung; nur wünsche er keine Urtheile über zu grosse Reihen von Persönlichkeiten.

Nölting fährt fort, dass es gewiss für den Schüler durchaus wünschenswerth und nothwendig sei, durch Urtheile seiner Lehrer Belehrung und Anweisung zu erhalten. Indessen wenn diese Forderung auch von *Hoffmann*, wie dieser eben erklärt habe, nicht abgewiesen werde, so verzichte er auf weitere Ausführung.

Classen fragt an, was der Ausdruck „umfangreiche Uebersicht" in Thesis c. eigentlich bedeute, und bemerkt, dass der Unterricht in der Kirchengeschichte für viele, die später mit dieser Disciplin sich zu beschäftigen nicht wieder Gelegenheit haben, nicht von Bedeutung sein werde, falls man den Zusammenhang unterbreche.

Hoffmann äussert, er wolle die weniger wichtigen Zeiten nicht ganz unberücksichtigt lassen; zu einer Reihe von Fragmenten solle der Unterricht nicht werden.

Eckstein bemerkt, zuvörderst wisse er nicht, was er mit der „umfangreichen Uebersichtlichkeit" anfangen solle; und alsdann halte er die „detaillierte Behandlung" erst recht für nachtheilig. Man müsse hier durchaus scheiden zwischen den verschiedenen Classen und Altersstufen. Es müsse doch z. B. eine Uebersicht über die ganze Geschichte gegeben werden, wenn auch natürlich mit richtigem Maasse bei minder wichtigen Partien. Er müsse die Antragsteller ersuchen, ihre Thesis c. doch genauer zu präcisieren; ihm scheine alles einfach hinauszugehen auf Concentration des Unterrichts, wie man es mit zwei Worten allgemein verständlich bezeichnen könne; ob nun in quantitativem oder qualitativem Sinne, darauf komme es weiter an.

Lübker: Concentration des Unterrichtes würde etwas anderes sein. Die Beziehung von c. auf die oberen Classen scheine von selbst klar zu sein. Er stimme *Eckstein* bei in Beziehung auf die wichtigeren Partien. Die umfangreiche Uebersicht betreffend, so dürfe der Zusammenhang nicht verloren gehen, müsse sich vielmehr als rother Faden hindurchziehen, ohne das Detail zu beschränken.

Hoffmann erklärt, seiner Meinung nach ganz im Einverständniss mit *Eckstein* zu sein.

Strack aus Berlin geht auf Thesis d. ein, wenn c. erledigt sein sollte. Thesis d. sei ihm unklar, und er müsse sich ihr in vielfacher Hinsicht widersetzen. Er wolle hier keine oratio pro domo halten und, weil er selbst im Französischen Unterricht ertheile, hier zunächst auf die Physik eingehen. Sie sei gewiss keine leichte Disciplin; die grössten Geister hätten ihre ganze Kraft daran gesetzt. Freilich, sollte sie unseren Schülern bloss zum Plaisir gegeben werden, dann hinaus mit ihr! Aber wir sollten unseren Schülern vielmehr durch sie die

Geheimnisse der Natur und die grossen Wunder Gottes vor Augen stellen; dann müssten jene es sich aber auch sauer werden lassen. Im Französischen ferner komme es den Gymnasien nicht auf Uebung im Parlieren an, wozu man lieber Schweizer Bonnen nehme; dagegen lägen sehr wichtige Bildungselemente in der französischen Sprache; sie sei z. B. (er als Deutscher müsse es eingestehen) ungleich logischer gebaut als unsere Muttersprache. Darum könne man auch hier mit leichter Arbeit nicht abkommen; und wenn man jene beiden Disciplinen einmal aus den Gymnasien ausmerzen wolle, so dürfe man es keinenfalls aus den in Thesis d. angeführten Gründen thun.

Eckstein: Exemplificieren führe zu weit. Französisch und Physik seien übrigens bei der Beschränknng der Unterrichtsgegenstände noch nie genannt. Er beantragt, die Debatten in einer zweiten Sitzung um 3 Uhr wieder aufzunehmen.

Nach Annahme dieses Antrages wurde die Sitzung um 10 Uhr durch den Präsidenten Director *Kraft* geschlossen.

Zweite ordentliche Sitzung.

Am 3. October, Nachmittags 3¼ Uhr.

In Abwesenheit des erst etwas später nachkommenden Präsidenten *Kraft* eröffnet Director *Eckstein* die Nachmittagssitzung.

Peter aus Stettin will in der Meinung, dass sich die Debatten zu sehr ins Allgemeine verloren haben, vorschlagen entweder diese Thesen zu verlassen, oder auf bestimmte Fragen eingehen. Man könne etwa darüber discutieren, ob nicht nach *Raumer*'s Ansicht statt des Vortrages der deutschen Litteraturgeschichte ein mittelhochdeutsches Stück gelesen werden solle, ferner wie die deutschen Aufsätze in den mittleren Classen behandelt werden sollen, oder endlich wie der Geschichtsunterricht zu behandeln sei.

Eckstein: Die Haupttendenz der *Hoffmann-Lübker*'schen Thesen gehe auf Concentration des Unterrichts. Man möge sich nun mit Befolgung von *Peter's* Vorschlage zugleich an den einmal vorliegenden Stoff insofern anschliessen, dass man jetzt auf den deutschen Unterricht speciell eingehe, nach Maassgabe von Thesis 2, h. und Thesis 3 zusammengenommen. Bleibe dann noch Zeit übrig, so könne man immer auf die übrigen Sätze zurückkommen, vermeide aber für jetzt die Gefahr, sich auf das Gebiet der Gesammtpädagogik zu verlaufen.

Hoffmann kann sich mit *Eckstein*'s Vorschlage nicht einverstanden erklären, es scheine ihm besser, alle von ihm und *Lübker* aufgestellten Thesen der Reihe nach zu behandeln, da alsdann alles Vorgeschlagene zur Besprechung kommen werde.

Peter: Nach seiner Ansicht fänden sich in den Thesen eine Menge Fragen vor, bei denen man auf ein Möglichst zurückkäme, es sich also dann noch um bestimmtere Normierung dieses Möglichst handelte. Damit erst käme man auf praktisches Gebiet, und dahin gehörten Fragen, wie z. B.: Auf welche Weise soll der deutsche Unterricht in bestimmten Classen gegeben werden? oder wie der Geschichtsunterricht? Dann bekämen wir etwas, was sich fassen liesse, wobei man etwas lernen könnte. Die Gesammtrichtung der Ansichten in den *Hoffmann-Lübker*'schen Thesen sei so gesund, dass keine Controverse darüber aufkommen werde.

Seyffert aus Berlin: Vormittags sei die Discussion durch die Fassung unter d. unpraktisch geworden. Die Frage über Beseitigung des Französischen scheine ihm indessen praktisch zu sein, da viele Lehrer das Französische für das Gymnasium ganz aufzugeben wünschen.

Schleiden: So möge man es angreifen, wie eben angedeutet worden; in Bezug auf den Punkt d. hätten noch manche Herren was auf dem Herzen; darum wäre es gut, dies erst herunter zu sprechen und damit den Punkt zu erledigen.

Ahrens will den Punkt d., als den wichtigsten unter den aufgestellten, ausführlich erörtert haben, zumal da das Referat über denselben noch nicht erstattet sei.

Albani aus Dresden will in a. ein πρῶτον ψεῦδος finden; unserer Jugend sei keine Arbeitsfähigkeit abzusprechen; er glaube vielmehr, dass sie mehr arbeite, als wir in unseren jungen Jahren.

Eckstein: Die Frage über die Arbeitskraft der Jugend könne bei Seite gelassen werden; es handle sich um eine Einigung darüber, welche Gegenstände vom Gymnasialunterrichte ausgeschlossen werden können, falls eine Concentration des Unterrichts gewünscht werde. Da die Versammlung in ihrer Majorität eine solche wünsche, so seien nach Maassgabe von Thesis 2, d. Physik und Französisch unter den etwa wegzulassenden Gegenständen primo loco zu besprechen.

Hoffmann: Er sei von der Wichtigkeit des Französischen und der Physik an sich vollkommen durchdrungen; es handle sich hier aber um die praktische Frage, ob und wie sie für die Schule zu verwenden seien. Da sei nun nicht zu leugnen, dass dem Primaner die Speise des Französischen nicht mehr mundgerecht sei; er lege kein Gewicht auf dies Fach, arbeite wenig darauf, woraus sich denn auch die groben Schnitzer in den Maturitätsarbeiten erklären liessen. Der Redner hebt hervor, er habe einen ausgezeichneten Lehrer im Französischen an seiner Anstalt; aber das Uebel habe in der Natur des Faches selbst seine Wurzel. Wie nun überhaupt Unterrichtsgegenstände, die von dem Schüler wenig Arbeit erfordern, möglichst fern zu halten seien, so müsse das Französische in der Prima wenn nicht beseitigt, doch beschränkt werden, etwa auf eine Stunde wöchentlich. Es sei gar nicht des Redners Ansicht, dass aus diesen Besprechungen durchaus bestimmt formulierte Resultate hervorgehen müssten; Anregung sollte dadurch geschafft werden; stereotype Gleichmachung aller Gymnasien sei überhaupt gar nicht einmal wünschenswerth; auf der anderen Seite sei dagegen der Vorschlag, den *K. Fr. Hermann* früher einmal gemacht habe, den Primanern die Auswahl der Lectionen, an denen sie Theil nehmen wollen, selbst zu überlassen, nicht praktisch. Im Englischen dagegen fehle es auch der Prima durchaus nicht an geeignetem Stoffe der Lectüre. — Ueber die Physik wolle er nachher sprechen, wenn das Französische erledigt sei.

Ahrens: In Betreff dieser Thesis sei seine Ansicht den Antragstellern diametral entgegengesetzt. Wenn eine Beschränkung der Unterrichtsfächer stattfinden könne und müsse, so sei er dafür gerade die Zweige, die vom Schüler viel Arbeit erfordern, wegzuschaffen. Früher sei nie über zu viele Fächer geklagt, während sogar noch in der Philosophie unterrichtet sei. Neuerdings habe man die Schuld der Zersplitterung auf die Maturitätsprüfungen geschoben, aber auch ohne diese würde die Zersplitterung nicht aufhören; denn die jetzt angestellten Lehrer, allseitig gebildet, regten ohne Ausnahme, jeder für sein Fach, welches es auch sein möge, ihre Schüler zum energischen Streben und Eifer an. Früher sei das anders gewesen. Die Hülfe liege allerdings darin, dass man in der Prima

mehr Freiheit in der Beschäftigung lasse. Davon sehe er indess jetzt ab und wolle bei einer Vereinfachung die Zahl der Zweige beschränkt wissen, die energische Anstrengung vom Schüler fordern; denn diese seien es, die schaden.

Gravenhorst aus Hildesheim ist gegen den Vorschlag von *K. Fr. Hermann* als nach unseren Verhältnissen unpraktisch. Sonst stimme er mit *Ahrens* überein. Einige Lehrer examinieren nur in den Stunden, was der Schüler zu Hause gelernt hat; andere benutzen die Unterrichtszeit selbst dazu, dass die Schüler darin lernen. Er selbst schlage sich auf Seite der letzteren; gar mancher Vortrag könne so gehalten werden, dass die Schüler ohne vorherige Präparation sehr gut in der Stunde folgen und lernen könnten. Ferner sei seine Ueberzeugung von *Hoffmann*'s Ansicht, dass die französische Litteratur keinen geeigneten Stoff für Prima darbiete, völlig abweichend; seinem Urtheile nach sei jedes prosaische Werk der neueren Litteratur, auch des Französischen, schwerer zu verstehen, als die meisten antiken. Man könne die Stunden etwa beschränken, aber nicht das Französische ganz beseitigen; das erlaube auch überall der ganze Stand unserer modernen Bildung nicht; das Französische würde sich sonst alsbald in Privatstunden oder doch in facultativen Stunden neben dem eigentlichen obligatorischen Gymnasialunterrichte bei der Jugend halten und dadurch mancherlei neue Unzuträglichkeiten entstehen.

Seyffert: Er sei erschrocken, dass *Ahrens* die Zahl der energische Anstrengung fordernden Disciplinen vermindern wolle; darunter gehörten ja z. B. in erster Reihe die classischen Sprachen, die man doch gerade zu heben beabsichtige. Auch habe *Ahrens* das gewiss nicht so gemeint, sondern sich wohl nicht genau genug ausgedrückt.

Ahrens verwahrt sich gegen solchen Missverstand seiner Thesen, der seiner Meinung nach sich von selbst widerlege; ist übrigens mit *Seyffert* gleicher Ansicht.

Hoffmann: Er würde nichts dagegen haben, *Gravenhorst* an seiner Anstalt das Französische in alter Ausdehnung zu übertragen, da dieser, ohne Anstrengung zu verlangen, doch Tüchtiges an den Schülern zu leisten verspräche. Uebrigens sei er, wenn es darauf ankomme, mehr der Ansicht von *Jacobs*, der Lehrer habe namentlich zu controllieren, was der Schüler zu Hause gelernt habe.

Tzschirner aus Cottbus: Der Unterricht sei Gymnastik des Geistes. Die schwersten Gegenstände seien die besten und für unsre Schulen die geeignetsten.

Albani: Es komme vor allem darauf an, in allen Fächern das rechte Maass zu halten; dann könne man die meisten Uebelstände leicht heben. Auf jenes rechte Maass müsse aber eine gegenseitige Controlle der einzelnen Fächer hinleiten.

Eckstein: Das beste würde sein, wenn jeder Lehrer in seiner Classe den gesammten Unterricht allein ertheile; auf dem Standpunkte sei man aber nicht mehr. Uebrigens wolle er gegen *Gravenhorst* bemerken, dass ihm die französische Litteratur der letzten Jahre den Schülern gar keine gesunde Nahrung mehr zu bieten scheine.

Gravenhorst gibt zu, dass die französische Litteratur den Charakter nicht bilden, noch das Herz erwärmen könne; Gift sei darin; aber die Schüler der

obersten Classen müssen das unterscheiden lernen, und sich an den Kreis von modernen Ideen gewöhnen, der nun einmal unsere Jetztzeit beherrscht.

Strack schliesst sich *Gravenhorst* an und zeigt an mehreren Beispielen, wie allerdings in der französischen Litteratur (Pascal, Bossuet, Lacordaire — Guizot, Villemain, Cousin) ein reicher Stoff zum Lernen für die Schüler enthalten sei.

Ahrens bemerkt zunächst gegen *Seyffert*, er habe natürlich nicht die Fächer beschränken wollen, in denen wir alle mit Recht eine energische Anstrengung fordern, sondern nur diejenigen, in welchen sie missbräuchlich beansprucht werde. Man könne vielleicht die Zahl von 32 Unterrichtsstunden beschränken; behalte man sie aber, dann müssen auch immer einige darunter sein, in denen die Schüler nur in der Schule lernen. Die Hauptklage über die mangelhaften Schülerleistungen gehe überhaupt aus von den Lehrern im Lateinischen; das komme aber nicht von der Mathematik oder Physik, sondern um es gerade heraus zu sagen, vom Griechischen; hätten die Schüler dieses erst einmal geschmeckt, so verlören sie die Lust zum Lateinischen. Diese beiden müsse man also zunächst in ein richtiges Verhältniss zu einander zu bringen suchen. Er mache aber andrerseits auf den heilsamen Erfolg aufmerksam, wenn Fächer, die einander nahe stehen, nun auch möglichst eng mit einander verschmolzen werden, statt dass sie vielfach unvermittelt neben einander her laufen; sei es doch auch in der Lectüre nicht gut, mehrere Schriftsteller gleichzeitig neben einander zu lesen. So habe er schon seit längerer Zeit Geographie je nach der Individualität der Lehrer in den einzelnen Classen entweder mit der Naturgeschichte, oder mit der Geschichte zusammen in der Hand desselben Lehrers vereinigt, so dass im Sommer nur das eine, im Winter nur das andere vorgetragen werde. Ob es sich nun nicht auch machen lasse (was ihm selbst freilich noch nicht gelungen sei), Mathematik und Physik ähnlich zusammenzunehmen, ohne sie streng nach besonderen Stunden aus einander zu halten.

Peter: Meine Herren, wo sind wir? Seiner Meinung nach habe sich die Discussion weit von den Thesen entfernt.

Kohlrausch aus Lüneburg: Auf dem Gymnasium könne die Physik nur so weit betrieben werden, dass eine Uebersicht über das Nothwendigste erreicht werde; ein höherer Unterricht gehöre auf die Universität.

Hoffmann: Er möge die Physik sehr gern. Aber er meine auch, der mathematische Theil derselben lasse sich recht gut mit der Mathematik vereinigen; dagegen locke die Schüler nur zu oft bloss das neue und unterhaltende der Experimente. Ueberhaupt sei es verkehrt, in Prima, statt zu vereinfachen, noch einen neuen Gegenstand hinzuzufügen. Früher hätten die Leute viel und gern Experimentalphysik gehört; jetzt nicht mehr; warum nicht? sie hätten es ihrer Meinung nach hinreichend auf der Schule gelernt. Man könne ja meinetwegen den nicht mathematischen Theil der Physik auf den naturgeschichtlichen Unterricht in Tertia folgen lassen.

Wiebel aus Hamburg: Meine Herren! Der Wunsch, welchen Sie heute bei Eröffnung dieser Berathung ausgesprochen haben, dass die Redenden hervortreten möchten, ruft mich an diese Stelle, und ich entspreche demselben um so lieber, als ich von hier aus ein besseres Verständniss der Worte erwarten darf, die ich in der vorliegenden wichtigen Frage an Sie zu richten mich gedrungen fühle. Glauben Sie vor Allem nicht, dass ich durch dieselbe in dem Fache berührt, welches ich an unserem akademischen Gymnasium zu lehren berufen bin, auftrete, um pro aris et focis zu kämpfen, denn ich bekenne Ihnen offen und frei, dass ich die Folgen des Beschlusses nicht fürchte, welcher im Sinne der gestellten Thesen gefasst werden sollte. Die Wissenschaft geht allezeit ihren ruhigen, gemessenen Gang, unbekümmert um die äusseren Hindernisse, und erzwingt sich durch ihre eigene Kraft die gebührende Geltung. Wenn wir aber hier vereint sind, um über die Mittel zur Förderung geistiger und sittlicher Bildung unsere Meinungen auszutauschen, so wird es mir eine Pflicht, der gestellten These gegenüber meine abweichende Ansicht auszusprechen, mit der ganzen Kraft auszusprechen, die aus innerster Ueberzeugung entspringt. Ich unterlasse, den unserer Jugend gemachten Vorwurf der Verweichlichung auf seinen Grund oder Ungrund zu prüfen, denn ein Vorredner hat diesen Punkt bereits berührt; wenn wir aber sie hier zugleich des Mangels an Arbeitsfähigkeit bezüchtigt finden, dann gebietet die Gerechtigkeit mir, sie wenigstens in einer Richtung gegen eine solche Anklage in Schutz zu nehmen. Nach den Leistungen, meine Herren, bemessen wir die Grösse einer wirkenden Kraft, und wenn ich Sie nun auf das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften verweise, so ist mir wohl die Frage erlaubt, in welcher Periode der Geistescultur je eine gleiche Zahl frischer, jugendlich tüchtiger Kräfte zum Bau der Wissenschaft geeilt ist, und mit erfolgreicherer Thätigkeit an demselben gearbeitet hat?

Nach der Forderung der These, welche Ausschluss oder Beschränkung der Physik und des Französischen in den oberen Classen der Gymnasien will, sollte man wahrlich glauben, es gelte hier, den verschollenen Kampf zwischen Humanismus und Realismus wieder aufzunehmen. Doch es kann mich dieser Gedanke nicht irre leiten, eine Parteistellung zu nehmen und etwa für den Realismus eine Lanze einzulegen. In den Worten des ersten Redners über diesen Gegenstand habe ich den Geist eines seit früher Jugend hoch verehrten, nun dahingeschiedenen Mannes *) wieder vernommen, in welchem diese Gegensätze die schönste Vermittlung gefunden haben. Ich selbst aber verdanke classischen Studien zu viel, als dass ich in den Fehler verfallen könnte, dem Realismus ein Uebergewicht einzuräumen.

Wie man früher schon nicht umhin konnte, in Anerkennung des verstandesbildenden Werthes der Mathematik, derselben eine Stelle unter den Lehrgegenständen unserer Gymnasien einzuräumen, so ist bei der unglaublich raschen Entwicklung der Naturwissenschaften und gesteigerten Würdigung ihres geistesbildenden Ein-

*) Professor *Strack* in Bremen.

flusses auch diesen allmählich mehr und mehr Platz in der Schule eingeräumt worden. Eine richtige Gliederung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes hat diejenigen Theile, welche mehr das Physiographische behandeln, wie Mineralogie, Botanik und Zoologie zum Ausgangspunkt gewählt, die Physik dagegen in die obersten Classen der Schule verwiesen, da eine grössere geistige Reife zu ihrem Verständniss gefordert wird. In welchem Verhältnisse steht aber diese zu der sogenannten Naturgeschichte? Diese Frage müssen wir uns hier beantworten, ehe wir über deren Ausschluss aus dem Lehrplane entscheiden. Die Physik als Lehre von den Naturkräften und den Gesetzen ihres Wirkens bildet die eigentliche Grundlage der Naturwissenschaften, da sie uns die Erscheinungen nach der Qualität und Quantität erkennen lässt. Bei dem Umfange, welcher dem naturgeschichtlichen Unterrichte auf unseren Gymnasien bis jetzt gestattet ist, und nach dem geistigen Standpunkt der Classen, in welchen er ertheilt wird, muss er sich auf die äussere Beschreibung und Kennzeichenlehre beschränken. Der Unterricht in der Physik in der obersten Classe soll aber dem Schüler einen Blick in die Naturgesetze eröffnen und ihn in den Stand setzen, die Natur mehr und mehr in ihrem ganzen Wesen zu erfassen. Wollen Sie daher die Physik ausschliessen, so heisst dies dem naturwissenschaftlichen Unterricht auf der Schule die Spitze abbrechen, und dann wäre es wohl gerathen, auch in den unteren Classen an die Stelle der Naturgeschichte Latein und Griechisch zu setzen, denn jene bleibt dann für den Schüler ein leerer Formalismus. So wenig sich die Schule bei dem Unterricht in den classischen Sprachen darauf beschränken darf, sich derselben als eines vortrefflichen Mittels zur Geistesgymnastik zu bedienen, sondern bei der Lesung der Schriftsteller namentlich in den oberen Classen darauf Bedacht nehmen muss, die Schüler in den Geist des classischen Alterthums einzuführen, und sich seiner reichen Schätze für sittliche und ästhetische Bildung zu bedienen, so muss auch der naturwissenschaftliche Unterricht einen höheren Zweck im Auge haben, als er durch die gewöhnliche Lehre von den drei Reichen, in der Regel noch dazu auf eine sehr kümmerliche Weise, erreicht wird, denn nur bei einer sehr kleinen Zahl der Schüler lässt derselbe im späteren Leben einige undeutliche Spuren zurück, und noch wenigere sind es, in welche durch diesen Unterricht ein zündender Funken geworfen wird. Soll aber der Vortrag der Physik in den obersten Classen ein fruchtbringender, zu dem angedeuteten Ziele führender sein, dann muss zu ihr, als Lehre von den Kräften, auch die Lehre von den Stoffen, durch welche sich erstere manifestieren, d. h. es muss die Chemie dazu treten, da nur durch sie ein volles Verständniss der physikalischen Gesetze möglich wird. Erschrecken Sie nicht, meine Herren, über diese Forderung, die vielleicht viele unter Ihnen als eine in entgegengesetzter Richtung zu weit gehende betrachten. Es kann mir nicht einfallen, ein so umfangreiches Fach in den Plan der gelehrten Schulen verpflanzen zu wollen, allein es gibt einen Weg, der auch für die Schule ohne übertriebenen Anspruch an Zeit und Kraft der Schüler die gestellte Forderung

befriedigen lässt, und das ist der Weg der übersichtlichen Darstellung. Ich befinde mich freilich auch hier wieder im Widerspruch mit den Herren Antragstellern, welche sich gegen eine „umfangreiche Uebersichtlichkeit" erklären, allein ich frage mit Recht, ob es nicht gerathener wäre, den ganzen naturwissenschaftlichen Unterricht von der Schule zu verbannen, als den Schülern in der Naturgeschichte z. B. specielle Entomologie, und in der Physik Pneumatik oder Optik vorzutragen, denn nur bei sehr Wenigen würde dadurch ein Reiz gegeben sein, der sie zu einem Ausfüllen der Lücken durch Privatstudium antriebe. Ich will nicht in Abrede stellen, dass es einem tüchtigen Lehrer gelingen könnte, die Schüler in solchen Specialitäten zu einem gewissen Grade von Fertigkeit zu bringen, aber es würde sich dies doch am Ende auf ein Abrichten beschränken, das von dem Geiste der Wissenschaft nicht durchdrungen ist.

Wir haben hier die Ansicht vernommen, dass der physikalische Unterricht auf Schulen wenigstens insoweit beschränkt werden müsse, dass er sich nur auf die Theile erstrecke, welche, wie die Electricität, keine Ansprüche an die mathematischen Vorkenntnisse der Schüler machten. Ein solcher Vorschlag erscheint mir schlimmer, als die gänzliche Verbannung, denn, wie die Erfahrung gelehrt hat, ist das ausschliessliche Behandeln solch vorzugsweise experimenteller Abschnitte für den Schüler wohl durch glückende und glänzende Versuche ergötzlich und anziehend, so lange diese geboten werden, aber sie erwecken ihnen keine Liebe zu, keine Achtung vor der Wissenschaft, und die oft vernommene Behauptung, dass man von dem naturwissenschaftlichen Unterricht auf den Gymnasien bis jetzt so wenig Erfolg für die geistige Bildung verspürt habe, findet nach meiner Ueberzeugung ihren Grund in der verkehrten Methode. Die Physik ist es gerade, welche auf der Schule zugleich das vortrefflichste Vehikel für den mathematischen Unterricht darbietet, indem sie den weniger zur Abstraction geneigten Köpfen Gelegenheit gibt, im Concreten den Werth mathematischen Wissens erkennen und schätzen zu lernen.

Andere Stimmen stellen hier das Verlangen, dass die Physik der Universität vorbehalten bleiben müsse. Wie aber, frage ich, will man es denn erreichen, dass die Lücke, welche die Schule gelassen, und die man doch als eine solche anerkennt, während der Universitätszeit ausgefüllt werde? Wohl sind, theils durch directe Bestimmungen, theils durch abzulegende Prüfungen, Mediciner und Kameralisten genöthigt, die Physik auf Universitäten zu hören, für Theologen und Juristen, die bekanntlich die Mehrzahl der studierenden Jugend ausmachen, besteht eine solch äussere Veranlassung nicht. Sollte jedoch dieser Bann auf Alle ausgedehnt werden, so brauchen wir uns wahrlich nur an die eigene Studienzeit zurückdenkend zu fragen, wie solche in die ersten Semester der Universitätsjahre fallende Vorlesungen, besonders wenn sie ohne eine damit verbundene Prüfung obligatorisch sind, besucht zu werden pflegen, und welchen Erfolg man daher von dem regellosen Durchgang durch diese Vorträge unter Verhältnissen erwarten darf, wo dem

Lehrer die herrschenden Umstände nicht wie auf der Schule gestatten, durch Fragen die Kenntnisse der Zuhörer zu prüfen und durch Aufgaben ihren Fleiss zu spornen. Sehen Sie doch zu, wie es mit den physikalischen Kenntnissen, selbst den elementarsten, unserer Mediciner sogar bestellt ist. Mich hat eine langjährige Erfahrung oft die allerentsetzlichsten Lücken erblicken lassen, und unter manchen die erstaunlichste Unwissenheit verrathenden Fällen, die mir begegnet sind, möge hier nur der eine angeführt werden, dass mich einst ein renommierter Arzt fragte, wo man denn so kleines Zoll- und Linienmaass habe, wie bei der Scala seines Thermometers, während sein Barometer nach einem viel grösseren Maassstab getheilt sei?! Sie antworten mir vielleicht, nun, der Mann war doch ein renommierter Arzt, allein ich frage Sie, ob er nicht ein noch besserer gewesen wäre, wenn er einen Begriff von Wärmemessung, von Temperatur, die in der Praxis richtig zu beurtheilen für ihn so wichtig war, gehabt hätte? Mit einer solchen Verweisung der Physik auf die Universitäten wird also für die Bildung unserer Jugend nicht nur nichts gewonnen, sondern geradezu ein Gegenstand aus ihrem Studienplane geschnitten, der eine im späteren Leben empfindliche Lücke erzeugt.

Unter den Motiven der Herren Thesensteller erblicken wir aber namentlich als eine Aufgabe unserer Gelehrtenschulen die Erziehung einer „grösseren Tüchtigkeit für den Lebensberuf". Sie werden mir erlassen, hier auf die täglich steigenden, alle Verhältnisse des Lebens durchdringenden Einflüsse der Naturwissenschaften unserer Tage hinzuweisen. Sie werden kein Aufzählen aller der praktischen Vortheile, die wir namentlich der Physik und Chemie verdanken, erwarten, um dadurch den Werth einer Einsicht in diese Lehren für das Leben darzuthun, und den Beweis zu liefern, dass die Zeit von einem jeden Gebildeten, sein Beruf sei, welcher er wolle, einige Einsicht in die Natur und ihre Gesetze verlangt. Ihnen insbesondere noch zu zeigen, welche Bedeutung naturwissenschaftliche Kenntnisse auch für die richtige Beurtheilung des geistigen Lebens der Griechen und Römer haben, wie den Philologen ohne solche Stütze ein Aristoteles, Lucrez, Plinius etc. unverständlich bleibe, wird überflüssig sein. Soll ich aber vielleicht noch den Beweis liefern, dass Einsicht in die Natur und ihre Gesetze ein Mittel für die Schule bietet, um die „Hebung religiösen Sinnes" in den jugendlichen Herzen zu bewirken? Ich könnte mich allerdings dazu gespornt fühlen, wenn ich mich des Anathems erinnere, welches in neuester Zeit von Kirchen- und ähnlichen Tagen gegen den Unterricht in den Naturwissenschaften geschleudert worden. Doch nein! die öffentliche Meinung hat über solches Gebahren gerichtet, und es würde eine Schwäche verrathen, sich gegen solche Anklage zu verwahren.

Wundersam aber erschien mir von Seite der Herren Thesensteller die Schätzung der Physik als Unterrichtsstoff, indem wir sie hier unter den Gegenständen aufgezählt finden, welche „wenig Arbeit von den Schülern fordern". Meine Herren! Jahrtausende sind verflossen, ehe es dem menschlichen Geiste gelang, die Stufe der Naturerkenntniss zu erklimmen, auf der wir jetzt stehen,

Bewunderungswürdiges hat er schon vor Jahrtausenden in anderen Richtungen geleistet, die Gesetze der Natur aber waren ihm verschleiert. Zeigen Sie mir in der Geschichte der Wissenschaften eine Periode, wo im Laufe von zwei Jahrhunderten die Menschheit sich eines gleichen Umfanges von Erwerbungen im Gebiet des Wissens zu erfreuen gehabt hätte. Und aus solchem Schatze wäre für die Schüler der obersten Gymnasialclasse, ganz abgesehen von der bereits hervorgehobenen Beziehung des physikalischen zum mathematischen Unterricht, nichts zu schöpfen, was den jugendlichen Geist zur Arbeit spornen, Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit sein könnte?! Sie wollen in der lateinischen Sprache ein „gesteigertes Können" auf Kosten der rationellen Grammatik, Sie befürchten von der rationellen Methode überhaupt eine nachtheilige Einwirkung auf die „Spannkraft und Frische der Jugend". Würden Sie damit die Schule nicht in eine Zeit zurückversetzen, die überwunden zu haben, wir uns glücklich preisen? Würden Sie damit nicht vielmehr ein Abrichten zu gewissen Fertigkeiten, als eine Entwicklung der geistigen Individualität der Schüler erzielen?

Wie der Wanderer bei der Lorelei einen Schuss vielfach von den Felswänden wiedertönen hört, so dringt uns jetzt der von gewisser Seite vernommene Ruf nach Kirchlichkeit, religiösem Sinn, Zucht der guten alten Zeit wiederhallend in die Ohren. Lassen Sie sich dadurch in Verfolgung der richtigen Bahn nicht irre leiten, denn Sie könnten von dem tückischen Strudel erfasst und in eine Tiefe gezogen werden, aus deren Dunkel auch für Sie keine Rettung mehr ist. Seien Sie des zufälligen Umstandes eingedenk, dass Sie in der Stadt an der Elbe tagen, wo einst der Römer Drusus, nicht achtend die Warnungen der deutschen Seherin, die Brücke über den Strom schlug und als Opfer seines Beginnens fiel. Vor Ihnen steht die Gegenwart mit ihren gerechten Forderungen, schlagen Sie keine Brücke über den Strom der Zeit, um in eine Vergangenheit zurückzuschreiten, es könnte solch einem Wagniss ein Drusus-Schicksal beschieden sein.

Eckstein: Er verwahre sich feierlich gegen die eben laut gewordenen Mahnungen. Keiner unter uns, das glaube er im Namen der hier Versammelten aussprechen zu können und zu müssen, hege Feindschaft oder Geringschätzung gegen die Physik als solche; kein Kampf zwischen Realismus und Humanismus finde statt: eine rein praktische Frage für unsere Gymnasien werde besprochen. Gerade der warme Vortrag des letzten Redners habe den jetzigen noch klarer gemacht in seiner Opposition gegen den physikalischen Unterricht. Lieber fort mit der Physik aus der Prima! wir können doch darin nicht leisten, was die Herren des Faches von uns verlangen.

Dietsch aus Grimma protestiert gegen *Wiebel's* Ansicht, als ob die Schulmänner die Bedeutung der Naturwissenschaften verkennten; fügt hinzu, dass die Gymnasien auf das wissenschaftliche Studium der Naturwissenschaften nur vorbereiten sollten, und erinnert an Liebig's Worte: Schickt uns nur Leute, die tüchtig Mathematik und alte Sprachen verstehen! Dann bemerkt er, jedes nur übersichtliche Wissen bewirke Ueberhebung, die doch ein entschiedener Nachtheil

für die Universitätsstudien sei. Endlich schlägt er vor, die Physik historisch zu behandeln, welche Behandlungsweise ein höheres Interesse bei der Jugend erwecken werde als die mathematische.

Peter: Bei aller Anerkennung des Vortrefflichen, was gesagt sei, möchte er noch einmal fragen: Wo sind wir? — Ob denn mit dem Preise der Physik schon die Nothwendigkeit nachgewiesen sei, sie als Unterrichtsgegenstand in die Schulen aufzunehmen? Es würde ihm nicht schwer fallen, dasselbe etwa von der Theologie zu beweisen. Die Discussion habe sich leider auf zu relative Begriffe gestützt: — Arbeit! was sei Arbeit? jeder verlange sie für sein Fach. Um aber doch zu einem praktischen Resultate zu gelangen, wolle man auf Folgendes sein Augenmerk richten. Als Hauptfächer auf Gymnasien erscheinen diejenigen, welche auch ihren Elementarunterricht haben, in welchem praktische Uebungen vorgenommen werden; so sei es in den classischen Sprachen, so in der Mathematik. Nun möchte er aber in Erwägung stellen (er sei sich selbst noch nicht vollkommen klar darüber), dass die Physik nicht ihren Elementarunterricht habe, sondern ihre elementare Begründung in der Mathematik finde.

Lübker: Viele Forderungen dringen an's Gymnasium heran; man müsse prüfen, ob man alles leisten könne. Es sei unmöglich, die Naturwissenschaften in ihrem ganzen Umfange hereinzuziehen. Es handle sich darum, dass eine grössere Thätigkeit bei den Schülern erweckt werde. Die Concentration sei ein Mittel dazu, sei aber noch keine Vereinfachung. Die von *Ahrens* empfohlene Concentration sei gewiss heilsam. Es sei aber daneben die Frage aufzuwerfen, ob etwa die Zahl der Stunden zu vermindern sei; und solche Gegenstände, bei denen das erreichte Ziel nicht mit der aufgewandten Thätigkeit in Verhältniss stehe, seien zu vereinfachen.

Wiebel: Er wolle sich gegen den Vorwurf verantworten, als ob er mit seinen früheren Worten sich gegen die eigne Ansicht irgend jemandes in der Versammlung gewandt habe. Er habe nur zeigen wollen, dass man mit der Physik den Naturwissenschaften den Schlussstein entzöge; man verführe dann jedenfalls consequenter, wenn man diese Fächer ganz ausschlösse, statt nur ein unfruchtbares Bruchstück derselben beizubehalten. Dann solle man lieber den leeren Formalismus mit dem bischen Mineralogie, Zoologie u. s. w., was da nebenher trabe, wie die Magd im reichen Haushalte, überhaupt bei Seite lassen. Auch den mathematischen Unterricht könne man dann nur streichen, wenn man die Schüler nicht etwa bloss etwas abrichten wollte; sonst würde ähnliches geschehen, wie wenn man einen Menschen zeigen wollte und nur den grossen Zehen von ihm vorwiese. Der Redner lege also gegen obige Verwahrung wiederum Verwahrung ein.

Präsident *Kraft* setzt die nächste Sitzung auf den folgenden Tag, 8 Uhr Morgens, an und schliesst die Sitzung um 4 Uhr 50 Minuten.

Dritte und letzte ordentliche Sitzung.

Am 4. October.

Präsident *Kraft* eröffnet die Sitzung um $8\frac{1}{2}$ Uhr Morgens.

Hoffmann stellt den Antrag, dass in der Discussion die Redezeit für jeden Einzelnen auf 4 bis 5 Minuten beschränkt werde, was sich schon nach früheren Erfahrungen als vollkommen ausreichend gezeigt habe.

Präsident *Kraft* erklärt sich mit diesem Antrage, gegen den sich kein Widerspruch aus der Versammlung erhebt, auch seinerseits einverstanden.

Hoffmann: Er meine, über die nun in den vorliegenden Thesen folgenden drei bis vier Punkte rasch hinweg gehen zu können. In Bezug auf f. bemerke er, dass durchaus kein von der alten Schule angewandtes Mittel das Lateinische zu befördern ausgeschlossen werden solle; er habe sogar, schon um den leidigen Quantitätsfehlern vorzubeugen, das lateinische Verse machen jetzt wieder eingeführt, obwohl er selbst früher nie einen Vers gemacht habe. Wenn man also mit ihm der Ansicht sei, kein Mittel unberücksichtigt zu lassen, auch das Lateinischsprechen nicht, worauf zu seiner Freude schon der Geh. Regierungsrath *Wiese* hingewiesen habe, so könne man diesen Punkt rasch abmachen.

Seyffert: Die Bedeutung der Versübungen sei bisher noch nicht ins nöthige Licht gesetzt. Durch die rationelle Behandlung der Grammatik und der Stilistik sehen die Schüler die lateinischen Aufsätze als eine Kunstarbeit an, die viel Mühe mache und eher Scheu in ihnen erwecke; es fehle ihnen aber an jeder Uebung im poetischen Ausdrucke und an einem Reichthume von Vocabeln, Synonymen, Phrasen und Wendungen. Diesen Schatz bekommen sie erst durch die Versübung, während sie im lateinischen prosaischen Stile nichts verlieren und sich im mündlichen Ausdrucke freier bewegen werden.

Krüger ersucht *Hoffmann* sich darüber zu äussern, ob er das Lateinischsprechen auch bei der Interpretation angewandt wünsche; darüber sei ja vielfach Streit entstanden, indem von andrer Seite vielmehr auf rasches Lesen gedrungen werde.

Hoffmann: Er halte es so, dass in 4 Stunden lateinisch interpretiert werde (in je 2 Stunden ein lateinischer und ein griechischer Autor). Wenn das Lateinsprechen nicht ins Interpretieren komme, wohin solle es denn? — Im Anschlusse an *Seyffert* bemerke er, dass man leider dem Schüler die Grammatik gelassen, aber den Gradus ad Parnassum genommen habe.

Benary aus Berlin: Der Grundfehler liege in der Beschränkung der Lectüre; je mehr wir die Schüler lesen lassen, um so gewandter würden sie werden. In Bezug

auf das Lateinischsprechen scheinen zu strenge Grundsätze zu herrschen; es müsse das mehr Sache des Lehrers, als des Schülers bleiben; wenn der Lehrer lateinisch spreche, so sei das gewiss sehr heilsam, damit des Schülers Ohr sich an den Klang der lateinischen Sprache gewöhne. Die Schüler dagegen lasse er in Secunda nach Absolvierung von drei bis vier Capiteln in der Lectüre das Argument lateinisch angeben; das sei zu empfehlen. Gegen lateinische Aufsätze, die mühsam aus deutsch-lateinischen Wörterbüchern (und wenn es die besten wären) zusammengestoppelt würden, sei er durchaus; er sei ein Feind aller deutsch-lateinischen Lexica; so alt er sei, sei nie eins über seine Schwelle gekommen. Die Schüler sollen den Lehrer lateinisch sprechen hören, aber nicht holprig antworten; ihr Ohr sollen sie an's Lateinische gewöhnen; bei den schriftlichen Ausarbeitungen aber müsse die Lectüre des Cicero und Livius neben den trefflichen *Seyffert*'schen Uebungsbüchern zu Grunde liegen.

Heiland aus Stendal: Die Exercitia in der Prima sollen wieder zu Ehren kommen. Ihre Zurücksetzung habe viel Schuld an den geringen Leistungen im Lateinischen. Es solle mehr memoriert werden, in den obern Classen Stücke aus Classikern, in den untern ausgewählte Musterstücke. Selbständige phraseologische Sammlungen sollen frühzeitig angelegt werden, dann werden die deutsch-lateinischen Lexica von selbst verschwinden.

Peter: Er habe zur lateinischen Interpretation zurückgegriffen, halte es aber für nöthig, um Weitläufigkeiten des Ausdrucks zu vermeiden, den Gebrauch der deutschen Sprache dabei vorzubehalten und nach den Umständen in Anwendung zu bringen.

Heiland: Zweierlei Mittel gebe es gegen die geringen Leistungen im Lateinischen, einerseits Exercitia unter der Aufsicht des Lehrers arbeiten zu lassen, andrerseits es den Schülern zur Ehrensache zu machen, Exercitia ohne Fehler zu machen, was ihm gelungen sei.

Eckstein: In früheren Jahren habe er durchaus Lateinisch interpretiert, sei aber seit einer Reihe von Jahren davon abgekommen und möchte nicht wieder ganz zu dem alten Verfahren zurückkehren. Was aber das Lateinsprechen anlange, so habe er, da es hier namentlich auf den Stoff ankomme, die Ciceronianischen Reden, namentlich die kleineren, dazu benutzt, welche in ihrer Besprechung nach allen Seiten hin eine heilsame Uebung gewähren. Dagegen sei er gegen die lateinischen Disputationen, an denen einige wenige frischen Antheil nähmen, die übrigen Schüler aber schläfrig zuhörten.

Hoffmann: Auch in Lüneburg werden noch Exercitia neben den corrigierten von den Schülern in der Classe gelesen, und das Resultat sei günstig gewesen.

Benary: Allgemein anerkannt schienen ihm folgende drei Punkte: 1) dass die Basis der ganzen lateinischen Fertigkeit reiche Lectüre sein müsste; 2) dass der Stoff der lateinischen Schreibeübungen unmittelbar hieraus zu gewinnen und die deutsch-lateinischen Lexica möglichst zu verdrängen wären; 3) dass des Schülers

Ohr vor allem durch Anhören des Lateinisch sprechenden Lehrers an die lateinischen Klänge gewöhnt werden müsste.

Dietsch: Mehrere der genannten Punkte seien schon in Altenburg verhandelt. Lateinschreiben und Vokabellernen seien anerkannte Mittel. Er stehe an einer Schule, wo die erwähnten Mittel nie verloren gegangen seien, selbst die Memorierübungen seien stets gepflegt. Für das Lateinsprechen haben diese einen grossen Werth. In Grimma werde öfters ohne Veranlassung der Lehrer von den Schülern Latein gesprochen, eine Folge des vierteljährlichen lateinischen Recitierens vor der Classe.

Eckstein: Mit Recht sei auf die Wichtigkeit der lateinischen Exercitia hingewiesen: aber dabei müsse auch auf die Gefahr des Abschreibens aufmerksam gemacht werden. Nun sei er bereits seit mehreren Jahren mit den *Seyffert*'schen Uebungen fertig; jetzt gleichfalls mit Nägelsbach; und Süpfle sei ihm zu leicht. Er bitte also die Herren, die sich dafür interessieren, namentlich *Seyffert*, uns bald mit neuen Uebungsbüchern zu erfreuen; sonst entstehen Annalen auf den Schulen.

Seiffert: Er könne seines Alters wegen (Heiterkeit) kein Buch mehr schreiben; er wolle die Arbeit auf jüngere Schultern wälzen. Uebrigens müsse das Lateinsprechen von der untersten Classe an getrieben werden.

Dietsch: Die Classenlehrer der oberen Classen in Grimma arbeiten den Stoff des Exercitiums immer selbst nach dem Stoffe der Lectüre aus. Des Redners Schüler übersetzen nicht gern aus den Uebersetzungsbüchern. Es lasse sich auch nach jener Weise so mancherlei Zweckmässiges leicht anschliessen.

Benary: Dann gehe die schätzenswerthe Phraseologie *Seyffert*'s verloren, die mancher Lehrer gut würde gebrauchen können; auch werden die Schüler jetzt durch die zahlreichen Verweisungen gezwungen die lateinische Grammatik nachzusehen. Abwechslung im Dictieren der Pensen und im Gebrauche eines Buches lasse er sich gefallen.

Dietsch: Er habe nur sagen wollen, dass er selbst den *Seyffert* nicht gebrauche; keineswegs eine allgemeine Regel geben wollen.

Heiland: Bei ihm müssen die Schüler präpariert mündlich aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen, und zwar schon von Quarta an leichtere Stoffe.

Peter: Er wisse die *Seyffert*'sche Phraseologie sehr zu schätzen und zu ehren, halte es aber auch für wesentlich, dass der Schüler in Prima gar kein Hülfsbuch habe, sondern auf eignen Füssen stehen lerne.

Präsident *Kraft* schliesst die Debatte, da im vorigen Jahre gründlich über das Lateinschreiben gesprochen sei. Er fasst das Resultat so zusammen: Lateinsprechen dürfe in Prima nicht unterlassen werden, und auf mehreren Wegen lasse sich eine gewisse Fertigkeit der Schüler darin erwerben; auch die Disputierübungen könne er nicht verwerfen. Die Debatte müsse nun auf einen andern Punkt übergehen.

Lübker: In dem Satze g. der zweiten Thesis sei der Accent darauf gelegt, dass die Exercitien allerdings ihre grosse Bedeutung haben, daneben aber auch die Lectüre im Griechischen erweitert werden solle. Von den späteren Historikern müsse man mehr in den Kreis der Schule hineinziehen, wie schon auf anderen Versammlungen gewünscht sei, damit ein Zusammenhang zwischen dem Geschichtsunterrichte und der griechischen Lectüre hergestellt werde, der nur heilsam sein könne; diese Wechselwirkung könne namentlich den Geschichtsunterricht erst recht fruchtbar machen.

Heiland: Griechische Exercitia bis in die obern Classen seien gewiss hochzuhalten, doch sei auch eine Erweiterung der Lectüre sehr nöthig. Er wolle die griechischen Dichter mehr gelesen wissen und wünsche eine Einigung über einen Kanon, der aber der Individualität noch Freiheit lasse. Folgendes müsse jeder Abiturient gelesen haben: Homer, die Perserkriege aus Herodot, Antigone und wo möglich noch mehrere sophokleische Stücke, Plato's Apologie und Kriton, Anfang und Ende aus Phaedon (als Lebensskizze des Sokrates) und etwa die Leichenrede aus Thucydides.

Krüger: Gerade die eben bezeichneten pensa seien von seinen Abiturienten absolviert, selbst die erste Hälfte des Phaedon; die zweite freilich bleibe besser ungelesen.

Hoffmann will mehr in den Kanon hineinziehen. Sophokles werde in Lüneburg theils privatim, theils öffentlich ganz gelesen; besser sei es ferner, wenn jeder das zweite Buch des Thucydides ganz lese. Der Kanon werde nicht zu eng zu ziehn sein.

Heiland: Er habe nur ein Minimum aufstellen wollen.

Kraft: Thucydides werde doch wohl auf jeder guten Schule gelesen.

Eckstein: Bei ihm nicht; und Phaedon sei ihm einst verboten.

Hoffmann empfiehlt auch seinerseits die späteren Historiker zur Lectüre.

Gravenhorst wünscht die Angabe bestimmter Namen.

Lübker: Appian, Arrian, sogar Herodian, Abschnitte aus Polybius.

Gravenhorst: Dann müsse er erklären, dass seine Ansicht davon differiere.

Ahrens: Heiland habe ihm recht aus der Seele gesprochen; im Wesentlichen diene auch ihm jener Kanon als Grundlage. Auf die Dichter sei bei der griechischen Lectüre vorzüglich Gewicht zu legen. Dagegen müsse er sich bestimmt gegen die vorliegende These erklären. Wie schon früher bemerkt, glaube er, dass unsere Zersplitterung namentlich auf der Dualität des Griechischen und Lateinischen beruhe; nicht allein die Schüler lieben das Griechische, sobald sie erst etwas bekannter damit geworden sind, in der Regel mehr als das Lateinische, sondern auch die Lehrer. Daran könne nun allerdings kein Gedanke sein, das Griechische deshalb ganz aufzugeben; aber es müsse zu der lateinischen Lectüre in möglichst genaue Beziehung gebracht werden. Im Lateinischen sei nun offenbar die Prosa die Hauptsache; im Griechischen dagegen lasse sich das schwer entscheiden, ob

man der Poesie oder der Prosa mehr Bedeutung beizumessen habe; jedenfalls könne indessen die griechische Prosa durch die lateinische einigermaassen ersetzt werden, während für die griechische Poesie sich im Lateinischen durchaus kein Ersatz finden lasse. Auf dieses Wechselverhältniss habe man also bei der Wahl der Lectüre in beiden Sprachen geeignete Rücksicht zu nehmen.

Krüger erinnert an Demosthenes und seine Staatsreden.

Lübker: Er habe darum die Dichter nicht besonders erwähnt, weil er es als selbstverständlich ansehe, dass sie bei der Lectüre den Stamm bilden müssen. Was aber die daneben empfohlenen späteren Historiker anlange, so weise er namentlich noch auf Plutarch als höchst geeignet für die Secunda hin.

Wiese: Die Verbindung des Lateinischen und Griechischen scheine ihm dadurch gefördert zu werden, dass Griechisches ins Lateinische übersetzt werde. Dann mache er noch einmal darauf aufmerksam, dass die rationelle Grammatik zurücktreten müsse, und knüpfe daran einen allgemeinen Wunsch. Dieser wandernde Verein bestehe stets aus verschiedenen Mitgliedern, aber es finde eine Continuität in den Materien statt. Es müssten Thesen aufgestellt werden, die Stoff zum Nachdenken bis zur nächsten Versammlung geben; eben so müssten Themata zu litterarischen Arbeiten aufgestellt werden. So wünsche er z. B. eine Geschichte der lateinischen Grammatiken von einem praktischen Schulmanne; ferner eine lateinische Grammatik bloss in Beispielen. Diesen Wunsch habe er deshalb gleich in dieser Versammlung zur allgemeineren Anregung hiemit aussprechen wollen.

Benary: Die Versammlung möge es als wünschenswerth aussprechen, dass ein Scriptum aus dem Deutschen ins Griechische wieder ins Reglement der Abiturientenprüfung aufgenommen werde.

Eckstein: Das sei unnöthig. Denn einmal habe das Abiturientenreglement die Anfertigung eines griechischen Scriptums keineswegs untersagt; an manchen Orten sei daher auch ein Extemporale angefertigt. Ausserdem aber wüssten die preussischen Schulmänner recht gut, dass eine Abhülfe des gerügten Uebelstandes für Preussen nahe bevor stände.

Hoffmann: Er habe von jeder Bezugnahme auf Maturitätsprüfungsordnungen von vorn herein abstrahiert und halte das für das beste. Jetzt solle Director *Lübker* den Satz i. besprechen, und h. könne mit *Kiene*'s Thesen zusammen behandelt werden.

Lübker fragt, ob nicht lieber erst h. kommen solle.

Eckstein: Ueber h. herrsche gewiss gar kein Zweifel.

Lübker: So mögen die *Kiene*'schen Thesen gleich besprochen werden.

Benary: Die beiden ersten Punkte in *Kiene*'s These seien seines Wissens nie in Betracht gekommen; es sei nie gefordert, Gothisch und Althochdeutsch zu

treiben; es werde darin auch nicht examiniert. Ueber diese Punkte solle man daher gar nicht discutieren, da es nie so gewesen sei; dagegen sei der dritte Punkt vorzunehmen.

Eckstein: Er stimme zunächst nicht mit *Benary* überein und halte ferner *Kiene*'s Thesis c für gefährlich. In Halle werden die Candidaten im Gothischen und Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen examiniert; eine Kenntniss der historischen Grammatik müsse doch von einem Lehrer des Deutschen verlangt werden. Er sei für Erörterung der Thesen.

Kiene: Sein Hauptwunsch bei der Stellung seiner Thesen sei gewesen, selbst von der Versammlung zu lernen; er habe dieselbe mehr zur Discussion anregen, als selbst belehren wollen. Der deutsche Unterricht habe die kürzeste Geschichte; daher sei er noch beständigen Schwankungen unterworfen, zu deren Beseitigung seine Thesen und deren Besprechung beitragen solle. — In Anbetracht des ersten Punktes (These 3, a) müsse es ihm nun wünschenswerth erscheinen, diesen erst gleich zu absolvieren. Mehrfach sei die Forderung geltend gemacht, dass der Lehrer das Gothische und Althochdeutsche, gleich den classischen Sprachen, gründlich grammatisch erklären solle, während man die Schüler selbst zusehen lasse, was sie davon praktisch gebrauchen können. Diese Ansicht hoffe er werde von dieser Versammlung allgemein verworfen. Das Mittelhochdeutsche sei damit natürlich ganz frei gelassen. — Andere haben empfohlen, vom Gothischen ausgehend die Formenlehre durchzunehmen, um dadurch ein Verständniss der neueren Etymologie aus der alten Zeit zu vermitteln. Dagegen habe er das grosse Bedenken, dass dies Material zu sehr das einseitige Wissen ohne Können in Anspruch nehme; nichts aber sei für den Schüler niederdrückender, als die Masse des todten Wissens zu mehren. — Ein neuer Gegenstand dränge sich hier unter die Schulfächer ein; da müsse man fragen, welche bildenden Elemente er für die Schüler habe und ob diese nicht durch andere Fächer bereits gegeben werden. Nun sei aber die Formenlehre des Lateinischen und Griechischen vollkommen ausreichend, um diese geistige Kraft auszubilden; ein neues eigenthümliches Bildungsmoment komme durch die deutsche Formenlehre nicht hinzu. Von der praktischen Nothwendigkeit aber, wie sie z. B. für das Französische und Hebräische geltend gemacht werde, brauche man hier wohl gar nicht zu sprechen: denn sie machen wir doch gewiss nicht zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen, sondern lassen sie uns erst von aussen aufdrängen.

Nölting: Es lasse sich nicht einsehen, warum der Lehrer in seinem Fache nicht gehörig bewandert sein dürfe. Er wolle auf dem Gymnasium das Mittelhochdeutsche wenigstens am Nibelungenliede und am Walter von der Vogelweide geübt wissen. Es werde von den Schülern mit Lust getrieben, und das Interesse an den classischen Studien werde nicht beeinträchtigt. Auf die Kenntniss des Gothischen und Althochdeutschen könne man in der Schule kein Gewicht legen; aber die Lectüre des Hildebrandsliedes dürfe man principiell nicht ausschliessen. Vom

Mittelhochdeutschen ausgehend könne man auch wohl die ältern Formen kennen lehren; bei den jetzigen Resultaten der vergleichenden Sprachforschung könne man die Gothischen Formen auch herbeiziehen, da sie mit dem Lateinischen und Griechischen so nahe verwandt seien.

Kiene: Er habe gesehen, dass es wohl ein Fehler von ihm gewesen sei, dass er nicht alle drei Punkte zusammengezogen habe. Die Hälfte des eben Gesagten könne er auch von seinem Standpunkte aus billigen; gegen die andere Hälfte freilich müsse er sich entschieden verwahren. Der zweite Satz seiner Thesis sage überall nicht, dass der Lehrer des Deutschen ein philologisches Verständniss des Gothischen und Althochdeutschen nicht haben dürfe; sondern nur, dass, wo die Frage sich so stelle, dass man zwischen deutsch-philologischer und classisch-philologischer Bildung eines Lehrers wählen müsse, letztere allerdings für wesentlicher zu erachten sei. In keiner Sprache präge sich der ganze geistige Bildungsgang der Jugend so deutlich aus wie im Deutschen; nur dürften die Themata nicht über das geistige Leben des Schülers hinausgreifen. Er wolle Beispiele nennen. In der Classe sei etwa ein Stück von Sophokles oder Terenz gelesen, und der Lehrer wolle nun Themata daraus entnehmen: fruchtbar könne das nur geschehen, wenn dieser selbst die Stücke durchgelesen habe und selbst des Gegenstandes vollkommen Herr sei, so dass er ihn auch pädagogisch behandeln könne. Das sei der Hauptpunkt. — Ferner sei Sprachfertigkeit eine Hauptaufgabe, ein Hauptziel des deutschen Unterrichts; woher nehme nun der Schüler das Material zu seinem schriftlichen und mündlichen Ausdrucke? Zunächst allerdings aus dem Leben im Hause und in der Schule; aber das reiche nicht aus; dazu müsse noch die Lectüre kommen, welche die Schule in allen Classen nicht aus den Händen lassen dürfe. Hiezu sei aber ein philologisches Verständniss der deutschen Sprache nicht wesentlich; sonst müssten die Deutsch-Philologen auch am besten deutsch schreiben und das thäten sie nicht. — Was nun weiter die Litteraturgeschichte betreffe, so bemerke er darüber Folgendes. Erst in der obersten Classe solle mittelhochdeutsch getrieben werden, nicht in den Classen, wo das Sprachgefühl noch schwanke und auf irgend eine Weise getrübt werden könne. Man werde dann die Nibelungen (mit einigen Auslassungen), Iwein, eine Auswahl aus den lyrischen Dichtern nehmen und daran nun den betreffenden Theil der Litteraturgeschichte übersichtlich als eine Art Einleitung anreihen können. Ebenso möge es dann wieder in der classischen Periode der neueren Litteratur gehalten werden, wo sich der geschichtliche Vortrag gleichfalls an die Lectüre anfügen solle. Gegen *Rudolf von Raumer* spreche er sich in Bezug auf das Gothische und Althochdeutsche aus; auch betone *Raumer* zu einseitig die Dramatik.

Benary: Es sei die Frage, ob ein Lehrer von classischer Bildung und Kenntniss der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Litteraturen schlechter zum deutschen Unterrichte qualificiert sei, als einer, der dazu noch Gothisch und Althochdeutsch verstehe, aber der classischen Bildung ermangle. Es sei ausser

Zweifel, dass dies verneint werden müsse. Vergleichende Sprachbemerkungen können gelegentlich gegeben werden, nur dürfe man es nicht ex professo treiben.

Schäfer aus Grimma: Die Debatte gewinne keine praktische Bedeutung; denn an welchem Gymnasium etwa die Gefahr drohe, einen Lehrer im Deutschen zu erhalten, der nicht classisch gebildet sei? Andrerseits aber müsse, wer in deutscher Litteratur unterrichten und z. B. über das Hildebrandslied sprechen wolle, dieses auch in der Ursprache gelesen haben und in der älteren deutschen Litteratur bewandert sein. Manche Gesichtspunkte der *Kiene*'schen Thesen seien gewiss richtig; er wisse aber auch nicht, dass in der Praxis davon weit abgewichen sei. Anfangs sei man wohl in der Begeisterung hier und da etwas zu weit gegangen, seit geraumer Zeit aber gewiss schon überall mehr oder weniger auf das rechte Maass zurückgekommen.

Nölting: Er sei mit *Schäfer* einverstanden. Gegen *Kiene* bemerke er folgendes. Die Sprachfertigkeit sei nur eine Seite des Gymnasialunterrichts. Man müsse eine umfassende philologische und historische Bildung haben, um den deutschen Unterricht, der die Production leiten solle, richtig ertheilen zu können. Eine Hauptseite dieser Bildung sei die Kenntniss der ältern Sprache.

Heiland: Er halte den dritten Punkt für einen höchst wichtigen Grundsatz; lehren wir doch auch keine lateinische und griechische Litteraturgeschichte. Es komme darauf an, den Schüler in die Schätze unserer Litteratur selbst einzuführen. Auch dafür habe er wieder einen Kanon. Er empfehle Nibelungen und Gudrun schon für die Secunda, aber in Simrock's Uebersetzung; für Prima sodann Wackernagel's Lesebuch, und zwar von hinten anzufangen, damit die Schüler sich allmählich hineinlesen; ferner Walther von der Vogelweide, Freidank; dann springe er gleich über zu Klopstock, Lessing, Schiller, Göthe. — Es handle sich aber nicht allein um die öffentliche, sondern auch um die Privat-Lectüre; und da bilden eine Hauptfrage die Schülerbibliotheken, welche unendlich viel Unheil, aber auch unendlich viel Segen stiften können. Er habe sich die Mühe gegeben, auch dafür einen Kanon aufzustellen, der zwei Theile umfasse: einen kanonischen Theil, auf dessen Lectüre von Seiten der Schule zu halten sei; und einen anderen apokryphischen Theil, der zwar nicht nothwendig, aber doch nützlich und gut zu lesen sei.

Kiene berichtigt: Die Sprachfertigkeit sei als das Können, die Kenntniss der deutschen Sprache ohne Gothisch und Althochdeutsch sei als das Wissen von ihm aufgestellt.

Wiese: Die von ihm angeregte, die Programme betreffende These habe eigentlich nur eine Frage sein sollen. Der Programmentausch greife ja immer weiter um sich; er sei zu einer allgemeinen Angelegenheit geworden. Es handle sich nun um die wissenschaftlichen Beigaben. Wenn das nämlich so fortgehe wie bisher, so werde bald eine eigne Programmenbibliothek innerhalb der Schulbibliotheken entstehen und die Benutzung dieser Bibliothek in der Bibliothek sehr erschwert werden. Ob man das also nicht vereinfachen könne? Von der zweck-

mässigsten Katalogisierung solle hier keine Rede sein; aber man möge sich frühzeitig nach geeigneten Maassregeln umsehen, jenem Uebelstande abzuhelfen.

Albani: Schon 1844 sei der Versammlung der Prospect einer Programmen-Revue vorgelegt. Ein Conspectus derselben wenigstens für die einzelnen Länder sei anzulegen, der verhindern würde, dass einzelne Programme förmlich in der Masse untergehen, wie es jetzt häufig geschehe.

Eckstein: Für Baiern und Preussen existiere ein solcher Conspectus. Uebrigens kosten die Programme in Deutschland jährlich die enorme Summe von 20,000 ℛ︁. Für 20,000 ℛ︁ Nutzen habe die Wissenschaft nicht davon und das sei es wohl, was der Geh. Rath *Wiese* eher im Auge gehabt habe als das bibliographische Bedürfniss.

Wiese: Es finde ein Missverhältniss statt zwischen den Mitteln und dem, was dadurch erreicht werde. Die Programme sollen allerdings beibehalten und eine wissenschaftliche Abhandlung beigefügt werden; aber ob denn das alle Jahr geschehen müsse, und ohne dass Jemand davon Notiz nehme. Er hätte gern gesehen, wenn sich darüber noch verschiedene Meinungen ausgesprochen hätten; aber freilich sei die Zeit schon zu weit vorgerückt.

Präsident *Kraft* dankt für die ihm geschenkte freundliche Nachsicht; drückt seine Freude über die rege Theilnahme an den Verhandlungen und über die von vielen einsichtigen Schulmännern gesprochenen vortrefflichen Worte aus; bemerkt, dass keiner die Versammlung verlassen werde, ohne mit Freuden an diese Stunden der Vereinigung zurück zu denken; wünscht ein freundliches Andenken an Hamburg und schliesst die Versammlung um 10 Uhr.

Wiese spricht den Herren Directoren *Kraft* und *Eckstein* für deren gütige Leitung der Verhandlungen den Dank der Gesammtheit aus: auf seine Aufforderung erhebt sich die Versammlung, um ihre Zustimmung zu erkennen zu geben.

In fidem:

Gustav Lahmeyer, Dr.
Dr. *Albert Müller*.

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Director Dr. Kraft aus Hamburg, Präsident.
2. Director Dr. Eckstein aus Halle, Vicepräsident.
3. Director Dr. Ahrens aus Hannover.
4. R. Albani, Gymnasiallehrer aus Dresden.
5. W. Bäumlein aus Maulbronn.
6. Dr. Joh. Nic. Bartels aus Hamburg.
7. A. Benary aus Berlin.
8. Dr. Bleske, Collaborator aus Stade.
9. Fr. Breier, Director des Catharineums in Lübeck.
10. J. Classen aus Frankfurt a. M.
11. Professor Crain, Rector Gymnasii aus Wismar.
12. C. Dettmer aus Lübeck.
13. Dr. Dietsch aus Grimma.
14. Gustav Evers, Oberlehrer am Catharineum zu Lübeck.
15. Dr. J. G. Fischer aus Hamburg.
16. W. Fittbogen, Oberlehrer aus Frankfurt a. O.
17. Th. Franz, Candidat Theol. aus Danzig.
18. A. Fr. Gottschick aus Putbus.
19. Gravenhorst, Professor aus Hildesheim.
20. Dr. Haacke aus Nordhausen.
21. F. Haase, Professor aus Breslau.
22. Dr. Harries aus Glückstadt.
23. Dr. Hartmann, Prof. zum grauen Kloster in Berlin.
24. Dr. Heiland, Director aus Stendal.
25. Oberlehrer Helbig aus Dresden.
26. Hertz aus Greifswald.
27. Dr. Hölscher, Oberlehrer aus Herford.
28. C. A. J. Hoffmann aus Lüneburg.
29. Dr. L. v. Jan aus Schweinfurt.
30. Dr. Jessen aus Glückstadt.
31. Dr. Ad. Kiene, Conrector aus Stade.
32. Dr. Kiessling aus Berlin.
33. Dr. Klix, Director aus Glogau.
34. Dr. H. A. Koch aus Putbus.
35. G. T. A. Krüger aus Braunschweig.
36. G. Lahmeyer, Dr., Oberlehrer am Lyceum zu Hannover.
37. Professor Dr. Ernst Lieberkühn aus Weimar.
38. A. C. Lucht, Conrector aus Rendsburg.
39. Fr. Lübker aus Parchim.
40. Professor Dr. Menke aus Bremen.
41. Dr. Möbius aus Hamburg.
42. Dr. Müller, Subrector aus Kiel.
43. A. Müller, Dr., Collaborator am Johanneum zu Lüneburg.
44. Fr. Müller, Lyceallehrer aus Wertheim.
45. Dr. Pansch, Rector aus Eutin.
46. C. Peter aus Stettin.
47. A. Petersen, Conrector aus Glückstadt.
48. Dr. Theol. Geheimer Hofrath Petri aus Braunschweig.

49. Dr. Pfitzner aus Parchim.
50. Dr. Piper, Professor aus Berlin.
51. Preime aus Cassel.
52. C. Prien aus Lübeck.
53. Dr. Redlich aus Hamburg.
54. Dr. K. Schädel, Rector am Gymn. in Stade.
55. Arnold Schaefer aus Grimma.
56. Dr. Scheibel, Prof. aus Liegnitz.
57. G. Schimmelpfeng aus Marburg.
58. Th. Schmid aus Halberstadt.
59. Dr. Carl Schmidt aus Köthen.
60. C. G. Schmidt aus Göttingen.
61. Dr. Schöne, Gymnasial-Director aus Herford.
62. Dr. Rud. Schultze, Lehrer an der Realschule zu Berlin.
63. Dr. Seyffert aus Berlin.
64. Dr. Siefert, Gymnasiallehrer aus Altona.
65. G. Stisser aus Hannover.
66. Dr. Stoy, Professor aus Jena.
67. Dr. Tzschirner, Director aus Cottbus.
68. F. W. Ullrich, Dr., Professor, aus Hamburg.
69. Director Wex aus Schwerin.
70. Wiebel, Professor aus Hamburg.
71. Dr. Wiese, Geh. Regierungsrath aus Berlin.

VI.

Kurzer Bericht über die Verhandlungen der Section der Orientalisten.

(Nach dem protokollarischen Bericht in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Band 10, Heft 1, 2, S. 310—318.)

Montag, den 1. October.

Nach eröffneter Versammlung begaben sich die Orientalisten sofort in das ihnen angewiesene Versammlungszimmer, schritten zur Wahl ihres Bureau, widmeten sich den zur Erledigung vorliegenden Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft, worauf die angemeldeten Vorträge angenommen, die Tagesordnung festgestellt und die Sitzung geschlossen wurde.

Mittwoch, den 3. October.

Verlesung eines Sendschreibens des Herrn Hofrath Professor Dr. *Stickel* (einstweilen abgedruckt in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. 10, Heft 1, 2) über 24 der Versammlung von Herrn Vicecanzler Dr. *Blau* in Constantinopel zur Ansicht eingesandte seltene und werthvolle muhammedanische Münzen. Hierauf machte Herr Pastor Dr. *Geffcken* interessante Mittheilungen aus seinem im Drucke fast vollendeten Werke „Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts (Leipzig bei Weigel)“ über die Geschichte des Dekalogs im Abendlande, und der von ihm hierbei geäusserte Wunsch, dass der Sache kundige Gelehrte Aufschlüsse über den Gegenstand auch bei Juden und morgenländischen Christen geben möchten, gab zu weitern mündlichen Discussionen Veranlassung.

Herr Dr. *Wollheim da Fonseca* trägt hierauf einen Theil eines Märchens aus Krijâjogasâra und von Sprüchen aus einer Pali-Handschrift Lokaníti in sehr ansprechender Uebersetzung vor.

Vortrag einer eingegangenen Mittheilung des Herrn Dr. *Oppert* über seine neuesten Entdeckungen in assyrischer Schrift (einstweilen abgedruckt in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. 10, Heft 1, 2).

Den Schluss macht die Behandlung der Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Donnerstag, den 4. October.

Vortrag des Herrn Professor Dr. *Benfey* über das Pantschatantra. Hierauf Mittheilungen des Herrn Professor Dr. *Petermann* über seine Reise im Orient, so wie des Herrn Dr. *Brugsch* über Erlebnisse auf seiner Reise in Aegypten. Nachdem noch Herr Professor Dr. *Gildemeister* über das Alter der äthiopischen Litteratur, insbesondere der Entstehungszeit der äthiopischen Bibelübersetzung, als welche er das vierte christliche Jahrhundert betrachtet, gesprochen, legt Herr Professor Dr. *Wüstenfeld* den ersten Fascikel der auf Kosten der deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegebenen Biblioteca arabico-sicula von Amari, soweit derselbe im Drucke fertig war, zur Ansicht vor, worauf endlich die Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft vollends erledigt wurden und für die nächstjährige Versammlung in Stuttgart Herr Professor Dr. *Roth* in Tübingen zum Präsidenten für die orientalistische Section gewählt und die Versammlung geschlossen wurde, um an dem Vortrage des Herrn Professor *Gravenhorst* der Choëphoren des Aeschylus und dem Schlusse der Generalversammlung Theil zu nehmen.

VII.

Protokolle der archäologischen Abtheilung.

Montag den 1. October 1855.

Herr Prof. *Overbeck* begründet den Antrag auf sofortige Constituirung einer archäologischen Section durch Hinweis auf das Bedürfniss, die archäologischen Studien zu pflegen und zu grösserer Anerkennung zu bringen, auch bei den Versammlungen der Philologen zum Austausch eine stehende Gelegenheit zu geben. Man möge dann von dieser Constituirung der Hauptversammlung Anzeige machen. Herr Prof. *Piper* bemerkt, dass wenn es sich um eine dauernde Einrichtung handelt, die statutenmässig nicht vorgesehen sei, es eines Beschlusses der allgemeinen Versammlung bedürfe, der man nicht werde vorgreifen können; dass es aber auch kaum rathsam sei, einen dahin gehenden Antrag an die allgemeine Versammlung zu bringen, zumal nachdem bei früheren Gelegenheiten solche Anträge wiederholt abgelehnt worden. Es sei aber unbenommen denen, die sich dafür interessirten, zu archäologischen Verhandlungen zusammenzutreten, wozu wir ja unmittelbar übergehn könnten. Damit erklärte sich Herr Prof. *Overbeck* einverstanden, worauf Herr Prof. *Forchhammer* den Antrag stellte, der allseitig Annahme fand:

1) Man möge zu archäologischen Verhandlungen Mittwoch und Donnerstag von 1½ bis 3 Uhr zusammentreten,
2) das Protokoll dieser Verhandlungen sollte dem Präsidium der allgemeinen Versammlung überreicht werden mit dem Anheimstellen davon Gebrauch zu machen.

Herr Prof. *Petersen* wurde ersucht den Vorsitz zu führen. Herr Prof. *Piper* übernahm das Protokoll.

Vorschläge zur Berathung:

Von Herrn Prof. *Forchhammer:* die Versammlung möge sich am Mittwoch mit der Erörterung einer allgemeinen Schematologie beschäftigen, deren Zustandekommen für die Erklärung der Bildwerke sehr fruchtbar sein werde. Der Vorschlag fand Beifall.

Herr Prof. *Wüstemann* macht den Vorschlag, ein Repertorium für die Kritik des Plinius zu gründen. Ein Buchhändler sei bereits dafür gewonnen, Andreas Perthes in Gotha. Wenn das Material zu einem Bande beisammen sei, solle ein solcher erscheinen. Frage: ob der Vorschlag Anklang findet, und die Versammlung zur Beihülfe bereit sei.

Herr Prof. *von Jan* unterstützt den Vorschlag, sowohl im Interesse der Textkritik als der Erklärung des Plinius. Es findet sich Vieles zur Erklärung des Einzelnen, was verloren geht, wenn nicht ein Sammelpunkt vorhanden ist.

Herr Prof. *Petersen* macht aufmerksam, dass schon manches geschehen sei, worauf denn zu Anfang der Sammlung hingewiesen werden möge. Herr Prof. *Overbeck* wünscht Erweiterung des Planes mit Ausdehnung auf Pausanias. Wogegen erinnert wird, das würde zu weit führen.

Herr Prof. *Forchhammer* spricht von einem Relief zu Cleve, einer einzelnen Figur in langem Gewande mit einem Schwerdte, auf den Fingerspitzen der erhobenen Rechten einen Becher haltend, darunter die Unterschrift: Eumenius rhetor hujus scholae conditor. Aber die Unterschrift sei neu, auch auf einem anderen Steine; sie passe auch nicht zu der Figur, die nicht die Stellung eines Rhetors habe. Zum Vergleich biete sich eine Figur des heiligen Damianus in der Hauptkirche zu Cleve, in ähnlicher Haltung. Cosmas und Damianus aber seien Schutzpatrone der Arzneikunde; dafür werde also die Figur zu nehmen sein. Ein Mitglied bemerkte, das Schwerdt möge auf das Märtyrerthum gehen. Herr Prof. *Piper* erwähnt, dass in der Kirche S. Cosma e Damiano, zu Rom am Forum gelegen, uralte Mosaiken aus dem 6ten Jahrhundert mit den Figuren dieser Heiligen sich finden, aber ohne besondere Kennzeichen derselben. Derselbe theilt aus den Actis Sanctorum unter dem 27. September mit, was dort wesentlich über den Cosmas und Damianus zu finden sei, mit Rücksicht auf die von Prof. *Forchhammer* angeregte Frage. Sie sollen Märtyrer sein aus dem Anfange des 4ten Jahrhunderts; über ihre Geschichte ist etwas Authentisches nicht bekannt. Tillemont erklärt das Ganze für Fabel. Es erhellt nur, dass sie zu Constantinopel und im 6ten Jahrhundert als Aerzte verehrt sind, die unentgeltlich Heilung gespendet, daher Anargyroi genannt. Ein besonderes Attribut findet sich frühzeitig nicht, wie überhaupt dergleichen der alten christlichen Kunst fremd ist, selbst bei Darsellung der Apostel bis in's 12te Jahrhundert.

Herr Prof. *Piper* knüpfte daran eine Mittheilung über den Hippolytus, als einen Beweis, wie antike Bildwerke frühzeitig Einfluss gehabt hätten auf die Bildung christlicher Mythen. Von dem Hippolytus, einem in Rom nachweislich seit dem 4ten Jahrhundert hochverehrten Märtyrer (sein Name steht in dem Festverzeichniss vom Jahre 354 am 13. August), wird erzählt, er sei von Pferden zerrissen. Es ist neuerdings wahrscheinlich gemacht, dass diese ganze Sage keinen anderen Ursprung hat, als ein heidnisches Bildwerk aus der Heroengeschichte, worauf der Tod des Hippolytus abgebildet gewesen, das man auf den christlichen Bekenner Hippolytus gedeutet habe. Diese Erklärung gibt ein katholischer Schriftsteller, Döllinger in seinem Werk über Hippolytus und Callistus.

Prof. *Petersen* lenkte die Aufmerksamkeit auf die im Museum zu Wiesbaden vorhandenen Alterthümer und hob die Wichtigkeit der bei Heddernheim an der Nidda in der Nähe von Frankfurt a M. gefundenen Denkmäler hervor, die zwei

Mithrastempeln angehört haben in einem nur durch die dort gefundenen Inschriften bekannten Ort Vicus novus. Ausser den Höhlentempeln seien das die einzigen, aus denen man die innere Einrichtung und Ausstattung fast vollständig kennen lerne; da dieselben unterirdisch gewesen, seien sie unter dem Pfluglande erhalten, und bei der Ausgrabung gemessen und gezeichnet. Dieser Religionszweig sei für die Geschichte von der grössten Wichtigkeit, da Einige die spätere Gestalt desselben aus dem Christenthum, Andere sogar Christliches aus dem Mithrasdienst hätten ableiten wollen. Neues Licht sei zu erwarten aus dem grossen Werke Layard's: Recherches sur le culte de Mithras 2. Vols. 4° mit 110 Platten in Folio. Dieses Werk umfasse den Mithrasdienst nach seinem Ursprunge, seiner Entwickelung und Ausbreitung. Der Ref. beschränkte sich ein Symbol hervorzuheben, das Layard als dem Mithras angehörig betrachte, und das für die Geschichte der alten Religion von der allergrössten Wichtigkeit sei, da es sich auf Aegyptischen, Assyrischen, Persischen Denkmälern mit geringen Modificationen wiederfinde: der mit Flügeln versehene Kreis *), dessen Mitte bald nur eine Rosette, bald ein Kopf, bald eine halbe daraus hervorragende Figur einnehme. Dies Symbol, dessen Verbreitung ein wichtiges Zeugniss für den Zusammenhang orientalischer Religion sei, scheine, da es sich auf Griechischen Monumenten nicht finde, gegen die jetzt sehr allgemein angenommene Ableitung der Griechischen Religion aus dem Orient, namentlich aus Assyrien, zu sprechen, obgleich der Einfluss der Assyrischen Kunst auf die Griechische unzweifelhaft scheine, da einzelne in Niniveh gefundene Gegenstände anderen in Etrurien und Griechenland gefundenen so ähnlich seien, dass es gar nicht hätte auffallen können, wenn jene an einem der letzteren Orte gefunden wären. Aber aus dem Einfluss auf die Kunst, der nur durch Handelsverkehr vermittelt sein könne, folge noch kein Einfluss auf die Religion, den er zwar, namentlich in späterer Zeit, nicht ganz in Abrede stellen wolle, so fern von den Phöniziern die Rede sei. Doch glaube er, sowohl die ursprüngliche Verwandtschaft der Griechischen Religion mit der der Semitischen Völker als eine

---

*) Der geflügelte Kreis in der Mitte mit einer halben menschlichen Figur, wie er auf Persischen Denkmälern vorkommt, war lange für den Feruer (Schutzgeist) des Königs erklärt. Layard hat nachgewiesen, dass das Vorkommen desselben Symbols mit einigen Modificationen auf Reliefs Aegyptens und Ninivehs, sowie auf Persischen, Babylonischen und Assyrischen Cylindern diese Erklärung als unzureichend und unrichtig erweise. Er erklärt es für das Zeichen einer göttlichen Dreiheit: der Kreis, meint er, sei Symbol der unbegrenzten Zeit, die menschliche Figur oder was an dessen Stelle tritt, des Ormuzd oder Balus, die Flügel (einer Taube) der Assyrischen oder Phönizischen Venus, der die Persische Mithra entspreche. In der Kürze hat er diese Erklärung schon früher entwickelt in Lettre à M. Ed. Gerhard sur un des basreliefs de Nahr-el-Kelb (Bulletino dell' Instit. arch. n. VII. di Juglio 1834, p. 152, 153); Note sur l'emploi et la signification du cercle ou de la couronne et du globe dans les représentations des divinités chaldéennes ou assyriennes et des divinités persanes. Nouv. Journ. asiat. 1835 t. XVI. p. 17; und Observations sur l'origine et la signification du Symbole appelé La croix Ansée. Annali dell' Inst. arch. XVII. p. 13 ff., wozu eine Auswahl von Abbildungen in Monumenti ined. dell' Inst. arch. Vol. IV. tab. 13.

umfassende Uebertragung aus dieser in älterer, d. h. vorhomerischer Zeit in Abrede stellen zu müssen. *) Der Mangel des geflügelten Kreises auf Griechischen Denkmälern sei hier ein wichtiges Zeugniss.

Die Herren Professoren *Forchhammer* und *Overbeck* stimmten zwar der Ansicht bei, dass die Griechische Religion nicht aus dem Orient stamme, dass dieser Ursprung wenigstens nicht aus einer gewissen Aehnlichkeit der Kunstwerke geschlossen werden dürfe, widersprachen aber auch der Aehnlichkeit des Assyrischen und des ältesten Griechischen Stils. Als aber Herr Prof. *Petersen* seine Ansicht dahin näher bestimmte, dass er theils die Gestalten der Greife, Sphinxe und anderer fabelhafter Wesen meine, in denen die Griechen nicht mit Aegypten, wohl aber mit Assyrien übereinstimmten, theils Gefässe, die mit Reihen dieser fabelhaften aber auch wirklicher Thiere geschmückt seien, wurde zugegeben, dass die Uebereinstimmung derselben im Stil mit den ältesten Griechischen Vasen, die ebenfalls mit Ringen solcher Thiere geschmückt seien, unverkennbar sei. Doch meinte Herr Prof. *Overbeck*, dass auch der Griechische Ursprung gerade dieser von den übrigen sich deutlich unterscheidenden Gefässe sehr zweifelhaft sei, worauf Herr Prof. *Petersen* nur erwiderte, dass jedenfalls doch der Einfluss auf die Griechische Arbeit zugegeben werden müsse, da sich dieselben Ringe von Thieren mit mythologischen und anderen unzweifelhaft Griechischen Bildern auf demselben Gefässe vereinigt finden. Herr Prof. *Forchhammer* knüpfte daran die Bemerkung, dass ausser der Aehnlichkeit der Stile ganz besonders die Gleichheit der Symbole zu beachten und zu erforschen sei. Auf den Einwand, dass die gleiche Bedeutung derselben Symbole bei verschiedenen Völkern nicht ohne Beweis angenommen werden dürfe, gab er dies zwar zu, stellte aber für die nächsten Verhandlungen die Thesen:

1) Die Flügel bedeuten immer die Bewegung durch die Luft.
2) Die Schlange bedeutet in allen Darstellungen den sich schlängelnden Bach.
3) Das Pferd bedeutet als Symbol immer die Quelle oder die Welle.

Mittwoch den 3. October.

Zuerst begründete Herr Prof. *Forchhammer* seinen Antrag — die Schematologie, d. h. die Lehre von der Bedeutung der Stellungen und Gebehrden auf alten Kunstwerken, als eine Hülfswissenschaft der Archäologie für nothwendig anzuerkennen und zur Begründung derselben mitzuwirken. Er erläuterte die Aufgabe, mit deren Lösung der Canonicus de Iorio in seiner Abhandlung: La Mimica degli Antichi, Napoli 1832 den Anfang gemacht habe, durch Beispiele.

Prof. *Petersen* brachte in Erinnerung, dass er bereits wiederholt auf dies Bedürfniss hingewiesen habe, namentlich in der Recension von K. Schwenks Sinn-

*) Damit soll der Phönizische Einfluss auf einzelne Kulte selbst vor Homer nicht unbedingt geläugnet werden.

bildern der alten Völker, Frankf. a/M. 1851, in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Bd. 64 S. 389 ff. und in seiner Abhandlung über die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken, Not. 62 u. 63 S. 20 der Ausgabe von 1854, S. 27 der Ausgabe von 1855. In Schwenk's genanntem Buch finde sich S. 142—169 ein hierher gehöriger Artikel, der aber sehr ungenügend sei. Dazu habe er einzelne Nachträge, besonders Nachweisungen aus K. A. Böttiger's, Gerhard's und Jahn's Schriften gegeben, denen er augenblicklich nur die Stellung ruhiger Betrachtung hinzufügen wolle, welche im Fries des Parthenon und zahlreichen Vasen vorkommen, indem Männer gewöhnlich in weite Himatia gehüllt sich mit der linken Achselgrube auf einen Krück- oder Krummstab stützten. Die Bedeutung der meisten Stellungen und Gebehrden müsste durch Analogie und Induction gefunden werden, doch böten auch die alten Schriftsteller Einiges, namentlich seien hier Theophrasti Characteres und die Physiognomen (Scriptores physiognomiae veteres ed. Franz, Altenburg 1780) zu berücksichtigen. Was den Namen betreffe, so habe er früher nach De Iorio diese Hülfswissenschaft der Archäologie Mimik, anderswo Physiognomik genannt. Der von *Forchhammer* vorgeschlagene Name Schematologie sei allerdings bezeichnend, sofern es mehr auf Stellung, Haltung und Gebehrden als auf Ausdruck des Gesichts ankomme, doch frage sich, ob er an sich verständlich genug sei. Endlich erinnerte Prof. *Petersen* daran, dass er den allerdings schwierigen, viele Arbeit erfordernden Gegenstand als für eine akademische Preisaufgabe geeignet bezeichnet habe.

Prof. *Piper* legte, in der Voraussetzung, dass die mittelalterliche Archäologie von der classischen hier nicht getrennt werde, von einem merkwürdigen Gemälde der Florentinischen Schule aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, und zwar in der seelenvollen Weise des Fra Angelico da Fiesole, eine Abbildung vor, die in diesen Tagen (in seinem Evangelischen Kalender, Jahrgang 1856, zu S. 65 ff.) erscheinen werde, und gab dazu einige Erläuterungen. Das Gemälde befindet sich im Besitz des christlichen Museums der Universität zu Berlin, von dessen Stiftung in einem Vortrag auf der Philologen-Versammlung vom Jahre 1850 zu Berlin Rechenschaft gegeben ist. Dies Gemälde enthält sieben Stufen, die auf zwei Säulen inmitten eines Meeres sich erheben: eine zarte weibliche Figur, die ein Herz emporhält, steigt sie hinan; auf der obersten Stufe erscheinen drei Thore, und in der Mitte darüber eine Taube herabschwebend. Das Ganze zeigt das Aufsteigen der Seele aus dem glaubenslosen Zustand des Weltlebens zu dem seligen Leben der Kinder Gottes an. Denn das Meer stellt die Unruhe und Unbeständigkeit des Weltmenschen vor, nach Jacobi 1, 6: „wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewehet wird;" — die Taube aber den heiligen Geist. Die Säulen tragen die Aufschrift Fede und Speranza. Die Andeutung der Stufen erhellt einestheils aus den Inschriften, anderntheils aus den Farben, womit sie versehen sind. Man lieset nehmlich auf ihnen in der Folge von unten nach oben folgende Sprüche aus den sogenannten Stufen-Psalmen:

	aus:
Ad dominum cum tribularer clamavi	Ps. 120, 1.
Auxilium meum a Domino, qui fecit celum et terram	Ps. 121, 2.
Rogate quae ad pacem sunt Hierusalem	Ps. 122, 6.
Miserere nostri, Domine, miserere nostri	Ps. 123, 3.
Anima nostra sicut passer erepta est de laqueo	Ps. 124, 7.
Benefac Domine bonis et rectis corde	Ps. 125, 4.
Venientes autem venient cum exultatione portantes manipulos suos.	Ps. 126, 6.

Und die Farben sind in derselben Folge: steinfarben (oder marmorirt), grün, blau, dunkel- (oder blut-) roth, weiss, hellroth, goldgelb. Die erste bedeutet die Festigkeit der Grundlage für das neue Leben, dessen Anfang und Ausgangspunkt durch den Spruch angedeutet ist: „ich rief zu dem Herrn in meiner Noth". Die drei folgenden bezeichnen Hoffnung, Glaube, Liebe: — diese Liebe aber erscheint als eine solche, die noch Leidenschaft an sich hat, noch nicht geläutert ist: daher der Spruch: „erbarme dich unser, Herr, erbarme dich unser". Dann folgt weiss, die Farbe der Unschuld, der „ungefärbten Liebe"; (2. Corinth. 6, 6.) und nun hellroth, worin die geläuterte und opferbereite Liebe durchstrahlt. Die oberste Stufe trägt die goldgelbe Farbe, die der reifen Aehren wie des edelsten Metalls, welche die Vollendung anzeigt, — wie auch die Inschrift besagt: „Sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben". — Zwei Heilige, Dominicus und Petrus Martyr, welche fürbittend für die Seele, sammt der Maria, die diese Fürbitte annimmt, auf dem Original vorgestellt sind, haben in dieser Abbildung aus Mangel an Raum wegbleiben müssen, werden auch als minder wesentlich nicht vermisst werden. Das Wesentliche sind die sieben Stufen mit dem, was auf ihnen vorgeht. Die Siebenzahl aber in der Stufenfolge des praktisch-christlichen Lebens, dessen Entwicklung hier vorgestellt ist, entspricht der Siebenzahl in der Entwickelung des christlichen Lebens auf der erkennenden Seite auf dem Wege zur Anschauung, deren Stufenfolge Bonaventura, der grosse Lehrer der scholastisch-mystischen Theologie im 13ten Jahrhundert aufgestellt und mit den Namen Feuer, Salbung, Verzückung, Betrachtung, Schmecken, Ruhe, Herrlichkeit bezeichnet hat (s. Evang. Kal. a. a. O. S. 72).

Da vorauszusehen war, dass die allgemeine Sitzung am morgenden Tage über die festgesetzte Zeit hinaus sich erstrecken werde, ward beschlossen, die für Donnerstag beabsichtigte Sitzung nicht zu halten. Es blieben deshalb die vom Herrn Prof. *Forchhammer* aufgestellten Thesen unerörtert. Auch kam eine vom Herrn Prof. *Petersen* beabsichtigte Mittheilung über das Alter der Geburtstagsfeier bei den Griechen nicht zur Sprache.

Druck von J. A. Meissner in Hamburg.

VERHANDLUNGEN

DER

SECHSZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

STUTTGART

VOM 23. BIS 26. SEPTEMBER 1856.

MIT SIEBENZEHN IN DEN TEXT EINGEDRUCKTEN ABBILDUNGEN.

STUTTGART.
VERLAG DER J. B. METZLER'SCHEN BUCHHANDLUNG.
1857.

Inhalt.

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§. 5.

Kein dem Vereine beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit

der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In diesen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§. 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*

* Obige Fassung der ersten sieben Paragraphen der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden. §. 8 wurde in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg beliebt.

II.

Programm

für die

sechszehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Vom 23. bis 26. September 1856.

Das Empfangsbureau befindet sich im Hôtel Garni von Marquardt, Ecke Königs- und Schloss-Strasse, Eingang Königsstrasse Nr. 22, parterre, und ist geöffnet von Sonntag dem 21. um 11 Uhr bis Montag Abend zum letzten Zug, zur Aushändigung der Mitgliedskarten gegen Bezahlung des Beitrags von 1 fl. 45 kr., sowie des Programms. Ebendort sind Karten zum ersten gemeinschaftlichen Mahle im Museum à 1 fl. 12 kr. zu haben und werden den Bestellern von Wohnungen diese durch das Comité angewiesen.

Während der Versammlung selbst, Dienstag bis Freitag, sind Comité-Mitglieder theils in dem Conversations-Zimmer des Ständehauses, theils auf dem Museum, Zimmer Nr. 7, zu obigen Zwecken anwesend.

Karten für Nichtmitglieder und Damen auf die betreffenden Gallerien sind bei dem Diener des Ständehauses, der ebendort wohnt, zu bekommen.

Montag, den 22. September.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft und Begrüssung in den Sälen des oberen Museums, Kanzleistrasse Nr. 11.

Dienstag, den 23. September.

9 Uhr. Erste allgemeine Sitzung im Ständehause, Kronprinzstrasse Nr. 2. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung der Sectionen. Vorbereitende Geschäfte.

1 Uhr. Gemeinschaftliches Mittagessen auf dem Museum.

3 Uhr. Fest von Seiten der Stadt unter Mitwirkung des Herrn Regisseurs Grunert und des Liederkranzes, Nachmittags auf der Silberburg, Abends auf dem Museum.

Mittwoch, den 24. September.

8—10 Uhr. Sections-Sitzungen.

10—1 Uhr. Zweite allgemeine Sitzung im Ständehause.

1½ Uhr. Gemeinschaftliches Festmahl auf dem Museum, Couvert à 1 fl. 30 kr., trockener Tisch.

Des Nachmittags Ausflug nach Untertürkheim und auf den rothen Berg.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft auf dem Museum.

Donnerstag, den 25. September.

8—10 Uhr. Sections-Sitzungen.

10 Uhr. Dritte allgemeine Sitzung im Ständehause.

1½ Uhr. Gemeinschaftliches Mittagessen im Hôtel Marquardt, Couvert à 1 fl. 12 kr., trockener Tisch.

6 Uhr Abends. Aufführung des Oratoriums „Messias, von Händel" in der Stiftskirche durch den Verein für classische Kirchenmusik, unter Mitwirkung der Mitglieder der Königl. Oper und Hofkapelle. Den Versammlungs-Mitgliedern steht der Eintritt gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte offen.

9 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft im Saale des Hôtels Marquardt. Es wird bemerkt, dass an demselben Abend das Museum einen Ball zu Ehren des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs gibt, zu welchem den Besitzern von Mitgliedskarten der Besuch offen steht.

Freitag, den 26. September.

8—10 Uhr. Sections-Sitzungen.

10 Uhr. Vierte allgemeine und Schluss-Sitzung im Ständehause.

Ausser den auf der Rückseite der Mitgliedskarten bezeichneten öffentlichen Anstalten und Sammlungen, zu welchen den Mitgliedern gegen Vorzeigung der Karten der Zutritt unentgeldlich offen steht, ist durch die Gnade Seiner Majestät des Königs auch die Königl. Handbibliothek geöffnet, wo der Königl. Hofbibliothekar, Herr Hofrath Klumpp, Donnerstags und Freitags in den Stunden von 3—5 Uhr zum Empfang der verehrten Gäste bereit ist.

III.

Philologis et Magistris.

Caballino de fonte (loquar cum Persio),
Quem paene exhaustum philologorum principes
Nobis reliquere Epigonis, fortes viri,
Ad fontes Vos recentiores nunc voco,
Venerabiles amici — quorum et ego fui —,
Qui convenistis sextum decimum huc undique
Ad literarum et artium commercia,
Communicantes quidquid quisque habet optimi.
Salvere jubens veteres collegas et novos,
Semestribus peractis jam laboribus
Ut labra proluatis hoc vino, rogo,

Si non est nectar, Neccareum est saltem merum,
Et satietis laticum frugumque cupidinem
Albo rubrove Pomonaeque copiis.
„Intrate, et heic Dii sunt!" Hercle, etenim hanc quoque
Urbem caballinam coronat frondibus
Pater Lyaeus, et hos colles illo die,
Quo astra petiit, percussit calce Pegasus
Fontesque perennes aperuit Genii sacri!
Hinc Schiller noster, hinc Uhlandus, Suabius
Et quotquot sunt Suevorum lucida lumina,
Animos hauserunt altiores; hodie
Sexcenti spiritus divinos hauriunt;
Et ipse ego, votorum interpres civium,
Laetum propinans Vobis hocce poculum,
Jocorum nunc et ludorum Deos precor,
Olim meminisse ut Vos juvet Stuttgartiae.

Dr. **Schnitzer.**

IV.

Verzeichniss der Mitglieder.

(Bei den Namen der in Stuttgart wohnhaften Mitglieder ist der Wohnort nicht bezeichnet.)

1. **Roth**, Carl Ludw., Dr. Theol. Oberstudienrath und Gymn.-Rektor, R. d. O. d. w. K. Präsident.
2. **Walz**, Dr., Professor aus Tübingen. R. d. O. d. w. K. Vicepräsident.
3. **Roth**, Rudolph, Dr., Prof. u. Oberbibliothekar aus Tübingen, Präsident der orientalischen Sektion.
4. **Abel**, Präceptor.
5. **Adam**, Ephorus, Heilbronn.
6. **Allgayer**, Rector, Ehingen.
7. **Ammermüller**, Dr.
8. **Andler**, Diaconus, Crailsheim.
9. **Anger**, Dr., Professor, Leipzig.
10. **Arnold**, Dr., Oberlehrer, Halle.
11. **Bachofen**, Dr., Appellationsrath, Professor, Basel.
12. **Backmeister**, Gymnasialvicar, Ulm.
13. **Bames**, Präceptor, Reutlingen.
14. **Banz**, Institutspräceptor, Kornthal.
15. **Bauer**, Gymnasiallehrer, Tauberbischofsheim.
16. **Baumann**, Professor, Mannheim.
17. **Baumgarten**, Cand. theol., Esslingen.
18. **Bäumlein**, Ephorus, R. d. O. d. w. K. Maulbronn.
19. **Bauer**, Decan, Freudenstadt.
20. **Baur**, Dr., Professor, Tübingen.
21. **Beck**, Stadtpfarrer, Reutlingen.
22. **Becker**, Professor, Durlach.
23. **Behaghel**, Lyceumsdirector, Mannheim.
24. **Bender**, phil. stud., Tübingen.
25. **Benneder**, Dr., Pensionatsvorsteher.
26. **Bergmann**, Professor, Strassburg.
27. **Besser**, Buchhändler.
28. **Binder**, Professor, Ulm.
29. **Blum**, Oberreallehrer.
30. **Bockshammer**, Professor, Urach.
31. **Bohnenberger**, Professor, Blaubeuren.
32. **Brandauer**, Präceptor.
33. **Braun**, Julius, Dr., Privatdocent, Heidelberg.
34. **Brigel**, Elementarlehrer, Nürtingen.
35. **Brockhaus**, Dr., Professor, Leipzig.
36. **Brougsch**, Dr., Privatdocent, Berlin.
37. **Brüstle**, Dr., Ludwigsburg.
38. **Bücheler**, Dr., Reallehrer, Esslingen.
39. **Cäsar**, Dr., Professor, Marburg.
40. **Christian**, Professor, Ludwigsburg.
41. **Classen**, Dr., Director, Frankfurt a. M.
42. **Cless**, Dr., Professor.
43. **Cremer**, Cand. theol., Unna.
44. **Curtmann**, Seminardirector, Friedberg.
45. **Deffner**, Rector, Ludwigsburg.
46. **Deimling**, Professor, Mannheim.
47. **Dettinger**, Prälat.
48. **Deuschle**, Dr. Magdeburg.
49. **Dillmann**, Dr., Professor, Kiel.
50. **Dietsch**, Dr. Professor, Grimma.
51. **Dietzsch**, phil. stud., Tübingen.
52. **Döderlein**, Dr., Hofrath, Professor, Erlangen.
53. **Donner**, Dr., Professor.

54. Dorn, Cand. phil., Calw.
55. Eckstein, Dr., Director, Halle.
56. Ehni, Finanzreferendär.
57. Ehrhart, Professor.
58. Elben, Otto, Dr.
59. Elwert, Dr., Ephorus, Schönthal.
60. Endtner, Pfarrer, Ohmenhausen.
61. Endtner, Präceptor.
62. Erhard-Metzler, Buchhändler.
63. Essig, Professor, Oehringen.
64. Eyth, Professor, Schönthal.
65. Faber, Repetent, Maulbronn.
66. Faisst, Dr., Professor.
67. Federer, Fr., Bankier.
68. Fichte, Dr., Professor, Tübingen.
69. Finkh, Professor, Heilbronn.
70. Fischer, J. G., Reallehrer.
71. Fischer, A., Präceptor.
72. Fleckeisen, Dr., Professor, Frankfurt a. M.
73. Fleischer, Dr., Professor, Leipzig.
74. Fleischhauer, Pfarrer, Bräunisheim.
75. Flatz, Dr.
76. Föhr, Rector, Esslingen.
77. Föll, Präceptor, Backnang.
78. Fraas, Dr., Professor.
79. Friedlein, Studienlehrer, Erlangen.
80. Frisch, Professor.
81. Frost, Prediger.
82. Furtwängler, Professor, Freiburg i. B.
83. Gaab, Dr.
84. Gastpar, Repetent.
85. Gaupp, Professor.
86. Gaupp, Pfarrer, Nussdorf.
87. Gebhardt, Professor, Hof.
88. Gerlach, Dr., Professor, Basel.
89. Gerock, Decan.
90. Glöckler, Reallehrer, Ludwigsburg.
91. Gockel, Hofrath, Karlsruhe.
92. Greiff, Studienlehrer, Augsburg.
93. Grieshaber, geistlicher Rath und Professor, Rostock.
94. Grüneisen, Oberhofprediger. R. d. O. d. w. K.
95. Gruner, Oberreallehrer.
96. Grunert, Regisseur.
97. Gutbrod, Stadtschultheiss. R. d. O. d. w. K.
98. Günzler, Reallehrer, Kirchheim.
99. Gwinner, Rechtsconsulent.
100. Haakh, Dr.
101. Habermehl, Dr., Gymnasiallehrer, Heidelberg.
102. Härlin, Präceptor, Besigheim.
103. Halm, Dr., Professor und Bibliothekdirector, München.
104. Hassler, Dr., Professor, Ulm.
105. Hauber, Rector, Ravensburg.
106. Honig, Dr., Privatdocent, Bonn.
107. Hauser, Dr., Karlsruhe.
108. Heigelin, Schulinspector.
109. Held, Präceptor, Neuenbürg.
110. Heller, Cand. theol.
111. Hermann, Professor, Heilbronn.
112. Herzog, Professor, Esslingen.
113. Herzog, Cand. phil., Esslingen.
114. Hesler, Repetent, Tübingen.
115. Himpel, Professor, Ehingen.
116. Hirzel, Oberstudienrath.
117. Hoegg, Präceptor, Ellwangen.
118. Hölder, Professor.
119. Hoffmann, Lyceumsdirector, Constanz.
120. Hoffmann, Pfarrer.
121. Holzer, Professor.
122. Holtzmann, Professor, Heidelberg.
123. Hugendubel, Realschuldirector, Bern.
124. Imhof, Dr., Halle.
125. Isler, Dr., Hamburg.
126. Jäckh, Präceptor, Balingen.
127. Jäckh, Präceptor, Waiblingen.
128. Jäger, Dr., Professor, Ludwigsburg.
129. Jäger, Osk., Dr.
130. Jäger, F., Regierungsassessor, Reutlingen.
131. Jordan, Rector, Reutlingen.
132. Kapff, Dr., Prälat.
133. Kapff, L., Dr., Ephorus, Urach.
134. Kapff, W., Professor, Ulm.
135. Kapff, Fr., Repetent, Urach.
136. Kapff, reg. stud., Tübingen.
137. Kauffmann, Oberkirchenrath.
138. Kaufmann, Pfarrer, Schaarenstetten.
139. Kayser, Cand. phil.

140. **Keim**, Dr.
141. **Keller**, Präceptor, Brackenheim.
142. **Kern**, Professor.
143. **Kern**, Rector, Oehringen.
144. **Kielmayer**, Oberpräceptor.
145. **Kieser**, Rector der Oberrealschule.
146. **Klaiber**, Cand. theol.
147. **Klaiber**, Dr., Professor.
148. **Kleemann**, Dr., Institutsvorsteher, Cannstatt.
149. **Kleine**, Dr., Professor, Wetzlar.
150. **Klein**, Dr., Professor, Mainz.
151. **Klinger**, Pfarrer, Gächingen.
152. **Klumpp**, Oberstudienrath. R. d. O. d. w. K.
153. **Klumpp**, Hofrath, Hofbibliothekar.
154. **Klunzinger**, Dr.
155. v. **Knapp**, Dr., Studienrathsdirector. R. d. O. d. w. K.
156. **Köhler**, Dr. Medicinalrath.
157. **Köstlin**, Vicar, Mühlhausen.
158. **Köstlin**, Rector, Nürtingen.
159. **Köstlin**, Dr. med., Professor.
160. **Köstlin**, Präsident. R. d. O. d. w. K. Grosskreuz des Friedrichsordens.
161. **Krafft**, Professor, Maulbronn.
162. **Kramer**, Director, Halle.
163. **Kraz**, Professor.
164. **Kraut**, Repetent, Schönthal.
165. **Kraut**, Präceptor, Cannstatt.
166. **Krauss**, Diaconus, Cannstatt.
167. **Kurz**, H., Dr.
168. **Lamparter**, Cand. theol., Esslingen.
169. **Lauser**, phil. stud.
170. **Lempp**, Obersteuerrath.
171. **Leonhard**, Professor, Ellwangen.
172. von **Leutsch**, Dr., Professor, Göttingen.
173. **Leuze**, Dr., Oberpräceptor, Kirchheim u. T.
174. **Liesching**, Buchhändler.
175. **Ludwig**, Pfarrer, Beutelsbach,
176. **Luschka**, Dr. med., Professor, Tübingen.
177. **Mährlen**, Professor.
178. **Märklin**, Cand. phil.
179. **Maier**, Stadtpfarrer, Homburg.
180. **Majer**, Stadtdirector, R. d. O. d. w. K.
181. **May**, Präceptoratsverweser, Spaichingen.
182. **Mehl**, Stadtdecan.
183. **Mehl**, Repetent, Urach.
184. **Meier**, Präceptor, Geisslingen.
185. **Merian**, Dr., Basel.
186. **Mezger**, Professor, Schönthal.
187. **Möbius**, Dr., Leipzig.
188. **Mönnich**, Rector, Heilbronn.
189. **Moser**, Oberpräceptor, Urach.
190. **Moser**, Prälat.
191. **Müller**, Garnisonsprediger.
192. **Müller**, Präceptor, Weinsberg.
193. **Müller**, Präceptor, Reutlingen.
194. **Nägelsbach**, Dr., Professor, Erlangen.
195. **Notter**, Dr.
196. **Nover**, Dr, Gymnasiallehrer.
197. **Obermüller**, Rechtsconsulent, Heidenheim.
198. **Oehler**, Präceptor, Ebingen.
199. **Oesterlen**, Präceptor, Langenburg.
200. **Ofterdinger**, Dr., Professor, Ulm.
201. **Ohl**, Cand. theol., Erlangen.
202. **Oppenrieder**, Professor, Augsburg.
203. **Osiander**, Decan, Göppingen.
204. **Osiander**, Dr., Repetent, Maulbronn.
205. **Otto**, Collaborator, Weilburg.
206. **Palm**, Präceptor, Schorndorf.
207. **Petry**, Gymnasiallehrer, Elberfeld.
208. **Pfaff**, Conrector, Esslingen.
209. **Pfaff**, Dr., Präceptoratsverweser, Giengen.
210. **Pfeiffer**, Dr., Professor, Bibliothekar.
211. **Pfisterer**, Repetent.
212. **Pfleiderer**, Professor, Maulbronn.
213. **Pfleiderer**, Inspector, Kornthal.
214. **Planck**, Diaconus, Esslingen.
215. **Planck**, Diaconus, Heidenheim.
216. **Plath**, Prediger, Halle.
217. von **Post**, Particulier, Bremen.
218. **Pressel**, Gymnasialvicar.
219. **Preuner**, Präceptor, Oehringen.
220. **Preuner**, Hilfslehrer, Cannstatt.
221. **Reinhardt**, Professor, Heilbronn.
222. **Reuchlin**, Oberreallehrer, Ludwigsburg.
223. **Reuss**, Dr. Th., Professor, Strassburg.
224. **Reyscher**, Dr. jur., Professor, Cannstatt.
225. **Rheinhard**, Professor.
226. **Riecke**, Oberstudienrath, Hohenheim.
227. **Rieckher**, Professor, Heilbronn.

228. Rödiger, Dr., Professor, Halle.
229. Römer, Dr., Staatsrath.
230. Römer, Regierungsrath.
231. Roer, Dr., Calcutta.
232. Rösch, Präceptoratsverweser, Böblingen.
233. Rossbach-Teubner, Buchhändler, Leipzig.
234. Rost, Professor.
235. Roth, C. L., Dr., Professor, Basel.
236. Roth, Assessor.
237. Ruckgaber, Rector, Rottweil.
238. von Rümelin, Staatsrath.
239. Rümelin, Präceptor, Tuttlingen.
240. Sapper, Präceptor, Heidenheim.
241. Sartorius, Professor, Hof.
242. Sartorius, theol. cand., Erlangen.
243. Sauer, Collaborator, Aalen.
244. Schaaf, Professor, Tübingen.
245. Schedler, Director, Komthur.
246. Scheiffele, Professor, Ellwangen.
247. Scherer, Literat, München.
248. Schilling, Dr., Hofrath.
249. Schlottmann, Professor, Zürich.
250. Schmid, Director, Halberstadt.
251. Schmid, Dr. Th., Professor, Erlangen.
252. Schmid, Dr., Rector, Ulm.
253. Schmidlin. Director, R. d. O. d. w. K.
254. Schmidt, Vicar, Korb.
255. Schmitt, Dr., Heidelberg.
256. Schmitz, Oberlehrer, Saarbrücken.
257. Schmoller, Repetent, Tübingen.
258. Schmoller, Präceptor, Nagold.
259. Schneider, Dr., Professor, Gotha.
260. Schnitzer, Dr.
261. Schöll, Dr., London.
262. Scholl, Professor.
263. Schuhmacher, Präceptor, Aalen.
264. Schwab, Professor.
265. Schwarz, Dr., Halle.
266. Schwegler, Dr., Professor, Tübingen.
267. Schwenk, Professor, Ludwigsburg.
268. von Seckendorf, Baron.
269. Seeger, Professor.
270. Seeger, L., Dr.
271. Seyerlen, Präceptor.
272. Speidel, Präceptor, Beilstein.
273. Spiess, Prorector, Wiesbaden.
274. Springer, Stadtpfarrer, Zavelstein.
275. Stähelin, Dr., Professor, Basel.
276. Stälin, Oberstudienrath. R. d. O. d. w. K.
277. Staiger, Präceptor.
278. Stark, Dr., Professor, Heidelberg.
279. Stellner, Reallehrer.
280. Stolzer, Dr., Rector, Sigmaringen.
281. Stockmayer, Gymnasiallehrer.
282. Stoll, Conrector, Weilburg.
283. Strebel, Director eines Privatgymnasiums.
284. Strodtbeck, Professor, Ulm.
285. Stüber, Professor.
286. Teuffel, Dr., Professor, Tübingen.
287. Thiersch, Dr., Geheimerath, R. d. O. d. b. K., München.
288. Uhland, L., Dr., Professor, Tübingen.
289. Vayhinger, Reallehrer.
290. Vierordt, Lyceumsdirector, Karlsruhe.
291. Vigelius, Lehramtspracticant, Moosbach.
292. Vischer, Dr., Professor, Basel.
293. Vogel, Präceptor, Neustadt.
294. Freiherr von Wächter-Spittler, Justizminister, Grosskreuz des Friedrichsordens.
295. Wagenmann, Diaconus, Göppingen.
296. Wagner, Dr.
297. Walther, Professor, Augsburg.
298. Warnkönig, Dr. jur., Geh. Hofrath.
299. Weber, Dr., Professor, Berlin.
300. Weckherlin, Präceptor.
301. Weigelin, Professor.
302. Weihenmajer, Cand. phil., Ludwigsburg.
303. Weizsäcker, Hofcaplan.
304. Werner, Präceptoratsverweser, Ulm.
305. Werner, Decan a. D., Waiblingen. R. d. O. d. w. K.
306. Wetzel, Institutslehrer.
307. Wetstein, Dr., Consul, Damascus.
308. Widmann, Professor, Blaubeuren.
309. Wiedtfeld, stud. orient., Halle.
310. Wiener, Professor, Lausanne.
311. Wild, Baurath.
312. Wintterlin, Dr.
313. Wochner, Redacteur.
314. Wölfflin, Dr., Basel.
315. Wolff, Dr., Stadtpfarrer, Rottweil.

316. **Wolff**, Rector.
317. **Wolpert**, Collaborator, Weinsberg.
318. **Woltz**, Präceptor.
319. **Wüstenfeld**, Dr., Professor, Göttingen.
320. **Zahn**, Pfarrer a. D.
321. **Zahn**, Dr., Mörs.
322. **Zech**, Dr., Repetent.
323. **Zeller**, Pfarrer, Schöckingen.
324. **Zeller**, Pfarrer, Döffingen.
325. **Zeller**, Präceptor, Ulm.
326. **Ziegler**, Professor.
327. **Ziegler**, Decan, Herrenberg.
328. **Zimmer**, Professor, Urach.
329. **Zingerle**, Dr., Inspruck.
330. **Zoller**, Edm., Dr.

Die Theilnehmer der Pädagogischen Section werden nicht namentlich aufgeführt, weil die überwiegende Mehrzahl der oben Benannten sich dabei betheiligt hat.

Theilnehmer an der Archäologischen Sektion.

1. **Braun**, J., Dr., Heidelberg.
2. **Dietzsch**, A., phil. stud., Tübingen.
3. **Furtwängler**, W., Professor, Freiburg.
4. **Haakh**, A., Dr.
5. **Herzog**, phil. stud., Esslingen.
6. **Jäger**, Dr.
7. **Klein**, Professor, Mainz.
8. **Kurz**, Dr.
9. **Planck**, Dr., Heidenheim.
10. **Preuner**, Cannstatt.
11. **Scheiffele**, Professor, Ellwangen.
12. **Schmidt**, Dr., Tübingen.
13. **Schnitzer**, Dr.
14. **Schwab**, Chr., Professor.
15. **Vischer**, W., Professor, Basel.
16. **Wagner**, H., Dr.
17. **Walz**, Prof., Tübingen.
18. **Wintterlin**, A., Dr.
19. **Wochner**, Georg.

VI.

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung.

Dienstag den 23. September 1856, 9½ Uhr Vormittags.

Der Verein deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten trat unter dem im vorigen Jahre zu Hamburg erwählten Präsidenten, Oberstudienrath Dr. *Roth* aus Stuttgart, und dem Vicepräsidenten, Professor Dr. *Walz* aus Tübingen, zu Stuttgart am 23. September 1856 in dem Sitzungs-Saale der Kammer der Abgeordneten zu seiner sechszehnten Versammlung zusammen und wurde vom Oberstudienrath *Roth* mit folgendem Vortrag eröffnet:

Wenn ich der Pflicht, welche mir die Eröffnung unsrer sechszehnten Philologenversammlung auferlegt, dadurch Genüge zu leisten suche, dass ich von meinem Bruder, Carl Johann Friedrich Roth *, spreche, welcher im Januar 1852 zu München als königlich bairischer Staatsrath verstorben ist, so gedenke ich weder überhaupt eine Lobrede auf denselben zu halten, noch, was er als Gelehrter geleistet hat, darzustellen, auch seine Lebensumstände und seine amtliche Thätigkeit nur so weit beizuziehen, als zur Vollständigkeit des Bildes nothwendig erscheint, welches ich dieser verehrten Versammlung vorstellen möchte. Ich wünsche an meines Bruders Ansichten und Denkweise zu zeigen, wie ein inneres, mittelbar freilich auch das äussere Leben sich dadurch gestalte, dass ein wohlbegabter und ernster Mann sich den täglichen Verkehr mit den grossen Alten zur Aufgabe und Erholung zugleich macht; wie die Stimmung, welche dem Geiste aus der Vertiefung in das Alterthum erwächst, sich über das ganze Thun und Wesen des Mannes verbreitet: es ist das Bild eines philologischen Lebens, das ich vor meinen verehrten Zuhörern ausbreiten möchte.

Als Friedrich Roth im Herbste 1797 die Universität Tübingen, noch nicht achtzehn Jahre alt, bezog, hatte er hier auf der Schule unter Anleitung unsers Vaters und einzelner trefflicher Lehrer die klassischen Sprachen liebgewonnen, und schon Vieles darin gethan, aber auch unter einem andern in seiner Art tüchtigen Lehrer das Französische zu einer damals

---

* Carl Johann Friedrich Roth, geb. in Vaihingen an der Enz 23. Januar 1780. Konsulent der Reichsstadt Nürnberg 1802. K. bair. Finanzrath für den Pegnizkreis 1808. Oberfinanzrath in München 1810. Mitglied der Akademie d. W. 1813. Ministeriålrath 1817. Ritter des Civil-Verdienstordens der bair. Krone 1822. Präsident des protestant. Oberkonsistoriums 1828. Staatsrath im ao. D. 1831. Komthur des Civil-Ordens 1837. Grosskreuz des Verdienstordens vom heil. Michael 1840. Staatsrath im o. D. 1848. Gestorben 21. Januar 1852.

ungewöhnlichen Fertigkeit gebracht, und Voltaire, Rousseau, allerdings auch Montesquieu und andre, dem klassischen Geist nähere Franzosen bewundern gelernt: und, wie am Ende jeder lebhafte Kopf seinen Lauf in der Welt mit der Opposition gegen das Bestehende beginnt, so gerieth er in eine geistige Gährung, wodurch die Früchte seiner philologischen Studien mit seinem religiösen Glauben zugleich bedroht waren. Die Bilder politischer Versunkenheit, die er bei Tacitus gefunden, verwuchsen in seiner Phantasie mit den Vorstellungen von einer unabwendbar gewordenen allgemeinen Umkehr der Religion und der gesellschaftlichen Ordnung, die er bei den geistigen Vätern der französischen Revolution und bei den Stimmführern jener Zeit in Frankreich vorfand. Die erste Wirkung hievon war, dass er fast in demselben Augenblicke, wo er nach eigener früherer Wahl und dem sehnlichen Wunsche des Vaters zu theologischen Studien übergehen sollte, seinen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Laufbahn erklärte; die zweite, dass er in der Jurisprudenz, die er zu seinem Fache wählte, nicht eben das positive römische Recht, sondern vor Allem die Gedanken aufsuchte, worin alte Gesetzgeber und Rechtslehrer eine Ahnung Rousseau'scher Theorieen zu verrathen schienen. Das Schwärmen für Freiheit und Gleichheit und der Hass gegen alles Bestehende drohte ihn ganz hinzunehmen, als er mit mehreren begabten jungen Theologen in ein näheres Verhältniss kam, welche, für Kant und Fichte ebenso begeistert, wie er für die Franzosen, eine durchgreifende Umwandlung deutschen Denkens und Lebens gleich feurig anstrebten. Die vorragenden unter denselben waren Denzel und Köstlin, der eine als Dekan in Heilbronn, der andre hier als Prälat verstorben. Die Kirche, so meinte der jugendliche Convent, hat seit Jahrhunderten die Geister in den unwürdigsten Fesseln gehalten, damit ja die Menschenrechte nicht einmal geahnt, viel weniger ausgeübt werden könnten; ohne solchen Druck der Geister wären die Greuel der politischen Gewaltherrschaft gar nicht möglich gewesen. Darum muss der Katechismus, ein Gemisch alberner Glaubenssätze, in welchen keine Moral ist, verbannt, es müssen die Menschen von Kindheit auf, gleich in der Volksschule, mit ihrer Natur und ihrer Bestimmung als Menschen bekannt gemacht, ihrer Menschenrechte sich bewusst werden. Es wurde eine Verbindung gestiftet, mit der Absicht, bei der Volksschule mit der allgemeinen Reform anzufangen. Diese Verbindung, nicht aber das Freundschaftsverhältniss, löste sich auf, als die betheiligten Theologen von der Universität früher als Fr. Roth abgiengen.

Der treffliche Rechtslehrer, Dr. Malblanc, welcher meinen Bruder in sein Haus aufgenommen hatte, öffnete ihm die Augen über seine natürliche Bestimmung und über den einzigen Weg, auf dem er dieselbe erfüllen würde. Wie auch der Vater, schwer bekümmert durch des Sohnes revolutionäres Gelüsten, gehofft hatte, es werde das Studium der Geschichte ihm zur Aufklärung über sich selbst und die Dinge in der Welt verhelfen, so ermahnte ihn Dr. Malblanc, neben der Civilgesetzgebung, die er mit unermüdetem Fleisse studirte, die Staatengeschichte und die Politik gründlich zu durchforschen. So begann er, den geschichtlichen Boden, auf welchem das römische Recht erwachsen war, genauer zu erkunden, als er bis dahin an der Hand der lateinischen Autoren gethan hatte: Polybius, Dionys von Halicarnass, Dio Cassius lernte er jetzt erst kennen; und wie er im spätern Leben immer darauf ausgieng, das Aehnliche und das Abweichende verschiedener Zeitalter aufzusuchen, wendete er schon jetzt neben den alten auch neueren Historikern, wie Macchiavelli und Hume, grossen Fleiss zu. Noch hatte er den Universitätslauf nicht vollendet, als er, in seinen Bestrebungen völlig

umgewandelt, obwohl dem Glauben noch nicht befreundet, dem Vater schrieb, es erscheine ihm jetzt das Loos eines unabhängigen Gelehrten als das beneidenswertheste; und die von bedeutenden Autoritäten, wie Heyne, Joh. v. Müller, Eichstädt, mit Beifall aufgenommene Schrift De re Romanorum municipali, womit er den Doktorhut gewann, gab Zeugniss davon, dass er sich jetzt ganz dem Positiven, der Gelehrsamkeit, zugewandt hatte. Aber auch das war ihm nicht beschieden, in unabhängiger Stellung ganz für die Wissenschaft zu leben. Beinahe von der Universität weg berief ihn die Reichsstadt Nürnberg auf Empfehlung Dr. Malblancs zu dem Amte eines Konsulenten, und bei'm Uebergang der Stadt in den baierschen Staatsverband wurde er königlicher Diener. Er hatte anfangs die Aufgabe, zu versuchen, ob die unheilbar zerrütteten Verhältnisse von Nürnberg noch irgendwie geordnet, ob das einsinkende Leben der Reichsstadt noch gefristet werden könnte, zu welchem Zwecke er längere Zeit als Abgeordneter seiner neuen Mitbürger bei'm Reichstage in Regensburg, und ausserdem in Paris, in Berlin und Wien zubrachte. In Nürnberg selbst musste er ein ihm ganz neues Feld, das Schuldenwesen der Reichsstadt, bearbeiten, und als baierscher Staatsdiener, zuerst in Nürnberg, später in München, wurde er dem Finanzministerium untergeordnet. Manches Jahr mit Arbeiten überladen, welche seiner wissenschaftlichen Neigung ferne lagen, fand er mit dem Eintritt in die reifen Mannesjahre doch allmälig mehr Musse zu gelehrter Beschäftigung, die auch bis dahin überall, auf Reisen, wie daheim zwischen der Berufsarbeit, ihm fast die einzige Erholung geblieben war.

Er lebte nun mit den Alten, nicht in der Absicht, als Schriftsteller im Fache der Philologie, sondern blos, um an seiner eigenen Bildung zu arbeiten. Die Philologie selbst galt ihm keineswegs als das Höchste: es schien ihm nicht einmal wohlgethan, dass man eine eigene, scheinbar für sich bestehende Wissenschaft aus derselben gemacht hatte. Aber die Seele, meinte er, bedarf eines Gewandes, wie der Leib; und das Gewand, welches den im Verkehr mit den Alten lebenden Geist nach und nach von selbst umkleidet, ist das einfachste, schönste, würdigste; die grossen Autoren belohnen den anhaltenden Dienst, der ihnen erzeigt wird, damit, dass sie ihrem Diener etwas von ihrem Wesen mittheilen; was denn sich daran besonders erkennen lässt, dass die Seele des wahren Philologen der andringenden Mannigfaltigkeit verführerischer Eindrücke der Gegenwart, vornehmlich im politischen und literarischen Gebiete, wie auch dem bunten Wechsel der Sitten, nicht unterliegt, sondern, von der einmal geschauten Wahrheit und Schönheit eingenommen und erfüllt, gegen die Wirkungen des Scheines verwahrt bleibt. Es war zuerst der Grad und die Art geistiger Anstrengung, welche das Eindringen in die alten Sprachen erfordert, was er als bildend für den Geist erkannte; wesshalb er auch die Beschäftigung der Jugend mit deutschen Schriftstellern in der Schule verwarf. Dann aber, meinte er, könne das Vermögen, fremde Gedanken vollständig aufzufassen, eigene mit Konsequenz zu bilden, durch das Reden und Schreiben Ueberzeugung zu erwecken, könne auch die Reinheit und Schönheit der Sprache, der richtige Geschmack, niemals durch Regeln, wohl aber und allein und gewissermassen unbewusst dadurch gewonnen werden, dass man sich in die Alten, und zwar noch mehr in die Griechen als in die Lateiner, hineinlebte. Denn die Kunst der Rede hielt er unter allen Künsten am höchsten, und wies gerne darauf hin, dass Pindarus inmitten vieler und grosser Denkmäler der bildenden Kunst doch gesungen habe: „Nur das Wort reicht hin an die Herrlichkeit der Unsterblichen“. Als ich ihm von dem Eindrucke

schrieb, welchen Thibauts Schrift von der Reinheit der Tonkunst mir hinterlassen hatte, wollte er's nicht einräumen, dass dasjenige so hoch gehalten werde, was der Mensch mit dem Vogel gemein habe, als das, wodurch er über allen Geschöpfen stehe. Bei solcher Ansicht von der Bestimmung und dem Werthe der Philologie beklagte er, dass deren Hülfsfächer gar oft in einer Weise betrieben würden, bei welcher die studirende Jugend weniger als früher, wo die Philologie selbst noch als Dienerin galt, ihre Früchte zu geniessen bekämen; selbst die Pflege der Grammatik schien ihm vielfach über den Zweck der Philologie hinauszugehen. Und wie er in philologischer Thätigkeit nur die Förderung der eigenen Bildung suchte, so können die kleinen Gelegenheitsschriften, die er von Zeit zu Zeit veröffentlichte, Zeugniss darüber geben, dass er im unausgesetzten Umgang mit den Alten dasjenige selbst gewann, was er Allen wünschte. Denn so gerne und so gut er lateinisch schrieb, wie De Bello Borussico, und in den Gedächtnissschriften auf Drück und auf unsern Vater, so wollte er doch vor Allem gutes Deutsch reden und schreiben lernen. Der als Forscher in der ältesten deutschen Geschichte bekannt gewordene Geheimerath Barth hat ihm gesagt, dass seine Vorträge über Finanzsachen, welche an sich aller klassischen Form unzugänglich erscheinen, eben seiner Fassung wegen von andern Räthen vielfach nachgelesen worden seien.

Liess er so die Alten auf seinen Geist einwirken, indem er deren Kunstform und Betrachtungsweise unwillkürlich in sich aufnahm, so suchte er mit entschiedener Absicht und Vorliebe in der Philologie und durch philologische Methode die geschichtliche Erkenntniss. Nicht dass er als Geschichtsforscher nur oder auch vorzugsweise sich in der alten Welt bewegte, wiewohl das Typische in der Geschichte der Vorzeit ihn immerfort beschäftigt hat: die Sprachen selbst waren ihm die vornehmsten Urkunden der Geschichte: die Entwickelung der Völker, ihr Auf- und Niedersteigen, Blühen und Welken, fand er nirgends mit so deutlichen Charakteren, wie in ihren Sprachen, verzeichnet, und die Eigenthümlichkeiten der Völker, auf diesem Wege erkannt und verglichen, belehrten ihn über die Natur des Menschen, die er zu erforschen bemüht war; er meinte sicherer auf diesem Wege zu gehen, als diejenigen, welche sich ihre Anthropologie durch naturgeschichtliche Beobachtung bilden. In gleicher Weise, wie er's mit den Alten hielt, deren Dichter, Philosophen und Redner ihm für die Geschichte ebensoviel galten, als die Geschichtschreiber selbst, studirte er die Weltgeschichte bis zur neuesten Zeit herab, ohne sich durch das Missverhältniss zwischen dem Umfang der Quellen und dem geschichtlichen Ergebniss, durch abstossende Form und Sprache, oder auch durch historische Unzuverlässigkeit ermüden zu lassen. So hat er, was nicht leicht Einer nachthun wird, sich durch die Acta Sanctorum und durch sämmtliche Hauptschriftsteller des Mittelalters durchgearbeitet, obwohl er meinte, es komme nicht leicht ein Leser unversehrt von diesen weg, wie Joh. v. Müller weggekommen sei. Bei den Geschichtschreibern neuster Zeit, wie auch in Zeitschriften, glaubte er wahrzunehmen, dass die Ansichten über die Vergangenheit je nach dem Standpunkte wechselten, den die Gegenwart einnahm. Ihm dagegen lag's am Herzen, das Wesen und die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Zeit nach den Resultaten zu ergründen, welche er aus dem unbefangenen Durchforschen der früheren gewann. Es war ihm die Geschichte ein Höhenmesser, mit dem man den Stand der Weltverhältnisse ziemlich sicher beurtheilen könne, wenn man das, was durch alle Zeiten herab das allein Merkwürdige und Belehrende sei, den Streit, mit Worten oder mit Waffen geführt, bis in's Einzelne erkunde.

Dadurch könne man lernen, die Gegenwart, welche man ihrer Breite wegen, wie der einzelne im Gefechte stehende Mann, nicht überschauen könne, wie von aussenher und darum schärfer und umfassender ansehen, und den Zusammenhang der Erscheinungen unter sich und mit der Vergangenheit erkennen. Wo sich in der Geschichte der Völker die rechtlichen Verhältnisse lösen, und sich ebendadurch neue Gestaltungen des öffentlichen Lebens vorbereiten, da erkannte er die Zeitläufe als die belehrendsten für die Beurtheilung der Gegenwart. Die englische und die französische Revolution bot ihm hier einen unerschöpflichen Stoff, dem kein früherer an Reichthum zu vergleichen ist. Von da aus suchte er sich das Urtheil über die Gegenwart zu bilden und festzustellen, deren Erscheinungen er mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgte.

Er sah in der Gegenwart grosse Bewegung, manche Erschütterung, viel Einzelnes zerrüttet, manche Zeichen drohender Auflösung in unsrem deutschen Vaterlande. Die Bewegung an sich erschien ihm überall nothwendig und eben dadurch berechtigt; wie er denn das *τὸ γὰρ ἄπραγμον οὐ σώζεται* gerne anführte, und kein Begehren für's öffentliche Leben so widersinnig fand, als das der Stabilität. Aber der durchschnittliche Charakter der Bewegung, der von Unten gegen Oben, wie der von Oben nach Unten, schien ihm nicht der rechte, nicht der unsrer Nationalität entsprechende zu sein: das wahre politische Fortschreiten sei dasjenige, welches dem Drehen um die eigene Achse gleiche; während wir von einem solchen Fortschreiten träumten, das uns von den beiden Polen unsers politischen Daseins, der Religion und der gemässigten Monarchie, weg in's ungemessene Weite zu entführen drohe. Schon die allgemein verbreitete Vorstellung von den geistigen Fortschritten, die man bereits gemacht habe, und ebenso von denen, worin man begriffen sei, konnte er sich nicht aneignen: nicht die Vorstellung, dass die ausserordentliche Ausbildung der mechanischen Kunst und die scheinbare Ueberwindung der Natur, dass der unermessliche Anwachs des gelehrten Materials, dass die Ueberfruchtung der sogenannten schönen Literatur, das Schaffen einer vermeintlichen allseitigen und europäischen Bildung und die Pflege des Angenehmen in jeder Gestalt ein Gewinn für den Geist des deutschen Volkes sei; manche Erscheinungen, wie den Beifall, den Börne und Heine gefunden, deutete er vielmehr als Zeichen davon, dass der deutsche Geist jetzt minder gesund sei, als da, wo Schiller und Göthe auftraten. Was man als die bewegende Kraft hinsichtlich des Fortschreitens betrachte und behandle, die öffentliche Meinung, sei da, wo sie sich als solche in natürlicher Weise kundgebe, allerdings unwiderstehlich, wie im sechszehnten Jahrhundert die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation, wie in dem unsrigen die Erhebung gegen die fremde Gewaltherrschaft: es wirke eine solche Meinung eben wie die Frühlingsluft, welche auf einmal das Eis breche. Aber in solcher Art erwachse eine öffentliche Meinung lediglich und selten durch gemeinsame Empfindung der Noth; wogegen die künstliche Erzeugung derselben durch die Presse in der Regel bewirke, dass Eingebildetes als wirklich, und Wirkliches als eingebildet genommen, und das Vermögen, Gutes und Böses zu unterscheiden, gegeschwächt werde;* er glaubte mit dem grössten Demokraten unsers Jahrhunderts, Thomas Jefferson, dass der öffentliche Geschmack durch nichts so schnell verderbt und für gesunde Nahrung unempfänglich gemacht werde, als durch die Bearbeitung der öffentlichen Meinung

* Dazu noch dasjenige, was Sen de brev. vitae 19 treffend bezeichnet: Amare et odisse, res omnium liberrimas, jubentur.

Seitens der Parteien durch die Presse. Nichts schien ihm offenbarer, als dass der allgemeinste Charakter der Bewegung von Unten gegen Oben noch ganz derselbe sei mit dem Wesen der französischen Revolution; ihr Ziel sei, vielleicht unbewusst, auch bei uns die Herrschaft der Mehrheit, das Recht des Stärkern, die Uebergewalt der Fäuste; ein Zustand, der auf einmal in die Wirklichkeit träte, wenn dem Streben der einen Partei gemäss allgemeines Stimmrecht eingeräumt würde.

Die Welt, meinte Hr. Roth, hat schon einmal das wunderbare Schauspiel gesehen, dass aus einer Art Weltliteratur, aus der Verbreitung einer allseitigen Bildung und den durch Geistesbildung gemilderten Sitten selbst unsägliche Barbarei unwiderstehlich hervorwuchs: die römische Welt war unter den Antoninen nicht minder gebildet in ihrer Art, als unsre heutige, und sie ist nicht durch den Einbruch roher Völker, sondern durch sich selbst in Barbarei versunken, als sie, überreich an Mitteln der Geistesbildung, das Vermögen einbüsste, diese Mittel zu gebrauchen. Er glaubte, dass unsere Regierungen vor allem Andern berufen seien, zu verhindern, dass die Barbarei herein breche, von welcher die Welt bedroht ist, wenn die Revolution ihr Ziel erreicht. So meinte er denn, ihre natürliche Stellung sei zwischen dem, was besteht, und dem, was werden will, so zwar, dass sie zuallererst, was mit ganz unzweifelhaftem Recht besteht, wie die Religion, das Königthum von Gottes Gnaden, die nationale Sprache und Sitte, um jeden Preis zu erhalten sich bemühten, was aber werden will, dann selbst förderten und schafften, wann sie quid possit oriri, quid non aus der eigenen Geschichte ihres Volks erkannt, und die wirklichen Bedürfnisse der Zeit sich deutlich gemacht hätten. Denn was das Volk in Wahrheit brauche und begehre, das lasse sich auch ermitteln, wenn man ernstlich suche. Aber den unberechtigten Forderungen müsse strenger Widerstand, dem Gerede und dem Einflusse der Parteien ernste Gleichgültigkeit entgegengestellt werden. Burke, Canning, Wellington waren ihm Muster solcher Staatslenker, welche, im Widerstehen wie im Nachgeben und Gewähren gleich gross und stark, unsrer Zeit gezeigt hätten, wie man erhaltend fortschreiten und im Fortschreiten erhalten solle. Aber die Gesetzgebung unsrer Zeit, obwohl auch sie manches Gute gebracht habe, lege zu geringen Werth auf das Einheimische, wie sich dieses nicht eben aus neuer noch nicht abgeschlossener Erfahrung, sondern aus der ganzen geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volks erkennen lasse; es schade da unsere Bewunderung des Fremden, unsre Lust zur Nachahmung; und so sei uns auch die Meinung angekommen, als wäre die Theorie die rechte Quelle und die Grundlage neuer Staatsverfassungen. Alle lebendigen und wirklichen Verfassungen alter und neuer Zeit seien geworden, nicht gemacht worden, nicht wie Pallas in vollständiger Rüstung aus dem Haupte des Gottes hervorgesprungen, sondern in Theilen entstanden, aus unabweisbaren nationalen Bedürfnissen, vielfältig auch durch Feststellung alter, durch den Zeitgeist bedrohter Sitten hervorgegangen, und ebendadurch mit dem Sinne des Volkes nicht nur verwandt, sondern Eines gewesen. Viel Allgemeines in Deutschland, viel Eigenthümliches der deutschen Stämme und ihrer alten Rechte und Satzungen sei beim Falle des deutschen Reichs vorhanden gewesen, was der Erhaltung würdig als Grundlage eines neuen Aufbaues hätte dienen können. Im Gegensatze gegen diese seine Ansichten war's ihm merkwürdig, aus dem Munde des Verfertigers einer der neuen Verfassungen das Wort zu vernehmen: „Das Volk müsse erst für diese Verfassung erzogen werden.“ Die neuen Verfassungen schienen ihm gegrabenen Teichen

ähnlich, bei denen es nicht unmöglich aber auch ganz ungewiss sei, ob Quellen aus der Tiefe zu denselben heraufdringen und sie speisen würden.

Die Lust zu Neuerung und Umkehr des Bestehenden, meinte er, ist die Niederländer im sechszehnten, die Engländer im siebzehnten, auch die Nordamerikaner im achtzehnten Jahrhundert bei ernsten und strengen, uns aber in diesem Jahrhundert nach dem Vorgange der Franzosen bei schlaff gewordenen Sitten angekommen, so dass sich in die politische Bewegung unsrer Zeit viel mehr Unreines gemischt hat, als bei jenen uns verwandten Völkerschaften. Es sollte daher die Bewegung von Oben nach Unten zuallererst gegen das Anwachsen des schon gross gewordenen sittlichen Unfugs und auf Erhaltung der Reste deutscher Zucht und Sitte ausgehen. Statt dessen habe die Verwaltung, wie sie im Durchschnitt verfahre, denen, welche von unten auf Alles gleich machen wollten, von Oben her durch ihr Organisiren selbst gezeigt, wie es dem Scheine nach leicht sei, alle Eigenthümlichkeiten der Orte und Gegenden zu verwischen; die Centralisation lasse keiner Körperschaft ihre berechtigte Stellung zwischen dem Throne und dem Volke, und reize dadurch dieses selbst zu Verbindungen, die gegen die Regierung gerichtet seien; die Bureaukratie endlich, welche in ihrer Art ebenso nivellire, wie die Bewegungspartei in der ihrigen, wolle nicht selbstständige, nur folgsame Diener, unbekümmert darum, dass der Diener, je unselbständiger, desto bereiter ist, der Neuerung, welche ihn durch die Hoffnung einer verbesserten Lage reizt, sein Ohr zu leihen, und dem Gegner, wo dieser in der Oberhand ist, seine Dienste zu widmen. Auch die Bewegung von Oben nach Unten hielt Hr. Roth im Allgemeinen nicht für die rechte und heilsame. Aber er glaubte an den guten Willen der Regenten und vertraute vornehmlich der deutschen Gesinnung seines und unsers Königs; das Geschlecht der alten Schälke an den Spitzen der Verwaltungen, deren ironisches Handthieren im Amte er in mehr als einer Hauptstadt selbst geschaut hatte, glaubte er abgestorben; den Wahrheitssinn unsers Volkes fand er zwar geschwächt, aber nicht geschwunden; die geistigen Kräfte nirgends in der Welt so gross und so mannigfaltig, obwohl durch ihre Zerstreuung minder wirksam; und vor Allem hoffte er auf die unüberwindliche Macht des Christenthums.

Mein Bruder hatte die Altersstufe erreicht, von welcher Aristoteles (Rhet. II, 14) sagt, dass sie die vollständige Entfaltung des männlichen Geistes herbeiführe, als ihm dasjenige Amt zu Theile wurde, welches seinen Studien, wie seiner Neigung, ganz entsprach: er wurde im März des Jahres 1828 Präsident des Oberkonsistoriums in München. Als bei Erledigung der Stelle ihm der Wunsch aufstieg, dass sie ihm beschieden sein möchte, erinnerte er sich, dass der Vater ihn als etwa zwölfjährigen Knaben einst hier in die Stiftskirche mitgenommen hatte, die Probepredigten anzuhören, welche von Kandidaten abzulegen waren; dass ihm das Loos des Consistorialdirektors, welcher, auf einen Stock mit goldenem Knopfe gestützt, jedem der Kandidaten das Satis est zurufen durfte, über Alles beneidenswerth erschienen war; worauf der Vater gesagt hatte, so weit könne er's auch bringen, wenn er fleissig lerne, und noch weiter. Obwohl es aber in der Welt keinen Beruf gab, der ihm wünschenswerther gewesen wäre, erlaubte er sich keine Aeusserung des Verlangens, viel weniger einen Schritt zur Bewerbung. Der König Ludwig hatte selbst den Gedanken gefasst, diesen aber nicht ausgeführt, ohne zuvor die Meinungen bedeutender Personen eingeholt zu haben. Und es fehlte nicht an starkem Widerspruch von Solchen, die entweder einen andern ebenfalls verdienten

und energischen Mann wollten, oder auch gerade ihn seiner Eigenthümlichkeit wegen nicht wollten. Der Minister, unter welchem er bis dahin arbeitete, gab zur Antwort: Fr. Roth werde nicht unterlassen, der Regierung bei Gelegenheit sein attisches Salz in's Gesicht zu sprengen, erkannte aber seine vorragende Tüchtigkeit für die Stelle an. Als der König entschieden hatte, freuten sich Alle der Wahl, welche unsrer Kirche wohlwollten, selbst katholische Geistliche, ungeachtet Fr. Roth als strenger Protestant angesehen war. Am 13. März 1828 in die Residenz berufen, durfte er aus des Königs eigenem Munde seine Ernennung zum Präsidenten vernehmen, und der König selbst ermahnte ihn, sein Amt ohne irgend anderweitige Rücksicht nur nach bestem Wissen und Gewissen zu führen. „Was hälfe es dem Menschen," erwiederte er, „wenn er die ganze Welt gewänne" — und der König unterbrach ihn, indem er hinzusetzte, „und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Er trat in den neuen Beruf voll von Bewunderung der göttlichen Führung, deren eigenthümliche Wege er in ernstem Nachdenken oft betrachtet hatte. Denn auch aus der Geschichte hatte er, je tiefer er eindrang, desto lauter den Ruf zur Demuth vernommen; und von der Demuth aus, die er im eigenen Leben und in der Geschichte gelernt hatte, konnte er, zum reifen Manne geworden, ebenso zum Glauben aufwärts steigen, wie er dreissig Jahre vorher in jugendlicher Schwärmerei den Glauben tief unter sich gesehen hatte. Er hatte sich aber schon längere Zeit neben den andern philologischen und geschichtlichen Studien mit religiösem Stoffe viel beschäftigt, besonders mit Luthers Schriften, dann, als er in die nächste Verbindung mit F. H. Jakobi getreten war, mit Hamann; und der tägliche Umgang mit Jakobi förderte seine religiöse Stimmung, ungeachtet der edle Greis es selbst beklagte, dass er sich das Positivste im Christenthum nicht aneignen könne. Zu Luthers Werken hatte ihn zuerst der philologische Trieb hingeführt; er hob das Vollendetste in der Sprache, dasjenige, worin der Geist des Reformators sich am reinsten und schönsten kund gibt, hervor, woraus dann die Sammlung mit dem Titel Dr. Martin Luthers Weisheit entstand, welche 1816 zu Nürnberg im Drucke erschien. Bei Hamann reizte ihn zunächst dessen Auffassung griechischer Weisheit im Einklang mit der geoffenbarten Wahrheit, die Vereinigung antiken Sinnes mit dem christlichen. Wann ihm der Glaube an das einfache Bibelwort zum Herzensbedürfnisse geworden sei, wüsste ich nicht zu sagen; wohl aber ist gewiss, dass er nimmermehr gewagt haben würde, Vorsteher einer Kirche zu werden, deren Glaube nicht der seinige gewesen wäre.

Er fand den Rationalismus im geistlichen Regiment und bis auf die niederste Stufe des Klerus, dann unter protestantischen Lehrern, Beamten und Bürgern so ganz vorwaltend, dass die Wenigen, welche dem Glauben unsrer Kirche treu blieben, selbst in den vorherrschend protestantischen Landestheilen als Sektirer missgeachtet, gedrückt, oft beinahe verfolgt wurden. Fr. Roth hielt sich nicht für befugt oder berufen, Andern seinen Glauben aufzunöthigen, und ein Bekenntniss mit dem Munde, ohne Ueberzeugung, erschien ihm schon in politischen, vielmehr in religiösen Dingen ganz verwerflich. Auch wollte er den Predigern nicht selbst predigen lassen: es ist, dachte er, das Wort sehr nahe bei dir in deinem Munde, und in deinem Herzen, dass du es thuest (Dav. 30, 14). Aber auf die heil. Schrift, die Symbole, die Heiligkeit des Berufes und des Amtsgelöbnisses, auf die Pflichten des geistlichen Vaters der Gemeinde, auf die Verbindlichkeit zur wissenschaftlichen Fortbildung wurde mit Ernst hingewiesen. Doch gerade diese Pflege des geistlichen Regiments reizte zu heftigem Widerstand und erbittertem

Angriffe. Denn was den Meisten mit einem gewissen Stolze ihr Rationalismus hiess, war nichts weniger als ein religiöses oder wissenschaftliches System, sondern vielmehr der Widerstand dessen, was die heil. Schrift das Fleisch nennt, gegen Alles, was im Christenthum dem Eigenwillen unbequem ist, zunächst gegen die Lehre von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen; da man denn, weil dergleichen aus der Bibel nicht zu streichen war, und darüber gepredigt werden musste, zu deuten und zu drehen und die Inspiration der Vernunft über die der heil. Schriften zu setzen, ja diese selbst als veraltet zu verdrängen sich bemühte. Es war natürlich, dass diese Art von Bekennern des Rationalismus ihren Widerstand nicht denjenigen Anforderungen entgegensetzte, deren gute Begründung und Billigkeit sie nicht leugnen konnten. Dagegen bekämpften sie die vornehmsten Dogmen unsrer Kirche mit allen Waffen, nicht des Scharfsinnes und der Wissenschaft, sondern mit Schmähungen und Lästerungen jeder Art gegen die Obern, denen sie Symbolatrie und despotisches Hinarbeiten auf Verfinsterung der Geister zur Last legten; besonders in einer 1831 begonnenen und bald verschwundenen Zeitschrift, welche der damals viel genannte Stifter der Lautirmethode herausgab. Fr. Roth hat niemals etwas gethan, sich gegen diese oder andere Angriffe zu vertheidigen oder dieselben abzuschneiden. Aber das erkannte er, dass es seine Aufgabe sei, dafür zu sorgen, dass ein anderes wissenschaftliches und gläubiges Geschlecht von Geistlichen *

---

* Unter Andrem sollten hiezu zwei Anstalten dienen, beide im Jahr 1833 gemacht, einmal das Ephorat für die Studierenden der Theologie in Erlangen, und zweitens die Einrichtung, dass immer vier (jetzt sieben) Kandidaten des Predigtamts, welche ihre theologischen Studien absolvirt haben, in München unter den Augen des Oberkonsistoriums durch weitere vorzugsweise praktische Studien sich für ihren Beruf noch ferner ausbilden sollten. Das Ephorat in Erlangen hat nur fünfzehn Jahre bestanden. Folgende Stelle aus einem Briefe Fr. Roths an den Ephorus, Prof. Dr. Höfling in Erlangen vom 15. Septbr. 1833 zeigt, welcherlei Bildung er als nothwendig für den Geistlichen ansah.

Noch vielmehr aber würde ich mir von einer anderen Wirksamkeit versprechen, zu welcher ich Sie und die Repetenten auffordern möchte. An den meisten, auch den besseren Prüfungsarbeiten liessen mich vielerlei Wahrnehmungen auf eine nur geringe Bekanntschaft mit der klassischen Literatur schliessen. Ich bedauerte das, ohne mich darüber zu verwundern, da ich weiss, wie mancherlei Irrthum und Wahn von diesem Studium abkehrt, dem überdiess häufig eine Richtung gegeben wird, deren Unfruchtbarkeit abschrecken kann. Niemand ist entfernter als ich von dem Wunsche, dass unsere jungen Theologen sich in die sogenannte Alterthumswissenschaft, in die vermeintlich selbstständige Philologie vertiefen möchten. Nicht einmal denen würde ich diess wünschen, die sich zugleich auf das Schulamt vorbereiten. Eine vertraute, fruchtbare Bekanntschaft mit den hohen Geisteswerken des klassischen Alterthums ist von jener weitläufigen, gelehrten Ausrüstung nicht nur unabhängig, sondern gedeiht oft besser bei Entbehrung derselben. Dass ich eine solche Bekanntschaft, mit Einem Autor wenigstens, allen unseren Theologen, und zwar als die beste Zugabe zu ihrem Fachstudium herzlich wünsche, das gestehe ich offen. Ich wünsche sie ihnen hauptsächlich als ein Schutzmittel gegen die unabwendbaren Eindrücke der neuesten Literatur. Hat man durch Eindringen, welches anhaltender Betrachtung immer gelingt, an jenen Werken eine vollendete Form, sowie einen reichen Gehalt einmal kennen gelernt, so ist es unmöglich, durch Geringeres, das ein Tag um den andern bringt, so schimmernd es auch sein mag, hingerissen und verführt zu werden. Je erschütterter heutzutage die alten Autoritäten, je zudringlicher die anmasslichen neuen sind, desto ernster ist an die Jünglinge, damit sie nicht in die schmählichste Knechtschaft gerathen, die Aufforderung zum Selbstdenken. Von diesem aber sagt ein grosser Kenner, „dass man es aus den Alten mehr lerne; dazu trägt ihre Manier beim Untersuchen viel bei, und sollten auch in alten Philosophen weniger Sachen sein als in neuen. Bei diesen sind es meist nur die Resultate, welche uns interessiren; bei Griechen und Römern aber ist der Gang der Untersuchung weit lehrreicher. Und hierin zeigt sich die Ueberlegenheit der Alten am deutlichsten. (F. A. Wolf, Leipzig. Lit. Zeitg. Int.-Bl. Nr. 18 d. J.) Zudem steht Pindar und Sophocles, selbst Homer und Virgil dem Christenthum nicht so ferne, als hochge-

nachwüchse; und ungeachtet seine eigenthümliche amtliche Stellung ihm keinen unmittelbaren Einfluss auf Schule und Universität zuliess, ist ihm und gleichgesinnten Freunden, unter denen Niethammer ihm am nächsten stand, dieses in der Weise gelungen, dass das geistliche Amt kaum anderswo mit solcher Redlichkeit und Treue gepflegt wird, als in der baierischen protestantischen Kirche.

Hatte Fr. Roth im eigenen Lager heftigen Widerstand gegen das Wirken in seinem Berufe gefunden, so war der Kampf, den er, nicht mit der katholischen Kirche, sondern mit einer Partei aus derselben zu führen hatte, noch peinlicher und schwerer. Nicht blos, dass die Reformation und die Person unsers Kirchenvaters, das Wesen und die Richtung unsrer Kirche in Zeitschriften und Monographieen mit Hohn und giftiger Lästerung überschüttet wurde: derjenige Minister selbst, dem auch das Oberkonsistorium untergeordnet war, übte vom Jahr 1838 an einen in konstitutionellen Staaten unerhörten Druck auf unsre Kirche, besonders dadurch, dass die Bildung neuer protestantischer Gemeinden auch da, wo das Bedürfniss durch Zahlen nachgewiesen, und wo die Mittel durch äusserste Anstrengung kirchlichgesinnter Protestanten aufgebracht und flüssig waren, in jeder Weise erschwert, Kollekten zur Aufbringung der Mittel als Eingriffe in die Prärogativen der Krone behandelt, die Anerbietungen des Gustav-Adolph-Vereines anzunehmen verboten, die Fürsorge der geistlichen Oberbehörde

---

feierte neuere Dichter sich ihm gestellt haben, und die Pflicht gegen die Obrigkeit wird in dem Krito erbaulicher gelehrt, als in Predigten, die neuerlich zu Weimar und Leipzig gehalten wurden. Ich breche ab, wiewohl ich eine Hauptsache, den Vortrag, der von den Alten zu lernen ist, gar nicht berührt habe. Genug, hoffe ich, um den oben ausgesprochenen Wunsch zu rechtfertigen, dem auch so grosse Namen, wie Melanchton, Calvin, Grotius das Wort reden. So eingenommen bin ich jedoch von der eingestandenen Vorliebe nicht, dass ich Antreiben zum Lesen der Klassiker begehrte. Nur wo Empfänglichkeit und Neigung ist, wünsche ich diese aufgemuntert und gepflegt. Ich müsste mich sehr irren, wenn nicht bei der Mehrzahl jene Empfänglichkeit vorausgesetzt werden dürfte, die oft nur der Gelegenheit und Anregung entbehrt. Wo sie aber sich nicht findet, da ist gewöhnlich doch Geschick und Neigung entweder zur Naturkunde oder zur Mathematik, oder zur Geschichte. Auch das verdient Aufmunterung, obgleich diese Studien dem künftigen Diener des Wortes minder förderlich zu sein scheinen, als die Philologie. Allein davon abgesehen, werden diese eben so gut das leisten, was nach meiner Ansicht noch schätzbarer als der unmittelbare Nutzen ist: die Kräfte und Triebe zu beschäftigen und zu befriedigen, die, indem sie Abwechslung und Erholung von dem Beruf-Studium suchen, leicht auf das Niedrige und Schädliche verfallen, wenn sie nicht von dem Bessern angezogen werden. Diess ist die wichtigste Rücksicht, in welcher ich jedem unserer jungen Theologen ein Nebenfach und in demselben Aufmunterung und Anleitung wünsche. Eine Wirksamkeit in diesem Sinne, mittelbar oder unmittelbar von den Repetenten ausgeübt, wird zuverlässig die Aufsicht auf das Sittliche ungemein erleichtern. Doch ist mir eine andere Betrachtung beinahe gleich wichtig, die auf denselben Wunsch führt. Einst war die protestantische Geistlichkeit, zwar nicht so ausschliessend und darum auch nicht so herrisch, als weit früher die katholische, jedoch sehr überwiegend, Inhaberin und Bewahrerin aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die in der philosophischen Fakultät vorgestellt ist. Seitdem der Wahn von allgemeiner Nützlichkeit der Theilung der Arbeit und Scheidung der Fächer auch in das Reich der Wissenschaft eingedrungen, und seitdem den sprechendsten Erfahrungen zuwider geglaubt worden ist, jedes Fach, jedes Geschäft fordere für sich allein seinen Mann, hat jener Besitz der Geistlichkeit, zu grossem Schaden der Kirche, wie des Gemeinwesens, fast aufgehört. Nur in England dauert er noch fort (so dass z. B. der jetzige Erzbischof von Dublin kürzlich die staatswirthschaftlichen Vorlesungen hat drucken lassen, die er als Professor zu Oxford gehalten), und ist dort eine der grossen Stützen wie der Kirche so des Staates. Bei uns war jene nachtheilige Veränderung eine Hauptursache und ein Vorwand des heillosen Begehrens einer sogenannten Emanzipation der Schule, dem jetzt noch zu viel entgegen steht, in Bayern wenigstens, als dass man fürchten müsste, ihm zu unterliegen, das aber in die Länge mit sicherem Erfolge nicht anders bekämpft werden kann, als durch eine Bildung der Geistlichkeit, die ihr den alten Platz an der Spitze der allgemeinen Bildung wieder anweist.

für die Pastoration zerstreuter Protestanten durch jedes unedle Mittel erschwert oder vereitelt wurde. Das Härteste aber war eine Kriegsministerialordre von demselben Jahre, welche allen, somit auch den protestantischen Soldaten die Verpflichtung auferlegte, sich vor demjenigen auf die Kniee zu werfen, was von der römischen Kirche das Sanktissimum genannt wird. Es blieb sieben Jahre lang vergebens, dass das Oberkonsistorium, dass auch viele Einzelne, deren innerer oder äusserer Beruf es mit sich brachte, das schwere Unrecht solch eines Zwanges an's Licht stellten. Die Erniedrigung wurde so weit getrieben, dass man das Oberkonsistorium im Jahr 1843 zwang, den beiden Generalsynoden in Ansbach und Baireuth durch seinen eigenen Kommissär zu verbieten, die beiden Hauptbeschwerden der Protestanten wegen des Gustav-Adolph-Vereins und wegen der Kniebeugung, in ihren Anträgen zu berühren. Mein Bruder hat sich später gegen Freunde über sein Verhalten in diesen Dingen und gegenüber dem Haupte der feindseligen Partei ausgesprochen: „er sei oft in Versuchung gewesen, loszubrechen, was auch ohne Zweifel geschehen sein würde, wenn er zwanzig Jahre jünger gewesen wäre; er habe aber jedesmal die Wahrscheinlichkeit des Misslingens, und in dessen Folge eines noch härteren Druckes seiner Kirche grösser gefunden, und daher das Zuwarten vorgezogen." Er selbst stand fest im Vertrauen zum Könige, der immer auf's Neue seinen ernstlichen Willen gegen ihn erklärt hatte, dass unsre Kirche innerlich gestärkt und gehoben werde. Auch war ihm klar, dass selbst die höchste Gewalt im Staate nicht immer und nicht sogleich könne, was sie will. Während aber seinerseits nichts unterlassen wurde, um den Rechtsstand seiner Kirche zu wahren, schrieen ihn die Gegner als einen Vorsteher aus, welcher, um nach Oben hin zu gefallen, seine Glaubensgenossen preisgebe: er wurde laut und heftig der Servilität, theilweise sogar der Hinneigung zum Katholicismus angeklagt. Diesen Lästerungen und dem Drucke der Protestanten durch die Kniebeugung ist er durch eine am 28. Januar 1842 im Reichsrath zu München gehaltene, auch in weitern Kreisen bekannt gewordene Rede * öffentlich entgegengetreten: es konnten auch die hitzigsten Widersacher nicht leugnen, dass diese Rede eine der freisinnigsten war, die jemals dort vernommen worden waren. Die Kniebeugung ist aber erst im Jahre 1845, dem Tag vor Eröffnung der Ständeversammlung, abgethan worden, und zwar in Folge eines Briefes, der von Fr. Roth an den König Ludwig gerichtet wurde.

Er hatte zwanzig Jahre mit wachsendem Segen als Präsident des Oberkonsistoriums gewirkt, als er bei ungeschwächter Kraft, obwohl schon acht und sechzig Jahre alt, am 1. April 1848 mit seinem Abschied von dieser Stelle überrascht wurde. Man glaubte eine Bewegung, welche von Anfang an und schon lange auf das Niederwerfen aller Autorität ausgieng, dadurch beschwichtigen zu können, dass man dem Hasse derjenigen, welche das lauteste Geschrei erhoben, den Mann opferte, welcher von den Feinden der Autorität am meisten gehasst war. „Das hätte ich nicht gethan," sagte der König Ludwig laut, so dass manche Anwesende es hörten; und nachher versicherte der König meinem Bruder selbst, er freue sich dessen insbe-

* Diese Rede ist S. 142 ff. in der Auswahl mündlicher und schriftlicher Aeusserungen des Präsidenten von Roth in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlung 1828 bis 1847 zu lesen. Die Auswahl ist zu München 1852 bei Georg Franz erschienen. Dagegen hat Fr. Roth 1851 eine Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften bei J. G. Weiss auf eigene Kosten drucken lassen, und der Buchhandlung Heyder & Zimmer zu Frankfurt zum Besten des Pfarrwaisenhauses in Windsbach in Kommission gegeben.

sondere, dass er frühern wiederholten Anforderungen, ihn zu pensioniren, immer widerstanden habe. Er selbst ertrug den harten Sshlag mit dem Gleichmuth, welcher dem Christen und dem Jünger griechischer Weisheit ansteht; erst sieben Monate später kam ihn heftigere Entrüstung an, als der schriftliche Antrag des damaligen Ministers des Innern auf seine Entfernung mit den von allerlei Helfern zusammengebrachten Motiven ganz zufällig in seine Hände gerieth. Wie jener Manlius vom Volkstribun Pomponius (Liv. VII, 4) wurde er von denen, welche ihn stürzen wollten, seines eisernen Willens wegen angeklagt, den er, wie im Amte, so gegen die eigene Familie, walten lasse. Das erkannte er jetzt, dass er von jeher der Welt zu liebe zu wenig gethan, dass er sich zu viel gesondert hatte. Auch wurde ihm beinahe von keiner Seite, die königliche Familie und die nächsten Freunde ausgenommen, Theilnahme bezeugt: er schien, was die Welt jederzeit verdriesst, zu sehr auf eigenen Füssen zu stehen. Aber jenes Jahr des Irregehens und Strauchelns brachte noch allerlei andere Dinge, die ihn überzeugten, dass er zu rechter Zeit aus dem Weinberg abgerufen worden sei. Er trat auf des regierenden Königs ausdrücklichen Befehl in den Staatsrath ein, und nach der Vollendung fünfzigjährigen Dienstes in den Ruhestand.

Dieses allein hat er selbst gesucht und begehrt, gegen des Königs Max bestimmtes Verlangen, der auch von da an sich seines Rathes in den wichtigsten Geschäften bediente. Sonst, im ganzen Laufe seines Lebens, von seiner Versetzung nach Nürnberg an, hat er nur genommen, was ihm von selbst zukam, und ist er gegangen, wie er geführt wurde, der Ueberzeugung lebend, dass er auf's Warten angewiesen, dass es ihm heilsamer sei, sich führen zu lassen, als selbstgewählte Wege zu gehen. So lebte er denn auch im Amte, als dem nicht gewählten, sondern auferlegten Berufe, und fand in diesem Glauben die Kraft, das, was gethan werden sollte, mit Selbstverleugnung und Energie auszuführen. In diesem Sinne hat er auch Geschäfte, die ihn gar nicht ansprachen, wie als Finanzrath die des Zollreferats, mit gleicher Gründlichkeit, auch in der Ausführung, behandelt, wie wenn er eine gelehrte Arbeit vor sich hätte; und als Vorsteher der Kirche die Predigten, welche zu gewissen Zeiten von der Geistlichkeit einzusenden waren, und die Prüfungsarbeiten der Kandidaten — Beides oft eine peinliche Aufgabe — mit unermüdetem Fleisse durchgesehen. Er betrachtete sich selbst nie als den Herrn der ihm befohlenen Dinge, sondern forderte von sich und den Bei- und Untergeordneten die Treue des Haushalters, zuerst bemüht, den Rechtsstand überall herzustellen, wo dieser nothgelitten hatte, dann aber bereitwillig und strebsam, jede Billigkeit zu üben. Denn er glaubte, dass das Bessere immer da sei, nur zu Zeiten verdunkelt und zerstreut; und die Hoffnung hat ihn nicht getäuscht, dass ihm das Bessere zu sammeln und hervorzuziehen gelingen werde, obwohl er, misstrauisch gegen seine Einsicht, jederzeit das negative Wirken für das sichrere ansah, da dieses dem Guten den Weg und die Mittel schaffe, durch die eigene inwohnende Kraft aufwärts zu kommen, und an's Licht zu gelangen. Ebendarum achtete er jede redliche Ueberzeugung, auch wo sie der seinigen entgegenstand: eigene Gedanken Andrer hielt er hoch, während das Angelernte und Nachgesprochene ihn anwiderte. Er verlangte die strengste Unterordnung unter die Zwecke, voll Achtung auch für den Geringsten von Denen, welche unter ihm dienten, wenn er sich treu und nachdenkend erwies. Streng gegen sich und Andre in Allem, was der Anstand gebietet, legte er auf die Geschäftsformen nur den Werth, welcher ihnen gebührt, und war zwar nicht gleichgültig gegen den Respect, der ihm persönlich

erwiesen wurde; aber die übermässige Devotion in Briefen, oft gerade von Solchen bezeugt, die ihn anfeindeten und verfolgten, reizte ihn zum Spotte. Das aber vermochte er nicht, im Zwiegespräche um das zu bitten und das als persönliche Gefälligkeit nachzusuchen, was ihm als unzweifelhafte Pflicht des Andern erschien. Oft mochte er auch darum als schroff genommen werden, weil es ihm Grundsatz war, da zu schweigen, wo er nichts Freundliches zu sagen wusste. Er fürchtete zu sehr concredere nugas hoc genus: hora quota est? Threx est Gallina Syro par? Matutina parum cautos jam frigora mordent (Hor. Sat. II, 6, 43).

Von Natur heftig und zufahrend, arbeitete er in der Weise an sich selbst, dass er mit den Jahren immer schonender und milder wurde. Zartere Gefühle, die ihn bewegten, konnte er leichter schriftlich als mündlich äussern. Aber dass sie in ihm wohnten, haben alle Diejenigen erfahren, welchen er irgend Liebes und Gutes erweisen konnte; vor Allen seine Gattin, mit welcher er dreiunddreissig Jahre lang in solcher Herzensvereinigung lebte, dass sie ihm nach seinem Ausdrucke pars animae wurde. Es war zwischen den beiden Gatten eine Gemeinschaft zuallererst der religiösen und sittlichen, aber auch der andern geistigen Güter, wodurch der eine Theil zu einer fast männlichen Selbstständigkeit des Urtheils erhoben, des andern Stimmung durchgehends erweicht und gesänftigt, beide aber veredelt wurden. Durch ihn lernte seine Gattin das Beste von der alten und neuen Literatur, was ihr im Original oder durch Uebersetzungen zugänglich war, kennen und geniessen; durch sie wurde ihm das Land zur Heimath, dem er durch seine Geburt und seine natürliche Neigung nicht angehörte.

Zwischen ihm und dem Theile der Gesellschaft, auf den er durch seine Stellung gewiesen war, machte das eine ihm selbst auch fühlbare Scheidewand, dass er die gemeinsamen Genüsse nicht zu achten schien, worin die Welt eine Erholung geistiger Art zu finden oder auch eine geistige Thätigkeit zu üben glaubt. Er ist, meine ich, nach seinem Aufenthalt zu Paris im Jahr 1804 niemals im Theater gewesen; und von der Musik zog ihn nur die geistliche an, die er daheim gerne hörte. Er sah das wohl, dass er sich nicht einbürgere, weil doch am Ende nur der Antheil an denselben Genüssen zur Geselligkeit führt, und wendete öfters auf sich an, was im Ps. 120 gesagt ist: „Wehe mir, dass ich ein Fremdling bin unter Mesech; ich muss wohnen unter den Hütten Kedars.“ Aber er freute sich des gesellschaftlichen Zusammenlebens da, wo ein lebhafter Austausch der Gedanken stattfand, nicht nur früher in Nürnberg, sondern auch noch zu München, wo er geselliger Gemeinschaft mit Breyer, Jakobi, Niethammer, Schelling, Thiersch pflegte. Mit den Jahren zog er sich fast ganz in sein Haus zurück, weil er da allein seine strenge Lebensordnung einhalten konnte. Hier freute es ihn, fremde Gelehrte, die ihn häufig aufsuchten, besonders die Geistlichen und Kandidaten des Predigtamts, dann Landsleute, welche kürzer oder länger in München verweilten, und die näher stehenden Freunde jede Woche zu bewirthen, unter denen Heinrich Schubert immer sein regelmässiger und liebster Gast war.

Der beständige Umgang mit Büchern hatte ihn so wenig gegen die Annehmlichkeiten, welche durch die Sinne eingehen, gleichgültig werden lassen, dass ihn das Leben in seinem Garten und auf einer kleinen Besitzung, zwischen Nürnberg, Fürth und Erlangen gelegen, die Pflege der Rosen und der Reben, der Gesang der Vögel, die in der Nähe des Gartens nisteten, ja dass ihn der Auf- und Niedergang der Sonne immer auf's neue erfreute. Allerdings aber blieb ihm bis zum Ende die Geistesthätigkeit seine höchste Lust und der Verkehr mit den

Alten der Mittelpunkt dieser Thätigkeit. Für den Druck zu arbeiten verlangte ihn selten: ein schon in den dreissiger Jahren vollständig ausgearbeitetes Manuscript, die Geschichte der Deutschen von der Völkerwanderung bis auf Carl d. Gr., hat er zu vernichten befohlen; aber vom Jahr 1835 an übernahm er nach König Ludwigs Wunsch die Herausgabe der damals beginnenden Münchner Gelehrten Anzeigen, in deren Devise Liba recuso, pane egeo er den Sinn ausdrückte, mit dem er die neue Zeitschrift einleitete und fortführte. Vieles darin ist von ihm selbst, vornehmlich Anzeigen bedeutender, sonst in Deutschland kaum bekannt gewordener englischer Werke. Mit den Alten lebte er so ununterbrochen fort, dass er auch Nachts, wenn er wachte, sich bedeutende Stellen ihrer Werke vergegenwärtigte. Er wusste deren unzählige auswendig; wo ihm aber ein Wort fehlte, musste er vom Bette aufstehen und nachschlagen; sonst hätte er den Schlaf nicht mehr gefunden. Zu Zeiten hat er sich mit einzelnen Autoren mehr beschäftigt, als mit denen, welche er am höchsten hielt: z. B. mit Pindarus, Plato, Aristophanes, Catullus, Lucretius. Ich fand ihn drei Monate vor seinem Tode äusserst begierig* auf Lachmanns Ausgabe wegen einer einzigen Leseart im zweiten Buche von De rerum natura. Doch Homer, Thucydides, Horaz, Tacitus blieben ihm die liebsten, Ilias, Odyssee, Virgil's Georgika liess er sich etwa von seinem 58. Jahre an der Reihe nach alle Morgen vorlesen, und der Seinigen wegen, die dabei waren, auch die Vossische Uebersetzung dazu. Es wehe ihn, sagte er, wie die frischeste Morgenluft an, wenn er in der Frühe Homers Stimme vernehme.

Von wiederholten Krankheiten, die ihn zuerst gegen das Ende seines acht und sechszigsten Jahres immer zu Anfang des Winters befielen, erholte er sich dreimal im Frühling; er sah aber darin die Mahnung, sich zum Abschiede vorzubereiten. Am 21. Januar 1852, demselben Tage, an welchem zehn Jahre zuvor seine Gattin von ihm genommen worden war, ist er im Frieden nach kurzer Erkrankung gestorben.

Nach diesem Vortrage erklärte der Präsident die sechszehnte Philologenversammlung als eröffnet, indem er anfügte, dass er vom K. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens angewiesen sei, die Versammlung im Namen und Auftrag der königlichen Regierung willkommen zu heissen und von dem Interesse, das dieselbe ihren Verhandlungen schenke, zu versichern. Der Vorsitz wurde hierauf von Professor Dr. *Walz* eingenommen, welcher als die nächste Aufgabe die Konstituirung des Bureaus bezeichnete. Derselbe schlägt für die Stellen der Secretäre vor:

die Herren Professor Dr. *Dietsch* aus Grimma,
Dr. phil. *Deuschle* aus Magdeburg,
und von Inländern Professor *Kern* aus Stuttgart,
Professor *Rieckher* aus Heilbronn.

Da die Versammlung mit diesen Vorschlägen einverstanden ist, so bittet Vicepräsident *Walz* die Herrn, die Plätze am Secretariatstische einzunehmen. Hierauf wird das Verzeichniss der Mitglieder vorgelesen, wobei die Anwesenden bei Aufruf ihres Namens sich erheben. Das Verzeichniss zählt bis jetzt 278 Personen.

* Ob Lachmann II, 632 numine behalten werde. L. hat momine gesetzt.

Sofort wird auf den Vorschlag des Vicepräsidenten *Walz* die Commission für Bestimmung des nächsten Versammlungsortes zusammengesetzt, und zwar nach dem sonstigen Herkommen aus den anwesenden Präsidenten der frühern Versammlungen und den beiden der gegenwärtigen. Es gehören somit dazu die Herren

Oberstudienrath Dr. *Roth* aus Stuttgart,
Professor Dr. *Walz* aus Tübingen,
Professor Dr. *Roth* von Tübingen,
Geh.Rath v. *Thiersch* aus München,
Die Professoren *Döderlein* und *Naegelsbach* aus Erlangen,
" " *Gerlach* und *Vischer* aus Basel,
und die beiden Directoren *Kramer* und *Eckstein* aus Halle.

Es wird nun zur Constituirung der Sectionen geschritten.

Professor Dr. *Roth* aus Tübingen ersucht die Herren Collegen der orientalischen Abtheilung, ihm in ihr Lokal, ein anderes Zimmer des Ständehauses, zu folgen und ladet sämmtliche Theilnehmer der Versammlung ein, sich bei ihnen als Zuhörer einzufinden. Die Orientalisten verlassen hiemit den Saal.

Vicepräsident *Walz* schlägt vor, dass die pädagogische Section in demselben Saale bleiben und hier sich constituiren solle, und fragt weiter an, ob das Bedürfniss in der Versammlung vorhanden sei, noch andere Sectionen zu bilden.

Director *Eckstein* aus Halle sagt, es sei in Hamburg der Versuch gemacht worden mit einer archäologischen Section, aber er glaube, dass die Zahl der Theilnehmer hier, wo die Schulmänner überwiegen, zu gering sein würde. Seine Befürchtung, dass eine solche auch nicht die rechte Zeit zu finden wüsste, wird zwar von *Walz* gehoben, welcher ihr Nachmittags- oder Abendstunden zuweisen will; da sich aber wirklich nicht genug Theilnehmer zu zeigen scheinen, so wird diese Frage vorderhand verlassen.

Nach den Verhandlungen über die Constituirung der pädagogischen Section, welche aus dem besondern Protokolle derselben zu ersehen sind, bittet Vicepräsident *Walz* diejenigen Herren, die sich zu Vorträgen in der allgemeinen Versammlung bereit zeigen, ihm bis vor Tisch davon Nachricht zu geben. Er theilt das Verzeichniss der bis jetzt angemeldeten Vorträge mit:

Professor *Dietsch* aus Grimma: über richtige Auffassung und Würdigung des Sallust;
Dr. *Bachofen* aus Basel: über das Wesen des Weiberrechts;
Professor *Gerlach* aus Basel: über die Gesetzgebung des Zaleukos und des Charondas;
Dr. *Julius Braun* aus Heidelberg: über phönizische Kunst und deren Einwirkung auf Griechenland;
Professor *Klein* aus Mainz: über Württemberg in der Römerzeit und die Inschriften aus jener Zeit;
Professor *Hassler* aus Ulm: über die Frage, ob die Alten geraucht haben? unter Vorzeigung der antiken Pfeifen;
Pfarrer *Ludwig* aus Beutelsbach: über pindarische Rhythmen.

Hierauf werden noch nach herkömmlicher Weise die Statuten vorgelesen, und zwar nach der Fassung und mit den Aenderungen, wie sie in Hamburg zuletzt festgesetzt worden sind.
Hiermit wird die Sitzung Mittags 12 Uhr geschlossen.

Zweite allgemeine Sitzung.

Mittwoch den 24. September, Morgens 10 Uhr.

Die Sitzung wird eröffnet durch Vicepräsident *Walz.*

Es werden zunächst die neueingetretenen Mitglieder verlesen, die Zahl der Theilnehmer beträgt jetzt 323. Hierauf liest Professor *Dietsch* aus Grimma seinen Vortrag über Sallust.

Ueber Sallustius gehen noch in neuester Zeit die Urtheile ganz auseinander. Man vergleiche z. B. die Vorrede zu Kritz's neuester Ausgabe mit Schlosser's Weltgeschichte IV, S. 163 f.: Die römische Kaiserzeit hat zwar harten Tadel ausgesprochen, aber nur über sein Leben, seinen schriftstellerischen Werth dagegen durchaus hoch gestellt. Ueber allem steht das Urtheil des Tacitus*, der mit dem Ausdruck rerum Romanarum florentissumus auctor hinlänglich bezeichnet, dass ihm das Streben, durch Geisteswerke sich unsterblichen Ruhm zu erwerben, vollkommen gelungen. Wie kann aber eine Leistung wahrhaft gut sein, wenn der Urheber ein unreines und beflecktes Herz in sich trägt?

Wer daher an die Aechtheit der bekannten declamationes glaubt, wer die Schmähungen des Lenäus dem Zeugnisse des Suetonius entgegen nicht für eine Ausgeburt fast wahnsüchtiger Gereiztheit nimmt, wer dem späten Hieronymus mehr Glaubwürdigkeit beimisst, als dem schon vor Quintilian lebenden Verfasser der einen declamatio — nun der mag über Sallustius den Stab brechen, aber er sage nur nicht, dass er mit Liebe die Werke eines heuchlerischen, frechen Schurken studiere. Freilich was Gellius nach Varro über den Umgang mit Milos Gattin berichtet hatte, — um von den Scholiasten zu Horatius, die offenbar grobe Verwechselung sich zu Schulden kommen liessen, abzusehen — kann als ein Stadtgeklatsch betrachtet, aber doch nicht so ohne weiteres als rein aus der Luft gegriffen abgewiesen werden, um so weniger, als wir wohl bei Appius Claudius so viel Klugheit voraussetzen dürfen, dass er für die Ausschliessung aus dem Senat, wenn schon sie nur ein Parteikniff war, wenigstens einen plausibeln Grund werde aufgetrieben haben. Den Sallust für einen sittlich ganz Verworfenen zu halten, berechtigt das Factum eben so wenig, als die Wiederherstellung durch Cäsar ihn von jedem sittlichen Mackel freizusprechen. Das plötzliche Aufgeben der Angriffe gegen Milo und Cicero musste allerdings — namentlich beim Vorhandensein des oben bezeichneten Gerüchts, — verdächtig erscheinen (Ascon. in or. pr. Mil. 21), tiefer schauende werden aber gewiss die Erkenntniss, wie der Gegner Pompejus dadurch nur gefördert werde, als Ursache wahrscheinlich finden. Dass übrigens bei Cicero, der doch sonst seine Gegner nicht schont, auch nicht eine leise Hindeutung auf Sallust sich findet, muss darauf führen, dass er weniger Blössen bot

* (ab exc. D. Aug. III, 30).

als andere. Die Dienste, welche er Cäsar geleistet, sind durch dessen Anerkennung über jeden Zweifel erhaben, schwer jedoch ist die Anklage, dass er seine Provinz Africa nova, wie ein zweiter Verres, ausgeplündert. Allein es ist nicht erwiesen, dass sein Reichthum dorther allein stammte, dagegen bezeugt,* dass Cäsar starke Contributionen, namentlich von den dortigen Römern, einzutreiben befohlen. Die Repetundenklage war nun ein gewöhnliches Parteimittel, von Emporstrebenden gern angeregt, am begierigsten von denen ergriffen, die sonst geschont, sich gerechtermassen zur Steuer gezogen, oder an widerrechtlichem Gewinn gehindert sahen; von Cäsar aber lässt sich nicht erwarten, dass er den Prozess werde gehindert haben, wenn Sallust mehr als ein vielleicht etwas reichliches Salair für seine Amtsverwaltung genommen gehabt hätte. Man hat freilich sogar des Schriftstellers eigne Worte als Beweis gegen ihn vorgeführt. Können aber multa advorsa (C. 3) etwas anderes sein, als in Cotta's Rede (Fr. II, 50, 1), äussere Widerwärtigkeiten, miseriae atque pericula, wie es im folgenden heisst? Behauptet Sallust nicht geradezu von sich, dass sein Geist insolens malarum artium gewesen; und erkennt er an der fama et invidia sich selbst eine andere Schuld zu, als dass er aus Ehrgeiz sich nicht zeitiger aus dem lasterhaften Leben zurückgezogen? War er so frech, der Wahrheit offen Hohn zu sprechen, so unklug, nicht zu sehen, dass er durch seine Urtheile über andere das Andenken an die eignen Sünden wach rufen müsse? Ist herbe Bitterkeit gegen andere vielleicht ein Zeichen ächter Reue oder geheimer Gewissensbisse? Sallust war ein Römer seiner Zeit. Er hat wohl eben so gut, wie Cäsar** sein Glück bei schönen Frauen versucht, und die Kunst verstanden, sich Geld zu machen und zu geniessen, aber mit Reue hat er gewiss nicht darauf zurückgeblickt. Er der über Sulla urtheilt (J. 95): otio luxurioso esse, tamen ab negotiis numquam voluptas remorata, nisi quod de uxore potuit honestius consuli, der den strengen Cato doch keinen andern Massstab für Sittlichkeit als das Wohl des Staates haben lässt, hat gewiss den Genuss des Lebens nicht verdammt, wenn nicht dabei per socordiam vires tempus ingenium diffluxere. Und da er in sich noch die Kraft fühlte, unsterblichen Ruhm zu erringen, so hat er gewiss nicht mit Beschämung auf die Fehltritte geblickt, die ihm üble Nachrede zugezogen, zumal ihm diese, wenn er sich mit andern verglich, unverdient schien, und kein Bedenken getragen, über die zu richten, welche nihil pensi neque moderati neque sancti gehabt. Wir werden uns nach einer andern Quelle seiner Bitterkeit umsehen müssen.

Wann zog sich Sallust aus dem Staatsleben zurück? Keines Falls verliess er vor Beginn des Jahres 45 Africa nova. Cäsar war damals in Spanien und schwerlich wird vor seiner Rückkehr die Repetundenklage niedergeschlagen worden sein. Man kann freilich vermuthen, dass Sallust schon damals seinen Entschluss gefasst habe.*** Wenn nämlich Brutus, weil er im Jahr 44 Prätor war, darauf rechnete, 41 das Consulat zu bekleiden, so könnte man wohl mit mehr Recht den Sallust unter denen suchen, welche Cäsar für die folgenden Jahre zu Consuln bestimmte. Und da nun aus der Vorrede zum Jugurtha (3) sich ergibt, dass er sich die Brücke zu höheren Aemtern entweder abgebrochen gesehen oder selbst abgebrochen habe, so könnte

* b. Afr. 90. 97. Cass. Dio 43, 9.

** Vgl. Momms. röm. Gesch. III, 429.

*** Mommsen röm. Geschichte III, S. 177 Anm. hält wenigstens nicht für unmöglich, dass der Catilina bereits 46 oder 45 veröffentlicht worden sei.

man wohl die Hypothese wagen, dass entweder Cäsar ihm das Consulat versagt — vielleicht wegen der infamia, die seine Verwaltung der Provinz nach sich gezogen — oder er selbst darauf verzichtet habe. Indess von einer Differenz mit Cäsar findet sich in seinen Schriften keine Spur, und mit den multis miseriis atque periculis, welche ihm des Herzens Ruhe geraubt, können schwerlich die längst wieder gut gemachte Ausstossung aus dem Senate, die durch folgende Thaten in Vergessenheit gebrachte Bedrohung seines Lebens durch die empörten Soldaten in Campanien, die zur blossen Drohung abgestumpfte Repetundenklage gemeint sein, man sieht sich fast gezwungen an Gefahren und Leiden zu denken, die ihm die Iden des März bereitet. Und so wird die gewöhnliche Ansicht, dass er sich erst nach Cäsar's Tod aus dem Staatsleben zurückgezogen, das richtige getroffen haben.

Da nun nach seiner eigenen Aussage er erst nach seinem Rücktritte aus dem Staatsleben sich zur Geschichtschreibung wandte, so fallen seine Schriften zwischen 44 und sein Todesjahr 35, und zwar, wie unläugbare Beweise darthun, in folgender Ordnung: zuerst das Buch de Catilinae coniuratione — dieser Titel ist aus ihm selbst zu entnehmen, dann das bellum Jugurthinum, endlich die Historiae, zu denen er erst nach jenes Vollendung den Plan gefasst hat. Die Abfassungszeit des ersten Werkes lässt sich vermuthungsweise genauer bestimmen, als man gewöhnlich annimmt. Da Sallust bei Personen, welche nur irgendwie bedeutend auftreten, nie unterlässt, eine kurze Charakteristik unter Hervorhebung ihrer wichtigsten Geistes- und Herzenseigenschaften zu geben, so ist es höchst auffällig, dass er von Cicero, der doch bei der catilinarischen Verschwörung die bedeutendste Rolle spielte und sonst immer eine wichtige Person im Staate war, gar nichts dergleichen hat. Es lässt sich kein anderer Grund denken, als dass Cicero zur Zeit, wo die Schrift veröffentlicht wurde, noch unter den Lebenden war. Aus der Nichterwähnung derselben in Cicero's Briefen wird man keinen Grund dagegen entnehmen können, da diese nicht bis in die letzte Zeit herabreichen und die spätesten alle mit einer einzigen und noch dazu zweifelhaften Ausnahme den Verfasser ganz von der Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Staates hingenommen zeigen. Einwände der Art, dass Sallust erst Zeit bedurft, um zur Ruhe zu kommen und Vorstudien zu machen, dass die Stürme nach Cäsar's Ermordung keine geeignete Zeit zu literarischen Beschäftigungen gewesen, lassen sich leicht beseitigen. Einen zweiten Anhaltepunkt scheint mir der immer räthselhaft erschienene Umstand zu bieten, dass Sallust seinen beiden ersten Schriften Vorreden ganz ähnlichen Inhalts vorangeschickt hat. Vergleichen wir sie mit einander! Im Catilina geht er davon aus, dass das Streben nach Ruhm dem Menschen allein den Vorzug vor dem Thiere sichert und die natürliche Sehnsucht nach Fortleben befriedigt, zeigt dann, dass es nur durch des Geistes Kraft verwirklicht werden kann, weist historisch nach, wie man dessen Ueberlegenheit selbst im Kriege anerkannt und welche Nachtheile den Staaten aus der Vernachlässigung jenes Grundsatzes hervorgehen, und schildert hierauf die Erbärmlichkeit der Menschen, welche denselben schnöde missachten. Im Jugurtha dagegen zeigt er, woraus der Irrthum entstehe, das der Mensch nicht aus eigner Kraft zum höchsten Glücke, zum unsterblichen Ruhme gelangen könne, schildert begeistert die Macht des Geistes und schliesst daran den Ausdruck höchster Verachtung gegen diejenigen, welche den Körperfreuden dienend, des Geistes Kraft verkümmern lassen. Ich meine, es ist klar, dass er Einwände, welche man gegen seine ersten Aufstellungen gemacht, widerlegt. Im Catilina beweist Sallust nach jenen Sätzen zunächst,

dass und warum die Geschichtschreibung ein Beruf sei, durch den man sich Ruhm erwerben könne, spricht dann den höchsten Verdruss über ihm angethanes Unrecht aus und erklärt daraus seinen Entschluss, sich fortan nur mit Geschichtschreibung zu beschäftigen. Anders im Jugurtha. Hier spricht er zuerst aus, warum in der Gegenwart ein ehrlicher Mann sich um Staatsämter nicht bewerben und darin sich nicht wohl fühlen könne und weist dann den Vorwurf zurück, dass er sich aus Gleichgültigkeit gegen das Vaterland und Feigheit vom Staatsleben zurückgezogen habe, indem er mit Befriedigung von seiner früheren Laufbahn spricht und den Nutzen, den sein jetziger Beruf dem Staate bringen werde, bezeichnet. Er muss also die Möglichkeit, zu den höchsten Würden zu gelangen, jetzt vor Augen sehen, muss auf Anerkennung seiner früheren Verdienste rechnen, und die Invidia unterdrückt und zum Schweigen gebracht wissen. Ich denke, alles dies deutet darauf hin, dass zwischen der Abfassung des Catilina und Jugurtha eine Veränderung in der Situation eingetreten war. Dass dies die durch den Triumvirat herbeigeführte gewesen, könnten wir schon aus der Geschichte wahrscheinlich finden, allein die Stelle des Jugurtha enthält auch deutliche Hinweisungen auf den Triumvirat. Ich habe schon früher dargethan, dass unter den generibus hominum, quae postea in senatum pervenere, nur die Orcini gemeint sein können. Dass sich ihnen andere durch die Triumvire Erhobene beigesellten, beweisen die später von Augustus vorgenommenen Ausscheidungen. Im vorhergehenden Kapitel bezeichnet ferner Sallust zwei, nicht wie Kritz annimmt, drei Wege, welche der Staatsbeamte betreten könne, das selbständige Handeln, entweder gelingend oder misslingend, oder aber die gänzliche Verkaufung der Ehre und Freiheit an paucorum potentiam. Wenn er dabei äussert, dass alle Revolutionen caedem, fugam aliaque hostilia in Aussicht stellten, so wird er wohl damit etwas noch frisch im Gedächtniss lebendes gemeint haben. Auf Cäsars Verhalten passt caedem durchaus nicht, aber vollkommen auf das entsetzliche Morden, welches die triumviri rei publicae constituendae anordneten. Die potentia paucorum muss ferner etwas Bestehendes sein. Will man es nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch von der Nobilität verstehen, so stimmt die Geschichte nicht dazu, da nach Cäsars Tod nur ein kurzes und kümmerliches Wiederaufleben jener Parthei erfolgte. Mit der Sache muss sich aber auch die Bedeutung des Wortes ändern, die Triumvire waren in Wirklichkeit nur eine Oligarchie, die alle Gewalt zeitweise an sich gerissen. Sallust mochte Gründe haben, nicht ganz offen zu reden, und so wird der Ausdruck recht wohl auf jene bezogen werden können. Dass endlich das salutare plebem et conviviis gratiam quaerere und divitiis et sumptibus, non probitate et industria cum majoribus contendere das einzige ist, was den Kandidaten und Beamten unter einer Alleinherrschaft beim Scheinleben der republikanischen Formen bleibt, das beweist die Dankbarkeit, welche der Senat nach Tacitus (ab exc. D. A. I, 15) dafür bezeugte, dass er ihn durch Aufhebung der Wahlcomitien von jenen Lasten befreit hatte. Die Art und Weise jedoch, wie Sallust hier die Möglichkeit, eine neue Revolution zu bewirken, bespricht, zeigt meinem Gefühle nach, dass die neue Herrschaft noch nicht so fest, noch nicht so lange gegründet war. Müssen wir also den Jugurtha bald nach dem Triumvirat setzen, und zwischen beiden eine Veränderung in der Situation annehmen, so sind wir genöthigt, die Abfassung des Catilina vor jenes Ereigniss zu verweisen.

Den dritten Grund für meine Vermuthung bietet mir der Zweck der Schrift. Meine längst gefasste Ansicht über denselben ist durch den genialsten Darsteller der römischen Ge-

schichte, Mommsen,* bestärkt worden. Auch ich halte die Schrift für eine Apologie, jedoch nicht für Cäsar, sondern für den Schriftsteller und seine bisherige politische Stellung, die freilich dann auch zu einer Ehrenrettung Cäsars werden musste. Wendet man ein, dass im Alterthum dies niemand auch nur geahnt, so ist mit Mommsen zu erwidern, dass man daraus gerade die grosse Kunst des Sallust erkenne. Will man sagen, dieser selbst bezeichne ja nur die novitas sceleris atque periculi als Grund zur Wahl des Gegenstandes, nun ein Geschichtschreiber kann nur durch die Beschaffenheit des Gegenstandes selbst das Interesse seiner Leser im Voraus fesseln; andere Zwecke werden dadurch nicht ausgeschlossen, und in der Art bestimmte ihn das Ungeheuerliche des Verbrechens, das man seiner Parthei und deren Haupte aufbürdete. Dass er die Absicht hatte, über Facta und Personen zu richten, und den Ruhm bedeutender Männer zu verherrlichen, geht schon aus dem hervor, was er c. 3 über die Schwierigkeit der Geschichtschreibung sagt. Ferner, wenn wir auch die grössten chronologischen Schnitzer durch die von Lincker vorgeschlagene, durch Oltema in Leuwarden etwas plausibler gemachte Transposition beseitigen wollten, so bleiben doch noch einige Ungenauigkeiten und Irrthümer, welche bei der Leichtigkeit die Quellen zu Rathe zu ziehen, auffällig sind und zu den im Jugurtha sich findenden ** in keinem Verhältniss stehen, wie mir scheint, ein Beweis, dass es dem Schriftsteller nicht sowohl um eine möglichst genaue und vollständige Darstellung des Thatbestandes, als um eine Betrachtung und Beleuchtung zu thun war, was eben voraussetzt, dass er verbreiteten Auffassungen entgegentreten wollte. Man hat ihn fälschlich für einen Feind oder Neider Cicero's ausgegeben. Dessen warmen Bewunderern war es freilich nicht genug, dass Sallust ihn zu den egregiis hominibus novis rechnet (c. 23), dass er die erste catilinarische Rede luculentam atque utilem rei publicae nennt, dass er ihn charakterfest den Intriguen von Cäsars Feinden widerstehen lässt. Wir wollen ihnen zugeben, dass dolus atque astutiae (c. 26) ein etwas zweifelhaftes Lob ist, aber auf optumus consul mussten sie billigermaasen die Deutung anwenden, welche Cicero Phil. VII, 2, 5 selbst diesem Ausdruck gibt. In der Hinweisung auf die spätere invidia (c. 22) und die Fälschungen seiner Freunde wird niemand eine Herabsetzung finden, und in der c. 46 berichteten Ueberlegung kann man auch die Absicht finden, ihn als dem Blutvergiesen nicht von Natur geneigt, aber dem Drängen der Partei erliegend darzustellen. Wir lesen keinen Tadel über die verwunderliche Aufschiebung ernsten Einschreitens gegen den als Hochverräther schon erkannten Catilina, über die Eitelkeit, mit der Cicero seine Verdienste rühmte, über die Gehässigkeit gegen die, welche ihn nicht genug lobten. Allerdings aber ist auch übergangen die Verhinderung des Anschlags auf Präneste, die herbeigeführte Einigung zwischen dem Senate und dem Stande der Besitzenden, die übrigen catilinarischen Reden, in Folge von deren Nichterwähnung der Umschlag in des Volkes Stimmung nur als eine Folge von dessen Wankelmuth erscheint, Cicero's Beredsamkeit keinen Antheil daran hat, endlich die Einwirkung auf die Abstimmung

* Röm. Gesch. III, S. 177 Anm. Der Meinung, nebenbei solle auch G. Antonius, der Oheim des Triumvir, gerechtfertigt werden, kann ich nicht beistimmen. M. Antonius kümmerte sich um jenen so wenig, dass ihm sogar seine Feinde daraus einen Vorwurf machten (Cic. Phil. II, 25, 56). Uebrigens glaube ich nicht, dass G. Antonius das Podagra erheuchelt habe. Er war viel zu erbärmlich, um dem Catilina, nachdem seine Sache verloren, nicht willig den Todesstreich zu geben.

** Mommsen, röm. Gesch. II, S. 140. Anm.

im Senat und die ihm zuerkannten Ehren. Ergibt sich schon daraus, dass Sallust das Verdienst Ciceros nicht so hochstellte, als er es selbst pries und gepriesen wissen wollte, so beweist dies ganz unleugbar die Stelle (c. 39), wo er im Falle des Sieges der Catilinarier zwar ein grosses Unglück für den Staat, aber auch nur eine kurze Dauer ihrer Herrschaft voraussagt. Denn nur auf die Catilinarier können die Worte neque illis etc. gehen und es ist desshalb illis si zu schreiben. — Also Cicero's Feind war Sallust nicht, aber seiner Ansicht von seinem Verdienst trat er entgegen, auch noch seiner Auffassung der catilinarischen Verschwörung, die er als das wahnsinnige Unternehmen verruchter und verdorbener Demokraten darstellte. Der Uebergang von der Exposition über die frühere Geschichte (c. 14) in tanta tamque corrupta civitate Catilina zeigt hinlänglich, dass sie Sallust vielmehr als eine Folge der geschichtlichen Entwicklung, in der die längst eingewurzelte Sittenverderbniss nur in ihrer hässlichsten Gestalt frech hervortrat, betrachtet. Ich brauche nicht auszuführen, wie er demnach der Nobilität, die ihm die eigentliche Verderberin des Staats und Volks ist, eine Schuld an diesem Ereignisse zuschreibt; hebt er doch immer recht geflissentlich hervor, dass die Häupter und Leiter angesehene zum Theil gehätschelte Mitglieder der Optumatenpartei waren — hatte doch ein Lentulus sogar das Consulat erlangen können. Auch bezeichnet er den Missbrauch, den die Nobilität nach Pompejus Entfernung von ihrer Gewalt machte, deutlich als eine Förderung der Verschwörung (c. 39). Nicht genug beachtet scheint mir, dass die Vorstellungen der Gesandten an Q. Marcius Rex und die Reden des Catilina so ganz und gar keine Ruchlosigkeit durchblicken lassen. Hätte Sallust die grosse Verstellungs- und Täuschungskunst darstellen wollen, so hätte er sich mindestens eines falschen Mittels bedient, aber daran zu denken, verbietet geradezu die Uebereinstimmung, die zwischen einer Aeusserung im 20. Cap. und seinen eigenen Worten stattfindet. Rechnet man hierzu, dass unter den der Verschwörung günstig gesinnten (c. 39) solche erscheinen, denen schreiendes Unrecht die grässlichste Noth gebracht, so ersieht man, dass er das Vorhandensein von Missständen bezeichnen wollte, die dem Catilina das Vorgeben möglich machten: publicam miserorum causam suscepi (c. 35), die eine Abstellung dringend erheischten. Man hat den Schluss der Schrift vielfachen Betrachtungen unterzogen. Man hört hier keine Freude über die Niederlage der schlechten Sache. Der Sieg ist theuer erkauft. Man fühlt sich unwillkürlich zu der Frage angeregt: war er so hohen Preises werth? Hat durch ihn das Volk, der Staat einen bleibenden und wirklichen Gewinn gehabt? — Den gegen Cäsar erhobenen Verdacht, er habe an der Verschwörung Theil genommen, bezeichnet Sallust als aus Privatfeindschaft entsprungen. Freilich schlecht wäre ihm das Streben jenen zu rechtfertigen gelungen, wenn sich mit Hagen aus seiner eignen Darstellung dringender Verdacht gegen Crassus begründen liesse, da Cäsar mit diesem damals durch das gleiche Interesse, Pompejus Macht zu sprengen, auf's engste verbunden war. Allein, was c. 48 erzählt wird, lässt zwar die Abstimmung im Senate als übereilt und nicht überall aus lautern Motiven hervorgegangen erscheinen, schneidet aber durch die Erwähnung derselben jedes Recht zur Wiederaufnahme jener Beschuldigung ab und zeigt, dass der Schriftsteller den Crassus frei spricht. C. 17 ist die Theilnahme des Crassus entschieden als ein vages Gerücht bezeichnet. Hagen's Behauptung, dass sein Name die Veranlassung zur Erwähnung der ersten Verschwörung gewesen und man demnach auf Theilnahme an dieser schliessen müsse, erscheint um so gewagter, weil wir gar nicht wissen, was Sallust davon

erzählt hat — denn im Text findet sich vor den Worten: ea re cognita unverkennbar eine Lücke. Wenn man nun über die Wahrheit von seinen Aussagen gestritten hat, scheint man mir nicht genug beachtet zu haben, dass Sallust die Stellung Cäsars zur Verschwörung ganz deutlich angibt. Bei den Worten (c. 37) ad hoc quicumque aliarum atque senatus partium erant, conturbari rem publicam quam minus valere ipsi malebant, musste jeder Geschichtskundige an Cäsar, der nie seine Stellung gegen den Senat verleugnet, denken. Sollte denn Sallust eine solche seinen Freund compromittirende Aeusserung unbewusst entschlüpft sein? O nein. Er brauchte sich nicht zu schämen, die Wahrheit zu sagen. Wie weit Cäsar gegangen, that ja auf's Hellste seine Rede dar, und dass sich jener einer Bedrängniss der Nobilität gefreut, weil sie seine Pläne förderte, durfte er um so offener aussprechen, wenn diese nur ehrenwerth und heilsam waren. Und dass sie es waren, ging aus seiner Schrift hervor. Wenn er derer gedenkt, welche durch Sulla ungerecht in's Elend gestürzt waren, wer musste nicht daran denken, dass Cäsar zuerst die Mörder in Sulla's Dienst vor Gericht ziehen liess und den Kindern der Proscribirten die Rechte, welche ihnen noch im Jahre der Verschwörung Cicero aus ängstlichen Rücksichten versagen zu müssen glaubte, zurückgab? wem konnte, wenn er die drückende Lage so unzähliger Schuldner und die zum Unrecht gewordene Anwendung des Rechts geschildert las, nicht die Erinnerung kommen, dass Cäsar durch seine Ordnungen Unzähligen die Möglichkeit sich aus ihrer Noth zu befreien verschafft hatte, ohne den Gläubigern nichts als eine Einbusse an ihrem schnöden Wuchergewinn zuzumuthen? Wer endlich den Sallust als einen Geschichtschreiber kennt, der über Ereignisse der Vergangenheit nicht hohle Betrachtungen anstellt, sondern nur aus Factis schliesst, wird nicht zweifeln, dass unter dem Gewaltigen, der den Staat bei einem Siege der Catilinarier gerettet haben würde (c. 39), Cäsar zu verstehen sei. Eine Apologie für Cäsar lag also in Sallusts Absicht, und in umfänglicherem Sinne, als vielleicht Mommsen das Wort verstanden. Es wäre herrlich, wenn er zur Feder gegriffen, um des gemordeten Freundes Ehre zu vertheidigen, allein schon aus der Art, wie er in der Vorrede von der ihm selbst zu Theil gewordenen invidia spricht, erkennt man, dass es ihm mindestens nicht unbewusst geblieben, wie er dadurch zugleich sein eigenes Handeln rechtfertige. Dabei musste er von Freund und Gegner die Frage erwarten, warum er sich denn zurückgezogen habe, nicht thatkräftig für seine Partei fortwirke. Aus der Einleitung, mit welcher er (c. 53) zu der Charakteristik Cäsars und Cato's übergeht, erhellt deutlich seine Antwort: es steht kein Cäsar mehr an der Spitze und ich fühle mich nicht als einen solchen. Doch er stellt ja dem Cäsar Cato gegenüber, der lieber sich selbst tödten als jenen herrschen sehen wollte. Ich kann nicht auf die Hypothese Hagens, Sallust habe für seine ganze Darstellung aus dem Cato des M. Junius Brutus geschöpft, eingehen. Dass er jene Rede gekannt, scheint eben so gewiss, wie dass er sich nicht von Brutus abhängig gemacht, sondern nur das gegeben hat, was seiner innersten Ueberzeugung nach richtig war. Man hat die Behauptung, er habe Cato's Bild idealisirt, als Beweis angeführt, dass sich in der Rede bei ihm nicht das wiederfinde, was Plutarch aus der wirklich gehaltenen referirt. Allein in der That finden sich alle die dort und sonst erwähnten Vorwürfe, und zwar schneidend und scharf genug auch bei Sallust, nur ohne die convicia. Natürlich, es kam ihm auf Wiedergabe der Gründe Cato's, nicht aber der von augenblicklicher Leidenschaft eingegebenen Form an. Parteilichkeit für einen der beiden Männer, am wenigsten für Cäsar, ist nicht darin zu finden. Allein wird dann

Cato nicht über Cäsar gestellt? Er hat das letzte Wort, er reisst den Senat mit sich fort, seine allem Eiteln entsagende Grösse scheint erhabener. Der Geschichtschreiber überlässt dem Leser, sich selbst das Urtheil zu bilden, aber er fordert, dass es auf allseitiger Prüfung des von ihm objectiv Hingestellten beruhe. Man darf also bei Cato's Rede nicht vergessen, dass er Cäsars Hinweisung auf das bestehende Gesetz nicht widerlegt, sondern durch das Gebot der Noth die Zurückrufung des abgeschafften mos majorum motivirt. Die hinzugefügte Charakteristik soll offenbar nachweisen, dass jeder der beiden Redner in seinem sittlichen Wesen eine innere Berechtigung zu seiner Ansicht gehabt habe. An sie selbst aber müssen wir nach der vorausgestellten Einleitung mit der Frage treten: von welchem der beiden Männer ist mehr Heil für den Staat zu erwarten gewesen, wem würde man sich bei dem Wunsche, der Zerrüttung aufzuhelfen, lieber anschliessen. Und da kann es nicht zweifelhaft sein, dass jeder dem mit der ungemeinsten Geisteskraft die mildeste Schonung verbindenden Cäsar, vor dem finster strengen, nichts verzeihenden, jeden Fehlenden zertretenden Cato den Vorzug einräumen, in jenem den Führer, Leiter, Mehrer, in diesem nur einen Wahrer und Wächter des Staates sehen wird. Aber beide bilden scharfe Gegensätze und werden doch beide für grosse Männer erklärt. Ist es da nicht offenbar, dass zur Vollkommenheit jedem ein Mangel anklebt, dass dem Cato die hochherzige Milde und der brennende Thatendurst Cäsars, diesem die Verachtung des Eiteln und die Strenge gegen das Böse mangelt, wie sie jener besass, dass beide verschmolzen das Ideal bilden, welches dem Geiste des Geschichtschreibers vorschwebt. Ich muss zwar die öfters ausgesprochene Ansicht zurückweisen, dass in den Worten der Vorrede inperium facile is artibus retinetur quibus initio partum est eine Hinweisung auf Cäsars Untergang enthalten sei. Denn Cäsar verlor nicht das inperium, sondern es entfiel seiner Hand, als er von Mörderhand zerfleischt niedersank, nach ihrem ganzen Zusammenhange aber zeigt die Stelle den Grund zu allen Revolutionen auf und enthält vielmehr eine Rechtfertigung für Cäsar, indem sie sein inperium als eine nothwendige Folge geistiger Ueberlegenheit aufzeigt. Aber wenn ich bedenke, dass an Cäsar die unnachsichtliche Strenge gegen Uebelthäter vermisst wird, so kann ich mich nicht enthalten, an die zu denken, welche von ihm begnadigt und mit Wohlthaten überhäuft, ihn erdolchten. Rom hat die beiden grossen Männer, wie es lange keine zweiten erzeugt, verloren. Das Schiff treibt ohne Steuermann durch wilder Wogen Gebraus. Cäsar ist gemordet. Auf ihn, den man im Leben gefürchtet, häuft man Schmach und Verleumdung. Daher die Bitterkeit in Sallusts Worten, daher die Zornesblitze, mit welchen er die ihre Schuld auf jenen übertragende Nobilität trifft. Ich frage nun, in welcher Zeit müssen wir die Schrift zu diesem Zwecke geschrieben denken? Plutarch* bezeugt, dass erst nach Cäsars Tod die Anklage, er sei Theilnehmer an der Verschwörung, laut geworden. Mit dem Triumvirat, ja wohl schon mit Octavians wachsendem Einfluss ist sie gewiss verstummt. Sollte Sallust sie zu widerlegen unternommen haben, als die Gegner bereits niedergeschlagen waren? Wann war es mehr Bedürfniss, den wahren Sachverhalt bei der Catilinarischen Verschwörung darzulegen, als wo Cicero noch einmal der Retter des Vaterlands werden zu müssen im Senat und vor dem Volke verkündete? Wann war es mehr am rechten Orte, Cäsar's und Cato's wahre Charakterbilder zu zeichnen, als wo der un-

* Crassus 13.

würdige Antonius seine Hand nach Cäsar's Erbe ausstreckte und die Mörder Cato's Freiheitssinn zum Deckmantel ihrer ruchlosen That nahmen? Mag das Werk auch erst später in die Oeffentlichkeit gelangt sein — ein Grund zu solcher Annahme ist nicht vorhanden, — die Idee dazu muss in jener Zeit vor dem Triumvirate entstanden sein.

Ich würde diese ganze Untersuchung nicht ausgeführt haben, wenn wir nicht durch dieselbe dem Wesen unsres Geschichtschreibers näher träten. Schon aus ihr würde man erkennen, wenn er es auch nicht selbst sagte (Jug. 4), dass er durch seine Geschichtsdarstellung politisch wirken will, und zwar in einer bestimmten Richtung, welche Bernhardy * als den Standpunkt der Cäsarianischen Partei treffend bezeichnet. Man kann daraus ihm keinen Vorwurf machen, wenn er aus innerster Ueberzeugung von dem Rechte die Partei ergriffen und wenn ihn diess nicht an der gewissenhaftesten Forschung und der ungetrübten Darstellung der Geschichte gehindert hat. Dass Sallust irgendwo eine Entstellung der Thatsachen sich habe zu Schulden kommen lassen, kann Niemand nachweisen. Die sich findenden Irrthümer beziehen sich immer auf Einzelnes, meist auf die Zeitfolge, nirgends wird durch sie das Ganze in seinem wahren Wesen dem Blicke entzogen. Dass er Vieles gelesen und Vieles durch mündliche Mittheilung erforscht (Cat. 53), müssen wir ihm um so mehr glauben, als er ohne sorgfältiges Studium der alten Annalisten und Redner unmöglich die Sicherheit in Handhabung der Sprache, wie er sie sogleich in der ersten Schrift bewährt, hätte erlangen können. Es bedarf nur der Erinnerung, dass er auch die Griechen eifrig studirt und selbst carthagische Quellen zu Rathe gezogen hat. Wenn er selbst bedauert, dass der Ehrgeiz ihn dem Berufe, zu dem er eine providentielle Bestimmung in sich fand, entzogen, so werden wir uns vielmehr darüber freuen; denn eine vollständigere und reifere Einsicht in die wahre Lage der Verhältnisse hat er sicher bei seinem Wirken im Staate gewonnen. Als ächter Römer strebt er auch seine Musse noch zum Besten des Vaterlands zu nützen. Er theilt mit mehreren Männern seiner Zeit die Ansicht, dass durch Verbreitung von Bildung dem Staate Nutzen erwachse **, aber er greift zu unmittelbar wirksameren Mitteln ihrer Ausführung. Ihm war es klar, dass nur der gedeihlich im Staate wirken könne, welcher seine Lage richtig durchschaue, der die Schäden, welche ihn zerrütten, und die Quellen, aus welchen sie geflossen, erkenne. Desshalb schildert er mit den ebendigsten Farben das Verderbniss, nicht, wie man ihm wohl Schuld gegeben, aus eigenem, Gefallen daran. Zwar ist ihm als Heiden die letzte und wahre Quelle verborgen, aber er kennt die Schwäche des menschlichen Herzens und Willens, wie die Stürme der Leidenschaft, die es durchwühlen, deren Wüthen wir selbst aus seinen Worten rauschen und brausen hören. Aus diesen Ursachen (Cat. c. 11, Jug. 41) leitet er Roms Unglück her (Fr. I, 8 Kr.). So lange es um seine Existenz kämpft, wird es durch der Bürger Kraft und Gerechtigkeit gross und herrlich (Cat. 10); nur um den Vorzug der Tüchtigkeit fand Streit statt (Cat. 9). Nie das Interesse des Staats aus den Augen setzend, unter Befriedigung wirklicher Bedürfnisse durch die Regierung (Cat. 33), schafft es sich eine Verfassung, die alle Kräfte zu freier Entfaltung weckt (Cat. 7). Seit aber der zweite punische Krieg die grösste Gefahr beseitigt (Fr. I, 11), beginnen allmälig trotz äusserer Zurückhaltung (Jug. 41) sich Parteien zu bilden,

---

* Röm. Lit.-Gesch. S. 528.

** Vgl. Cic. d. divin. II, 2. 5.

bis nach Carthago's Fall die Zwietracht ihr Haupt erhebt. Die Thatkraft sucht, seit kein ernster Kampf um die Existenz mehr zu führen, anderwärts, im Schlechten, Befriedigung. Die Selbstsucht tritt zuerst als Ehrgeiz auf (c. 10 u. 11), dann aber als Habsucht und Ueppigkeit, die Quellen aller Uebel. Bald gibt es nichts Heiliges mehr, feil wird Alles, diess freche Laster wird zur Tugend umgestempelt, der Staat schwebt am Rande des Abgrunds (Cat. 52). Sallust erkennt auch auf Seite des Volkes ungezügelte Freiheitsgelüste als Ursache des Parteikampfes an und weiss, dass oft seine Rachsucht die Reaction gefördert (Jug. 41), er spricht offen aus, dass viele Führer des Volks dessen Wohl nur zum Deckmantel ihres Ehrgeizes genommen (Cat. 38). Indess im Volke sieht er eine der Leitung bedürfende, aber auch leitbare Masse (Jug. 41), die Nobilität dagegen hat den Streit hervorgerufen. Mächtig durch ihre auf Gleichheit der Interessen gegründete Einheit, befriedigte sie rücksichtslos ihre Herrschsucht. Sie verdarb das Volk der Hauptstadt durch Spenden (Cat. 37) und verwandelte den Stand der Ackerbauer durch Ungerechtigkeit in einen käuflichen Pöbel (Jug. 41); schliesslich impfte Sulla absichtlich dem Heere die eigenen Laster ein. Aus ihrer eigenen Mitte traten die Männer, welchen der wahre Ruhm mehr galt, als der ungerechte Besitz der Macht, an die Spitze des Volks. Dessen Erhebung hat sie eingeschüchtert, niedergedrückt; sie aber hat nichts gelernt und nichts verlernt, den Sieg stets gemissbraucht, um so ungescheuter ihrer Lust zu fröhnen. Desshalb hasst Sallust die Nobilität, aber sein Hass gilt nur ihrer Verderbtheit, nur dem Missbrauch, den sie mit ihrer Stellung gemacht, nur ihrer Hingabe an Fleischeslust, nicht den Personen. Er weiss trotz seines Parteistandpunktes des Metellus sittliche Tüchtigkeit zu rühmen, selbst an Sulla das Gute anzuerkennen, in Philippus stellt er uns ein Bild tiefer Einsicht und ächter Charakterfestigkeit vor die Augen. Man sieht, dass die Versicherung, sein Geist sei frei vom Parteigetreibe des Staates (Cat. 4) und die Vorliebe für die im Bürgerkriege ergriffene Partei habe ihn nie von der Wahrheit abgelenkt (Fr. I, 6) mit gutem Gewissen gegeben werden konnte. Die Schäden, welche den Staat zerrütteten, konnten nicht an Zeiten zur Anschauung gebracht werden, wo die Parteien in blutigem Kampfe sich gegenüber standen, sondern nur an denen, in welchen der Streit erwachte und sich noch auf dem Felde der gesetzlichen Discussion oder in einzelnen Unternehmungen bewegte. Darnach hat Sallust die Stoffe zu seinen Darstellungen gewählt. Da es galt, die tiefen Schäden, welche Cäsar zu heilen gesucht, bloss zu legen, und dadurch ebenso jenen zu rechtfertigen, wie das Ziel zu zeigen, das auch nach seinem Tode zu erstreben sei, so war nichts geeigneter dazu, als die Catilinarische Verschwörung, die durch die ausserordentliche Ruchlosigkeit den Staat mit noch nie da gewesener Gefahr bedroht und die Nothwendigkeit einer andern besseren Regierung gezeigt hatte. Natürlich ward er von da auf die früheren ähnlichen Zeiten zurückgeleitet. Mag die Verwaltung der Provinz Afrika zuerst sein Augenmerk auf den Jugurthinischen Krieg gelenkt, mag der in demselben sichtliche Schicksalswechsel sein Interesse gefesselt haben, sein Hauptgesichtspunkt blieb quia tunc primum superbiae nobilitatis obviam itum est, und dass auch in den Historiis der innere Parteikampf ein Hauptmoment gebildet, das zu schliessen sind wir durch die Fragmente berechtigt, welche man mit gutem Grunde der Einleitung zugewiesen hat. Im Jugurtha sehen wir, wie durch die eingerissenen Laster des Staates Ehre und Glück nach aussen bedroht war, und am Schlusse finden wir kurz, aber bedeutungsvoll, das Volk genannt, mit dem Rom um seine Existenz zu kämpfen hat. Was Rom

zu fürchten, wesshalb es umkehren müsse, das tönt auch aus dem vindices futuri in Mithridates Brief ins Herz hinein. Doch er will nicht allein schrecken, er will auch die Heilung und Rettung zeigen. Indem er die Jagd und den Ackerbau für servilia officia erklärt, zeigt er, dass er nicht mehr wie ein alter Römer denkt. Was er den Cäsar über die Aufnahme fremder Institute und Aufstellung neuer Gesetze sagen lässt, offenbart seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer stetigen Fortentwicklung. Seine Gärten, seine Schriften zeigen, dass er die errungene höhere Geistesbildung gewahrt und gepflegt wissen will und die plumpe Verachtung, die Marius kund gibt, nicht seine eigene Ansicht ist. Aber die Tugenden der Vorfahren will er zurückgeführt wissen, vor Allem ihre Frömmigkeit. Es ist nicht bedeutungslos, dass er von den alten Römern rühmt, sie hätten Frömmigkeit als den schönsten Schmuck der Tempel betrachtet, dass er an den Soldaten des Metellus die religio hervorhebt, die ihnen das Regenwasser, welches sie der göttlichen Fürsorge versicherte, lieber machte; der Ausdruck credo dis fretus verräth nicht einen ironischen Zweifel, sondern bezeichnet wirkliches starkes Vertrauen auf die Götter. Der freigeisterischen Ansicht Cäsars wird durch Cato der Glaube an die Verschiedenheit des Looses nach dem Tode für Gute und Böse entgegengestellt, aber durch denselben auch die ächte Frömmigkeit, die das eigene Handeln als Grundbedingung zu der Götter Segen ansieht, kräftig gezeichnet. Ich brauche nicht auszuführen, wie Sallust allenthalben auf die Vorfahren zurückweist, in wie schneidenden Gegensatz er überall ihre Tüchtigkeit zu der Verderbniss der Nachzeit stellt; es genügt nur anzudeuten, wie er von auswärtigen Völkern die Beispiele hernimmt, zur Nachahmung (die Philänensage), wie zur Abschreckung (der Mauren und Numider Vielweiberei). Jedoch er sucht auch auf andere Weise zu wirken. Man hat ihm das Haschen nach Sentenzen, die öftere Wiederholung derselben Gedanken *, ein abgeschmacktes Streben nach Körnigkeit in denselben, ja eine gewisse Dunkelheit darin vorgeworfen. Es kommt mir nicht in den Sinn, hier einen Streit über den Geschmack des Sallust zu beginnen, ich gebe manches davon zu, behaupte aber, er hat diese kurzen, schlagenden, zugleich durch ihre Form Nachdenken fordernden Sentenzen eingestreut, um in denselben einen behaltbaren Schatz sittlicher und politischer Lehren zu geben, und wenn die römische Kaiserzeit diesen Schatz erkannte, wenn selbst die Kirchenväter ihn nicht verachteten, so gilt mir dies genügend, um über die oft von Unkenntniss zeugenden Vorwürfe Neuerer hinwegzusehen. Lehre und Beispiel aber wirken nicht genug, wenn nicht ein innerer Antrieb sie unterstützt. Die Formido, welche die alten Römer gehalten, ist verschwunden, wenn schon am fernen Horizonte sich drohende Wolken zeigen. Das nationale Bewusstsein hat nicht die Verkaufung und den Verrath am Staate verhindert. Sallust fühlt, dass es eines andern innern Triebes zum sittlichen Handeln bedarf, und diesen findet er nun im Streben nach Ruhm, der den Menschen zu den Göttern erhebt, und ihm den Vorzug vor dem Thiere gibt, endlich allein ihn über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens trösten kann. Dies führt er in den Vorreden zum Catilina und Jugurtha aus, die also zwar, wie Quintilian ** bemerkt, nicht in Bezug zur Geschichte stehen, wohl aber zu dem Zwecke, in welchem er Geschichte schreibt, die für das, was er praktisch erstrebt, und worauf er wiederholt hinweist, die

* Vgl. Kritz zu Fr. I. 45, 7.
** III, 8, 9.

theoretische Begründung geben. — Wie denkt er nun über die Staatsverfassung? Diese Frage drängt sich jedem von selbst auf. Dass er dem Erbkönigthum nicht hold ist, beweisen Aeusserungen, wie: die Könige sind argwöhnisch gegen die tüchtigen (Cat. 7), ihre Wünsche sind lebhaft, aber launenhaft, oft mit sich selbst in Widerspruch (Jug. 113). Zwar weiss er, dass das Königthum in Roms Anfängen zur Erhaltung der Freiheit und Mehrung des Reichs gedient, aber auch, dass es entartet ist; das menschliche Herz ist ja so schwach, wo ihm keine Schranken entgegentreten. Die Aeusserung über die Einführung der jährlich wechselnden Obrigkeiten (Cat. 6): sic minume posse putabant per licentiam insolescere animum humanum ist desshalb nicht als Tadel der Einrichtung zu betrachten, obgleich aus den Worten selbst eine Hinweisung auf die später hervorgetretene Täuschung hindurch klingt. Da er ausserdem weiss, dass die Freiheit die Kräfte weckt, da er wiederholt mahnt, die von den Vorfahren überlieferten Einrichtungen heilig zu halten, so sieht man, dass er einen Umsturz der bestehenden Verfassung nicht wünscht. Aber wie soll dann dem Staate geholfen werden? Nun, Sallust hat aus der Geschichte gelernt, dass zu allen Zeiten einzelne grosse Männer Rom gerettet. Was wünscht er für die Gegenwart: Niederhaltung der sittlich verfaulten Nobilität, Heilung der Schäden, welche die Parteiung und ihre Triebfeder, die Selbstsucht geschlagen, Hebung des Volkes zur Sittlichkeit und Freiheit. Wer kann dies anders leisten, als ein solcher Imperator, wie er seit G. Gracchus der Popularpartei vorschwebte.* Dass Sallust diese Idee im Herzen, wird zur Gewissheit aus dem Lobe Cäsars. Würde er diesen so gepriesen haben, wenn er die Stellung, die er im Staate eingenommen, gemissbilligt hätte? Wir haben schon vorher erkannt, dass Cäsar seinem Ideale am nächsten gekommen, und wenn wir in den spätern Werken rücksichtlich anderer Gegenstände Commentare zu den im ersten niedergelegten Anschauungen fanden, so werden wir sie auch in Bezug auf Cäsars Bild darauf ansehen dürfen? Wer konnte mit Cäsar aus der Vergangenheit verglichen werden, ausser Marius, den er selbst als seinen Vorgänger angesehen, und Pompejus, dem er den gleicherweise erstrebten Ruhm entrissen? Den Marius führt uns Sallust bis zu dem Höhepunkte seines Glückes, wo Roms Bestehen in seine Hände gelegt ist, vor. Ich kann zwar Mommsens Ansicht über den Werth seiner Kriegführung in Numidien nicht theilen, aber dass er ein rücksichtslos selbst mit Verkennung der Subordination das Ziel seines Ehrgeizes verfolgender, ohne Maas hassender, wohl mit dem Schwerte dreinschlagender, auch besonnener, aber Blut und Kraft nicht schonender und durch Plünderungserlaubniss um die Gunst der Soldaten buhlender, unklug das wichtigste Geschäft in die Hände anderer legender Feldherr, durch seine plumpe Verachtung aller Cultur sich ausser bei dem Pöbel überall lächerlich machender Mann und desshalb als reformirender Volksführer unvergleichlich weniger geeignet war als Cäsar, erscheint aus Sallusts Schilderung um so wirksamer, als sie ihn in der Zeit vorstellt, wo noch nicht Gereiztheit zu seiner Entschuldigung dient. Dass er an Pompejus das Gute anerkennt, wissen wir (Fr. II, 17), aber schon die Wuth von dessen Anhängern würde, wenn nicht die Fragmente vorhanden wären, unsere Behauptung bekräftigen (III, 1. 6. inc. 41), — dass er ihn wegen seiner eiteln Selbstüberschätzung und seiner innern Haltlosigkeit, die in der Lügenhaftigkeit seines Wortes zum Vorschein trat, weit unter Cäsar gestellt.

* Mommsen, röm. Gesch. III, S. 443.

Also theilt Sallust die Ansicht der edelsten und besten seiner Zeit, dass Rom und mit ihm die beherrschte Welt eines Retters bedürfe vor jähem Untergange. Nach Cäsars Tod blickte er sehnsüchtig nach einem solchen aus; aber nicht hoffnungslos; er greift zur Feder, um zu zeigen, wie er sein müsse, und zum Streben nach dem Ideale zu begeistern. Ob er eingestimmt haben würde in das Lied der Dichter, das den Augustus als den ersehnten Retter pries, wir wissen es nicht. Ueber die meisten seiner Nachfolger hätte er unzweifelhaft den Stab gebrochen. Aber es hat Kaiser gegeben, die nach Verwirklichung des von ihm aufgestellten Ideals gestrebt, z. B. Marc Aurel, der, wie uns Fronto lehrt, seine Schriften fleissig studirt hatte. Und sie haben Rom nicht gerettet, weil sie ein vom menschlichen Verstande geschaffenes Trugbild statt der ewigen Wahrheit hatten. So gibt Sallust ein, und zwar ein kräftiges und klares Zeugniss von der Sehnsucht nach Errettung, die auch das Heidenthum durchdringt, aber auch von der Beschränktheit, in der sie auftritt; von dem Bewusstsein, dass nur durch einen ausserordentlichen Geist die Rettung kommen könne, aber auch von der Unmöglichkeit einen solchen aus sich zu erzeugen.

Zu einigen Gegenbemerkungen ergreift Professor *Gerlach* aus Basel das Wort:

Hochverehrteste Versammlung!

Es ist ausserordentlich schwierig, auf diesen ebenso wort- als gedankenreichen Vortrag etwas zu erwidern. Es ist so eine Manchfaltigkeit von Gedanken dort ausgesprochen worden, nach so verschiedenen Richtungen, dass es mir wenigstens schwer wird, den Mittelpunkt des Vortrags zu erkennen. Inzwischen erlaube ich mir einiges zu bemerken. Was zuerst die Ehrenrettung des Sallust betrifft, so thut es mir leid, sagen zu müssen, dass ich sie nicht für gelungen halte. Es ist eine ähnliche, wie sie Wieland versucht hat, indem sie die Dinge, die dem Sallust schuld gegeben werden, nach der Ansicht des damaligen Zeitalters als Bagatellen behandelt. Es ist ferner geleugnet worden, dass Sallust selbst eine Einsicht der Schwächen gehabt habe, die ihn früher irre geleitet haben. Es ist behauptet worden, Sallust habe in der Würdigung seines Lebens diese Dinge als zwar nicht lobenswerth, aber doch nicht in der Weise betrachtet, dass er darüber irgend etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen nöthig geglaubt habe; jetzt sind indessen sehr viele, die gerade in diesen Vorreden, die etwas weitläufig hier besprochen worden sind, eben ein Gefühl gefunden haben, welches ein von dem Bewusstseyn einer nothwendigen Rechtfertigung ausgegangenes zu sein scheint. Wenn der Schriftsteller seinen Beruf als Geschichtschreiber rechtfertigt und seine frühere staatsmännische Laufbahn selbst verurtheilt, so liegt doch der Grund bestimmt darin, dass er sein früheres Streben nicht billigt. Wenn er sagt; multa mihi advorsa fuere, so liegt darin zwar nicht, dass er habe Verbrechen ausdrücken wollen, aber es liegt doch in der Vorrede ganz bestimmt, dass er seine frühere Laufbahn nicht fortsetzen wolle, und dass er dieselbe nicht als etwas preiswürdiges darstellt. Dann scheint mir die Vertheidigung in Beziehung auf die Erpressungen sehr schwach; ich glaube nicht, dass die Sache damit erledigt ist. Dann was die Tendenz der Schriften betrifft, und namentlich des Catilina, so thut es mir leid, dass nur überhaupt von Tendenz die Rede ist. Ich habe geglaubt, ein historisches Werk brauche keine Tendenz, als eben Geschichte zu schreiben; der Herr Vorredner sieht den Catilina als eine Schrift an, die nicht nur eine Ehrenrettung Cäsars, eine Verurtheilung der Nobilität, sondern

auch den Gedanken aussprechen soll: auf welche Weise kann dem römischen Reiche geholfen werden? nämlich durch einen kräftigen Imperator. Es scheint mir nun aber doch, wenn dieses wirklich die Tendenz gewesen wäre, so hat er sich auf jeden Fall bedeutend geschadet, indem er auf solche Weise den Cato dem Cäsar gegenüber gestellt hat. Ich will durchaus nicht das wiederholen, was der Herr Vorredner in Beziehung auf Cicero gesagt hat; denn ich glaube, Sallust hat von seinem Standpunkt aus dem Cicero das Gebührende erwiesen, und es wäre für ihn nicht der Platz, hier alle die Verdienste Cicero's, welche er sich beim Fortgange der Verschwörung erworben habe, namhaft zu machen. Aber das muss doch wohl jeder fühlen, dass die Rede Cato's und die Vergleichung zwischen beiden Charakteren bei jedem Römer für Cato entscheiden musste. Der Herr Vorredner hat auch vergessen in der Rede Cato's, dass Cato selbst auf den Verdacht, der gegen Cäsar entstanden war, hindeutet. Er hat nicht erwähnt, dass die römischen Ritter, welche dem Cäsar drohten, offenbar der Ansicht waren, dass Cäsar nicht rein von der Mitwirkung sei. Wir wollen das dahin gestellt sein lassen, aber das ist doch gewiss, dass Cäsars Rede ihn von diesem Verdacht nicht freisprechen konnte; denn das musste jeder überzeugt sein, wie auch der Senat in einer augenblicklichen Erhebung bekannte, dass blos die Mittel, welche Cato angab, den Staat retten konnten. Was endlich die weitere Ausführung über die Tendenz der Sallustischen Schriften betrifft, so wird es allerdings heutzutage sehr Sitte, aus den sehr gehaltenen und gemässigten und von Besinnung beherrschten Schriften der Alten alles mögliche Psychologische heraus zu deduciren. — Ich glaube, wir handelten viel mehr im Geiste der Alten, wenn wir uns auch in der Strenge der Gedanken hielten, nicht überflüssige rhetorische Exclamationen über die Charaktere häuften, sondern die Männer, wie sie sich selbst darstellen, auch auffassten, ernst, einfach, tüchtig, ohne jeden erhabenen Gedanken, den sie vielleicht einmal gehabt hätten, als eine psychologische Thatsache der ganzen Welt, und zwar als tiefe Weisheit zu bieten.

Professor *Dietsch*: Ich kann auf eine Debatte nicht eingehen, ich müsste den ganzen Vortrag wiederholen; ich versichere aber Herrn Professor *Gerlach* meiner Dankbarkeit für seine Gegenbemerkungen und werde sie bei weiteren Studien bestens benützen.

Dr. *Bachofen* aus Basel liest seinen Vortrag über das Weiberrecht.

Der Gegenstand, welchen ich mir zur Besprechung ausgewählt habe, besitzt keine Literatur. Wenn es auch für einzelne damit zusammenhängende Punkte an solcher nicht völlig fehlt, so ist doch die Frage als Ganzes niemals der Betrachtung unterzogen worden. Auch da, wo der Sache Erwähnung geschieht, hat man sich nicht bemüht, den Grund der eigenthümlichen, unserer heutigen Anschauung so sehr zuwiderlaufenden Gewohnheit zu ermitteln, oder ihren Zusammenhang mit allgemeinen Grundsätzen und Anschauungen der alten Zeit ins Licht zu stellen. Und doch ist klar, dass, soll irgend eine Untersuchung befriedigend ausfallen, sie gerade diese letztere wichtigste Aufgabe nicht verabsäumen darf. Welchen Werth können Fakta für uns haben, wenn sie nicht ihrem Grunde nach verstanden werden? Die Zurückführung auf allgemeine Gesichtspunkte möglichst umfassender Natur wird um so nöthiger, je mehr die zu betrachtende Erscheinung von unserer eigenen Anschauungsweise sich entfernt, je fremdartiger sie unserer eigenen Gedankenwelt gegenübersteht. Der vorliegende Gegenstand ist nun solcher Art, und ist es in einem ganz besonderen Grade. Das Mutterrecht widerspricht Allem, woran wir gewöhnt sind. Schon dem Alterthum erscheint es im Lichte einer

kaum mehr verständlichen Singularität, die überall, wo sie sich erhalten hat, mit dem Ausdruck der Ueberraschung vernommen und aufgezeichnet wird. Wir treten einer Erscheinung gegenüber, die wie ein räthselhafter Rest aus einer früheren Periode in spätere Zeiten hineinragt, und die ganz dazu angethan ist, zu dem gerechnet zu werden, was nach Plutarch die alte Komödie „alberne Possen der Vorwelt“ (*βεκκεσέληνος λῆρος*)* zu nennen pflegte. So zeigt auch die Sprache Trümmer früherer Bildungsperioden, die inmitten einer ganz veränderten, neugewordenen Umgebung gar räthselhaft dastehen. So hat selbst die Schöpfung hie und da einen Rest ehemaliger Erdgestaltungen verschont, und gleichsam als Denkmal der untergegangenen Welt fortbestehen lassen.

Für die Behandlung meines Gegenstandes habe ich eine Methode gewählt, welche mir von Hause aus jede Möglichkeit, in Hypothesen, Construktionen, Phantasieen unterzugehen, abschneiden sollte. Ich habe mich sehr selten auf die hohe See hinausgewagt, bin vielmehr gar vorsichtiglich stets dem Ufer entlang dahingesteuert, und dann bald hier bald dort ans Land gestiegen, um die umliegende Gegend mit Ruhe zu besichtigen. Allgemeine Sätze bringe ich erst am Ende. Wer mit ihnen anhebt, geräth in Gefahr, wenn ich mit Plutarch de defectu orac. 3. reden darf, „nicht den Löwen nach der Klaue zu malen, sondern den Himmel und die ganze Welt nach Docht und Lampen zu verändern.“ ** — Meinen Ausgang nehme ich von den Erzählungen und Berichten der Alten. Sie dienen mir als Anhaltspunkte, gewissermassen als sichernde Anker. Die meisten derselben gedenke ich wörtlich, der Abkürzung wegen, in deutscher Uebersetzung, mitzutheilen, und dann bei jeder anzumerken, welchen Beitrag sie uns zum Ausbau unserer Anschauung von dem Wesen und der Bedeutung jenes Restes uralten Lebens liefert. Dies Verfahren ist nicht nur sicherer, sondern auch unterhaltender. Hier wird uns ein Genuss zu Theil ähnlich demjenigen, wenn Jemand an seinem Freunde mit dem Fortgang der Zeit immer neue Seiten seines Charakters und seiner Denkweise hervortreten sieht. Ist es überraschender, ein Ganzes mit Einem Male zu überblicken, so kann es doch auch Vergnügen bereiten, einen Bau aus unansehnlichen Anfängen allmälig erstehen zu sehen. Ich muss aber meine Methode noch von einer andern Seite loben. Sie stellt die Alten in den Vordergrund, und bringt mehr mit ihnen als mit dem Sprechenden in Berührung. Sie bewahrt also vor jener Modernisirung des Alterthums, die, statt das Verständniss zu erleichtern, es vielmehr durch Verrückung des wahren Standpunktes erschwert, manchmal geradezu unmöglich macht. Ich halte dafür, dass man eher begreifen als leugnen, eher erklären als meistern soll. Der vorliegende Gegenstand ist eine gute Schule, sich in dieser Tugend der Selbstverleugnung zu üben. Denn wer unsrer Frage gegenüber nicht alle angeborenen, eigenen Gedanken abzulegen vermag, der wird der Sphinx als unrettbares Opfer verfallen. Gelingt es aber erst, den rechten Ausgangspunkt zu erfassen, gelingt es, das lösende Wort zu finden, so wird das Unbegreifliche begreiflich, das Unnatürliche natürlich erscheinen, und gar vieles, was man für eine Fabel hielt, weil man es nicht verstand, der Geschichte des Menschen als wirkliches Erlebniss zurückgegeben werden. Dadurch gewinnt der unscheinbare Punkt, den ich zum Gegenstand der Behandlung gewählt habe, gar sehr an Bedeutung. Der Stein, in's

* Plut. de plac. phil. 1, 7.

** *οὐ κατ' Ἀλκαῖον ἐξ ὄνυχος τὸν λέοντα γράφοντας, ἀλλὰ θρυαλλίδι καὶ λύχνῳ τὸν οὐρανὸν ὁμοῦ καὶ τὰ σύμπαντα μεθιστάντας κ. τ. λ.*

Wasser geworfen, trifft zunächst nur Eine Stelle; aber um diese herum ziehen sich immer weitere Kreise, und oft endet die Bewegung erst an den äussersten Grenzen des Wasserreichs. So gewinnt auch meine Frage immer an Ausdehnung, weite Grenzgebiete werden durch sie mitberührt. In der Ueberschrift habe ich von dem allem keine Erwähnung gethan. Ich will lieber, das Packet werde grösser als die Adresse, denn umgekehrt die Adresse grösser als das Packet. Auf die Häufung von Citaten habe ich keinen Fleiss verwendet. Was der Kanzler D'Aguesseau seinem zu Paris studierenden Sohne schrieb, Er solle sein Gedächtniss nicht belasten, sondern es gleich einem wohlgebauten Hause nur mit ausgesuchtem Schmucke zieren, das ist eine goldene Regel für Vorträge nicht weniger als für den Unterricht. Das sind nun die wenigen Grundsätze, nach welchen ich verfahre. Ich hoffe, dass sie in dem Folgenden wiedererkannt werden.

Ich schreite nun an meine Aufgabe.

Die Sitte, bei der Abstammung nur die Mutterseite zu berücksichtigen, wird uns zuerst für die Lykier bezeugt.

Herodot 1, 173 berichtet, die Lykier stammten ursprünglich aus Kreta, sie hätten unter Sarpedon Termiler geheissen; wie sie von den Nachbarn noch später genannt worden seien; als aber Lykos, des Pandion Sohn, von Athen in der Termiler Land zu Sarpedon gekommen, da seien sie nach ihm Lykier genannt worden. Dann fährt der Geschichtschreiber also fort:

„Ihre Sitten sind zum Theil Kretisch, zum Theil Karisch. Jedoch eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein anderes Volk hat: sie benennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. *καλέουσι ἀπὸ τῶν μητέρων ἑαυτοὺς, καὶ οὐχὶ ἀπὸ τῶν πατέρων.* Denn wenn man einen Lykier fragt, wer er sei, so wird er sein Geschlecht von Mutterseite angeben, und seiner Mutter Mutter herzählen. *καταλέξει ἑωυτὸν μητρόθεν, καὶ τῆς μητρὸς ἀνανεμέεται τὰς μητέρας*, und wenn eine Bürgerin mit einem Sclaven sich verbindet, so gelten die Kinder für edelgeboren (*γενναῖα*); wenn aber ein Bürger, und wäre es der vornehmste, eine Ausländerin oder ein Kebsweib nimmt, so sind die Kinder unehrlich (*ἄτιμα τὰ τέκνα*); diese Stelle ist darum so merkwürdig, weil sie uns die Sitte der Benennung nach der Mutter in Verbindung mit der rechtlichen Stellung der Geburten, folglich als Theil einer in allen ihren Folgen durchgeführten Grundanschauung darstellt. Herodot's Erzählung wird durch andere Schriftsteller bestätigt und ergänzt.

Aus Nicolaus Damascenus Schrift über die merkwürdigen Gebräuche ist uns folgendes Fragment erhalten: (Müller, fr. hist. graec. 5, 461.) *Λύκιοι τὰς γυναῖκας μᾶλλον ἢ τοὺς ἄνδρας τιμῶσι καὶ καλοῦνται μητρόθεν, τάς τε κληρονομίας ταῖς θυγατράσι λείπουσιν, οὐ τοῖς υἱοῖς.*

„Die Lykier erweisen den Weibern mehr Ehre als den Männern; sie nennen sich nach der Mutter, und vererben ihre Hinterlassenschaft auf die Töchter, nicht auf die Söhne." Heraclides Ponticus de rebus publicis fr. 15 (Müller, fr. hist. gr. 2, 217) hat die kurze Angabe:

Νόμοις δὲ οὐ χρῶνται, ἀλλ' ἔθεσι καὶ ἐκ παλαιοῦ γυναικοκρατοῦνται.

„Sie haben keine geschriebenen Gesetze, sondern nur ungeschriebene Gebräuche. Von Alters her werden sie von den Weibern beherrscht."

Dieser Ausdruck *γυναικοκρατοῦνται* geht wohl zu gleicher Zeit auf das politische Regiment des Staates, und auf das häusliche der Familie.

Zu diesen Zeugnissen kömmt noch die merkwürdige Erzählung des Plutarch de virtut. mulier., c. 9, wofür der Heracleote Nymphis als Gewährsmann angeführt wird. Sie lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Nymphis erzählt im vierten Buche über Heraclea, einst habe ein Wildschwein das Gebiet von Heraclea verwüstet, Thiere und Früchte vernichtet, bis es von Bellerophon erlegt wurde. Als aber der Held für seine Wohlthat keinerlei Dank erhielt, habe er die Xanthier verflucht, und von Poseidon erfleht, dass alles Erdreich Salz hervorbringe. So ging alles zu Grunde, da das Erdreich bitter geworden, und dies habe gedauert, bis Bellerophon aus Achtung vor den Bitten der Frauen wiederum zu Poseidon flehte, er möge seiner Verheerung ein Ende machen. Daher stammt den Xanthiern der Gebrauch, sich nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu nennen, *μὴ πατρόθεν, ἀλλ' ἀπὸ μητρῶν χρηματίζειν*. *Χρηματίζειν* steht hier in derselben Bedeutung, wie bei Polyb und Diodor: *χρηματίζει βασιλεύς*, er nimmt den Königstitel an, *νέα Ἶσις ἐχρημάτισε*, sie liess sich eine neue Isis nennen.

Nymphis Erzählung zeigt uns die Benennung nach der Mutter als Ausfluss einer religiösen Anschauung; die Fruchtbarkeit der Erde und die Fruchtbarkeit des Weibes werden auf die gleiche Linie gestellt.

Dies Letztere wird in einer andern Version desselben Mythus noch deutlicher hervorgehoben. Plutarch erzählt sie nämlich an der gleichen Stelle folgendermassen: „Die Geschichte, die sich in Lykien zugetragen haben soll, sieht zwar einer Fabel sehr ähnlich, aber sie gründet sich doch auf einen alten Mythus. Amisodarus, oder wie ihn die Lykier nennen Isaras, kam, dieser Sage zu Folge, aus der Lykischen Pflanzstadt bei Zelea mit einigen Raubschiffen, die Chimarus, ein kriegerischer aber dabei wilder und grausamer Mann commandirte. Er fuhr auf einem Schiffe, das am Vordertheil einen Löwen, am Hintertheile aber eine Schlange zum Zeichen hatte, und that den Lykiern grossen Schaden, so dass sie weder das Meer befahren, noch die Städte an der Küste bewohnen konnten. Bellerophon tödtete denselben, indem er ihn mit dem Pegasus verfolgte; er vertrieb auch die Amazonen, konnte aber seinen verdienten Lohn nicht erhalten, sondern wurde von Jobates auf's ungerechteste behandelt. Er gieng desshalb in's Meer, und betete zu Poseidon, dass dieses Land öde und unfruchtbar werden möchte. Als er nach verrichtetem Gebete wieder weggieng, erhob sich eine Welle und überschwemmte das Land. Es war ein schrecklicher Anblick, wie das aufgethürmte Meer hinter ihm her folgte, und die Ebene überdeckte. Die Männer konnten bei Bellerophon mit ihrer Bitte, dass er dem Meere Einhalt thun sollte, Nichts ausrichten, als aber die Weiber *ἀνασυράμεναι τοὺς χιτωνίσκους* ihm entgegenkamen, so gieng er aus Schamhaftigkeit zurück, und zugleich wich auch, wie man sagt, das Meereswasser mit zurück." In diesem Verhältniss der Frauen zu Poseidon liegt der Gedanke, dass das Wasser den Keim aller Fruchtbarkeit in sich trage, und durch seine Verbindung mit der Mutter Erde, im Innern des Stoffes alles Leben erwecke. Der Erdstoff aber ist das Weib selbst, und in dieser Eigenschaft ruht des Weibes besseres Recht. Bellerophon erscheint als der Bekämpfer des Mutterrechts, und dass er die Amazonen aus Lykien vertreibt, zeigt ihn in demselben Lichte.* Wir sehen hier das

* Von Kunstdarstellungen verdient hier die grosse Ruveser Vase, welche eine Hauptzierde des Karlsruher

Amazonenthum selbst als Ausdruck vollendeter Gynaikokratie, und in diesem Lichte werden Wir es später noch genauer betrachten.

Was die Schriftsteller berichten, das hat durch Fellow's Lycische Entdeckungen volle Bestätigung erhalten. Lycische Inschriften zeigen das μητρόθεν χρηματίζειν. Wir finden den Mutternamen angegeben. Ja diese Sitte scheint auch von manchen in Lycien niedergelassenen Hellenen angenommen worden zu sein, wie man aus dem inschriftlichen Anhang zu beiden Werken (first and second bour in Lycia by Cl. Fellow's) ersehen kann.

Fassen wir nun alle diese Angaben zusammen, so ergiebt sich für Lycien das, was wir in der Folge der Kürze wegen das Mutterrecht nennen wollen. Seine äussere Darstellung findet es in der Benennung des Kindes nach der Mutter, nicht nach dem Vater. Seine Bedeutung aber äussert sich in mehreren Punkten:

Erstens in dem Status der Kinder; die Kinder folgen der Mutter, nicht dem Vater.

Zweitens in der Vererbung des Vermögens; nicht die Söhne, sondern die Töchter beerben ihre Eltern.

Drittens in der Familiengewalt; die Mutter herrscht, nicht der Vater, und dieses Recht gilt in folgerichtiger Erweiterung auch in dem Staate.

Man sieht, wir haben es nicht nur mit einer ganz äusserlichen Eigenthümlichkeit der Nomenclatur, sondern mit einem durchgeführten Systeme zu thun, einem Systeme, das mit religiösen Anschauungen im Zusammenhange steht, und einer ältern Periode der Menschheit angehört als das Vaterrecht.

Wir wollen nun weiter forschen, ob sich auch anderwärts Spuren dieses Mutterrechts entdecken lassen. Herodot führt Lyciens Bevölkerung auf Kreta zurück; dasselbe thut in ganz gleicher Weise Strabo. Sollte sich in Kreta Etwas ähnliches finden? Mir ist nur Ein Punkt, der damit in entschiedenem Zusammenhang steht, begegnet. Kreta ist das einzige Land, wo man nicht Vaterland, sondern Mutterland, nicht πατρίς sondern μητρίς sagte. Dies bezeugt uns Plutarch in der trefflichen Schrift, ob ein Greis die Verwaltung des Staates führen könne, c. 17, Hutten 12, 124, wo es in wörtlicher Uebersetzung heisst: „Gesetzt du hättest einen Tithonus zum Vater, der zwar unsterblich wäre, aber seines hohen Alters wegen immer vieler Wartung bedürfte, du würdest gewiss, das traue ich dir zu, dich nicht weigern, noch es lästig finden, seiner bestens zu pflegen, ihn freundlich zu behandeln, und alles zu seiner Unterstützung beizutragen, weil er dir seit der langen Zeit so manches Gute erwiesen hat. Allein dein Vaterland, oder wie die Kreter zu sprechen pflegen, dein Mutterland, ist ungleich älter, und hat noch weit grössere Gerechtsame als selbst die Eltern. Es ist zwar von langer Dauer, aber dabei nicht von den Ungemächlichkeiten des Alters befreit, noch in allen Stücken sich selbst hinreichend. Und weil es also immer grosse Sorgfalt, Unterstützung und Aufmerksamkeit erheischt, so ergreift es gern den Staatsmann, und hält sich an ihm fest,

— — gleich wie ein Mägdlein,
Klein und zart, das die Mutter verfolgt, und: nimm mich! sie anfleht,
An ihr Gewand sich schmiegend, den Lauf der Eilenden hemmet.“ Ilias 16, 9.)

Museums bildet, Beachtung. Bellerophon, den Pegasus reitend bekämpft die Chimaera, welche von den Amazonen zum Widerstand aufgereizt zu werden scheint.

Wenn der Lykier auf die Frage, wer er sei, die Mutter nannte und dann zurückgehend immer der Mütter Mütter herzählte, so musste er der ersten Mutter Geburtsland, also sein eigenes Heimathland Mutterland nennen, nicht Vaterland. Das Mutterrecht führt nothwendig zu dieser Bezeichnung, und darum ist es wichtig, dass Kreta sie beibehält, nachdem sie anderwärts geschwunden, und durch die neuere „Vaterland" ersetzt worden war. In dem Kolonieenverhältniss dagegen wird *μητρόπολις* gesagt. Hier hat die dem alten Mutterrechte angehörende Bezeichnung bis auf den heutigen Tag ihr Recht bewahrt.

Da wir bei Kreta stehen, so mag auch erwähnt werden, was Plutarch de mul. virtut. von der kretischen Stadt Lyktas erzählt. Hutten 8, 272. Diese Stadt galt als eine lakedämonische Kolonie, und als Verwandte der Athener. Beides aber war sie nur von der Mutterseite. Denn nur die Mütter waren Spartanerinen, die Athenische Verwandtschaft aber geht auf jene Athenienserinen zurück, welche die Pelasgischen Tyrrhener vom Vorgebirge Brauron entführt haben sollten. Auf die Väter wird in keiner dieser Verbindungen die mindeste Rücksicht genommen. Das Orakel aber hatte gelautet, Lyktos sollte da gegründet werden, wo die Wanderer die Göttin und den Anker verloren haben würden. Dies ist seinem Sinne nach vollkommen gleichbedeutend mit jenem das Neleus erhielt, sich da niederzulassen, wo ihm eine Jungfrau Erde mit Wasser getränkt darreichen würde, und das er für erfüllt betrachtete, als ihm eine Töpferstochter Erde zum Siegeln darreichte. Tzetzes zu Lycoph. Caes. 1378—1387. Denn nach den Ansichten der Alten ist die Erde mit Wasser geschwängert jeder Fruchtbarkeit Trägerin. Der Anker deutete auf das Wasser, die Göttin aber war Diana, die grosse Ephesinische Erdmutter. Also ist auch in diesem Mythus das Vorwiegen der mütterlichen Abstammung gegründet in der Zurückführung der Frau auf das Vorbild der mütterlichen Erde.

Aber nicht nur mit Kreta, auch mit Athen steht Lykien in nahem Zusammenhang. Denn in der angeführten Stelle berichtet Herodot, nach ihm auch Strabo, p. 573. Casaub., Lykos, des Pandion Sohn, sei durch seinen Bruder Aegeus aus Athen vertrieben worden, und dann von da in das Land der Termilen zu Sarpedon gekommen. Sollte etwa auch zu Athen das Mutterrecht gegolten haben?

Dass dies in der That der Fall gewesen, dafür sprechen mehrere Anzeichen.

Ich mache zuerst auf eine Erzählung Varro's aufmerksam, die uns bei Augustinus de civ. Dei 18, 9 erhalten ist. Unter Cecrops Regierung nämlich geschah ein doppeltes Wunder. Es brach zu gleicher Zeit aus der Erde der Oelbaum, an einer andern Stelle Wasser hervor. Der König erschrocken sandte nach Delphi und liess fragen, was das bedeute und was zu thun sei? Der Gott antwortete, der Oelbaum bedeute Minerva, das Wasser Neptun, und es stehe nun bei den Bürgern, nach welchem Zeichen und nach welcher der beiden Gottheiten sie es für passend erachteten, ihre Stadt zu benennen? Da berief Cecrops eine Versammlung der Bürger, und zwar der Männer und der Frauen, denn es war damals Sitte, auch die Frauen an den öffentlichen Berathungen Theil nehmen zu lassen. Da stimmten die Männer für Neptun, die Frauen für Minerva, und da es der Frauen Eine mehr war, so siegte Minerva. Da ergrimmte Neptun, und alsobald überfluthete das Meer alle Ländereien der Athener. Um des Gottes Zorn zu beschwichtigen, sah sich die Bürgerschaft genöthigt, ihren Weibern eine dreifache Strafe aufzuerlegen, sie sollten ihr Stimmrecht verlieren, ihre Kinder sollten nicht länger der Mütter Namen erhalten, sie selbst sollten nicht mehr (nach der Göttin Namen) Athenäerinen

genannt werden. Ut nulla ulterius ferrent suffragia, ut nullus nascentium maternum nomen acciperet, ut ne quis eas Athenaeas vocaret. Daran knüpft Augustinus die Betrachtung: In mulieribus, quae sic punitae sunt, et Minerva, quae vicerat, victa est, nec adfuit suffragatricibus suis, ut suffragiorum deinceps perdita potestate, et alienatis filiis a nominibus matrum, Athenaeas saltem vocari liceret, et eius deae mereri vocabulum, quam viri Dei victricem fecerant ferendo suffragium. In diesem Mythus stellt Neptun das Vaterrecht, Athene das Mutterrecht dar. So lange das Letztere galt, so lange trugen die Kinder der Mutter Namen, die Weiber insgesammt den der Göttin. So lange heissen sie Athenäerinen, so lange waren sie wahre Bürgerinen der Stadt. Später sind sie nur Bürgersfrauen. Später sagte die Frau: ubi tu Gaius, ibi ego Gaia. Nach dem alten Recht hatte umgekehrt der Mann sagen müssen: ubi tu Gaia, ibi ego Gaius.* Jenes war das alte Recht, das Recht der vorcecropischen Zeit, das nachher dem Vaterrechte weichen musste. Aristophanes hat also in den Ecclesiazusen mit Unrecht bemerkt, das Weiberrecht sei das Einzige, welches zu Athen noch nicht dagewesen. Es ist in der That dagewesen, ja es ist vor allem andern in Uebung gestanden. Die Stelle lautet so, V. 455.

ΒΛΕΠΥΡΟΣ. Τί δῆτ' ἔδοξεν; ΧΡΕΜΗΣ. ἐπιτρέπειν γε τὴν πόλιν
ταύταις. ἐδόκει γὰρ τοῦτο μόνον ἐν τῇ πόλει
οὔπω γεγενῆσθαι. ΒΛΕ. καὶ δέδοκται; ΧΡΕ. φήμ' ἐγώ.

Die Lycische Sitte ist also für das alte Attika bezeugt. Hier wie in Asien erscheint sie als das Urrecht des Volkes, hier wie in Asien steht sie mit der Religion in engem Zusammenhang, sie schliesst sich an an den Kult der weiblichen Gottheit Athene, und an den weiblichen Stadtnamen selbst.

Aber ausser Varro giebt es noch ein anderes sehr merkwürdiges Zeugniss für das Mutterrecht der attischen Vorzeit. Ich will Ihre Aufmerksamkeit auf Aeschylus Eumeniden richten. Wie in dem obenangeführten Mythus die beiden Principien, das Mutterrecht und das Vaterrecht durch Minerva und Neptun dargestellt werden, so bei Aeschylus durch die Erinnyen einerseits, Apoll und Athene andererseits. Orest tödtet seine Mutter, um den Vater zu rächen. Wer gilt nun mehr, Vater oder Mutter? Wer steht dem Kinde näher, Jener oder Diese? Athene ordnet das Gericht. Die angesehensten ihrer Bürger sollen entscheiden. Die Erinnyen treten gegen den Muttermörder auf, Apoll, der ihm die That geboten, ihn auch von dem Blute gereinigt, führt seine Vertheidigung. Die Erinnyen nehmen Clytaemnestra, Apoll nimmt Agamemnon in Schutz. Jene vertreten das Mutterrecht, dieser das Vaterrecht. Den Standpunkt der Erinnyen bezeichnet folgendes Zwiegespräch derselben mit Orest: V. 565.

Erinnys. Dich hat der Seher angeführt zum Muttermord?
Orestes. Und noch bis jezt nicht schalt ich über mein Geschick.
Er. Doch fasst der Spruch dich, anders reden wirst du bald!
Or. Ich glaub's; doch Beistand schickt mein Vater aus dem Grab.

* Plut. qu. rom. 30. *Διὰ τί τὴν νύμφην εἰσάγοντες λέγειν κελεύουσιν· Ὅπου σὺ Γάϊος, ἐγὼ Γαΐα*; Plutarch erklärt es als Ausdruck der Mitherrschaft: *Ὅπου σὺ κύριος καὶ οἰκοδεσπότης, καὶ ἐγὼ κυρία καὶ οἰκοδέσποινα.* Jedenfalls aber steht der Mann voran, die Frau leitet all ihr Recht von ihm ab. In der Geschichte der Larentia und des Tarutius, wie sie Plutarch qu. rom. 35 erzählt, zeigt sich das alte Recht: *καὶ ζῶντος, ἄρχειν τοῦ οἴκου, καὶ κληρονομῆσαι, τελευτήσαντος.*

Er. Hoff' auf die Todten, der du die Mutter tödtetest!
Or. Zwiefachen Frevel lud sie auf ihr schuldig Haupt.
Er. Wie das? belehre dessen doch die Richtenden.
Or. Den Mann erschlug sie, und erschlug den Vater mir.
Er. Du aber lebst noch, während sie den Mord gebüsst.
Or. Warum denn hast im Leben du sie nicht verfolgt?
Er. Sie war dem Mann nicht blutsverwandt, den sie erschlug.
Or. Ich aber, sagst du, bin von meiner Mutter Blut?
Er. Trug denn, du blut'ger, unter ihrem Herzen sie
Dich nicht? Verschwörst du deiner Mutter theures Blut?

Τοὶ γὰρ σὺ μὲν ζῇς, ἡ δ' ἐλευθέρα φόνου.
Τί δ' οὐκ ἐκείνην ζῶσαν ἤλαυνες φυγῇ;
Οὐκ ἦν ὅμαιμος φωτὸς, ὃν ἀπέκτανεν.
Ἐγὼ δὲ μητρὸς τῆς ἐμῆς ἐν αἵματι;
Πῶς γάρ σ' ἔθρεψεν ἐντὸς, ὦ μιαιφόνε,
Ζώνης; ἀπεύχῃ μητρὸς αἷμα φίλτατον.

Man sieht deutlich, die Erynnien kennen hier nicht das Recht des Vaters und Mannes, denn Clytaemnestra's That bestraften sie nicht. Sie kennen nur das Recht der Mutter, das Recht des Mutterbluts, und nehmen den Muttermörder nach altem Recht und altem Brauch für sich in Anspruch. Ganz anders Apoll. Er hat, um den Vater zu rächen, den Muttermord geboten, denn so hat es ihm Zeus der Himmlische geoffenbart. Er übernimmt jetzt auch, den Erinnyen entgegen, seine Vertheidigung. Er stellt das Vaterrecht dem Mutterrecht gegenüber, und erkennt ihm vor diesem den Vorzug zu. So spricht er zu den Richtern: V. 627.

„Darauf sag' ich also, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand
Dem Freund die Freundin wenn ein Gott es nicht verletzt.
Mit sicherm Zeugniss will ich das bestätigen;
Denn Vater kann man ohne Mutter sein; Beweis
Ist dort die eigne Tochter des Olympiers Zeus,
Die nimmer eines Mutterschooses Dunkel barg,
Und dennoch kein Gott zeugte je ein edler Kind."

Οὐκ ἔστι μήτηρ ἡ κεκλημένου τέκνου
Τοκεὺς, τροφὸς δὲ κύματος νεοσπόρου·
Τίκτει δ' ὁ θρώσκων, ἡ δ' ἅπερ ξένη
Ἔσωσεν ἔρνος, οἷσι μὴ βλάψῃ θεός.
Τεκμήριον δὲ τοῦδέ σοι δείξω λόγου.
Πατὴρ μὲν ἂν γένοιτ' ἄνευ μητρός· πέλας
Μάρτυς πάρεστι παῖς Ὀλυμπίου Διὸς,
Οὐδ' ἐν σκότοισι νηδύος τεθραμμένη,
Ἀλλ' οἷον ἔρνος οὔτις ἂν τέκοι θεός.

Also das Recht der Zeugung wird von Apoll geltend gemacht, wie von den Erinnyen das des Blutes und des Stoffes, welchen das Kind von der Mutter erhält. Jenes ist das neue, dieses das alte Recht. Denn wie die Erinnyen Apoll's Gründe angehört, so sprechen sie: V. 697.

„Darnieder stürzest du die Mächte grauer Zeit."

Σύ τοι παλαιὰς δαίμονας (Herrmann *διανομὰς*) *καταφθίσας*
Οἴνῳ παρηπάτησας ἀρχαίας θεάς.

und nachher, V. 701:

„Du, der junge Gott, willst uns die Greisen niederrennen."

Ἐπεὶ καθιππάζῃ με πρεσβῦτιν νέος.

Nun treten die Richter, aufgeklärt über die beiderseitigen Ansprüche, zu der Stimmurne. Athene ergreift auch ihrerseits den Stimmstein vom Altar, behält ihn in der Hand, und spricht V. 704:

„Mein ist es, abzugeben einen letzten Spruch,
Und für Orestes leg' ich diesen Stein hinein;
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar,
Nein, vollen Herzens lob' ich alles Männliche,
Bis auf die Ehe, denn des Vaters bin ich ganz.
Darum acht' ich minder sträflich jetzt den Mord der Frau,
Die umgebracht hat ihren Mann, des Hauses Hort.
Es sieg Orestes auch bei stimmengleichem Spruch!"

Ἐμὸν τόδ' ἔργον, λοισθίαν κρῖναι δίκην.
Ψῆφον δ' Ὀρέστῃ τήνδ' ἐγὼ προσθήσομαι.
Μήτηρ γὰρ οὔτις ἤ μ' ἐγείνατο.
Τὸ δ' ἄρσεν αἰνῶ πάντα, πλὴν γάμου τυχεῖν,
Ἅπαντι θυμῷ, κάρτα δ' εἰμὶ τοῦ πατρός.
Οὕτω γυναικὸς οὐ προτιμήσω μόρον,
Ἄνδρα κτανούσης δωμάτων ἐπίσκοπον.
Νικᾷ δ' Ὀρέστης, κἂν ἰσόψηφος κριθῇ.

Also der Vater, des Hauses Hort, nicht die Mutter hat das vorzüglichere Recht. Nach diesem Recht, das von Zeus stammt, dem Vater beider, Apoll's und Athenen's, wird Orest bei gleicher Stimmenzahl durch den calculus Minervae freigesprochen im Blutgericht, dem ersten, das unter den Sterblichen gehalten worden ist. Aber das ist der neuen Götter neues Recht. *Παλαιγενεῖς μοίρας φθίσας, παλαιὰς δαίμονας καταφθίσας* wird Apoll genannt. V. 696. Der Halbchor der Erinnyen singt V. 748:

„O neue Götter, alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr reisst sie nieder, reisst sie fort aus meiner Hand!"

Ἰὼ θεοὶ νεώτεροι παλαιοὺς νόμους
Καθιππάσασθε, κἀκ χερῶν εἵλεσθέ μου.

Jede Stütze ist nun dem alten Rechtszustand der Menschheit geraubt, vernichtet die Grundlage alles Wohlergehens. Keiner rufe mehr: *ὦ δίκα, ὦ θρόνος τ' Ἐρινύων.* Wuthschnaubend will sich die Götterschaar, die kinderlosen Töchter der Nacht, in der Erde Tiefen

bergen, dem Boden seine Fruchtbarkeit, der Leibesfrucht ihr Gedeihn verderben. Aber Athene weiss sie zu gewinnen, und mit dem neuen Recht zu versöhnen. An ihrer Seite sollen sie fortan frommen Dienst finden. Nicht geächtet, nicht gestürzt sind sie. Nein, V. 816,

„In ehrender
Wohnung, Erechtheus Tempel nah, wirst du dereinst
Von Männern hochgeachtet und von Weibern sein,
Wie dir in andern Ländern nimmer ward zu Theil."

Καὶ σὺ τιμίαν
Ἕδραν ἔχουσα πρὸς δόμοις Ἐρεχθέως,
Τεύξῃ παρ' ἀνδρῶν καὶ γυναικείων στόλων,
Ὅσην παρ' ἄλλων οὔποτ' ἂν σχέθοις βροτῶν.

Haus und Dienst neben Pallas nehmen sie nun gerne an; rüsten fortan, den Mädchen lieb und hold, die bräutlichen Freuden, sie die Urgöttinen, sie jetzt Mächte der friedlichen Ruhe und jeglichem Bunde vertraut. Der frommen Mädchen Schaar und der greisen Mütter Zug geleitet nun die versöhnten Mitherrinen des Landes zurück in ihr Reich, hinab zum Hades, zu der Todten dunkelm Sitz. In Athene's Volk vereinen sich froh Moira und Zeus, der Allschauer.

Man sieht, Aeschylus Darstellung bewegt sich um den Kampf des Vaterrechts und des Mutterrechts. Gestürzt wird das Herkommen alter Zeit. Ein neuer Grundsatz tritt an dessen Stelle. Die überwiegende Verbindung des Kindes mit seiner Mutter wird aufgegeben. Der Frau tritt mit höherm Recht der Mann zur Seite. Dem geistigen Princip wird das stoffliche untergeordnet. Damit erst hat die Ehe ihre wahre Höhe erreicht. Bei den Erinnyen war ja, wie Apoll ihnen V. 204 vorwirft, Hera's Satzung, der heilige Ehebund, ehrenlos und nicht geachtet. Clytaemnestra's Verletzung desselben galt ihnen nichts, konnte des Sohnes gerechte, wenn auch blutige That, bei ihnen nicht entschuldigen. So erscheint das Vaterrecht gleichbedeutend mit Eherecht, und eben darum als der Ausgangspunkt einer ganz neuen Zeit, einer Zeit fester Ordnung in Familie und Staat, einer Zeit, welche die Keime mächtiger Entfaltung und reicher Blüthe in sich trägt. Athene will aus dieser neuen Grundlage ihr Volk zu hoher Macht erheben.

„Ich aber, — so verspricht sie ihren Bürgern V. 901 — stets zum schlachtenkühnen
Kampf des Ruhmes
Gegürtet, will nicht ruhn, eh' nicht alle Welt
In höchsten Ehren meine Stadt des Sieges hält."

V. 901. *Τῶν ἀρειφάτων δ' ἐγὼ*
Πρεπτῶν ἀγώνων οὐκ ἀνέξομαι τὸ μὴ οὐ
Τήνδ' ἀστύνικον ἐν βροτοῖς τιμᾶν πόλιν.

und Apoll V. 637:

„Ich aber, Pallas, werde wie ich's kann und weiss,
Grossmachen dein Volk, deine Stadt zu aller Zeit."
Ἐγὼ δέ, Παλλάς, τἄλλα θ', ὡς ἐπίσταμαι,
Τὸ σὸν πόλισμα καὶ στρατὸν τεύξω μέγαν.

Um den Gegensatz zwischen Vaterrecht und Mutterrecht nach allen Seiten in volles Licht zu stellen, wollen wir nun noch bei einigen wichtigen Einzelnheiten der Aeschyleischen

Darstellung verweilen. Zuerst folgender Punkt. Der Areshügel, welchen Athene für immer als den Ort des Blutgerichts bezeichnet, und wo in Orestes Person das alte Recht der Erde unterliegt, ist dieselbe Oertlichkeit, wo die Amazonen ihr Lager aufschlugen, V. 655:

„Als sie gegen Theseus neidempört
Zu Felde zogen, unsrer neugebauten Stadt,
Der hochgethürmten, gegenthürmten ihre Burg;
Und sie dem Ares weihten, dessen Namen nun
Der Berg Areipagos trägt" —

Ἀμαζόνων ἕδραν
Σκηνάς θ', ὅτ' ἦλθον Θησέως κατὰ φθόνον
Στρατηλατοῦσαι, καὶ πόλιν νεόπτολιν
Τήνδ' ὑψίπυργον ἀντεπύργωσαν τότε,
Ἄρει δ' ἔθυον, ἔνθεν ἔστ' ἐπώνυμος
Πέτρα πάγος τ' Ἄρειος·

Hier sehen wir das Männerrecht und Weiberrecht in einem neuen Gegensatz. Wie Theseus den Männerstaat, so vertreten die Amazonen den Weiberstaat. Neidempört thürmen sie ihre Burg der neugegründeten Stadt des Theseus entgegen. Neidempört: denn Theseus hat Antiope besiegt und ihren Gürtel gewonnen; in Theseus ersteht ein neues Princip, dem ihrigen völlig entgegengesetzt, und innerlich feindlich. Der Amazonenstaat, — wenn man das Wort Staat auf ein Weibervolk anwenden darf, — enthält die vollendetste Durchführung des Weiberrechts. Theseus dagegen gründet seinen neuen Staat auf dem entgegengesetzten Prinzip. Der Kampf zwischen beiden eröffnet Athens Geschichte.* Ebendarum nimmt Theseus Sieg über die Amazonen eine so hervorragende Stelle ein, ebendarum durfte er in dem Bilderkreise, der seinen Tempel schmückt, nicht fehlen; wie denn die Amazonenkämpfe in der alten Kunst, insbesondere auch in der Gräberwelt, eine so hohe Stellung einnehmen. Jener Sieg bezeichnet ein grosses Moment in der Entwicklungsgeschichte Attikas, der Menschheit überhaupt. Antiope, die Amazonenkönigin wird Theseus Sclavin; mit ihr zeugt er den Hippolytos, nach welchem Einige die Mutter auch Hippolyte nennen. In diesem Mythus wird der Sieg des Männerstaats über den Weiberstaat noch besonders hervorgehoben, denn hier erscheint das Weib als dienend, der Nachkomme als Theseide. In Attika ist also Theseus was Bellerophon in Lycien, was Perseus in Afrika; auch Bellerophon, auch Perseus besiegten und vertrieben die Amazonen, und die amazonischen Gorgonen, und diesen Heroen tritt Bacchus, (Plut. qu. gr. 56) tritt Heracles zur Seite. Denn Heracles ist der unversöhnliche Feind alles Amazonenthums, das er überall bekämpft, in Afrika wie, mit Theseus vereint, am Thermodon. Hippolytes Gürtel und Beil gehören unter seine höchsten Tropheen.**

---

* Diodor 4, 16. 2, 8. Besonders Tzetzes zu Lycophron's Cassandra. V. 1331 — 1340. p. 135, ed. Potter. Plut. qu. gr. 45. — Paus. 1, 41, p. 100.

** Paus. 5, 25, p. 455 erzählt von einem olympischen Weihebild. Οὐ πόῤῥω δὲ τοῦ Ἀχαιῶν ἀναθήματος καὶ Ἡρακλῆς ἐστιν ὑπὲρ τοῦ ζωστῆρος μαχόμενος πρὸς τὴν Ἀμαζόνα ἔφιππον γυναῖκα. τοῦτον Εὐαγόρας μὲν γένος Ζαγκλαῖος ἀνέθηκεν, ἐποίησε δὲ Κυδωνιάτης Ἀριστοκλῆς. ἐν δὲ τοῖς μάλιστα ἀρχαίοις καταριθμήσασθαι καὶ τὸν Ἀριστοκλέα ἔστι. καὶ σαφῶς μὲν ἡλικίαν οὐκ ἔχοι τις ἂν εἰπεῖν αὐτοῦ, δῆλα δὲ ὡς πρότερον ἔτι ἐγένετο, πρὶν ἢ τῇ Ζάγκλῃ τὸ ὄνομα γενέσθαι τὸ ἐφ' ἡμῶν, Μεσσήνην. Das Weihebild stammte also aus Zancle. Daran knüpfe ich

Allen diesen Sagen liegt derselbe Gedanke zu Grunde. Die Begründung eines höhern menschlichen und staatlichen Zustandes ruht auf der Ueberwindung des Mutterrechts. Dieselben Heroen, welche die rohen Kräfte der Erde vernichten, und dadurch als Wohlthäter der Menschheit erscheinen, dieselben vernichten das Amazonenthum. Um so bedeutungsvoller ist es nun, dass Athene nicht etwa das Delphinium, sondern der Amazonen Lagerstätte, des Ares Hügel, an dessen Fuss sich der Tempel der Erinnyen erhob, zum Gerichtsort auserwählt, und dass eben da in dem ersten Blutgericht Orestes Freisprechung den Untergang des Mutterrechts verkündet. Die Stätte des alten Rechts dient nun dem neuen. Oder, da die beiden Rechtsanschauungen in zwei verschiedenen Religionsanschauungen wurzeln, so können wir auch sagen, die Stätte des alten chthonischen Kults dient nun dem neuen. Athene, die mutterlose, die allem Männlichen bis zur Ehe wohlgeneigte Göttin, wie sie Aeschylus nennt, errichtet den Areiopag, auf dem Standort der männerlosen, der männerfeindlichen Amazonen. Was der alten Religion diente, wird jetzt der neuen geweiht. So hat auch die christliche Religion vorzugsweise auf heidnischen Kultstätten und selbst in heidnischen Tempelanlagen und mit heidnischen Kultgegenständen ihre neue Gottesverehrung eingerichtet. Was den falschen Göttern diente, sollte nun zur Verherrlichung des Einen wahren Gottes beitragen, eine Idee, welche Marangoni in seinem Buche delle cose gentilesche e profane trasferate ad uso ed ornamento della chiesa ins schönste Licht gesetzt hat.

Aber ich kann Aeschylus noch nicht verlassen, ohne aus seinem Werke noch weitere Belehrung über unsern Gegenstand zu schöpfen. Der Gegensatz des Vaterrechts und des Mutterrechts äussert sich bei ihm noch in einer andern Fassung. Das neue Recht ist das himmlische des olympischen Zeus, das alte das chthonische der unterirdischen Mächte. Dass das neue Recht von dem Olympier ausgeht, verkündet Orest, der unmittelbar nach seiner Freisprechung durch Athene Folgendes spricht v. 724:

Ὦ Παλλάς, ὦ σώσασα τοὺς ἐμοὺς δόμους,

---

die Bemerkung, dass die Amazonen auch in Italien sich finden. Ja sie sollen dahin aus Attika übergesetzt sein. In Italien sucht ja alles, was anderwärts besiegt ist, seine letzte Zuflucht. Tzetzes Stelle lautet vollständig so: *ἐπεστράτευσαν δὲ αὗται (sc. ξύναιμοι παρθένοι Νεπουνίδος) τῇ Ἀττικῇ, καὶ νικηθεῖσαι ὑπέστρεψαν εἰς Ἰταλίαν· καὶ οὗτος μὲν (ὁ Λυκόφρων) διὰ τὸν ζωστῆρα φησὶν αὐτὰς ἐπὶ τὰς Ἀθήνας στρατεῦσαι. Ἑλλάνικος δὲ ὁ Λέσβιος φησίν, ὅτι παγέντος τοῦ Κιμμερικοῦ Βοσπόρου διέβησαν αὐτόν, καὶ ἦλθον εἰς τὴν Ἀττικήν, καὶ τέτρασι μησὶ πολεμήσασαι ὑπεστράφησαν, οὐ λέγει δὲ τὴν αἰτίαν· Λυσίας δὲ ὁ ῥήτωρ πρώτας φησὶν αὐτὰς ἁπάντων ἀνθρώπων τολμῆσαι ἵππον ἐπιβῆναι· τῆς ἀνδρείας οὖν αὐτῶν πειρώμεναι, πολλοὺς κατέδραμον τόπους· ἐλθοῦσαι δὲ καὶ πρὸς τὴν Ἀττικήν, μόλις μέν, ἡττήθησαν δέ. Ἡρόδοτος δὲ ὁ Ποντικὸς τότε φησὶ Θησέα λαβεῖν τὴν Ἀντιόπην ἢ μαχομένην μετ' αὐτοῦ καὶ ὑπὸ Μόλπιδος τῆς Ἀμαζόνος ἀκοντισθεῖσαν καὶ πεσοῦσαν, ἢ πρέσβιν εἰρήνης τῆς εἰς Ἀθήνας μετὰ ξενίων ἐλθοῦσαν.* Amazonisches Leben in Italien beweist auch die Stadt Amazonia, deren Stephanus s. v. gedenkt. So steht der Weiberadel der Epizephyrischen Locrer, welchen Polyb in den Bruchstücken des zwölften Buchs hervorhebt, so die römische Larentia, nicht vereinzelt da. Eine hehre Amazonenfigur ist jene Camilla, die den Mittelpunkt einer der glänzendsten Episoden der Aeneis bildet. Sie ist Priesterin Dianens, um deren ephesinisches Heiligthum Amazonen, ihr geweihtes Priestervolk, wohnen. Paus. 4, 31, p. 357. — Bei Apollonius Argon. im ersten Buche bleibt Heracles allein im Schiffe Argo zurück, da Jason mit seinen Gefährten der Einladung Hypsipyles und der übrigen männerlosen amazonischen Lemnierinen Folge leistet, und mit ihnen Beilager hält. Auch erleidet Heracles von Weiberhand den Tod, eine Durchführung desselben Gegensatzes, der uns hier beschäftigt. Apoll. bibl. 2, 7. Daher dürfen auch die Frauen von allem, was auf dem grössern der beiden dem Hercules geweihten Altäre geopfert wird, nichts geniessen, ja auch nicht beim Hercules schwören. Plut. qu. rom. 60.

Καὶ γῆς πατρῴας ἐστερημένον σύ τοι
Κατῴκισάς με καί τις Ἑλλήνων ἐρεῖ·
Ἀργεῖος ἀνὴρ αὖθις ἔν τε χρήμασιν
Οἰκεῖ πατρῴοις, Παλλάδος καὶ Λοξίου
Ἕκατι, καὶ τοῦ πάντα κραίνοντος τρίτου
Σωτῆρος, ὃς πατρῷον αἰδεσθεὶς μόρον,
Σώζει με, μητρὸς τάσδε συνδίκους ὁρῶν.
„O Pallas, o du meines Hauses Retterin!
Du hast zur Heimath auch dem Landesflüchtigen
Gebahnt die Rückkehr; und in Hellas sagt man wohl,
Argiver ist Er wieder, wieder wohnet Er
Im Haus des Vaters, Pallas gab's und Loxias
Ihm wieder, und der dritte allvollendende
Erretter, der vielehrend meines Vaters Loos,
Wohl sieht der Mutter Vertreter dort, doch mich bewahrt!"

Das verkündet auch Athene selbst, v. 764:

Ἀλλ' ἐκ Διὸς γὰρ λαμπρὰ μαρτύρια παρῆν,
Αὐτός θ' ὁ χρήσας, αὐτὸς ἦν ὁ μαρτυρῶν,
Ὡς ταῦτ' Ὀρέστην δρῶντα μὴ βλάβας ἔχειν
„Jedoch von Zeus selbst trat ein Zeugniss leuchtend auf,
Und der's geboten, eben der bezeugete,
Es sei Orestes für die That der Strafe frei."

Dagegen ruft die Erinnye v. 367:

Τίς οὖν τάδ' οὐχ ἅζεταί τε καὶ δέδοικεν βροτῶν, ἐμοῦ κλύων θεσμόν
Τὸν μοιρόκραντον, ἐκ θεᾶν
δοθέντα τέλεον· ἐπὶ δέ μοι
γέρας παλαιόν ἐστιν † οὐδ' ἀτιμίας κύρω,
Καίπερ ὑπὸ χθόνα τάξιν ἔχουσα καὶ δυσήλιον νέφας.

„Wo ist ein Mensch, welcher nicht entsetzte, nicht bangte, wann er mein Gesetz anhört?
Das gottbeschieden Moira mir zu endigen gebot;
Doch es gehören alte Würden mein, ich gelte nicht ehrlos,
Ward mir auch unter der Erden die Heimath,
Tief in sonnenleerer Nacht.

Und dann nach erfolgter Freisprechung des Orest v. 773:

Ἰὼ θεοὶ νεώτεροι, παλαιοὺς νόμους
Καθιππάσασθε, κὰκ χερῶν εἵλεσθέ μου.
Ἐγὼ δ' ἄτιμος ἡ τάλαινα βαρύκοτος,
Ἐν γᾷ τᾷδε, φεῦ, ἰοὺ, ἰοὺ,
Ἀντιπαθῆ μεθεῖσα καρδίας σταλαγμὸν χθονὶ
Ἄφορον.
„O neue Götter, alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr rennt sie nieder, reisst sie fort aus meiner Hand!

Und ich unsel'ge, schmachbeladen, bitterempört,
Zur Erde nieder, weh!
Rächend zu Boden hier trief' ich des Herzens Gifttropfensaat!"

v. 801. *Ἐμὲ παθεῖν τάδε.*
φεῦ.
Ἐμὲ παλαιόφρονα κατὰ γᾶς οἰκεῖν ἀτίετον μῖσος.
φεῦ.
Πνέω τοι μένος, ἅπαντά τε κότον.
„Ich das erdulden, weh!
Unter der Erden ich mich verbergen, die Urweise? Weh!
Von Zorn schwillt die Brust; von Groll ganz erfüllt."

Also der Gegensatz ist klar: Himmlisch, olympisch ist das Recht des Vaters, von Zeus wird es verkündet, ob er gleich, wie die Erinnyen ihm vorwerfen, selbst nicht darnach handelte, sondern seinen alten Vater Kronos fesselte; chthonisch, unterirdisch dagegen ist das Recht der Mutter; wie die Erinnyen, die es vertreten, so stammt es aus der Erde Tiefen. Wir können den Gegensatz, ohne ihn im mindesten zu fälschen, auch so wiedergeben: das Mutterrecht entstammt dem Stoffe, es gehört dem stofflichen Leben des Menschen, dem Leibe; das Vaterrecht gehört dem unstofflichen, dem geistigen Theile desselben. Jenes ist körperlicher, dieses unkörperlicher Natur. Auch der Name der Erinnyen weist auf die Erde. Nach Tzetzes zu Lycophron heisst *τὸ ἔρι ἡ ἔρα* die Erde. Das lautet im Lateinischen terra, im Deutschen Erde. Zahlreich sind die Wörter, in welchen der Stamm wiederkehrt, stets mit derselben Bedeutung. Erechtheus, Erichthonius der Erdgeborne, Erigone, Eridanus der Erdstrom, den Virgil Georg. 4, 371 unter den unterirdischen nennt; welche Aristäus tief unten im Wasserreiche erblickt:

Et gemina auratus taurino cornua vultu
Eridanus, quo non alius per pinguia culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.

Eros, die den Stoff durchdringende, ihn zur Selbstumarmung bestimmende Liebeskraft, der Grund aller Erdzeugung [1]) *ἠρία* die Grabhügel aus Erde aufgeworfen, [2]) *Ἔρεβος* die Unterwelt und *Ἐρέβινθος* [3]) *ἔνεροι* und angesetzt *νέρτεροι* die Todten, [4]) die zur Erde zurückkehren, *Ἐρινεός*, der wilde Feigenbaum, *Ἥρα* die argivische Erdmutter, *Ἐρατώ*, [5]) *ἔρνος* der Baum, der Keim; *ἥρως* der mit der Erde wieder vereinigte, in ihr fortlebende Held (wie *δαίμων* von *δᾶ*, *γᾶ*) und manche andere liefern hiezu reiche Belege und eine weitere Verfolgung derselben Wurzel würde uns zeigen, dass sie weit über das Gebiet der griechischen und lateinischen Sprache hinausreicht. *Ἐρινύς* heisst also die in der Erde wohnende Gottheit. Es ist so viel als *θεὸς καταχθόνιος*. Die Erinnyen sind die in der Erde Tiefen wirkenden Mächte; in dem finstern Grunde des Stoffes schaffen sie, die Kinder der Nacht, alles Leben; was die Erde an

[1]) Plut. Symp. 8, 1. de Js. et Os. passim. De fac. in orbe Lunae 12.
[2]) Hesych. v. Ἤριον mit den Angaben des Alberti 1, 1654. Suidas. v. ἠρία, Harpocrates v. ἠρία.
[3]) Plut. de primo frigido. c. 17. Hutt. 13, 117. — Quaest. rom. 92, quaest. gr. 46.
[4]) Plut. quaest. plat. 8,
[5]) Plut. Symp. 8. 14.

Gewächsen hervorbringt, ist ihre Gabe, ihre Zeugung. Menschen und Thieren senden sie die Nahrung, sie lassen die Frucht des Mutterleibes gedeihen. Zürnen sie, so verdirbt alles, das Gewächs des Bodens, die Geburt der Menschen und Thiere. Die Erstlinge des Landes werden ihnen dargebracht, für der Kinder, für der Ehen Heil. Was brauchen wir andere Zeugnisse, wenn sie selbst bei Aeschylus es uns also verkünden v. 899:

„Wehen soll Waldverwüstend Wetter nie!
Das ist mein Geschenk dem Land;
Und nie pflanzenaugesengender Brand heimsuchen dieses Landes Au'n;
Nie ersticke Misswachs jammervoll der Saaten Blühn;
Schafe froh in Sattigkeit,
Zwillingslämmer um sie her,
Ernähr' zu seiner Zeit der jungen Erde Grün;
Der Grasung lieber Ort;
Stäter Göttergaben reich!"

Δενδροπήμων δὲ μὴ πνέοι βλάβα, τὰν ἐμὰν χάριν λέγω,
Φλογμός τ' ὀμματοστερὴς φυτῶν, τὸ μὴ περᾶν ὅρον τόπων
Μηδ' ἄκαρπος αἰανὴς ἐφερπέτω νόσος.
Μῆλά τ' εὐθενοῦντα γᾶ ξὺν διπλοῖσιν ἐμβρύοις
Τρέφοι χρόνῳ τεταγμένῳ, γόνος δὲ πᾶς
Πλουτόχθων Ἑρμαίαν
Δαιμόνων δόσιν τίοι.

Tief unter der Erde in ogygischen Tiefen empfangen sie Ehr und Opfer und Festfeuer, dass alles Unheil sie dem Lande abwehren, dass jegliches Heil sie empor senden zum Segen der Stadt. Sie sind also die freundlichen Götter, die für der Menschen Gedeihn und Wohlfahrt sorgen, sie sind wahre Eumeniden, ihrem ganzen chthonischen Wesen nach dem *ἀγαθοδαίμων*, der römischen Bona Dea verwandt. Sie heissen die hehren Göttinen, die *σεμναὶ θεαί*, und dieser Ausdruck ist seinem Sinne nach nichts anderes als *μεγάλοι θεοί*, was Plutarch Symp. 3, 1 ausdrücklich durch *θεοὶ καταχθόνιοι* erklärt.* Wie sie nun in der Erde ogygischen finstern Tiefen alles Leben wirken, und es über die Oberfläche des Bodens hinauf ans Licht der Sonne senden, so kehrt auch alles im Tode wieder zu ihnen zurück. Das Lebende zahlt der Natur, d. h. dem Stoffe seine Schuld zurück. So sind die Erinnyen gleich der Erde, der sie angehören, wie des Lebens so auch des Todes Herrinen. Das stoffliche, das tellurische Sein umschliesst Beides, Leben und Tod. Alle Personifikationen der chthonischen Erdkraft vereinigen in sich diese beiden Seiten, das Entstehen und das Vergehen, die beiden Endpunkte, zwischen welchen sich, um mit Plato zu reden, der Kreislauf aller Dinge bewegt. So ist

---

* Hutt. 11, 111: *καὶ τὸν νάρκισσον (οὕτως ὠνόμασαν) ὡς ἀμβλύνοντα τὰ νεῦρα καὶ βαρύτητας ἐμποιοῦντα ναρκώδεις· διὸ καὶ ὁ Σοφοκλῆς αὐτὸν ἀρχαῖον μεγάλων θεῶν στεφάνωμα (τουτέστι τῶν χθονίων) προσηγόρευκε.* — Paus. 1. 28. p. 68.: *Πλησίον δὲ ἱερὸν θεῶν ἐστιν, ἃς καλοῦσιν Ἀθηναῖοι Σεμνάς, Ἡσίοδος δὲ Ἐρινῦς ἐν Θεογονίᾳ· πρῶτος δέ σφισιν Αἰσχύλος δράκοντας ἐποίησεν ὁμοῦ ταῖς ἐν τῇ κεφαλῇ θριξὶν εἶναι· τοῖς δὲ ἀγάλμασιν οὔτε τούτοις ἔπεστιν οὐδὲν φοβερὸν, οὔτε ὅσα ἄλλα ἀνάκειται θεῶν τῶν ὑπογαίων· κεῖται δὲ καὶ Πλούτων καὶ Ἑρμῆς, καὶ Γῆς ἄγαλμα· ἐνταῦθα θύουσι μὲν ὅσοις ἐν Ἀρείῳ πάγῳ τὴν αἰτίαν ἐξεγένετο ἀπολύσασθαι, θύουσι δὲ καὶ ἄλλως ξένοι τε ὁμοίως καὶ ἀστοί.* — Paus. 2, 11, 4. Müller, Eumeniden. S. 176.

Venus die Herrin der stofflichen Zeugung als Libitina die Göttin des Todes. So steht zu Delphi eine Bildsäule mit dem Zunamen Epitymbia, bei welcher man die Abgeschiedenen zu den Todtenopfern heraufruft.* So heisst Priapus in jener römischen Sepulcralinschrift, die in der Nähe des Campaneischen Columbariums gefunden wurde, mortis et vitai locus. So ist auch in den Gräbern nichts häufiger als Priapeische Darstellungen, Symbole der stofflichen Zeugung. So darf auf der heiligen Delos nicht nur Niemand sterben, sondern auch Niemand geboren werden. So besitzt des Gyges Wunderring die doppelte Kraft, sichtbar und wieder unsichtbar zu machen, ein Bild der chthonischen Kraft. Nach dieser Seite hin sind die freundlichen Eumeniden die schrecklichen, grausigen Göttinen, allem irdischen Leben feind und verderblich. Nach dieser Seite hin haben sie Gefallen an Untergang, an Blut und Tod. Nach dieser Seite hin heissen sie verhasste, gottverfluchte Ungeheuer, eine blutige, scheussliche Schaar, die Zeus bannte, „fern seiner Nähe stets zu sein." Nach dieser Seite hin geben sie Jedwedem den verdienten Lohn.

„Denn aller Menschen Richter ist der grosse Tod."

Als Göttinen des Untergangs sind sie auch Göttinen des stets gerecht vergeltenden Schicksals, von Moira haben sie ihr Amt empfangen.

Als wir geboren, da wurde befohlen uns diess Amt,
Aber zugleich, den Unsterblichen nimmer zu nahen,
Ihr Mahl theilen wir niemals;
Und weissglänzend Gewand, mir ist es versaget, gemissgönnt,
Untergang gehöret mein, wenn im Geschlecht, das ihn genährt,
Ares dahin mordet den Freund,
Hinter ihm her fliegen wir schwer;
Wie er in Kraft auch blüht, wir vertilgen ihn blutig."

v. 329: *Γιγνομέναισι λάχη τάδ' ἐφ ἁμὶν ἐκράνθη,*
Ἀθανάτων ἀπέχειν χέρας, οὐδέ τις ἐστὶ
Συνδαίτωρ μετάκοινος·
Παλλεύκων δὲ πέπλων ἀπόμοιρος, ἄκληρος ἐτύχθην.
Δωμάτων γὰρ εἱλόμαν
Ἀνατροπάς, ὅταν Ἄρης τιθασὸς ὢν φίλον ἕλῃ.
Ἐπὶ τὸν, ὤ, διόμεναι,
Κρατερὸν ὄνθ' ὅμως μαυροῦμεν καμάτοισιν.

Alle diese Seiten ihres Wesens einen sich in Einer Grundidee, sie folgen alle aus ihrer stofflichen, tellurischen Natur. Die Erinnyen sind, was ἔρα selbst, der Ausdruck des irdischen, körperlichen, leiblichen Lebens, des tellurischen Daseins. Jetzt ist es klar, welcher Zusammenhang das Mutterrecht mit der chthonischen Religion, d. h. mit der Religion der stofflichen Kraft verbindet, welcher Abgrund es dagegen von dem geistigen Princip des olympischen Zeus und seiner Kinder, Apollon's und Minerven's, scheidet. Das Weib ist die Erde selbst. Sie ist das stoffliche Prinzip, der Mann das Geistige. Von beiden, dem Weibe und der Erde, gelten Apollon's Worte:

* Plut. quaest. rom. 23.

„Sie hegt und trägt den eingesäten Samen nur."
οὐκ ἔστι μήτηρ ἡ κεκλημένου τέκνου
τοκεύς, τροφὸς δὲ κύματος νεοσπόρου.
Τίκτει δ' ὁ θρώσκων. — —

Im Menexenus sagt Plato, nach ihm auch Plutarch, συμποσ, 2, 3. wörtlich folgendes: „Nicht die Erde ahmt dem Weibe, sondern das Weib der Erde nach, und dies gilt auch von allen Thieren weiblichen Geschlechts.

Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, dass die erste Entstehung durch die Kraft und Stärke des Schöpfers aus der Erde in grösster Vollkommenheit bewirkt worden, ohne dass solche Organe und Gefässe, wie sie jetzt die Natur in den zeugenden Wesen ihrer Schwäche wegen hervorbringen muss, dazu erforderlich waren." Also die erste Entstehung geschah aus dem Mutterschooss der Erde, die Fortpflanzung durch das Weib.

„Noch bis jetzt, sagt Plutarch an derselben Stelle, bringt die Erde ganz vollständige Thiere hervor, wie z. B. Mäuse in Aegypten, und an vielen andern Orten Schlangen, Frösche und Grillen, wenn von aussen eine andere Ursache oder Kraft hinzukömmt. In Sicilien kamen zur Zeit des Sklavenkrieges, da die Erde mit vielem Blut getränkt wurde, und eine Menge Leichname unbeerdigt verwesen mussten, zahllose Schwärme von Heuschrecken zum Vorschein, die sich über die ganze Insel verbreiteten, und überall die Feldfrüchte aufzehrten. Diese Thiere werden also aus der Erde erzeugt und ernährt, der Ueberfluss der Nahrung macht sie zur Zeugung geschickt, daher sie, um ihre Triebe zu befriedigen, sich zusammenhalten und paaren, und dann, wie es ihre Natur mit sich bringt, entweder Eier legen oder lebendige Junge gebären. Hieraus erhellt am besten, dass die Thiere ihren ersten Ursprung aus der Erde erhalten haben, nun aber ihr Geschlecht auf eine andere Art und durch einander selbst fortpflanzen." Das Weib vertritt also die Erde in ihrer Funktion. Sie ist der Erdstoff selbst. Daher heissen sie beide von dem gleichen Stamme γῆ und γυνή, ein Stamm, welchem auch γύα Pflugland und Mutterleib, Soph. Antig. 569, sabinisch sporium, Plut. qu. rom. 100, γυῖον Glied, γύης Pflugbaum, Γύης, der hundertarmige Sohn der Erde, endlich auch Γίγας, Ὠγύγης, und Γυγαία Ἄγρισκα θεά bei Lycophron v. 1152. Name der Jlischen Athene, die v. 1143 Κύπρις, v. 1164 Σθένεια genannt wird, angehören. Der deutsche Ausdruck Frauenzimmer schliesst sich hier an. Zimmer bezeichnet die Oertlichkeit, und diese ist eine Eigenschaft der Erdmaterie. Die Erdmaterie, in ihrer Mütterlichkeit gefasst, ist der Ort der Zeugung. Plutarch de Is. et Os. 56 hebt diese Eigenschaft des Stoffes besonders hervor: ὁ μὲν οὖν Πλάτων, τὸ μὲν νοητὸν, καὶ ἰδέαν καὶ παράδειγμα καὶ πατέρα, τὴν δὲ ὕλην, καὶ μητέρα καὶ τιθηνὴν, ἕδραν δὲ καὶ χώραν γενεσέως, τὸ δὲ ἐξ ἀμφοῖν ἔγγονον καὶ γένεσιν ὀνομάζειν εἴωθεν. Später: χώρα γενέσεως καὶ δεξαμένη. c. 53: τὸ τῆς φύσεως θῆλυ, καὶ δεκτικὸν ἁπάσης γενέσεως, καθὸ τιθηνὴ καὶ πανδεχὴς ὑπὸ τοῦ Πλάτωνος. κ. τ. λ. Dazu vergleiche man, was Plutarch de plac. philos. 1, 19. 20. von τόπος und χώρα bemerkt. Simplicius in Aristot. l. IV. Aus der Phys. p. 150. a. ed. Ald. Διὸ καὶ τὴν Συρίαν Ἀταργάτην τόπον θεῶν καλοῦσιν, καὶ τὴν Ἶσιν οἱ Αἰγύπτιοι, ὡς πολλῶν θεῶν ἰδιότητας περιεχούσας. Hier ist τόπος gleichbedeutend mit μήτηρ eine Bezeichnung, die auch Orpheus gebraucht. Jablonski, Ton th. aeg. p. 1, p. 8. Diod. 1, 12.: τὴν δὲ γῆν ὥσπερ ἀγγεῖόν τι τῶν φυομένων ὑπολαμβάνοντας, μητέρα προσαγορεῦσαι. — Damit hängt zusammen, dass die Hülsenfrüchte, insbesondere die Erbsen, der Erdgottheit geweiht

sind. Die Hülse ist der Mutterschoos, in welchem der Saame sich entwickelt: sie ist *ἕδρα καὶ χώρα γενέσεως*, sie ist das Zimmer. In der Bezeichnung *Ἐρέβινθοι* ist der Stamm *ἐρ* zu erkennen, und seinen Zusammenhang mit *Ἔρεβος* hebt schon Plutarch, qu. gr. 46, qu. rom. 92 auf's klarste hervor. — Der Mann erhält den Erdennamen erst im Alter, wo er, wie Plutarch sagt, nach Erlöschen seiner Männlichkeit ganz erdartig wird, mit andern Worten, wo von ihm Nichts mehr übrig ist als der Erdstoff seines Leibes, also im Greisenalter. Denn *γέρων*, deutsch Greis, ruht auf dem Stamme *γῆ*, so gut als *γραῦς*. Plut. Tischreden 3, 3. „Ganz anders verhält es sich mit den Greisen, welche die ihnen eigenen Feuchtigkeiten schon verloren haben, wie selbst ihre Benennung anzudeuten scheint. Man nennt sie *γέροντες*, nicht weil sie sich zur Erde hinabneigen, sondern weil sie ihrer Constitution nach ganz erdhaft geworden sind.“ Hutt. 11, 122.: *οὐ γὰρ ὡς ῥέοντες εἰς γῆν, ἀλλ' ὡς γεώδεις καὶ γεηροί τινες ἤδη γινόμενοι τὴν ἕξιν, οὕτως προσαγορεύονται.* Man könnte also den Ausdruck *γέροντες* vergleichen mit *ἀλίβαντες*, den Saftlosen, wie die Todten genannt wurden. Plutarch spricht sich am Eingang der vielleicht mit Unrecht ihm zugeschriebenen Schrift: Welches von Beiden ist nützlicher, das Wasser oder das Feuer, folgendermaasen darüber aus: „Das Wasser leistet uns Dienste im Sommer und im Winter, in Gesundheit und Krankheit, bei Tag und bei Nacht, und es ist kein Umstand, wo wir seiner nicht bedürften. Daher nennt man auch die Todten *Ἀλίβαντες*, welcher Ausdruck anzeigt, dass diese gar keine Feuchtigkeit mehr haben, und desshalb des Lebens beraubt sind. Der Mensch ist wohl einmal ohne Feuer, aber niemals ohne Wasser gewesen.“ Diesen Ausdruck gebraucht auch Plato in der Republik 3, p. 387, wo ihn Schleiermacher die Verdorrten übersetzt. S. Anmerkungen S. 541. Es wird dadurch der Zustand der mumienartigen Austrocknung, der Plutarch'schen *ξηρότης* bezeichnet, wie wir ihn am deutlichsten auf jenem Cumanischen Grabe, das Jorio, scheletri cumani, abbildet und (sehr ungenügend) erläutert, dargestellt sehen. — In der Hochzeitsformel ubi tu Gaius, ibi ego Gaia, sind die beiden Geschlechter von demselben Stamme *γαῖα* genannt. Plut. qu. rom. 27. Hier also führt der Mann den Erdnamen auch schon als zeugende, active, wie das Weib als empfangende, passive Potenz. Es wird also hier die Einheitlichkeit der Erdkraft, das nothwendige Zusammengehören der beiden Geschlechter, die in der ersten Erdzeugung noch ungetrennt erscheinen, hervorgehoben.

Ich denke, die Zusammengehörigkeit des Mutterrechts und der Erinnyen, überhaupt der chthonischen Erdreligion, wird jetzt dem Verständnisse näher gebracht sein. Das Mutterrecht ist das Recht des stofflichen Lebens, das Recht der Erde, aus welcher jenes seinen Ursprung herleitet. Im Gegensatz dazu ist das Vaterrecht das Recht unserer unstofflichen, unkörperlichen Natur.* Jenes ist das Recht der Gottheiten, welche die finsteren ogygischen

---

* Plut. de Js. et Os. 56.: *ὁ μὲν οὖν Πλάτων, τὸ μὲν νοητὸν, καὶ ἰδέαν καὶ παράδειγμα καὶ πατέρα, τὴν δὲ ὕλην καὶ μητέρα καὶ τιθήνην* κ. τ. λ. Plut. de plac. phil. 5, 4.: *Πυθαγόρας, Πλάτων, Ἀριστοτέλης ἀσώματον μὲν εἶναι τὴν δύναμιν τοῦ σπέρματος, ὥσπερ νοῦν τὸν κινοῦντα· σωματικὴν δὲ τὴν ὕλην προχεομένην.* Also *ὕλη*, Materie, entspricht der Mutter, *ἰδέα, νοῦς* dem Vater. Ueber diesen Gegensatz sehe man Plutarch de plac. phil. 1, 9 (*περὶ ὕλης*), 10 (*περὶ ἰδέας*) wo es unter anderm heisst: *Ἀριστοτέλης καὶ Πλάτων, τὴν ὕλην σωματοειδῆ καὶ ἄμορφον ἀνείδεον, ἀσχημάτιστον, ἄποιον μὲν, ὅσον ἐπὶ τῇ ἰδίᾳ φύσει, δεξαμένην δὲ τῶν εἰδῶν, οἷον τιθήνην καὶ ἐκμαγεῖον καὶ μητέρα γενέσθαι.* Damit steht im Zusammenhang' die Meinung Hippo's, die Knochen der Kinder entständen vom Manne, das Fleisch vom Weibe. Plut. de plac, phil. 5, 5. Moll und Dur sind die weibliche und die männliche Tonart.

Tiefen bewohnen, dieses das Recht des Olympiers Zeus, der über der Erde in sonniger Höhe thront. Jenes ist das physische, dieses das metaphysische Recht. Denn metaphysischer Natur sind Apoll und Athene, Athene, die keine Mutter hat, die, wie das Wort aus dem Munde, vollendet aus des Olympiers Haupt, dem Sitze des höchsten göttlichen Verstandes, hervorgeht.* Jenes, das Mutterrecht, gehört derjenigen Periode der Menschheit, derjenigen Religionsanschauung, welche die Materie, d. h. die Erde, als den einzigen Sitz der stofflichen Kraft sich dachte; dieses, das Vaterrecht, dagegen derjenigen, in welcher, wie Plutarch von Anaxagoras rühmt, der Materie ein Künstler beigegeben wurde.** So fällt der Uebergang aus dem Mutterrecht in das Vaterrecht mit einer höhern religiösen Entwicklung der Menschheit zusammen. Es ist der Fortschritt vom stofflichen zum intellektuellen, vom physischen zum metaphysichen Prinzip der Religion. Es ist die Erhebung, das Aufsteigen von der Erde zum Himmel. Das Vaterrecht hat Zeus, das Mutterrecht hat die Erde verkündet. Die gleiche Erhebung bildet das Gesetz der alten, überhaupt aller Religionsentwicklung. Eine fortgesetzte Betrachtung der alten Mythologie lässt die Götter der alten Zeit als Pyramiden erscheinen, deren breite Basis in der Erde ruht, dem ewig festen Wohnsitz der Sterblichen und der Unsterblichen, ἕδος ἀσφαλὲς ἀεί, wie Hesiod sie nennt, deren Spitze aber in den Himmel reicht. Chthonisch, stofflich ist ihre Grundlage, methaphysisch, geistig ihre letzte reinste Gestaltung. Von den ägyptischen Göttern heisst es bei Diodor. 1, 12. sie seien insgesamt aus dem Nil geboren und das gleiche wird für die mehrsten derselben bei Cicero de N. D. 3. hervorgehoben.*** Und doch haben sie zuletzt, Osiris zumal, eine geistige Natur angenommen, in welcher die stoffliche Grundlage überwunden, und völlig in den Hintergrund verdrängt erscheint. Ja selbst Apoll und Athene, diese in ihrer letzten Entwicklung so rein geistigen Wesen, ruhen doch mit ihren Füssen tief in dem Stoffe. Es würde ein eigenes schweres Buch verlangen, wollte dieser Gegenstand erschöpft werden. Für Apollo-Hekatus, der, wie Diana-Hekate, von den Alten triplex genannt wird, hat es der Herzog von Lugues in seinem Aufsatz über die Volcentische Gygesvase in den „Annali del Istituto di correspondenza archeologica vol. 5," für Minerva Gerhard in den Abhandlungen über das **Μητρῷον** der Athene richtig erkannt, jedoch so, dass auch jetzt noch dieser Gegenstand einer unendlichen Entwicklung fähig bleibt. Einen einzigen Punkt darf ich hier nicht übergehen. In dem oben mitgetheilten Varronischen Mythus erscheint Athene als Vertreterin des Mutterrechts, in der Aeschyleischen Tragödie umgekehrt als Repräsentant des Vaterrechts. Dort verficht sie selbst das Recht der Erinnyen, hier das des Olympiers Zeus. Ist das nicht unvereinbar? Mit nichten. Denn Athene gehört ihrer Grundlage nach dem Stoffe, ist ihrer Grundlage nach nicht weniger stofflich als die Erinnyen, und in dem

---

jene herrscht in der alten Musik vor, wie das Mutterrecht. — Plutarch de animae procreatione e Timaeo sagt, als Novus im Gericht verurtheilt worden, habe man Athem und Blut dem Vater, alles Fleisch dagegen der Mutter zugesprochen; ein Urtheil weiser als das des Salomon. In demselben Verhältniss stehen Sonne und Mond. Macrob. Sat. 1, 19. Solem auctorem et dominum esse spiritus, Lunam corporis. Interpres Cruquian. ad carm. secul. Horatii p. 299 a.

* Aeschylus: πάρεστιν ἔπος ὡς ἔργον.

** Plut. de plac. phil. 1, 3. Hutt. 12, 352. ἀποδεκτέος οὖν ἐστιν (ὁ Ἀναξαγόρας), ὅτι τῇ ὕλῃ τὸν τεχνίτην προσέζευξεν. Derselbe Anaxagoras aber lehrte, die Thiere seien aus der Erde hervorgebracht worden. Plut. de plac. phil. 2. 8. Ebenso besonders Empedocles. Plut. de plac. phil. 5, 26. 18.

*** Jablonski, Pantheon aegyptiacum, Pars 2, p. 169. Diodor. 1, 12: οἱ γὰρ Αἰγύπτιοι νομίζουσιν Ὠκεανὸν εἶναι τὸν παρ' αὐτοῖς ποταμὸν Νεῖλον, πρὸς ᾧ καὶ τὰς τῶν θεῶν γενέσεις ὑπάρξαι.

Metroon zu Athen nicht weniger als in Elis * als Mutter, als Grund aller stofflichen Zeugung, als *Γύγαία Ἄγριοκα θεά*, wie Lycophron v. 1152 die Jlische Athene nennt, und wie Artemis als Herrin des zeugungskräftigen Mondes ** verehrt. Aber in ihrer höhern geistigen Ausbildung hat sie alles Stoffliche abgestreift, ist ohne Mutter aus des höchsten Zeus Haupt geboren, eine Darstellung des ewigen reingeistigen Wesens, von welchem derselbe Aeschylus sagt, dass es zu Niemand dienend aufschaut über ihm, und dass Alles von ihm ausgeht, wie ein gesprochenes Wort. Nun jener ersten stofflichen, als Mutter im Metroon verehrten Athene gehört das Mutterrecht des Varronischen Mythus; dieser spätern rein geistigen Athene, wie sie Aeschylus darstellt, und wie die ausgebildete hellenische Religion sie fasste, das Vaterrecht, das eben dieser geistigen Grundlage seine Entstehung verdankt.

Nach diesen Bemerkungen wird es leicht sein, auch noch einen letzten Punkt aus Aeschylus Darstellung in seiner vollen Bedeutung zu würdigen.

Die Erinnyen treten auf als Rächerinnen des Muttermords, während sie Clytaemnestren für den Gattenmord im Leben nicht verfolgen. Orest wirft ihnen dies in der oben schon mitgetheilten Stelle vor, worauf die Erdgöttinnen ihm also antworten:

„Sie war dem Manne nicht blutsverwandt, den sie erschlug."

Zwar hat auch Clytaemnestra ihren Frevel durch den Tod gebüsst, aber erst beim Muttermorde erscheinen die Erinnyen selbst als Verfolgerinnen des schuldigen Sohns, erst das vergossene

---

* Paus. 5, 379: *Τῶν δὲ Ἠλείων αἱ γυναῖκες, ἅτε τῶν ἐν ἡλικίᾳ σφίσιν ἠρημωμένης τῆς χώρας, εὔξασθαι τῇ Ἀθηνᾷ λέγονται κυῆσαι παραυτίκα, ἐπειδὰν μιχθῶσι τοῖς ἀνδράσι· καὶ ἥ τε εὐχή σφισιν ἐτελέσθη, καὶ Ἀθηνᾶς ἱερὸν ἐπίκλησιν Μητρὸς ἱδρύσατο· ὑπερησθέντες δὲ ἀμφότεροι τῇ μίξει καὶ αἱ γυναῖκες καὶ οἱ ἄνδρες, ἔνθα συνεγίνοντο ἀλλήλοις πρῶτον, αὐτό τε τὸ χωρίον Βαδὺ ὀνομάζουσι, καὶ ποταμὸν τὸν ῥέοντα ἐνταῦθα ὕδωρ Βαδὺ ἐπιχωρίῳ φωνῇ.* Man bemerkt leicht, wie sehr auch hier das Weib voransteht. Eleer sind aber auch die Molioniden, welche nach ihrer Mutter Molione, nicht nach ihrem Vater Actor genannt werden. Paus. 5, 2. p. 378. 379. Apoll. bibl. 2, 7. 2. Actor selbst hatte die Epeerin Hyrmine zur Mutter, und nannte nach ihr die von ihm in Elis gegründete Stadt Hyrmina. Paus. 5. p. 377. Aus dem Mythus der Molioniden, auf welchen Herr Professor Walz zuerst aufmerksam machte, verdient aber auch Das Hervorhebung, dass es **die Mutter** ist, welche den Mord ihrer Söhne verfolgt, und von der die Verfluchung der Eleer, welche die Isthmischen Spiele besuchen würden, ausgeht. Das gleiche wird von Lysippe gemeldet. Paus. 5, 379. Damit steht in Verbindung, dass es auch stets Weiber sind, welche die Todtenklage anstimmen. Das Weib beweint des Stoffes Untergang. Auch sind es Weiber, die bei der Mordsühne thätig sind. Zu Athen kommen die Enchytristrien vor; sie fangen in Töpfen das Blut auf, wenn es aus der Wunde des noch an der Mutter säugenden Ferkels vorschiesst, und giessen es dann über den Mörder hin. Schol. Aristoph. Wespen 301. Plato Men. 315. D. O. Müller, Eumenid. S. 146. Auch auf Ceos trauern nur die Weiber. Heraclides Ponticus de rebus publicis q. (Müller fragm. hist. gr. 2, 215.) *Ἐπὶ δὲ τοῖς τελευτῶσιν οὐδέν ἐστι πένθος ἐν ἀνδράσι περὶ ἐσθῆτα ἢ κουράν· μητρὶ δέ, νέου τελευτήσαντος, ἐνιαυτός.* Schmerz und Thränen sind des Weibes. Verwundung ist ja auch das Prinzip der Empfängniss, wie Plutarch im liber amatorius bemerkt. Verwundet wird der Acker durch die Pflugschaar, verwundet das weibliche Sporium, und beides ist nur ein Gleichniss jenes Schmerzes, den die Liebe mit sich bringt, und der sich beim Tode wiederholt.

** Ihre Gleichstellung mit Diana bezeugt Plutarch, de facie in orbe lunae c. 24. Hutt. 13, 76: *τὴν σελήνην, Ἀθηνᾶν λεγομένην καὶ οὖσαν, τρέφειν τοὺς ἄνδρας.* Ebenso c. 5, p. 33: *τὴν σελήνην — — ὁμοῦ μὲν Ἄρτεμιν καὶ Ἀθηνᾶν ἀνακαλοῦντας κ. τ. λ.* Daher heisst Athene auch *φωσφόρος*, wie Proclus in Timaeum 1. 52 bemerkt. Der Mond aber wird von den Alten als eine himmlische Erde betrachtet, und mit derselben chthonischen Kraft ausgerüstet gedacht wie unsere Erde. In der angeführten Schrift führt das Plutarch des Weitern aus, ebenso de plac. phil. 3. 25. Daher wird er auch in Liebeshändeln angerufen. Plut. de Is. et Os. 52. de amore 24. Plin. 2, 99. Macrob. somn. Scip. 2, 11. 19. Satur. 1, 19. fin. Jablonski, Panth. p. 2, 1—33. Proclus in Timaeum 1, 45; *αἰθερία γῆ.*

Mutterblut weckt sie auf aus ihrem Schlaf, ruft sie empor aus der Erde ogygischen Tiefen, die sie nach Clytaemnestra's That nicht verlassen hatten. Warum Diess? Die Antwort ist einfach. Die Erinnys ist selbst die Erde, sie ist die grosse Mutter alles irdischen Lebens. Sie ist der mütterliche Stoff, dasselbe aber ist das Weib, das ja der Erde Stelle und Funktion vertritt. In dem Muttermord also ist Erinnys selbst verletzt, selbst ins Herz getroffen. Wer Mutterblut vergiesst, beleidigt die Erde selbst, in der Mutter bricht er das Recht der mütterlichen Erde, jene ist ja nur eine Stellvertreterin dieser. Darum erhebt sich die Erde selbst zur Rache des gebrochenen Mutterrechts. Sie ist selbst verletzt; die Ordnung der Dinge, das Recht der Natur, das höchste Gottesrecht jener Zeit ist in seinen Grundfesten erschüttert, umgestürzt. Im Tode kehrt die gemordete Mutter zur Erde zurück; die menschliche Mutter vereinigt sich mit der göttlichen Mutter, der Erdseele, der sie angehört, und die sie auch im Leben vertrat. Clytaemnestra wird nun selbst zur *Δημήτηρ Ἐρινύς.*[1]) In den Erinnyen erblickt Orest seiner Mutter Erinnyen, seiner Mutter erzürnte Geister, seine Mutter selbst.[2]) Die sterbliche Mutter hat sich mit der unsterblichen Mutter Erde vereinigt, sie ist im Tode selbst in sie übergegangen, ist selbst zur *Δημήτηρ Ἐρινὺς* geworden. Zwar werden alle Todten zu *Δημητρεῖοι*, und auch so genannt,[3]) zwar werden sie alle Dii manes und Genossen der grossen Mutter Mana Genita,[4]) zwar sagt man von allen Todten, dass sie gute *χρηστοί* würden, dass sie sich also mit dem tellurischen *ἀγαθοδαίμων*, mit der tellurischen Bona Dea vereinigten:[5]) aber von der Mutter gilt diess in ganz besonderm Sinne, weil sie auch schon im Leben der Erdmutter Ebenbild ist, und inmitten der sterblichen Schöpfung der Erdmutter Stelle vertritt. Diese innere Einheit also ist es, welche beim Muttermord die Erde selbst in Bewegung setzt. Jeder andere Mord ist menschlicher Rache überlassen, und so wird Agamemnon durch Orest gerächt; den Muttermörder aber verfolgt die Erde selbst; jeder andere Mörder kann durch Geschick, Kraft, Tapferkeit die menschliche Rache vereiteln: der Muttermörder dagegen ist der rächenden Erde unrettbar verfallen; denn er hat das stoffliche Grundgesetz, das Gesetz der mütterlichen Erde, das höchste Gesetz, auf dem Alles ruht, gebrochen; er hat die Ordnung der tellurischen Natur aufgehoben, er muss sie durch seinen eigenen Tod wieder herstellen; so lange diess nicht geschieht, so lange kann die Erde, in ihrer Mütterlichkeit verletzt, gar keine Frucht mehr tragen, ihre stoffliche Bestimmung nicht erfüllen. In diesem Sinne vereinigt sich alles, was Aeschylus in der hier analysirten Trilogie den Erinnyen in den Mund legt: sie ver-

---

[1]) Paus. 8. 25. p. 648. 649.

[2]) Paus. 8. 34. p. 669. *πεποίηται δὲ Εὐμενίσι καὶ αὐτόθι ἱερόν (sc. χωρίον Ἄκη ἐν τῇ Ἀρκαδίᾳ)· ταύτας τὰς θεάς, ἡνίκα τὸν Ὀρέστην ἔκφρονα ἔμελλον ποιήσειν, φασὶν αὐτῷ φανῆναι μελαίνας· ὡς δὲ ἀπέφαγε τὸν δάκτυλον, τὰς δὲ αὖθις δοκεῖν οἱ λευκὰς εἶναι καὶ αὐτὸν σωφρονῆσαί τε ἐπὶ τῇ θέᾳ, καὶ οὕτω ταῖς μὲν ἐνήγισεν ἀποτρέπων τὸ μήνιμα αὐτῶν, ταῖς δὲ ἔθυσε ταῖς λευκαῖς*

[3]) Plutarch de facie in orbe lunae 28. Hutt. 13, 91. *καὶ τοὺς νεκροὺς Ἀθηναῖοι Δημητρείους ὠνόμαζον τὸ παλαιόν.* Der Anfang des Satzes ist verdorben.

[4]) Plut. qu. rom. 52.

[5]) Plut. qu. rom. 52. *Διὰ τί τῇ καλουμένῃ Γενείτῃ Μάνῃ κύνα θύουσι, καὶ κατεύχονται μηδένα χρηστὸν ἀποβῆναι τῶν οἰκογενῶν· .... ἢ διὰ τὸ χρηστοὺς κομψῶς λέγεσθαι τοὺς τελευτῶντας, αἰνιττόμενοι διὰ τῆς εὐχῆς, αἰτοῦνται μηδένα τῶν συνοικῶν ἀποθανεῖν· οὐ δεῖ δὲ τοῦτο θαυμάζειν· καὶ γὰρ Ἀριστοτέλης ἐν ταῖς Ἀρκάδων πρὸς Λακεδαιμονίους συνθήκαις γεγράφθαι φησί, μηδένα χρηστὸν ποιεῖν βοηθείας χάριν τοῖς λακωνίζουσι τῶν Τεγεατῶν, ὅπερ εἶναι, μηδένα ἀποκτιννύναι.*

langen den Tod des Muttermörders, damit durch ihn die tellurische Natur wieder in die Ordnung ihrer Mütterlichkeit zurückgeführt werde.

„Mutter, du die mich gebar, Urnacht, mich, der erhellten wie der düstern Welt Strafgeist,
Höre, denn Leto's Spross will des Amtes Ruhm mir nehmen,
Raubt mir diess scheue Wild, dessen Blut ganz allein sühnen kann den Muttermord."

v, 311—315: *Μᾶτερ,ἅ μ' ἔτικτες, ὦ μᾶτερ νὺξ,ἀλαοῖσι καὶ δεδορκόσιν Ποινὰν,*
Κλῦθ᾽· ὁ Λατοῦς γὰρ ἶνις μ᾽ἄτιμον τίθησιν,
Τόνδ᾽ ἀφαιρούμενος πτῶκα, ματρῷον ἄγνισμα κύριον φόνου.

Leto's Sohn nennen hier die Erinnyen Apollon, den neuen Gott, der für das Vaterrecht in die Schranken tritt. Den Vorwurf, der darin liegt, fühlt Jeder. Apollo, selbst nach der Mutter genannt, die ihn gebar, und nicht nach dem Vater, der ihn zeugte, dieser Gott, der auf der amazonischen Lesbos mit der Mutter ein gemeinsames Heiligthum hat, der auch im Scutum Heraclis 478 Leto's Sohn heisst, er will den Erinnyen das uralte Mutterrecht streitig machen. Er weist Leto, die Mutter weit von sich.* Aehnlich lautet der gegen Zeus gerichtete Vorwurf, er, der jetzt das Vaterrecht verkünden lasse, er habe doch selbst seinen Vater gefesselt; man könnte hinzufügen, er sei auch von der Mutter gerettet worden gegen des eigenen Vaters Verfolgung. — Die Erinnyen zeigen in ihrem ganzen Auftreten, dass sie nicht aus Willkür, nicht aus reiner Lust an ihrem blutigen Amt handeln, dass sie vielmehr aus Nothwendigkeit ihrer eigenen tellurischen Natur den Muttermörder zum Opfer verlangen, sie w o l l e n nicht, sie m ü s s e n. Moira, der Ausdruck des chthonischen Naturgesetzes selbst, und darum mit *Δίκη*, *Θέμις*, *Ποινή*** so nahe verwandt, hat ihnen ihr Amt zugetheilt, und sind sie dessen auch selbst müde, wünschen sie selbst, es endlich von sich zu werfen, sie vermögen es nicht; denn es bildet ihr innerstes Sein.

So zeigt sich das Recht der Erde als ein blutiges, grässliches Recht, das keine andere Sühne kennt als die durch den Tod, und wir gelangen an Aeschylus Hand zu der Einsicht, dass die Zeit des Mutterrechts die Zeit des finstern, furchtbaren, hoffnungslosen Kultes unversöhnbarer chthonischer Macht ist. Vergebens weist Orest auf seine Sohnespflicht, vergebens beruft er sich auf Apollon's Befehl, der ihm den Muttermord geboten, der ihm auch die Reinigung nicht vorenthalten; vergeblich auf die Entweihung der Ehe; die Muttererde kann keine solche Pflicht anerkennen, keine solche Reinigung annehmen, keine solche Vertheidigung anhören; vergossenes Mutterblut bricht ihr eigenes Grundgesetz. Zu Agamemnon's Mord konnte die Erinnys schweigen, aber in Clytaemnestra's Mord sieht sie sich selbst dem Untergang geweiht. Das Vergiessen des Mutterblutes ist eine Sünde gegen das stoffliche Grundgesetz der Erde, die, würde sie vergeben, dieses Grundgesetz selbst, mit ihm die ganze stoffliche Schöpfung nothwendig auflösen müsste. Wie in der Religion des heiligen Geistes die Sünde gegen den heiligen Geist keine Verzeihung zu hoffen hat, so in jener Religion der stofflichen Kraft die Sünde gegen das Princip derselben, gegen das Mutterthum der Erde. Daher ist nun auch mit dem Mutter-

---

* Wie Perseus der Danae Sohn 216. Mit Recht hat Herr v. Leutsch darauf aufmerksam gemacht, dass auch der Catalogus mulierum, das Gedicht von der Heldinnen Geschlecht seiner Idee nach mit dem Vorzug des Weibes im Zusammenhang steht.

** Suidas v. *ποινή*, besonders von den Worten *καὶ ποίνιμοι αἱ τιμωρητικαὶ Ἐρινύες κ. τ. λ.*

rechte die Abhaltung des Blutgerichts unvereinbar. Ihm gegenüber muss schon der Vorschlag eines solchen als Eingriff in die Rechte der Erde, der höchsten Gottheit, erscheinen. Der Muttermörder gehört der Erde, kein Gericht darf sich zwischen die Beiden legen, kein Urtheil das Recht bestätigen oder aberkennen.

„Alles niederstürzen wird neuer Brauch,
Wenn des gottlosen Muttermörders Schuld
Vor Gericht siegen darf!"

v. 469: *Νῦν καταστροφαὶ νέων θεσμίων, εἰ κρατήσει δίκα τε καὶ βλάβα
Τοῦδε μητροκτόνου.*

Besonders auch v. 215 ff.:

„Hier seht ihn wieder, der als einen neuen Hort
Der Göttin Bild fest umschlingt;
Dem Rechtsurtel beut für Blutschuld sich:
Doch nie geschieht Das. Denn verspritztes Mutterblut
Kehrt schwer zurück, hin ist es,
Sobald solch ein Nass den Erdboden netzt."

Es erscheint also nun als eine Thatsache innerer Nothwendigkeit, dass das erste Blutgericht und der Untergang des tellurischen Mutterrechts in Einem Akte zusammenfallen. In Orests Person verbindet sich Beides, die Errichtung des Areopages und der Untergang des Mutterrechts der Erinnyen. Beides ist eine That der himmlischen, olympischen Mächte. Beides ist den chthonischen Ideen gleich zuwider, Beides eine Segnung der mutterlosen Athene.* Wir sehen also nun, in welche Umgebung von Ideen und Einrichtungen das Mutterrecht gehört. Es bildet den Mittelpunkt im Leben jener freudelosen, düstern, wilden Zeit der Blutrache, wo jeder Mord einen neuen Mord erzeugt, wo vergossenes Blut in anderm abgewaschen wird, wo „eines Hofs Geflügel" sich in nimmer endenden Wechselmorden zerfleischt, wo der Dämon des Geschlechts erst dann beruhigt zur Erde niedersteigt, wenn der letzte Sprössling des Ahn's Verbrechen mit dem Tode gebüsst hat. Es ist die Zeit, in welcher die Erinnyen nur als bluttriefende Schaar erscheinen, in welcher sie so reiche Ernte halten, dass Sättigung sie selbst ergreift, und dass sie zuletzt mit Freuden ihre Macht jener der freundlichen himmlischen Mächte unterordnen.

„Aber es sehnt mich, dass Einer mir endige diess Amt,
Rechte der Seligen meinem Verlangen gewähre,
Ehe ich muss zu Gericht gehn."

v. 340: *Σπεύδομεν αἵδ' ἀφελεῖν τινὰ τάσδε μερίμνας
θεῶν δ' ἀτέλειαν ἐμαῖς λείταις ἐπικραίνειν
Μήδ' εἰς ἄγκρισιν ἐλθεῖν.*

---

* O. Müller, Eumeniden. S. 150. 151. zeigt durch seine Bemerkungen in §. 63, dass ihm der Gegensatz zwischen Apoll-Athene und den Erinnyen nicht zur Klarheit gekommen ist. Sonst würde er keine Schwierigkeit darin finden, dass Orest auch nach seiner Reinigung dennoch von den Erinnyen mit gleicher, ja mit noch wachsender Wuth verfolgt wird. Aber Müller hat auch den Gegensatz zwischen Vaterrecht und Mutterrecht, zwischen chthonischer und olympischer Religion nicht beachtet, und so einen Hauptzug unserer Tragödie, den Aeschylus mit so bewusster Folgerichtigkeit durchführt, ganz unberührt gelassen.

Das stoffliche Recht, dessen Mittelpunkt das Mutterrecht bildet, hat dem Menschengeschlecht eine Fülle von Leiden und Prüfung bereitet, die wohl am meisten dazu getrieben haben mag, es endlich einem reinern, höhern Gesetz unterzuordnen. Erst als dieses zur Herrschaft gelangt war, stand Friede, Glück und jegliches Gedeihen in froher Aussicht.

Diesen Uebergang stellt Aeschylus in den Eumeniden mit nie erreichter Geistestiefe dar, und darum bleibt seine Dichtung für alle Zeiten nicht nur ein hohes poetisches, sondern auch ein grosses historisches Denkmal, das die Idee des Mutterrechts mit bewusster und völlig durchgeführter Folgerichtigkeit zur Darstellung bringt, und zu der Prometheus in vielfacher Wechselbeziehung steht. Aus keinem Geschichtswerke tritt uns die Anschauungsweise einer frühern Weltperiode, der Gedankenkreis eines ältern Geschlechts mit so viel Klarheit entgegen, als aus dem bisher betrachteten Akte einer unvergleichlich hohen Trilogie. Das ist aber am Ende das besonders Wissenswerthe an aller Geschichte. Die Nebenbeziehungen der Dichtung auf Argolis, auf die gesunkene Autorität des Areopages, auf die Räthlichkeit äusserer Kriege, die Verderblichkeit innerer Fehden erscheinen neben jener grossen Belehrung über die Denkweise und den Zustand einer so wenig verstandenen Urzeit als Punkte von verhältnissmässig ganz untergeordneten Natur.[1]

Vicepräsident *Walz*: Die eben vernommene Rede hat einen rühmlichen Beweis geliefert, welch nützliche Beiträge die Alterthumswissenschaft von Männern verschiedener Fachstudien zu empfangen hat. Die Einsicht in die ältesten Staatenverhältnisse, welche wir durch diesen Vortrag gewonnen haben, ist als eine wahre Bereicherung der Wissenschaft zu betrachten, und da die Dokumente, auf welche sich der Herr Redner berufen hat, so selten sind, so ist jeder, auch der kleinste, Beitrag beachtenswerth. In dieser Beziehung erlaube ich mir ein ähnliches Beispiel aus Pindar anzuführen, bei welchen die Zwillingsbrüder Eurytos und Kteatos das nomen metronymicum ***Μολιονίδαι*** führen. Ihre Mutter Molione war die Tochter des eleischen Königs Augeas, und da nach einigen Angaben der Mythologen Neptun, welcher in dem ältesten attischen Mythus eine Rolle spielt, ihr Vater genannt wird, so liessen sich vielleicht aus den mythischen Sagen die Spuren ähnlicher Verhältnisse für die ältesten Zeiten von Elis herausfinden, wie dies für Attica nachgewiesen worden ist. Solche Combinationen bedürfen aber zu ihrer Begründung Umsicht und reifliches Nachdenken, es wäre daher gewagt, sie aus dem Stegreif machen zu wollen; es möge daher hier an einer Andeutung genügen; dagegen nehme ich keinen Anstand, aus dem gehörten Vortrag eine dankenswerthe Bereicherung für die Archäologie zu ziehen, indem wir nun einen geschichtlichen Haltpunkt haben, aus dem wir erklären können, warum die attische Kunst eine so grosse Vorliebe gehabt hat, Kämpfe attischer Jünglinge, namentlich des Theseus, mit den Amazonen darzustellen. Bekanntlich ist dieser Gegenstand auf dem Tempel des Theseus abgebildet, den ich — trotz gemachter Einwendungen fortan so zu nennen mir erlaube, er kommt auf den phigalischen Denkmälern, und auf den von dem Mausoleum in Halicarnass herstammenden, ebenfalls in das brittische Museum gebrachten Budrun-Marbles vor, und, um nichts von zahlreichen Darstellungen aus späterer Zeit zu sagen, so

---

[1] Die Grenzen der Zeit setzten hier dem Vortrage sein Ende. Die Betrachtung des Mutterrechtes bei den übrigen Völkern des Alterthums wird den Gegenstand einer bald erscheinenden Monographie bilden.

steht fest, dass die grössten Meister der griechischen Kunst sich mit Vorliebe mit Darstellung dieser Amazonenkämpfe beschäftigt haben; und was ich mit Dank gegen den Herrn Redner anerkenne, ist eben, dass wir nun diesen Mythus auf wirkliche historische Staatenverhältnisse zurückzuführen vermögen.

Prof. *Vischer* von Basel: Verehrteste Herrn! Indem ich diesen ausserordentlich reichhaltigen und interessanten Vortrag nicht näher prüfen will, erlaube ich mir ein paar Bemerkungen, einestheils zur Unterstützung desjenigen, was der Herr Redner gesagt hat, anderntheils hätte ich doch gern einige Fragen an ihn gestellt. Die besondern Verhältnisse der Erinnyen betreffend, so hat der Herr Redner besondern Nachdruck auf Aeschylus gelegt, aber dabei durchaus nur die Eumeniden ins Auge gefasst. Ich hätte gewünscht, er hätte auch, weil er den Gegensatz zwischen der olympischen Götterwelt und den Titanen hervorgehoben hat, einen Blick auf Prometheus geworfen. Er hätte einestheils Unterstützung gefunden, anderntheils aber auch, glaube ich, sehr bedeutende Schwierigkeiten. Es ist höchst auffallend, dass im Prometheus dieser selbst immer nur Sohn der Themis genannt wird, dass er zum Schluss die Mutter anruft, und durchaus schweigt von seinem Vater, der überhaupt gar nicht in Betracht kommt. Allein auf der andern Seite finden wir denn, dass gerade im Prometheus über das Vergehen des Zeus, über den Sturz, den er dem Kronos bereitet hat, ein Fluch ausgesprochen ist, der unter der Obhut der Erinnyen steht. Wir haben also hier den Kronos gestürzt durch Zeus, und die unterirdischen Mächte der Erinnyen in Verbindung mit den Moiren wachen darüber. Dort haben wir die *μητέρες* mit grösster Bestimmtheit eingeführt. Der Herr Redner hat gesagt, wenn Orestes den Vater gemordet hätte, so wäre das keine Sache der Erinnyen gewesen, den Mord zu rächen. Warum haben wir nun aber in der eigentlichen Titanen-Tragödie gerade die Erinnyen als Wächterinnen über das Vergehen, welches der Götterfürst zuerst sich gegen seinen Vater erlaubt hat? Ich hätte sehr gewünscht, dass dieser Punkt auch in Betracht gezogen worden wäre und zu gleicher Zeit möchte ich daran erinnern, dass die Erinnyen sogar wachen über die Rache, welche Oedipus auf sich gezogen hat durch die Ermordung des Laios. Es scheint mir hier, als habe der Redner eben zu sehr nur die eine Seite hervorgehoben, und die andere, welche nicht in diese ganze Ansicht passt, gar nicht berührt.

Dr. v. *Leutsch*: Es hat, wie der Herr Redner so eben besprochen hat, gerade der Gegenstand besondere Wichtigkeit, welcher hinsichtlich des Aeschylus ins Auge gefasst wurde. Ich möchte mir nur erlauben, mit ein paar Worten darauf aufmerksam zu machen, dass auch ein viel älterer Dichter, der, wie jetzt, so auch immer eine wahre crux der Philologen gewesen ist, und zu dessen Erläuterung man gerne jeden Gegenstand herbeizieht, eine neue Erläuterung und grössere Deutlichkeit bekommt. Es ist das Hesiodus, und zwar das im Ganzen sehr räthselhafte Gedicht der Eöen, welches mit dem ausgeführten Thema zusammenhängt. Woher ist diese Idee entstanden, woher das Gedicht genommen? es ist offenbar, dass die von Herr Dr. *Bachofen* erwähnte Einrichtung zu Grunde liegt. Dieses Gedicht hat das Merkwürdige, dass nicht ein Stammvater an der Spitze der Genealogien steht, sondern eine Stammmutter, und es ist dies ein Stoff, der gerade bei diesem Gegenstand, der nun viel öfter erörtert werden wird, mit in Betracht gezogen werden muss. Ich wollte hiemit nur eine kleine Hinweisung auf die weitere Behandlung dieses interessanten Gegenstandes geben.

Vicepräsident *Walz* bemerkt, dass wegen vorgerückter Zeit die folgenden Vorträge auf

die nächste Sitzung zu verschieben seien; zugleich macht er bekannt, dass nach einer gefälligen Mittheilung der Herren Orientalisten in der morgigen Sitzung um 9 Uhr Dr. *Brougsch* einen Vortrag halten werde über Aegyptens Grösse und Ausdehnung zur Pharaonenzeit. Das Präsidium habe geglaubt, im Sinne der Versammlung zu handeln, indem es gebeten habe, man möge jenseits der allgemeinen Versammlung Gelegenheit bieten, diesen Vortrag zu hören und habe die Zusage erhalten, dass Herr Dr. *Brougsch* hiezu um 10 Uhr bereit seie. Nach diesem Vortrage werde Herr Dr. *Julius Braun* über die phönizische Kunst und ihren Einfluss auf Griechenland und Prof. *Gerlach* über die Gesetzgebung des Zaleukus und des Charondas reden.

Vom Secretariatstische aus wird noch mitgetheilt, dass zwei Geschenke für die Versammlung eingegangen seien, von Professor *Gerhard* in Berlin eine neue Ausgabe der Hesiodischen Theogonie, nebst einer in der K. Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung über dieses Gedicht und einer freundlichen Zuschrift an die Versammlung, und von Diakonus *Feuerlein* aus Herrenberg eine philosophische Sittenlehre des Alterthums. Tübingen, Jan. 1856. Nach früheren Vorgängen sind die der Versammlung geschenkten Exemplare jedesmal der Bibliothek des betreffenden Ortes zu übergeben.

Hiemit wird die Sitzung um 12½ Uhr geschlossen.

Dritte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 25. September, Morgens 10 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den Vicepräsidenten *Walz* liest Dr. *Brougsch* aus Berlin seinen Vortrag über die Grösse und Ausdehnung Aegyptens zur Pharaonenzeit, sieht sich jedoch, mit Rücksicht auf die spärlich zugemessene Zeit, veranlasst, der mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden Versammlung zu erklären, dass er seine Mittheilungen nicht bis zu Ende vorlesen könne. (Der Vortrag Dr. *Brougsch*'s wird hier nicht abgedruckt, da derselbe einem demnächst erscheinenden Werke des Redners entnommen ist.)

Vicepräsident *Walz*. Ich werde im Sinne der Versammlung handeln, wenn ich dem Herrn Doctor für seine interessanten Mittheilungen danke. Zugleich habe ich anzuzeigen, dass den nächsten Vortrag Herr Professor *Hassler* halten wird, da es der Wunsch der Orientalisten ist, dass ihre Mitglieder nach der Reihe vorkommen.

Inzwischen wird vom Secretariate aus angezeigt, dass einige literarische Gaben für die Versammlung eingegangen seien und auf dem Tische des Hauses zur beliebigen Auswahl liegen, und dass unter denselben Herrn Professor *Gerlachs* „Marius und Sulla" in zweiter Auflage der Versammlung vorgelegt worden sei.

Eine weitere literarische Mittheilung macht Professor *Dietsch* mit den Worten: Ich habe nun noch eine Pflicht zu erfüllen, die ich nicht ohne Wehmuth erfüllen kann, weil sie das Andenken der Männer uns vor die Seele ruft, die seit unsrer letzten Versammlung aus dem Leben geschieden sind. Im Auftrag und auf Bitte der Familie des verstorbenen Hofraths und Professors Wüstemann soll ich der Versammlung bekannt machen, dass nächstens der Catalog

seiner Bibliothek, die zur Versteigerung kommen wird, erscheinen wird, und Aufträge zu dieser Bücherauction gerne angenommen werden.

Die weiter hinzugetretenen Mitglieder werden verlesen, deren Zahl 4 beträgt. Bei dieser Gelegenheit bittet Präsident *Roth*, dass die einzelnen Mitglieder, welche in den Präsenzlisten ihre Namen nicht richtig geschrieben finden, diess beim Secretariate anzeigen möchten, damit man doch im Protokoll sämmtliche Namen mit möglichster Genauigkeit abdrucken lassen könne.

Hierauf folgt die Rede des Herrn Professor *Hassler* aus Ulm: über die Frage, ob die Alten geraucht haben, mit Vorzeigung einiger antiken Pfeifen.

Meine Herren! Noch vor wenigen Tagen habe ich einer Versammlung angewohnt, welche in drei Sektionen arbeitend, auch eine sogenannte Heidensektion hatte. Sie können sich leicht denken, dass diese Heidensektion mancherlei Gegenstände behandelt, die mit Ihren Bestrebungen verwandt sind. So wurde aus Anlass der Erwähnung von Nachgrabungen und Ausgrabungen auf einem Kartoffelfelde die Frage in Bewegung gesetzt, ob die Alten wohl auch Kartoffeln gegessen hätten, und mit gutgermanischer Gründlichkeit setzte man sich in Bereitschaft, vom Begriff der Kartoffel ausgehend und seiner dialektischen Selbstbewegung und Entwicklung folgend, zu höchst interessanten Resultaten zu gelangen, als unglücklicherweise ein Schalk in der Versammlung, nicht gerade der gelehrteste der Anwesenden, der Sache mit der Bemerkung ein Ende machte: es sei ohne Zweifel höchst wahrscheinlich, dass die Alten Kartoffeln gegessen — hätten, wenn sie welche gehabt hätten. Nicht so, meine Herren! verhält es sich mit der Frage, für welche ich auf ein Viertelstündchen Ihre gütige Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen so frei bin, mit der Frage, ob die Alten Tabak geraucht haben. Die Pfeifen sind da, und weil die Pfeifen da sind, so ist es nicht unmöglich, wie ich denke, sondern sogar höchst wahrscheinlich, dass die Alten Tabak geraucht haben. Doch, meine Herren! lassen wir den Scherz, ja selbst den Schein des Scherzes bei Seite. Die Frage ist zwar nicht gerade eine der brennenden Fragen, welche die Welt zu bewegen pflegen, denn es sind auch die letzten Gluthen der Tabaksasche längst verglommen, deren Aroma einst die Nasen römischer Stadt- und Feldsoldaten erquickt haben mögen. Die Frage ist aber auf der andern Seite doch jedenfalls eine solche, die nicht ganz baar aller culturhistorischen Bedeutung wäre. Ich weiss zwar wohl, sie hat auf den ersten Anblick fast etwas Lächerliches: wer solche Pfeifchen sieht — ich werde nachher die Ehre haben, sie Ihnen noch zu näherem Anblick zu bieten — der denkt eben ganz unwillkürlich an die jetzt bei uns nicht mehr sehr viel gebräuchlichen, aber wenigstens in den Rheingegenden noch sehr oft vorkommenden sogenannten kölnischen Pfeifchen. Es hat etwas Lächerliches, weil wir gewohnt sind, uns eben ganz und gar nicht hineinzuversetzen in die Lage der Alten als Raucher, weil wir, obwohl wir selbst mit der grössten Gemüthlichkeit in Schlafmütze und Schlafrock aus Meerschaumköpfen rauchen oder Cigarren verdampfen, es doch für unmöglich halten, dass der gelehrte Cicero oder der weise Urheber der Antigone oder der göttliche Plato oder gar der unsterbliche Homer Tabak geraucht haben. Aber nichtsdestoweniger ist die Frage von culturhistorischer Bedeutung, und ist vor Kurzem auf's Neue angeregt worden, — worin ich eine Entschuldigung für mein Unternehmen finde, — durch unsern Herrn Vicepräsidenten, abgesehen von den vielen grösseren und kleineren Schriften und Büchern,

die den Gegenstand wenigstens beiläufig, — denn was wird von den Deutschen nicht Alles beiläufig berührt, — auch in Abhandlungen über die Kultur und Geschichte des Tabaks etc., die ihn berührt haben.

Weil ich aber weder oppositionell erscheinen will gegen meinen hochverehrten und lieben Freund Dr. *Walz*, noch so unbescheiden bin, hier lehren zu wollen, sondern blos gekommen bin, um zu lernen, weil ich auch weiss, dass Sie viel wichtigere Dinge noch zu verhandeln haben, und die Zeit nahe zusammen geht, so beschränke ich mich, die ganze Frage auf zwei Hauptmomente so viel möglich zu reduciren. Diese beiden Hauptmomente sind zwei Thatsachen, welche bis auf diesen Augenblick schlechterdings unvermittelt einander gegenüber stehen, die eine wohl so sicher als die andere. Die eine dieser Thatsachen beruht auf den Funden verschiedener solcher Pfeifen nicht erst in der allerneuesten Zeit, sondern schon länger her und an den verschiedensten Orten. Es sind solche Pfeifchen gefunden worden fast in allen Gegenden Deutschlands, namentlich jedoch in denjenigen Gegenden, die früher von den Römern besetzt waren. Man hat sie gefunden an der Donau, am Rhein, in Schwaben, in Franken. Man hat sie aber auch gefunden in der Schweiz, gefunden in Holstein, so viel ich weiss, namentlich aber sehr zahlreich aufgefunden in England, in Schottland, auch in Irland. Sie sind überall wenigstens gefunden worden in Verbindung mit unzweifelhaft römischen Waffen und Gefässen. Sie sind gefunden worden mitunter sehr tief unter der Erde, wo man eben diese Waffen und Gefässe fand: einige andere, worauf ich nachher zu sprechen kommen werde, in Verbindung mit späteren Waffen und Gefässen, mit Waffen und Gefässen allemannischen oder fränkischen Ursprungs, oder, wenn man das nicht gewiss weiss, wie man dann lieber sagt, celtischen oder pelasgischen Ursprungs, jedenfalls aber in Verbindung mit solchen, welche früher sind, als das Zeitalter des modernen Tabakrauchens. Diese Thatsache steht nun ganz entschieden fest, es wird wenig Museen gegenwärtig mehr geben, wo Sie nicht einige solche Pfeifen in grösserer oder geringerer Anzahl finden. Ich habe noch erst eine ziemliche Anzahl, noch vor nicht 6 Tagen, im Museum zu Hannover gesehen. Eine Menge solcher Pfeifen sind von Engländern, die mit einer wahren Manie darauf ausgingen, ihrer möglichst viele zusammenzubringen, theils in Irland, theils in England selbst gefunden, theils aus Deutschland ausgeführt worden. Diejenigen, welche ich hier habe, habe ich erhalten durch das gnädige Wohlwollen Seiner Hoheit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern Sigmaringen, in dessen interessanten Sammlungen sie sich befinden, und welche mir für einen andern Zweck zunächst anvertraut waren, die ich nun aber hieher gleichsam instar omnium mitgebracht habe. Diejenigen, welche ich hier mitgebracht habe, sind unter sich selbst wieder von ziemlich verschiedener Art. Bei den Dreien, welche ich hier in Händen habe, denkt man allerdings unwillkürlich an die kölnischen Pfeifen, obwohl sie sich von denselben wieder manchfach unterscheiden: einmal tragen sie durchweg Verzierungen von Ornamenten der verschiedensten Art, es sind dies Pflanzen und auch menschliche Gesichter, Fratzengesichter, nicht gerade auf diesen, aber auf andern. Dann unterscheiden sie sich im Uebrigen noch durch die grössere Rohheit der Arbeit, aber auch durch den Schnitt, sie sind nicht gerade, sondern schief abgeschnitten. Besonders auffallend ist, dass sie zu nicht geringen Theilen im Durchmesser viel kleiner sind als die kölnischen Pfeifen sonst zu sein pflegen, was mich schon auf den Gedanken brachte, dass die Alten, wenn anders überhaupt, nicht blos Tabak in Pfeifen, sondern sogar Cigarren geraucht haben. Denn

Sie sehen, eine Cigarre lässt sich hier ganz vortrefflich hineinstecken, und wenn es sich schickte, würde ich zeigen, dass sich auch gut rauchen lasse. Die Cigarre jedoch, bitte ich zu bemerken, ist keine ganz alte, sie ist vielmehr eine ächte importirte Havannah — aus der Rheinpfalz. Von diesen beiden andern ist hauptsächlich in der Farbe, nicht gerade wesentlich in der Form verschieden diese schwarze hier und die röthliche. Aber wesentlich verschieden ist folgendes höchst merkwürdige Exemplar. Dieses ist nämlich nicht aus Thon, sondern aus Holz verfertigt und mit Blech ausgeschlagen und wenn man es so ansieht, und wenn, wie ich mich eben überreden will, die Alten haben Tabak geraucht, und das sei eine alte Tabakspfeife, so fällt mir ein, gerade so sehen die Pfeifen bei den Flössern, bei den Schwarzwälder-, Tyroler- und Schweizerbauern aus. Nichtsdestoweniger weicht sie auch von den jetzt gewöhnlichen Pfeifen bedeutend ab und namentlich findet sich bei ihr eine Löthung des Blechs, mit dem nicht nur der Pfeifenkopf, sondern auch das Röhrchen gefüttert ist. Ich führe diese Einzelheiten an, weil bei allen Untersuchungen auf alle diese scheinbaren Kleinigkeiten Gewicht zu legen sein wird. Diese Pfeife ist gefunden worden ganz in der Nähe von Sigmaringen beim Graben eines Kellers, wobei man auf ein altes Grab stiess, etwa 10 Fuss unter der Erde neben einem Gerippe in einer alten römischen Urne, in welcher sich die Pfeife nebst einigen andern Geräthschaften befand. Die übrigen sind an verschiedenen Orten Schwabens und Frankens gefunden worden, das Cigarrenröhrchen in der Gegend von Aschaffenburg. Diese Funde sind nicht etwa abgeschlossene; sondern dauern beständig fort; noch gestern erhielt ich von einem Freunde, von dem in diesen Dingen wohlbewanderten Dekan Bauer in Künzelsau die Nachricht, dass er auf dem Burgstall zu Aalen ein solches Pfeifchen gefunden habe, welches die Gestalt ganz kurzer Cigarrenröhrchen habe.

Ich weiss wohl, meine Herren! was man in Betreff dieser ersten Thatsache einwenden kann, und was wohl, wenn nicht auf Ihrer aller Lippen schwebt, doch in Ihrer aller Gedanken liegt; Sie denken eben an Betrug durch Andere oder an Selbsttäuschung. Es ist bekannt, wie in solchen Fällen allerdings eine Menge Selbsttäuschungen vorkommen, oder Täuschungen durch Andere, sei es in gewinnsüchtiger Absicht, sei es eben auch aus Schalkheit. Was solche Selbsttäuschungen betrifft, so bin ich, weil es gerade in unsere Frage einschlägt, von einem verehrten Freunde, dem Vorredner, Herr Dr. *Brougsch*, auf eine solche aufmerksam gemacht worden, die einem Manne begegnete, der wahrlich nicht zu den geringsten seines Faches gehört: Denon, der berühmte Verfasser der description de l'Egypte hat die Scepter der egyptischen Könige für von denselben ausgerauchte, ausgeklopfte, nur umgekehrte Tabakspfeifen angesehen. Was die Täuschungen durch Andere betrifft, so will ich nicht erwähnen, was aus Gewinnsucht geschieht, auch nicht, was hie und da aus Schabernack gethan wird, die Beispiele liegen in dem Lande selbst zu nahe und kein Vogel verunreinigt das eigene Nest.

Allein hier, meine Herren! verhält es sich doch ganz anders, hier, wo eine solche Masse von Funden aus den am weitesten von einander entfernten Gegenden in den verschiedensten Zeiten vorhanden ist, wo solche Pfeifen, wenn auch im Wesentlichen in ihren Formen übereinstimmend, doch wieder in der grössten Mannigfaltigkeit gefunden werden, gefunden werden von unbefangenen Menschen, selbst von solchen, die entschiedene Kenntniss der Dinge haben, gefunden werden in Verbindung mit Waffen, die unter allen Umständen hinaufreichen über das

moderne Tabakrauchen, gefunden werden tief unter der Erde. Ich weiss nicht, wie man da von Selbsttäuschung oder Täuschung durch Andere füglich reden kann.

Aber dieser einen Thatsache, der ich mich nicht zu entschlagen weiss, steht allerdings eine zweite ebenso entschieden gegenüber; es ist die Thatsache, dass sich in allen Nachrichten des Alterthums über den Gegenstand nichts findet, weder in den eigentlichen Geschichtschreibern noch in den Werken anderer Art, die mittelbar wenigstens die Kulturzustände der Nationen berühren; von da aus lässt sich auch nicht die allermindeste Nachricht über diese Sitte oder Unsitte des Tabakrauchens, — ich meine damit das Rauchen irgend welches Krautes, nicht gerade unsers Tabaks — vorfinden. Meines Wissens findet wenigstens sich in allen Schriftstellern des klassischen Alterthums nicht die leiseste Andeutung. Hiezu kommt, dass wenn die Sitte je früher geherrscht und aufgehört hätte, dass man hierüber wenigstens eine Nachricht finden dürfte. Allein auch durch das ganze Mittelalter hindurch, wo ja mit dem tiefsten Ernst gegen die Unsitten und Laster der Zeit gepredigt wurde, findet sich weder über den Anfang, noch die Fortdauer, noch das Aufhören der Sitte irgend die geringste Andeutung, von Bernhard von Clairvaux, Tauler, und Heinrich Suso an bis zum Verfasser der Narragonia und den Sittenpredigern der Reformationszeit.

Ich weiss wohl, man könnte sagen, es ist ein Beweis, der zuviel und also Nichts beweist, es gibt auch andere Dinge, die ganz zuverlässig gewesen sind, ohne dass man irgend welche Notiz bei den Schriftstellern des Alterthums oder des Mittelalters findet. Ich glaube sogar, es gibt in der Gegenwart noch Dinge, über die man aus guten Gründen keine öffentliche Notiz gibt. Allein in diesem Falle wäre doch zu erwarten gewesen, dass von den Alten mittelbar wenigstens irgend eine Andeutung, irgend eine Erwähnung vorgekommen wäre und mit aller Sicherheit ist anzunehmen, dass jedenfalls die Sittenprediger des Mittelalters und der spätern Zeiten dagegen geeifert hätten. Ich habe Ihnen offen dargelegt, was im Wesentlichen mir für und wider die Annahme des Tabakrauchens der Alten zu sprechen scheint. Ich habe zum Voraus erklärt, dass es entfernt nicht meine Absicht sein könne, Sie, meine Herrn! belehren zu wollen, dass ich nur Belehrung suche. Die Erscheinung springt als eine ganz nagelneue nach der Entdeckung der neuen Welt auf einmal, wahrlich nicht wie eine Gottheit aus dem Haupte eines Gottes, sondern wie eine Hexe aus dem Höllenqualm dampfenden Rauches böser Dämonen heraus. Ob der Dämon schon die Alten regiert habe, das zu entscheiden, meine Herrn! ist nicht meine Sache, dazu dient nicht mein Witz, sondern das überlasse ich Ihrer Gelehrsamkeit und Ihrem Scharfsinne. Es ist vielleicht dem einen oder andern der Herrn angenehm, die Pfeifen in der Nähe zu sehen, nur bitte ich schonend damit umzugehen.

Zu diesem Vortrage *Hasslers* machte Herr Professor *Klein* aus Mainz folgende Bemerkung:

Da Herr Professor *Hassler* in dem schönen Vortrage, worin er eben so gründlich als gelehrt die Frage, ob die Alten rauchten, behandelte, die Aeusserung that, dass, so viel er wisse, kein alter Klassiker des Rauchens oder der darauf sich beziehenden Dinge erwähne: so erlaube ich mir auf etwas aufmerksam zu machen, das vielleicht zu weiteren Untersuchungen führen dürfte. Bekanntlich hat die Philologie und das Studium der Alterthümer seit zwanzig und mehr Jahren ungemeine Fortschritte gemacht, und manche Wörter, die Jahrhunderte lang

eine nicht unpassende Bedeutung zu haben schienen, haben in neuerer Zeit einen ganz anderen Sinn erhalten. So weiss jeder, dass in Hor. sat. das Wort lasanum Nachttopf hiess, bis Herr Reg.-Rath Seebode in Wiesbaden klar und schön bewiesen hat, dass es Kochgeschirr bedeute, und darnach sieht jeder Erklärer des Horat. in dessen früherem Nachttopf jetzt einen Kochtopf. So hat vor mehreren Jahren der bekannte Alterthumsforscher und Jurist Emele in Mainz ausführlich in einem Vortrage erklärt, „dass sicarius nicht Meuchelmörder, sondern Cigarrenraucher bedeute.“ Ich bemerke diess nur, um bei der obschwebenden wichtigen Frage vielleicht Einiges weiter zur Aufklärung beizutragen. Bekanntlich hat Sulla die quaestio de sicariis eingeführt; wie? wenn des Marius rohe Krieger das Cigarrenrauchen nach Rom gebracht hätten und der feine Sulla dadurch zu jener quaestio wäre veranlasst worden!

Rector *Eckstein*. Ich wollte mir nur etwas Factisches aufklären lassen; ich habe dergleichen Pfeifen auch gefunden von Metall. Nun hat Herr Professor *Hassler* mir gegenüber gesagt,* wenn man daraus geraucht hätte, so hätte man sich den Mund verbrannt. Im Orient hat man auch Pfeifen von Metall von derselben Grösse, wie diese, und es wird auch daraus geraucht. Dass die barbarischen Völker ein solches Rauchen gehabt haben, darüber sind wir wohl ausser allem Zweifel; es ist also ohne Zweifel, dass man solche Pfeifen benützt hat, Herodot erzählt davon.

Professor Dr. *Walz*: Ich erinnere mich, dass Herr Professor *Roth* aus Basel vor einiger Zeit gesagt hat, er wisse eine Stelle aus Plinius, worin vom Rauchen die Rede sei, und wenn er anwesend ist, bitte ich ihn, die Stelle der Versammlung zu nennen.

Professor *Roth* aus Basel: Ich habe auf die Aufforderung des Herrn Professor Dr. *Walz* hier ein Zettelchen geschrieben, worauf die Stelle des Plinius citirt und aufgeschrieben war. Leider ist dieses Zettelchen, das ich der Güte des Herrn Professor *Gerlach* zur Uebersendung nach Tübingen gegeben hatte, verloren gegangen. Ich kann mich also nur auf mein Gedächtniss verlassen und diess Citat nicht genau angeben, die Stelle befindet sich aber in den mittleren Büchern der naturalis historia des Plinius, im 15. bis ungefähr zum 20., wo die Botanik behandelt ist. Dort werden mehrere Kräuter, meist officinelle erwähnt, welche geraucht wurden. Es ist sogar der fistula erwähnt, mit der sie geraucht wurden. Ich will nun nicht behaupten, dass Plinius von einem Rauchen spricht, welches zum Zweck des Vergnügens, der Behaglichkeit geschah; aber jedenfalls spricht er von einem medicinischen, diätetischen Rauchen.**

---

* Es geschah diess während des Vorzeigens und des Beschauens der Pfeifchen. Scr.

** Aus späterer Mittheilung des Herrn Professor *Roth* in Basel setzen wir bei:

Vom Rauchen zu sanitarischem Zwecke handelt

Plinius nat. hist. 26, 31 Sill. Hujus aridae [tussilaginis] cum radice fumus per harundinem haustus et devoratus veterem sanare dicitur tussim, sed in singulos haustus passum gustandum est.

Die Pflanze ist Tussilago farfara Linn. Huflattich.

Vom Gewohnheitsrauchen der Barbaren.

Plinius nat. hist. 21, 116 Sill. Quod ad cypiron attinet, Apollodorum quidem sequar, qui .... mirum tradit, barbaros suffitum huius herbae excipientes ore lienes consumere et non egredi domibus nisi ab hoc suffitu, vegetiores enim firmioresque sic etiam in diem fieri.

Die Pflanze ist Cyperus rotundus Linn. Cypergas. Apollodorus dem Index zufolge ein ärztlicher Schriftsteller, entweder Citiensis oder Tarentinus.

Ich erinnere mich auch, dass Plinius in den Büchern, welche von officinellen Kräutern handeln, von einer Nessel (urtica) redet, die gestossen und in die Nase aufgeschlürft wurde, und es ist auch die Wirkung angegeben.* Allein das sind Sachen, die medicinell sind, und auf unsere Frage nur in sehr entfernter Weise Beziehung haben.

Hingegen möchte ich den Herrn Redner zu einer bestimmteren Aeusserung auffordern; es scheint mir, dass er die Römer gerade als diejenigen betrachtet, von denen die Pfeifen herrühren.

Professor *Hassler*. Es scheint beinahe unabweislich, diess anzunehmen, weil sie fast durchaus in Verbindung mit römischen Alterthümern gefunden werden, und es sich kaum als wahrscheinlich darstellen lässt, dass die Barbaren, die in den Legionen der Römer dienten, allein die Pfeifen gehabt hätten und sie etwa zufällig blos von diesen herrühren.

Oberstudienrath v. *Roth*. Aber von Soldaten, die aus fernen Gegenden, aus Kleinasien etc. an den Rhein versetzt wurden, nicht gerade von Barbaren.

Professor Dr. *Walz*. Die Sache steht doch so, dass die meisten in Irland, Schottland, England gefunden werden und dort unter dem Namen crisch pipes bekannt sind, namentlich aber auch besonders häufig in der Normandie. Abbé Cochet in seiner Normandie souterraine hat lange Zeit nicht gewagt, solche Pfeifen, die er sehr tief gefunden, unter seine Alterthümer aufzunehmen, bis er durch ähnliche Instrumente, welche in dem Römerwall von London gefunden wurden, und durch die Zusammenstellung der in den drei Königreichen gefundenen Exemplare, welche ein neuerer englischer Schriftsteller gemacht, fest überzeugt worden sei, dass es nichts anderes sein könne, als dass die Alten Pfeifen gehabt hätten. Der englische Schriftsteller ist auch geneigt, sie den Römern zuzuschreiben.

Hingegen gerade von der Normandie, besonders von Dieppe, wo Abbé Cochet lebt, ist bekannt, dass hier Ueberreste von dreierlei Bevölkerungen, aus der celtischen, römischen und neuern Zeit gefunden werden; da kann man sehr schwer unterscheiden, aus welcher Schichte gerade die Pfeifen genommen sind, ob aus der älteren oder der mittleren Zeit. Insofern bin ich doch sehr zweifelhaft, sie den Römern zuzuschreiben.

Von den Griechen muss man es durchaus läugnen; ich glaube, dass die Vasenbilder ein so lebhaftes Bild von allen Situationen des geselligen Lebens darbieten, dass man daraus den Schluss ziehen darf, wenn das Rauchen zu ihrem Amusement gehört hätte, so würden sie es abgebildet haben. Auch das römische Leben kann sehr vielfach durch Bilder wahrgenommen werden, und auch bei ihnen kommen keine solchen Bilder vor. Auch im Sprachschatze kommen

---

Gelegentlich sei hier auch des Schnupfens und der Dose gedacht, wofür Plinius nat. hist. 20, §. 92 Sill. den alten Cato als Gewährsmann anführt:

Silvestris [brassicae] . . . effectus laudat Cato adeo, ut aridae quoque farinam in olefactorio collectam vel odore tantum naribus rapto vitia earum graveolentiamque sanare adfirmet.

Die Pflanze ist Brassica oleracea silvestris Linn. Wilder Kohl.

Die Stelle steht bei Cato de re rustica 157, 12 und lautet in der Gesner'schen Ausgabe:

Et si polypus in naso introierit, brassicam erraticam aridam tritam in malum coniicito et ad nasum admoveto, ita subducito susum animam quam plurimum poteris; in triduo polypus excidet.

* Vgl. Plin. H. N. XXII. 13. eadem (urtica) canis morsibus addito sale medetur. Sanguinem trita naribus indita sistit, et magis radice.

keine Beziehungen vor, und insofern werden wir sicher gehen, wenn wir bei dem jetzigen Stand der Frage das Rauchen den Barbaren überlassen, wie schon Herr Professor *Eckstein* sagte. Herodot spricht im vierten Buche ganz entschieden davon, dass die Scythen sich mit Hanf berauscht haben, dass sie nämlich in ihren Zelten aus Filz Hanf auf einen glühenden Stein gestreut, sich mit dessen Dampf berauscht und dabei ein kannibalisches Freudengeschrei erhoben haben. Auf den Hanf sind wir also überhaupt hingewiesen, dass dieser das berauschende Mittel gewesen sei, da natürlich an Tabak nicht gedacht werden darf, und wohl die Frage, ob Amerika schon früher entdeckt gewesen sei, hiemit nicht in Verbindung zu bringen ist, was wohl auch geschehen ist.

Von den Scythen ist bewiesen, dass sie sich in Massen mit Dampf berauscht haben, das führt zu der Annahme, wenn sie in Gesellschaft geraucht haben, dass auch der Einzelne sich das Vergnügen gemacht und solche Pfeifchen geführt haben möge; aber es muss ausdrücklich gesagt werden, dass diess blose Vermuthung ist. Der Hanf lässt sich auch zu Cigarren machen, wie die Tabaksblätter, und für diesen Gebrauch dürften sich einige auffallend kleine Köpfchen solcher Pfeifen eignen. Denselben Gebrauch könnte man bei den Celten und Germanen annehmen; darauf aber, glaube ich, müssen wir uns beschränken; den Römern sollten wir das Rauchen nur sehr problematisch zuschreiben und es darauf ankommen lassen, ob noch mehr Documente zum Vorschein kommen. Noch vor mehreren Wochen sind in der Schweiz, worüber Herr Professor *Vischer* wird Auskunft geben können, in den interessanten Niederlassungen am Zürchersee unwidersprechliche Pfeifen gefunden worden und Leute, die bis dahin ungläubig gewesen sind, haben sich bekehrt. Ich glaube an die Existenz von alten Pfeifen — antike Pfeifen, sofern darunter klassische verstanden würden, möchte ich noch nicht sagen.

Prof. *Hassler*. Ich bin in der Lage, einige Bemerkungen den von unserm Herrn Vicepräsidenten gemachten beizufügen. Um beim Kleinen anzufangen, was das Wort Tabak betrifft, so findet sich nach einer Mittheilung, die ich von Herrn Konsul *Wetzstein* aus Damaskus erhalten habe, in einem ausführlichen Werke des Abd el Ghazi en-Nabutsi, das vom Tabak handelt, die Notiz, dass der ächt arabische Ausdruck für die Tabakspflanze (herba Nicotiana) zu der Zeit, ehe man im Orient das moderne Rauchen, das dorthin von uns aus gekommen ist, das Wort Tabak dabagh (ضبغ) gewesen sei. Ich glaube, man könnte auch auf diese vereinzelte Notiz Rücksicht nehmen.

Was sodann die Bemerkung betrifft, dass in der Schweiz neuerdings sogar in Seen an Orten, wo früher Niederlassungen, namentlich römische waren, mit andern Alterthümern solche Pfeifen gefunden werden, so kann ich mich berufen auf die Notiz des Herrn Baron von Mayenfisch, dass Oberst Schwab, ein durchaus zuverlässiger Mann, im Bieler See an der Stelle einer solchen Niederlassung solche schwarze hölzerne Pfeifen gefunden hat, wie ich eine vorgezeigt habe. Allerdings spricht für die Ansicht, dass es mehr Sitte der Barbaren als der Römer gewesen sei, namentlich auch der Umstand, dass in Irland, wo die Römer nicht hinkamen, besonders solche Pfeifen vorgekommen sind. Aber ich werde mich meines Theils wohl hüten, Etwas auszusprechen, was entscheidend wäre für die eine oder andere Auffassung der Sache.

Professor *Walz*. Auf diesen letzten Punkt, dass die Römer nicht nach Irland gekommen seien, hat mich so eben auch Herr Professor *Rieckher* aus Heilbronn aufmerksam gemacht.

Ephorus *Adam* aus Heilbronn. Ich bin auf Etwas aufmerksam gemacht worden, was ich nicht als mein Eigenthum emittiren kann, was aber nothwendig zu sein scheint. Die Frage, ob aus diesen Instrumenten geraucht wurde, würde sich auf chemischem Wege lösen lassen; ist daraus geraucht worden, so müssen sich Residuen aus Vegetabilien darin finden.

Professor *Hassler*. Ich wäre auch darauf gekommen, die Frage ist von mehreren Herrn berührt worden. Unter den Pfeifen, welche ich vorzuzeigen die Ehre hatte, ist eine einzige, in der sich Residuen finden, aber diese kommen von mir her. In den andern habe ich wenigstens nichts derartiges entdecken können. Dagegen finden sich noch vielfach in den Sammlungen solche Pfeifen, bei denen man noch ganz deutlich sieht, dass ehemals daraus geraucht worden ist und ich kann nicht annehmen, dass sie erst in neuerer Zeit von den Alterthumsforschern gebraucht worden seien, um praktisch zu versuchen, wie ich, ob es auch gehe; es geht aber ganz ausgezeichnet. Wer es versuchen will, dem will ich heute Abend zur Versammlung eine Pfeife mitnehmen.

Professor Dr. *Walz*. Ich möchte den Herrn Redner ersuchen, mitzutheilen, ob die Ulmerköpfe im Alterthum schon bekannt gewesen sind. — Die Sache könnte im Uebrigen jetzt ihr Bewenden haben.

Professor Dr. *Hassler*. Ohne Zweifel liegt hier ein non liquet vor.

Director *Kramer* aus Halle. Es scheint mir doch wichtig zu sein für die Frage, dass in Italien selbst, also im ächt römischen Lande, namentlich in Pompeji, dem Schatz der verschiedenartigsten Haushaltinstrumente dergleichen Pfeifen nicht gefunden werden. Es möchte eine grosse Bestärkung der vom Herrn Vicepräsidenten geäusserten Ansicht darin liegen, dass es nicht römische Sitte gewesen, sondern jedenfalls mit den Barbaren in Zusammenhang steht.

Nach dieser Debatte kommt die Reihe an Dr. *Julius Braun*, Privatdocent in Heidelberg, der in freier, fliessender Rede über phönikische Kunst und ihr Verhältniss zu der griechischen spricht.

Geehrteste Herrn! Ich möchte über phönikische Kunst zu Ihnen reden, einen wesentlich neuen Gegenstand. Nämlich — in Folge der Entdeckungen neuester Zeit sind wir genöthigt, Alles oder beinahe Alles, was bisher officiell unter diesem Titel begriffen wurde, hinauszuwerfen, und fast nur solche Dinge aufzunehmen, welche bisher aussen gestanden. Ich möchte Ihnen die Beziehungen dieser neuerstandenen phönikischen Kunst zu der älteren griechischen nachweisen, d. h. nachweisen, dass beide eins und dasselbe sind. Ich möchte an diesem einen Beispiel zeigen, wie nothwendig es heutzutage ist, den Horizont über das sogenannte klassische Alterthum hinaus zu erweitern, falls man dieses klassische Alterthum überhaupt verstehen und nicht ewig der Gefahr falscher Erklärungsgründe ausgesetzt sein will. Wir betrachten unsere phönikischen Denkmale, die in überraschender Zahl vorhanden sind, wenn man nur weiss, was man dahin zu rechnen hat — in topographischer Ordnung. Ich liebe diese, weil sie die einzige Möglichkeit ist, die Dinge selber in der Anschauung festzulegen.

Wir beginnen mit der Insel Cypern. Auf der Höhe von Paphos im Südwesten liegen

noch einige Quadern des berühmten Aphroditetempels. Sie reichen nicht aus, so wenig als die Abbildung dieses phönikischen Tempels auf den Münzen von Paphos, ihn selber wieder herzustellen. Wenn wir von einer römischen Basilica kein anderes Bild hätten, als was die Münzen uns überliefern, dann hätten wir niemals selber eine zu Stand gebracht. Also weiter:

Unten, westwärts, bei dem Hafenplatz Neu Paphos, von wo die Festzüge einst hinaufgiengen, findet sich in der Ebene ein von Grabhöhlen unterwühlter Felshügel, und dieser ist es, welcher in dem sehr verwüsteten Land gegenwärtig noch die bedeutsamsten Denkmalreste für uns enthält. Es sind dorische Gräberhöfe, die man in den Fels versenkt hat — offenbar nur, um Facade zu gewinnen. Die so gewonnenen vier Felswände des Hofs sind mit dorischen Säulenstellungen gesäumt. Die Säulen stehen noch vor der Wand und tragen den über sie vortretenden Fels, der sich selber durch einen dorischen Triglyphenfries bezeichnet. Nur sind es eigentlich keine Triglyphen, Dreischlitze, sondern Vierschlitze. Unten, hinter den Säulen, öffnet sich der Eingang in die innern Räume. Sie sind, da die Hirten ihre Heerden hineintreiben, hoch mit Dünger angefüllt.

Diese dorischen Gräberhöfe auf einem urphönikischen Boden bezeichnen, wie Andere schon bemerkt haben, keine griechische, sondern phönikische Kunst. Das braucht vorderhand noch Niemand zu glauben, bevor wir nachgewiesen, wie der sogenannte dorische Styl, der ganze vollendete dorische Styl in Jerusalem und ganz Vorderasien von unberechenbar alter Zeit her üblich war, und auf ägyptischem Boden, wo er herstammt, bis in's höchste ägyptische Alterthum sich verfolgen lässt.

Vorerst gehen wir weiter, ostwärts, nach Jdalion, einem Ort im Innern. Auf der Stätte des alten Aphroditetempels findet man häufig Statuetten von Sandstein, bekleidete weibliche Figuren, wahrscheinlich Venusfiguren, die man als Weihgeschenk in den Tempel gab. Einige sind in Berlin, andere im Louvre. Sie haben volle, rundliche Formen, haben immer einen dreifachen, wellenförmigen Lockenkreis um die Stirn, und lange geschmeidige Flechten, die sich auf die Schulter legen. Die Augen sind gross und platt, die Ohren hochsitzend, die Mundwinkel aufwärts gezogen, so dass der bekannte, etwas dummlachende Ausdruck altgriechischer Kunst herauskommt. Das Kinn ist gross und voll. Ein langgefaltetes Gewand zeigt den gewohnten staffelförmigen Bruch der Ränder. Mit der rechten Hand halten sie eine Blume gegen die Brust, und waren einst blau, roth, grün etc. bemalt. Augenscheinlich erinnern diese Figuren an die ältesten Metopenbilder von Selinunt in Sicilien, an die kopflose Athene, die am Eingang der Akropolis von Athen sitzt, und an die Figuren, die im Klosterhof von Orchomenos lehnen. Das ist Alles nur ein Beweis, dass jene sämmtlich einer phönikischen Schule angehören. Man hat neuerdings in Tripolis auf der phönikischen Küste einen Sarkophag gefunden, der jetzt im Louvre ist, einen phönikischen Sarkophag von ägyptischer Mumienform, oben breit, nach den Füssen schmäler und höher, und mit einer weiblichen Maske auf dem oberen breiten Theil. Diese Maske ist nicht in ägyptischem Styl, sondern phönikisch, und gleicht vollkommen jenen Statuetten von Jdalion. Es ist derselbe dreifache Lockenkreis um die Stirn, dieselben Flechten, die sich auf die Schulter legen. Dieser eine phönikische Sarkophag sichert nicht nur jene Statuetten von Jdalion dem phönikischen Boden, auf dem sie gefunden sind, sondern knüpft auch jene Produkte eines weiteren Kreises an die phönikische Schule. Wir werden bald noch mehr der Art sehen.

Wir müssen hinüber nach Berut auf die phönikische Küste. Ich habe keine Zeit, Ihnen Landschaftsbilder zu zeichnen, wie ich gerne thäte, von der schönen Gartenstadt Berut auf ihrem hohen Gestade über einem herrlichen Meer, und unter dem ganzen, gewaltigen Libanon. Ich bin überzeugt, dass Einige der Herrn, welche gleichfalls den Libanon und die phönikischen Küsten durchlebt und durchstreift haben, sich gern daran erinnern liessen.

Berut und das nordwärts folgende Byblos Gebal waren Städte der Gibliten, eines Volks, das wir unterscheiden müssen von den seefahrenden Phönikern, jenen allerdings nachweisbar aus Osten eingewanderten Gründern von Tyrus, Sidon und Arad. Die Gibliten, dieses Urvolk des Libanon, sind es, die in der Bibel für Salomo die grossen Steine behieben, und die Risse von Tyrus ausbessern, nach Hesekiel. Es ist der gewaltige phönikische Quaderstyl, den wir noch an sehr vielen Orten in Syrien und Palästina gewöhnlich in den Unterbauten finden, und der überall phönikisches Alterthum verbürgt. Diese Riesenquader sind immer nur längs den Fugen platt behauen und lassen die Mitte ihrer Vorderfläche rauh hervortreten. Bekanntlich die grössten Exempel dieser Art ruhen in der Terassenwand von Baalbek, dort, wo unter andern in einer Höhe von dreissig Fuss in Einer Lage noch drei dieser Quader zu verfolgen sind, die bei einer Höhe von sechzehn Fuss der eine zwei und sechzig, der andere vier und sechzig, der dritte acht und sechzig Fuss lang ist. Man findet das Ende kaum, wenn man einen davon in der Wand zu verfolgen anfängt.

Wir gehen südwärts weiter nach Sidon. Unterwegs beim Khan El Kaldeh ist die Nekropole einer unbekannten Stadt. Da sind zahlreiche freistehende Sarkophage auf hohem Unterbau mit dachförmigen Deckeln, die an den Ecken wieder aufgebäumt sind, jede Ecke in Gestalt eines Halbkugelviertheils. Solche Sarkophage giebt es zahlreich in den Ostjordanländern zu Gadara etc., auch auf dem Wüstenweg von Hems nach Palmyra etc. Sie finden sich aber auch im afrikanischen Cyrene, einem Ort, der reichlich phönikischen Einfluss erlebt hat, und auf dem kleinasiatischen Vorgebirg der griechischen Stadt Assos. Dort oben, wo die stillgewordene, wohlerhaltene Stadt von ihrem steilen Hang die Insel Lesbos überschaut, führt noch eine ganze Strasse solcher Sarkophage nach dem hochalterthümlichen Stadtthor. Im innern Griechenland sind die freiaufgestellten Sarkophage selten, doch finden sie sich in kolossaler Grösse auf der Höhe von Platää.

Sidon ist eine enggebaute Stadt mit theilweise überwölbten Gassen, nach hinten in reiche Gartenumgebung gebettet, mit einem Inselkastell im Meer, das durch eine Bogenbrücke mit der Stadt verbunden ist. Dieses Inselkastell hat auf der Seeseite noch einen Unterbau von den genannten Riesenquadern phönikischen Styls.

Wir haben zu Sidon namentlich drei Industriezweige zu verfolgen, die von hier ausgehen und für das ganze Abendland massgebend geworden sind: Es ist die Kunstindustrie in getriebenen Bronce- und Silbergefässen, in den Gebilden des Webstuhls und in bemaltem Thonzeug.

Wir wissen, wie hoch der Ruhm sidonischer Silbergefässe zu Homers Zeit ist. Wenn Achilleus den ungeheuren silbernen Mischkrug mit vergoldetem Rand als Kampfpreis aussetzt, so ist dieser Krug unvergleichlich an Schönheit, denn — kunstgeübte Sidonier haben ihn geschaffen. Von dieser Kunst können wir uns neuerdings eine Vorstellung machen, seit die auf Cypern gefundenen phönikischen Silberschaalen im Louvre sind. Sie sind im Innern ver-

goldet, ganz oder wenigstens ihre Friese, die theils durch eingegrabene, theils durch von aussen getriebene Figuren gebildet werden. Diese Figuren sind schreitende Krieger, ein König im Wagen etc., ganze Jagdscenen, wirkliche oder symbolische, nämlich der Kampf guter Götter und Geister gegen die bösen Dämonen in Thiergestalt. Die einzelnen Gruppen sind in babylonischer Art durch Baumbilder von einander getrennt — Baumbilder als Interpunktionszeichen, wie wir's auf gebrannten Thonsarkophagen aus Babylon sehen. Ein Ornamentgestirn sitzt im Grund. Ganz vollkommen damit stimmen nun nicht nur die broncenen Schaalen aus Niniveh. die man zu Nimrud in einem ganzen Gemach voll Broncegeräth fand, wahrscheinlich phönikische Siegesbeute, weggeschleppter Raub aus phönikischen Städten — sondern auch jene, welche ein im Alterthum ungeplündertes Grab zu Cäre in Etrurien in's vatikanische Museum geliefert hat. Es ist dieselbe Form und sind dieselben Motive des Zeichnungsstyls. Wir dürfen nun unbedenklich jenen Fund von Cäre für phönikische Handelswaare erklären. Der phönikische Handel an jenen Küsten ist uns verbürgt. Bekanntlich enthielt das grosse Grab noch ein ganzes goldenes Gewand, auf dem Platz, wo es den verschwundenen Todten bekleidet hatte, eine goldene Haube, goldene Armbänder in Filigränarbeit, und abermals die Kämpfe guter Geister gegen böse Dämonen in Thierform darauf, nach der bekannten innerasiatischen Vorstellung. Broncene Schilde standen an der Wand des gangartig langen Grabes, Schilde in getriebener Arbeit, so wie wir den Schild des Achilleus, jenes vollkommenste Muster hellenischer Komposition nach phönikischem Vorbild uns denken. Nach Homers Beschreibung waren einzelne Figuren, Pfähle etc. von Gold, Silber oder Stahl eingelegt, also wie die Metallfarbe passte. Von solch eingelegter Arbeit haben wir wenigstens ein paar broncene Würfel, eben aus jenem Gemach zu Nimrud, Würfel, in deren Wände in goldenen Linien die Figur eines Scarabäus eingelegt ist. So war auch der Cyprische, also phönikische Panzer Agamemnon's, in dessen broncenem Grund gleichfalls goldene, stählerne, zinnerne Streifen sich durchdrangen.

Nicht minder berühmt war Sidon durch die Kunstgebilde der Weberei. Wenn Hekabe in höchster Noth ihrer Göttin etwas möglichst Kostbares bringen will, so ist es ein buntgewirktes Gewand, das Werk sidonischer Frauen. Auch dieser Industriezweig ist durch die Phöniker in's Abendland gebracht, z. B. auf die Insel Thera im ägäischen Meer, die selbst ihren Namen von den bunten Thierfiguren der Gewänder haben soll. Es sind die babylonischen Fabelthiere, die ewig wiederholt werden, sonst wäre die Waare nicht echt gewesen. Und als der Sybarit Alkisthenes sich das kostbarste Gewand machen liess, von dem das Alterthum weiss, da musste auch dieses an seinem oberen Saum die heiligen Thiere der Susier, unten die der Perser zeigen. Der Grund war Purpur und mass fünfzehn Ellen in die Länge und Breite. In der Mitte waren die zwölf griechichen Götter in Einer Reihe und auf beiden Seiten der Besitzer mit der Stadtgöttin Sybaris wiederholt. Ganz ebenso sehen wir auf ninivitischen Felswänden die assyrischen Götter in Einer Reihe und auf beiden Seiten den König Sanherib wiederholt. Bekanntlich kauften später die Karthager dieses Gewand um die ungeheure Summe von hundert zwanzig Talenten, dreimalhunderttausend Gulden, und bekleideten damit ihre himmlische Göttin.

Dieselben Fabelthiere finden sich auch auf dem ältesten griechischen und etruskischen Thonzeug. Auch die ganze abendländische Töpferei ist phönikischen Ursprungs. Das be-

zeugen die ältesten Scherben von Mykene, Korinth, Aegina, mit ihren bunten Thierfiguren auf hellgelbem Grund, und eingestreuten Rosetten dazwischen. Damit stimmen die grossen Vasen von Thera, Melos, diesen verbürgtesten Stationen der Phöniker, und die von Cypern selbst. Aber neuerdings hat man ganz entsprechende auch aus Ninive und Moab gebracht. Natürlich haben die Phöniker diesen Industriezweig nicht erfunden, sondern nur den künstlerischen Anstoss der asiatischen Hinterländer weitergetragen. Sie haben auch die Kunst in Bronce nicht erfunden, denn wir sehen neuerdings im Louvre einen getriebenen broncenen Fries aus Niniveh, bestehend aus zwei Reihen Sternen mit Stier- und Löwen- und Priesterfiguren dazwischen. Die Nägel stecken noch darin, mit denen er angenagelt war. Sie haben auch jene Kunstgebilde der Webestoffe nicht erfunden, denn wir kennen die babylonischen Teppiche und die assyrischen Königsgewänder. Also bezeichnend sind für alle drei Zweige die Fabelthiere. Es sind das die ersten Geschöpfe des babylonischen Chaos, die nach babylonischer Sage aber später das Licht nicht ertragen konnten und umkamen. Vielleicht finden sie sich noch im Dunkel der Meerestiefe, denn man braucht sie auf assyrischem Bildwerk, um diese Tiefe zu bezeichnen.

Wir müssen weiter nach Tyrus. Im Vergleich zu dem engen, massiven Sidon, Saida, ist Tyrus, Tor, ein freundlich offener Ort mit zerstreuten, flachgedeckten Häusern und vielen Palmen dazwischen. Es nimmt die Nordhälfte des alten Inselbodens ein. Der Damm, den Alexander herüber trieb, ist eine sandige Landenge geworden, fast so breit als die Insel selbst. Die hochgebaute Stadt, welche höher war als das hochgebaute Rom, ist vollständig weggeräumt. Die Insel des Herkulestempels, die bereits von König Hiram durch ungeheure Ausfüllung mit der Hauptinsel vereinigt wurde, ist wieder losgespült worden und im Erdbeben verschwunden.

Wir schauen westwärts auf die blaue Meereshöhe hinaus, wo einst die Tyrier hinaufsegelten, und wollen in Gedanken ihnen nach Malta folgen. Bekanntlich giebt es auf Malta Denkmale, die man seither, aber mit ungeheurem Unrecht, für phönikisch nahm.

Es sind draussen bei Casal Crendi im Feld einige Steinkreise aus grossen, roh eingerammten Steinen, mit eben so rohen Nischen, Steintischen, Wasserbecken. Kindische Ornamentversuche erscheinen theilweis an den Blöcken. Eine ähnliche Anlage ist auf der Nachbarinsel Gozzo. Dort enthält die Nische des Heiligthums auch das Götterbild in Gestalt eines kegelförmigen Steins. Es waren also Tempel.

Wie ist es nun möglich gewesen, diese Tempel, die eher einem Schweinepferch gleichen, der phönikischen Kunst zuzuschreiben? Schon mit den Namen hat man Schwindel getrieben. Die Anlage auf Malta heisst Hadschar Cham. Ich erinnere mich, meinen Führer auf Malta gefragt zu haben: Was heisst das in euerem Maltesisch, Hadschar Cham? Hadschar natürlich „Stein“, aber was ist Cham oder Kemm? „Aufrecht“. Der aufrechte Stein, davon, dass früher, wie das Ganze noch zugeschüttet war — und es war wahrscheinlich in altphönikischer Zeit schon zugeschüttet — dieser eine Stein hoch hervorragte. Unsere Mythologen aber deuten: Hadschar Cham, Steine des Cham, Tempel des Cham, des Stammvaters der Chamiten — also Cham ein Gott, Cham auf Malta verehrt — was lässt sich nicht Alles noch daraus schliessen?!

Wie ist es möglich gewesen, fragen wir, diese Anlagen den Phönikern zuzuschreiben? Hat man denn Alles vergessen, was uns sonst über phönikische Architektur, z. B. über

den Tempelbau der Tyrier zu Jerusalem gesagt ist, einen Tempel von Quaderbau mit Verkleidung von Cederholz und Gold? Oder was die Römer uns überliefern von den phönikischen Tempeln zu Utika und Gades, die beide im Jahr elfhundert vor Anfang unserer Zeitrechnung gegründet sind, und deren Cederdächer in römischer Kaiserzeit von damals her dieselben waren? Die Anlagen auf Malta waren nie gedeckt, und die phönikischen Tempel, welche es allerdings auf Malta gab, standen nachweisbar an anderen Stellen. Und haben wir vergessen, was man heute noch sieht, dass die Phöniker mit den grössten Quadersteinen der Welt gebaut haben, Steine, vor denen unsere ganze Architektenschaft rathlos stünde? Und haben denn die Phöniker nöthig, roh und mühsam Steinbecken auszuhöhlen, wie in den Steinkreisen von Malta, sie, die bereits für König Salomo ein ehernes Meer giessen?

Auf Sardinien giebt es Tausende von Grabthürmen, Nurhage genannt. Man schreibt sie mit gleichem Unrecht den Phönikern zu. Es sind Kegelthürme, aus rohen Steinen nicht ohne Kunst aufgesetzt, mit spiralförmig ausgesparten Gängen im Innern, und spitzgewölbten Grabkammern oft in zwei Stockwerken über einander. In diesen Grabthürmen hat man broncene Götterbilder gefunden, abschreckend anzusehen, lächerlich mager wie Dornzweige, während die im Tempel zu Malta gefundenen thönernen Götterbilder Gliedmassen wie vollgesogene Blutegel haben, Beides gleich abstossend. Wir wollen uns nicht mit dem Nachweis aufhalten, dass die beiderseitigen Denkmale libyschen Ursprungs seien. Malta und Sardinien hatten ursprünglich libysche Bevölkerung, und in der That finden die maltesischen Steinkreise sowohl, als die sardinischen sogenannten Riesengräber, welche ähnlich roh in gangartig langen Grabkammern aus aufgerichteten Steinen bestehen — ihre nächste Verwandtschaft im innern Algerien und Tunis. Vor alle dem aber würde ein phönikischer Architekt im Namen der ganzen asiatischen Kunstverwandtschaft sich gründlich verwahrt haben.

Wir haben nicht Zeit, auf die phönikischen Kolonien einzugehen, deren Tyrus allein auf der Westküste von Marokko dreihundert hatte, damals als Spanien tyrisch war. Nur aus dem genannten alten Tempel zu Gades wollen wir noch erwähnen, dass in ihm ein goldener Olivenbaum mit smaragdenen Früchten stand, also eine würdigere Probe phönikischer Kunst.

Aber zu Karthago müssen wir ankehren, dem Ort, der nicht nur in der Beschreibung der Alten, sondern auch in den heutigen Resten echte Denkmale phönikischer Art hinterlassen hat. Heute noch vorhanden ist die Byrsa, der künstliche Burghügel, ein Pyramidalberg, auf dessen Höhe einst der Aeskulaptempel stand. Solche künstliche Pyramidenberge finden sich z. B. diesseits des Libanon auf der nordphönikischen Küste zu Tell Arka, Arka der Arkiter, wo ein Venustempel oben stand. Andere stehen im innern Galiläa, z. B. das sogenannte Memnonsdenkmal, landeinwärts von Akka. Andere zerstreuen sich in die Hauranebene, südwärts von Damaskus; eine Vorstadt von Damaskus selbst steht auf einem niedergegangenen Pyramidenberg; die Kastelle von Hems, Hama, Aleppo, Aintab in Nordsyrien sind nichts anderes; hundertweis stehen sie in der Ebene von Aleppo und haben zum Theil noch die alten Tempelreste oben. In ungeheurem Schwarm verbreiten sie sich über das nördliche Mesopotamien, nördlich und südlich vom Sindschargebirg hinüber nach Ninive h und bezeichnen die alte Kulturstrasse von dort. In Niniveh, zu Nimrud steht die grosse Grabpyramide des älteren Sardanapal — nämlich ursprünglich sind es Grabpyramiden, dienen dann als Unterbau eines Tempels, sind jedenfalls brauchbar als Kastell. Ihr Vorbild haben sie natür-

lich in der grossen Beluspyramide von Babylon, dem Grab des Stadtgründers Belus, dessen Leiche Xerxes darin fand. Diese Pyramide, mit ihrem innern und äusseren Plan, mit dem ganzen schichtenweisen Fortschritt ihres Baues, mit dem Tempel des Verstorbenen, der auf der Ostseite an ihrem Fuss stand, entspricht ganz vollkommen den grossen ägyptischen Grabpyramiden.

Zweitens. Man meldet, dass Karthago um seinen innern Hafen jonische Säulenstellungen hatte. Immer zwei Säulen standen auf dem Vorderende der Scheidedämme zwischen den Docks, den Schiffslagern, bildeten aber zusammen um den runden Hafen herum den Anblick einer gemeinsamen Säulengallerie und ebenso um die Insel, die mit ihrem Admiralitätsgebäude in der Mitte lag. Solche Säulengallerien hatte auch die nordphönikische Insel Arad um ihren Marktplatz, der eine Art Markusplatz von Venedig war. Wir wissen ferner, dass bereits Salomo die grosse Plattform seiner Tempelterrasse mit Säulengallerien säumte, wenigstens auf der Ostseite, nach Josephus. Säulenstrassen hatte auch das alte Saba im südlichen Arabien, eine Stadt und ein Volk, das gleichfalls von babylonischer Kultur abhängig war. Nämlich dort in Babylon wird wohl die Heimath dieser Säulenstrassen zu suchen sein, wenn auch die Griechen nichts davon sagen, die sich überhaupt niemals verwundern über das, was sie aussen finden, wenn es ihnen daheim schon bekannt ist. Jedenfalls haben wir altorientalisches Vorbild genug für jene grossartigen Säulenstrassen, die uns aus Antiochien gemeldet werden, und wie sie in Palmyra heute noch vorhanden sind. Sie finden sich in den Ostjordanländern zu Gerasa, Gadara, in Samarien zu Sebaste, im Orontesthal zu Apamea, fast alle von überraschender Grossartigkeit, und waren ebenso zu Alexandrien in Aegypten. Rom selbst ist darin wohl zunächst von Antiochien abhängig.

Drittens. Wir wissen, dass der karthagische Apollontempel, der am Forum stand, mit Goldblech ausgekleidet war. Die römischen Soldaten hieben das Goldblech mit den Schwertern herunter. Diese Sitte, hölzerne Wände und hölzerne Säulen mit Gold zu überziehen, ist abermals ein Styl, der der ganzen asiatischen Kulturverwandtschaft angehört und von Babylon ausgeht. Es ist uns verbürgt aus Ekbatana, Persepolis, Hierapolis, Emesa, und vom Tempelbau der Tyrier in Jerusalem. Man hat neuerdings auch im Schutt babylonischer Pyramidenthürme zahlreich die vergoldeten Kupfernägel gefunden, womit die Goldbleche einst angenagelt waren und Stücke Goldblech selbst. Das Tempelgemach auf der Höhe des Pyramidenthurmes war damit ausgekleidet gewesen. Aber von ähnlicher Bekleidung der Palastwände, wenn auch nicht mit Gold, aber mit Bronce erzählt Homer, und in der Grabkuppel Agamemnons zu Mykene sehen wir heute noch die Nagellöcher zum Beweis, dass die ganze Kuppel in gleicher Weise mit Bronceplatten ausgekleidet war. Enger beisammen und feiner sind diese Löcher an den Thorpfosten — vielleicht ein Zeichen, dass dort die Bekleidung von Silber oder von künstlerisch ausgeführten Friesen in getriebener Bronce bestand. Jedenfalls verräth auch diese Art eine gemeinsame Weltkultur.

Wir müssen auf die phönikische Küste zurück, können aber unmöglich schnell alle Fingerzeige erschöpfen, die von dort nach Westen weisen. Da folgt gleich eine ganze kyklopische Stadt, Omm el Aamid genannt, wo im Gebüsch ein paar jonische Säulen und viele kyklopische Häuser stehen. Darunter ist ein Thor, welches vollkommen genau dem Grabthor von Mykene gleicht — dieselbe pyramidale Neigung der Seitenpfosten, dieselbe

dreifache Einstufung des Thürrahmens. Die kyklopischen Mauern von Mykene, sagt Euripides, seien nach phönikischem Kanon erbaut. Der Rest ergiebt sich von selbst. Oder wir stossen auf phönikische Kornkeller, unterirdische in Fels gehauene Kuppeln, mit der Oeffnung oben. So sind sie zahlreich bis nach Bersaba und Gaza, finden sich aber ebenso in Kleinasien zu Telmessus, beim Hafen Munichia bei Athen, auf der Burg von Mykene, hinter dem Wall von Agrigent etc. Vorbild für die phönikischen Anlagen sind vielleicht die ganz ähnlichen ägyptischen Getreidemagazine, wie sie in den Grotten von Benihassan abgebildet sind. Auch dort sind es Kuppeln, in deren obere Oeffnung man das Getreide hinabschüttet. Nur sind sie dort, im Ueberschwemmungsboden des Nils nicht unterirdisch, sondern oberirdisch, und eine von Bogen getragene Treppe führt nach jener oberen Oeffnung hinauf.

Noch eine andere weniger erbauliche Art Kunst könnten wir in Philistäa erwähnen — die Votivbilder. Wir wissen, dass die Philister, als sie jene bösen Beulen bekamen, in der Noth goldene Votivbilder der angegriffenen Körpertheile in den Tempel von Jerusalem stifteten. Zahlreich sind in unseren Museen die Votivbilder kranker Glieder aus dem alten Aegypten; die griechischen Tempel der Heilgötter von Kos und Epidaurus waren gleichfalls voll von diesen unerquicklichen Gaben; auf Monte Falterona in Etrurien hat man einen ganzen See voll gefunden, und bekanntlich ist diese Sitte heute noch bei uns üblich — alles eine einzige Kette des Zusammenhangs.

Wir müssen hinauf nach Jerusalem. Im Kidronthal steht Absaloms Denkmal. Es heisst in der Bibel: Absalom sprach: ich habe keinen Sohn, der meinen Namen erben kann, ich will mir ein Denkmal setzen. Und er baute sein Denkmal etc. und es steht im Königsgrund und heisst Absalom's Denkmal bis auf diesen Tag, d. h. bis zur Abfassung der Bücher Samuelis. Josephus erzählt dasselbe und bestimmt den Ort noch genauer — zwei Stadien vom Thor — also haargenau die Entfernung des heute noch so genannten Denkmals. Es ist ein vierzig Fuss hoher Kegelthurm, in seinem unteren Theil aus natürlichem Fels gehauen, und wohlgeschützt in einem felsgehauenen Hof stehend, wo auf drei Seiten die natürliche Felswand übrig ist, und nur nach vorn offen. Die vorübergehenden Juden werfen einen Stein darnach aus Abscheu vor Absalom. Eine erleuchtete Kunstkritik, wie sie bei uns üblich ist, bemitleidet diese Armen, die sich einbilden, es habe zu Absaloms Zeit jonische Halbsäulen gegeben.

Solche hat nämlich das Denkmal an seinem unteren, quadratischen Theil, und Pilaster an den Ecken, aus denen jonische Viertelsäulen hervortreten. Darüber ist ein dorischer Triglyphenfries und über ihm ein gewaltiges ägyptisches Hohlgesims, Alles noch aus natürlichem Fels. Dann kommt ein kreisrunder Aufsatz in Quaderbau und zuletzt die hohe, eingeschweifte Kegelspitze wie ein umgestürzter Kelch, und zuoberst eine Blätterkrone.

Allerdings können wir nun nachweisen, dass keine dieser Formen der Zeit Absalom's abzusprechen ist, und wenn dazu das historische Zeugniss zweier so verschiedener Perioden auf dasselbe Denkmal sich vereinigt, dann bleibt auch nicht der mindeste Zweifel mehr, dass das Denkmal echt und wirklich von Absalom erbaut sei.

Wir haben die Abbildung jonischer Tempel aus Niniveh, wir wissen, dass König Sanherib seine Fenster durch jonische Säulen theilte; wir sehen die weggeschleppte Sieges-

beute aus den Sümpfen Südbabyloniens, darunter Broncetische, deren Fuss von einer jonischen Säule gebildet wird. Der Ursprung der Form muss babylonisch sein. Es ist theils das einfache jonische Kapitäl, theils ein doppeltes, eine Volute über der andern. Aber auch dieses Doppelkapitäl war in Griechenland üblich, wie es Vasenbilder des borbonischen Museums, und zwar gerade solche vom vollendetsten Styl, uns bezeugen. Nicht minder nachweisbar ist der dorische Triglyphenfries im älteren Asien. Wir haben die Abbildung babylonischer Altäre, die damit gekrönt sind, auf dem sogenannten Stein des Michaud, einem babylonischen Cylinder auf der Bibliothek zu Paris. Wir kennen eine kolossale ninivitische Königsfigur, eine der wenigen ganzen Statuen von dort, einen alten namenlosen König darstellend, der sein Gewand vorn herab und unten herum mit einem vollständigen dorischen Triglyphenfries gesäumt hat. Die Figur liegt noch im Schutt von Nimrud, weil sie für's Wegschleppen zu schwer war, aber die illustrirten London News geben die Abbildung.

Bekanntlich ist der sogenannte dorische Styl nur einheimisch im alten Aegypten. Ich kann Sie jetzt nicht schnell an alle Plätze des Nilthals führen, wo noch dorische Trümmerstücke sich finden, z. B. in die Grotten von Benihassan, wo innen und aussen ein im rauhen Fels angedeuteter Fries sich mit einer Reihe der sogenannten dorischen Tropfen säumt, Alles aus dem drei und zwanzigsten Jahrhundert aufwärts. Andere urdorische Säulen stehen im Palast Thotmes III. im Hinterhof des grossen Karnaktempels, und im südlichen Seitentempel von Karnak, beide aus dem sechzehnten Jahrhundert. Am letzteren Platz liegen noch die ganzen dorischen Kapitäle mit der kreisrunden Schwellung, der viereckigen Deckplatte darauf, und den fünf Heftbändern darunter am Hals der Säule. Andere dorische Säulen stehen jenseits der Katarakten im Höhlentempel von Kalabsche, aus Sesostris Zeit, vierzehntes Jahrhundert, andere zu Amada von Thotmes III., und oben bei den zweiten Katarakten zu Semneh und Kummeh, den altpharaonischen Burgen zu beiden Seiten des Stroms. Das sind Thatsachen, gegen die es keinen Widerspruch giebt. Man kann sie leugnen, man kann die Augen zudrücken, kann sich weigern, die allenthalben vorhandenen Abbildungen nur anzusehen — hier hat aber die Wissenschaft ein Ende und wird man uns nicht zumuthen, auf solche Ueberzeugungen noch irgendwelche Rücksicht zu nehmen.

Der Fries an Absalom's Denkmal ist so fein und ausgebildet, als je einer in Griechenland; zwischen der senkrechten Gliederung der Triglyphen finden sich als Metopenfüllung Rundschilde ausgeprägt. Das geschieht nach dem Vorbilde jener Schilde, die man wirklich an den Mauern und Thürmen aufhieng. Hesekiel sagt von Tyrus: die von Arad waren deine Söldner; sie haben ihre Schilde aufgehangen an deinen Mauern und dich so schön gemacht. Wir finden in Niniveh die Abbildung phönikischer Burgen — phönikisch, denn die Bewohner fliehen zu Schiff aufs Meer — wo die Thürme an ihrem oberen Rand diese aufgehangenen Schilde zeigen. Aus ihnen ist der feine architektonische Schmuck geworden, der sich allmälig in eine Rosette verwandelt. Im Innern hat Absalom's Denkmal eine untere und eine obere Kammer. In der oberen zeigen die Nagellöcher, dass sie einst gleichfalls, wie Agamemnon's Grab, mit Bronceplatten ausgekleidet war.

Absalom's Grab ist nicht das einzige seiner Art. Ein ähnlicher Grabthurm, nur doppelt so hoch, d. h. achtzig Fuss hoch, steht am Nordende des Libanon beim Dorf Hermel unweit der Orontesquelle. Er hebt gleichfalls quadratisch an und schliesst mit einer Py-

ramidalspitze. Verwitterte Skulpturen, Jagdscenen, erscheinen an seinem unteren quadratischen Theil und verwitterte Keilschriften verbürgen ein assyrisches Alterthum. Ein Eingang fehlt. Aehnlich geformte Grabthürme stehen im Orontesthal und auf der nordphönikischen Küste zu Tortosa, der Todtenstadt der gegenüberliegenden Insel Arad, und verbreiten sich nach Kleinasien. Auch das Mausoleum von Halikarnass, dieses gefeierte Denkmal griechischer Kunst, endet noch in die asiatische Pyramidalspitze. Diese Gräberthürme setzen auch nach Afrika über, zu Karthago, finden sich im innern Tunis und neuerdings auf Luef in Fezzan, immer noch in phönikisch-babylonischen Formen.

Neben Absalom's Grabthurm ist das sogenannte Jakobusgrab, eine dorische Vorhalle im Fels, durch zwei Säulen eröffnet, mit einem dorischen Triglyphenfries darüber. Es hat wahrscheinlich gleichfalls ein hohes Alter. Wir wissen, dass man grossartige Felsgräber zu Jesaias Zeit baute. Er eifert dagegen: Was hast du hier, dass du auf der Höhe dir ein Grab aushaust, höhlend im Felsen deine Wohnung? Felsengräber aber pflegen in der Regel nicht verloren zu gehen.

Wir haben nicht Zeit, das hochwichtige Gräberthal von Jerusalem allseitig zu erschöpfen — diese alterthümlichen Giebelformen im Fels, mit Akroterien, die gleichfalls keine hellenische Erfindung sind — diese Thürformen mit den einknickenden Seitenleisten, so dass die Thür oben ein Paar Ohren bekommt, eine Art, die wir an den alten Felsengräbern in Etrurien, zu Kastell d'Asso und Norchia wiederfinden, die aber auch in Kleinasien und der ganzen griechischen und römischen Kunst herrschend geblieben. Aus den sogenannten Gräbern der Könige bei Jerusalem, die aber römischer Kaiserzeit angehören, hat man Sarkophagdeckel mit einem Blätterschmuck von Olivenkränzen etc., welche immer noch den auf Cypern und in Etrurien gefundenen goldenen Blätterkränzen genau entsprechen.

Wir haben auch nicht mehr Zeit, hinaufzugehen nach Moriah und uns den Salomonischen Tempel, diesen phönikischen Bau, herzustellen. Mit den blosen Bibelworten ist es nicht möglich, und alle bisherigen Versuche sind als verfehlt zu betrachten. Wer aber die Architekturen der ganzen phönikischen Kunstverwandtschaft, Niniveh und Persepolis, zur Hand hat, dem löst sich Alles leicht und klar bis in die letzte Ecke, ohne dass einem Bibelwort irgend welche Gewalt geschieht. Wen diese Ausführung interessirt, der findet sie in dem soeben erschienenen ersten Band meiner Geschichte der Kunst, der das Nilthal und das innere Asien bis zur Insel Cypern umfasst. Nur an einem Beispiel könnte ich schnell noch zeigen, wie nutzbar die innerasiatischen Anschauungen für diesen Zweck sind, nämlich an den beiden Säulen, die in der Vorhalle standen und von jeher das meiste Kopfzerbrechen gekostet haben. Ihre Kapitäle werden beschrieben als „Bäuche" und darüber „Lilienwerk" in der Halle. Aber dazu kommt noch ein Gitter- und Kettenwerk mit zweihundert Granatäpfeln besetzt. Wie vereinigen wir diese Formen? Gewöhnlich hat man versucht, das Kapitäl selbst mit dem Gitter- und Kettenwerk zu umstricken. Aber wie ist es dann möglich, zweihundert Granatäpfel, die äusserst klein werden mussten, in dieser Höhe nur zu zählen! Was für ein architektonisches Unding käme heraus, unerhört und unerhörbar in jeder Architektur! Aber Alles löst sich, wenn wir einen Blick werfen auf den Thronhimmel des Darius zu Persepolis, wo er auf einem der Wandpfeiler abgebildet ist. Dort säumt dieser Gitter- und Kettengurt oben den Thronhimmel und säumt sich selber mit den zweihundert Quasten oder Granatäpfeln.

Diese hiengen ins Freie, nach Jeremia. — Der Kettengurt bedeckte die salomonischen Kapitäle, welche jenseits des Gitters waren. Und wenn wir diese Last von ihnen losgelöst, dann bleibt für sie selber nichts als der Ausdruck „Bäuche“ und „Lilienwerk“. Das ist einfach die persische Säule, d. h. sie ist nicht persisch, sondern assyrisch und babylonisch, denn die Perser haben nichts erfunden. Das persische Kapitäl besteht in seinem untern Theil aus einem ausgebauchten gesenkten Kelch, und einem andern aufrecht gestellten und gefüllten darüber, so dass dieser ganze untere Theil eine Art Korsettform, die Form eines Leibes bildet. Darüber ist das Lilienwerk, d. h. der persische Volutenstock mit seinen nach oben und unten herausgerollten Voluten. Diese Voluten vergleicht man mit den gerollten Blumenblättern der Schwertlilie. Der dritte Theil des persischen Kapitäls, die Doppelstiere, welche den Nacken unter den Architrav beugen, fehlt, fehlt aber auch zu Persepolis an ganzen Hallen. Die Säule selbst ist der schlanke, hohlgestreifte persische Schaft. Vier Finger tief waren die Höhlungen, heisst es. Wenn uns etwas irre machen könnte, so wäre es die Angabe, dass ein Faden, mit dem man die Säule umfängt, zwölf Ellen, d. h. achtzehn Fuss gemessen habe. Das gäbe einen Durchmesser von sechs Fuss, was unverträglich ist mit den Maasen des Tempels, der Vorhalle und der Säulen selbst. Wenn man aber den Faden in alle Hohlstreifen hinein und wieder herausgeleitet hat, dann wird der Durchmesser auf die vollkommen richtige Stärke von drei Fuss zurückgeführt.

Wir wollten also zeigen, dass die phönikische Kunst einerseits tief in Asien wurzelt, wo Babylon der Wurzelstock fast aller asiatischen Kunstkultur ist. Babylon selber, wie ich in dem genannten Werk vollständig glaube nachgewiesen zu haben, beruht mit seiner Architektur und Skulptur, religiösen Ideen und Instituten etc. ganz und gar auf ägyptischen Elementen. Andererseits geht die phönikische Kultur direkt nach Aegypten zurück. Sie legt ihre Ranken nach Griechenland hinüber, und diese sind, wie bereits bemerkt, von der älteren griechischen Kunst nicht zu unterscheiden.

Vicepräsident *Walz* eröffnet die Debatte, und als sich kein Redner erhebt, sagt er: Ich glaube, dass wir für die vielfache Belehrung, welche der Herr Redner uns gegeben hat, ihm zu Dank verpflichtet sind. Die Entscheidung über die Sache selbst und die nähere Untersuchung wird wohl davon abhängen, dass eine so grosse Anzahl von Monumenten, auf welche der Herr Redner sein System der Kunstgeschichte gründet, die er selbst gesehen, die aber den Forschern auf diesem Gebiete in Abbildungen theils gar nicht, theils nur mangelhaft vorliegen, zu unserer Anschauung gebracht werden. Die Frage ist gewiss sehr gut eingeleitet, und wird mehr oder minder nach und nach Eingang finden. Aber, wie gesagt, so lange wir diese Monumente nicht in treuer Abbildung vor Augen haben, können wir die Analogieen nicht verfolgen, und über primitive und nachahmende Kunstübung in dem uns vorgetragenen Umfange weder zustimmend noch leugnend sprechen.

Vicepräsident *Walz* macht ausserdem noch die Anzeige, dass sich durch die Bemühung des Herrn Dr. *Haakh* aus Stuttgart nun auch eine archäologische Sektion gebildet habe, die sich um $3\frac{1}{2}$ Uhr in diesem Lokale versammeln werde. Herr Dr. *Haakh* habe einen Vortrag angekündigt, in welchem derselbe die Entstehungszeit einer Anzahl Kunstdenkmäler

des Alterthums (Laocoon, Torso, Apoll von Belvedere) durch Nachweis zeitgeschichtlicher Motive zu zeigen suche.

Hierauf hielt Professor *Klein* aus Mainz „über das römische Württemberg und die Inschriften aus jener Zeit“ folgenden Vortrag:

Wenn ich mir als Fremden erlaube, in einem etwas entfernten Lande die älteste Geschichte desselben und die römischen Ueberreste dahier und was aus ihnen sich ergiebt, einer kurzen Besprechung zu unterbreiten: so geschieht es wahrhaftig nicht, weil ich etwa glaube, Einiges sagen zu können, was den hochverehrten Gelehrten Württembergs unbekannt ist, sondern theils möchte ich selbst über Manches, was aus der römischen Zeit unklar ist, des Näheren belehrt werden, theils wünsche ich den Anwesenden allen zu zeigen, wie wir hier mitten in Deutschland auf echt römischem Boden stehen und wie manche hier erhaltene Denkmäler uns eine nähere Einsicht in das römische Leben und Treiben geben. Wenn ich mich aber dahier einen Fremden nenne, glaube ich doch in den hiesigen Alterthümern nicht ganz fremd zu sein: schon seit Jahren ziehe ich die uns erhaltenen Ueberreste, besonders die Inschriften von Germania superior in Betracht, und was die Württemberger Alterthümer betrifft, so habe ich sowohl vor fünf Jahren die hiesigen Museen an der Hand des Herrn Hauptmann von Dürrich kennen gelernt, als auch gestern das Antiquarium unter der Leitung des Herrn Oberstudienrath Stählin näher betrachtet, wobei ich namentlich den gelehrten Bemerkungen des Letzteren manche Belehrungen verdanke. Ich werde nun im Folgenden ganz kurz zuerst im Allgemeinen zusammenstellen, was wir aus den Nachrichten der Alten über die Zeit, so lange Württemberg römisch war, wissen, dann mich zu den uns überkommenen Denkmälern und Inschriften des Landes wenden, und an einigen Beispielen zeigen, welche Bemerkungen man an sie knüpfen, welche Folgerungen man aus ihnen ziehen kann.

Das jetzige Schwabenland gehört zu den wenigen Gegenden Deutschlands, welche ihren urältesten Namen bewahrt haben, oder vielmehr, wo noch immer derselbe deutsche Stamm wohnt, welcher zu allererst in dieser Gegend erscheint: in so ferne kann man die Schwaben *αὐτόχθονες* nennen. Die Suevi bewohnten aber damals einen weit grösseren Raum als das jetzige Königreich Württemberg einnimmt. Zu Cäsar's Zeiten, vor welchem die Suevi nur einigemal gelegentlich erwähnt werden, wohnten sie bis an den Rhein. Da aber damals das linke Ufer des Oberrheins von den Römern unterworfen wurde — gleich nach dem Siege über Ariovist — zogen sich die Sueven nach der Gewohnheit der Germanen vom rechten Rheinufer allmählich zurück, so dass das von ihnen öde gelassene Land (das jetzige Baden etwa) eremus Helvetiorum, die Wüste der Helvetier genannt wurde, ein Ausdruck, der sich nicht auf die Beschaffenheit des Bodens, sondern auf den grossen Mangel an Bewohnern bezieht. Doch blieb die schöne und fruchtbare Gegend nicht lange ohne Einwohner: es scheinen aber nicht gerade diejenigen, welche dicht am linken Rheinufer wohnten, übergewandert zu sein — denn wer vertauscht gerne dieses Ufer mit dem rechten? — nicht also die germanischen Stämme der Tribocci, Nemetes und Vangiones zogen hinüber, sondern levissimus quisque Gallorum (welcher Ausdruck auf diese deutschen Stämme nicht passt) et inopia audax (was ebenfalls für die Gallier bezeichnend ist) besetzte diese Felder dubiae possessionis, und wenn wir näher fragen, welche gallischen Stämme hier etwa gemeint seien, werden wir zunächst auf die Helvetii und

Mediomatrici schliessen und siehe da, sogar in Württemberg finden wir Denkmäler von solchen: von einem civis Mediomatricus in Meimsheim, und von einigen Helvetiern in Rottenburg, so dass diese Steine jene Stelle im Tacitus erhärten können. Sofort heissen diese von den Galliern (Römern) besetzten Ländereien agri decumates, was ohne Zweifel auf die Besteuerung der Einwohner von Seiten der Römer sich bezieht, denn bald, setzt Tacitus bei, wurden sie pars provinciae. Wiewohl er nicht ausdrücklich beisetzt, welcher Provinz: so dürfte man eigentlich doch nicht zweifeln, ob Germania oder Raetia gemeint sei, indem an jener Stelle nur von solchen Volksschaften die Rede ist, welche an Gallien angrenzen oder dazu gehören; doch wenn diess noch zweifelhaft sein könnte, würden die Inschriften in Baden und Württemberg den Ausschlag geben: denn während diesseits des limes fast keine Spur von einer Legion sich findet, welche in Vindelicia ihren Stand hatte, beweisen dagegen viele Denkmäler den Aufenthalt der rheinischen Legionen in den agri decumates.

Wann die Römer diese Ländereien in Besitz nahmen, wird nirgends angegeben; natürlich geschah diess nicht auf einmal, sondern nach und nach. Schon unter Augustus scheinen die germanischen Stämme von der rechten Seite des Rheins sich zurückgezogen zu haben, besonders da Tiberius im Jahr 15 vor Chr. dies Land durchzog, als er vom Rhein aus seinem Bruder Drusus gegen die Vindelicier zu Hülfe kam, und als diess Land unterworfen war, sahen die Römer wohl ein, wie dieser ganze Landstrich zwischen Rhein und Donau ihnen zur Verbindung von Germanien und Rätien nützlich oder nothwendig sei. Dennoch scheint die eremus Helvetiorum schon vielleicht, weil sie eine Oede war, unter Augustus noch nicht zum Reiche gezogen worden zu sein, da bei Augustus Tod der Rhein und die Donau die Grenzen der römischen Herrschaft bildeten. Doch mag schon unter Augustus Nachkommen der Anfang mit der Besetzung gemacht worden sein, wiewohl auch hievon keine Spur uns überblieben ist. Die älteste Inschrift, die bis jetzt aufgefunden wurde, ist vom Jahr 97 (Baden-Baden; Rappenegger Nr. 7); dass aber schon früher sogar Württemberg in Besitz genommen war, zeigt der Name von Rottweil Arae Flaviae, was also beweist, dass die Flavier, wahrscheinlich Domitian bis in diese Gegend die Grenzen des Reiches ausgedehnt haben. Jetzt wurde auch, da die Flüsse nicht mehr die Grenzen deckten, ein Wall zwischen Rhein und Donau angelegt. Zuerst wird diess von Domitian erwähnt, der im Jahr 84 einen limes von 120,000 Schritt (= 50 Stunden) in Germania erbaute, und nicht mit Unrecht denken Manche hier an den limes in Württemberg. Unter Trajan wird des Walles nicht gedacht, doch erbaute er Städte in Germania, worunter man wohl auch die agri decumates verstehen mag. Da von Hadrian ausdrücklich bemerkt wird, dass er das Reich, wo nicht Flüsse waren, durch Wälle schützte, so können wir sicher annehmen, dass jetzt, wenn nicht schon früher, wie wir gerne glauben mögen, der limes transrhenanus errichtet wurde. Der Theil desselben, der durch Württemberg geht, ist durch Seine Durchlaucht den Herrn Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein und durch Herrn Finanzassessor Paulus von hier einer genaueren Untersuchung in der Versammlung der deutschen Alterthumsvereine zu Ulm im vorigen Jahre unterworfen worden: darnach besteht er noch aus Wall und Graben; von der Mündung der Altmühl in die Donau kommend, tritt er bei Eck in das Württembergische ein, geht vorerst südwestlich nach Lorch, wendet sich dann nördlich durch Welzheim, Murrhard, Mainhard, Oehringen nach Jaxthausen, worauf er das Land verlässt, nach Nordwesten sich hindehnend. Im Osten von Jaxthausen bis Lorch und weiterhin

finden sich noch Spuren römischer Befestigung, worunter man nicht mit Unrecht den Theil versteht, den Amm. Marcell. Palas oder Capellatium nennt; Näheres ist hierüber noch nicht ermittelt.

Noch ehe das Land durch den Wall geschützt war, werden Strassen die einzelnen Orte verbunden haben; und so führt denn die tab. Peuting. von Arae Flaviae — um die früheren Orte zu übergehen — einen Weg in östlicher Richtung an, über den lange ein Streit unter den Gelehrten war, ob die sieben nach Arae Flaviae erwähnten Orte auf der rechten oder linken Seite der Donau zu suchen seien: wir stimmen denen bei, welche sie links legen, und so gewinnen wir mitten in Württemberg eine hinlängliche Anzahl von Orten, von denen zwar die wenigsten bis jetzt ausser allem Zweifel bestimmt sind, wie wohl z. B. Leichteln fast alle mit vielem Scharfsinne und grosser Lokalkenntniss neuen Orten anpasste. Auch Ptolemäus erwähnt schon einige Orte, die aber meist noch dunkler sind. So kennen wir von den 10—12 Orten, welche diese geographischen Verzeichnisse angeben, nur zwei mit voller Gewissheit: Arae Flaviae = Rottweil, Samulocennis = Rottenburg. Während aber diese Namen, welche uns bei den Schriftstellern übrig sind, von den jetzigen Benennungen ganz abweichen: sind dagegen auf den württemberger Inschriften einige Lokalbenennungen erhalten, die noch üblich sind, nämlich Murrenses in Benningen, Murr gegenüber, Armisses in Metzingen an der Erms; auf einer Inschrift in Pföring an der Donau möchten wir in dem Wort Cana eher den Namen von Canstatt finden als in des Ptolemäus *Καντιοιβίς*, welches nach den beigefügten Graden nicht in Württemberg zu suchen ist. Diese wenigen Ortsnamen sind uns aus römischer Zeit überkommen.

So wie wir aber nicht genau wissen, wann das Zehntland überhaupt, Württemberg insbesondere von den Römern besetzt worden ist: so können wir auch über den langen Zeitpunkt, während die römische Herrschaft hier dauerte, nur äusserst wenig mit Gewissheit angeben; namentlich lassen uns die alten Schriftsteller hier wieder ganz im Stiche; mehreres können wir aus den hinterbliebenen Denkmälern folgern, wie unten Einzelnes anzuführen ist. Im Allgemeinen dürfen wir ungefähr Folgendes annehmen. Das württemberger Land wurde sicher in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts — wenn nicht schon früher von den Römern in Besitz genommen; wiewohl die älteste Inschrift, die eine Jahreszahl trägt, fast 100 Jahre jünger ist: vom Jahr 148 zwei arae in Böckingen, ein lapis honorarius in Jaxthausen aus der Zeit von Antonin. Pius. Damals war das Land in blühendem Zustand, wie viele Denkmäler, welche in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts und in das erste Drittel des folgenden fallen, darthun können; die höchste Blüthe scheint unter der Regierung der Familie des Severus stattgefunden zu haben (193—235 n. Chr.); Kaiser Caracalla hielt sich oft im Lande auf: wie denn ein Stein in Meimsheim seines Sieges über die Germanen im Jahr 212 gedenkt: unter diesen sind wahrscheinlich die Alemanni zu verstehen, die gerade damals zuerst am Maine vorkommen. Und von jetzt beginnt der Kampf der Germanen und Römer um dieses Land, daher auch die Denkmäler immer seltener werden: das letzte in Württemberg ist vom Jahre 240—49 in Jaxthausen. Als im Jahr 254 die Alemanni bis Italien vordrangen, mag wohl das ganze Zehntland von ihnen verwüstet und besetzt worden sein; doch gaben die Römer es noch nicht auf: im Jahr 261 schlug Postumius die Germanen und wurde dux transrhenani limitis und Probus suchte es wieder zu bevölkern. Aber bald darauf ging das Land wieder ver-

loren, und wiewohl Diocletian noch Einfälle machte, um es wieder zu gewinnen; unter Constantin war wie unter Augustus der Rhein die Grenze und der Neckar hiess flumen barbarum. Julian zwar stellte den limes wieder her, aber, wie es scheint, nur bis an die Quellen der Donau; und Valentinian schlug sogar die Alemanni mitten in ihrem Lande bei Solicinium (Rottenburg?) im Jahr 368, und auch Gratian siegte über Alemannische Stämme; doch das Land war nicht mehr römisch, wie denn von jetzt keine Spur mehr von demselben bei den alten Schriftstellern sich vorfindet.

Wir sehen, wie wenig uns über die Zeiten der römischen Herrschaft in den alten Klassikern überkommen ist, doch, wo die Menschen schweigen, reden die Steine, und so können wir wirklich aus den schriftlichen und bildlichen Denkmälern, welche aus der Römerzeit im württemberger Lande bisher aufgefunden sind, uns über manche Verhältnisse jener Zeit ein ziemlich klares Bild verschaffen. Was nun zuerst die Zahl der Inschriften, von denen wir vorzüglich handeln, betrifft: so sind ohne die Namen auf Gefässen bis jetzt etwa 100 Aufschriften auf arae, lapides honorarii, cippi und laterculi oder andern militärischen Steinen bekannt geworden; von ihnen sind 70 vollständig, die übrigen fragmentarisch. So wie aber das Land Württemberg, welches immer einen regen Sinn für Kunst und Alterthum hatte, desshalb glücklich zu preisen ist, dass von diesen 100 Steinen nur 20 wieder verloren oder zertrümmert worden sind: so gibt es kaum ein anderes Land in Deutschland, wo die meisten der vorhandenen Denkmäler aus der Römerzeit an einem Orte gesammelt sind: das Museum in Stuttgart, das wegen seiner schönen und zweckmäsigen Anordnung zum Muster empfohlen werden kann, zählt über die Hälfte der erhaltenen Inschriften (ausserdem 60 römische Steine mit Bildwerken, Sculpturen etc. ohne Inschriften). Die andere kleinere Hälfte ist auch nicht an so viele Orte zerstreut, dass sie nicht in kurzer Zeit durch Autopsie könnten untersucht werden: manche werden wohl noch mit dem Museum vereinigt, so die von Rottenburg, wo fast 20, freilich manche fragmentarische sich finden, die übrigen sind zerstreut noch an ihren Fundorten wie in Olnhausen (4), in Jaxthausen (3), in Meimsheim (2), in Gundelsheim, Kusterdingen, Weissenhof (je 1) in Rottweil (1 und mehrere kleinere); die in Oehringen gefundenen (3) sind in Kirchberg; auch der Ulmer Verein zählt eine oder die andere in seiner Sammlung etc.

Was nun die Orte betrifft, wo diese Denkmäler gefunden wurden, so können bis jetzt über 50 Orte genannt werden, an denen römische Steine mit oder ohne Inschriften bisher entdeckt wurden: die Inschriften allein an mehr als 30: von diesen liegen 22 am ganzen Laufe des Neckars bald rechts bald links, 8 an dem limes transrhenanus oder nicht weit davon; im mittlern Land nur einer oder der andere (z. B. Heidenheim), an der württembergischen Donau nur einer (Zwiefalten). Fast das gleiche Verhältniss findet sich bei den Steinen ohne Inschriften, die wir hier, wie schon erwähnt, nur beiläufig in Betracht ziehen. Wenn wir nach der Anzahl der Inschriften an den einzelnen Orten fragen, so findet sich das alte Sprichwort bewährt: wer suchet, der findet. So wie früher in Rottweil, so wie jetzt in Rottenburg vielfache Spuren und Denkmäler der Römerzeit entdeckt werden, weil damals dort ein Verein, jetzt hier der um die Alterthümer Rottenburgs höchst verdiente Herr Domdecan v. Jaumann sich der Sache mit Eifer und Liebe annimmt: so sind wir überzeugt, dass noch viele Spuren und Alterthümer der Boden Württembergs birgt, die entdeckt wiederum zu weiteren Entdeckungen führen dürften: wünschen wir, dass der hiesige Alterthumsverein unter seinem hohen Vorstand an den

Orten, wo bereits Inschriften, namentlich Grabsteine gefunden worden sind, weitere Nachgrabungen veranlassen möge. Die meisten Inschriften sind aus den angegebenen Gründen in Rottenburg gefunden worden; dann kommt Böckingen mit 10 arae (ein frommer Ort!), Marbach mit 5 arae, Canstatt, Neuenstadt, Oehringen, Oehnhausen (mit je 4 Inschriftsteinen), Benningen, Jaxthausen, Murrhardt (mit 3) etc. etc.

Wenn wir nun nach dem näheren Inhalt dieser Inschriften fragen: so sind sie, wie schon erwähnt, vorerst entweder arae oder lapides honorarii oder cippi oder laterculi und ähnliche Militärsteine — ein Meilenstein ist bisher im württemberger Lande nicht gefunden worden. Von den etwa 100 bekannten Inschriften sind fast 60 heiligen Zwecken geweiht (Altäre, ein Beweis, dass Frömmigkeit im ganzen Lande herrschte), 12 sind Ehrendenkmäler, einige mehr sind Grabsteine, die übrigen dienen militärischen Zwecken. Aus dem speziellen Inhalt der einzelnen können viele und schöne Resultate gewonnen werden, worüber wir hier — schon aus Mangel an Zeit — nur einige Andeutungen uns erlauben mögen.

Nur die wenigsten Inschriften haben wie auch anderwärts eine Zeitangabe: von den 60 arae nur 11, von den 12 lapides honorarii 7: die cippi etc. wie gewöhnlich keine. Die Zeit, die sie nennen, harmonirt mit den dürftigen Angaben der Alten; ja sie dient einmal, dieselben zu beweisen und zu ergänzen, dann auch zur kritischen Würdigung anderer (verdächtiger) Steine. Wenn z. B. die älteste Inschrift in Württemberg aus der Zeit des Antoninus Pius c. 140 ist: wird eine Griffelinschrift in Rottenburg vom Jahr 97 wohl einigen Verdacht erregen (Stein. II ed. 60); vielleicht noch mehr die Griffelinschrift ebendaselbst vom Jahr 304 (St. l. c. 1649), da die jüngste Inschrift im Lande 50 Jahre früher fällt. Während wir über die militärischen Verhältnisse des Zehntlandes aus den alten Schriftstellern fast nichts wissen, geben die Inschriften hierüber hinlängliche Auskunft. Von den Legionen lagen nur Abtheilungen der VIII aug. und der XXII pr. p. f. daselbst, beide ziemlich zu gleicher Zeit, und auch an den nämlichen Orten, was zu beweisen scheint, dass die Abtheilungen der Legionen nicht lange in diesen Quartieren verblieben; die Standquartiere derselben waren für die VIII Strassburg, für die XXII Mainz, wo beide über 300 Jahre verweilten. Von andern Legionen ist bisher kein sicheres Denkmal aufgefunden worden; nach einem Fragmente zwar könnte die Legio XI Claudia von Windisch aus Rottweil berührt haben; doch dass die IV Flavia, V Alauda und andere, welche von einigen Gelehrten noch gar nicht lange nach Württemberg verlegt wurden, nie daselbst wie überhaupt nie in Obergermanien waren, ist mir ebenso gewiss, als manche Scherben in Rottenburg desswegen mir von jeher verdächtig waren, weil z. B. die leg. II adjutrix, die leg. IX, XXX Ulpia etc. auf denselben erwähnt werden, von denen kaum eine je in Germania superior stand. Zu bemerken ist noch, dass die Steine, worauf diese zwei Legionen erwähnt werden (7 von jeder) arae sind, also keine Grabsteine, wie sich z. B. in Mainz viele von Legionssoldaten finden; da nun Grabsteine gemeiner Soldaten mir vor allem einen festen Aufenthalt der Legion anzuzeigen scheinen: so könnte man leicht in Versuchung kommen, jene arae nur einer zufälligen Anwesenheit der einzelnen Militärperson zuzuschreiben, wenn nicht laterculi einen längeren Stand dieser Legionen bewiesen: so in Oehringen und Rottenburg von beiden Legionen, in Ergenzingen, Jaxthausen und Mainhard von der XXII. Wenn aber hiermit Abtheilungen jener Legionen zu Zeiten sich in Württemberg aufhielten: so bildeten sie doch nicht die regelmässige Besatzung des Grenzlandes: sondern Cohorten der auxilia und Reiterei

schützten wie anderwärts, so hier beständig den limes transrhenanus und so kommen hier für die Geschichte der Cohorten nicht unwichtige Denkmäler vor. Folgende Cohorten nun werden auf unsern Steinen erwähnt.

Die cohors Asturum, wahrscheinlich cohors I (denn auf dem Steine im Museum-Verzeichniss der in Württemberg gefundenen römischen Steindenkmale des königl. Museums Nr. 11; Stein. 156 — finde ich nicht COHR sondern COH und vermisse I statt R); diese lag in Mainz vgl. Lehne 257. Ich möchte weniger an die V denken, wiewohl diese in Bonn und am grossen Bernhard erwähnt wird (Lersch II 42; Mommsen insc. Helv. 35). Der Stein fand sich in Mainhard und ist einer der wichtigsten, daher komme ich noch auf ihn zurück. Mit Unrecht nahm man auch die cohors Dalmata auf demselben an, wovon später.

Die cohors BRITonum in Böckingen auf einer ara und Numerus BRITonum CAL edoniorum auf einer Platte in Oehringen: aus letzterem Steine geht hervor, dass man nicht an die Britones in Gallien, sondern an die Britones oder Britanni in England zu denken hat. Dieser numerus erscheint mehrfach in Germania, so in Aschaffenburg im Jahr 178, unter einem centurio der leg. XXII, wodurch hervorgeht, dass dieser numerus der leg. XXII zugetheilt war; in dieselbe Zeit werden auch die württembergischen Steine zu setzen sein. Wie auf der hiesigen Platte die Britones den Beinamen Caled. haben: so steht in Amorbach der Beisatz Triputien. von Dowbridge in England, so in Aschaffenburg der Zuname Nemaning., welche Lokalität ebenfalls daselbst zu suchen ist. Auch in Germania inferior kommen die Britonen vor (Köln Niederbiber) und eine coh. III Brit. in Eining in Niederbayern.

Cohors I Germanorum auf einer ara in Jaxthausen ohne Jahreszahl und auf einem lapis honorarius in Olnhausen, wie es scheint unter der Regierung der Philippi, somit der späteste Stein mit Jahresangabe in Württemberg. Eine Cohorte der Germani ist eine grosse Seltenheit: kenne ich von der coh. I Germ. kaum ein anderes Denkmal als Or. 4949, wie es scheint aus Caligula's Zeit; kommen doch Germani schon unter Germanicus als auxilia im römischen Heere vor (Tac. ann. II, 16). Da es ungewöhnlich ist, dass die in einer Provinz ausgehobenen Truppen in derselben ihr Standlager behalten, so könnte man diese Germani irgend wo anders ausgehoben denken, oder auch meinen, sie seien in aller Eile im eigenen Lande bewaffnet worden, als Einfälle drohten, die in der Mitte des dritten Jahrhunderts häufig vorkamen. Doch da für die cohors in Jaxthausen ein balneum vetustate conlabsum restituirt wird, so scheint sie dort lange gelegen zu haben, und da wir bei der nächsten cohors auch Mannschaft aus der Nachbarschaft finden, so möchte ich der Ansicht sein, dass hier im Lande conscribirte Leute (Alemanni, im Allgemeinen ‚Germani genannt) — vielleicht Stadtsoldaten — angenommen werden dürften.

Cohors I Helvetiorum auf zwei arae in Böckingen: die eine vom Jahr 148, wo der Cohorte vorstand ein centurio der leg. VIII. aug.; die andere, fragmentarisch und nicht mehr vorhanden, ohne Jahreszahl, wo neuere Herausgeber (vgl. Stein. 24) bald die XXII, bald sogar die XVIII. Legion annehmen; Hanselmann I S. 226 hat aber leg. VIII, und dass diess nur recht ist, beweist der erstere Stein. Laterculi derselben cohors finden sich in Oehringen und Rottenburg: hier an letzterem Orte ist >THEL nicht mit tertia sondern prima zu geben, indem es heisst > I HEL, so dass der Strich nur zu nahe der Ziffer ist (vgl. Stein. 82); dagegen die Griffelinschriften, worin > IIIHEL stehen soll (ibid. 84 ff.) scheinen mir verdächtig oder falsch

gelesen, indem die III coh. Helvet. sonst nirgends wo vorkommt, denn auch Stein. 2020 aus Geisslingen in Baden entbehrt mir nicht jeden Verdachtes, wenn schon Meyer, Geschichte der XI und XXI Legion. S. 133 der alten Erklärung nicht abgeneigt ist. Diese Cohorten erscheinen nur in der eremus Helvetiorum, also sind sie im eigenen Lande oder ganz in der Nähe ausgehoben, was mir mehr für friedlichen Dienst angemessen erscheint, als zum Kampfe gegen die ohne Zweifel befreundeten Nachbarn; denn aus diesen Gründen verlegten die Römer immer die auxilia in weitentfernte Gegenden.

Cohors XXIIII voluntariorum civium Romanorum auf zwei arae in Benningen und Murrhardt und einem cippus an letzterem Orte (hier ohne C. R). Diese Cohorten, deren bis auf XXXII erwähnt werden, bestanden gewöhnlich aus emeriti, die freiwillig zum delectus wieder traten, daher meist römische Bürger waren und stets unter einem tribunus standen, wie denn auch unsere zwei Altäre von tribuni geweiht sind. Die nämliche Cohorte erscheint auch noch in Baden (vgl. Rappenegger 66). In Germanien kommen noch vor coh. IIII Vol. in Obernburg am Main; coh. XXVI vol. C. R in Baden und Windisch; coh. XXXII vol. in Hedernheim (vgl. auch Mommsen insc. Helvet. 36 und 37).

Ala Valensium auf einer ara in Rottenburg, die einzige Spur der Reiterei in Württemberg; also wiederum Schweizer, und zwar aus Wallis, wo Martinach Octodurum oder forum Claudii Valensium hiess, vgl. Momms. a. a. O. 316.

Nur diese Truppentheile kommen auf den württemberger Inschriften vor; denn wenn auf einem längst verlorenen Fragment (Stein. 30) exploratores Tribocci et Boi erklärt wird, so bringt mir schon die Zusammenstellung dieser zwei Völker manches Bedenken, und ich stimme eher Grotefend bei, welcher statt

ↃLORAT ↃI liest Q. HORAT. Q. F.
TRIBOCI TRIB. COH
ET BOI . . . . . . diese Zeile könnte vielleicht geheissen haben XXIIII VOL, indem die XX vorne fehlen; so wäre die Inschrift oben einzureihen.

Man sieht aus den wenigen Ueberbleibseln, wie Truppen aus entfernten Ländern auch hieher zur Besatzung kamen; Spanier und Britannier scheinen hier gewöhnlich zur Vertheidigung des limes transrhenanus gedient zu haben, die voluntarii, Germani und Schweizer (Helvetii, Valenses) mehr zum innern Schutz, was theilweise auch die Orte, wo die betreffenden Steine gefunden wurden, andeuten. Da unsere Steine meist in die Zeit fallen, wo jene Völker schon über 100 Jahre der römischen Herrschaft unterworfen waren, so ist kein Wunder, dass sich nicht weniger römische als barbarische Namen in den Inschriften vorfinden: auch sind die meisten arae von tribuni oder centuriones gesetzt, welche gewöhnlich Römer waren und hier fast alle römische Namen haben. Gerade die 2 cippi (und mehr sind von den Soldaten nicht übrig) haben fremde Namen, wo aber die Kritik römische Worte mit Unrecht hat einbringen wollen: ich ändere SNCo nicht in Sancto (Stein. 156), ich nehme CINTVS (ibid. 2) nicht als QVINTVS an, besonders da Hanselmann S. 242 CVNCTVS hat: das sind barbarische (keltische) Namen, deren noch mehrere vorkommen, z. B. Dasant., Baion, Beusan, Asson, etc. (Andere werden wir auf den Steinen der Einwohner finden). Schade ist es, dass von der Cohorte der Germani, der Helvetii, der ala Val. kein Name eines gemeinen Soldaten erhalten ist. Der Geburtsort selbst des Kriegers ist höchst selten angegeben, theils weil es auf arae

weniger üblich ist als auf cippi, theils weil zu der Zeit, in welche die Steine fallen, es überhaupt oft unterlassen wurde: die drei arae, wo eine nähere Bezeichnung der Herkunft steht, sind von Römern gesetzt: ein trib. der coh. XXIIII vol. C. R. war aus Sicca Veneria (Kef) in Africa (Stein. 26; früher meinten Manche Marbach habe Veneria geheissen); ein miles der leg. XXII war aus Aelia. Aug. (Augsburg, Stein. 48); von einem trib. der eben angeführten Cohorte wird die tribus (Horatia) nicht aber der Geburtsort angegeben (über die Orte auf einem cippus siehe unten).

Die Veranlassung, warum diese Steine — es sind fast nur arae — gesetzt wurden, war die Frömmigkeit; und so mögen die alten Heiden auch in dieser Hinsicht uns und unsern Kriegern als Muster vorleuchten: ob in neuerer Zeit ein höherer Offizier einen Tempel von Grund aus baute, wie diess in Murrhardt geschah (Stein 1); ob einer in einem Jahr zwei Altäre setzte, wie in Böckingen im Jahr 148 ein centurio (Stein. 16 und 20, letzterer Stein ist um ein paar Monate später gesetzt, indem der centurio inzwischen auch praepositus coh. I Helvet. geworden ist). u. s. w. Noch bemerke ich, dass die Leg. VIII aug. einmal den Beinamen Antoniniana (im Jahr 212, Stein. 9), die leg. XXII pr. p. f. denselben (im nämlichen Jahre Stein. 11) und Severiana (im Jahr 223, Stein. 8) alle drei in Canstatt führen, wahrscheinlich hielt sich um diese Zeit jene Kaiserfamilie daselbst auf.

An diese Bemerkung wollen wir — um endlich die Militärsteine zu verlassen, wiewohl wir noch Manches aus ihnen folgern könnten — von den Denkmälern, welche die Einwohner (Bürger) setzten, die lapides honorarii reihen, da manche davon ebenfalls eine Anwesenheit der Kaiser anzudeuten scheinen, so z. B. der noch in Meimsheim befindliche ob victoriam Germanicam dem Kaiser Caracalla (dessen Name übrigens vertilgt ist — wahrscheinlich absichtlich) und seiner Mutter Julia Aug. mater castrorum geweiht, fällt sicher in die Zeit von 212, wo dieser Kaiser die Alemanni bekriegte. Vier andere Denksteine, dem Antoninus Pius, Septim. Severus und zwei dem Maximinus zu Ehren gesetzt, sind ganz fragmentarisch, so dass nichts daraus entnommen werden kann. Hierher gehört der oben schon erwähnte Denkstein in Jaxthausen, wornach die Philippi das balneum cohortis I Germ. vetustate conlabsum restituiren. Ein Denkstein endlich ist mehr lokaler Natur, indem in Burg (Stein. 36) ein Bürger, dessen Name nicht erhalten ist, dem Caracalla eine Statue setzt ob honorem decurionatus et flaminatus.

Der letzte dieser lapides honorarii mag uns zu den Aemtern führen, deren auf unsern Steinen Erwähnung geschieht: In Neuenstadt (Stein. 43) wird auch noch angeführt ein DEC. C. A. G. PAR, wie diess aber heisst, sind die Erklärer durchaus nicht eins; das E in DEC scheint eher einem L ähnlich; dann ist das Wort aber gar nicht zu erklären; dagegen ist ein Punkt zwischen A und G, kann also nicht Aquensis heissen, auch steht ein G und kein Q daselbst: ich erkläre ganz einfach decurio civitatis animo grato parens etc.: es weiht die ara dem Apollo Grannus für die Genesung seines Sohnes in dankbarem Sinn der Vater, der decurio des Ortes war, dessen Name wie gewöhnlich fehlt. Ein decurio civi. SVMAlocennis wird auf einer ara in Köngen erwähnt; sonst kein Civilbeamter als auf Scherben von Rottenburg. Auf einem Altare ebendaselbst vom Jahr 225 findet sich ein Sevir augustalis — er war Kaufmann —. Wir reihen hier an ein collegium juventutis in Oehringen im Jahr 226 auf einer ara (?); ein collegium peregrinorum in Marbach (Stein. 29); confanenses Tempelgenossen? in Metzingen (ibid. 153); zweifelhaft bleibt Stein. 45. Beneficiarii consulis werden erwähnt in Canstatt,

Böckingen, Gundelsheim und in Erbstetten, indem ich auf letzterem Steine (Stein. 34) statt R lese BF.

Die Namen dieser Civilpersonen sind meist römisch oder römisch gebildet, manche ἅπαξ λεγόμενα, andere auf keinen Fall römisch, sondern keltisch; in dieser Hinsicht ist ein Grabstein in Meimsheim (Stein. 7) interessant, wo die Eltern und Grosseltern keltische Namen führen (sie sind aus Metz), der Sohn schon theilweise einen römischen: sie und andere hier anzugeben oder zu erklären, würde zu weit führen. Die meisten dieser Namen gehören wohl Eingeborenen; nur selten ist ein Geburtsort beigefügt, was wir schon oben bemerkten. Eine tribus Quirina ohne Ort steht nur einmal Stein. 17. Nur die wenigsten Grabsteine (3 von 10) geben das Alter an; dass aber damals schon die Leute in Württemberg sehr alt wurden, zeigt der vorhin erwähnte Grabstein aus Meimsheim, wo der Mann 100, die Frau 80 Jahre alt wurde.

Die meisten Steine rühren von Privatpersonen her, ist doch nur einmal ein bürgerliches Geschäft erwähnt, der vielbesprochene negotiator cretarius et paenularius vom Jahr 225 (Stein. 70).

Wir übergehen manches andere, um noch auf die Götter, denen die arae geweiht sind, einen Blick zu werfen. Die damaligen Einwohner von Württemberg hatten wohl nicht nothwendig, die fremden Soldaten als Muster der Frömmigkeit nachzuahmen: ihr eigener Sinn trieb sie zu gleicher Tugend: so sind nicht viel mehr Altäre von bürgerlichen als Militärpersonen übrig. In Bezug auf die Gottheiten unterscheiden sie sich auch nicht: d. h. bei beiden kommen römische und einheimische Götter vor; zwar weihte kein Sodlat dem Mercurius eine ara, doch einige Private dem Mars, was den kriegerischen Geist des Volkes wohl beweisen mag. Keine ara, die eine Frau setzte, hat sich erhalten: wollen wir daraus schliessen, dass damals die Männer frömmer waren als die Frauen? (nur auf einer ara sind Mann, Frau und vier Kinder genannt). Indem wir die römischen Götter übergehen, erwähnen wir nur kurz, welche nicht römische Götter hier vorkommen. Abnoba — wie der Schwarzwald bei Plinius heisst — in Alpirsbach (Stein. 50, der Weihende war nach einander bei sechs Legionen centurio, zuletzt bei der Leg. XXII; man wolle aber die andern nicht auch nach Germanien oder Württemberg verlegen!) (über Abnoba vgl. Ficklers schöne Abhandlung: die Donauquellen 1840). Deus Taranucnus in Böckingen (Stein. 19) wird eher deus tonans bedeuten, als dass die Zähringer ihren Namen davon herleiten mögen: er erscheint auch in Godramstein und Dalmatien. Andere Gottheiten kommen mit römischen in Verbindung oder auch mit ihnen identificirt vor: ersteres Sirona mit Apollo (Grossbottwar Stein. 33) wie auch in Oppenheim, Mainz? etc. die bekannte Heilgöttin. Der weitverbreitete Apollo Grannus fand auch hier seine Verehrung (Stein. 43); da er auch auf Inschriften den Beinamen Mogonnus führt, dürfte der Ursprung des Gottes wohl am Main zu suchen sein, dessen Name zur Römerzeit Mogonus hiess, wenn diess auch noch nicht bewiesen ist. Mercurius führt hier (Köngen Stein. 14) den Beinamen Visucius neben der sancta Visucia, den ich lieber auf die Weschnitz als auf Vesontio beziehen möchte, wiewohl sich hier wie in Baden der nämliche Name findet. Dass Jsis (auf den Steinen steht HIS, Olnhausen Stein. 48) den Beinamen SEData hat, wie ein Gott Sedatus in Eichstädt und Kärnthen erscheint, dafür haben wir noch kein anderes Beispiel; die Erklärung ist noch kaum versucht. Den Mars Caturix, der hisher auch nur hier (Böckingen Stein. 21) gefunden wurde, wird man auf die Caturiges in Gallia Narbonensis beziehen können; woher aber derselbe Gott Cabetius,

auch ein ἅπ. λεγ. (Erbstetten Stein. 34) heisst, kann schwerlich ermittelt werden. Die den Kelten und Germanen am Rheine fast eigenthümlichen Mütter fehlen auch hier nicht: Senones matron. (Böckingen, Stein. 24); biviae, triviae, quadriviae (Rottweil, Stein. 147); eben so wenig Mithras oder Sol. invictus (vgl. Stein. 25). Wir bemerken nur noch, dass die Formel I N. H. D. D. auf zwölf Altären erscheint, zuerst im Jahr 201. Wegen der Schreibart ist etwa Volkano und Deanae anzuführen. Ein Tempel wird nur in Murrhardt, Statuen in Jaxthausen (Mars) und in Marbach (Victoria) etc. erwähnt. Hierher gehören aber noch die vielen Altäre ohne Inschriften, auf welchen Götter abgebildet sind: besonders häufig finden sich hier, wie auch anderwärts vier Götter namentlich oft in Verbindung: Vesta, Minerva, Hercules und Mercur, was beweist, dass die damaligen Einwohner nicht nur männliche Kraft, und Erwerb durch Handel, sowie Häuslichkeit, sondern auch die Künste hochschätzten. Doch die Zeit und auch mein Thema verbietet mehr hierüber zu sagen: darum auch nur ein Wort über die kleineren Alterthümer mit Inschriften (die ohne Inschriften liegen eben ausser meinem Zwecke). In Canstatt, Mühlhausen, Oehringen, Rottenburg und Rottweil sind bisher Gefässe mit Namen gefunden worden, fast 80 verschiedene Namen und Fragmente, darunter viele anderwärtsher bekannte, auch manche neue, auch einige deutsch klingende, jetzt wohl noch im Lande erhaltene, wobei wir den schon mehrfach ausgesprochenen Wunsch wiederholen: es möge ein deutscher Sprachforscher die auf den Inschriften vorkommenden echt deutschen Namen als die ältesten unverfälschten Ueberbleibsel unserer Sprache einmal einer genauen Untersuchung unterbreiten: sie würde, glaube ich, zu manchen neuen unerwarteten Resultaten führen.

Es ist keine Zeit mehr, mehrere Inschriften Württembergs einzeln durchzugehen und meine Bemerkungen oder meine im hiesigen Museum gesammelten Varianten mitzutheilen; doch eine Inschrift kann ich nicht übergehen, einmal, weil sie bisher ganz falsch erklärt wurde und dann, weil man den alten Namen von Mainz darin hat finden wollen: sie lautet (Mainhard, Stein. 156; Verz. d. Mus. 11).

D. M. SNCO } diese zwei Zeilen sind jetzt verschwunden; ich gebe sie
MAXIMO DASAN } nach Hanselm I, tab. IX. von ihnen siehe oben.
TIMENSORI COH
ASTVRVM
STI
PENDIORVM XVIII
ANORVM XXXVIII
Co DALMATA EXM
VNCIPIO MAGAI
EIBAIONI BEVSANI
OPTIONI CoHSS E
DEM. STIP XVIII AN
RVM XL EX MVNICI
PIO SALVIO . . . .
. . . .

V. 3. Die Editt. haben alle COHR, ich finde kein R, ergänze aber I, also cohors prima, wie schon oben bemerkt.

V. 4 und 5. Was fehlt, ist jetzt verschwunden: Hanselm. gibt: COE | VNIQIN IN S.TI | ; ich fand höchstens in v. 5 Cos, vielleicht Beneficiarius consulis.

V. 7. Die Erklärer nehmen die cohors Dalmata an, was keinen Sinn gibt: ich lese colonus Dalmata, wiewohl das sigl. Co=colonus mir bis jetzt unbekannt.

V. 9. Der Stein hat MAGAI, das I vielleicht = B wie schon Hanselm.; es ist eine Stadt in Dalmatia, die noch nicht ermittelt; auf keinen Fall darf man MAGONT schreiben oder Mainz verstehen, das immer MOGON. heisst.

v. 10. EI=ET, indem hier zwei Soldaten begraben liegen; die Namen sind barbarisch, wovon schon oben.

v. 14. Salvie, ein Ort wahrscheinlich auch in Dalmatia. Weiter gibt Hanselmann APIES
INCOPIONIS IIVM
(was Steiner erklärt: Apies, Incopionis filius et heres faciundum curavit; ich finde nur keinen Sinn gebende Buchstaben.

Sie sehen, meine Herrn, wie wiederholtes Studium und Autopsie bei dieser Inschrift einiges Falsche darlegte, anderes richtig ermittelte. Ich unterlasse andere Beispiele anzufügen: freuen sollte es mich, wenn ich durch diese wenigen Bemerkungen die Veranlassung wäre, dass der hiesige historische Verein oder ein Privatgelehrter eine neue Ausgabe der württemberger Inschriften veranstaltete, so wie ich den Nassauer Alterthumsverein zu der Sammlung der dortigen römischen Inschriften bestimmte, und die Edition selbst besorgte (1854). Die württemberger Inschriften sind eigentlich noch nirgends separat edirt, wie doch ausser den Nassauern Mommsen die Schweizer, von Heffner die bayrischen, jeder auf verschiedene Art sammelte und bekannt machte; die von mir gewählte Art hat vielfachen Beifall bei einzelnen Gelehrten und ganzen Vereinen und Gesellschaften, darunter ich auch die königl. preussische Akademie in Berlin nennen kann, gefunden; und wie anderwärts bin ich auch hier recht gern bereit, meine Collectionen und Noten über die württemberger Inschriften auf gleiche Weise zu ordnen und zu sichten, damit sie der künftige Herausgeber, welcher im hiesigen Lande wohl wohnen möge, mit mir oder auch ohne mich auf eine würdige und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Weise edire; möge diess recht bald geschehen! an mir soll es nicht fehlen.

Eine Debatte schliesst sich an diesen Vortrag nicht an; nur bemerkt Vicepräsident *Walz*, dass er noch Bedenken habe, ob die von dem Redner angeführten Buchstaben MAG. auf einer Inschrift des Stuttgarter Antiquariums von Stälin unrichtig auf Maguntiacum bezogen worden seien, da seines Wissens die Handschriften und Ausgaben des Tacitus nur die Form Maguntiacum haben.

Professor *Klein* erwidert, dass der Name dieser Stadt erst in den Historien des Tacitus vorkomme, und dass auf Inschriften und in der neuesten Ausgabe des Tacitus nur Mogontiacum stehe, worauf *Walz* erklärt, dass er nicht in der Lage sei, hierüber mit dem über diesen Punkt speciell unterrichteten Redner zu streiten.

Hiemit schliesst Vicepräsident *Walz* die Sitzung um 12¾ Uhr.

Vierte allgemeine Sitzung.

Freitag, den 26. September. Morgens 10 Uhr.

Vicepräsident *Walz* eröffnet die Sitzung mit folgenden Worten:

Meine Herrn! Wir haben unter dem lebhaften geselligen und wissenschaftlichen, durch keinerlei Misston gestörten Verkehr bisher die Erfüllung einer Pflicht von uns ferne gehalten, der wir vor unserer Trennung Rechnung zu tragen, unabweislich verbunden sind. Der Tod hat im letzten Jahre in unserem Kreise so schreckliche Verluste herbeigeführt, dass wir nicht schweigen dürfen über die Männer, die sonst in diesem Kreise so belehrend und anregend unter uns geweilt haben: *Maier* in Halle; *Karl Friedrich Hermann* in Göttingen; *Schneidewin* in Göttingen; *Grysar* in Wien; *Schneider* und *Ambrosch* in Breslau; und noch vor kurzer Zeit *Wüstemann* in Gotha, sind in überraschender Aufeinanderfolge dahingeschieden. Ich habe nicht nöthig, über die Verdienste dieser Männer vor Ihnen weiter zu sprechen, aber ich halte es für unsere Schuldigkeit, dass wir nicht aus Stuttgart scheiden, ohne denselben den Tribut der fortdauernden Verehrung und Liebe gezollt zu haben; ich bitte die Versammlung diess durch Erhebung von den Sitzen auszudrücken.

Nachdem diess von sämmtlichen Mitgliedern geschehen ist, berichtet *Walz* über den Beschluss des Comité's für die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Dasselbe hat mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen, dass Breslau vorgeschlagen, aber das von vielen Seiten ebenfalls gewünschte Halle in nächste Linie gesetzt werden solle. Als Präsident in Breslau ist Herr Professor *Haase* bezeichnet; diesem soll die Wahl des Vicepräsidenten überlassen werden.

Neu eingetreten ist heute noch ein Mitglied.

Oberstudienrath *Roth* bittet im Interesse der zeitigen Ausgabe der Protokolle die verehrten Herrn, welche Vorträge gehalten haben, oder noch halten werden, sich verbindlich zu machen, in einer gewissen Zeit ihre Vorträge einzusenden. Ohne Zweifel habe nur die Krankheit des Herrn Oberschulraths *Rost* die späte Versendung des vorjährigen Protokolls veranlasst; es sei aber wünschenswerth, dass es in diesem Jahre nicht so werde.

Hierauf ersucht Vicepräsident *Walz* Herrn Professor Dr. *Gerlach* von Basel seinen Vortrag über das Wesen der Gesetzgebung des Zaleukos und Charondas zu halten.

Unter den hellenischen Pflanzstädten, deren Bestimmung schien, griechisches Leben und Sitte im eigenthümlichen Gepräge wieder zu geben, nimmt eine nicht unbedeutende Stelle ein das Epizephyrische Lokri. Wie dessen erste Gründung durch die älteste Ueberlieferung auf

die Zeiten des trojanischen Krieges [1]) und weiter zurückgeführt wird, [2]) so ragt wiederum seine Geschichte in die späteren Ereignisse des römischen Staates hinein, und wie die Römer zuerst auf lokrischen Schiffen die Besitzungen der Karthager in Sicilien bedrohten, [3]) so sollte dasselbe Lokri im zweiten punischen Kriege der Prüfstein der Gerechtigkeit des grossen Scipio werden. [4]) Die geschichtlich beglaubigte Gründung von Lokri fällt in das thatkräftige achte Jahrhundert, [5]) wo der hellenische Geist von starken Leidenschaften bewegt, von Golddurst, Liebe zum Abenteuer und einem unbestimmten Sehnen in die Ferne getrieben, zum drittenmal [6]) dem Westland sich zugewendet, um auf gastlichem Boden die unendliche Fülle seines geistigen Lebens zu entfalten. In den ältesten Einwanderungen hatte sich nur die grosse Expansivkraft des Stammes ausgesprochen, welche die engen von der Natur gezogenen Grenzen mit Kraft durchbrach, in den Wanderungen nach dem trojanischen Kriege hatte das hellenische Ritterthum des Aeolischen Stammes vor den überströmenden Wogen bürgerlicher Entwickelung sich eine Zufluchtsstätte jenseits des Meeres gesucht, um in fremder Erde die Trümmer der alten Heldenzeit und ihre Gedankenwelt zu wahren, [7]) das achte Jahrhundert hingegen, mehr dem sichtbaren Nutzen zugewandt, suchte, den Spuren der Phönicier folgend, seine Handelsverbindungen zu erweitern, und neue Wege dem Verkehr zu öffnen, wozu noch die grosse Menge der

---

[1]) Ueber die Gründung von Lokri zur Zeit des trojanischen Krieges oder vielmehr nach demselben s. Polyb. XII. 5, 8—12, verglichen mit Aristoteles bei dem Schol. Pind. zu Ol. *ια* (*ι*) V. 17. denn Aristoteles hatte über die Verfassung der Lokrer geschrieben, und seine Angaben werden vom Schol. gegen die Schmähsucht des Polybius vertheidigt. Clemens Strom. I, 125. (Sylb. 422.) Dion. Perieget. VI, 364. Conon narrat. 18. Solin. II, c. 13. Virg. Aen. 3, 399. Serv.: „sed post tempestatem montis Capharei Epizephyrii tenuerunt Bruttios."

[2]) Conon narrationes III erzählt, dass ein Bruder des Alcinous Namens Locrus eine Colonie von Phäaken nach Italien abgeführt habe. Dagegen nennt Steph. Byz. unter dem Worte *βαναυρίδες* einen Sohn des Ajax Namens Banauros, von dem die Inseln *βαναυρίδες* genannt worden seien. Bekanntlich wird gewöhnlich *βαλεαρίδες* verbessert.

[3]) Polyb. I, 20, 14.

[4]) Liv. XXIX, 16—22. nec tam Q. Pleminii scelus quam Scipionis in eo aut ambitio aut negligentia iras hominum irritavit. 19. non Pleminius modo sed etiam Scipio principum orationibus lacerari.

[5]) Man erinnere sich der Gründung von Metapontum und Pandosia, 768; von Naxos in Sicilien, 736; von Syrakus, 735; von Corcyra, 735; Croton, 735; Lokri, 733; Megara, 736; Leontini, 730; Sybaris, 720; Tarentum, 717. Strabo, VI, c. 1. besonders Chalkis in Euboea sendete viele Colonien nach Italien und Sicilien zur Zeit der Aristokratie der Hippoboten nach Aristoteles. Strabo X, 1. p. 323. Ed. Tauch.

[6]) Die älteste Einwanderung lässt sich der Zeit nach nicht genauer bestimmen, wie sie vielleicht auch nicht in eine Zeit fällt. Darauf beziehe ich die Angabe des Cato und anderer über die griechische Abstammung der Aboriginer. Die Einwanderung der Pelasger aus Thessalien theils auf dem Landweg theils übers adriatische Meer, die der Oenotrer und Peucetier im südlichen Italien, die der Arkader in Latium, Völkerzüge, welche, wenn auch verschiedenen Zeiten angehörig, sehr wohl unter der Pelasgischen Einwanderung begriffen werden können, insofern wir unter Pelasgern nicht einen verschiedenen Volksstamm, sondern nur eine frühere Stufe der Kultur des hellenischen Stammes überhaupt verstehen.

[7]) Dass die Folgen des trojanischen Krieges innere Zerrüttung und eine Erschütterung des Heroenthums herbeiführten, wird nicht nur durch die Odyssee, sondern auch durch die Mythen von Agamemnon, Diomedes, Teucros, Idomeneus u. A. angedeutet. Die Gründung von Lokri selber gibt den klarsten Beweis. Uebrigens lassen sich die Widersprüche über die verschiedene Zeit der Gründung und über die Frage, ob die Colonisirung von den Ozolischen oder Opuntischen Lokrern ausgegangen sei, cfr. Scymn. Chius V. 311, sehr leicht durch die Annahme verschiedener und wiederholter Ansiedelungen sehr leicht lösen. Solche wiederholten oder fortgesetzten Ansiedelungen liegen in der Natur der Sache und sind für die römische Colonisation in unzähligen Fällen geschichtlich beglaubigt.

Unzufriedenen, der Abenteurer und Heimathlosen sich gesellte, welche, wie die Messenier nur in der Ferne ihre Freiheit retten konnten.

Indessen der mythische wie der historische Ursprung Lokri's wird durch Verbrechen und Treulosigkeit charakterisirt. Sclaven hatten sich mit ihren Herrinnen, die während der zehnjährigen Trennung im trojanischen Kriege ihre Pflichten gegen die Gatten vergassen, vor der Rache der Rückkehrenden geflüchtet, woher die Sitte rühren sollte, dass die Ebenbürtigkeit durch die weibliche Abstammung begründet wurde; und ein doppelzüngiger Vertrag hatte ihnen eine Zufluchtsstätte nördlich über dem Vorgebirge Epizephyrium (heutzutage Kap Spartivento) gesichert. Sie schwuren den furchtsamen Sikulern, welche den fremden Gästen kein rechtes Vertrauen schenken mochten, sie würden ihre Freundschaft wahren und gemeinsam mit ihnen das Land bewohnen, so lange sie auf dieser Erde wandelten, und sie die Köpfe auf ihren Schultern trügen; aber sie hatten Erde in die Schuhe geschüttet, welche sie alsbald wieder herausnahmen, und hatten heimlich Knoblauchköpfe auf die Schultern gelegt, welche zu entfernen ebenso wenig Schwierigkeit hatte, und bei der ersten Gelegenheit trieben sie die Sikuler aus der alten Heimath.[8]) Zu dieser ominösen Grundlage ihrer Grösse stand in entschiedenem Widerspruch ihr späterer Ruhm. Lokri wird ein sehr wohl eingerichteter Staat genannt, ihre Verfassung war die beste und der Besitz der ersten schriftlich aufgezeichneten Gesetze war ihr eigenthümlicher Ruhm.[9])

Aber so wenig diess nach den einstimmigen Zeugnissen der Alten bezweifelt werden kann, so sehr gehen die Berichte hinsichtlich des Einzelnen aus einander. Wer war jener Zaleukus, dem Lokri seine Gesetze verdankte? In welchem Jahrhundert hat er gelebt? Was bezeichnet das Wesen seiner Gesetze? Und wie verhalten sich die erhaltenen Bruchstücke zu dem ursprünglichen Entwurf? Fragen um so weniger überflüssig, als sie schon im Alterthum grosse Forscher beschäftigt hatten, wie Aristoteles, Theophrast, Ephoros, Timaeus, Polybius, Strabo. Dieselbe Frage hat Cicero berührt.[10]) Im verflossenen Jahrhundert ist dieselbe von

---

[8]) S. die oben Anmerk. 1 angeführten Stellen, und hinsichtlich des betrügerischen Vertrags mit den Sikulern namentlich Polybius XII, 6. 2—5., ausserdem ist nachzusehen Bernhardy ad Dion. Perieget. p. 612. Ekhel D. N. P. 1, Vol. II, p. 252. Vales. ad Harpocration. p. 335. Wyttenbach ad Plutarch. de sera num. vindicta p. 66. Schol. zu Dionysius 365, der den Strabo ausgeschrieben hat.

[9]) Proclus in Tim. p. 20a. *Τίμαιος γὰρ ὅδε εὐνομωτάτης ὢν πόλεως τῆς ἐν Ἰταλίᾳ Λοκρίδος, οὐσίᾳ καὶ γένει οὐδενὸς ὕστερος ὤν.* et ad fin. *ὅτι δὲ εὐνομοῦντο οἱ Λοκροὶ δῆλον. ἦν δὲ αὐτῶν νομοθέτης Ζάλευκος·* ferner heisst dasselbe bei Demosthenes in Timocratem p. 480, B. (744 Ed. Reiske) *πόλις εὐνομουμένη.* Strabo VI, p. 397 (p. 13, V. 11. Ed. Tauch.) sagt von den Lokrern: *πλεῖστον χρόνον εὐνομηθέντες.* Plato de Legg. I, p. 638. A. *Λοκροὶ οἱ δὴ δοκοῦσιν εὐνομώτατοι τῶν περὶ ἐκεῖνον τὸν τόπον γεγονέναι.* Pind. Olymp. X. 17: *νέμει γὰρ Ἀτρέκεια πόλιν Λοκρῶν Ζεφυρίων μέλει τέ σφισι Καλλιόπα καὶ χάλκεος Ἄρης.* Vielleicht bezieht sich auch die Statue des Kitharöden Eunomos auf diesen Ruhm. S. Strabo VI, 1, p. 15, Ed. Tauch.

[10]) Ueber Aristoteles, Theophrast und Timaeus vergleiche das oben Anm. 1 angeführte Buch des Polybius, welches fast ausschliessend über die Widersprüche bei Aristoteles, Theophrast und Timaios handelt, ohne gründlich in den Gegenstand einzugehen. Ueber Ephoros spricht Strabo VI, 1, p. 14, Ed. Tauch. Cic. ad Att. VI, 1, 18. Quis Zaleucum leges Locris scripsisse non dixit? Num igitur jacet Theophrastus, si id a Timaeo reprehensum est? Cic. de Legg. II, 6, 14 . . . de ejus legis laude dicam. Quod idem et Zaleucum et Charondam fecisse video: quanquam quidem illi non studii et delectationis sed reipublicae causa leges civitatibus suis conscripserunt. Quos imitatus Plato; videlicet hoc quoque legis putavit esse persuadere aliquid, non omnia vi ac minis cogere. Quid quod Zaleucum illum negat ullum fuisse Timaeus? At Theophrastus auctor haud deterior, mea quidem sententia — meliorem multi nominant,

Bentley, Warburton, dem gelehrten Heyne, später von St. Croix, neulich von Pastoret [11]) in verschiedenem Sinn behandelt worden. Daher, wenn ich wage, die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung für einige Augenblicke auf diesen Gegenstand zu richten, so geschieht es, weil bis dahin die Untersuchung nicht erschöpfend geführt worden zu sein scheint, und einige Gesichtspunkte sich darbieten, die von den Frühern nicht beachtet worden sind. Ich werde mich auf wenige aphoristische Sätze beschränken; ich will Niemand belehren; sondern wünsche Belehrung von andern zu erhalten. Das Zeitalter des Gesetzgebers war so wenig klar, dass Timaios geradezu die Existenz des Zaleukus zu leugnen wagte, [12]) und Aristoteles eines Versuchs erwähnt, [13]) nach welchem der Ursprung der Gesetzgebung auf einen Lokrer Onomakritos zurückbezogen wurde, welcher um die Mantik in Kreta zu erforschen, daselbst verweilt habe, dessen Verwandter sei dann jener räthselhafte Thales oder Thaletas gewesen, dessen gleichzeitige Zuhörer Lykurgos und Zaleukus zuerst worden seien, sowie des Letzteren Schüler Charondas. Erkennen wir darin nur einen ersten Versuch, die ursprüngliche Quelle jener älteren Gesetzgebung und ihr gegenseitiges Verhältniss auszudrücken, ohne alle Rücksicht auf die Zeitfolge, welchen Widerspruch bereits Aristoteles gerügt, so ist die entgegengesetzte Ansicht, die Gesetzgebung als pythagoräisch zu bezeichnen, [14]) und sogar sie ins fünfte Jahrhundert herabzudrücken, nicht weniger ungenau; denn Timaios Behauptung, der geradezu die Existenz des Zaleukus geleugnet hatte, kann kaum in Betracht kommen, da hierin mehr die Unwissenheit eines im leidenschaftlichen Widerspruch sich äussernden Geistes, als eigentlich kritisches Urtheil oder eine wissenschaftliche Prüfung sich auszusprechen scheint. Denn da eine eigenthümliche Gesetzgebung in Lokri vorhanden war, so musste, trotz aller Verwandtschaft mit kretischen, lykurgischen, areopagitischen Satzungen doch wohl noch ein Urheber dieser Gesetze gedacht werden, wenn man nicht nach einer spätern und daher eher für diese Zeit ungeschichtlichen Auffassung ein Zusammenwirken einer eigens dafür aufgestellten Behörde, und was man so gewöhnlich geschichtliche Entwicklung nennt, an die Stelle einer einheitlich wirkenden Kraft setzen will. Plato, Aristoteles, Ephoros, Theophrast und so viele Zeugen des Alterthums

---

commemorant vero ipsius cives nostri clientes, Locri. Sed sive fuit, sive non fuit, nihil ad rem. Loquimur quod traditum est.

[11]) S. Responsum quo dissertationem suam de epistolis Phalaridis vindicat a censura Caroli Boyle equitis p. 336—357. Ed. Lipsiae 1781. 8°. Heyne Opuscula II, p. 12—119. Sainte Croix in Memoires de l'Acad. des Inscriptions XLII, p. 256 ff., welcher eben so wenig als Pastoret, Histoire de la legislation, Vol. X, 302—368; den Gegenstand weiter entwickelt hat. Die von Hermann, Staatsalterthümer p. 253, Anm. 7, 4. Ausgabe angeführte Abhandlung: Portoghese i frammenti della legislazione di Zaleuco, posti in rapporto colle leggi degli antichi popoli e con quelle in vigore nelle due Sicilie, Catanea 1842, 8. habe ich nicht einsehen können.

[12]) S. oben Anmerkung 10.

[13]) Aristoteles Polit. II, c. 9, p. 67. Ed. Goettl. Ueber Thales oder Thaletas s. Diog. Laert. I, 38. Strabo p. 482. Sext. Empyr. p. 68. Plutarch. Lycurg. 3. Bode, Gesch. der Hellen. Dichtkunst, II, 1, 42. Bernhardy, Grundriss der griech. Litteratur, II, 8, 428.

[14]) Z. B. Suidas *Ζάλευκος Λοκρὸς ἐκ Θουρίων Πυθαγόρειος φιλόσοφος.* Seneca Epp. 90, p. 360, Ed. Bip. Zaleuci leges Charondaeque laudantur. Illi non in foro, nec in consultorum atrio sed in Pythagorae tacito illo sanctoque recessu didicerunt jura, quae florenti tunc Siciliae et per Italiam Graeciae ponerent. Hactenus Posidonio assentior, woraus man sieht, wie alt dieser Irrthum war; auch bei Diodorus heisst es: *μαθητὴς Πυθαγόρου τοῦ φιλοσόφου* - so auch Jamblichus und Porphyrius. Vgl. Diog. Laert. VIII, 16.

haben nicht angestanden, den Gesetzgeber von Lokri Zaleukus zu nennen, und somit dürfen wir wohl die geschichtliche Existenz desselben als gesichert betrachten, und sein Zeitalter mit Eusebius in das siebente Jahrhundert um die 19. Olympiade setzen, da sein Verhältniss zu Charondas, Drakon und Pythagoras ihn beträchtlich früher als die beiden erstern erscheinen lässt. Ueber die Persönlichkeit des Zaleukus herrscht nicht weniger Widerspruch. Denn während ihn Aristoteles einen armen Hirten nennt, der seine Weisheit als eine Offenbarung der Pallas Athene gedeutet wissen wollte, nennt ihn Diodor einen vornehmen und wohlunterrichteten Mann, der ein Schüler des Pythagoras gewesen sei. [15]) Und dass nun die Person des Gesetzgebers in ein mythisches Dunkel gehüllt wird, ist in der antiken Auffassung begründet. Denn da nach der ursprünglichen Anschauung der Völker nur die Offenbarung des göttlichen Willens als wahre Gesetzgebung angesehen werden kann, so hat die Ueberlieferung der ältesten Zeit immer die Gottheit in unmittelbare Berührung zu der Person des Gesetzgebers gesetzt. So spricht Jehova zu Moses auf dem Berge Sinai, Minos ist des Zeus weiser Genosse, von dem delphischen Gotte erhalten die Gesetze des Lykurgos ihre Weihe und höhere Gültigkeit; nur als priesterlicher, gottbefreundeter Seher kann Epimenides aus Kreta die Blutschuld der Athener versöhnen; die Göttin Egeria offenbart dem Numa die heilige Ordnung, und Athene lehrt den Zaleukus das Gesetz. Der mehr demokratische Charakter der Solonischen und der Zwölftafelgesetze wird durch nichts mehr als durch die Abwesenheit einer solchen höheren Sanction angedeutet. Allerdings äussert auch die veränderte Richtung der Zeitansichten ihren Einfluss, und der frühere Ursprung der lokrischen Gesetzgebung wird umgekehrt schon durch die oben bezeichnete Entstehung wahrscheinlich gemacht. Die meisten Zweifel erheben sich indessen über das Wesen der Gesetze selber, deren Wesen zu bestimmen darum schwierig ist, weil offenbar Verwechslungen mit seinem wenig jüngern Zeitgenossen Charondas von Catana und spätern pythagorischen Satzungen nicht in Abrede gestellt werden können; [16]) und wenn auch eine genetische Fortbildung und Entwicklung durch die Zeit hier weniger denkbar ist, weil gerade der Charakter der Unveränderlichkeit eine wesentliche Eigenthümlichkeit dieser Gesetzgebung bildete, welche für zweihundert Jahre selbst Demosthenes bestätigt; [17]) so war doch in den Zeiten der grossen Bewegungen in Unteritalien und schon seit dem jüngern Dionysius ein starres Festhalten an der alten Ordnung nicht mehr denkbar, und während früher bei den Lokrern Zucht und Ehrbarkeit der schönste Schmuck der Frauen war, charakterisirten später Buhlerei, üppige Tänze und die erotische Poesie die Sitten desselben Volkes. [18]) Diess trat

---

[15]) Diodor. XII, 20. ἀνὴρ εὐγενὴς καὶ κατὰ παιδείαν τεθαυμασμένος, μαθητὴς δὲ Πυθαγόρου τοῦ φιλοσόφου.

[16]) So wird z. B. die Bestimmung, dass jeder neue Gesetzesvorschlag nur mit dem Strick um den Hals gemacht werden sollte, in Diodor dem Charondas zugeschrieben, die Stobaeus und schon früher Demosthenes dem Zaleukus zuschreibt. S. Diodor XII, 17 verglichen mit Stobaeus und Demosthenes adversus Timocratem p. 744. Ed. Reiske. Ebenso schreibt Diodor die Verordnung, dass keiner bewaffnet in die Volksversammlung kommen sollte, dem Charondas zu und bezeichnet sie sogar als die Ursache seines Todes. XII, 29. Die Verwechselung mit den Pythagoräern spricht sich in der Behauptung aus, dass Zaleukus Schüler des Pythagoras gewesen sei.

[17]) adv. Timocratem, p. 744, welcher in zweihundert Jahren nur eine einzige Abänderung des Grundgesetzes zu nennen wusste, indem ein Einäugiger, welchem sein Feind gedroht hatte, das eine noch vorhandene Auge auszuschlagen, den Antrag stellte, dass, wer einen Einäugigen des Gesichts beraube, beide Augen verlieren sollte.

[18]) Athen. VI, 224. c.: οὐ μόνον δὲ Λυδῶν γυναῖκες ἄφετοι οὖσαι τοῖς ἐντυχοῦσιν, ἀλλὰ καὶ Λοκρῶν τῶν Ἐπιζεφυρίων. Locrion carmina lasciva et moechica Athen. XIV. p. 639. XV, 657. Saltatio Epicephyria I, 27.

indessen sicherlich später als Plato ein, der Lokri noch eine sehr wohl eingerichtete Stadt nennt, auch später als Demosthenes, der darin mit Plato übereinstimmt; und selbst Aristoteles, wenn er schon den Untergang von den Zeiten des jüngern Dionysius herleitet, scheint damit mehr den Verlust der Unabhängigkeit als den innern Verfall der Sitten zu bezeichnen. Also weder die Existenz einer vorzüglichen Verfassung, noch deren wohlthätiger langwirkender Einfluss auf die öffentlichen Zustände von Lokri kann geleugnet werden. Die schwierigste Frage bleibt immer: von welcher Art waren jene Gesetze, und wie verhalten sich die vorhandenen Bruchstücke zu dem ursprünglichen Wortlaut der Gesetze des Zaleukus? Dass nun einmal der Text nicht unverändert erhalten worden sei, ist auf den ersten Anblick so klar, dass man sich nur wundern muss, dass es erst des Scharfsinns des ernsten Bentley's bedurfte, um davon die Gewissheit zu erhalten. Schon die Vergleichung der Redaktion des Diodor gegenüber der des Stobäus hätte darauf führen müssen. Natürlich nicht minder die Sprache. Endlich die Analogie mit andern Urkunden der Art, namentlich den Zwölftafelgesetzen, Bündnissen und Verträgen, welche durch Abschriften vervielfältigt, höchst selten den unveränderten Charakter auch nur der Orthographie, aber nicht einmal der Ausdrucksweise bewahren konnten. Am wenigsten war diess der Fall mit einer Gesetzgebung, welche bereits Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung geworden ist, wie eben die Verfassung der Lokrer, welche Aristoteles, Theophrast, Ephoros, Timaios erläutert und besprochen hatten. Völlig undenkbar ist diess, wenn wir der Nachricht Glauben beimessen, dass die Gesetze des Zaleukus vor allen andern s c h r i f t l i c h aufgezeichnet worden seien, wie Ephoros berichtet hatte.[19]) Denn wenn schon Minos, Lykurgos und selbst der Areopag entschieden alten Satzungen folgte, so bleibt dabei durchaus ungewiss, ob an eine schriftliche Abfassung und nicht vielmehr an traditionelle Rechtsgebräuche zu denken ist. Und diess um so mehr, weil die alten Gesetzgeber weit mehr bemüht waren, ein gewisses Gepräge der Sitten zu bewirken, als ein eigentliches Gesetzbuch zu entwerfen; und der Ueberzeugung waren, was lebendig im Herzen des Volkes sich erhalte, und im Thun und Lassen der Menschen sich äussere, eine weit stärkere Macht ausübe, als die blose Schrift. Wenn nun dennoch und trotz dieser allgemein verbreiteten Richtung, Zaleukus schriftlich aufgezeichnete Gesetze hinterliess und die Richter zu buchstäblicher Beobachtung verpflichtete,[20]) um den willkürlichen Auslegungen ein Ende zu machen, wenn er ferner die Unveränderlichkeit der Gesetze als stehenden Grundsatz festhielt, so scheint auf der andern Seite eine möglichst getreue Urkunde jener ursprünglichen Gesetzgebung als ein nothwendiges Erforderniss betrachtet werden zu müssen. Diess zugegeben folgt aber keineswegs, dass was uns davon überliefert worden ist, der wesentliche Inhalt jener ursprünglichen Gesetzgebung sei und wenn wir nicht mit Bentley und seinen Nachfolgern das Machwerk eines spätern Sophisten erkennen, so werden wir eben so wenig den ursprünglichen Wortinhalt vor uns haben, wohl aber die Gedanken als das Echo der Geistesrichtung des Gesetzgebers betrachten und im Einzelnen auch eigentliche Gesetze dem Wesen nach als sinn- und wortgetreu annehmen dürfen.

---

[19]) Strabo VI, 1, p. 13.

[20]) *Φησὶν* (scil. *Ἔφορος*) *ἐν τοῖς πρώτοις καινίσαι τοῦτο τὸν Ζάλευκον, ὅτι τῶν προτέρων τὰς ζημίας τοῖς δικασταῖς ἐπιτρεψάντων, ὁρίζειν ἐφ' ἑκάστοις τοῖς ἀδικήμασιν, ἐκεῖνος ἐν τοῖς νόμοις διώρισεν· ἡγούμενος τὰς μὲν γνώμας τῶν δικαστῶν οὐχὶ τὰς αὐτὰς εἶναι περὶ τῶν αὐτῶν, δεῖν δὲ τὰς αὐτάς . . . . . . ἐπαινεῖ καὶ τὸ ἁπλουστέρως περὶ τῶν αὐτῶν συμβολαίων διατάξαι.*

Unsere Theilnahme für diese Ueberreste alter griechischer Gesetzgebung wird gesteigert, wenn wir uns der allerdings höchst räthselhaften Notiz bei Symmachus erinnern, dass Zaleukus das römische Bürgerrecht erhalten habe, [21]) ferner damit combiniren, dass derselbe möglicher Weise ein Zeitgenosse des Königs Numa gewesen sein könnte, [22]) drittens des Umstands erwähnen, dass beide wegen geistiger Verwandtschaft Pythagoreer genannt worden sind, [23]) endlich uns die Angabe des Dionysius ins Gedächtniss zurückrufen, nach welcher die drei römischen Abgeordneten, welche den Auftrag hatten, sich mit den Solonischen Gesetzen bekannt zu machen, auch die Städte Unteritaliens, sicherlich das damals im Glanze des Ruhmes blühende Lokri besuchten. [24]) Dass in diesen mannigfachen Ueberlieferungen der Glaube an eine nähere Beziehung der römischen und lokrischen Gesetze ausgesprochen sei, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Die ganz allein stehende Angabe des Symmachus könnte auf einem blosen Missverständniss beruhen, weil er den Epheser Hermodoros mit dem Lokrer Zaleukus verwechselte; wenn man nicht lieber annehmen will, dass er den Zaleukus wie viele andere für einen Schüler des Pythagoras hielt, und daher weit später setzte, womit aber für die Wahrscheinlichkeit der Thatsache nichts gewonnen wird.

Das engere Verhältniss zu Pythagoras, welches die Sage wie für Numa so für Zaleukus behauptete, deutet auf jeden Fall auf eine innere Verwandtschaft ihrer Lehren und dient zum Beweis, zumal Pythagoras selber ein Etrusker genannt wird, [25]) dass der sittlich religiöse Ernst, der diese Gesetzgebungen auszeichnete, eben vorzugsweise in Italien seine Grundlage fand, wie er denn auch dort vorzugsweise zur Entwicklung gekommen ist, und wenn wir auch die Keime eben dieser Elemente ebenso wohl im eigentlichen Griechenlande wiederfinden, so ist nicht minder gewiss, dass sie in Italien mit mehr Liebe gepflegt und erhalten worden sind und eine tief eingehende Wirkung auf die öffentlichen Verhältnisse geäussert haben.

Was nun den Inhalt der Gesetze selbst betrifft, so ist einmal die Einleitung wesentlich von den einzelnen gesetzlichen Bestimmungen zu unterscheiden. Denn wenn die letztern auch vieles Eigenthümliche enthalten, wie denn namentlich ihre Strenge sprichwörtlich geworden ist, [26]) so spricht sich doch der Geist des Gesetzgebers vorzüglich in der Grundlegung aus, weil darin die Voraussetzungen ausgedrückt sind, unter welchen der Gesetzgeber überhaupt

---

[21]) Symmach. X, 25. Nam et Carneadem Cyrenaeum et . . . Clitomachum Atheniensis Curia civitate dignata est, itidem ut nostri Zaleucum legum Locrensium conditorem civitate donarunt.

[22]) Da Numa's Regierung von 715—672 gesetzt wird, die Lebenszeit des Zaleukus nach Hieronymus um die 19. Olympiade fallen konnte, und derselbe doch sicherlich erst in reifem Alter den ehrenvollen Auftrag zur Gesetzgebung erhielt, so versteht sich von selbst, dass die ersten 30 Lebensjahre des Zaleukus gleichzeitig mit der Regierung Numa's waren.

[23]) Von Zaleukus haben wir oben Anm. 14 die Belegstellen gesehen; über Numa hat schon Dionysius II, 59 das Richtige bemerkt. Die Quelle des Irrthums beruht auf einer Verwechslung mit dem olympischen Sieger Pythagoras, der Ol. 16 als Faustkämpfer siegte, Diog. VIII, 47, oder einem Laconier Pythagoras, Plutarch. V. Num. 1. Hesychius s. v.

[24]) Dion. X, 54. *ἐν δὲ τῷ αὐτῷ καιρῷ παρεγίνοντο ἀπό τ' Ἀθηνῶν καὶ τῶν ἐν Ἰταλοῖς Ἑλληνίδων πόλεων οἱ πρέσβεις φέροντες τοὺς νόμους.*

[25]) Plutarch. *Συμπ. προβ.* Quaest. 8. *ὅτι Τυῤῥηνὸν μὲν ἀποδεῖξαι Πυθαγόραν μέγα ἔργον εἴη καὶ οὐ ῥᾴδιον.*

[26]) Zenobius IV, §. 10. Diog. Laert. IV, c. 14.

eine staatliche Verbindung und die Gründung eines Gemeinwesens für möglich erkennt. Wenn wir nun da den Glauben an eine göttliche Weltregierung und eine strafende Gerechtigkeit, die Verehrung der Götter durch Tugend und Sittlichkeit, Anbetung der Dämonen und Heroen, und Bewahrung vor dem Bösen durch Erinnerung an den Tod, durch häufiges Besuchen der Tempel und Altäre, durch Umgang mit den Guten und durch Belehrung über das wahre Lebensglück; ferner Gehorsam gegen die Obrigkeit, aufopfernde Liebe zum Vaterlande, Eintracht und Versöhnlichkeit der Bürger, unpartheiische Rechtspflege, höchste Belebung des Ehrgefühls und treues Festhalten an der für gut anerkannten Verfassung als nothwendige Erfordernisse genannt finden, so müssen wir diese Grundsätze, wenn auch nicht als wesentliche Grundlagen des modernen Staatslebens anerkannt, dennoch vom historischen Standpunkt aus so durchaus gerechtfertigt finden, dass nur die Zeit ihrer Bekanntmachung einigermasen befremdet und Zweifel erregt hat, weil man die Erkenntniss sittlichreligiöser Wahrheiten durchaus einer überwiegenden Verstandesentwicklung zu vindiciren geneigt ist, während im Gegentheil das ungetrübte sittliche Bewusstsein und noch mehr die Frömmigkeit oft in entschiedenem Gegensatz zur intellectuellen Entwicklung steht. [27])

Wenn nun diese Einleitung vorzugsweise auf die Pflanzung sittlichreligiöser Grundsätze durch Belehrung berechnet war, so hatte der damit in Verbindung stehende grössere Theil der Gesetzgebung offenbar den Zweck, ehrbare bürgerliche Sitten zu erzeugen durch Belebung des Gefühls für Ehre und Schande. Denn es war ihm weit mehr um sittliches Leben als um einen Codex der strafenden Gerechtigkeit zu thun, da er richtig urtheilte, Gesetze gleichen den Spinnengeweben, in welchen Fliegen gefangen werden, während Wespen sie zerreissen. [28]) Auf Einfachheit und gute Sitten beziehen sich die Verordnungen über Kleidung der Männer und Frauen, über ihr öffentliches Erscheinen, über die Zahl der Sclavinnen und dergleichen, um einer entnervenden Ueppigkeit zu begegnen und in allen Lebensverhältnissen den Sinn für Ordnung und treues Festhalten an alterthümlicher Gewohnheit zu beleben. Dahin möchte ich auch die Beschränkung des Handels mit Lebensmitteln rechnen, welche jeder im eigenen Hause zu verkaufen gehalten sein sollte, damit das Wirthshausleben und das Geschwätze des Marktes verhindert würde; ferner das Verbot für aufgenommenes Geld einen Schuldbrief auszustellen, und die möglichst grösste Beschränkung in dem Verkauf der Grundstücke, welche nur bei offen-

---

[27]) Joann. Stob. Florileg. recog. Aug. Meinecke Vol. II, p. 163 sqq. Diodor. sicul. XII, 20. Mit Unrecht hat man aus den Worten *μηδὲ ἐχθρὸν ἀκατάλλακτον μηδεὶς μηδένα νομιζέτω τῶν πολιτῶν, οἷς ἐφείκασιν οἱ νόμοι μετέχειν τῆς πολιτείας· ὡς ὁ τοιοῦτος οὔτε ἄρξαι δύναιτ' ἂν οὔτε δικάσαι καλῶς, τὸν θυμὸν ἔχων κυριώτερον τοῦ λογισμοῦ* eine rein christliche Lehre finden, und dadurch die ganze Darlegung als durch christliche Ideen alterirt bezeichnen wollen. Denn erstens finden sich bei aller Verschiedenheit der Redaction gerade diese Worte auch bei Diodor: *προστάττων μηδένα τῶν πολιτῶν ἐχθρὸν ἀκατάλλακτον ἔχειν, ἀλλ' οὕτω τὴν ἔχθραν ἀναλαμβάνειν ὡς ἥξοντα πάλιν εἰς σύλλυσιν καὶ φιλίαν.* Sodann vergisst man den grossen Unterschied, der zwischen den gewöhnlichen Vorstellungen des Volks, und den Lehren der Philosophen und Gesetzgeber und namentlich der Pythagoräer und Platoniker war, endlich wird ja nicht der christliche Satz „liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen," empfohlen, sondern blos Unversöhnlichkeit gegenüber der Blutrache getadelt. Daher auch Diodor den Zusatz macht: *τὸν δὲ παρ' αὐτὰ ποιοῦντα διαλαμβάνεσθαι παρὰ τοῖς πολίταις ἀνήμερον καὶ ἄγριον τὴν ψυχήν*, womit auch bei Stobaeus das Verbot der Verleumdung der Bürger in Verbindung steht.

[28]) Stobaeus Floril. 45, 25. p. 208. Mein.

[29]) Diodor. XII, 21. Suidas s. v. Ζαλευκ.

bar nachgewiesenem unverschuldetem Unglück gestattet war, um rasche Veränderung des Besitzstandes zu hindern und die äussere Gleichheit unter den Bürgern möglichst zu erhalten. [30])

Die frühere Periode oder der alterthümliche Charakter der Gesetzgebung drückt sich einmal in den genauen Strafbestimmungen für jedes Verbrechen, in der Aufrechthaltung des jus talionis [31]) und in der Verfügung aus, dass Niemand ein neues Gesetz in Vorschlag bringen sollte, als mit einem Strick um den Hals, um im Falle des Misslingens den Antragsteller auf der Stelle am Leben zu strafen. [32]) Auffallend ist ferner die geringe Zahl von Geldstrafen, [33]) und die schwere Verpönung der Neugierde, [34]) weil die blose Frage nach Neuigkeiten bestraft wurde, wie auch der Genuss ungemischten Weines während einer Krankheit ausser mit ausdrücklicher Erlaubniss des Arztes, [35]) ferner die Festsetzung der Todesstrafe, wenn einer bewaffnet in die Gemeinde käme, [36]) und die Strafe der Blendung für den Ehebruch. [37])

Verwandtschaft oder eine nähere Beziehung zur römischen Gesetzgebung können wir höchstens in der Verfügung des Gesetzgebers erkennen, dass jedes streitige Rechtsobject bis zum Austrag der Sache in den Händen dessen bleiben sollte, der dasselbe vor Beginn des Processes besessen, [38]) welches dem römischen uti possidetur entspricht, dessen Nichtbeachtung den Sturz des Decemvirates herbeiführte. Auch die Anordnung, dass die Strafbestimmungen der willkürlichen Auslegung der Richter entzogen werden sollten, stimmt durchaus mit den Beweggründen überein, welche die römischen Volkstribunen bei dem Dringen auf ein geschriebenes Gesetz geleitet haben. [39])

Endlich die Verfassung, welche Zaleukus im Auge hatte, war offenbar eine gemässigte Aristokratie, die allerdings später, wie Aristoteles andeutet, ausgeartet sein muss. [40]) Für Jenes spricht einmal die Begründung des Adels und Erbrechts durch die Frauen, welche von

---

[30]) Zenob. Prov. V. 4. *συγγραφὴν ἐπὶ τῶν δανεισμάτων μὴ γίνεσθαι*, welches fälschlich für ein Gesetz des Charondas ist angesehen worden. Denn Ephoros bei Strabo VI. 1, 14 sagt ganz analog: *καὶ τὸ ἁπλουστέρως περὶ τῶν αὐτῶν συμβολαίων διατάξαι*. Heraclid. Pont. XXIX. Aristotel. Polit. II, 7.

[31]) Dem. adv. Timoc. p. 744.

[32]) Stob. l. l. p. 166. Meinecke. Demosth. l. l. Polyb. XII, 7., fälschlich schreibt Diodor. XII, 17 diess Gesetz dem Charondas und den Thuriern zu, denn hier entscheidet Demosthenes. Vergl. überdiess Valesius ad Harpocration. s. v. *ἑτερόφθαλμος*.

[33]) Geldstrafen scheint allerdings der Ausdruck bei Stobaeus *τὰς εἰς χρήματα ζημίας* vorauszusetzen, Diodor hingegen stellt XII, 21 geradezu die Ehrenstrafen des Zaleukus den Geldstrafen anderer gegenüber. Diess schliesst indessen eine mässige Anwendung der Geldstrafen nicht aus, vergl. Hesychius unter dem Worte *λεπτὰς καὶ παχείας*, wo richtig Zaleukus emendirt scheint.

[34]) Plutarch de curios. p. 579 B. c. 8. Allerdings nennt Plutarch nur *οἱ τῶν Λοκρῶν ἄρχοντες*, indessen sieht man leicht ein, dass nur eine sehr alterthümliche Gesetzgebung dergleichen verfügen konnte.

[35]) Aelian V. H. II, 37.

[36]) So Eustath. ad Hom. p. 83., während Diodor XII. 19 diess als Ursache des Todes von Charondas nennt. Mit dem Diodor stimmt Val. Max. überein, VI. 5 etc. Es ist diess wieder eine der vielen Verwechselungen; auf jeden Fall aber stimmt diese Vorschrift mehr mit dem Charakter des Zaleukus überein.

[37]) Aelian V. H. XIII, 23. Athen. X, 429 a.

[38]) Polyb. XII, 7.

[39]) S. oben Anm. 20.

[40]) Aristotel. Polit. V, 6, 7. *Λοκρῶν πόλις ἀπώλετο ἐκ τῆς πρὸς Διονύσιον κηδείας· ὃ ἐν δημοκρατίᾳ οὐκ ἂν ἐγένετο οὐδ᾽ ἐν ἀριστοκρατίᾳ εὖ μεμιγμένῃ*.

den Geschlechtern stammen sollten, aus denen alljährlich zwei Jungfrauen zur Sühne für die entehrte Kassandra nach Ilium geschickt wurden.[41]) Ferner der Ausschuss der tausend Bürger, welche unmöglich die ganze Bürgerschaft darstellten, wie sie denn auch durch den Namen *ἄρχοντες* von den übrigen gesondert wurden;[42]) so wie überhaupt die Hinneigung zur dorischen Sitte. Daher sie auch von den Spartiaten auf ihre Bitte um Hülfe an die Dioskuren verwiesen wurden, und als die athenische Flotte in den Gewässern von Sicilien erschien,[43]) sich gegen ein Bündniss mit der grossen Seemacht erklärten. Pindar sang von dieser Stadt: „Gerechtigkeit waltet in der Stadt der epizephyrischen Lokrer, wo die Kunst der Rede wie der eherne Ares geehrt wird.“ Und daher seine Anrufung der Musen:[44]) „Allda ziehet ihr Musen im Reigentanz ein, nicht, ich bürge Euch, einem gastscheuen Volk noch der Anmuth entfremdeten, sondern dem tapfern und hochweisen zu nahen.“

Wenn nun wirklich im siebenten Jahrhundert eine solche Gesetzgebung in Lokri durch Zaleukus entworfen worden ist, die in wesentlichen Stücken mit den wenige Jahre später bekannt gemachten Gesetzen des Charondas von Katana übereinstimmt und demselben zum Vorbild gedient zu haben scheint; wenn die nur wenige Jahre früher aufgestellten Satzungen Numas unverkennbar ein orientalisches Gepräge tragen, wie man auch in den Gesetzen der Lokrer eine Nachahmung der kretischen erblickte;[45]) wenn alle diese Gesetze wieder mit der pythagoreischen Ethik so zusammentreffen, dass sie sämmtlich auf diesen berühmten Namen bezogen worden sind: wenn dieselben wieder für die Zwölftafelgesetzgebung benutzt worden sind, wie schon früher der Grundgedanke der Solonischen Gesetzgebung in der Servianischen wiederkehrt; wenn in der Sage von dem Erscheinen der Cumäischen Sibylle in Rom eine frühzeitige Verbindung dieser Stadt mit der ältesten griechischen Colonie in Italien mythisch angedeutet und durch das Erscheinen des Aristodemos in Aricia und des Tarquinius Aufenthalt in Cumä historisch erwiesen ist;[46]) wenn ferner schon in den Zeiten des älteren Tarquin die Phokaeer ein Bündniss mit den Römern geschlossen haben,[47]) wenn unter den ersten Consuln der Handelsvertrag mit Karthago zu Stande kam; wenn überdiess der Verkehr der Griechen mit dem Westen durch Aristoteles auf das Zeitalter des Minos zurückgeführt worden ist, welcher nach dem gewichtvollen Zeugniss desselben Philosophen die Sitte der Syssitien, d. h. der gemeinsamen Gastmähler als einen ursprünglich italischen Gebrauch von den Oenotrern nach Kreta verpflanzt hatte;[48]) wenn Markus Porcius Cato und Cajus Sempronius Tuditanus, so

---

[41]) Plutarch de sera num. vindicta p. 517. Strabo XIII, 896. Vales. ad Harpocration. p. 269, welchen Suidas s. v. ποινή, Hieron. adv. Jovin. I, 26, Casaubon ad Aeneae Poliorcet. c. 31. und den Tzetzes ad Lycophron. c. 31 anführt.

[42]) Polyb. XII, 16. vergl. die Tausend bei den Samiern, Heraclides X, etc. sowie bei den Rheginern ib. 25: *πολιτείαν δὲ κατεστήσατο ἀριστοκρατικήν· χίλιοι γὰρ πάντα διοικοῦσιν·* ferner *κοσμόπολις, νομοφύλακες.*

[43]) Thuc. VI, 44.

[44]) Pind. Ol. X (XI) v. 16. XI, (X) v. 9.

[45]) Ueber die Bücher des Königs Numa. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie von Ernst von Lasaulx. Abhandlungen der 1. Cl. der k. Akad. d. Wissensch. V. Band I, Abth. A. 11. — Ephoros bei Strabo VI, 1, 13. Tauch.

[46]) Tarquin. Liv. II, 21. Dion. VI, 21. Aristodemus, Liv. II, 14. Dion. V. 36. VII, 5—6.

[47]) Justin. 43, 3; die Zeiten der römischen Könige vom Verf. S. 7 ff. Heyne, Opusc. Acad. V, III. Tom. III, p. 41 folgende.

[48]) Aristoteles Polit. II, 7. §. 1. 2. VII, 9 §. 1. 2. 4. vergl. die älteste Bevölkerung Italiens vom Verf. S. 18.

wie die einsichtsvollsten ältesten römischen Geschichtschreiber angenommen hatten, dass die Aboriginer, d. h. die ältesten Bewohner Italiens viele Menschenalter vor dem trojanischen Kriege aus Hellas eingewandert seien,[49]) welches Dionysius in Beziehung auf Oenotrer und Peuketier bestätigt hat,[50]) wenn ferner die Einwanderung der Pelasger und Thessalier nach Italien so fest steht, wie irgend ein Ereigniss der alten Geschichte,[51]) die Festsetzung der Leleger, Karier und Kureten im südöstlichen Italien keinem Zweifel unterworfen ist,[52]) der Erguss einer zahlreichen hellenischen Bevölkerung nach Italien nach den Zeiten des trojanischen Kriegs von Thucydides und Aristoteles geradezu bestätigt wird,[53]) um der zahlreichen Lokalmythen nicht zu gedenken,[54]) so wird man doch wohl endlich sich das Verhältniss von Griechenland zu Italien etwas anders denken müssen, als bisher Sitte war, namentlich aber die Gründung Roms nicht als ein isolirtes Factum betrachten und ausser aller Verbindung mit dem gesammten alten Völkerleben denken dürfen, natürlich wird dann auch das nebelhafte Dunkel schwinden müssen, mit welchem den Ursprung der ewigen Stadt zu umhüllen nicht nur die Tradition bemüht gewesen ist, sondern worinnen sie selbst bei der historischen Kritik, wie sie heutzutage theilweise geübt wird, — freilich in dieser Hinsicht ganz im Widerspruch mit ihrem sonstigen Beruf — Unterstützung findet.

Wir werden mehr und mehr dahin getrieben werden zu trennen, was durch das Zeugniss des Alterthums unwandelbar feststeht, und was die moderne negative Kritik durch allerlei Combinationen zu Tage gefördert hat, und dadurch, dass wir die Entwicklung der Völker in ihrem grossartigen Zusammenhang begreifen, wieder auf die richtige Bahn zurückkehren, um eine tiefere Einsicht in die Schicksale des Westens zu gewinnen: und während das Morgenland durch die jüngsten Forschungen in seiner Entwicklung mehr und mehr ans Licht tritt, nicht mit denselben Waffen der Kritik ein neues künstliches Schattenreich im Westen schaffen wollen, damit die grosse Tageshelle auf der einen Stelle durch die tiefe Nacht auf der andern wieder ausgeglichen werde.

Nachtrag.

Die Verbindung, in welche die mannigfache Ueberlieferung die römische Gesetzgebung mit den Gesetzen der Lokrer gebracht hat, wird mythisch angedeutet durch die bei Conon. narrat. 3. enthaltene Erzählung, dass Lokros, Bruder des Alcinous und Sohn des Phaiax nach Italien zum Latinus ausgewandert sei, und dessen Tochter Lavinia geehlicht, dann den Hercules auf seiner Fahrt von Iberien gastlich aufgenommen habe, und als Opfer seiner Treue gefallen sei, weil er dem Gastfreund gegen seinen Schwiegervater, welcher die Rinder des Hercules geraubt, in einer Verkleidung Beistand leisten wollte. Von Hercules aus Missverstand getöd-

[49]) Dion. I, 11—13. vergl. S. 18. des angeführten Buchs.

[50]) Dion. l. l. namentl. c. 12. vergl. l. l. 16, 17.

[51]) Dion. l. l. c. 15. 16.

[52]) Vergl. Verhandlungen der vierzehnten Versammlung deutscher Philologen S. 57 folg. Vortrag des Verf. über Mommsens röm. Geschichte.

[53]) Dion. l. 72. Plutarch V. Thesei c. 17. Thuc. I, 25. II. 29. IV, 24. 120. VI. 2. II. 68. S. 18—20 der Note 48 angeführten Schrift.

[54]) Die älteste Bevölkerung Italiens, S. 12—15.

tet, wird er bestattet und seine Gefährten durch eine gespenstige Erscheinung des Hercules aufgefordert, in der Nähe seines Grabmales eine Stadt zu gründen." Wenn auch die Verschmelzung verschiedener Mythen unverkennbar ist, so scheint doch eine dunkle Ahnung des Zusammenhangs darinnen zu liegen, welcher die Schicksale der beiden Staaten wie in der frühesten so in der spätesten Zeit an einander knüpfte.

Die über diesen Vortrag entstehende Debatte eröffnet Rektor Dr. *Schnitzer* aus Stuttgart mit den Worten:

Ich glaube, man wird allgemein dem Herrn Redner zum grossen Danke sich verpflichtet fühlen, dafür dass er die so sparsamen, seltenen Nachrichten über die beiden Gesetzgeber in dieser möglichst vollständigen Weise zusammengestellt hat. Ich muss nur bedauern, dass ich dem Vortrag nicht von Anfang an zuhören konnte, weil ich verhindert war. Aber ich hätte gewünscht, dass die Frage näher erörtert worden wäre, ob Zaleukos sowohl als Charondas Verfassungen gegründet haben, und nicht blos Gesetze verfasst. Bekanntlich hiessen sie im Alterthum immer nur Gesetzgeber, und man spricht nur von den Gesetzen. Aristoteles selbst, der gewiss in dieser Frage der kundigste Mann des Alterthums war, lässt es dahin gestellt. Aber mir scheint das von Charondas jedenfalls, und da man von Zaleukos für die Vermuthung, dass er eine Verfassung gegründet habe, nur das anführen kann, dass er über die Erhaltung der Güterloose eine Bestimmung getroffen habe, wie der Herr Redner angeführt hat, so liesse sich diess vielleicht so erklären, er habe zur Erhaltung der bestehenden — ich will sie nennen dorischen — Verfassung durch besondere Gesetzesbestimmungen beitragen wollen. Im Allgemeinen ist es mir wenigstens wahrscheinlicher, dass diese Beiden eben auf patriarchalische Grundsätze gestützte Gesetze zwar gegeben, Strafpolizeigesetze, aber an der bestehenden Verfassung Nichts geändert, sondern blos Bestimmungen gegeben haben, um diese Verfassung entweder zu conserviren oder mehr im Geiste des Patriarchalischen auszubilden. Ich muss mich aber bescheiden, eine Ansicht gegenüber dem gelehrten Herrn Redner zu vertheidigen oder zu behaupten, da leider eben die Quellen zu spärlich fliessen und die einzelnen Data so und so gedeutet werden können.

Vicepräsident *Walz*. Ich glaube, daraus, dass die Beiden blos Gesetzgeber heissen, wird kein Beweis zu entnehmen sein, dass sie nicht wirklich eine Verfassung gegeben haben. Von Solon ist entschieden, dass er eine Verfassung gegeben hat, er wird aber eben auch nur *νομοθέτης* genannt.

Rektor Dr. *Schnitzer*. Ich lege auch darauf keinen besondern Werth, aber aus den Aeusserungen des Aristoteles lässt sich doch Einiges schliessen.

Geheimerath von *Thiersch*: Es darf wohl auch nicht übersehen werden, dass den Alten eine Verfassung nichts anderes war, als was wir Gesetz nennen. Jemand, der den alten Staaten Gesetze gab, konnte darunter eben so eine Verfassung begreifen, als im einzelnen Fall einen andern Vorschlag. Der Gegensatz zwischen Verfassung und Gesetz, wie in der modernen Zeit, hat, glaube ich, gar nie bestanden.

Rektor Dr. *Schnitzer*. Die Unterscheidung wird aber von Aristoteles in der Politik scharf gemacht und durchaus festgehalten, und er wirft hie und da die Frage auf, so viel ich mich er-

innere, ob der und der Gesetzgeber auch eine Verfassung gemacht habe. Das hat mich zu dieser Vervollständigung veranlasst.*)

Dr. *Bachofen*. Aus dem Vortrag, den wir eben anhörten, und der in vielen Beziehungen sehr wichtige kurz ausgesprochene Sätze enthält, erlaube ich mir nur auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der mir nicht nur für die Jurisprudenz, sondern für die Würdigung des Alterthums überhaupt von der äussersten Bedeutung zu sein scheint. Der Herr Redner hat denselben im Anfange seines Vortrags angedeutet: nämlich er bezieht sich auf den Gegensatz der Zwölftafelgesetzgebung zu der des Charondas und den übrigen alten grossen Gesetzgebungen überhaupt. Es wird Jedem, der die gesetzgeberischen Bestrebungen des Alterthums in ihrer Gesammtheit zu verfolgen trachtet, der Gegensatz zwischen diesen grossen Gesetzgebungen und der uns verhältnissmässig noch so bekannten Decemviralgesetzgebung der Römer von vorneherein auffallen, allein das ist, glaube ich, nöthig, dass derselbe in schlagenden Punkten hingestellt wird, und dieser Punkt scheint mir nun eben von Herr Professor *Gerlach* zwar kurz, aber doch bestimmt am Eingang seines Vortrags angedeutet worden zu sein. Es ist nämlich der, die Zwölftafelgesetzgebung steht in der That ganz gegen die Uebung der alten Staaten durchaus unter keiner religiösen Sanction; wir haben in den ausführlichen Berichten über die Entstehung der Zwölftafelgesetzgebung nirgends eine Andeutung, dass das bei den Patriciern doch sonst zu Grunde liegende Recht des göttlichen Staates, möchte ich sagen, auf die Zwölftafelgesetzgebung irgend eine Anwendung gefunden habe, während uns auch für die Jurisdiction der Römer bemerkt wird, dass der Prätor, früher der Consul, noch früher der König, wenn er Recht sprach, immer einen Augurstab in der Hand hielt, oder in der Nähe aufstellen liess, zur Andeutung, dass sein Rechtsspruch nicht bloss aus einer Funktion der menschlichen Intelligenz hervorgeht, sondern durch eine von der Gottheit geleitete Inspiration zu Stande gebracht wird. Während also diess von den Römern noch ausdrücklich bezeugt wird, wird von der Gesetzgebung der zwölf Tafeln nirgends hervorgehoben, dass in ähnlicher Weise das Augurrecht oder irgend eine andere Art göttlicher Sanction mit derselben in Verbindung stand. Gegenüber dieser Gestaltung des Zwölftafelrechts haben wir nun die grossen Gesetzgebungen des Alterthums, unter welchen die der Lokrer nicht nur der Zeit nach, sondern in vielen Beziehungen als die höchste und bedeutendste dasteht. Für diese haben wir aber die Annahme einer göttlichen Inspiration. Wir haben in allen Varianten der Sage doch immer das festzuhalten, dass Minerva die Eingeberin des Gesetzes ist, und ich glaube, wenn die Sage hervorhebt, dass Zaleukos nicht ein vornehmer Mann war, wie Diodor ihn nennt, sondern ein Hirte, so wird dadurch der Gegensatz der Inspiration noch schlagender hervorgehoben. Es ist ein natürlicher Gedanke, dass bei Menschen niederen Standes, wo die intellectuelle Bildung bei der Erziehung vernachlässigt ist, gerade die Stimme Gottes um so mehr Gehör findet und durch das Organ eines

*) Vergl. Aristot. Polit. II, 12 (9): *καὶ τούτων οἱ μὲν νόμων ἐγένοντο δημιουργοὶ μόνον, οἱ δὲ καὶ πολιτείας οἷον καὶ Λυκοῦργος καὶ Σόλων· οὗτοι γαρ καὶ νόμους καὶ πολιτείας κατέστησαν.* Und weiterhin heisst es dann: *νομοθέται δ'ἐγένοντο Ζάλευκός τε Λοκροῖς τοῖς ἐπιζεφυρίοις καὶ Χαρώνδας ὁ Καταναῖος τοῖς αὐτοῦ πολίταις καὶ ταῖς ἄλλαις χαλκιδικαῖς πόλεσι ταῖς περὶ Ἰταλίαν καὶ Σικελίαν.* Endlich sagt Aristoteles ebend.: *Χαρώνδου δ' ἴδιον μὲν οὐδέν ἐστι πλὴν αἱ δίκαι τῶν ψευδομαρτυριῶν (πρῶτος γὰρ ἐποίησε τὴν ἐπίσκηψιν), τῇ δ' ἀκριβείᾳ τῶν νόμων ἐστὶ γλαφυρώτερος καὶ τῶν νῦν νομοθετῶν.* Des Zaleukos gedenkt Aristoteles in der ganzen Politik nur dieses eine Mal; von Charondas führt er sonst noch Ein und Anderes an.

solchen niederstehenden Menschen, möchte ich sagen, eine reinere Aeusserung gefunden habe. Dasselbe, was für Lokri hier hervorgehoben wird, wird uns gemeldet von allen alten grossen Gesetzgebungen, von Minos und Numa's Gesetzen. In dieser Beziehung ist bemerkbar die Denkweise der frühern Zeit, die neue Gesetzgebung ohne göttliche Inspiration gar nicht denken kann. Dieser Gegensatz zwischen der Zwölftafelgesetzgebung und der Lokrischen mit den übrigen zusammengenommen ist mir von so grosser Bedeutung, weil er auf den Inhalt und das Schicksal der einen und der andern ein grosses Licht wirft. Wir sehen einerseits, dass das römische Zwölftafelgesetz in der That einer Periode der Civilisation angehört, die unendlich viel moderner ist, als diejenige, der die Lokrische und die übrigen grossen Gesetzgebungen angehören, und es zeugt uns das auch wieder, was man so oft in Abrede gestellt hat, dafür, dass Rom in seiner Civilisation die alte Civilisations-Periode bereits überwunden hat, dass damit eine verhältnissmässig viel spätere Gestaltung, ich möchte sagen, gegenüber dem göttlichen Staatsrecht der frühern Zeit eine ganz rationalistische Gestaltung der Civilisation und Denkweise gegeben ist. Von Lokri wird es darum auch hervorgehoben, dass während zweier Jahrhunderte gar keine Aenderung in der Gesetzgebung vorgekommen ist, und es scheint mir diess wieder in Verbindung zu stehen gerade mit ihrer göttlichen Sanction, in deren Folge Zaleukos das Gesetz gab. Es ist nämlich ganz klar, dass in dem Grundsatze, dass das Gesetz von der Gottheit ausgeht, die Folge liegt, dass es durchaus zu keiner Zeit geändert werden kann. Wenn Jehovah die Gesetze inspirirt, sind sie für alle Ewigkeit gegeben. Das ist die praktische Bedeutung des Satzes, dass eine Gesetzgebung von der Gottheit ausgehe; wo sie von der Gottheit ausgeht, darf sie nie geändert werden. Die Zwölftafelgesetze konnten geändert werden, konnten durch viele nachfolgende Gesetze aufgehoben werden, aber Lokris Gesetz von Zaleukos konnte nicht aufgehoben werden, und desswegen ist es ganz natürlich, dass man nicht blos die Todesstrafe auf eine Aenderung setzte, sondern den Mann, der eine solche proponirte, sogar mit dem Strick um den Hals auf den Markt führte, und ich glaube, man kann die Singularität an den allgemeinen Grundsatz anschliessen, der auch bei der noch in Rom gewordenen göttlichen Sanction des Staatsrechts — nicht der zwölf Tafeln offen vorlag. In einigen Reden von Mitgliedern des Patriziats gegenüber den Neuerungen des Plebejerthums wird bestimmt hervorgehoben: Rom hat den Vorzug, dass das Staatsrecht, dessen es sich bedient, unter göttlicher Sanction zu Stande gekommen ist; und in Folge dessen allen philosophischen Untersuchungen und Versuchen der Abänderung von vornherein entzogen ist. Das ist der Grundsatz des patrizischen Staatsrechts gegenüber dem plebejischen: dieses ruht nicht auf göttlicher Sanction, sondern in einer Gestaltung, die diese Sanction nicht hat; hingegen das patrizische ruht darauf, und in sofern zeigt sich also das ältere Staatsrecht, auf dem der römische Staat ruht, in Verbindung mit der Ansicht, auf der die Lokrische Gesetzgebung ruht. Das ist die göttliche Sanction, und in Folge davon die Unabänderlichkeit. Wenn in 200 Jahren keine Aenderung vorgekommen ist, so kann man sagen, dass die Ansicht nicht nur im Gesetze stand, sondern in dem Volke lebendig war, und wenn man alle Bestimmungen zusammennimmt, so wird man zu demselben Resultate gelangen, wie der Herr Redner, nämlich dass jene Gesetzgebung eine auf ethischen, sittlichen Grundsätzen und auf religiöser Sanction beruhende war, aus der der Geist der frühern Zeit noch klar hervortritt, die eben darum im Gegensatz steht zur spätern römischen Civilisation, wie sie in den zwölf Tafeln sich zeigt, und insofern grosse

Berücksichtigung verdient, weil sie nicht nur für die Kenntniss der Einzelheiten des Alterthums, sondern für die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes überhaupt merkwürdig und daher vielleicht noch für unsere Zeit von praktischer Bedeutung ist, indem dieser Gegensatz des blos verstandlichen Fortschritts im Gegensatz zur religiösen Sanction der Gesetze unserer Staaten überhaupt auch heute noch in unsern politischen Kämpfen eine nicht geringe Stelle einnimmt.

Professor *Nägelsbach*: Ich möchte nur einen einzigen Punkt noch zur Sprache bringen. Die Sage lautet allerdings so, dass Athene dem Zaleukos die Lokrische Gesetzgebung im Traume eingegeben habe. Was also die Vorstellung betrifft, dass diese Gesetzgebung göttlich sanktionirt sei, so kann ich diese nicht bestreiten Wenn wir aber die Einleitung zu der Gesetzgebung des Zaleukos, die uns Stobaeus aufbewahrt hat, lesen, so finde ich in dieser Einleitung so ausserordentlich Vieles, was nicht auf die Zeit passt, dass ich vielmehr genöthigt bin, anzunehmen, es ist diese angebliche Einleitung zu den Gesetzen des Zaleukos, wie sie uns Stobaeus aufbewahrt, erst ein Produkt der christlichen Zeit. Ich gebe Herrn Professor *Gerlach* sehr gerne zu, dass in den Gesetzen selbst sich alte Traditionen finden, wirklich ächte lokrische Traditionen. Aber das kann ich nicht zugeben, dass die sittlich-religiösen Grundsätze, wie sie diese Einleitung darstellt, wirklich auch mit den von Zaleukos gegebenen ethisch-sittlichen Grundsätzen zusammenstimmten. Ich erlaube mir die verehrte Versammlung auf einen Punkt aufmerksam zu machen, wobei ich nur bedaure, keinen Stobaeus zur Hand zu haben, und mein Gedächtniss ist nicht stark genug, um die Worte so, wie sich's gehörte, zu reproduziren. Es ist die Lehre von der Pflicht der Versöhnlichkeit zwischen Feinden in dieser Einleitung zu den Gesetzen des Zaleukos auf eine so starke Weise betont, dass mir wenigstens durchaus im griechischen Alterthum kein ähnliches Beispiel bekannt ist, das auch nur von Weitem damit verglichen werden könnte. In Beziehung auf das sociale Verhältniss des Feindes zum Feinde galt bekanntlich fast durch das ganze Alterthum mit wenigen Milderungen, die unbedeutend sind, der Grundsatz: Du sollst deinen Freund lieben und sollst deinen Feind hassen, und es wird von Xenophon an vielen Stellen, überhaupt vom ganzen Alterthum der tüchtige Mann als derjenige definirt, der im Stande ist, seinem Freunde möglichst viel Gutes, seinem Feinde möglichst viel Böses zu thun. In jener Einleitung zu den Gesetzen des Zaleukos lesen wir aber in Ausdrücken, die an das Christliche durchaus erinnern, die Lehre von der Versöhnlichkeit und der Pflicht der Versöhnlichkeit gepredigt. Ich mache hiebei noch auf einen Unterschied aufmerksam; es ist nicht blos die politische *ὁμόνοια* gemeint, sondern die persönliche Versöhnlichkeit zwischen einzelnen Privatfeinden. Höchst wahrscheinlich sind diese Gedanken, die so sehr an das Christliche hinstreifen, auch der Grund gewesen, warum schon in älterer Zeit diese Einleitung zu den Gesetzen des Zaleukos verurtheilt und verworfen worden ist. Auf diesen einen Punkt glaubte ich aufmerksam machen zu müssen. Das also, um zu resumiren, besteht ohne allen Zweifel als Ansicht des Alterthums: die Gesetzgebung des Zaleukos ist inspirirt, und mit den weitern Verhandlungen, die namentlich Herr Dr. *Bachofen* gegeben hat, bin ich im Ganzen genommen vollkommen einverstanden. Wenn man aber sagen will, was wir jetzt im Stobaeus lesen, (44, 20) sei die ethische religiöse Grundlage der Lokrischen Verfassung, so kann ich diese Grundlage als ächt aus den angegebenen Gründen nicht anerkennen.

Professor *Gerlach*: Ich habe gleich im Eingang gesagt, dass ich keine wörtliche Ueber-

lieferung annehme, sondern nur den Ausdruck der Gedanken des Gesetzgebers. Ferner ist allerdings bekannt, dass Cicero auch schon auf jene Aeusserung des Timäus sich bezieht, der die Existenz des Zaleukos geleugnet hatte, und auch den Punkt berührt wegen der Einleitung. Er sagt aber: Ich glaube daran, und werde wie Plato und Zaleukos eine Einleitung zu den Gesetzen geben. Was der Verfasser namentlich über die Versöhnlichkeit gesagt hat, hat der Herr Vorredner doch nicht ganz richtig aufgefasst; Zaleukos sagt: das Wohl des Staates beruht auf der grössten Eintracht der Bürger; daher soll auch ein Feind den andern nicht auf's äusserste verfolgen, sondern immer daran denken, dass er sein Mitbürger ist. Einen ganz ähnlichen Gedanken finden Sie im Plato — einen ganz ähnlichen, ich will nicht sagen, wörtlich so — nämlich dass das Wohl des Staates auf der grösstmöglichen Uebereinstimmung in den Sitten, im Glauben und im Leben besteht, dass daher das ganze Streben des Staatsmannes darauf gerichtet werden müsse, diesen grösstmöglichen Einklang in der Bürgerschaft zu bewirken. Was ist denn da das Unlösliche an dieser Beziehung auf die Privatfeindschaft, die bei den Alten namentlich viel tiefer eingehend war. als bei uns, weil, wie in einem frühern Aufsatz bewiesen worden ist, die Blutrache diesen alten Gesetzgebungen vorausging. Was ist auffallend, als dass die Versöhnlichkeit nachdrücklich empfohlen wird, namentlich bei der Feindschaft vor Gericht gegen einen Mitbürger? Ich finde durchaus Nichts, was den alterthümlichen Charakter verleugnete.

Professor *Nägelsbach*: Wir müssten freilich einen Stobaeus zur Hand nehmen, und ich bedaure ausserordentlich, ihn zu vermissen. Es kommen einige Wendungen dort vor, von denen ich wirklich glaube, dass sie in dieser Weise sich im ganzen griechischen Alterthum nicht finden. — Es genügt übrigens, auf diesen Punkt aufmerksam gemacht zu haben.

Hiemit ist die Debatte über diesen Gegenstand geschlossen, und Vicepräsident *Walz* ersucht Herrn Pfarrer *Ludwig* aus Beutelsbach seinen Vortrag über Pindar zu halten.

Ich bitte noch am Schlusse der Verhandlungen dieser hohen Versammlung die verehrten Anwesenden um ein kurzes Gehör für Pindar. Ich erlaube mir, auf meine Uebersetzung dieses Dichters zu verweisen, die erst kürzlich hier im Verlage der J. B. Metzlerschen Buchhandlung erschienen ist, und bitte, Weniges aus dem Leben, den Dichtungen, der Kunstart und den Rhythmen Pindars ausheben zu dürfen. In der Einleitung zu der von mir versuchten Uebersetzung habe ich beim Leben des Dichters die Hilfsmittel angegeben, deren ich mich bedient habe. Hier ist in erster Linie genannt die verdienstvolle Arbeit des Herrn Geheimerath von *Thiersch*, den wir so glücklich sind, in unserer Mitte zu haben. Wie so vielen Andern, ist er auch mir, dem dritten Uebersetzer Pindars, durch seine die schwierige Bahn brechende, vor schon fast 30 Jahren erschienene Uebersetzung ein theurer Führer und Lehrer geworden, in dessen Schule ich gegangen bin, obwohl ich den Jüngling mit dem Silberhaare erst in diesen Tagen zum erstenmal von Angesicht schauen und begrüssen durfte. An diesem Manne und seinem glücklichen Alter voll Jugendkraft und Erinnerung der eigenen Jugend erkennen wir alle recht sichtbar den Segen der klassischen Studien, die wir Deutsche hegen und von deren Pflege wir ja nicht lassen wollen. Vaterland! — auch hier gilt das Schriftwort — „halte fest, was du hast, dass niemand deine Krone nehme."

Pindaros, Ol. 64, 3 (522 ante Chr.) im Gebiete von Theben geboren und im 80. Jahre

Ol 84, 3 (= 442) eines sanften Todes gestorben, war der universellste lyrische Dichter der Hellenen auf Dorischem Grunde, ein wahrer μελοποιός, Meister in Dichtung und Gesang (in poetischer und musikalischer Composition). Beides, Poesie und Musik hatte er sich frühzeitig zum Lebensberuf gemacht, er dehnte den Kreis seiner Kunst auf das ganze griechische Volk aus und nahm von allen Seiten Aufträge an zu Dichtungen aus dem gesammten Felde der chorischen Lyrik. Erst 20 Jahre alt dichtete er sein erstes Siegeslied auf einen edlen thessalischen Knaben. Bald flog sein Ruf durch Hellas, die Inseln, Kleinasien, Sicilien, Unteritalien und Afrika. Dorier und Jonier waren sein; Alleinherrschaft, Adel und Volk wollten von ihm gepriesen sein und ehrten ihn mit Sold. Allenthalben zog er umher, der willkommene Sänger, pilgerte von Ort zu Ort, von Land zu Land, um seine zahlreichen Gastfreunde zu besuchen und seine Gesänge unter eigener Leitung zur Aufführung zu bringen. Besonders häufig besuchte er die grossen Mittelpunkte hellenischer Nationalität, die hohen Festversammlungen. Wie Freistaaten, besonders die Dorischen, so warben auch Könige um seine Freundschaft und die Gunst seiner ruhmbringenden Muse und beschenkten ihn fürstlich. Sein langes Leben verlief ruhig und glücklich im Dienst der Musen, und von ihm, wie von keinem andern lässt sich sagen: er habe das Glück gehabt, im Leben und im Tode die Huld der Götter und das Wohlgefallen der Menschen zu erlangen.

Was den Umfang der Lyrik unsers Dichters betrifft, so kam ihm an poetischer Energie und Fruchtbarkeit nur sein Vorgänger und Nebenbuhler Simonides gleich.

Aus dem reichen Schatze pindarischer Lyrik, wozu Hymnen, Päane, Dithyramben, Processionslieder, Parthenien, Tanzlieder, Skolien, Threnen und Enkomien gehörten, sind uns neben einigen Fragmenten nur die Epinikien, d. h. Siegeslieder übrig geblieben, an sie allein sind wir gewiesen, um ein Urtheil über das Wesen der pindarischen Dichtkunst zu gewinnen. Gegenstand des Epinikions ist zunächst die Feier eines in den grossen vier Spielen zu Hellas gewonnenen Sieges. Dasselbe ist, dem Sinne Pindars gemäss beschrieben, nicht blos ein Loblied auf den Sieger, sondern ein nach heiliger Sitte und uralter Satzung zur Ehre der Götter gedichtetes und gesungenes Festlied, wodurch der Name des glücklichen Siegers, aber auch sein Haus, sein Stamm, seine Stadt, weil sie nach dem Edlen und Schönen streben und die Huld der Götter erfahren haben, vor allem Volke gefeiert werden und nun insgesammt den Göttern, den Sieggebern, und den Heroen, den Stiftern und Patronen der Festspiele, für den geschenkten Sieg, diess höchste Lebensglück, das Dankopfer darbringen und dann einer frohen Geselligkeit huldigen.

Was aber der pindarischen Lyrik einen so hohen Werth gibt, das ist der sie beseelende ethisch-religiöse Geist. Er ist ein Prediger dessen, was etwa eine Tugend, etwa ein Lob ist, und durchmisst freudig beim Preise irdischer Kränze, die da verwelken, den unverwelklichen Kreis jener Cardinaltugenden, auf welche frühzeitig sich das Nachdenken der edlen Hellenen gerichtet hatte. Diese sittliche Richtung zeichnet ihn hoch aus vor Andern, die es mehr nur auf Klugheit und praktisches Geschick im Leben absehen, wie z. B. Simonides, der geschmeidige Weltmann. Vom Getriebe des äussern Lebens abgewandt, gesammelt und nach innen gekehrt, verkündigt Pindar mit heiliger Würde und einem warmen religiösen Gefühle die Lehren der Weisheit, sucht das Gemüth zu erheben und das Herz von Irrungen zu reinigen, unver-

gleichlich besonders in jenen einfachen und edlen Sprüchen, die eine Summe von Erfahrungen über menschliche Dinge kurz und bündig darlegen.

Schon unser Thiersch wendet Tasso's Wort über Ariosto bei Göthe hier an:

„Die Weisheit sitzt auf einer goldnen Wolke,
Und lässt herab von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen."

Ueber alles das, was hier noch weiter in Betracht zu ziehen ist, und namentlich auch über die Stellung der Mythen (womit wie mit einem Goldfaden Pindar diese Lieder durchwoben hat) im Epinikion, die auf tiefer Planmässigkeit ruht, möge man, da die Zeit kaum erlaubt, die Spitze der Dinge zu berühren, das in meiner Einleitung Gesagte und Niedergelegte vergleichen. Nur eine zusammenfassende Bemerkung über den Geist und Charakter der Poesie Pindars möge hier noch Platz finden. Bekanntlich hat Quinctilian I. O. X, 1, 6 dem Pindar die erste Stelle unter den Lyrikern angewiesen, 1) wegen des erhabenen Schwungs seines Geistes (Pathos), 2) wegen der Sprüche und Figuren, 3) wegen der glücklichsten Fülle von Sachen und Worten und 4) wegen des Stroms seiner Beredsamkeit. Hiemit wären treffend geschildert Pathos, Spruchweisheit, Metaphernreichthum, das auf mythischer Basis auferbaute Lied und die Eloquenz des Dichters. Nur Ein wesentliches Merkmal, die Religiosität des Dichters fehlt. Frömmigkeit ist, wie man leicht sehen kann, der Grundzug seiner durchaus innerlichen und idealen Poesie.

Um also zum Altbewährten etwas Neues hinzuzufügen, liesse sich die Poesie Pindars also charakterisiren: „Sie ist ihrem Wesen nach eine in tiefer Religiosität ruhende Dichtung „Dorischer Lyrik, welche, dem idealen Leben zugewandt, in feierlichem Pathos, in gehob'ner „Sprache mit schwunghafter Phantasie die Sprüche der Weisheit und Erfahrung mit der vollen „Wärme und Beredsamkeit des Herzens, auf der volksthümlichen Basis der ideal gedachten „mythischen Vorzeit, *) wahrhaftig und ernst, mild und besonnen, mitunter in kindlicher und „grossartiger Einfalt verkündigt.

Was endlich noch die Rhythmen **) betrifft, die Pindar gebrauchte und seinem chorischen Systeme zu Grunde gelegt hat, so bediente er sich unter den verschiedenen bei den Griechen üblichen Weisen und Tonarten dem Charakter seiner Dichtungen gemäss vornehmlich der dorischen, äolischen und lydischen Weise, so dass wir also vornehmlich dreierlei Oden zu un-

---

*) Hiemit ist denn auch die Schranke gegeben, über welche der hellenische Dichter nicht hinaus konnte, und die wir Christen, so sehr wir auch den dem Heidenthum möglichen religiösen Aufschwung achten und anerkennen müssen, wohl zu beherzigen haben. Denn der Grundmangel der griechischen Religion, gegenüber der positiven im alten und neuen Testament, ist der: „dass die Götter zwar unsterblich aber nicht ewig sind," indem auch sie sich erst allmählig aus dem Chaos zu geistigen Potenzen emporringen. Und auf diesem theogonischen Boden (seit Hesiod) steht auch Pindar. Er erhebt sich zwar mehr als einmal über diesen Volksglauben, aber er ist seine Schranke, und dass er ihn idealisirt, das ist ein Zeichen, dass er darüber hinaus ringt, und im Suchen nach dem unbekannten Gotte begriffen ist.

**) Ich wollte zunächst über die Rhythmen Pindars sprechen, und sodann zur Probe dieselben in deutscher Sprache erklingen lassen durch Vorlesung einer beliebigen Ode aus der Uebersetzung. Da ich jedoch im mündlichen Vortrag zu weit ausholte mit Anschluss an die Einleitung zu meiner Uebersetzung, so wurde ich vom Herrn Vicepräsidenten mit Recht interpellirt, und konnte daher über die Rhythmen nur noch Weniges in Eile beifügen, ohne dass es möglich war, bei der Kürze der Zeit, zumal am letzten Tage der Versammlung, die Sache zur weiteren Discussion und Besprechung zu bringen, was ich sehr bedaure.

terscheiden haben, in denen sich Rhythmus und Melodie entsprechen, 1) dorische, 2) äolische, 3) lydische. Den Charakter dieser Rhythmen, so wie auch die metrischen Bausteine, aus denen sie gebildet sind, habe ich in meiner Einleitung näher bezeichnet und muss auf dieselbe hiemit verweisen. Auch habe ich aufgezählt, wie die einzelnen Oden in diesen oder jenen Rhythmus einzureihen sind. Aber neben den Oden von ganz reinem Charakter, worüber keine Täuschung möglich ist, da Pindar selbst öfters die Rhythmen benennt, in welchen er sich bewegt, finden sich auch solche, in welchen verschiedene Tonarten in einander übergehen, oder auch verschiedene Musik mit verschiedenem Rhythmus sich verbindet, wie sogleich bei der ersten olympischen Ode. Neben den reinen Rhythmen haben wir also auch entschieden gemischte oder zusammengesetzte Rhythmen. Bei den drei Hauptrhythmen habe ich diejenigen Oden aufgezählt, welche den Grundrhythmus nicht rein einhalten, weil sich andere Rhythmen eingemischt haben.

Es ist nun die Frage, die ich zu meiner Belehrung und zum allseitigen Verständniss der pindarischen Rhythmen kundigen Forschern in diesem Gebiete vorzulegen wünschte, die: ob 1) neben den drei genannten Grundrhythmen bei Pindar noch andere Rhythmen anzunehmen seien, etwa eine vierte oder gar fünfte Weise und Rhythmengattung, oder ob man sich 2) mit der Annahme zu begnügen habe, dass schon bei Pindar eine Verbindung verschiedener Rhythmen, wie sie in der attischen Tragödie bei den dortigen Chören als vollendet erscheint, nebst einer Verschmelzung verschiedener musikalischer Accorde, den gemischten Rhythmen gleichlaufend, anzunehmen sei?*)

Der Redner schloss mit Vorlesung einiger Strophen des zweiten olympischen Gesangs an Theron, um den Dichter auch in deutschen Rhythmen sich vernehmen zu lassen, überzeugt, diess werde nicht unpassend sein in einem Saale, da ja, um mit Pindar zu reden, (cfr. 13. olymp. Ges. v. 6 f.) Eunomia wohne mit ihren Schwestern Dike und Eirene.

Sofort hält Herr Professor *Clese* von Stuttgart den angekündigten Vortrag über die Alexandersage im Orient und in Europa.

Verehrte Versammlung!

Der von mir zum Vortrag gewählte Gegenstand „die Alexandersage des Orients und des mittelalterlichen Europa's“ steht mit einer jedem Gebildeten wohlbekannten Heldengestalt und -Geschichte im Zusammenhang, greift aber doch zugleich vielfach in das Gebiet ziemlich isolirter Forschungen und noch unentschiedener Meinungskämpfe ein, so dass ich, zumal in Betracht meiner beschränkten Hülfsmittel, nur schüchtern damit aufzutreten wage, und allein das Vertrauen auf die Nachsicht meiner Zuhörer nebst dem Bewusstsein, jenen Gegenstand wenigstens mit Liebe erfasst zu haben, mich zu dem Versuche ermuthigt, die Alexandersage, diese historisch und literarisch so interessante Erscheinung, nach ihren Hauptzügen darzulegen, wobei ich zur Beantwortung der Frage: wie sich dieselbe allmählich bilden konnte? Einiges vorausschicken möchte. Die Sage an und für sich, diese geheimnissvolle Macht, Einem der Aeltesten, welche ihr lauschend nachgegangen sind,[1]) die Alles rasch durchwandelnde Botin des

*) Diese Frage kam nicht zur Erörterung wegen des in der vorigen Anmerkung genannten Vorfalls.

[1]) Homer. Odyssee XXIV, 412; d. Ausl. z. Virgil. Aen. IV, 173 ff.

Zeus, gleich bereit, Geschehenes und Nichtgeschehenes zu melden, und unbekümmert um Zahl, Zeit und Raum, schafft überall, wo sie webt, blos Gedachtes in Vollzogenes, Wünsche und Entwürfe in Realitäten um; getheilt zwischen Geben und Empfangen, ist sie bald leichtgläubig wie ein Kind, bald altklug redselig, wie eine Ahnfrau, und verhüllt gern unter dem Jugendspiel ihrer phantastischen Gebilde das schwere Leid erfahrungsreicher Lebensreife des äussern und des innern Menschen, und den tiefen Ernst einer unentfliehbaren moralischen Weltordnung. Von diesen Seiten erscheint sie uns gleichfalls aufs Sprechendste in der besondern, hier zur Sprache gebrachten Gestalt; und wo fände sich auch ein Menschenwesen und -Leben, an dem sie erfolgreicher sich hätte versuchen können, als das des gefeierten macedonischen Königs eines ist? Ich erinnere hier nur in Kürze an seinen von mächtiger Ehr- und Ruhmliebe beflügelten Thatendrang, welcher sich auf dem ganzen weiten Gebiete der alten Geschichte um den höchsten Preis der Sieger- und Herrschergrösse mühte, während die Forschbegierde seines reich begabten und vielseitig gebildeten Geistes die Palme des Wissens mit seinem grossen Lehrer Aristoteles wenigstens theilen wollte; sodann im Zusammenhang mit Alexanders wetteiferndem Enthusiasmus für die gepriesene Vergangenheit Griechenlands an dessen schöpferischen Sinn und Trieb für die Zukunft seiner europäischen Heimath und der ganzen von ihm an diese zu knüpfenden Welt; an das von seiner orgiastischen Mutter überkommene Erbtheil, jene romantische Abenteuerlust, kraft welcher er in der Wirklichkeit nach den Ostmarken der Erde hinstrebte, um sie der Herrschaft, dem Verkehr und dem Wissen des Occidents aufzuschliessen, wie kein Eroberer vor ihm, während er in Gedanken wenigstens zugleich über die besiegten Westgestade des Mittelmeeres hinaus die Säulen des Herkules erfasste, um so diesem Sonnenhelden ähnlich vom Aufgang bis zum Niedergang alles Widerwärtige zu bändigen; [1]) endlich als anziehende Ergänzung dieser starken Seite seiner Natur an die zarteren Regungen der Pietät gegen Mutter und Lehrer, von der Sage zu zahlreichen Briefen an Beide, als Träger ihrer Legenden ausgebeutet, so wie an die schönen Gefühle seiner Hochachtung vor der geistigen Schöpferkraft griechischer und morgenländischer Denker und Künstler; kurz an eine Persönlichkeit, in welcher die Empfänglichkeit des grössten antiken Königs und der Einfluss des grössten vorchristlichen Denkers auf einzige Weise mit einander vereinigt, auf Mit- und Nachwelt einen gewaltigen Eindruck machen und nahe und ferne zur Produktion romanhafter Erweiterungen von Alexanders Geschichte anreizen, so wie für glaubige Annahme von solchen stimmen musste. [2]) Doch das Grösste, was Alexander angestrebt, gehörte nicht einem flüchtigen Jahrzehend, das reich an Grossthaten, aber auch an Verirrungen war, sondern einer unabsehbaren Zukunft an; denn mit den Marken macedonischer Herrschaft wollte er durch seinen aus Herkules- und Dionysus-Zügen gemischten Siegeslauf zugleich die Grenzen griechischer, auf Achtung vor Individualität und Menschenrecht gestützter Geistesfreiheit und -Bildung vorrücken von Strymon und aegeischer See, bis zu Nil, indischem Fünfstromland und Ozean, und hochherziger als alle Könige und Weisen vor ihm, die Verjüngung des mit Europa innig

---

[1]) Arrian Anab. VII, 1. Diodor. Sic. XVIII, 4. Livius IX, 17 f.

[2]) Geier, Alexander und Aristoteles in ihren gegenseitigen Beziehungen 113 ff. 140 ff.; Alex. v. Humboldt, Kosmos II, 183 ff. — Weismann, Alexander, Gedicht des zwölften Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht I, IX ff. XXVII ff. Philippi, sur l'Origine de l'Alexandréide du Clerc Lambert, Programm der Düsseldorfer Realschule 1846, 1 ff.

zu verschmelzenden Orients in allen Sphären des Lebens herbeiführen.[4]) Trägerin dieses Lebens, zugleich der Vorstufe zu einem noch höheren, sollte jene weite Städtesaat werden, welche Alexander selbst und in seinem Sinne viele seiner Nachfolger von den Ostufern des Mittelmeers an bis zum mittleren und unteren Laufe von Tigris, Euphrat und Indus und hinauf zum Jaxartes ausgestreut haben.[5])

An die Titel dieser Städte, an die reichen Gelehrtenverzeichnisse aus dem ungeheuren Ländergebiete zwischen jonischem Meer und indischem Ozean aus den Tagen griechisch-morgenländischer Diadochen und römischer Cäsarn, an die Namen hellenischer und philhellenischer Herrscher vom macedonischen Pella bis zu dem äthiopischen Meroe, dem mesopotamischen Ktesiphon und dem gangetischen Palibothra[6]) knüpfte sich für die vorchristliche Periode die erhebende Erinnerung an Alexanders unsterbliche Verdienste um die Civilisation der Menschheit. Was ihm aber auch die christliche und moslemitische Welt zu verdanken habe, dafür brauche ich nur die Namen Alexandria's und Antiochia's, Edessa's und Seleucia's am Tigris, oder die Namen der vier Chalifenstädte, oder Nischapurs, Samarkands und Bokhara's[7]) auszusprechen, und endlich auf die das Andenken vieler Fürsten und Gelehrten verewigenden Annalen unserer Kirche und des Islams zu verweisen, um zugleich hiemit den Beweis dafür zu liefern, dass nicht nur die heidnische Mit- und Nachwelt, sondern dass auch die Völker jüdischen, christlichen und islamitischen Bekenntnisses ein sehr natürliches Interesse haben mussten, sich an einer den grossen Macedonier verherrlichenden Sagenbildung eifrig zu betheiligen. Hiezu kommt noch, dass Alexander durch seine Bewerbung um Ammons Kindschaft, so wie durch sein wiederholtes Auftreten im Götterkostüm jenes widderhornigen Libyers oder des Hermes und Herkules,[8]) mag nun den König Politik oder der dionysische Mensch in ihm hiezu getrieben haben, selbst gleichsam wissentlich seine Apotheose bei der Nachwelt einleitete, und dass überhaupt sofort in jenen östlichen Regionen und trüben Jahrhunderten der Phantasie und der Unkritik romanhafte Zusätze seiner Person und Geschichte angehängt werden mussten, während auf der andern Seite kein ihm ebenbürtiger Geschichtschreiber oder Dichter das Gedächtniss des Bewunderers von Homer und Pindar vor solchen Entstellungen bewahrte.[9]) Die bildenden Künste Griechenlands konnten zur Vergegenwärtigung seiner Heldengestalt noch einen Apelles, Lysippus und Pyrgoteles aufbieten,[10]) die redenden hatten sich in der Lobprei-

---

[4]) Plutarch, De Fortuna Alexandri I, 6. Geier 159 ff. Ebend. Programm d. lateinischen Hauptschule zu Halle 1848, 41 f.

[5]) Strabo 516 f. 698, 725. Plutarch a. a. O. 5. Arrian III, 28. IV, 3. V, 20. VI, 15. 18. Plinius, H. N. VI, 26 f.

[6]) Real. Encykl. f. class. A. W. von Pauly, Walz und Teuffel, VI, 1. 934. Anm.

[7]) Wenrich, De Auctorum Graecorum Versionibus et Commentariis Syriacis, Arabicis, Armeniacis Persicisque 7 ff. 14 ff. 20 ff. 32 ff.; v. Hammer-Purgstall, Uebersicht der Literaturgeschichte der Araber, in den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos. histor. Cl. II, 1851. 17 ff. 22 ff. 32 ff.; Fraser, Reise nach Khorasan, N. Bibl. der wichtigsten Reisebeschreibungen LII, 607 ff. 620 ff.; Revue des deux Mondes 1851. 15. Févr. 635 f. 643. 653. Weil, Geschichte der Chalifen III, 14. Anhang zum II. Bd. I. ff. Haneberg. das Schul- und Lehrwesen der Muhamedaner im Mittelalter, 7 ff. 19 ff. 24 ff. 32 ff.

[8]) Athen. Deipn. S. XII, 53, 537.

[9]) Geier, Progr. 33 f. — Strabo 505. 508. 685. 688. 698. Arrian I, 12.

[10]) Plin. VII, 37. Horaz, Epp. II, 1. 239 f.

sung früherer Heroen der Nation erschöpft. Aus der Ahnung dieses Schicksals seiner Person und seiner Thaten mochte auch seine bekannte, in Wehmuth getauchte Lobpreisung des Aeaciden dort auf Sigeum stammen, bei dessen herrlichem Herolde er lieber ein Thersites, denn bei seinem gleichzeitigen Lobredner Chörilus ein Achilleus sein wollte. [11]) Freilich konnte sich Alexander auch hinwiederum über solche Verkümmerung oder Entstellung seiner Grösse in der Weise trösten, womit er die seltsame Umgestaltung des Athos in sein Bild durch Deinokrates zurückwies: mich werden, sprach er, die Kaukasus- und Emodusberge, der Tanais und das kaspische Meer darstellen. Diess sind die Bilder meiner Thaten, [12]) und — können wir hinzufügen, — diese Oertlichkeiten sind, wenn auch zum Theil in legendenreicher Umgebung, deren Zeugen noch heut zu Tage. Diess bringt uns nun auf die Alexandersage selbst nach ihren Hauptbestandtheilen und bedeutendsten Wohnstätten zu sprechen. Denn auch s i e hat sich gleich andern derartigen Sagen theils auf örtlichem, theils auf schriftlichem Grund und Boden festgesetzt, mit andern Worten, dort sich lokalisirt, hier ihre Gebilde an Epopöen, Romane, Volksbücher geheftet. Ueberblicken wir zu dem Ende den von Alexander in raschem Eroberungszug durchmessenen Länderraum, so ist zwar im h e u t i g e n Kleinasien meines Wissens sein Gedächniss an keinen Naturgegenstand, an kein Menschenwerk mehr gebunden; dafür aber hat ihm das alte Kleinasien, besonders an der jonischen Westküste hin Haine und Spiele geweiht, und bringt gleichsam jetzt noch in zahlreichen, bis tief in die römische Kaiserzeit herabgehenden Münzen Alexander dem Stifter oder Befreier die Huldigung der Dankbarkeit dar. [13]) Hingegen umschwebt die geflügelte Sage mit dem Namen des Padischah Iskender oder Sekunder Rumi's, des Zwiegehörnten, noch zur Stunde zahlreiche Oertlichkeiten in M e s o p o t a m i e n, I r a n und O s t i n d i e n. So klingt uns von der westlichen Hauptquelle des Tigris, Fluss des Zwiegehörnten genannt, jener sein orientalischer Beiname im Geleit der Legende entgegen: Alexander habe daselbst zur Linderung seiner Schmerzen das reinste Wasser gefunden. [14]) Aber auch das nachbarliche Armenien will seinen Antheil an dem grossen Könige haben, welcher in den Lobpreisungen des Orients nur an Salomo einen gleichberechtigten Nebenbuhler hat; [15]) daher wir in den Umgebungen des Alpensee's Van nicht nur von Semiramis, sondern dessgleichen von Alexander sagen und singen hören. [16]) Dem Tigris geht auch in Lokalisirung unserer Sage der Euphrat parallel. Denn an seinen altbekannten Stromübergängen, wie an Städten und Burgen, welche seine Ufer beherrschen, haftet der gefeierte Name dessen, welcher die uralte Metropole des Euphrat zum Mittelpunkte seines Weltreichs bestimmt hatte. [17]) — So gut als das Andenken der altiranischen Helden Dschemschid und Rustam, ist Alexanders Gedächtniss in Persien lokalisirt, und wir treffen desshalb hier noch weit zahlreichere Legenden über ihn an. Bald ist es, wie im Grenzgebirge zwischen Assyrien und Medien

---

[11]) Cicero Pro Archia X. 24. R. E. II. 332.

[12]) Plut. II, 2. Strabo 641. C. Müller z. Pseudo-Callisthenes I, 31, p. 33.

[13]) Strabo 644; Mionnet, Description de Méd. ant. II, 456. III, 230 f. 250. 378. Suppl. V, 96. 104. 107. Eckhel, Doctr. numm. vett. II, 10 ff.

[14]) Ritter, die Erdkunde X, 102 f.

[15]) Sel. Cassel, Wissensch. Berichte der Erfurter Akademie I, 38 ff.

[16]) Droysen, Geschichte des Hellenismus II, 636; Ritter, IX, 1004 f.

[17]) Ritter, X, 989. 1076 f. 1117, 1126.

oder in Kabul, die Sage von einem Schatze, der von ihm oder seinem weisen Vezier Aristhatalis in eine merkwürdige Höhle eingeschlossen, durch einen Talisman bewacht werde, bald von einem Traum an einer Stätte, wo sein Zelt gestanden, der sofort durch Aristhatalis ihm gedeutet worden, wie zu Meschhed, dem besuchtesten Wallfahrtsorte der Schiiten Khorasans; bald ist es die Legende von einem Triumpheinzuge, den er auf seinem Siegerlaufe durch jene Landschaften in eine der dortigen Städte gehalten, wie in Rhagä, diese Altmutter aller iranischen Städte, welche den Lesern des Zend-Avesta und des biblischen Buchs Tobiä, wie den Kennern der Geschichte von den Nachfolgern Alexanders und der Chalifen Bagdads gleich bekannt ist. Oder führt die Ueberlieferung neben einer Stadtgründung auf ihn eine daselbst fortbestehende Volkssitte zurück, wie noch heut zu Tage die zu Iscardo am obern Induslaufe gefeierten Turnspiele auf einer den antiken abendländischen ganz ähnlichen Rennbahn. Doch die Völker Irans wollten mit Iskender nicht nur diesen ideellen, sondern auch einen leiblichen Zusammenhang haben. Daher die genealogischen Prätensionen vieler Prinzen der alteinheimischen Tadjik-Stämme, vom Hindu-Kuh und obern Oxusthale an bis zum Bolor-Tag, zu den Quellen des Indus und nach Yarkend hinauf, welche in Alexander einen Propheten erblicken, und sich geehrt fühlen, wirklich nicht nur von einem Helden, sondern auch von einem inspirirten Gottgesandten abzustammen, und sein Geschlecht unter sich unvermischt zu erhalten. [18]) Ebenso finden wir nun auch jenseits des Indus in zahlreich nach ihm benannten Oertlichkeiten und in der Verehrung aller dortigen Kasten das Andenken des grossen Eroberers fortleben, und seinen Namen weit über die Grenzen seines indischen Heerzuges hinaus vom Norden Hindostans an bis hinab zur Südspitze des Dekan, dem Kap Komorin, oder jener Säule reichen, durch welche Alexander am Ostende der Erde sich verewigt haben soll, wie sein Vorbild, Herkules durch die ihm nach geheissene westliche Pforte derselben bei Gades, — ja die Legende vom macedonischen Helden erstreckt sich hinüber zur sagenreichen Insel Ceylon, auf welcher ein Iskenderfelsen den Aufgang zum wolkenüberragenden Adamspik bezeichnet. [19]) — Die drei grossen Ländergebiete, welche wir nach dem Bisherigen in treuer, wenn gleich phantastischer Bewahrung von Alexanders Gedächtniss mit einander wetteifern sahen, streiten sich aber auch um das Grab ihres unvergesslichen Ueberwinders. Denn während Mesopotamien diese Ehre sich in den Gebirgen Kurdistans gesichert hat, nehmen dieselbe die West- und Ostiranier Schirwans und Khokands, und nicht minder eifrig nimmt sie das Land der Hindu's in Anspruch, wo die Spitze des Sikanderberges in dem auch durch seine uralten Pagoden merkwürdigen Karnatik die Reste des Macedoniers bergen soll. [20]) Richten wir von diesen äussersten Ostpunkten, wo die Alexandersage sich lokalisirt hat, den Blick nach dem Westgebiete seiner Heereszüge hin, so hat, scheint es, Syrien, so reich an monumentalen Stiftungen seines grössten Nachfolgers Seleucus I, vom grossen Könige selbst kein greifbares Denkmal aufzuweisen, ausser einigen in dortigen Küstenstädten geprägten Münzen; dagegen durfte nun die Ptolemäerresidenz des benachbarten Pharaonenlandes wirklich sein Grabmal, umgeben von

---

[18]) Ritter IX, 43. 829 f. VIII, 67 f. 292 f. 598 f. 841. Fraser 141. — Ritter VII, 398. 780 f. 821 f. X, 989. Ausland 1834. Nr. 146. A. B. z. allg. Ztg. 1835. Nr. 109.

[19]) Ritter V, 449 ff. VI, 53. 58. 989. Ausl. 1833. Nr. 151. Burns, Reisen in Indien 1, 206.

[20]) Ritter IX, 443 f. 446. 552. VII, 484 f. Ausl. a. a. O.

den eingesargten ägyptischen Lehenströgern des durch ihn über eine halbe Welt aufgerichteten Geisterthrones, bis in die römische Kaiserzeit herunter bergen. [21]) — Diesem Heroenkultus, dem Andenken des glorreichsten Königs an unzähligen Punkten des Erdkreises in mancherlei Formen erzeigt, verschloss sich endlich auch Rom, diese letzte Erbinn seines Weltreiches nicht, und noch aus dem dritten christlichen Jahrhundert hören wir, wie man daselbst aus einer köstlichen Bernsteinschale, die mit dem Gepräge seiner Gestalt und seiner Thaten geschmückt war, den Göttern spendete, und wie Männer und Frauen des dortigen Adels sein Bildniss in mancherlei Zierat an sich trugen im guten Glauben, dass der Träger durch solche Amulete in all seinem Thun gefördert werde. [22]) —

Dieser Rundschau über die örtliche Fixirung der Alexandersage möge sich jetzt noch eine kurze Besprechung ihrer schriftlichen Feststellung anschliessen! Hier muss in erster Linie jenes für uns ältesten Alexanderromanes gedacht werden, der den Namen von Kallisthenes, diesem durch sein Wissen und sein Unglück berühmten Anverwandten des Aristoteles und Begleiter Alexanders, freilich mit Unrecht, an seiner räthselhaften Stirne trägt; daher seine bekannte Benennung „Pseudokallisthenes." In barbarischem Griechisch abgefasst und in seiner einfachsten Gestalt vielleicht dem vierten oder fünften Jahrhundert entstammt, wurde er unter verschiedenen Händen allmählig erweitert, zum Sammelplatze aller bisher auf mündlichem und schriftlichem Wege zwischen Orient und Occident fluctuirenden Sagen über Alexander, und hinwiederum zur Fundgrube für spätere Bearbeitung und Weiterbildung derselben, war aber der mittleren und neueren Zeit Europa's bis vor Kurzem nur in ein Paar lateinischen Uebersetzungen oder Bearbeitungen zugänglich. Wie alle ihm nachgeformten Alexanderromane, zerfällt er in zwei Theile, deren erster im Ganzen relativ mehr die Grenzen historischer Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit einhält, wogegen der zweite absonderlich in zahlreichen weitschweifigen Briefen uns die Wunder und Mähren sagenhafter Fernen hin und wieder in anmuthiger Gestalt, vielfach aber auch in den fratzenhaftesten Missgeburten, vorführt. [23]) Wie einst der persische Eroberer Aegyptens, Kambyses, einer dortigen Königstochter entsprossen sein musste: so erscheint gleich im Eingang dieses Romans Alexander als Sohn des letzten einheimischen Pharao's, Nectanebus II., welcher sich durch die magischen Künste seines Landes bei der macedonischen Olympias eingeführt habe. Mit dieser auch sonst noch öfters in der orientalischen Völkergeschichte versuchten Wendung sollte Aegyptens Bezwingung durch Fremde bedeckt werden: ein Kunstgriff, welcher nebst mehreren andern deutlichen Spuren auf das gräcisirte Nilthal als erste Geburtsstätte unseres Romans hinweist. [24]) Nachdem nun Alexander laut desselben auf seinem ersten persischen Feldzuge bis zum kleinasiatischen Süden vorgedrungen war, versetzt ihn die Legende mit einem für sie unbedenklichen Sprunge plötz-

---

[21]) Mionnet, Suppl. III, 197 f. — Strabo 794.

[22]) Treb. Pollio, Trig. Tyr. De Quieto XIII.

[23]) R. E. II, 93 f. Müller Introd. in Ps. C. XV ff. Weism. XXV ff, XXXIII ff. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen I, 64 f. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 4. A. I, 215 f. Passow, Blätter für liter. Unterh. 1852, I, 42 f. Droysen a. a. O. I, 711 ff. II, 638 ff. Letronne, Journal des Savans 1818. 401 f. 619 f. Phil. 10 ff.

[24]) R. E. V, 504. Phil. 3. 8 f. — Ps. C. I, 31 f. u. das. M. 34. III, 26. J. Valerius, Res gestae Alex. Maced. II, 36 bei Weism. II, 261.

lich nach Süditalien, um hier von den westlichen Römern als ihr und der ganzen Erde König begrüsst zu werden. [25]) Dieses wohl vom oströmischen Byzanz datirende Einschiebsel ist ein Ausfluss von dessen Eifersucht gegen den Westen, welche sich am Schluss der alten Geschichte, wie im Zeitalter unserer karolingischen, sächsischen und hohenstaufischen Kaiser so vielfach beurkundet hat. — Von Italien zu Carthago's Unterwerfung [26]) und zur Gründung Alexandria's ausgezogen, kehrt Alexander nach den ersten Kämpfen und Eroberungen gen Europa zurück, um von da auf einer zweiten Heeresfahrt den Darius vollends zu besiegen und dessen Tochter Roxane — eine Art Entschädigung für den gebeugten persischen Nationalstolz — zu heirathen. Nun folgt unter andern Wiederholungen eine zweite Meldung über die Stiftung Alexandria's, von dessen höchstem Thurme herab die Zuthat einer auch sonst sichtbaren jüdischen oder christlichen Hand dem Könige die Verkündigung des allein wahren Gottes in den Mund legt, [27]) der auf den Flügeln der Seraphim einherfahre. — Hieran reiht sich endlich, untermengt mit Wahrem aus der indischen Heerfahrt, der Bericht über Alexanders Kreuz- und Querzüge nach allen Richtungen der Windrose, ja selbst in die Tiefen des Meeres und die Höhen des Aethers, dessgleichen über manchen Strauss mit Menschen- und Thierungethümen bestanden, [28]) und wie er den Gog und Magog, diese alttestamentlichen Unholde des dunklen Nordens, durch eherne Pforten abgeschlossen habe, deren Reste uns noch jetzt die Volkslegende in der Nähe des kaspischen Derbends nachweisen will. [29]) Von seinem Versuche, noch der Erde Enden zu erreichen und das den Sterblichen versagte Land der Seligen zu schauen, durch sprachbegabte Vögel zurückgewiesen, stirbt er zuletzt in seiner Weltstadt Babylon an Vergiftung, wird aber von seinem wiederaufgelebten Leibrosse beweint und an den Mördern gerächt, dessen zweiter Tod zu den Füssen der königlichen Leiche allen übrigen Fabeleien die Krone aufsetzt. [30]) — Schon diese Uebersicht mag den Beweis liefern, wie sich aus den Schlacken eines solchen Mährchenlabyrinths nur wenige Goldkörner historischer und ethnographischer Erkenntniss gewinnen lassen. Dabei kann man am Ende fast nur Widerwillen gegen die Schöpfungen einer Phantasie empfinden, welche sich häufig an kein Mass bindet, bei der Bildung ihrer Gestalten und Situationen so oft aller Regeln des Wahrscheinlichen und Schönen spottet und überdiess ihre Erzählungen meist ohne allen Schwung, alle Frische, alle Wärme des Interesses am Helden und an seinen Gefährten im gedehntesten Fabeltone aufs Einförmigste abwindet. Das einzig Achtbare an diesem Produkte ist die dasselbe durchziehende sittlich religiöse Ansicht, und sein übriger Gehalt beschränkt sich im Grunde auf sein literarhistorisches Verhältniss zu allen spätern Alexanderromanen, in welchen, so verschieden auch diese Abflüsse durch Zeit, Glauben, Nationalität, Bildungsstufen gefärbt sein mögen, doch die gemeinschaftliche Quelle sich immer wiederum erkennen lässt. [31]) — Die morgen- und abendländische Literatur bietet hiefür eine

---

[25]) Ps. C. I, 29 u. das. M. Arrian VII, 15. ob. Anm. 2.

[26]) Diodor. XVII, 113.

[27]) Ps. C. II, 28, vgl. 24, 43. und über die jüdische Alexandersage, Weism. 493 ff. Flathe, Geschichte Macedoniens I. 310 f. Droysen, Geschichte Alexanders d. Gr. 197.

[28]) Ps. C. II, 29. 31—34. 36—38. 41. III, 28.

[29]) Ps. C. III, 29. Chol. 86 f. Anm. 3.

[30]) Weism. I, XXXVIII f.

[31]) Chol. 64. Ps. C. II, 20 f. III, 5 f. 11 f. Weism. XLI.

Reihe von Belegen dar, und vom Stamme der Ersteren vor Allem der persische Zweig, welcher allein zwölf Alexandreiden aufzuweisen hat. Wir beschränken uns hier auf die zwei bedeutendsten, die des Firdusi und Nisami. Abul Kasim Mansur, durch den vom Dichter entzückten Ghasnavidischen Sultan Mahmud mit seinem Beinamen Firdusi, Paradiesischer, der Unsterblichkeit des Nachruhms übergeben, ist seit etlichen Jahren durch meisterhafte Bearbeitungen in Europa und namentlich auch in unserem Deutschland so vollgültig eingebürgert worden, dass es vom Sprecher ungeziemend wäre, sich vor diesem Zuhörerkreise über jenen grössten orientalischen Epiker und sein den höchsten Anforderungen des Erhabenen und Schönen genügendes Königsbuch mit Mehrerem zu verbreiten. Nur über seine Alexanderepisode, welche zwischen den wunderbaren Preisgesängen auf das altiranische Heldenalter der Pischdadier und Kajaniden und den zuweilen novellenartigen Erzählungen aus der durch den Sieg des Islams abgeschlossenen Sassanidenperiode die Mitte hält, mögen hier wenige Andeutungen gestattet sein. Bei der Behandlung dieser Sage konnte sich der grosse Dichter nicht, wie anderwärts, auf eine durch des Volkes treue Liebe frisch und warm erhaltene Ueberlieferung stützen; denn bei dem allen Völkern natürlichen Brauche, ihre Ueberwinder nicht zu verherrlichen, fand er in der einheimischen Literatur über Iskender nur wenig und zudem meist Bitteres vor; galt ja dieser Eroberer den Persern zugleich als Verderber ihres religiösen Cultus. Mithin musste sich Firdusi Kunde über ihn aus einer arabischen Uebersetzung der griechischen Hauptquelle zuführen lassen; denn mit letzterer stimmte sein Gesang in ganzen Abschnitten beider Theile zusammen. Doch hat Firdusi dem von Aussen überkommenen Hauptgewebe auch aus heimathlichem Stoffe, sowie aus dem indischen und arabischen Sagenkreise verschönernde Fäden eingeflochten. In Nachahmung der ägyptisirenden Eröffnung des griechischen Romans, oder aus eigenem in gleicher Nationaleitelkeit begründeten Triebe stempelt nämlich die persische Iskendersage Firdusi's den von Westen her gekommenen Eroberer zu einem Sohne des den Kajaniden und Achämeniden zugleich entstammten Darab und einer Tochter des von Iran abhängigen Rumikaisers Filiqus; aus einer zweiten Ehe mit einer Perserin wird dann jenem Schah sein einheimischer Nachfolger Dara geboren. Zwischen dem aus Westen und aus Osten im Hader über Dschemschids Thron zusammengestossenen Halbbrüdern, Dara und Iskender lässt nun Firdusi die bekannten Kämpfe sich abwickeln, und mit Dara's Untergang und der vom Sterbenden noch vollzogenen Verlobung seiner Tochter Rusanek mit dem abendländischen Sieger sich endigen. Dieser tritt sofort seine romanhaft erweiterten Irrfahrten durch die Welt an, was dem Epiker erwünschten Anlass bietet, aus dem nachbarlichen Indien und dem arabischen Heimathlande seines eigenen religiösen Glaubens Einiges einzuflechten. Endlich führt die Legende den königlichen Abenteurer auf der Heimkehr aus Arabien und dem Westen über ein geheimnissvolles Land zurück, wo er die Kämpfe der im ersten Theile des Königsbuchs besungenen Gegner, Afrasiab und Kai-Chosru in köstlichen Bildern schaut, des Letzteren Schatz gewinnt und so dem iranischen Volke noch einmal einverleibt, seinem Tode gen Babylon entgegenzieht. Dessen Nähe hatten ihm vor seiner Chinafahrt befiederte Wahrsager angekündigt, und er sichert noch für sein Eintreten in dem von Rusanek zu erwartenden Kinde den Persern die Erbschaft seiner Weltmonarchie zu. Diess das Wichtigste aus Firdusi's Alexandreide. Sie ist, bemerkt ein geistreicher Kunstrichter, mit dem Vorhergehenden nicht aus einer Masse; viel bunter und phantastischer wird plötzlich die Erfindung, farbiger brennt die Flamme, aber minder wärmend,

minder gehalten und antik, vielmehr los und schwebend schreitet die Handlung fort. Ganz natürlich, fügen wir bei. Denn obgleich auch diesen fremdartigen Zwischenakt Firdusi's mächtiger Genius durchwaltet, so konnte er doch hievon nicht mit so freudig gehobener Brust sagen und singen, wie von dem heimathlichen Heldenalter, mit welchem er sich durch Stammesverwandtschaft und eine mehrtausendjährige, vom Volke ihm treu überlieferte Erinnerung verbunden fühlte.[32]) — Im zehnten und eilften Jahrhundert hatte Firdusi's Stern geleuchtet, im zwölften glänzte der grosse lyrisch-didactische Dichter Nisami unter den mit Mahmud an Herrschaft und Kunstliebe wetteifernden Seldschukiden, auf welche ihr gefeiertster Ahnherr, Malek-Schah den Schimmer seines Ruhmes zurückstrahlte. Nicht wie die Epiker seines Volkes auf eine Tradition fussend, noch von ihrem lebhaften Nationalgefühle durchdrungen, benützt Nisami, gleich wie in seiner mehr lyrischen Behandlung zweier volksthümlicher Stoffe aus der Sassanidenzeit, jener vielgenannten Abenteuer Bahramgurs und der romantischen Geschichte Chosru's und Schirins, so auch in seinem mehr didactisch gewendeten Iskendername geschichtliche Sujets blos dazu, um sie mit einer, seinen eigenen Geist und Styl spiegelnden Glorie poetischer Fiction zu umkleiden, und Zeichnungen menschlicher Leidenschaften und hiedurch herbeigeführter Situationen, oder lang gedehnte Beschreibungen von Festen, oder fein klingende Weisheitslehren und oft dunkle Sittensprüche daran zu reihen. Auch Nisami bürgerte zur Beschwichtigung des verletzten Nationalgefühls den Iskender wenigstens durch dessen Vermählung mit Dara's Tochter in Iran ein und weist ihm das heilige Istakhr zur Residenz, Kai-Chosrus wundersamen Weltbecher als Einsicht spendende Gabe und dessen Stuhl als Thronsitz an. Während sodann Rusanek später, der Geschichte gemäss, nach Griechenland wandert, lässt der Dichter ihren Gemahl im Geleite von hundertunddreizehn Gelehrten, worunter auch Plinius, gen Indien, Tibet, China, Armenien und sofort wider die Russen ziehen und zuletzt auch ihn nach Rum zurückkehren, um dort noch ein langes Leben zu führen, verschönert durch den geistigen Verkehr mit Homer, Sokrates, Plato, Aristoteles und Anderen, deren tiefsinnigen Ansichten Nisami auch seine eigene Weisheit über die dunkle Natur und das unbekannte Wesen der Weltseele eingeflochten hat. So bedeutend übrigens hier, wie in allen persischen Alexandreiden die Auszeichnung des Aristoteles hervortritt, nur dass er sich bei unserem Romantiker vom Satan und vom Hüter des Lebensquelles, dem Propheten Chisr, Einmischungsversuche auf seine Prinzenerziehung muss gefallen lassen: so erklärlich ist auch jene Auszeichnung. Denn der Ruhm des Namens von Aristoteles und seiner durch die edessenischen Uebersetzungen nach dem syrischen Westen und dem persisch-arabischen Osten verbreiteten Schriften, war zu jenen Zeiten gross auf den Hochschulen von Iran, zum Beispiel zu Schiras und Jondischapur, und so war auch jene literarische Bevorzugung nur der Ausdruck nationaler Huldigung gegen den populärsten Weisheitslehrer des morgen- und abendländischen Mittelalters.[33]) — Das Gedächtniss von Aristoteles' königlichem Zöglinge ist nach dem Bisherigen durch zahlreiche Lokalsagen und Erzeugnisse der Literatur im Osten verewigt; aber der Orient hat demselben auch

---

[32]) Spiegel, die Alexandersage bei den Orientalen 10 f. 13 ff. Weism. II, 523 ff. J. Mohl, Le Livre des Rois, par Aboul Kasim Firdousi, I. Préf. XLV ff. Revue de l'Orient 1855, Mai 350 f. Heldensagen von Firdusi, übers. v. Schack 27 ff. 54 ff. 62 ff. 74 ff. 105 ff. Görres, Einl. z. Lohengrin XXV f.

[33]) Spiegel 33 ff. Weism. 556 ff. 589 ff. Wiener Jahrb. der Literatur 1832. 170 ff. Anm. Anz.Bl. 1 ff. Mohl, LXXI ff. Wenrich 9. 12. Ritter VIII. 319 f. 847 ff. IX, 172 ff.

in mehreren seiner Bekenntnissschriften ein religiöses Gepräge verliehen: ich meine damit seine Nennung im Talmud und im Koran. Dort wird Alexander mit derselben Getheiltheit der Gesinnung gegen ihn behandelt, wie diese laut der Geschichte unter dem jüdischen Volke selbst in Bezug auf den Macedonier und seine syrischen und ägyptischen Diadochen stattfand. Darum erscheint er daselbst bald als der von aller Welt anerkannte Siegesheld, bald findet er als der nimmer Satte an des Paradieses Pforten noch den Cherub mit der Flamme des zuckenden Schwertes vor, und es wird ihm in den bedeutsamen Worten Mässigung zugerufen: Weisst du, was nie zu ersättigen ist? Das Auge der Habsucht: Alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus. — Das bunte Gewebe der Alexandersage fand endlich aus dem Nilthale oder aus Judäa natürlich auch seinen Weg zu den jene Länder vielfach berührenden arabischen Halbinseln, zu dem moslemitischen Reformator und seinen sagelustigen Landsleuten. Daher ist dem Macedonier auch im heiligen Buche des Islams eine Ehrenstelle angewiesen, und unter dem Zwiegehörnten kann daselbst wohl Niemand anders gemeint sein, als der bereits auf griechischen Münztypen mit jenem Widdersymbol dargestellte, und alle übrigen, von gelehrtem Scharfsinne aufgebotenen Prätendenten jenes Ehrentitels erbleichen vor dem Glanze der im Orient gefeiertsten Popularität des macedonischen Heros. [14])

Die Alexandersage hatte in den letzten Jahrhunderten der alten und in der ersten Hälfte der mittleren Zeit den Orient von Indien bis Vorderasien durchwandert. So in reicher Gliederung erstarkt, der Anschauungsweise des Mittelalters befreundet, und mithin dem Geschmacke seiner Völker zusagend, durfte sie nicht vergeblich an den Pforten des europäischen Abendlandes pochen, sondern fand vielmehr in mündlicher und schriftlicher Form mit vielen andern Mähren, auf diplomatischem und commerciellem Wege und zuletzt auch auf den Pfaden der den Alexandersgenossen verwandten Kreuzfahrer über Konstantinopel, Italien und Südfrankreich willigen Einlass im übrigen europäischen Continente. Bisher hatten sich die abendländischen und so namentlich auch unsere deutschen Dichter an biblischkirchlichen oder an weltlichen Stoffen germanisch-skandinavischer oder celtisch-provencalischer Abkunft versucht: der antik heidnische Sagenkreis war geraume Zeit so gut als unberührt geblieben. Aber seitdem unsere Ottonendynastie Deutschland mit Italien und Griechenland enger verknüpft hatte, trat man auch an ihn heran, um für die gemehrte Lust, zu sagen und zu hören, neue Funde zu gewinnen. Besonders erfuhr die Troja- und Aeneassage mannigfache Gunst, wurde aber so wenig, als die nach ihr eingeführte Alexandersage aus Originalien, sondern vielmehr nur aus getrübten Abflüssen von Uebersetzungen oder von romanischer Bearbeitung entnommen, und beide mussten sich dann Verschmelzung mit bereits bekannten Stoffen und Einkleidung in die heimische Art und Sitte der Dichter gefallen lassen. Leicht begreiflich kam die Alexandersage bald vor andern antiken Stoffen zu bedeutenden Ehren, und wurde im Laufe der mittleren Zeiten vom hesperischen Musenlande an bis hinauf zur hochnordischen Skaldeninsel von Prosa und Poesie in mannigfachen Formen und unter den verschiedensten, zum Theil seltsamsten Zuthaten ausgebeutet. Wurde doch der Sagenkreis des grossen deutschen Nationalhelden Carl gleichfalls durch die buntesten Zugaben von Riesen und Zwergen, Feen und Zauberern erweitert; ja

---

[14]) Weism. 503 ff. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft VIII, 442 ff. IX, 218 ff. 307 ff. 780 ff, 785 ff. 794 ff. 797 ff.

mussten hervorragende Persönlichkeiten jener einbildungsreichen Zeiten selbst wie Friedrich II., Herzog von Schwaben, sein grosser kaiserlicher Sohn, Barbarossa und dessen feindlicher Vetter, Heinrich der Löwe, zu gleichzeitigen oder doch verhältnissmässig nicht viel spätern Dichtungen und Volksbüchern den Stoff bieten, — wie viel weniger konnte ein altheidnischer König, aus weiter Raum- und Zeitferne, schon in romanhafter Gestalt eingeführt, gegen die abenteuerlichsten Formen erweiternder Ausstattung gesichert werden. [35])

Durch die Zeit gedrängt, muss ich mich hier auf wenige Andeutungen über dasjenige deutsche Alexanderlied beschränken, welches nach Lebenszeit seines Verfassers und nach Trefflichkeit des Inhalts den Uebrigen vorangeht. In der Weise anderer Alexanderlieder zusammengesetzt, schreibt es sich selbst im Eingang einem Pfaffen Lamprecht zu, und beurkundet auch seine geistliche Abkunft durch Einflechtung biblischer und kirchlicher Stoffe, so wie durch entschiedene Festhaltung einer sittlich religiösen Tendenz. [36]) Sein Urheber will jedoch blos nachdichtender Verfasser des Poëms sein, und bekennt sich mit ehrenwerther Offenherzigkeit zum vollsten Anschlusse an das romanische Vorbild eines gewissen Alberich von Besançon. Dieses mag er mit dem von ihm öfters citirten „Buch" bezeichnen, während die sonst noch von ihm erwähnten Bücher wenigstens hin und wieder lateinische Versionen des Pseudocallisthenes oder auch der den Alexanderlegenden mehrfach vorarbeitende Q. Curtius sein dürften. [37]) Dessen unerachtet sind diesem deutschen Alexanderliede von einem berühmten Meister der deutschen Literaturgeschichte Lobsprüche in einem Masse ertheilt worden, das selbst bei einem Originalwerke sich schwerlich in voller Ausdehnung halten lassen dürfte. [38]) — Lamprechts Vorarbeiter war bisher nur dem Namen nach bekannt; da sollte, wie es scheint, unsere jüngste Zeit in einem glücklichen, aus der Florentiner Laurentiana erhobenen Funde des 105zeiligen Bruckstückes von einem romanischen Alexanderliede uns wenigstens mit dem Anfang von Alberichs Gedichte beschenken. Diess dürfte durch die gründliche, von zwei Kennern vollzogene Vergleichung desselben mit unserem Lamprecht in einer Weise gezeigt sein, dass Letzterem im Grunde nur ein ungeschicktes Einschiebsel als volles Eigenthum verbliebe. [39]) Gehört nun Alberichs Gedicht dem eilften Jahrhundert an, so dürfte auch sein deutscher Nachbildner aus der Hohenstaufenperiode des zwölften Jahrhunderts in die salische Königszeit des eilften, also etwa in die Tage des glorreichen Heinrichs III. oder seines unglücklichen Sohnes, Heinrichs IV. zurückzuweisen sein.

Hiemit hätte nun allerdings die französische Nationalliteratur eine schätzbare Bereicherung erhalten, die Unsrige dagegen eine Einbusse erlitten, insofern unser Lamprecht nicht mehr als ein selbständiger Bearbeiter eines wälschen Vorbildes im Geiste eines Wolfram von Eschenbach, sondern vorherrschend wenigstens als bloser Uebersetzer erscheint, sollte auch die

---

[35]) Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur 4. A. 166 ff. Grässe, Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte II, 3, 1. 432 ff. Weism. I, 494 f. Stälin, Wirtembergische Geschichte, II, 758 ff. Wien. Jahrb. am angeführten Ort.

[36]) Vs. 680 f. 1762 ff. 1840 f. 2150 ff. — Vs. 256 ff, 393 ff. 466 ff. 3888. 7003 ff. 7128 ff. Weism. 509.

[37]) Vs. 18. 3162. 3864. 4350. — Vs. 2829. 2846. 3400. 3879. Weism. 473.

[38]) Gerv. 218 f. Vilm. 231. Chol. 74. 77. Bl. f. lit. U. 43.

[39]) Dr. Fr. Pfeiffer im Liter.Blatt von Menzel 1856. Nr. 18. Rochat in Pfeiffer's Germania I, 3. 282 ff. 286 ff.

Gestaltung seines Alexanders nach den Heroen altgermanischer Heldendichtung nicht dem Alberich, bei dessen spätern Landsleuten wenigsens der Macedonier und seine Genossen im Kostüm moderner Ritter auftreten, sondern ihm selbst beizumessen sein, und sollte auch sonst noch Manches, was in Klang und Versform, in Anspielung und Darstellung Ohr, Gefühl und Gedächtniss des Lesers an Heimisches, namentlich an das altdeutsche Volksepos erinnert, als originaler Ausdruck deutscher Nationalität dem vaterländischen Dichter zugehören. Jedenfalls aber bleibt ihm noch ein schöner Ruhm: er hat den grossen Gehalt des romanischen Originals eingesehen, hat durch anspruchslose Nachbildung desselben unserer deutschen Nation und Sprache die Alexandersage nach ihrer glücklichsten mittelalterlichen Auffassung eingebürgert, und diese selbst damit der europäischen Gesammtliteratur erhalten. Er leidet nun zwar mit demselben an verschiedenen Mängeln, wie, abgesehen von einer gewissen Herbheit und Dürftigkeit des Ausdrucks, an verwirrender Unordnung oder Unkenntniss im Historischen, an Verwechslungen und Sprüngen in der Länderkunde, da und dort an ermüdender Breite der Schilderungen, an trockener Nüchternheit in einzelnen Partieen von Briefen und andern Berichten und hinwiederum auch an sentimentaler Uebertreibung: aber er theilt auch mit Alberich die überwiegenden Vorzüge, und seinem Gedichte gebührt nebst dem diesem verwandtesten englischen Alexanderliede der Preis in diesem Fache mittelalterlicher Poesie. [40]) Zu jenen Vorzügen gehört unter Anderem seine entschiedene Verwahrung gegen den ägyptischen Zauberspuck mit Nectanebus, wiewohl er Alexanders wirklichen Vater Philipp mit des Satans Hilfe viele magischen Künste üben lässt; [41]) nicht minder des Dichters unerschöpfliche Begeisterung für Alexander selbst. Der Wunderbare von ihm öfters genannt, steht ihm Alexander hoch über allen Trojanerhelden, „denn sein Wesen also sei von dem erlesen, der da hab' die höchste Macht;“ aber dennoch beschränkt Lamprecht diese Theilnahme nicht einseitig auf den König, sondern erhält sie für alle Handelnden wach, und spricht am Schlusse der Schilderung von dessen massloser Paradiesesfahrt über ihn den Nachruf aus: „Er behielt Nichts mehr für sich Von allem dem, was er errang, Als Erde, sieben Fusse lang, Wie's der ärmste Mann erhält, Der je kam in diese Welt.“ [42]) — Zu jenen Vorzügen rechne ich noch die naiv innige, und doch nichts weniger als zudringliche Weise, seine Leser nach Kräften in Spannung zu erhalten und sich ihr historisches Zutrauen zu bewahren; [43]) die ungemein ansprechende Frische seiner dem salischen Heldenalter unseres Volkes abgeborgten Schlachtgemälde; die romantische Verehrung des weiblichen Geschlechts, womit er den Perser- und Macedonierkönig ausstattet, deren letzterer die Probe macht, „ob einen Mann er fänd' auf Erden, Den des Weibes Minnen Nicht brächte ganz von Sinnen;“ endlich als köstlichste Zier des ganzen Gedichts die vielleicht Indiens mythischem Gebiete entsprosste Episode von den Blumenmädchen, „mit welchen wundersamen Bräuten der am Meere abenteuernde Held sammt seinen Leuten Auf ihren schönen Auen Als herzlich lieben Frauen In Lust zusammenlebte, Und in Wonn' und Freude schwebte,

---

[40]) Weism. I. LXXVI f. II, 405 f.

[41]) Vs. 2829 ff.

[42]) Vs. 83 ff. 3003. 6588 f. 4720 ff. 7123 ff.

[43]) Vs. 125 ff. 1150. 1823 ff. 5045.

Bis jene alle starben, Und die Blumen verdarben, Und er in Trauer schied von dannen, Mit allen seinen Mannen.“[44])

Das hiemit in seinem vollendetsten Ausdrucke besprochene Interesse für Alexander blieb das ganze Mittelalter hindurch reg und geschäftig, und erzeugte eine Reihe von Epigonen, die uns jedoch nur nach ihrem Namen oder aus blosen Bruchstücken bekannt sind. [45]) Mit dem Ablauf jenes Jugendalters unserer neueuropäischen Menschheit verschollen allmählich die Alexanderlieder unter ihren Nationen und scheinen jetzt nur noch in den Donaufürstenthümern und in Griechenland unter der Form von Volksbüchern etwas vom alten Leben bewahrt zu haben: — der romanhafte Alexander musste im heranreifenden Mannesalter unseres Geschlechts vor dem historischen immer mehr zurücktreten. Gleichwie aber jener zu seiner vollen Entwicklung Jahrhunderte bedurfte: so scheint gleiches Loos auch diesem beschieden zu sein. Denn während schon die antiken und hinwiederum die modernen Historiker — ich brauche hier nur die Namen Curtius und Plutarch, Niebuhr und Droysen auszusprechen — nach ihren Ansichten über ihn sich in zwei Lager theilten: so sind in jüngster Zeit wieder zwei bedeutende Männer, Grote, der verdiente Geschichtschreiber Griechenlands, und der französische Akademiker Mérimée, durch Alexanders Gleichstellung mit den mongolischen Weltstürmern seinen Widersachern beigetreten, [46]) wogegen gleichsam fürsorgend Deutschland in R. Geiers trefflicher Schrift: Alexander und Aristoteles eine tüchtige Apologie für den Macedonier aufgeboten hat. Getrost können wir dem Weitergange des neunzehnten Jahrhunderts den Austrag des Streites über einen der Grössten aller Könige und über die vom Herrn der Weltgeschichte ihm zugewiesene welthistorische Bedeutung anheimgeben, und uns versichert halten, die Entscheidung werde zuletzt dahin ausfallen, dass eine allseitige Forschung in Alexander eines der einflussreichsten Werkzeuge der göttlichen Vorsehung anerkenne, dem weit vor jenem persischen Koresch Jehovah's Zuruf [47]) gebühre: ich rüstete dich, ohne dass du mich kanntest; ich nahm dich bei der Hand, um vor dir eiserne Riegel zu zerbrechen, und die Pforten — einer neuen Zeit — aufzuthun!

Vicepräsident *Walz* dankt dem Herrn Redner im Namen der Versammlung für die vielfachen Belehrungen und interessanten Nachrichten.

Weiter macht er bekannt, dass sich die archäologische Sektion um 3¼ Uhr versammeln und Herr Dr. *Haakh* einen Vortrag über die Attisfiguren auf Grabmonumenten, die aus Rottenburg a. N. und andern Fundstätten bekannt sind, halten werde.

Sodann spricht *Walz* zum Schlusse sämmtlicher Verhandlungen folgende Worte:

Meine Herrn! Ich habe das letzte Wort an Sie zu richten. Ich danke Ihnen im Namen sämmtlicher Württemberger und dieser Stadt, dass Sie die Güte gehabt haben, sich so zahlreich hier zusammenzufinden, und dass Sie uns in Stand gesetzt haben, vor Stadt und Land offenes Zeugniss zu geben, von welchem Geist die deutschen Schulmänner beseelt sind, dass Jedermann sehen kann, in welcher Weise wir die Knaben, welche unsern Händen anvertraut

---

[44]) Vs. 5230 ff. 5004 ff. Chol. 85 f.

[45]) Gerv. 474 f. II, 49 f. Wien. Jahrb. Anz.Bl. 19 ff.

[46]) Revue des deux Mondes 1856. 15. Juillet. 428 ff.

[47]) Jesaj. XLV, 1 f.

sind, unterrichten, in welchem Geiste wir die Erziehung besorgen; dafür empfangen Sie herzlichen Dank, und wir bitten, dass Sie auch uns in freundlichem Andenken behalten mögen, wie Sie uns unvergesslich bleiben werden.

Geheimerath von *Thiersch* aus München erwiedert hierauf:

Am Ende unserer Versammlung und unserer Arbeiten gestatten Sie, meine Herrn, mir als Einem der Senioren in Ihrem und unser Aller Namen einen mehrfachen Dank auszusprechen: zuerst den Dank Seiner Majesät dem Könige, der mit gewohnter Milde und Wohlwollen uns in seinem durch seine Weisheit gesegneten Lande so nahe seinem Throne aufgenommen hat, dann den Vertretern seines Willens, welche auch dieses vermittelt haben, dass wir unsre Berathungen mitten in dem Heiligthum pflegen konnten, in welchem von den berufenen Vertretern des Volks das öffentliche Wohl berathen und darüber beschlossen wird — wie es scheint, nicht ohne anzuerkennen, dass auch unsere Berathungen das öffentliche Wohl betreffen, dass auch wir an dem grossen Werke der Bildung arbeiten, den Gütern, die einen Staat umfassen und gewährleisten können, vielleicht das edelste und schönste beizufügen. Denn was haben wir Theureres und Kostbareres, als unsre Jugend? Was haben wir Grösseres anzustreben, als die vollständige, unbedingte Entwicklung der Bildung derselben für Christenthum und Tugend im öffentlichen und Privatleben. Wir haben hiefür Mittel in Bewegung zu setzen, die nicht von heute und von gestern, die schon alt sind, wie die Bildung selbst, die ihre innere Kraft zu erwecken und zu gestalten zu allen Zeiten bewiesen haben, nicht erst zu beweisen haben, und die einen jeden zur Anerkennung des grossen Grundsatzes hinführen, dass nämlich der Geist nur durch den Geist geweckt wird.

Unsern Dank sprechen wir auch aus den Männern, welche die Versammlung mit so regsamer Thätigkeit eingeleitet, mit so grosser Sachkunde geordnet und geführt, und das Gedeihen ihrer Wirksamkeit in jeder Weise wesentlich gefördert haben. Sodann der Gemeinde dieser Stadt, ihren Vorstehern sowohl, als ihren durch Wohlwollen und Bildung ausgezeichneten Bürgern, Männern und Frauen, nicht ohne Grund, weil wir Theilnahme, weil wir Zuvorkommen, weil wir jede Gesinnung, die wir preisen, bei allen Ständen, bei beiden Geschlechtern gefunden haben. Wir sprechen ihn aus auch dafür, dass durch diese Theilnahme auch das Manchfaltige und Dankenswerthe geschehen ist, was unsern Aufenthalt dahier erheitert und mit den schönsten Erinnerungen auch in Beziehung auf die Kunst und auf die Geselligkeit schmücken konnte.

Nachdem ich diesen mehrfachen Dank gegen diejenigen, die uns hier umgeben, ausgesprochen habe, erlauben Sie mir nur noch ein Wort des Abschieds zu sagen, des Abschieds von einer Versammlung von Männern, welche zu den mir wenigstens und allen denen gewiss auch, die aus der sogenannten Fremde — wir haben in Deutschland eigentlich eine Fremde nicht — aber aus jenseits der Landesgrenze hier versammelt sind, gewiss ehrenwerthesten und tüchtigsten und zu denen gehören, deren Erinnerung nie bei uns erlöschen wird. Es sind das die würtembergischen Schulmänner. Sie haben einen grossen Beruf; sie haben einen wichtigen, mehr noch und bestimmter ausgesprochenen Beruf als andere ihres Standes in allen Ländern. Sie haben die Wächter zu sein eines Schatzes, eines grossen, eines unerschöpflichen Schatzes, der aus früheren Jahrhunderten, aus jener Zeit der Erweckung des deutschen Geistes durch die Reformation ihnen durch einen der edelsten und grössten Fürsten dieses Landes, Herzog Christoph, zurückgelassen worden ist. Woraus, wenn nicht aus jenem Schatze, anders würden diese

Vorzüge geschöpft? Es ist eine durch die öffentlichen Schulen, durch die besondere Einrichtung und besondere Hebung derselben gegründete, ich darf sagen, edle, tiefe und allgemein anerkannte Bildung des Württembergers, welche aus jenem Schatze genommen wird; es ist die Wahrung desselben die nächste, die heiligste Pflicht der Schulmänner von Württemberg, der Männer, welche zur Pflege und zur Förderung jener Bestrebungen berufen sind. Es ist die Pflicht, Württemberg bei dem Rufe zu erhalten, den es dadurch gewonnen hat. Wir sind überzeugt, dass die Schule keine aufrichtigeren, keine in das Innere der ihnen gestellten Aufgabe genauer und bestimmter eindringenden Männer, keine berufstreueren haben könnte, als diejenigen, welche sie vereinigt, welche, im ganzen Lande zerstreut, innerlich im Geiste verbunden sind. Sie werden jenen ihnen angewiesenen Beruf auf das Bestimmteste erfüllen; sie werden dafür sorgen, dass die sämmtlichen Institutionen des Landes, von den lateinischen Schulen an, dass diese Stiftungen, dass dieser ehrwürdige Sitz der Universität geheiligt, dass dieser ganze Cyklus weiser Einrichtungen und Vorkehrungen sich dem Lande als erhaltungswürdig, als ein solches darstellt, was in jeder Weise geschirmt und gepflegt werden muss; und diesen meinen Worten schliesse ich den Wunsch bei — quod Deus bene vertat —, dass diese Gesinnungen in den Herzen meiner sämmtlichen Collegen vollkommen werden, und der grosse wissenschaftliche und pädagogische Schatz von Württemberg ihren Arbeiten und Gesinnungen entsprechend, vollen Gedeihens theilhaftig werden möge.

Was das weitere anbelangt, so bleibt mir nur übrig: die Erinnerung an uns möge Ihnen nicht ganz verlöschen, Sie mögen auch, wenn wir von Ihnen wieder ferne sind, mit derselben Freundlichkeit unser gedenken, welche für uns den Aufenthalt in Ihrer Mitte so angenehm gemacht hat — ich darf sagen: so herzlich angenehm gemacht hat, dass uns nie Veranlassung wird, anders als mit der grössten Theilnahme und Hochachtung an die württembergischen Schulmänner zu denken.

Vicepräsident *Walz*: Ich bitte die Versammlung, sich zu erheben und dem Herrn Vorredner ein allgemeines Hoch zu bringen, als dem Vorsprecher freier Geistesentwicklung, dem Erzieher des deutschen Volkes, dem Freunde deutschen Denkens und Lebens. Er lebe hoch!

Die Versammlung erhebt sich und stimmt in den Ruf ein.

Geheimerath v. *Thiersch*: Darf ich diesem Hoch, für das ich nicht genug dankbar sein kann, entgegensetzen ein mir und uns Allen so naheliegendes? nemlich, es leben hoch Württemberg und seine Schulen und seine Schulmänner, unser wahrhaft deutsches Württemberg soll leben hoch!

Ende der Sitzung 1 Uhr.

VII.

Protokolle über die Verhandlungen der pädagogischen Sektion.

Vorbereitende Sitzung.

Am 23. September 1856.

Die pädagogische Sektion constituirt sich nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung Vormittags 11 Uhr in dem Lokale der Gesammtsitzungen, dem Saale der zweiten Ständekammer. Zu ihren Mitgliedern sind, da die angeregte Bildung einer archäologischen Sektion vorerst nicht ins Werk gesetzt wird, sämmtliche Mitglieder der allgemeinen Versammlung, mit Ausnahme der Orientalisten, zu rechnen.

Zuerst wird auf den Vorschlag Director *Ecksteins* aus Halle, der selbst zuvor von Vicepräsident *Walz* hiezu vorgeschlagen war, durch Erhebung von den Sitzen Ephorus *Bäumlein* aus Maulbronn zum Präsidenten der Sektion gewählt.

Präsident *Bäumlein* eröffnet sofort die Verhandlung über die Wahl der zu besprechenden Thesen, da die gedruckt versandten Thesen theils wegen Abwesenheit der Verfasser, theils wegen ihrer Reichhaltigkeit unmöglich alle zur Sprache kommen können, auch etwa neu vorzubringende nicht ausgeschlossen sein sollen. Die im August dieses Jahres von dem Präsidium der Philologenversammlung gedruckt versandten Thesen lauten:

P. P.

Zur Vorbereitung auf die Besprechungen der pädagogischen Abtheilung der Philologen-Versammlung, welche vom 23. bis 26. September d. J. in Stuttgart stattfinden soll, werden die nachfolgenden Thesen veröffentlicht, und wird ergebenst gebeten, zum Bekanntwerden derselben beizutragen. Andere Thesen während der Versammlung selbst in Vorschlag zu bringen wird jedem der geehrten Theilnehmer vollkommen frei bleiben.

Stuttgart, im August 1856.

Präsidium der Philologen-Versammlung:
Dr. *Roth* in Stuttgart.
Dr. *Walz* in Tübingen.

Die lateinische Versification als Production hat sich überlebt: aber als Reproduction, durch Memoriren, Restituiren, Retrovertiren und Componiren, muss sie in ihre Rechte eingesetzt werden.

Prof. *Adam* in Heilbronn.

1) Das Programmeninstitut (Einrichtung und gegenseitige Communication derselben).
2) In welcher Weise kann und soll das Gymnasium die Privatstudien befördern?
3) Welche Stelle soll im Gymnasium der geographische Unterricht einnehmen? welche die einzelnen Theile desselben? an welche Fächer sollen sie sich anschliessen?
4) Soll die Schule für sich eine Fixirung der deutschen Rechtschreibung vornehmen, und nach welchen Prinzipien?

Ephorus *Bäumlein* in Maulbronn.

1) Ist es wahr, dass moderne Uebungsstoffe sich nicht für die lateinischen Compositionen eignen?
2) Welches ist die zweckmässigste Methode des geschichtlichen Unterrichts in der gelehrten Mittelschule? Welche Gründe stehen Peter's Methode entgegen? Verdienen bei diesem Unterricht geschichtliche Compendien oder Geschichtstabellen den Vorzug? In welche Beziehung ist der geschichtliche Unterricht zum geographischen zu setzen?
3) Man hat schon oft behauptet, dass in unsern gelehrten Schulen der mathematische Unterricht nicht die extensive und fruchtbare Theilnahme der Schüler findet, wie der Sprachunterricht. Angenommen, die Behauptung sei richtig, wird diese Erscheinung wirklich und vollständig durch die Annahme erklärt, der Zahlen- und Grössensinn sei nicht so verbreitet wie der Sprachsinn?

Gymn.-Rector *Pahl* in Tübingen.

1) Der mathematische Unterricht soll nicht nur die Uebung des Scharfsinns und der Anschauung als Hauptsache bezwecken, sondern auch die Uebung des präcisen Ausdrucks und bildet insofern ein ergänzendes Gegenstück zu der Uebung des rhetorischen Ausdrucks, welche die anderen Fächer vorzugsweise gewähren. Hiefür aber ist der Gebrauch eines Lehrbuchs und die geeignete Wahl dieses Lehrbuchs gleich wichtig.
2) So sehr die möglichste Beschränkung des mathematischen Unterrichts an Gymnasien und gleichstehenden Anstalten zu Gunsten der philologischen Hauptfächer geboten ist: so würde doch die Stereometrie mit grossem Unrecht über Bord geworfen, denn sie ist erst die wahre Palästra der Anschauung und ohne sie ist die Geometrie ein Bruchstück, etwa was eine Grammatik ohne Syntax.
3) Die logarithmische Rechnung sollte möglichst bald, und zwar noch vor der Algebra, sogleich nach der Bruch- und Wurzelrechnung, vorgenommen werden, damit die Schüler durch wiederholtes Zurückkommen auf dieselbe im weiteren Unterricht darin um so eher dauernd befestigt werden, anstatt dass sie dieselbe bald wieder vergessen, wenn sie erst unter die Schlussstücke des mathematischen Unterrichts gestellt wird.

Prof. *Reuschle* in Stuttgart.

1) Die Uebel, woran unser Gymnasial-Schulwesen leidet, sind theils von der allgemeinen Richtung der Zeit, theils von der äusseren Gestaltung des Unterrichtswesens, theils auch von der Methode des Unterrichts herzuleiten. Die Uebel der ersten Art können wir nicht unmittelbar bekämpfen, und eben darum auch nicht zum Gegenstand der Berathung machen.
2) In Schuleinrichtungen und Methoden herrscht vielfältig der grosse Uebelstand, dass als

Aufgabe des Lehrers nur oder doch vorzugsweise die Mittheilung wissenschaftlichen Stoffes an den Schüler betrachtet wird.

3) Hiedurch sind die Lehreinrichtungen alterirt worden, indem
   a. bei denselben weniger von dem Bedürfnisse des Schülers nach seiner Altersstufe und dem Stande der geistigen Entwicklung, als von dem Adel und Werthe wissenschaftlicher Stoffe ausgegangen, der Unterricht gleichsam von Oben her, nicht von Unten auf, konstruirt wird. Als Beispiel kann hier der Unterricht in der Weltgeschichte dienen.
   b. Ebendadurch ist in unsere Schulen eine Vielheit von Unterrichtsfächern hereingekommen, bei welcher
      α. das multum, non multa verloren geht; (Beispiel: das gleichzeitige Lesen mehrerer sowohl lateinischer als griechischer Autoren.)
      β. das einzelne Unterrichtsfach in Zeitpartikeln eingeengt wird, die weder ein wirkliches Lehren, noch ein wirkliches Lernen, und ebendarum kein Erwarmen bei Lehrern und Schülern aufkommen lassen, wie auch dadurch
      γ. das für's gesammte Bildungsgeschäft Wichtigste, die elementarische Grundlegung, verkürzt, und
      δ. der Unterschied zwischen dem, was nur als Fertigkeit, und dem, was in wissenschaftlicher Gestalt beigebracht werden kann, vielfältig aufgehoben wird. (Beispiel: der Unterricht in der Weltgeschichte.)

4) Derselbe Uebelstand, die Verwechslung der Didaxis mit der Wissenschaft, hat auf die Methode vielfältig zu ihrem Nachtheile eingewirkt, z. B. da, wo man die Autoren vorzugsweise als Fundorte für die Syntaxe oder auch für Realien gebraucht; wo man die Grammatik überhaupt als Zweck an sich behandelt; wo man irgend ein der Klasse zugewiesenes Pensum ohne Rücksicht auf die vorhandenen Kenntnisse behandelt; wo man Schülern, die (im ganzen Gymnasiallaufe) mit den grammatikalischen und lexikalischen Schwierigkeiten einer Sprache zu ringen haben, zugleich Einsicht in die Kunst des Autors in der Darstellung beibringen will; oder wo man im Geschichtsunterrichte zugleich staatliche Verhältnisse, physikalische, Kunst- und Literaturgeschichte beizubringen versucht.

5) Die nächste Wirkung dieser Fehler in Lehreinrichtungen und Methoden ist
   a. bei dem Lehrer, dass er sich selbst mehr um Gelehrsamkeit als um die Kunst der Erziehung durch Unterricht bemüht, und die Zucht des Geistes seiner Schüler nur äusserlich handhabt, von dem Schüler blos verlangt, dass er lerne, nicht dass er sich bilden lasse. Lehrer und Schüler werden durch solche Lehreinrichtungen geschieden, nicht zusammengeführt; und ebenso die Lehrer einer und derselben Anstalt. Je grösser die Anzahl von Lehrern an einer und derselben Anstalt ist, desto mehr wird durch jene Mängel aus dem, was Eines sein sollte, ein blosses Konglomerat von Lehrfächern.
   b. Bei den Schülern wird durch jene Mängel herbeigeführt
      α. die Ueberbürdung mit Hausaufgaben;
      β. Die Unmöglichkeit, für irgend ein Fach, wozu Lust und Anlage vorhanden ist, sich zu erwärmen; Getheiltheit der Bestrebungen, eigentlich nur der Nöthigungen, und ebendadurch Widerwille gegen das Lernen überhaupt, Unwirksamkeit des Unterrichts

auf die Gemüther, Unfähigkeit den Wirkungen des Zeitgeistes zu widerstehen, wogegen doch die Schule den Jüngling waffnen sollte.

6) Soweit von der Schule eine Heilung dieses Uebels ausgehen kann, wird dieselbe zu finden sein
   a. Durch solche Lehreinrichtungen in den obern Klassen unsrer Gymnasien, wodurch die Nachtheile des Vielerleis möglichst gemindert werden, und die Thätigkeit der Lehrer und der Schüler mehr concentrirt wird;
   b. durch Gewährung eines freieren Spielraums für den Lehrer in seiner Lehrthätigkeit;
   c. durch Annahme einer diesen Veränderungen im Aeussern entsprechenden Methode.
7) Die Nachtheile des Vielerleis können gemindert werden, indem man
   a. neben Feststellung einer wöchentlichen Lehrstundenzahl für jeden Schüler unterscheidet zwischen obligatorischen und nicht obligaten Lehrstunden, und zwar so, dass mehr Lehrstunden als bisher, als nicht obligatorisch erklärt werden;
   b. als wissenschaftlichen Stoff für die Schule nur dasjenige erklärt, was dem Schüler eine fortwährende geistige Uebung darbietet; und
   c. auf diese geistige Uebung auch die Hausaufgaben entweder ganz oder doch zum grössern Theile verwendet.
8) Ein freierer Spielraum wird dem Lehrer dadurch gewährt, dass die bestehenden Lehrplane nur als allgemeine Grundlage anerkannt, die Vorsteher und Lehrerkonvente zusammen aber ermächtigt werden, in der Anwendung derselben diejenigen Modifikationen eintreten zu lassen, welche vom lokalen, zeitweiligen und persönlichen Bedürfnisse geboten werden.
9) Die Methode muss genau unterscheiden, was nur als Fertigkeit, und was als Wissenschaft in den Kopf des Schülers eingehen kann.
10) Wissenschaft für den Schüler im ganzen Gymnasiallaufe, nämlich für alle Schüler ohne Ausnahme, kann nur die der Sprache sein.

Dr. *Roth* in Stuttgart.

Director *Kramer* aus Halle schlägt vor, die vorzunehmende Auswahl unter den Thesen einem Comité zu übertragen. Sein Vorschlag wird unterstützt durch *Eckstein* aus Halle, welcher zugleich die zwei ersten der gedruckten Bäumlein'schen Thesen als vorzüglich zur Besprechung geeignet hervorhebt.

Präsident *Bäumlein* stellt vorher die Frage, ob nicht das eine oder andere Mitglied Lust habe, noch weitere Thesen ausser den gedruckten zur Besprechung vorzuschlagen, worauf Oberstudienrath *Klumpp* aus Stuttgart in Vorschlag bringt:

Die lateinische Schule ist die geeignete Vorschule für die höhere Technik.

Eine weitere These schlägt vor Ephorus *Adam* aus Heilbronn:

Die Schule mache das Turnen zu einem integrirenden Bestandtheil ihrer Thätigkeit.

Pfarrer *Zeller* von Döffingen (Württemberg), von welchem Thesen, den Religionsunterricht betreffend, in die erste Auflage der versandten Thesensammlung aufgenommen, in der zweiten aber gestrichen worden waren, will wegen derselben das Wort ergreifen, worauf ihm von einer Seite (Rector *Schmid* von Ulm) entgegnet wird, dass die Sache bereits abgemacht

sei, von Seiten des Präsidiums aber bemerkt wird, dass es ihm ja frei stehe, dieselben als neue wieder vorzulegen.

Auf den Vorschlag *Kramers* aus Halle werden nun 1) die beiden ersten Bäumlein'schen Thesen schon jetzt in voller Versammlung als erste Gegenstände der Besprechung für die erste ordentliche Sektionssitzung festgestellt, 2) die nähere Formulirung dieser Thesen in bestimmteren, der Discussion zu unterbreitenden Sätzen und die Auswahl noch weiterer Thesen für die Besprechung in den folgenden Sitzungen einem noch zu wählenden Comité übertragen. Bei der hierauf erfolgenden Wahl dieses Comités wird besonders die Rücksicht beobachtet, dass dasselbe Repräsentanten des Schulwesens verschiedener Länder in sich schliessen solle.

Darnach wird das Comité durch freie Vorschläge zusammengesetzt aus den Mitgliedern:

Präsident *Bäumlein* aus Maulbronn als Vorstand.
Director *Classen* aus Frankfurt a. M.
Director *Kramer* aus Halle.
Director *Eckstein* aus Halle.
Director *Vierordt* aus Karlsruhe.
Dr. phil. *Deuschle* aus Marburg.
Studienlehrer *Friedlein* aus Erlangen.
Rector *Schmid* aus Ulm.
Ephorus *Adam* aus Heilbronn.
Professor *Dietsch* aus Grimma.

Schliesslich werden noch zu Secretären der Sektion gewählt:

Professor *W. Kapff* aus Ulm,
Dr. phil. *A. Wintterlin* aus Stuttgart.

Erste ordentliche Sitzung.

Am 24. September, Morgens 8 Uhr.

Der Präsident *Bäumlein* eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, das nach dem Beschluss der Versammlung in der vorbereitenden Sitzung das Comité die beiden ersten Bäumlein'schen Thesen über das Programmeninstitut und das Privatstudium zuerst zur Berathung vorlege, wobei Professor *Dietsch* aus Grimma das Referat über die erste, Präsident *Bäumlein* selbst das Referat über die zweite übernehmen werde.

Vor der Berathung dieser Thesen aber erhält noch Pfarrer *Zeller* aus Döffingen das Wort zur Beseitigung von Missverständnissen über seine den Religionsunterricht betreffenden Thesen, welche zuerst also lauteten:

Die Bibel als Einigungspunkt für den gesammten Unterricht.

1) ein solcher ist nothwenig gegenüber von all den Trennungen in Schule und Leben. (Kluft zwischen höhern und niedern Ständen, Gebildeten und Ungebildeten, Volks-, Real- und Gelehrtenschule, sprachlicher und realistischer Bildung.)

2) Er ist gegeben in der Grundlage unserer religiösen, nationalen und sprachlichen Bildung — Luthers Bibel.
3) Diese kann und soll in allen Unterrichtsanstalten, höhern wie niedern, bis zum 14. Jahre mindestens ihrem historischen Inhalt nach zweimal durchgemacht sein.

Pfarrer *Zeller* berichtet, er habe sich mit einem achtbaren katholischen Lehrer über seine Thesen besprochen, welcher ihm gesagt habe, dass, wenn der Ausdruck „Luthers Bibel" weggelassen werde, auch die Katholiken zustimmen könnten. Mit einer hiernach gemachten neuen Fassung seiner Sätze haben sich auch die Herren von Rottweil und Ehingen (katholische Landesgymnasien Württembergs) einverstanden erklärt; in dieser lauten dieselben:

1) der Religionsunterricht ist nach Inhalt und Umfang derselbe für alle Schulen (Volks-, Real-, Gelehrten-, Mädchenschulen).
2) Er ist seiner Natur nach wesentlich concret und geschichtlich.

Die Gestattung einer näheren Motivirung, welche *Zeller* geben will, wird vom Präsidium der Comitéberathung vorbehalten.

Professor *Dietsch* geht nun zu seinem Referate über das Programmeninstitut über. Er hat darüber folgende 8 Thesen aufgestellt:

1) Das Programmeninstitut hat segensreich gewirkt.
2) Der Segen beruht vorzugsweise auf dem wissenschaftlichen Theile.
3) Dieser hat specimina eruditionis oder Resultate gereifter pädagogischer Thätigkeit und Erfahrung zu bieten.
4) Die Verpflichtung, solche Abhandlungen zu liefern, ist für alle Gymnasien und alle ordentlichen Lehrer festzuhalten. Der Austausch ist möglichst zu erweitern und zu erleichtern.
5) Dispensationen sollen aber den Anstalten wie einzelnen Lehrern aus genügenden Gründen ertheilt werden.
6) Ueber diese Gründe, sowie die Ausführung des Programms hat zunächst das Lehrercollegium eine Stimme.
7) Die Schulnachrichten haben eine geringe, zuweilen auch eine schädliche Wirkung gehabt, weil man nicht genug zwischen dem, was die Schule in ihrem nächsten Lebenskreise kund zu geben hat und dem, was für einen ferneren gehört, unterschieden hat.
8) Sie sind auf das zu beschränken, wovon im näheren und ferneren Kreise nachhaltiger Einfluss gewünscht werden muss und erwartet werden kann.

Hiezu kommt nach dem Vorschlag von Professor *Eyth* aus Schönthal als 9. These: „Es wäre zu wünschen, dass alle Programme Deutschlands gleiches Format bekämen".

Die These 1) wird ohne Widerspruch angenommen.

Zu These 2) bemerkt *Eckstein* aus Halle, dass er den Satz nicht in dieser Weise festgehalten sehen möchte. In Schulprogrammen, meint er, soll der pädagogische Theil eine bedeutende Stelle einnehmen. Er ist einverstanden mit These 3, aber der Meinung, dass nicht nur Schulerfahrungen, sondern auch Schulnachrichten dahin gehören, wie das namentlich auch *Döderleins* Ansicht sei. Specimina eruditionis könne Jeder leicht auch in Zeitschriften etc. bringen, die Programme dagegen seien hauptsächlich für pädagogische Mittheilungen geeignet. Es sei ein Vorzug der Neuzeit gegen frühere Jahrhunderte und einen in Württemberg bis vor

Jahren noch geübten Brauch, dass man nicht mehr blos wissenschaftliche Abhandlungen, sondern auch Schulnachrichten gebe.

Dietsch bemerkt, dass die Pädagogik auch ihre wissenschaftliche Seite habe und sieht den Segen der Programme in ihrer Anregung für die gesammte Schulwissenschaft.

Bäumlein erkennt als die Tendenz der Thesen von *Dietsch*, dass die Bedeutung des wissenschaftlichen Theiles zur Geltung gebracht werden solle gegenüber von der Tendenz dieselbe zu vernachlässigen; seiner Meinung nach, sagt er, sollte die wissenschaftliche Abhandlung in keinem Programme ausgelassen werden.

Director *Curtmann* aus Friedberg will sich der Beifügung von Schulnachrichten annehmen, da man alle statistischen Notizen über das Schulwesen nur aus den so ausgestatteten Programmen bekomme.

Rector *Mönnich* aus Heilbronn fragt, ob denn irgendwo eine Entfernung der wissenschaftlichen Abhandlungen aus den Schulprogrammen beabsichtigt werde, worauf *Dietsch* entgegnet, einige deutsche Regierungen haben es verordnet, *Eckstein* aber bemerkt, Nassau, das gemeint sei, habe diese Verordnung wieder zurückgenommen.

Auf die Bemerkung Rector *Schmids* aus Ulm, dass diese Dinge erst in These 3 gehören, geht *Dietsch* zu dieser über, welche er in Folgendem motivirt: Die Programme sollen zeigen, dass wissenschaftliche Thätigkeit und die für Mittheilung derselben erforderliche formelle Bildung in den Lehrercollegien vorhanden seien. Zum Letzteren bemerkt er, dass die Fähigkeit, Latein zu schreiben, nie so heruntergekommen wäre, wenn mehr lateinische Programme geschrieben worden wären. *Döderlein* habe irgendwo die richtige Ansicht geäussert, die Jungen sollen in den Programmen specimina eruditionis, die Alten specimina experientiae geben.

Die These 3 wird sofort ohne Widerspruch angenommen.

Bei These 4 wird auf den Vorschlag *Ecksteins* der Austausch der Programme zur besondern Besprechung ausgeschieden und an den Schluss verwiesen, worauf *Dietsch* die Besprechung von These 4 eröffnet. Er ist sehr für Programmenzwang, will jedoch Dispensationen ertheilt wissen, wo der Geschäftsdrang ein Programm zu schreiben unmöglich mache oder der Stoff dem Verfasser unter der Hand über die gewöhnliche Grösse eines Programms hinaus angewachsen sei.

Eckstein dagegen will von einer allgemeinen Verpflichtung der Lehrer zum Abfassen von Programmen nichts wissen. Es gebe, sagt er, eine Anzahl sehr tüchtiger Lehrer, welcher wegen Geschäftsüberhäufung und aus andern Gründen diese Last nicht aufzubürden sei.

Kramer aus Frankfurt will den Ausdruck ebenfalls etwas weniger stark gefasst und das Programmenschreiben mehr als „wünschenswerth,“ denn gerade zu als „obligatorisch“ hingestellt sehen. Es soll immer in das Belieben der betreffenden Anstalten gestellt werden, ob wissenschaftliche Abhandlungen beizugeben seien oder nicht. Es sei zwar zuzugeben, dass das Programmeninstitut auch wissenschaftlich segensreich gewirkt habe, aber es komme dabei doch auch Manches zu Tage, was besser ungedruckt bliebe.

Bäumlein ist für strenge Verpflichtung, woran auch *Dietsch* festhält, indem er noch darauf aufmerksam macht, dass das Ansehen eines Lehrers den Schülern gegenüber durch eine solche Dispensation leiden könne.

Kramer wiederholt dagegen, dass es nicht der Prüfstein eines tüchtigen Lehrers sei, schriftstellerisch aufzutreten.

Bäumlein entgegnet, es liege im Interesse des Staats und des gelehrten Schulstandes selbst, dass durch die Programme ein Beweis von der wissenschaftlichen Thätigkeit der Lehrercollegien gegeben werde. Solche specimina haben auf der andern Seite selbst als specimina paupertatis ihren Werth. Er gebe zu, dass die Lehrtüchtigkeit nicht auf der Schreibfertigkeit beruhe, aber es sei wesentlich, dass einer das, was er lehre, auch wissenschaftlich durcharbeite. Die Regierung und die Collegien können erforderlichen Falls Dispensationen ertheilen, aber die Verpflichtung zum Schreiben von Programmen sei als Sporn zu wissenschaftlicher Thätigkeit im Allgemeinen festzuhalten.

Dieser Ansicht stimmt auch Director *Vierordt* von Karlsruhe bei und führt als Beispiel eine von ihm in mehreren Exemplaren vertheilte Abhandlung über französischen Unterricht an, welche der Verfasser anfangs ungern zu schreiben übernommen und doch sehr tüchtig geschrieben habe.

Professor *Döderlein* aus Erlangen sieht in *Kramers* milderer Fassung keine Gefahr, da in Bayern die Beilegung einer wissenschaftlichen Abhandlung freiwillig sei, und doch daselbst jährlich etwa nur drei Anstalten diess unterlassen. Auch *Eckstein* wiederholt seine Bedenken gegen eine eigentliche Verpflichtung; auch er will die Sache nur als „wünschenswerth" bezeichnet wissen, aber jeder einzelnen Anstalt die jedesmalige Entscheidung überlassen.

Bäumlein berichtet, dass es in Württemberg Verordnung sei, eine wissenschaftliche Abhandlung beizulegen und zwar gewöhnlich in lateinischer Sprache. Die Dispensation will er nicht den Anstalten selbst, sondern der Regierung vorbehalten wissen.

Dietsch will Dispensation nur bei besonderer Beschäftigung, höherem Alter und ähnlichen Umständen gegeben, im Uebrigen aber die Reihenfolge unter den Lehrern eingehalten sehen, was besonders dann von Werth sei, wenn ein Lehrercollegium unter sich weniger einig sei.

Der strengeren Ansicht schliesst sich auch *Nägelsbach* aus Erlangen nach seinen persönlichen Erfahrungen an; er gibt zu, dass schriftstellerische Thätigkeit nicht immer ein Prüfstein der Lehrertüchtigkeit sei, aber es solle kein Schein gegeben werden, als ob eine Schule ohne tüchtige Gelehrsamkeit bestehen könne. Durch die Programme werde der junge Lehrer zum Fortstudiren angehalten. Wer kein Gelehrter sein will, sagt er, soll auch kein Schulmann sein. Man soll die Pädagogik, welche durch solche Einrichtungen dem Lehrer selbst zu Theil wird, nicht aufheben. Namentlich ist die Fixirung des Studiums auf bestimmte Punkte für junge Lehrer höchst heilsam; endlich ist es eine ἀγαθὴ ἔρις unter den verschiedenen Anstalten, gute Programme zu schreiben.

Geheimerath v. *Thiersch* aus München macht darauf aufmerksam, dass die Programmenliteratur der Universitäten und Gymnasien eine eigenthümlich deutsche Erscheinung sei, eine Zierde deutscher Wissenschaft und eine Ehre für Deutschland beim ganzen wissenschaftlichen Europa. Es kommen, sagt er, jedes Jahr Arbeiten zum Vorschein, welche neue Forschungen und bessere Belehrung über schon Bekanntes bringen. Er selbst habe in den letzten Jahren namentlich über Homerica vielfache neue Aufschlüsse in Schulprogrammen gefunden. Er achte es für seine, er möchte fast sagen, heilige Pflicht, zu mahnen, dass nichts beschlossen werde, was die Bedeutung dieser Sache schwächen könnte. Vielmehr schliesst er, sollte es als all-

gemeine Ueberzeugung ausgesprochen werden, dass für Programmenschreibung, wenn auch kein Zwang, doch eine sittliche Nöthigung statthaben solle.

Dietsch berichtet, dass die österreichische Regierung den Lehrern die Verpflichtung auferlegt habe, Programme zu schreiben, als Anregung zur Wissenschaftlichkeit. Briefe aus Oesterreich benachrichtigen ihn aber, dass wenn eine Versammlung die blose Facultativität desselben ausspräche, diess in Oesterreich nur allzusehr benützt werden würde.

Bäumlein sagt, es sei allerdings im Interesse der Regierungen und Studienbehörden, eine Einsicht in die wissenschaftliche Tüchtigkeit ihrer Institute zu haben und das geschehe am Besten durch Programme.

Eckstein hat immer noch praktische Bedenken, namentlich in Rücksicht auf ältere und schwächere Lehrer, hofft jedoch selbst, dass immer welche im Collegium sein werden, die gerne an die Stelle solcher treten wollen, auch wisse bei der Einrichtung eines Turnus Jeder auf Jahre voraus, wann er sein Programm zu liefern habe und könne sich in Ruhe darauf vorbereiten. Auch ein Bedenken, das er in Beziehung auf den Geldpunkt gehabt habe, sei doch nicht so wichtig, die 30,000 Thaler, was etwa die Programme zusammen in Deutschland kosten, bringen, wann nicht der Wissenschaft, so doch dem Lehrerstande entsprechenden Nutzen.

Director *Classen* aus Frankfurt will eine bestimmte Erklärung, ob die „Verpflichtung" von der man rede, eine sittliche oder eine gesetzliche sein soll; ob man durch Verpflichtung von den Regierungen aus dem innern Antrieb nachhelfen wolle. Er selbst ist für eine mildere Fassung. Eine solche wird denn auch vorgeschlagen von

Dietsch in der Formel: „ist auch ohne förmliche Verpflichtung Ehrensache."

Vierordt aus Karlsruhe und Professor *Scheiffele* aus Ellwangen sind für den Ausdruck „Verpflichtung," *Scheiffele* namentlich desswegen, weil es ein schiefes Licht auf die Lehrer der unteren und mittleren Classen werfe, wenn sie kein Programm zu liefern haben. In Württemberg zum Beispiel komme diess nur den Lehrern der höhern Classen zu.

Nägelsbach theilt mit, dass in Bayern sämmtliche ordentliche Lehrer dazu berufen seien.

Professor *Riekher* von Heilbronn bemerkt gegen *Scheiffeles* Angabe, dass in Württemberg allerdings nur die Lehrer der oberen Classen eine Verpflichtung, die der untern dagegen auch das Recht dazu haben, soweit sie nämlich auf der Universität studirt haben.

Dietsch verlangt Schlussabstimmung und bemerkt noch, dass mit dem Worte „Verpflichtung" die „Ehrensache" nicht ausgeschlossen sei. Verpflichtungen von Oben herab zu erfüllen sei Ehrensache.

Auf die Frage des Präsidenten *Bäumlein*, „ob die Abfassung eines Programmes obligatorisch oder facultativ sein solle", wird das erstere, die Verpflichtung dazu fast einstimmig angenommen.

Zu These 5 und 6 sagt *Kramer* aus Halle, es verstehe sich von selbst, dass auch bei ausgesprochener Verpflichtung doch das Gymnasium das Recht habe, die Regierung um Dispensation zu bitten.

Eine Frage von *Eckstein*, ob nach der Meinung von *Dietsch* die Mitwirkung der Studienbehörde ausgeschlossen werden solle, wird von diesem verneint. *Eckstein* findet aber schon die Abstimmung über solche Dispensationsgründe im Lehrercollegium sehr bedenklich.

Mönnich aus Heilbronn ist der Meinung, dass wenigstens die Wahl des Themas dem betreffenden Lehrer überlassen werden sollte.

v. *Thiersch* bemerkt dagegen, dass ein Programm, welches im Namen des Collegiums erscheine, nicht ohne dessen Cognition hervortreten könne. Desshalb sei die Wahl des Stoffes etc. demselben anheimzustellen. Das Einzelne geschehe natürlich ex aequo et bono. Wenn keine Vereinigung der Lehrer erzielt werden könne, so stehe die provocatio an die höhere Behörde offen, sei aber möglichst zu vermeiden, wie überhaupt Administrativbehörden nie unnöthigerweise ins Lehrfach hereingezogen werden sollten. Auch

Bäumlein spricht als seine Ansicht aus, dass in erster Linie die Lehrercollegien zu entscheiden haben sollen, räth jedoch die Sache fallen zu lassen, da in praxi die Behörden sich doch das Recht der Entscheidung nicht werden nehmen lassen, wozu aber

v. *Thiersch* bemerkt, dieselbe solle wenigstens nicht gesucht werden.

Schmid von Ulm gibt die Mittheilung, dass in Württemberg der betreffende Lehrer mit dem Schulvorstande darüber verhandle, welcher dann das Resultat der Behörde zur Genehmigung vorlege.

v. *Thiersch* gibt zu, dass die Sache ein Gegenstand gegenseitigen Vertrauens zwischen den Collegien und der Behörde sein soll, die Schulbehörde habe allerdings von Allem Kenntniss zu bekommen, aber es solle nie das Ministerium zur Entscheidung einer gelehrten Frage angerufen werden.

Director *Schmid* aus Halberstadt erwähnt, dass in Preussen nach der früheren Einrichtung die Regierung das Manuscript des Programmes zur Durchsicht bekommen habe; jetzt habe die Regierung dieselbe den Directoren überlassen. Discussion in einem Lehrercollegium findet auch er bedenklich.

Bäumlein will im Allgemeinen ausgesprochen wissen, es sei an sich wünschenswerth, dass die Collegien diese Sache behandeln. Derselben Ansicht ist auch *Dietsch*.

Von *Schmid* aus Ulm veranlasst fordert *Bäumlein* zu weitern thatsächlichen Mittheilungen auf, worauf

Deuschle aus Magdeburg berichtet, in Kurhessen habe das Lehrercollegium allein, ohne Befragung des Ministeriums, das Recht der Entscheidung.

Director *Behaghel* von Mannheim berichtet, in Baden bespreche sich der Director mit dem Lehrer ohne Mitwirkung der Oberbehörde; ebenso auch in Bayern.

Nach einer Mittheilung von Professor *Klein* aus Mainz geschieht es in Hessen-Darmstadt an zwei Gymnasien in verschiedener Weise, an beiden aber ohne Mitwirkung der Regierung.

Nachdem *Bäumlein* noch bemerkt hat, dass in Württemberg allerdings die Regierung befragt werde, aber stets genehmige, will er über folgende Fragen abstimmen lassen: ob die Wahl und Behandlung des Stoffes dem Lehrer allein überlassen, oder dem Lehrercollegium anheimgestellt werden, oder eine Befragung der Regierung dabei stattfinden soll.

Als aber *Dietsch* sich bereit erklärt, seine These 6 ohne Abstimmung zu verlassen, erklärt sich damit auch die Versammlung einverstanden.

Die Besprechung darüber wird jedoch noch einmal hervorgerufen durch eine Bemerkung von Professor *Kraz* aus Stuttgart, welcher sagt, es sei ihm unangenehm aufgefallen, dass in

einzelnen Ländern theils dem Director, theils der Regierung das Manuscript zur Censur vorgelegt werden müsse; er finde das unpassend.

Auf Bitten *Bäumleins* äussert sich darüber v. *Thiersch*, indem er darauf hinweist, eine Akademie der Wissenschaften sei das wissenschaftlich freiste Institut, das alle Censur von Aussen verschmähe, dennoch könne in einer Classe der Akademie nichts gedruckt werden, was nicht die Zustimmung der betreffenden Classe und das Imprimatur ihres Vorstandes habe. Es sei eine solche Einrichtung für Gymnasien wie für Akademien nöthig und ohne dieselbe entstehen Widerwärtigkeiten, von denen man Beispiele habe. Ein solches führt auch sogleich

Döderlein an, welcher erzählt, dass vor 25—30 Jahren in Bayern ein katholisches Programm zu confessionellen Zwecken missbraucht worden sei, seit welcher Zeit erst die Directoren in Bayern zur Censur derselben aufgefordert worden seien.

Aehnliches und Anderes sei, sagt *Schmid* aus Halberstadt, auch in Preussen vorgekommen, worauf man statt der früheren Freiheit eine Censur durch die Vorstände eingeführt habe.

Ihnen entgegnet *Kraz*, dass bei solchen Missbräuchen dann ja auf das Collegium keine Schuld falle — dass er sich übrigens bei den gegebenen Aufschlüssen beruhige.

Professor *Strodtbeck* aus Ulm meint aber doch einen Widerspruch darin zu sehen, wenn der Lehrer, welcher das Programm zu schreiben übernommen habe, das Manuscript einem Collegium oder einer Behörde vorlegen müsse; er habe ja das Vertrauen des Collegiums zum Voraus.

Auf die Mahnung *Schmids* von Ulm die These 6, wie beschlossen, ruhen zu lassen, geht

Dietsch zu These 7 über, von den Schulnachrichten. Es sei, sagt er, ihm schon vorgekommen, als ob sehr viel gedrucktes Papier ausgeschickt werde, das doch Niemand lese. Die statistischen Nachrichten haben nur für besondere Liebhaber derselben Werth. Es sei besser, wenn die gesammten statistischen Notizen einer ganzen Provinz oder eines Landes zusammengestellt und so bekannt gemacht werden. In Preussen erscheine der Schulkalender, welcher diesen Zweck erfülle. In den Schulnachrichten der Programme dagegen sei zu unterscheiden, was sich für nähere, was für weitere Kreise zur Bekanntmachung eigne.

Kramer aus Halle ist anderer Meinung. Er sieht gerade die Hauptbestimmung des Programmes darin, in seinen nächsten Kreisen gelesen zu werden, für welche die Nachrichten über Zugang und Abgang der Lehrer und Schüler u. dgl. das Wichtigste seien. Ein Kalender der erwähnten Art komme selten zu diesen nächsten Kreisen.

Dietsch verlangt wenigstens eine Trennung beider Bestandtheile für den Austausch, welche man auch nach *Bäumleins* Mittheilung in Württemberg factisch durch den Druck zu üben pflegt.

Nägelsbach dagegen will sich der allgemeinen Statistik annehmen; er lese, sagt er, gerne Schulnachrichten, woran ihn besonders drei Punkte interessiren. Einmal das Verzeichniss der verschiedenen Lehrgegenstände; zweitens Angabe des Standes der Eltern, welche Söhne in die Gymnasien schicken, endlich das Alter der Schüler in den verschiedenen Classen. Diese Vorliebe theilt auch

Eckstein, welcher die Programme immer von hinten zu lesen anfängt, und besonders nach den Lehr- und Preisbüchern, Thematen zu freien Aufgaben, historischen Nachrichten über die Lehrer der Anstalt etc. sieht.

Auf die Bemerkung *Bäumleins*, dass eine Zusammenstellung doch besser sei, entgegnet er und *Nägelsbach*, dass bei einer solchen dann gerade das lokale Colorit fehle, welches dieselben anziehend mache und *Kramer* macht auf die Schwierigkeiten einer solchen aufmerksam.

Einem Wunsche *Nägelsbachs*, dass in den Programmen Biographien der an- und abgehenden Lehrer, wie in denen von Frankfurt gegeben werden sollen, hält *Dietsch* entgegen, dass in solchen schon Missstimmungen innerhalb der Lehrercollegien auch offen zu Tage getreten, oder Aeusserungen einer gewissen invidia gegen andere Lehranstalten zum Vorschein gekommen seien.

Nägelsbach wünscht jedoch seinen Wunsch ins Protokoll aufgenommen zu sehen.

Nachdem sich auch noch Prof. *Ehrhardt* von Stuttgart für die Mittheilung von Schulnachrichten ausgesprochen hat, damit auch diejenigen etwas haben, welche die wissenschaftliche Abhandlung ihrer Specialität wegen nicht lesen, schlägt

Dietsch folgende Formel zur Abstimmung vor: Die Schulnachrichten sind in Vollständigkeit beizubehalten, und nach Möglichkeit in aller Weise fruchtbar zu machen.

Damit kann sich aber *Bäumlein* nicht einverstanden erklären, er will nicht Alles erhalten wissen, wie es gegenwärtig ist; namentlich möchte er die Mittheilung der Censuren der Schüler in Abgang decretirt sehen.

Derselben Ansicht ist *Schmid* von Ulm, welcher sogar die Schülerverzeichnisse unnöthig findet, aber damit auf vielfachen Widerspruch stösst.

Eckstein empfiehlt die preussische Vorschrift, nach welcher die Schulnachrichten enthalten sollen: 1) Lehrverfassung, 2) Chronik der Lehrer und Schüler, 3) sonstige Geschichte der Anstalt.

v. *Thiersch* kommt noch einmal auf die Mittheilung der Censuren zurück, welche er als eine Aufregung des Ehrgeizes und desshalb der Jesuitenmethode angehörig bezeichnet. Er erzählt, dass als in seinen Schuljahren die Regierung die Austheilung von Preisen angeordnet habe, durch eine Deputation der Schüler um Abschaffung dieser Verordnung gebeten worden sei. Die Schüler haben fragen lassen, ob sie denn bisher ohne Preise ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten.

Von der Schädlichkeit der Censurenmittheilung ist auch *Bäumlein* überzeugt und schlägt vor in den Protokollen auszusprechen, dass die Censuren in den Schülerverzeichnissen weggelassen werden sollen, welcher Vorschlag allgemeine Zustimmung findet.

Zur weitern Motivirung dieses Beschlusses fügt v. *Thiersch* noch hinzu, dass die Censuren gar nicht für die Zukunft beweisen und desshalb nicht vor die Schule hinaus gehören, was auch *Dietsch*, wie er sagt, mit dem Ausdruck „nächster Lebenskreis" im Auge gehabt hat.

Vierordt fragt an, ob auch die Location der Schüler in dem Programme wegfallen solle und

Scheiffele, ob nicht die Location und prunkvolle Preisaustheilung überhaupt abzuschaffen wäre, worauf

Schmid von Ulm entgegnet, das Letztere gehöre nicht hieher, die Location aber sei allerdings eine Censur.

Vierordt erwiedert, es werde auch im Staatsexamen und sonst im Leben locirt, warum nicht in der Schule.

Auf einen andern Punkt macht noch *Curtmann* aufmerksam, dass nämlich einigen Programmen Schülerarbeiten, namentlich Gedichte, beigefügt werden; er findet diess gefährlich.

Professor *Klein* aus Wetzlar findet die Location, auf welche er zurückkommt, wegen der Gleichheit vieler Schüler ungerecht.

Eckstein und *Dietsch* ermahnen diese nicht hieher gehörige Frage fallen zu lassen und auf die Aufforderung des Präsidiums trägt *Dietsch* seine These noch einmal vor in der Fassung: Es ist zu unterscheiden zwischen dem, was dem unmittelbaren Lebenskreise einer Anstalt angehört, und dem, was von allgemeiner Wichtigkeit ist."

Auf Befragen *Kramers* und *Ecksteins* erklärt *Dietsch* das „es ist zu unterscheiden" näher dahin, dass er eine Theilung der Programme in allgemeine und specielle damit gemeint habe, woran aber gerade *Eckstein* Anstoss nimmt. Es soll desshalb auf den Vorschlag *Bäumleins* nur das Fehlerhafte an diesen Mittheilungen, wie Mittheilung der Censuren, Locationen, Prämien und Schülerarbeiten als solches bezeichnet werden.

Die Versammlung geht sofort über auf Punkt 8 und 9 und

Dietsch empfiehlt, den Programmenaustausch durch gleiches Format zu erleichtern und überhaupt für wünschenswerth zu erklären.

Professor *Eyth* von Schönthal schliesst sich dem ersteren Wunsche namentlich im Interesse der Bibliothekare an und fordert zur Bestimmung eines festen Maases auf.

Professor *Teuffel* von Tübingen wünscht, dass der Programmenaustausch auch zwischen Universitäten und Gymnasien stattfinden möge.

Dietsch hält Gleichheit des Maases aus Druckereirücksichten für unmöglich.

Teuffel klagt namentlich über das Octavformat in Baden.

Gegen eine Behauptung *Bäumleins*, dass überhaupt noch nirgends gleiches Format herrsche, machen *Eckstein* und *Dietsch* geltend, dass in Preussen wenigstens Quartformat allgemein eingeführt sei.

Dem Wunsche einer ausgedehnteren Verbreitung der Programme schliesst sich auch *Scheiffele* an und *Dietsch* empfiehlt den Vorgang der Universität Kiel, welche ihre Programme bereits auch Gymnasien mitzutheilen pflege.

Endlich beschliesst die Versammlung auf den Antrag von *Eckstein*, dass sämmtliche Thesen von *Dietsch* in ihrer aus den Verhandlungen gewonnenen Neugestaltung und ebenso die durch *Bäumlein* vorzulegende weitere Ausführung seiner zweiten These bis zur nächsten Sitzung gedruckt werden, womit diese erste ordentliche Sitzung um 10 Uhr geschlossen wird.

Zweite ordentliche Sitzung.

Am 25. September. Morgens 8 Uhr.

Vor derselben kommen nach Beschluss der vorangehenden Sitzung zur Vertheilung die neuredigirten Thesen über das Programmeninstitut und die von Präsident *Bäumlein* zur Erläuterung seiner These 2 über das Privatstudium neu aufgestellten 7 Sätze.

Der Inhalt dieses Blattes ist demnach:

I. Thesen über das Programmeninstitut von Professor *Dietsch* vorgelegt, wie dieselben aus den Beschlüssen hervorgegangen:

1. Das Programmeninstitut hat segensreich gewirkt.
2. Der wissenschaftliche Theil hat an diesem Segen einen besonderen Antheil.
3. Dieser hat *specimina eruditionis* oder Resultate gereifter pädagogischer Thätigkeit und Erfahrungen zu bieten.
4. Die Verpflichtung, solche Abhandlungen zu liefern, ist für sämmtliche Gymnasien und sämmtliche ordentliche Lehrer fest zu halten.
5. Dispensation kann und soll aber aus genügendem Grunde gewährt werden.
6. Die Schulnachrichten sind beizubehalten; aber Mittheilung der Censuren, Locationen, Prämien und Schülerarbeiten als schädlich zu meiden.
7. Der Austausch (auch mit den Universitäten) ist möglichst zu erweitern und zu erleichtern.
8. Ein gleichmässiges Format ist zu wünschen.

II. Thesen für die Sitzung der pädagogischen Sektion am 25. September. Ueber die Privatstudien. Vorgelegt von Ephorus *Bäumlein*:

1. Zu Anregung freudiger Selbstthätigkeit sollen in den oberen Gymnasialklassen Privatstudien nach Möglichkeit gefördert werden.
2. Die Möglichkeit ist nicht nur durch das Mass der öffentlichen Leistungen, sondern auch durch die verschiedene Befähigung bedingt.
3. Demgemäss sollen die öffentlichen Lektionen und Arbeiten auf das nothwendige Mass beschränkt und
4. soll der individuellen Anlage Rechnung getragen werden.
5. Es ist, um Lust und Eifer für die Studien zu fördern, auf die verschiedene Neigung der Schüler Rücksicht zu nehmen, und die Wahl zwischen sprachlichen und wissenschaftlichen Fächern und Uebungen möglichst frei zu lassen,
6. jedoch so, dass die Wahl nicht ohne den Rath und die Zustimmung der Lehrer getroffen wird, und
7. dass die Lehrer fortwährend von der Art und Weise, wie die Privatstudien betrieben werden, und von deren Ergebnissen sich unterrichten.

Bäumlein eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung des Comitébeschlusses, dass nach der

Berathung der Thesen über das Privatstudium die Berathung der anderen gedruckt versandten Thesen fortgesetzt werden soll und zwar in folgender Weise: Besprochen werden soll zuerst die These *Adams* von Heilbronn über das Versemachen. Uebergangen werden sollen die Thesen *Reuschles* und *Pahls* wegen deren Nichtanwesenheit. Endlich soll Oberstudienrath *Roth* gebeten werden, aus dem Reichthum seiner Thesen die Punkte 2 und 3 a und b in weiterer Ausführung vorzutragen.

Von den mündlich vorgeschlagenen Thesen sollen die neugestalteten Sätze *Zellers* nicht berathen werden, da der Gegenstand bereits in einer früheren Versammlung zu Erlangen im Wesentlichen erörtert worden sei, wo von dem Verhältniss des Gymnasiums zum Christenthum, der gelehrten Schule zur Kirche die Rede gewesen, es scheine bei der Fülle von Berathungsgegenständen nicht zweckmässig, früher Behandeltes wieder vorzunehmen. Die These von Oberstudienrath *Klumpp* soll nicht vorgenommen werden, weil die Versammlung in ihrer Zusammensetzung hiefür nicht competent sei. Dagegen soll *Adams* These über das Turnen noch zur Verhandlung kommen, wenn die Zeit dazu reiche.

Bäumlein beginnt die Verhandlung über das Privatstudium mit der Bitte, dass die Debatte möglichst auf das Wesentliche sich beziehen möge; er selbst eröffnet sie mit den Worten: Wir sind wohl Alle einig, dass es Aufgabe der Schule ist, sowohl der Alumnate als der freieren Schulen, ihre Schüler allmählig möglichst zur Selbstthätigkeit und Selbständigkeit in Beziehung auf Intelligenz und Charakter zu bilden und ebenso unläugbar ist es auch, dass das Privatstudium eine freudige Selbstthätigkeit bei dem Schüler weckt.

Oberstudienrath *Roth* sagt, dass er bei aller Anerkennung der Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Leitung der Privatstudien doch in dieser Sache mit einem kleinen Widerspruche gegen das von dem verehrten Präsidium Vorgetragene beginnen müsse. Er glaube, an das erinnern zu können, was in Zeitschriften und an andern Orten bemerkt worden sei, dass nämlich die Selbstthätigkeit unserer Jugend bedauerlich abgenommen habe. Nun glaube er, dass diese Selbstthätigkeit, wo sie auf das allergeringste Mass zurückgegangen sei, nur dadurch wieder hervorgebracht werden könne, dass man die Thätigkeit des Schülers in der Schule selbst und zu Hause möglichst regle. Es ist, sagt er, das was ein junger Mensch aus eignem Antrieb arbeitet, viel werth, aber wir müssen von diesem sozusagen psychologischen Stande der Zeit ausgehen, und da glaube ich doch, dass die Concentrirung der Thätigkeit des Schülers das Nothwendigste ist. Wollten wir zum Privatstudium aufmuntern, so würden wir bei den meisten Schülern, soweit ich es wenigstens von dem mir übersehbaren Kreise aus sagen kann, eine gewisse Getheiltheit der Bestrebungen hervorbringen, welche den Zweck, den wir im Auge haben, nicht befördern würde. Ich habe mich darüber schon amtlich ausgesprochen und im württembergischen Correspondenzblatt für Gelehrte- und Realschulen die Sache weiter ausgeführt. Es soll in und für die Schule ernstlich gearbeitet werden, und sind dann Einige vorhanden, welche zu besondern Studien Lust haben, so werden diese allerdings mit Vortheil begünstigt und geleitet werden. Etwas Allgemeines kann beim gegenwärtigen Stand der Dinge darüber nicht ausgemacht werden, es hängt das von dem Bestand der Anstalten und der Qualification der Lehrer zu sehr ab. Von dem Bestand der Anstalt in mancherlei Hinsicht: wo die Lehranstalt zugleich Erziehungsanstalt ist, wie in den württembergischen Seminarien und den sächsischen Fürstenschulen, da geht es leicht, nicht aber in den Gymnasien. Auch die Qualification

der Lehrer hiezu ist verschieden: der eine hat Anlage hiezu, der andere nicht; es wird desshalb von Seiten des Schülers bloss Sache des persönlichen Vertrauens sein, an welchen von seinen Lehrern er sich wenden will; vielleicht ist es nicht immer gerade sein Ordinarius. Machen wir ein allgemeines Institut daraus, dass neben den Dingen, welche in und für die Schule zu behandeln sind, noch andere nebenhergehen müssen, wie es vor meiner Zeit in Stuttgart eingeführt gewesen, dass z. B. bei Livius neben dem, was statarisch in der Schule gelesen wurde, auch noch andere Partien zu Hause gelesen werden sollten, so kann das zuweilen schädlich wirken. Man sollte das den Schülern durchaus überlassen, was sie thun und wem sie sich dabei anvertrauen wollen. Machen wir etwas Stabiles daraus, so wird der Zweck der Sache nicht erreicht. Desshalb trage er, schliesst *Roth*, darauf an, dass diese These, obgleich sehr richtig, doch nur sehr kurz behandelt werden soll.

Bäumlein möchte, was das erste Bedenken betrifft, bemerken, dass er nicht glaube, die Richtung des Lehrers auf Weckung der Selbstthätigkeit in der Schule stehe im Gegensatz zu der Kultur des Privatstudiums. Es schliesst sich, sagt er, Beides nicht aus. Gerade die von *Roth* bemerkte Abnahme der Selbstthätigkeit sollte ein Motiv sein, Alles zu thun, um sie wiederherzustellen. Ich fürchte nicht, dass darunter die Concentration der Schüler leiden würde. Ich setze voraus, dass die Privatstudien unter Leitung eines Lehrers stehen. Die Thätigkeit des Lehrers wird sich einfach auf das beschränken, was auch sonst in seinem Berufe liegt; er wird berücksichtigen, ob die getroffene Wahl mit der Fähigkeit des Betreffenden, seinen gemachten und noch zu machenden Studien im Einklang stehe oder nicht; ferner wird sich der Lehrer überzeugen müssen, wie und ob im rechten Masse Privatstudien betrieben werden; es sollte das von jedem Lehrer erwartet werden.

Roth erwiedert, bei dem Stande der Dinge, über welchen von anderer Seite mehr geklagt worden sei, als er selbst zu klagen habe, scheine ihm, dass die Selbstthätigkeit der Schüler, wo es nothwendig sei, zu allererst dadurch wieder angepflanzt werden solle, dass sie durch gehörige Leitung dahin gebracht würden, für die Schule recht zu arbeiten. Er fürchte, dass von einem Aufrufe zur Privatthätigkeit die Schule zu leiden haben werde. Es komme die grosse Getheiltheit der Unterrichtsfächer und Anderes hinzu, was wir den Schülern nach vorgeschriebenen Unterrichtsplanen zumuthen müssen. Desshalb sollte man sich in Betreff der Privatstudien durchaus auf den guten Willen der Besseren beschränken. Nach mehr als vierzigjähriger Erfahrung habe er es als Hauptsatz aufzustellen, dass wir uns in der Gesammtthätigkeit der Schule nach der grossen Mehrzahl richten müssen, welche genug und mehr als genug zu thun habe für die Schule. Der Zweck der Concentration, welche auf's Neue angepflanzt werden soll, werde durch das vorgeschlagene Mittel bei der Mehrheit nicht erreicht. Den Erfahrungen *Bäumleins* stehen eben die seinigen gegenüber, darüber streiten könne man nicht.

Hierauf führt *Bäumlein* noch weiter aus, dass er nie gemeint gewesen sei, das Privatstudium zwangsweise zu fordern, sondern geglaubt habe, es gehe aus seinen Thesen hervor, dass es eben nach Möglichkeit gefordert werden soll, mit Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse. Wenn in einer Schule der gute Wille in Thätigkeit gesetzt werden soll, sagt er, so darf ja dieser nicht zum Voraus in Frage gestellt werden. Als Lehrer und Vorstand suche er bei seinen Zöglingen das Privatstudium anzuregen, er fordere sie auf, dass die, welche nach

Erfüllung der Pflichten für die Schule noch Zeit übrig haben, sich irgend eine Privatbeschäftigung selbst suchen sollen.

Eckstein wünscht vor Allem eine genauere Bestimmung des Ausdrucks „Privatstudium". Soll darunter nichts Weiteres verstanden werden, als die freie halb wissenschaftliche Thätigkeit des Schülers der obersten Classe, so sei das etwas ganz Anderes, als wenn man darunter diejenige freie Thätigkeit der Schüler verstehe, welche neben den Schularbeiten auch in den untern Classen immer hergehen müsse und solle.

Die verlangte Definition wird von *Bäumlein*, obgleich er sie schon in den Thesen implicite gegeben zu haben glaubt, dahin abgegeben, dass Privatstudien im Gegensatze stehen zu den öffentlichen Aufgaben, dass für sie der freie Entschluss zu dieser oder jener Arbeit wesentlich sei, welche jedoch im Einklang stehen müsse zu dieser oder jener Lection und den Bedürfnissen der Schule überhaupt.

Eckstein findet aber das zu wenig; diese Art von Privatstudien würde nur auf die obersten Classen beschränkt sein.

Bäumlein erwidert, er habe diesen Ausdruck gewählt, damit nach Verschiedenheit der Schulen und der Benennung ihrer Classen die Grenze nicht zu enge gezogen werde. Mit dem Ausdruck „obere Gymnasialklassen" in seiner These 1 wolle er lediglich die Zeit vom 14. Jahre und darüber bezeichnet haben.

Kramer will unterscheiden zwischen Privatstudien und Privatarbeiten. Die ersteren seien für die oberen Classen, die andern auch für die untern nützlich und nothwendig. Die ersteren werden sich leicht regeln lassen, die zweiten seien schwieriger.

Classen möchte recht concret *Bäumleins* und Anderer Erfahrungen in der Sache hören. Er habe, sagt er, es immer schwierig gefunden, den rechten Antrieb zu geben und den Gang zu ordnen. Im Allgemeinen werde es darauf ankommen, die Lektüre nicht über die Grenze der Schule hinauszuführen, innerhalb derselben aber zu erweitern; auch werden nur einzelne Schüler der obersten Classen zu derartigen Aufgaben und nur zu solchen aufzufordern sein, welche eine gewisse Concentration erfordern. In Erwiederung darauf theilt

Bäumlein mit, er habe in seiner Gymnasial- und Seminarlehrerthätigkeit die Privatstudien gepflegt als ein Erbstück aus alter Zeit. Die 7 aufgestellten Punkte enthalten nur die Erfahrungen seiner Praxis. Die Erfolge, berichtet er, sind bei verschiedenen Cursen verschieden und sehr wechselnd gewesen. Ich habe Promotionen gehabt, welche in verschiedenen Zweigen sehr Anerkennungswerthes geleistet haben, so dass die Lehrer mit Freude und Stolz auf diese eignen Leistungen der Schüler gesehen haben. Diese Leistungen sind aus der freien Wahl der Zöglinge hervorgegangen. Da wo eine gewisse Selbständigkeit sich gebildet hat, ist diese nicht unterdrückt, sondern gehoben und gepflegt worden. So haben sich die einen Zöglinge mit lateinischen, griechischen oder hebräischen Autoren beschäftigt, andere mit Mathematik, Geschichte, Französisch. Mehrere haben in den verschiedenen Semestern mit verschiedenen Studien abgewechselt. Die Leistungen sind von der Art gewesen, dass, wo wir es für geeignet befunden, die Schüler auch über das Mass der Schule hinausgehen durften. Es sind Zöglinge in der Anstalt gewesen, welche nach Erledigung Homers sich mit andern griechischen Dichtern z. B. Hesiod und der Anthologie, andere welche sich mit Thukydides und Aeschylus beschäftigt haben. So sind auch begabtere Mathematiker angeleitet worden, in ihren Studien höher zu

gehen, als das in der Schule möglich gewesen, Geschichtsfreunde sind tiefer in die Quellen eingeführt worden. Es versteht sich übrigens, dass Studien, welche ganz ausserhalb der Sphäre des betreffenden Cursus fallen, weder gewählt noch gewünscht werden konnten.

Auch *Eckstein* theilt seine Erfahrungen mit. Er sagt, dieselben seien in Bezug auf das Privatstudium noch jung und veranlasst durch eine Anordnung der Unterrichtsbehörde in Preussen. Bisher habe er nur Privatarbeiten in den obersten Classen gehabt, Lectüre von Schriftstellern, welche nicht in der Schule gelesen worden seien. Nach der neuen Anordnung sollen bei der Maturitätsprüfung freie Arbeiten der Schüler vorgelegt werden und solche selbst einen Dispens von den gewöhnlichen Arbeiten möglich machen. Seit einem halben Jahre haben sich die Schüler Themata zu irgend einer Arbeit gewählt, ihm vorgelegt und mit ihm berathen. Ein Schüler habe aus Cic. de orat. nach Anleitung von *Nägelsbachs* Stilistik die Phrasen ausgezogen, ein anderer über das Leben des Germanicus nach Tacitus geschrieben. Die Schüler haben dabei immer Autoren lesen müssen. Nach einem richtigen Ausspruch von *Döderlein* müsse der Schüler immer wissen, was er mit dem, was er lese, machen solle.

Decan *Werner* von Waiblingen gibt Erfahrungen aus der alten Zeit. In der Klosterschule Maulbronn, erzählt er, deren Zögling er gewesen sei, habe man damals nicht blos für die Lectionen, sondern auch privatim viel gearbeitet. Nach den Lectionen seien immer zwei oder drei zusammengetreten, um sich den Inhalt des Vorgekommenen zu wiederholen, und zu zwei oder drei haben sie sich auch wieder auf die nächste Lection vorbereitet. Jeder von ihnen habe aber auch sein Privatstudium gehabt, welches immer mit der Lection und dem Beruf in irgend einer Verbindung gestanden habe. In Bebenhausen aber, zwei Jahre nachher, habe das gemeinschaftliche Arbeiten aufgehört. Er empfehle für das Privatstudium besonders das gemeinschaftliche Arbeiten.

Seine eigenen Jugenderfahrungen erzählt auch *Nägelsbach*. Auf dem Baireuther Gymnasium habe es eine eigentliche controlirte Privatarbeit nicht gegeben. Was sie freiwillige Arbeiten damals genannt haben, sei freiwillig in allen Beziehungen gewesen. Der Mediciner habe Physik getrieben, ein Anderer Mathematik, wieder ein Anderer habe den Schiller auswendig gelernt; Viele haben auch klassische Lectüre vorgenommen und diese sehr ernst und oft gemeinsam, so z. B. auch einmal Thiersch's griechische Grammatik; es seien schriftliche Aufsätze und auch sehr viele Gedichte geliefert worden. Joh. Ad. Schäfer zu Anspach, der Uebersetzer des Plinius, habe in der ganzen Prima keine einzige Aufgabe gegeben und sei doch mit Privatarbeiten, meist deutschen, fast überschüttet worden; derselbe habe auch lateinische Aufsätze und Gedichte corrigirt. In Nürnberg sodann, wo er als Lehrer thätig gewesen, habe zuerst aus dem Groben herausgearbeitet werden müssen, wesshalb strenges Arbeiten für die Schule vor Allem nothwendig gewesen sei. Später habe er auch Privatarbeiten hervorzurufen gesucht, aber in einer sechzehnjährigen Lehrerthätigkeit seien ihm nicht soviele Arbeiten geliefert worden, als in Anspach in einem Jahre. Der allgemeine Schluss aus seinen Erfahrungen sei: Es ist unerlässlich und eine conditio sine qua non, dass gewissenhaft und treu für die Schule gearbeitet werde, aber es ist schön und eine Zierde der Anstalt, aber beschränkt auf Wenige, dass selbständig in der angegebenen Weise gearbeitet werde. Das eine ist nothwendig, das andere ist schön. Die streng angeordnete und controlirte Privatlectüre aber gehört nicht unter diese Kategorie, diese ist Schularbeit.

Ueber die sächsischen Fürstenschulen berichtet *Dietsch* aus Grimma. Was man dort Privatstudium heisse, sagt er, gehöre nicht hieher. Man gebe dort zu gewissen Zeiten den Schülern freie Zeit zur Arbeit. Dieses Privatstudium sei aber Forderung für die Schule und auf Lectüre der Klassiker beschränkt; nur werde längere Zeit bei grösseren Aufgaben gegeben und erst später corrigirt. Schon dem Quartaner werde für den „Studientag" eine Arbeit gegeben, etwa zehn Kapitel im Cäsar zur Uebersetzung und Erklärung. In Prima und Secunda werde an solchen Arbeiten oft ein bis zwei Monate lang gearbeitet. Es sei bei ihnen ein alter Kanon: der Tertianer solle, ehe er aus der Classe austritt, die ganze Odyssee und Cäsar de bello Gallico gelesen haben; der Secundaner die ganze Ilias, drei bis vier Reden Cicero's und einige Bücher Virgils, der Primaner einige griechische Prosaiker und Dichter, lateinische Dichter und schwerere ciceronianische Reden. Man verlange hiebei nicht von dem Schüler, dass er die Mittel, wie er zum Verständniss gekommen, angebe; man sehe es gerne, wenn er sich Phrasen oder antiquarische Notizen aus dem Gelesenen ziehe, verlange es aber nicht. Freiwillige Arbeiten schliessen sich daran, Aufsätze und lateinische Gedichte; sie werden vorgezeigt, aber nicht strenge corrigirt; der Lehrer lese sie, bespreche die gröbsten Fehler und gebe sein Urtheil im Allgemeinen; allein eine Hauptforderung sei, dass man in allen öffentlichen Arbeiten Früchte dieses Privatstudiums sehe.

Zu den Mittheilungen von *Nägelsbach* gibt *Ströbel* aus Stuttgart noch weitere von derselben Anstalt. Er erinnert sich, dass daselbst jeden Samstag Vormittag zwei Stunden dazu angewandt wurden, um eine lateinische Abhandlung, welche der Reihe nach von einem Schüler ausgearbeitet wurde, vorzutragen und zu besprechen. Es konnte einer sich lange vorher seinen Stoff wählen und ausarbeiten, gab aber am Donnerstag vorher ein Exemplar der Arbeit dem Vorstande, ein anderes dem sogenannten Opponenten; beide corrigirten sie, und am Samstag war Besprechung derselben in der Classe, welche ebenfalls lateinisch geführt wurde. Wie es auf der alten Schulpforte gehalten worden, wird von

v. *Thiersch* erzählt. Die Schule hatte wenige Stunden, die Arbeiten für die Schule nahmen wenige Zeit in Anspruch. Gleichwohl musste des Morgens um drei bis vier Uhr aufgestanden werden; somit war viele Zeit für freie Arbeiten gegeben. Man hatte damals die Ansicht, dass die Leistung einer lateinischen Schule durch strenge Ordnung, Regelmässigkeit, und Controle von oben bedingt sei. Für die Schule dagegen, welche mit dem 14. Jahre anfing, hatte man ein anderes Princip. Man glaubte zwar, gewisse Dinge, wie Styl, Verse u. dgl., müssten in der Schule geübt werden, die jungen Leute sollten nicht blos w i s s e n, sondern auch k ö n n e n. Namentlich wurde die lateinische Versification in grosser Ausdehnung geübt, wobei nicht blos poetische Form und Phraseologie bezweckt wurde, sondern das Gemüth des Jünglings sollte poetisch angehaucht werden, die ganze Schule war auf ein poetisches Element gegründet. Für das dagegen, was nicht Sache der Uebung war, gab der Lehrer möglichst viele freie Zeit und fragte auch nicht, was in derselben gelesen werde. Man wollte Selbständigkeit und freie Bewegung. Auf diese Weise konnte bei mässiger Arbeit ein ächt freier, poetischer Geist in der Schule erhalten werden. Bei dieser freien, selbständigen und die edlen Gemüther weckenden Thätigkeit verging vieles Geringe, vieles Mittelmässige blieb mittelmässig, aber der Gewinn bei den bessern Geistern war um so grösser. Unsere Zeit, fährt *Thiersch* fort, hat die Aufmerksamkeit mehr auf Alle gerichtet, mütterlich nimmt sie sich Aller an, es ist aber

bei der gegenwärtigen Richtung die Sorge dahin zu richten, dass man die höhern und edlern Geister nicht beschränke, sondern ihnen jede Entwicklung aus sich selbst frei gebe. Es ist das Sache der Dispensation von Seiten des Lehrers. Die Schule soll bilden, aber ihre Hauptaufgabe ist, den jungen Menschen selbstthätig und selbständig zu machen, damit er nicht rathlos, sondern als ein selbständiger junger Mann ins Leben trete. Selbständigkeit und Abgeschlossenheit thut überall noth, desshalb verlange ich auch für ein tüchtiges Lehrercollegium eine grosse Selbständigkeit, namentlich den Schülern gegenüber. Mit Ordonnanzen, Regulativen und dergleichen von Oben herab ist nichts gethan.

Behaghel berichtet von Baden, man habe dort erst seit einigen Jahren Privatstudien. Man verlange jetzt z. B. bei der Ilias, dass der Schüler die Bücher, welche nicht in der Classe gelesen werden können, zu Hause lese und übe darüber Controle, indem man Wörter, Bilder und Sentenzen aus dem Gelesenen gelegentlich abfrage. Für andere Classen verlange man Lectüre des Livius in grösserer Ausdehnung, als in der Schule möglich sei, z. B. in diesem Jahre die Geschichte der Samniterkriege. Für die Rhetorik benütze er Demosthenes, welcher in seiner Schule nicht gelesen werde, und seine Schüler haben grosse Freude daran. Aehnlich sei es in andern grössern Anstalten seines Landes, was auch von

Hoffmann aus Constanz bestätigt wird, welcher bemerkt, dass man bei der grossen Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Lehrpensen nicht weiter gehen könne, wozu auch

Bäumlein beifügt, dass bei ihnen zur Lectüre eines Schriftstellers erst aufgemuntert werde, wenn man denselben in der Classe zu behandeln angefangen habe.

Prof. *Eyth* von Schönthal theilt aus seiner eigenen Seminarzeit mit Dank an *Thiersch* für seine Bemerkungen über das Versemachen mit, dass zu seiner Zeit, namentlich von 9—10 Uhr Abends Verse in die Wette gemacht worden seien.

Von einer auf die Herbeiziehung der ganzen Classe zum Privatstudium berechneten Einrichtung im Seminar zu Schönthal macht Professor *Mezger* von da nähere Angaben. Es werde bei lateinischen und griechischen Schriftstellern ein- oder zweimal im Semester die Zeit, welche sonst in der Schule zugebracht werde, den Schülern zu freier Bearbeitung von 10—12 Capiteln, wie sie gerade vorliegen, freigelassen. Hiebei werde Uebersetzung des Schwierigen und Erklärung einzelner Stellen gefordert; jede einzelne Arbeit werde sodann corrigirt und in der nächsten Woche finde in 1—2 Stunden eine öffentliche Recension sämmtlicher statt. In diese Art von Privatarbeit werden auch die Schwachen und Schwächsten mit hereingezogen und der Erfolg sei ein sehr erfreulicher. Der Lehrer selbst lerne aus dem Richtigen, wie aus dem Unrichtigen dieser Arbeiten. Uebrigens ist auch er der Meinung, dass einzelne selbständige Geister zuweilen ganz freie Studien sollten machen dürfen, aber diese Privatstudien sollen in den Gang und Zusammenhang des Schulunterrichtes möglichst eingefügt werden.

Döderlein kommt auf die Schulpforte zurück und erwähnt der sogenannten „Ausschlafetage“. So ziemlich in jeder Woche, erzählt er, bei irgend welcher Festgelegenheit, namentlich wenn ein alter Pfortenser einen Sohn einlieferte, wurde ein Feiertag mit Ausfall aller Lectionen gegeben; man durfte an demselben statt bis 5½ Uhr sogar bis 6½ fortschlafen; daher der Name. Jetzt hat aber die preussische Regierung daselbst, um Missverständnisse zu vermeiden, statt des alten Namens den andern „Studientage“ eingeführt. An diesen Tagen wurde ehrenhalber von den Strebsamen mehr gearbeitet als sonst. Er selbst, fügt er hinzu, habe einmal in

der zweitobersten Classe an einem solchen Tage von morgens 4 Uhr bis nachts 12 Uhr die Electra des Sophocles durchgelesen. Auch in seiner Anstalt gebe er jetzt etwa alle zwei Monate einen solchen Freitag, für welchen er alle Schularbeiten ausdrücklich verbiete.

Eckstein beruhigt *Döderlein* über den Namen „Ausschlafetag", den die Macht der Gewohnheit in der Schulpforte noch heute erhalten habe. Er erinnert auch an die sogenannten Valedictionen daselbst, welche Abhandlungen von gegen 20 Bogen und eine Schlussrede des Abgehenden, die eigentliche Valedictio, enthalten haben. In Klopstocks Valedictio sei der erste Gedanke zum Messias niedergelegt.

Bäumlein mahnt nun zum Schlusse und hält ein Eingehen auf die einzelnen Thesen nach den vorangegangenen Erörterungen und Mittheilungen nicht mehr für nothwendig; auch *Thiersch* sieht sie als erläutert an und die Versammlung beschliesst, sie zu verlassen.

Es fragt aber noch *Eckstein* an, ob man sie auch adoptire und

Kramer schlägt vor, ins Protokoll zu setzen: die Privatstudien haben einen sehr fruchtbaren Gesprächstoff der heutigen Sitzung ausgemacht.

Auch *Bäumlein* wünscht eine Abstimmung über die Frage: soll Privatstudium gefordert werden oder nicht? begnügt sich aber, da die Versammlung hierauf nicht eingehen zu wollen scheint, mit den Worten zu schliessen: Die Förderung des Privatstudiums ist ein Wunsch, der bei mir aus langer Erfahrung und inniger Liebe zu der Jugend hervorgeht. Es soll auch die Schule in ihrem Theile dazu beitragen, Charaktere zu bilden, deren unsere Zeit so sehr bedarf und die Jugend zu Menschen und Männern zu erziehen. In diesem Sinne bitte ich die Herren, sie möchten die Frage, inwiefern Privatstudien gefördert werden können, Jeder bei sich erwägen und anordnen, was sie nach bestem Wissen und Gewissen für richtig erkennen.

Es wird sofort noch zur Berathung der These von Ephorus *Adam* aus Heilbronn über lateinische Versification geschritten. Sie lautet nach p. 128: Die lateinische Versification als Production hat sich überlebt: aber als Reproduction, durch Memoriren, Restituiren, Retrovertiren und Componiren, muss sie in ihre Rechte eingesetzt werden.

Adam selbst eröffnet die Berathung mit Theilung seiner These in die zwei Punkte: a) von der Production, b) von der Reproduction. Im ersten Theile soll nicht gesagt werden, dass nicht da und dort lateinische Versification als Production noch betrieben und da und dort auch zurückgewünscht werde; er habe nur sagen wollen, es sei nicht wünschenswerth, dass die lateinische Versification als Production wieder obligatorisch gemacht werde. Er sucht diess mit folgenden Schlüssen zu beweisen: Entweder will man mit der lateinischen Versification als Production wirklich eine poetische Production erzielen, dann verlangt man das Unmögliche, weil dazu nur Wenige begabt sind, oder man verlangt blos eine poetische Form, was unnatürlich ist; man gewöhnt dadurch den Schüler an das Hässliche, denn hässlich ist unpoetischer Gehalt in poetischer Form. Ueber den zweiten Theil seiner These sagt er, diese Reproduction sei eine Reconstruction der poetischen Form, wie sie in den klassischen Dichtern vorliegt. Diese sei nothwendig, weil ein Dichter nicht verstanden werde ohne Verständniss seiner Form; das aber zu erlangen sei nicht möglich ohne solche Reproductionsversuche. Ferner werde ohne

Verständniss des poetischen Theils der lateinischen Literatur auch der prosaische nicht verstanden nach dem aristotelischen Grundsatz, dass man das εἶδος nicht verstehe ohne das ἀντικείμενον. Wenn man also weder die lateinische Poesie noch die lateinische Prosa recht verstehe ohne solche Uebungen, so folge, dass man vom Latein überhaupt nur eine ganz unvollständige Kenntniss bekomme ohne lateinische Versreproduction.

v. *Thiersch* bemerkt: Die Concessionen *Adams* in Betreff der Reproduction heben auf, was er über Production gesagt habe. Reproduction sei ohne Production gar nicht möglich; es würde sich nur um ein Mehr oder Minder der letztern handeln. Er habe nicht viel einzuwenden, wenn die lateinische Poesie als solche abgeschafft werden solle, aber die lateinische Versification müsse man als eine Schulthätigkeit betrachten, wie die Uebung in der lateinischen Prosa; zwischen prosaischen und poetischen Tendenzen bestehe gar kein so grosser Unterschied. Ob poetisch selbständiger Geist in die poetischen Schulpensen kommt, ist nach seiner Meinung unwichtig, es werde allerdings nur der gereiftere und wirklich poetisch angelegte Knabe poetische Elemente hineinbringen, aber das sei auch nicht nothwendig. Die lateinische Versification solle der Einübung der Grammatik zur Seite gehen. Der Knabe habe die Quantität, die Kunst der Zusammenfügung der Rhythmen etc. ebenso, wenn nicht ganz so mechanisch einzulernen, wie die Sätze der Grammatik. Lateinische Versübung sei wie die Grammatikübung eine nothwendige Vorübung zur eigentlichen Latinität. Darum sollen die lateinischen Verse nicht aus der Schule verschwinden; was aber geschehen würde, wenn in den höheren Sphären kein Gewicht mehr darauf gelegt würde. *Thiersch* hofft, dass sie selbst da wieder einkehren werden, wo sie bereits verschwunden sind.

Mit diesen Aeusserungen von *Thiersch* erklärt sich *Adam* vollkommen einverstanden, nur solle die Production den Befähigten vorbehalten und nicht obligatorisch gemacht werden.

Thiersch dagegen meint, dass nicht bei Vielen eine gänzliche Unfähigkeit, das Technische der Versification zu lernen, vorhanden sein werde. Die technische Uebung aber sollte Gemeingut Aller werden, späterhin sei der Poet vom Nichtpoeten zu unterscheiden.

Bäumlein will, da die Zeit zu Ende ist, zur Abstimmung fortschreiten, allein auf Verlangen *Schmids* von Ulm und Anderer wird die Vertagung der Frage auf die nächste Sitzung beschlossen.

Dritte ordentliche Sitzung.

Am 26. September. Morgens 8 Uhr.

Die Besprechung über die *Adam*'sche These wird gleich zum Anfang wieder aufgenommen.

Adam gibt zuerst eine nähere Erläuterung dessen, was er Production und was er Reproduction nennt. Unter Production versteht er die eigene Ausführung eines Thema's in lateinischen

Versen, gleichgültig, ob Stoff und Form von dem Verfasser oder von dem Lehrer gewählt werden. Die Reproduction bestehe entweder darin, dass man ein dichterisches Ganze, ein Stück aus einem klassischen Dichter, aus seiner Auflösung in nichtmetrische Sätze wieder in Versform herstelle, oder dass der Schüler ein Stück, das er schon vor längerer Zeit ins Deutsche übersetzt habe, aus dem Gedächtniss wieder restituire; ein etwas freieres Verfahren sei, wenn der Schüler ein ins Deutsche übersetztes klassisches Produkt, das er im Original nicht kenne, in lateinische Verse übertrage. Diese Art von Reproduction könne bei Berufenen leicht in freie Production übergeleitet werden.

Dietsch hält den Angriffen auf eigentliche Production entgegen, dass man bei ihnen noch getrost Themata, wie eine Besingung des Frühlings und dergleichen gebe und führt Beispiele aus seiner Anstalt an. Die Hauptsache sei nur eine tüchtige Uebung von unten herauf. Zur Production werde dann das jugendliche Gemüth von selbst geführt. Er selbst sei ein Gegner der Versification gewesen, aber seitdem er wieder angefangen habe, sie mit seinen Schülern zu treiben, sei er anderer Meinung geworden. *Adams* Uebungen seien trefflich, die Hauptsache aber sei, dass sie zeitig genug angefangen werden.

Schmid von Ulm bittet *Adam*, seine Behauptung, dass sich die Production überlebt habe, nicht festzuhalten, ehe man sich dessen aus Thatsachen vergewissert habe. Von württembergischem Standpunkte aus habe allerdings dieselbe einige Richtigkeit. Zu seiner Zeit zwar habe noch Jeder im Landexamen eine Anzahl von Versen zum lateinischen Pensum hinzugemacht; im Seminar sei die Versübung unter Baurs, seines allezeit verehrten Lehrers, Leitung fortgesetzt worden. Baur habe die Klage der Ceres und andere Gedichte in lateinische Disticha oder Sapphen übersetzen lassen und sodann ausgezeichnete eigene Bearbeitungen derselben Stoffe gegeben. In den zwanziger Jahren aber sei die Uebung verloren gegangen. Ein Kurs von 1822—26 in Urach habe noch gute Verse gemacht, der nächste keine mehr. *Schmid* selbst hat es in seiner Schule nie aufgegeben und wünscht allgemeine Wiedereinführung. Das Aufgeben dieser Uebung ist eine der Forderungen der Zeit, sagt er, die man zu bald verwilligt hat; man haut uns so Glied um Glied vom Leibe und wundert sich dann, wenn diesem die Lebensfähigkeit auszugehen droht. Die Lehrer selbst sollen den Anfang machen, wieder Verse machen zu lernen.

Mit den aufgestellten Sätzen erklärt sich auch *Bäumlein* vollkommen einverstanden und theilt aus seiner Maulbronner Amtsthätigkeit mit, dass dort die Verskunst im Jahre 1840 noch geblüht aber bald darauf aufgehört habe. Auch er mahnt zu früher Uebung der Technik.

Allen ausgesprochenen Wünschen schliesst sich auch *Nägelsbach* an, aber auch seine Erfahrungen von dem Untergange der Verskunst sind dieselben. In Franken ist sie ganz verloren gegangen. Er selbst hat als Schüler oder Student nie Verse gemacht, ausser griechische. Als Lehrer hat er es mit Schülern angefangen, aber wegen Mangel an Vorbildung bei denselben wieder aufgeben müssen. Er will Wiedereinführung unter zwei Bedingungen: 1) dass die Lehrer selbst es wieder lernen, 2) dass sie sich den lateinischen Sprachschatz vollkommen aneignen. Damit aber Zeit für die Versification bleibe, verlangt *Nägelsbach* eine Reduction der Lehrgegenstände; wenn wir blos zusetzen ohne abzuschneiden, so werde dem jugendlichen Geiste zuviel zugemuthet. In Bayern werde in einigen Schulen die Versification wieder angefangen, in dem Professoratsexamen dagegen sei sie beseitigt.

Auf die Frage *Bäumleins*, ob *Nägelsbach*, der die Wiedereinführung der Verse noch einmal empfiehlt, eine Abstimmung darüber verlange, was dieser verneint, wünscht

Schmid von Ulm wenigstens eine allgemeine Zustimmung zu erzielen.

Die Discussion wird aber wieder aufgenommen durch *Roth*, welcher noch hinzufügen will, dass die lateinische Versification in einer gewissen Parallele zu der prosaischen Uebersetzung stehe, zu welcher jeder tüchtige Lehrer eine altera versio gebe. Eine sehr wichtige Sache, äussert er sich darüber, ist unser Beispiel in der Schule. Es gibt manche Dinge, welche wir blos dadurch ins Werk setzen können, dass wir selbst mit dem Schüler arbeiten. Das ist bei den lateinischen Compositionen besonders der Fall. Wenn ich meinen Schülern Hebdomadare und dergleichen zu dictiren habe, so reicht bloses Corrigiren nicht hin, ich muss eine altera versio geben. Kommen wir zur Wiedereinführung der lateinischen Versification, wohin wir in Württemberg sobald nicht kommen werden, da die lateinische Verskunst so in Vergessenheit liegt, dass unter fünfzig Lehrern nicht drei mehr selbst lateinische Verse machen, so ist absolut nothwendig, dass die Lehrer wie in Prosa so auch in Versen eine eigene mustergültige altera versio geben. *Roth* erinnert dabei an seinen Vater, der in dieser Hinsicht eine gewisse Berühmtheit erlangt habe: diese Fertigkeit habe er sich nur dadurch erworben, dass er zu jedem Hebdomadare sechs bis acht Disticha selbst gemacht habe. Zu *Nägelsbach* Forderung an den Lehrer sei desshalb hinzufügen, dass es nicht genüge, wenn der Lehrer Verse machen könne, er müsse auch wirklich Verse machen und dem Schüler darin mit eigenem Beispiele vorangehen. Dazu dass diess geschehe, habe er für Württemberg wenigstens nicht die geringste Hoffnung.

Classen fragt an, ob denn wirklich eine Kenntniss der lateinischen Poesie und Prosa ohne Versemachen nicht möglich sei. Dasselbe, sagt er, müsste dann doch auch von dem Griechischen gelten. Ich warne vor Ueberschätzung der Sache. Bei aller Hochachtung vor der Versammlung wage ich zu behaupten, dass Lehrer und Schüler sehr viel Wichtigeres zu thun haben, als lateinische Verse machen zu lernen. Ich erinnere mich keiner besonders guten Beispiele und wüsste nicht, dass gerade durch Versekunst die Länder, welche weit in der Bildung sind, dahin gekommen wären. *Classen* erzählt auch, dass er in Hamburg als Schüler unter Bonitz und als Lehrer unter Jacob in Lübeck keine Verse gemacht habe. Der letztere habe selbst Verse gemacht und doch in der Schule keine mehr machen lassen, wegen der Ueberfüllung mit andern Lehrgegenständen. Er wünscht die These dahin gestellt, dass das Versemachen nur geschehen soll, wo der Lehrer selbst die Fertigkeit dazu habe.

Schmid von Ulm bittet noch einmal um weitere thatsächliche Mittheilungen, worauf

Eckstein berichtet, dass in Preussen abgesehen von Schulpforte die Uebung abgekommen sei. Seit neuerer Zeit werden in den mittleren Classen wieder Uebungen an der Hand der Seyffert'schen Palästra gemacht; er selbst aber habe in seinem Leben höchstens dreimal Verse verfertigt.

Nach einigen Erörterungen über die Ordnung der zwei Theile der These für die Abstimmung legt

Bäumlein zuerst die Frage vor: Soll die Reproduction in der geschilderten Weise für nothwendig erklärt werden? welche mit grosser Mehrheit angenommen wird.

Ueber die zweite Frage: Ist die Production wünschenswerth oder nothwendig, erhebt sich

noch eine kleine Discussion, worin *Dietsch* den Ausdruck „wünschenswerth" für genügend erklärt, weil man von selbst zur Nothwendigkeit kommen werde und *Thiersch* ebenfalls die Ansicht äussert, man solle die letzte Entscheidung von der betreffenden Schule, Verhältnissen der Lehrer wie der Schüler abhängen lassen.

Bäumlein legt sofort die Frage in der Fassung vor: Ist es wünschenswerth, dass die Schule die Versübungen möglichst bis zur Production fortführe?

Bei der Abstimmung jedoch bleibt (auch bei einer Gegenprobe) die Mehrheit unentschieden.

Hierauf fragt *Bäumlein* an, ob der Wunsch ausgesprochen werden soll, dass die technischen Vorübungen bereits in den untern Classen etwa vom zwölften Jahre an getrieben werden.

Nach einigen die Annahme dieses Antrages warm empfehlenden Worten von *Thiersch*, der namentlich in dieser und anderer Hinsicht den Zustand der württembergischen Schulen, wie er ihn in den dreissiger Jahren aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, rühmend erwähnt, wird derselbe von der Versammlung fast einstimmig angenommen.

Es kommt nun die Berathung der These 2 und 3, a und b von Oberstudienrath *Roth* aus Stuttgart an die Reihe. Vorher aber macht noch *Roth* die Zwischenbemerkung, dass nach dem Beispiele früherer Versammlungen die Herrn, welche sich an der pädagogischen Sektion betheiligt haben, ihre Namen angeben möchten.

Als aber *Bäumlein* und *Eckstein* bemerken, dass die ganze Versammlung mit wenigen Ausnahmen sich betheiligt habe, beruhigt sich die Versammlung hiebei.

Roth erklärt sodann in Betreff seiner Thesen, dass über These 2 nichts mehr zu sagen sei; es sei dort nur eine Erfahrung ausgesprochen, welcher andere Erfahrungen entgegengestellt werden können; auch habe er einer Anzahl der Anwesenden zwei Aufsätze aus dem Correspondenzblatt für Gelehrte- und Realschulen in Württemberg mitgetheilt, worin die aufgestellten Thesen ihre weitere Ausführung gefunden haben.

Pfarrer *Zeller* von Döffingen bemerkt, auf These 3 a übergehend, das sei der Unterschied zwischen Gelehrten und Pädagogen, dass die Gelehrten für die Wissenschaft studiren, die Pädagogen für die Schule zur Mittheilung vorarbeiten. Der Geist werde genährt durch den Geist; der Geist aber sei vermittelt in den Schriftstellern, namentlich naiv und unmittelbar in den Classikern, der naivste und unmittelbarste Classiker aber sei die Bibel, desshalb bringe er hier etwas für seine Thesen vor.

Bäumlein aber trägt darauf an, zu These 3 b überzugehen, da, wie es scheine, über 3 a sonst nichts bemerkt werden wolle; nach der bestehenden Ordnung könne er ein Zurückgehen auf *Zellers* Thesen nicht zugeben.

Zeller bemerkt noch, er habe nur im Gegensatz gegen die Berichte öffentlicher Blätter geltend machen wollen, dass das Comité, wenn es auch seine Thesen nicht auf die Tagesordnung gesetzt, doch denselben zugestimmt habe.

Nach diesen Zwischenbemerkungen geht *Nägelsbach* auf These 3 b über und sagt, der Grundsatz non multa sed multum sei für alle Pädagogen selbstverständlich, leider komme es

aber so oft vor, dass man das non multa sed multum im Allgemeinen wohl zugebe, aber Jeder das, was von den Andern zu den multis gerechnet werde, selbst unter das multum aufnehme. In Erlangen z. B. habe ein Privatdozent den Satz aufgestellt, die Archäologie sei ein nothwendiger Theil des Gymnasialunterrichts und doch werde auch dieser sagen, non multa sed multum. Unter die multa rechnet *Nägelsbach* namentlich das gleichzeitige Lesen mehrerer lateinischer und griechischer Autoren. In Nürnberg, erzählt er, haben sie nie mehr als zwei Schriftsteller, einen lateinischen und einen griechischen, auf einmal gelesen. Ausnahmen hievon seien nur ganz selten zu machen und nur wenn zwei oder drei Lehrer an einer und derselben Classe dociren.

Auch *Bäumlein* verkennt in keiner Weise, dass eine theoretische Zusammenstimmung über non multa, sed multum leichter zu erzielen sei, als eine praktische Durchführung des Satzes. Demungeachtet, sagt er, ist es ein Zug der neueren Zeit gegenüber der früheren Polypragmosyne, diese Beschränkung auf die wahrhaft geistbildenden Fächer zu billigen. Die Schulvorstände und Schulbehörden haben ausgleichend unter den Ansprüchen der verschiedenen Lehrer zu wirken. Er drückt seine volle Uebereinstimmung mit *Roth* und *Nägelsbach* aus und erkennt die volle Verwerflichkeit des Vielerlei an, nur möchte er einen an sich richtigen Grundsatz nicht auf die Spitze getrieben sehen, auch abgesehen von dem praktischen Uebelstand der Vertheilung der Lehrgegenstände unter verschiedene Lehrer. Er würde es nicht gut finden, wenn z. B. im Griechischen ein halb Jahr oder ein Jahr lang Homer gelesen werde, dann übergegangen auf einen Prosaiker, dann wieder Homer u. s. f. An Homer solle sich vielmehr Sophokles anreihen, wie das der innere Zusammenhang der griechischen Dichter erfordere. Man möge die nothwendige Continuität des Unterrichts nicht verloren gehen lassen.

Der nächste Redner, *Schmid* von Ulm, kommt auf These 3 a zurück. Er verlangt, dass der dort niedergelegte Protest hervorgehoben werde, ein Protest der Fachmänner gegen die Mitsprechenden. Nicht die Fachmänner sondern die Mitsprechenden haben den Grundsatz ausgesprochen, dass ein jeder an sich interessante Gegenstand in der Schule betrieben werden müsse wie z. B. Physik; die Schule selbst habe das nicht gethan. Dieser ganz unrichtige Grundsatz dürfe nie zu dem unsrigen gemacht werden.

Auf die Frage des Präsidiums, ob als Meinung der Versammlung ausgesprochen werden solle, dass bei der Wahl eines Lehrstoffs nicht blos dessen eigentlicher Werth, sondern auch sein Werth als Bildungsmittel in Rücksicht gezogen werden solle, erfolgt allgemeine Zustimmung.

Es entsteht aber nachträglich noch eine kleine Discussion zwischen *Roth* und *Bäumlein,* weil *Roth* in der Frage *Bäumleins* das Wörtchen „blos“ gestrichen sehen will. Es soll nach seiner Meinung die Rücksicht auf den Werth des wissenschaftlichen Stoffes durchaus untergeordnet bleiben und gewissermasen gar nicht in Frage kommen.

Bäumlein dagegen meint, beide Punkte seien zusammen in Erwägung zu ziehen, was *Roth* gerade verneinen zu müssen glaubt, da der Werth eines Stoffes für die Schule einzig in der Tauglichkeit desselben für die Geistesbildung liege.

Nägelsbach jedoch fügt bei, werthvoll müsse der Gegenstand natürlich sein, sonst sei er auch nicht geistesbildend.

Professor *Binder* aus Ulm nimmt noch das Wort über das in der These *Roths* angeführte

Beispiel der Weltgeschichte, indem er sagt, *Roth* werde wohl nur den Unterricht in der Weltgeschichte als solcher, nicht aber den Unterricht in einzelnen Theilen derselben, namentlich der alten Geschichte im Auge gehabt haben.

Bäumlein hält es nicht für gerathen, auf Beispiele einzugehen, und fragt die Versammlung noch einmal, ob der in These 3 a ausgesprochene Grundsatz gut geheissen werden soll, was wieder allgemeine Zustimmung findet.

Einen Epilog zu dem gefassten Beschlusse beginnt *Nägelsbach* mit der Ermahnung, man solle den Schriftsteller nicht wechseln ohne Noth. In Nürnberg sei in der ersten Classe im Winter Xenophons Anabasis ganz gelesen worden, und dann noch vier bis fünf Bücher der Cyropädie, im Sommer Homer, sechs bis sieben Bücher der Ilias und einige der Odyssee; im Lateinischen Livius und Virgil, bis Februar Livius, im März und April Virgil, dann wieder Livius; in der zweiten Classe im Winter Homer, im Sommer Herodot, für das Lateinische wieder Livius und Virgil. In Classe 3 habe man begonnen mit Euripides, dann wieder Homer eingeschaltet und zuletzt Demosthenes genommen.

Mezger aus Schönthal bringt einen neuen Punkt zur Sprache. Das non multa sed multum, sagt er, könne wohl von einer Behörde angenommen und in einer Schule von Seiten der Lehrer durchgeführt werden, aber die Schüler verwandeln es selbst in das Umgekehrte. Die Angst des Examens, sagt *Mezger*, ist es, welche namentlich in dem letzten Theile des Cursus Alles wieder durcheinander wirft. Durch eine Anordnung unserer Studienbehörde ist dagegen ein entscheidender Schritt geschehen. Geographie und Logik sind von den Examensfächern gestrichen. Aber könnten nicht auch Geschichte und Mathematik davon gestrichen werden? Er erzählt, in seinem Seminare werde das Neue Testament in drei wöchentlichen Stunden mit Eifer und Gründlichkeit von Seiten des Lehrers betrieben, aber ohne Vor- und Nacharbeiten der Schüler; dasselbe komme nicht im Examen vor, und dennoch wissen die Zöglinge in ganz merkwürdiger Weise auf schwierigere Fragen, z. B. in den paulinischen Briefen, Antwort zu geben. Er fragt zum Schlusse, ob nicht wohl denkbar wäre, dass bei einer entsprechenden Behandlung der Geschichte und Mathematik ähnliche Erfolge erzielt würden, auch ohne dass diese Fächer für das Examen gefordert wären.

Bäumlein will von Württemberg absehen und in allgemeiner Fassung die Frage stellen, ob es wünschenswerth sei und die Versammlung ihre Ansicht dahin aussprechen wolle, dass ein Unterschied gemacht werde zwischen Fächern, welche blos in der Anstalt vorkommen und solchen, welche auch in der Abiturientenprüfung gefordert werden sollen.

v. *Thiersch* jedoch möchte vorher die Frage beantwortet wissen, ob überhaupt Abiturientenprüfungen nothwendig oder nicht vielmehr schädlich seien. Am Grössten, sagt er, werden die Schwierigkeiten freilich bei den Oberbehörden sein. In der Schule, wo er erzogen worden sei, habe es gar keine Abiturientenprüfungen gegeben; man sei überzeugt gewesen, dass wenn ein Schüler die Reihe der Classen durchgemacht habe und durch alle Promotionsexamen von einer Classe zur andern bis zur Prima gekommen sei, er eo ipso berechtigt sei, zu dem noch höhern Unterricht der Universität aufzusteigen. Es habe der Schüler eine freiwillige Abiturientenarbeit machen können, welche aufbewahrt worden sei, aber ein Zwang dazu habe nicht stattgefunden. Man habe, fügt er bei, schon gesagt, es müsse vor dem Abgang auf die Universität der Lehrstoff dem Schüler gegenwärtig sein und im Examen sei auch die Fähigkeit für

schriftliche Arbeiten zu zeigen. — Damit habe man gewonnen, dass das letzte Jahr auf dem Gymnasium, das letzte gedeihlichste Jahr, wo der junge Mann sich seiner selbst bewusst, selbständig werden soll, demselben zur wahren Plage geworden sei, da Tag und Nacht aufgewendet werden müsse, um die Prüfungsgegenstände in das Gedächtniss aufzunehmen, damit sie für acht Tage behalten werden. Ich will nicht sagen, schliesst *Thiersch*, dass alle Prüfungen augenblicklich abgeschafft werden sollen, sie sind auch nöthig, wo ein Gymnasium erst gehoben und gestärkt werden soll: hat man aber ein Gymnasium, mit dessen Leistungen Staat und Eltern zufrieden sein können, so sind diese Prüfungen nicht nothwendig, sondern positiv schädlich. Man lasse im Vertrauen auf die Lehrer einer solchen Anstalt, in welcher der Einzelne nur dann in eine höhere Classe promovirt wird, wenn er wirklich dafür reif ist, den, welcher alle Classen durchgemacht hat, auf die Universität übergehen. Nur für die Halbfähigen und Zweifelhaften lasse man eine Prüfung als eine Art Appellationsgericht bestehen. *Thiersch* begrüsst die Prüfungsbeschränkung in Württemberg, von welcher Prof. *Mezger* gesprochen, als einen guten Anfang hiezu.

Eine Abstimmung über *Thierschs* Vorschlag, die Prüfungen zu beschränken und allmählig abzuschaffen, lehnt die Versammlung auf *Ecksteins* Antrag ab, zumal da *Thiersch* selbst keine Abstimmung wünscht.

Nachträglich verwahrt sich noch Professor *Pfleiderer* aus Maulbronn gegen Streichung der Mathematik aus den Examensfächern, da diese im letzten Jahre gar keine Mühe mehr mache; sie aus dem Examen streichen, bemerkt er, heisse überhaupt keine Mathematik mehr treiben lassen.

Da nunmehr die Zeit für diese letzte Sektionsverhandlung zu Ende ist, so erhebt sich noch *Bäumlein* zu einigen Schlussworten, in welchen er für das ihm bewiesene Vertrauen und die Nachsicht der Versammlung dankt und mit der Hoffnung schliesst, dass, wenn auch Manches nicht da gehört werde, wo es gehört werden sollte, doch der reiche Stoff von Belehrungen und Erfahrungen, welcher in dieser Versammlung zu Tage gebracht worden sei, segensreiche Wirkungen für die Schule haben werde.

Eckstein dankt im Namen der Versammlung dem Präsidenten der Sektion für seine umsichtige Leitung der Verhandlungen, wozu sich allseitige Zustimmung zeigt.

In fidem:

Prof. *W. Kapff.*
Dr. phil. *A. Wintterlin.*

VIII.

Protokolle der am Donnerstag den 25. und Freitag den 26. Sept. gehaltenen Sitzungen der archäologischen Sektion.

Nachdem in der ersten allgemeinen Sitzung die Bildung einer archäologischen Sektion (neben der pädagogischen) angeregt, der Vorschlag jedoch nach dem von Seiten des Herrn *Eckstein* erhobenen Widerspruch nicht weiter verfolgt worden war, so gab sich gleichwohl in der am Abend des 23. Septembers stattfindenden geselligen Zusammenkunft von mehreren Seiten der Wunsch zu erkennen, dass der Vorgang, den die letztjährige Versammlung zu Hamburg durch die dort zum ersten Male erfolgte Vereinigung der für archäologische Studien speciell sich interessirenden Mitglieder aufgestellt, in der diessjährigen um so weniger ohne Nachahmung bleiben sollte, da für die Besprechung archäologischer Gegenstände in den allgemeinen Sitzungen die Zeit eine nothwendige Schranke ziehe, und da überdiess, wie es in der Natur der Sache liege, die Discussion über wissenschaftliche Fragen in engerem Kreise eine belebtere und fruchtbarere zu sein pflege. Als einige Mitglieder in der eben erwähnten geselligen Zusammenkunft über die etwaige Theilnahme an einer zu bildenden archäologischen Sektion unter den Anwesenden Umfrage hielten, so erklärte sich, unter der Voraussetzung, dass für die Sitzungen derselben eine passende Zeit gefunden werden könnte, eine grosse Zahl zur Theilnahme bereit. Bei dem Umstand, dass die Sitzungen der pädagogischen Sektion, denen die meisten Mitglieder anwohnten, jeden Morgen, von 8—10 Uhr, vor den allgemeinen Sitzungen stattfanden, konnte freilich für diejenigen der archäologischen Sektion keine andere Zeit als des Nachmittags, von 4 Uhr an, gefunden werden: und da somit dem an zwei Tagen (Donnerstag und Freitag) erfolgten Zusammentritt der Freunde archäologischer Studien jedes Mal nicht blos die beiden Vormittagssitzungen, sondern überdiess die durch heitere und ernste Trinksprüche belebten und verlängerten Mahle vorangegangen waren, so fand sich zu den für den Abend noch anberaumten Sitzungen allerdings eine kleinere Zahl von Mitgliedern ein, als unter andern Umständen der Fall gewesen wäre. Der ersten Sitzung wohnten einige und dreissig, und der zweiten (nach dem Schlusse der Hauptversammlungen gehaltenen) einige und zwanzig Mitglieder bei, die sich indessen in die aufgelegte Liste nur theilweise einzeichneten, daher wir ein Verzeichniss ihrer Namen zu geben nicht im Stande sind.

Erste Sitzung der archäologischen Sektion.

Donnerstag den 25. September. Nachmittags 4 Uhr.

Von Einem der Anwesenden wird zunächst der zweite Präsident, Herr *Walz*, unter Zustimmung der Versammelten, gebeten, auch in diesen Sitzungen die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen, worauf derselbe an Dr. *Haakh* die Aufforderung richtet, den des Vormittags in der allgemeinen Sitzung angekündigten Vortrag zu halten.

Vortrag des Dr. *A. Haakh* über die Entstehungszeit einiger Kunstwerke des Alterthums: des vatikanischen Herakles-Torso, des belvederischen Apollo und der Laokoons-Gruppe. [1])

„Meine verehrten Herrn!

Als ich gestern Abend durch Umfrage bei manchen Einzelnen aus Ihrer Mitte für die Bildung einer archäologischen Sektion mich interessirte, so vernahm ich von mehreren Seiten die Bemerkung, dass denjenigen, die zur Bildung einer solchen Sektion den Anstoss geben, auch die Pflicht obliege, für den nöthigen Stoff der Verhandlungen zu sorgen. Das Richtige dieser Bemerkung erkennend, entschloss ich mich, der darin liegenden Aufforderung Folge zu leisten, und skizzirte diesen Vormittag einen Vortrag, für den ich um Ihre gütige Nachsicht zu bitten mir erlaube. Die Resultate, die ich Ihrem Urtheile unterstellen werde, sind allerdings nicht erst seit gestern gewonnen; und ich theilte sie auch vor etlichen Wochen brieflich Herrn E. Gerhard mit, der mir kürzlich, bei seiner hiesigen Anwesenheit, sagte, dass er für seine archäologische Zeitung aus meiner Mittheilung auszüglich Gebrauch gemacht habe. [2])

Das Symbol auf dem Gebiete der Kunst und Poesie ist ein Ersatz des Begriffs. Des Besonderen wird der menschliche Geist, bevor und statt dass er es auf dem Wege der Reflexion zur Allgemeinheit des Begriffs erhebt, als eines Allgemeinen dadurch sich bewusst, dass er dasselbe in einem Spiegelbilde anschaut — ein Prozess, der dem menschlichen Geiste, auch nachdem er zur Abstraction des Begriffs sich erhoben hat, natürlich bleibt; daher niemals das

---

[1]) Die unter den Text der Vorträge (in der ersten und zweiten Sitzung) wie unter den der Verhandlungen gesetzten Citate und Anmerkungen sind spätere Zusätze. — Die Beigabe der Copieen antiker Denkmäler verdanken die Mitglieder der Versammlung wie die Käufer des Protokolls der Liberalität des k. württemberg. Chefs des Departements des Kirchen- und Schulwesens, Herrn Staatsraths v. Rümelin, der einer an ihn gerichteten Bitte geneigtest entsprechend, die Bestreitung der Kosten aus der für Zwecke der Versammlung von der k. Regierung ausgesetzten Summe bewilligte. Ausgeführt sind dieselben nach Zeichnungen eines mit der Antike vertrauten Künstlers in der galvanotypischen Anstalt des Herrn A. Mauch in Stuttgart, dessen neuerfundene Methode für archäologische Publikationen sich vornehmlich empfehlen dürfte.

[2]) Die betreffende Nummer der Zeitung ist inzwischen gedruckt; s. „Denkmäler und Forschungen," September 1856, Nr. 93, S. 239 f. („Zum Belvederischen Torso.") Die von Herrn Gerhard beigefügte Bemerkung: „Als Probe eines grösseren Werkes" etc. beruht auf Missverständniss.

Symbol, sondern nur die Allegorie einem Tadel unterliegen kann, sofern diese, statt wie das Symbol das Besondere im Besondern zu spiegeln, das Allgemeine als solches darzustellen unternimmt, und Poesie oder Kunst mit Philosophie auf unreine Weise vermischend Begriffe dichtet oder malt. Das Spiegelbild des Symbols wird indessen das Besondere als Allgemeines am sichersten dann reflectiren, wenn es einem andern Kreise als jenes Besondere, das es spiegeln soll, entnommen ist. So wird dem einfachen Naturmenschen die Thierwelt ein Spiegel der Menschenwelt; und nachdem menschliche Eigenschaften auf die Götter übertragen sind, so dient die Thiersymbolik selbst zur Darstellung der Götterwelt, sei es, dass die Thiere die Gottheiten selbst vorstellen, wie auf dem Gebiete asiatischer Religion und Kunst die Kuh die nährende Göttermutter (Kuh und Kalb die Aphrodite und den Eros), oder das sie zu Attributen herabgesetzt die Eigenschaften des menschlich vorgestellten Gottes durch ein beigesetztes Symbol zu veranschaulichen dienen.

Auf der Stufe antiker Cultur aber, die eine ausgebildete Heroen- und Göttersage entwickelt hat, dienen als Spiegelbilder menschlicher Personen und geschichtlicher Vorgänge und Thatsachen auch Heroen- und Göttergestalten und Heroen- und Göttermythen; und je natürlicher auch diese Symbolisirung aus dem Wesen antiker Kunst und Religion überhaupt sich ergab, desto leichter bot sie sich insbesondere den Hohen dieser Erde oder denen, die sie zu ehren beflissen waren, als Mittel der Schmeichelei oder der Selbstüberhebung.

Je enger nun die Kunst in den Zeiten des Alterthums dem Leben verschwistert war, desto häufiger lagen künstlerischen Darstellungen aus der Götter und Heroenwelt menschliche und geschichtiiche Bezüge zu Grunde: und bei mehr als einer der bedeutendsten uns erhaltenen Antiken dient der Nachweis zeitgeschichtlicher Motive zur Fixirung der bestrittenen Entstehungszeit.

In die Reihe solcher Denkmäler gehört der Torso des Herakles, der Apoll vom Belvedere, die Laokoonsgruppe.

Das Motiv der verstümmelten **Heraklesbildsäule des Vatikans**,[3]) das in früherer Zeit unter den Archäologen vielfach bestritten war, scheint seit den Untersuchungen und Proben, die der dänische Bildhauer Jerichau in den vierziger Jahren am Torso selbst vornahm,[4]) einem gegründeten Zweifel nicht mehr zu unterliegen. Herakles war ruhend dargestellt, in der rechten Hand den Becher, in der linken die Keule haltend — ein Nachbild jener

---

[3]) Die Litteratur über den Torso s. bei O. Müller, Archäol. der Kunst, §. 411, 3. (3. A., 1848. S. 684), und vgl. ausserdem: Fr. Thiersch, Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen, 2. A. (1829) S. 332—337. Fr. G. Welcker, das akadem. Kunstmuseum zu Bonn, 2. A. (1841) S. 16. C. Schnaase, Gesch. der bild. Künste bei den Alten, I. (1848) S. 339 f. H. Hettner, Vorschule der bild. Kunst bei den Alten, I. (1848) S. 269—271. F. Hand, P. Papinii Statii Hercules Epitrapezius, Jena, 1849. 4. (s. E. Gerhard, Archäol. Anzeiger, 1849. S. 104). A. Feuerbach, Gesch. der griech. Plastik, II. (Nachgelassene Schriften, III. 1853.) S. 159 f. J. Overbeck, kunstarchäologische Vorlesungen (1853) S. 154—160. H. Brunn, Gesch. der griech. Künstler, I. (1853) S. 542 f. 563—566. (vgl. E. Braun, Neue Jahrb. für Philol. u. Pädag., 1854. S. 282—287.) C. W. Göttling, d. archäolog. Museum der Univ. Jena, 3. A. (1854) S. 59 f. E. Braun, die Ruinen und Museen Roms (1854) S. 288—292. A. Stahr, Torso, II. (1855) S. 20—27. (und „ein Jahr in Italien" III. 1850. S. 247—256.) L. Stephani, der ausruhende Herakles (Mémoires de l'Acad. Imp. des Sciences de St. Petersbourg, Sixième Série, T. VIII. 1855.) S. 149 f. G. Planche, l'art grecque et la sculpture réaliste, Revue des deux Mondes, 1856. Oct., p. 539—541.

[4]) Vgl. Welcker, zu Müllers Archäol., S. 684. Hettner, a. a. O., S. 270 f. (L. Stephani, a. a. O., S. 149).

Bronzestatuette des Ἡρακλῆς ἐπιτραπέζιος von Lysipp, die wir aus einem Gedichte des Statius (Silv. IV, 6) und zwei Epigrammen des Martialis (IX, 43. 44.) kennen. [5]) Eines der letzteren (43) besagt, dass das Bild sich zuerst im Besitze Alexanders des Grossen, später in dem des Hannibal und endlich in den Händen des Sulla befunden habe.



[5]) Der Ansicht Jerichau's, der zufolge dem Torso das Vorbild der Erzstatuette des Lysippos zu Grunde läge, hat allerdings neuestens sein Freund Stephani (a. a. O.) die Einrede entgegengesetzt, dass die starke Beugung der rechten Seite in Verbindung mit der fast aufrechten Haltung der Linken und mit dem stark seitwärts in die Höhe gewendeten Nacken durch die einfache Handlung des „Trinkens" nicht hinreichend erklärt sei. Er selbst will den Schwierigkeiten durch die Annahme begegnen, dass Herakles nicht die Keule, sondern vielmehr einen Stab gehalten habe, der länger war als die Keule füglich sein konnte, und auf dessen oberem, dem Kinne sich nähernden Ende die linke Hand oder der linke Vorderarm ruhte, während der Stab weiter unten auch von der rechten Hand gehalten wurde. Statt den Torso in die Classe der Heraklesdenkmäler zu setzen denen das Motiv des Genusses in der Ruhe zu Grunde liegt, betrachtet er ihn vielmehr als der Classe von Kunstwerken zugehörig die den Helden kummervoll darstellen, und denkt sich demgemäss den Moment „wie derselbe sein schweres Haupt, nachdem er es eine Zeit lang in stummem Schmerz auf jener Stütze hatte ruhen lassen, noch einmal mühsam emporhob und in banger Verzweiflung seitwärts zum Himmel, zu seinem Vater Zeus aufblickte, damit dieser helfe in der furchtbaren Noth." — Dürfte nun aber das Theatralische dieses Motivs, bei dessen Ausführung überdiess der Körper des Helden durch den Stab auf eine unschöne Weise geschnitten würde, mit dem Geist der Antike schwer sich vertragen, so gewähren uns andererseits die Gedichte des Statius und Martial — welche L. Friedländer (über den Kunstsinn der Römer, Königsberg 1852, S. 19., vgl. Stephani, a. a. O., S. 151. 154., und s. dagegen Feuerbach, der vatik. Apollo, S. 298 f.) mit offenbarer Befangenheit beurtheilt und in ihren feineren Beziehungen verkannt hat — über unsern Torso und seine Motive einen Aufschluss, welcher keine Schwierigkeit zurücklässt.

Hic, qui dura sedens porrecto saxa leone
Mitigat, exiguo magnus in aere Deus,
Quaeque tulit, spectat resupino sidera vultu,
Cujus laeva calet robore, dextra mero —

diess sind die Worte Martials (IX, 44, 1—4.), mit welchen diejenigen des Statius (Silv. IV, 6, 56 ff.) übereinkommen:

— — Tenet haec marcentia fratris
Pocula, adhuc saevae meminit manus altera caedis.
Sustinet occultum Nemeaeo tegmine saxum.

Wie in der Statuette des Lysippus zugleich das colossale Werk des Apollonius geschildert wird, kann der aufmerksameren Betrachtung nicht entgehen. Auf einem Felsen sitzend, über den er das Fell des erlegten Nemeäischen Löwen gebreitet, schaut der Held mit stolz zurückgeworfenem Haupte (resupino vultu; vgl. Ovid Metam. VI, 275, von der stolzen Niobe: tulerat gressus resupina per urbem, und Seneca Ep. 80: ille qui in scena elatus [Fickert: latus] incedit et haec resupinus dicit: en impero Argis, cett.) zu dem Himmel empor, den er als Preis für seine siegreich beendigten Kämpfe davongetragen. Während er mit der Rechten „den erschlaffenden Becher des Bruders" (Dionysus) hält, so hat die Linke noch immer kraftvoll die Keule gefasst, mit der er Ungeheuer erlegt und alle Feinde bezwungen hat. Wer sollte nicht, durch die Worte der Dichter in das Geheimniss des Kunstwerks eingeweiht, in der lässig gesenkten rechten und der straff angespannten linken Seite des Heros den Contrast einer weichen Ruhe mit harter Thatkraft erkennen, und so jenes Doppelmotiv, das an dem in stehender Haltung ruhenden (Farnesischen) Herakles von Stephani selbst (S. 173 ff.) so schön entwickelt ist, auch in unserem Heraklesbilde wiederfinden?

Hoc habuit numen Pellaei mensa tyranni,
Qui cito perdomito victor in orbe jacet.
Hunc puer ad Libycas juraverat Hannibal aras:
Jusserat hic Sullam ponere regna trucem.

Das Bild des ruhenden Hercules also hatte Sulla vor Augen, und den ruhenden Hercules ahmte er nach, indem er am Abend seines Lebens, um nach mühevollem Heldenlauf einer genussvollen Ruhe sich hinzugeben, der ihm von keinem Feinde mehr bestrittenen Herrschaft sich entäusserte. Auch von der Stelle des Martialis abgesehen ist der Herculescult des Sulla durch die schriftlichen Quellen mehrfach bezeugt; [6]) und die eifrige Verehrung des Jupiter, dessen capitolinischen Tempel herzustellen noch die einzige öffentliche Sorge des in den Privatstand zurückgetretenen Dictators war, begreift sich im Zusammenhang mit dieser Verehrung des Jupitersohnes. Wie aber der Herculesverehrer auch den Hercules spielte, das kann, obwohl Schriftsteller nicht direkt es bezeugen, dem schärferblickenden Auge nicht entgehen. Gleichwie der ruhende und geniessende Herakles auf Kunstwerken nicht selten von bacchischem Gefolge umgeben erscheint — ich erinnere an jenes Albanische Relief, welches neuestens dem Petersburger Akademiker L. Stephani den Anlass zu seiner inhaltsreichen Arbeit über den ruhenden Herakles gab [7]) — so genoss auch Sulla die Freuden seiner Ruhezeit, von Mimen und Flötenspielern (dem dionysischen Thiasos) umgeben (Plut. Sull. 36. vgl. Athenaeos VI. p. 261.). Noch mehr: wie Herakles nach vollbrachtem Heldenlaufe mit der jugendlichen Hebe sich vermählte, so ist die junge Valeria, von deren romantischem Ehebunde mit dem bejahrten Sulla Plutarch (Sull. 35) uns berichtet, die Hebe des neuen Herakles — und sie ist es selbst dem Namen nach; denn Valeria (von dem Zeitwort valere) entspricht dem griechischen Worte *Ἥβη*, dessen Grundbedeutung die Jugendkraft ist. [8])

Wer war nun der Meister der Heraklesstatue? Die Inschrift besagt es: ***Απολλωνιος Νεστωρος Αθηναιος Εποιει***, und die Züge der Inschrift gestatten und gebieten uns, das Werk in das erste Jahrhundert vor Christus zu setzen. Einen Athener Apollonios nennt uns aber eine Stelle des Chalkidios zu Platons Timäos (die Herr Professor C. P. Bock aus Brüssel gefunden und L. Lersch in einem zu Rom im archäologischen Institute gehaltenen Vortrage publicirt

[6]) Vgl. Plutarch Sulla 35. (*Ἀποθύων δὲ τῆς οὐσίας ἁπάσης ὁ Σύλλας τῷ Ἡρακλεῖ δεκάτην κ. τ. λ.*) und Ovid Fast. VI, 212 (vom Tempel des Hercules Custos im Circus Maximus: Si titulos quaeris, Sulla probavit opus). Ueber den Hercules Sullanus in den Regionen der Stadt Rom s. unten, n. 10.

[7]) Ueber andere Denkmäler dieser Art s. Stephani a. a. O., S. 129. vgl. 131. (Nicht erwähnt vom Verfasser, und den Werken zugehörig die er S. 151 ff. aufzählt, ist ein Cippus des Museums Chiaramonti, der auf der Vorderseite den Heros sitzend, mit dem Becher in der Linken und die Rechte über das Haupt gelegt, und ihm zur Seite eine Bachantin zeigt, die das Tympanon schlägt, auf den beiden Nebenseiten einen Satyr und Faun: s. Museo Chiaram. I., Tab. XLII. p. 100—102, und französ. Ausg., Milan 1822 pl. XLII und XLII. A. B. p. 323—330.)

[8]) Wohlbekannt und in neuerer Zeit vielbesprochen ist jene den Alten geläufige Beziehung der Namen von Sterblichen auf Namen oder Beinamen von Göttern; und wie in späterer römischer Kaiserzeit die Valerii aus Anlass ihres Namens den Mithras (als den starken Gott, Pollens, Invictus) sich zum Schutzherrn erwählten, das gedenkt der Schreiber dieser Zeilen durch Zusammenstellung der zahlreichen Inschriften aus den verschiedensten Theilen des römischen Reiches, durch welche Valerier als Mithrasverehrer bezeugt sind, an anderem Orte darzulegen (und verweist zunächst auf seinen Artikel Valerii, Realencyclop. der class. Alt.-Wissensch. VI, 8. 2366 f., wo eine Anzahl solcher Inschriften mitgetheilt, der wirkliche Sachverhalt indessen noch nicht erkannt ist).

hat) als Künstler, der ein chryselephantines Bild des Jupiter Capitolinus arbeitete. Heinrich Brunn in seiner Geschichte der griechischen Künstler (I. S. 543.) hat nun mit Recht erinnert, dass nach dem Brande des capitolinischen Tempels unter Sulla die Nothwendigkeit vorhanden sein musste, das zu Grunde gegangene Bild des Gottes durch ein neues, wo möglich glänzenderes, zu ersetzen, und dass eben zu jener Zeit von einer Wiederbelebung der chryselephantinen Kunst sich Spuren finden. [9]) Welche Combination liegt folglich näher, als dass der athenische Künstler, der für Sulla das Bild des capitolinischen Jupiters arbeitete, im Auftrage Sullas auch das Bild des Herakles schuf, das jenen selbst zu verherrlichen dienen sollte? Nur ein Torso des Bildes ist erhalten, und der Torso selbst trägt Spuren gewaltsamer Verstümmlung. Welcher Gedanke liegt folglich näher, als dass in denselben Zeiten der demokratischen Reaktion, in denen der junge Cäsar die Trophäen wie die Bildsäule des Marius wieder aufrichtete, das Bild des Hercules-Sulla der entbrannten Volkswuth anheimfiel? Und wenn neben den Spuren der Verstümmlung auch Spuren versuchter Restauration sich zeigen, so dürfte die Vermuthung nicht trügen, dass derselbe Cäsar, der nach dem Siege über Pompejus die vom Volke umgestürzte Bildsäule seines Gegners wieder aufstellte, auch das Denkmal des ihm einst so verhassten Aristokratenhaupts, dessen Herrschaft über Rom er nunmehr mit andern Augen zu betrachten gedrungen war, wieder herzustellen befohlen habe? [10])

---

[9]) Ein elfenbeinernes Bild (des Jupiter, im Tempel des Metellus) wird insbesondere von Pasiteles erwähnt (Plin. H. N. XXXVI, 5, 40.), dessen Hauptthätigkeit allerdings in die Zeit des Pompejus fällt (s. Plin. XXXIII, 12, 156), daher Brunn (a. a. O.) auch den Apollonios als Zeitgenossen des Pompejus und Cäsar bezeichnet, so wie er hinsichtlich des capitolinischen Tempels bemerkt: „er war unter Sulla abgebrannt; aber noch 691 ward an seiner Wiederherstellung gearbeitet, da Cäsar am ersten Tage seiner Prätur dem Catulus die Aufsicht über den Bau zu entreissen strebte." Einen Grund jedoch, der die Annahme verböte, dass Apollonios die Capitolinische Bildsäule für Sulla gearbeitet habe (der während seines Aufenthaltes zu Athen die Bekanntschaft des Künstlers gemacht haben konnte), gestehen wir nicht einzusehen. — Wenn A. Ellissen (zur Gesch. Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit, Göttinger Studien, 1847, 2. Abth., S. 785.) bemerkt: „an Kunstsachen entführte der Sieger von Chäronea (aus Athen) wie es scheint nur einige für den Tempel des olympischen Zeus bestimmt gewesene Säulen, um sie in dem des Jupiter Capitolinus aufzurichten," so beruht diese Annahme zwar unseres Wissens auf keinem Zeugnisse, liegt aber keineswegs ausserhalb der Grenzen des Wahrscheinlichen.

[10]) Wenn die Regionen der Stadt Rom in der Regio Quinta (Esquiliae) einen *Herculem Syllanum* (Curiosum Urbis: *H. Sullanum*, Notitia) nennen (vgl. Preller, die Regionen etc. p. 8. 9.), so bemerkt dazu Becker (Röm. Alterthümer, I. S. 551.), dass man ebensowohl an eine blose Statue, wie deren mehrere zur Bestimmung der Grenzen genannt werden, als an einen Tempel denken könne. Setzt man eine Bildsäule voraus, so fühlt man sich zu der Frage versucht: ob der Hercules Sullanus nicht eben das von Apollonios für Sulla gearbeitete Bild des Jupitersohnes sei, und ob nicht etwa Augustus es selbst in seiner verstümmelten Gestalt zu den pretiosissimis deorum simulacris gefügt habe, die er nach Sueton. Aug. 57. vicatim dedicabat (ut Apollinem Sandaliarium et Jovem Tragoedum). Dass diese Bilder, nach welchen die vici oft benannt wurden, an den Kreuzwegen aufgestellt zu denken seien, die schönsten an den belebtesten, bemerkt Preller, im Commentare zu den Regionen, S. 81. Anm. (vgl. S. 194.). Bei näherer Prüfung ergeben sich jedoch gegen diese Annahme gewichtige Bedenken. Denn um von der Verstümmlung der Bildsäule abzusehen, so lautet für's Erste die Stelle bei Suetonius: simulacra *mercatus* vicatim dedicabat; und zwar kaufte August diese Kunstwerke aus dem Erlös von Geschenken des Volks, indem ordines omnes in lacum Curtii quotannis ex voto pro salute ejus stipem jaciebant, item Kalendis Januariis strenam in Capitolio, etiam absenti: ein Umstand, der für den klugen und gemässigten Herrscher Beweggrund genug enthalten musste, um bei der Auswahl der Kunstwerke widrige Erinnerungen zu vermeiden. Zweitens aber wurde der Torso (zu Anfang des 16. Jahrhunderts, unter Julius II.) im Campo del Fiore, wo das Theatrum Pompeji stand, in der Regio X (Circus Flaminius),

Dem Denkmal aus dem letzten Jahrhundert des Freistaats mögen zwei andere Monumente an die Seite gestellt werden, deren Entstehungszeit in dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit nachzuweisen ich versuchen will.

Eine neue, wie ich glaube, die richtige Deutung des **Belvederischen Apollo**[11]) ergab sich mir aus dem Beiwerk des Baumstammes, der dem jugendlichen siegesstolzen Gott zur Seite gestellt ist. Um diesen Baumstamm ringelt sich eine Schlange, über deren Kopf wir die Früchte und Blätter des Oelbaums erblicken. Der Baum ist demzufolge ein heiliger Oelbaum; denn die Schlange bezeichnet die Göttlichkeit, oder genauer zu reden, sie ist der genius loci, und macht den Ort, wo jener Oelbaum steht, zu einem heiligen Orte.[12]) Ein heiliger Oelbaum nun begegnet uns in dem Mythus von Apollo; denn unter einem Oelbaum gebar — nach der einen, durch römische wie griechische Quellen bezeugten Tradition — die Göttermutter ihre Kinder.[13]) Wie den Bäumen bei allen Völkern des Alterthums die Geltung eines Lebens-

---

also weit von der Regio V (Esquiliae) entfernt gefunden. Und da nun der Ausdruck der Regionen uns keineswegs nöthigt, eine Bildsäule vorauszusetzen, so stimmen wir mit Preller (a. a. O., S. 131.) der Ansicht Beckers bei (Röm. Alterth. I. S. 552.), dass der Hercules Sullanus einen Tempel bezeichne, welchen Sulla als ein Denkmal des Sieges erbaute, den er eben in dieser Gegend über Marius errungen hatte. Durch Appian (b. c. I, 93.) wissen wir allerdings, dass Sulla in jener Schlacht gegen Marius an der porta Collina, bei dem Tempel der Venus Erycina (vgl. Liv. XL, 34. Ovid. Fast. IV, 871.) gelagert war; und von Münzen seines Sohnes Faustus, die Trophäen auf der Rückseite zeigen, trägt die Vorderseite den Kopf der Venus Erycina (s. Cavedoni, Bulletino dell' Inst. Archeol. 1845. p. 179 f.). Eine Inschrift bei Orelli, n. 1363, wonach L. Cornelius Sulla der Venus Erycina die Spolia De Hostibus zufolge eines Gelübdes geweiht hätte, ward von Orelli selbst für verdächtig, von Borghesi dagegen (Decad. IX. osserv. 3., vgl. Cavedoni l. l.) für ächt erklärt. Nach den Angaben Henzens (im Supplementbande zu Orelli's Werk, Turici 1856. p. 138., wo er über den Anlass zu dem Irrthum des grossen Epigraphikers Aufschluss gibt) ist indessen an der Unächtheit nicht zu zweifeln. Keinesfalls schliesst der Cult der Venus Erycina die Annahme aus, dass der siegreiche Sulla in späterer Zeit dem gleichfalls von ihm verehrten Heros in der Gegend der Schlacht einen Tempel erbaut habe. — Fehlt uns in Betreff der Schicksale des Torso ein weiterer Aufschluss, so wird doch das Motiv und die Bedeutung des Kunstwerks einem ferneren Zweifel entrückt sein; und wie das im Vortrage dargelegte archäologische Ergebniss zugleich einen Gewinn für die Charakteristik des römischen Dictators biete, bedarf keiner weiteren Ausführung. Wenn der neueste römische Geschichtschreiber (Mommsen, II. 350 ff.) uns in Sulla einen nur vom Glücke getragenen, leichtfertigen, über die Illusionen der Ehre und des Ruhmes erhabenen „Don Juan der Politik" vor Augen stellt, so wird die psychologische Erwägung seines Herculescults, und zwar ebensowohl der Art dieses Cults als der zu Grunde liegenden Motive eine andere Mischung der Farben für das Bild des Dictators fordern.

[11]) Die Litteratur über denselben s. bei O. Müller, Archäol. §. 361, 1. und vgl. ferner die Recensionen des Feuerbachschen Buches (1833, 2. Aufl. 1856.) von Fr. Creuzer, Heidelb. Jahrb. 1834. Nr. 17. (Deutsche Schriften II. 1846. S. 168—179.), von F. G. Welcker, Rhein. Mus. 1835. III. S. 632 ff. (Alte Denkmäler, I. 1849. S. 403 —405.), und von O. Müller, Gött. Gel. Anz. 1835. St. 50. 51. (Kleine deutsche Schriften II. 1848. S. 487—495.). E. Gerhard, Beschreibung Roms etc. II, 2. (1834.) S. 156—158. C. Schnaase, Gesch. der bild. Künste b. d. Alten, II. S. 334—338. H. Hettner, Vorschule etc. I. S. 271—274. J. Overbeck, kunstarchäol. Vorles., S. 83—85. C. W. Göttling, d. Mus. der Univ. Jena, 3. A., S. 49—51. E. Braun, die Ruinen und Museen Roms, S. 309—313. Ders., Vorschule zur Kunstmythol. (1854.) Taf. 41. S. 25 f. A. Stahr, Torso II. S. 320—329. G. Planche, Rev. des deux Mondes, 1856. p. 533—536.

[12]) Vgl. O. Jahn zu Pers. I. 113. p. 111. (und neuestens C. Bötticher, der Baumcultus der Hellenen, S. 204 ff.).

[13]) Vgl. Tac. Annal. III, 61. (Worte der Ephesier an den römischen Senat: esse apud se Cenchrium amnem, lucum Ortygiam; ubi Latonam partu gravidam et olea, quae tum etiam maneat, adnixam edidisse ea numina: Deorumque monitu sacratum nemus). Strabo XIV. p. 639 (von demselben Haine Ortygia: *ἐνταῦθα μυθεύουσι . . . τὸ ἄδυτον, ἐν ᾧ ἡ λοχεία, καὶ τὴν πλησίον ἐλαίαν, ᾗ πρῶτον ἐπαναπαύσασθαί φασι τὴν θεὸν ἀπολυθεῖσαν τῶν ὠδίνων*). — Ueber den (von Pausanias VIII, 23, 4. unter den vier ältesten Bäumen genannten) Oelbaum auf Delos,

symbols zukam, so beim griechischen Volke unter andern Bäumen zumal dem Oelbaum; und aus einem solchen zimmerte Odysseus bei Homer sein Ehebett (Od. XXIII, 190 ff.; vgl. XIII, 372. *ἱερῆς παρὰ πυθμέν' ἐλαίης*). Neben den Oelbaum tritt indessen als gleiches Symbol auch der Palmbaum, und den letzteren bezeichnete eine abweichende Tradition als den Baum, unter welchem Leto gebar; daher ein Münchner Vasenbild vor dem von seiner Mutter und Schwester umgebenen Apollo einen Palmbaum zeigt, welchen wiederum eine Schlange umwindet. [14]) Der Baumstamm zur Seite des Belvederischen Apoll also weist auf seine Geburt und auf die göttliche Mutter hin; und betrachten wir das Bild des Gottes, wie der Künstler es gestellt hat, den Baumstamm gleichsam deckend, so tritt uns der Gedanke des die Mutter schützenden, siegreichen Gottes vor die Seele. Von dem pythischen Apollo berichtet aber die Sage, dass derselbe den Drachen getödtet, *καθότι τὴν Λητώ* — um die Worte der Beschrei-



als Geburtsbaum der Leto, s. Kallim. in Del. 262. (*γενέθλιον ἔρνος ἐλαίης*), Catull XXXII, 7 sq. (von Diana: quam mater prope Deliam Deposivit olivam), Hygin. fab. 53. (oleam tenens Latona peperit Apollinem et Dianam, und ähnlich 140.)

[14]) O. Jahn, Beschreibung der Vasensammlung in der Pinakothek zu München, Nr. 1153. — Der schon von Homer (Od. VI, 162.) genannte und noch in später Zeit gezeigte (s. Cic. de legg. I, 1, 2. Plin. H. N. XVI, 44, 89. Paus. VIII, 48, 2.) Palmbaum auf Delos (welcher auch auf jenem Vasenbilde erscheint, das die Epiphanie Apollon's auf seiner Geburtsinsel darstellt, Tischbein, Ancient Vases T. II. pl. 12., bei Müller und Oesterley, Denkmäler II. Taf. XIII, 140.) wird als der Baum der gebärenden Leto bezeichnet im homerischen Hymnus auf Apollo (v. 18. 117.) und bei Theognis (*Συμποτικά*, v. 929 sq., p. 51. ed. Welcker), während öfters (Plut. Pelop. 16. de defectu orac. 5. Ovid Met. VI, 335. Aelian. V. H. V, 4. Schol. min. ad Il. I, 9. Kallim. in Del. 209 sq. in Apoll. 4. vgl. in Del. 262. 322) der Palm- und Oelbaum, oder Palm- und Lorbeerbaum (Eurip. Hec. 456—460. Jon 935—938. Tzetz. in Lycophr. p. 71.), oder zwei Lorbeerbäume (Serv. ad. Aen. III, 92.), oder Palm-, Lorbeer- und Oelbaum (Eurip. Iph. Taur. 1099 ff.; vgl. im Allg. Bötticher, der Baumcultus etc. S. 54 f.: „Vereinigung mehrerer heiliger Bäume um einen Altar") genannt werden. — Ursprünglich einheimisch in Griechenland war der Oelbaum, und uralt der auf der unverwüstlichen Triebkraft des Holzes (vgl. Bötticher, a. a. O., S. 423.) beruhende Cult dieses Baumes. Mit der Palme zugleich (und wie es scheint, auch dem Lorbeer: vgl. Philostr. v. Apoll. Tyan. I, 16. Paus. VIII, 23, 4.) kam der Cult des Apollo (wie anderwärts der ausführliche Beweis von uns geliefert werden soll) aus dem Oriente zu den Griechen, die sofort ihren Oelbaum der Palme und dem Lorbeer an die Seite setzten und die drei Bäume im Cult combinirten. Rücksichtlich der Mythen des orientalischen Apollo sind freilich die Quellen sehr dürftig; und selbst aus dem lykischen Patara (vgl. Hor. Od. III, 4, 62—64. Stat. Theb. I, 696 sq. Virg. Aen. IV, 143 sqq. mit Serv.), aus welchen zunächst der Apollo-Cult nach Kreta (dessen Einwohner sich gleichfalls der Geburt der beiden göttlichen Zwillingskinder im Umkreis ihres Eilandes rühmten, Diodor. V, 17.) und weiter nach Delos (und Delphi) sich verpflanzte, ist zwar durch jene artige Sage, welche Stephanos von Byzanz (v. *Πάταρα*) und Eustathios zu Dionys. Perieg. (v. 129) berichten (von dem Kinderspielzeuge, bestehend in Leyer und Bogen, das ein Mädchen dem Apollo zum Opfer bringen wollte, und das der Wind unterwegs über das Meer auf die Halbinsel entführte, auf der sodann ein Tempel des Apollo erbaut ward) der Cult eines Apollo-Kinds oder Apollo-Knaben bezeugt, aber ohne dass über die Geburt der Leto (an der Stelle des *Λητῷον*, das Strabo XIV p. 665 nennt?) der dortige Lokalmythus erhalten wäre. Seine Uebereinstimmung mit dem delischen scheint indessen selbst aus Horaz (l. l.), welcher allerdings nur die Delia silva als natalis bezeichnet, hervorzugehen. (Vgl. Menand., in den Rhett. Gr. ed. Spengel, III. p. 439.).

bung eines Reliefs in dem Tempel der Apollonis zu Kyzikos aus der Anthol. Palat. (ed. Jacobs I. p. 59.) zu entlehnen — *καθότι τὴν Λητὼ πορευομένην εἰς Δελφοὺς ἐπὶ τὸ κατασχεῖν τὸ μαντεῖον ἐπιφανεὶς διεκώλυσε* — weil er der Leto entgegentrat, als sie auf dem Wege nach Delphi war, um daselbst das Orakel einzunehmen.

Gefunden ist die Statue zu Antium, dem Geburtsorte des Nero. Von dem später mit Fluch beladenen Herrscher aber wissen wir nicht nur, wie zur Zeit seiner Thronbesteigung die Hoffnung der römischen Welt auf ihm ruhte, sondern lesen in der Spottschrift des Seneca auf den Tod des Claudius, wie ihn jener als neuen Phöbos begrüsste und besang. [15]) Wie nun aber Nero ein neuer Apollo, so war die Mutter Agrippina eine zweite Leto: die Aufschrift einer griechischen Münze (der Samier) nennt sie *Θεομήτωρ*. [16]) Und wie Apollo nach dem Mythus seine Mutter zu der Stätte des Orakels geleitete, und dessen Besitz, den er selbst nach der ursprünglichen Sage mit der Mutter nur theilte, durch siegreiche Bekämpfung einer feindlichen Gewalt ihr sicherte, so sollte — nach dem Sinne Agrippina's — der Sohn ihr den Herrschersitz, auf welchem sie selbst nur neben ihr den Platz ihm zugedacht, gegen feindliche Angriffe sichern. Auch diesen Gedanken des Weibes verrathen uns Münzen aus der ersten Regierungszeit des Nero, auf welchen ihr Name und Titel auf der Vorder- und der des Nero auf der Rückseite erscheint. [17]) Den Phöbus-Nero also, den Sohn der Leto-Agrippina, und die letztere durch den Sohn war das Denkmal, dem seit Winkelmann mehr als eine Generation so viel Begeisterung geweiht hat, zu feiern bestimmt: [18]) ein erkältender Gedanke frei-

---

[15]) Ludus de morte Claudii, c. 4. v. 20—32.

Ne demite, Parcae, 20
Phoebus ait: vincat mortalis tempora vitae
Ille mihi similis voltu similisque decore,
Nec cantu nec voce minor; felicia lassis
Secula praestabit legumque silentia rumpet.
Qualis discutiens fugientia Lucifer astra, 25
Aut qualis surgit redeuntibus Hesperus astris,
Qualis, cum primum tenebris aurora solutis
Induxit rubicunda diem, Sol adspicit orbem
Lucidus et primos a carcere concitat axes:
Talis Caesar adest, talem jam Roma Neronem 30
Adspiciet, flagrat nitidus fulgore remisso
Voltus et adfuso cervix formosa capillo.

Zu v. 23 erinnere ich an die spätere Darstellung des Nero als Apollo Citharoedus; s. Real-Encyclop. von Pauly etc., Art. Nero, S. 585 f. (und vgl. Müller, Archäol. §. 96, 23. 362, 4., u. kleine deutsche Schriften II. S. 342.).

[16]) Vgl. Eckhel, doctrina numm. vett. VI. p. 259.

[17]) Vgl. Eckhel, l. l. p. 257 sq.: Numi hi non ferendam Agrippinae arrogantiam vulgant, qua non modo sociatam se potestate filio sed . . . superiorem etiam haberi voluit. (Auf der einen Münze zeigt die Vorderseite die capita adversa und auf der andern die Rückseite die capita jugata des Sohnes und der Mutter; aber beidemal fehlt dem Kopfe des Nero der Lorbeer.)

[18]) Dass schon Octavianus dem Apollo verglichen ward, und sich selbst ihm parallelisirte, ist bekannt, und wir erinnern an die von Sueton (Aug. 70.) erwähnte coena ejus secretior, quae vulgo δωδεκάθεος vocabatur: in qua Deorum Dearumque habitu discubuisse convivas, et ipsum pro Apolline ornatum, non Antonii modo epistolae . . . exprobrant, sed et sine auctore notissimi versus: cum primum, cett. Die Ansicht, dass die vatikanische Statue einen



lich, welchem gleichwohl eine objective, auf nüchterner Forschung ruhende Betrachtung sich gern oder ungern wird bequemen müssen.

Meine Ansichten über das dritte der genannten Denkmäler, die **Laokoonsgruppe.** [19]) erlaube ich mir zum Zwecke der Abkürzung und für etwaige Discussion in der Form von Thesen vorzulegen.

Apollo-Augustus darstelle, führte Miserini aus (Effemeridi litt. di Roma, 1823. fasc. 25. vgl. Kunstblatt 1823. Nr. 20.); s. jedoch gegen dieselbe Feuerbach, der vatik. Ap., S. 272 ff. (1. A.)

[19]) Die wichtigste ältere Litteratur über dieselbe gibt O. Müller, Archäol. §. 156, 1. Ausserdem vgl. zunächst über Lessings „Laokoon": G. E. Guhrauer, Lessings Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife, I. (1853.) S. 10—101. (u. daselbst, S. 73—88, auch über die Stimmen der Zeitgenossen, wie Göthe, Herder u. A.; S. 91—94. 306—309, über das Alter der Laokoonsgruppe, mit Bezug auf neueste Litteratur). Ferner: Joh. Math. Schröckh, de Laocoonte, 3 partt., Viteberg. 1800—1801. E. Qu. Visconti, zum Musée Français (in den Oeuvres diverses, IV. 1831. p. 137—152.). H. Meyer, Gesch. der bild. Künste bei den Griechen, III. (1827.) S. 69—80. O. Müller, in der Recens. von Thiersch's Epochen etc., Wiener Jahrbb. XXXIX. (1827.) S. 152 f. (Kleine deutsche Schriften II. S. 392 f.). E. Gerhard, im Kunstblatt 1827. S 226 f.; Beschreibung Roms etc. I. (1830.) S. 291—296. vgl. II, 2. (1834.) S. 147—150. F. G. Welcker, Kunstmuseum zu Bonn (1827.) S. 27—33. (Alte Denkmäler, I. 1849. S. 322—327.); Rhein. Museum, II. (1834.) S. 493 ff. (A. D. I. S. 328—330.); Kunstmuseum zu Bonn, 2. A. (1841.) S. 13—15; Abh. aus dem Jahr 1848, A. D. I. S. 330—351, mit den Zusätzen, S. 501—510; Archäol. Zeitung, 1848. S. 183.* A. Feuerbach, in seinem Buche über den vatikanischen Apollo (1833.) S. 55. 66. 122 f. 158. 189. 312. 390—392; im Kunstblatt, 1846. Nr. 57. (Nachgelass. Schriften, IV. 1853. S. 46—55; vgl. H. Hettner, Heidelb. Jahrbb. 1849. Nr. 54 f. S. 859—869.). C. G. Zumpt, in den Berl. Jahrbb. f. wissensch. Kritik, 1833. II. S. 85—89. (über die Stelle des Plinius). L. J. F. Jansen, over de Vaticaansche Groep van L., Leyden 1840. Mollevaut, sur la statue de L., mise en parallèle avec le L. de Virgile, Mém. de l'Ac. d. Inscr. XV, 1. (1842.) p. 215—223. C. Schnaase, Gesch. der bild. Künste bei den Alten, II. (1843.) S. 327—333. F. A. Hagen, über die Gruppe des Laokoon (Königsb. 1844.) K. Lachmann, in der Archäol. Zeitung 1845. S. 192. 1848. S. 237 K. F. Hermann, über die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe, Vortrag in der Philologen-Versammlung zu Darmstadt, 1845. S. 45 ff., und weiter ausgeführt in den Gesamm. Abhandlungen S. 329—348. 372. Ch. Walz, im Kunstblatt 1846. Nr. 40. L. Preller, in der Realencycl. der class. Alterthumswissensch. etc. IV. (1846.) S. 757—760. Th. Bergk, vor d. Marburger Sommerkataloge 1846, p. III—XI. Sav. Cavallari, in den Göttinger Studien, 1847. 2. Abth. S. 226—228. H. Hettner, Vorschule etc. I. (1848.) S. 275—281. Fr. Vischer, Aesthetik III. (1851 ff.) S. 34. 38. 45. 137. 400 ff. 434. L. Stephani, üb. d. Zeit d. Verfertigung d. L.'sgruppe, Bulletin de la Classe des Sciences historiques etc. de l'Acad. de St. Petersbourg, T. VI. (1849.) p. 1—37. J. Overbeck, kunstarchäol. Vorlesungen (1853.) S. 145—154. H. Brunn, Gesch. der griech. Künstler, I. (1853.) S. 474—500. (vgl. E. Braun, Neue Jahrb. für Phil. etc. 1854. S. 291—293) C. W. Göttling, d. arch. Mus. der Univ. Jena, 3. A. (1854.) S. 55—57. E. Braun, die Ruinen und Museen Roms (1854.) S. 352—354. J. Braun, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Welt (1854.) S. 393 f. A. Stahr, Torso II. (1855.) S. 75—85. (und „Ein Jahr in Ital.", III. 1850. S. 207—213.) C. L. Michelet, eine italien. Reise in Briefen (1856.) S. 111—124. G. Planche, in d. Revue des deux Mondes, 1856. Oct. p. 536—539. R. Zimmermann, in den Oesterr. Blättern für Litt. und Kunst, 1856. Nr. 50 f. („Auch ein Wort über L."). Die Zeitfrage betreffend, so entscheiden sich nach Winkelmanns Vorgang für die Entstehung in griechisch-makedonischer Zeit vornehmlich Müller, Welcker, Schnaase, Walz, Bergk, Overbeck, Brunn, für den Ursprung aus römischer Zeit aber, nach

1) Die bekannte Stelle des Plinius, H. N. XXXVI, 5, 37 f. (sicut in Laocoonte, qui est in Titi imperatoris domo — — — Ex uno lapide eum . . . fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii . . . Similiter Palatinas domos Caesarum replevere probatissimis signis Craterus (alii; am Schlusse: et singularis Aphrodisius Trallianus) kann ohne Gewalt nicht anders als von einem Werke gedeutet werden, das die genannten drei Künstler für Titus arbeiteten.

2) Die Worte: de consilii sententia (fecere artifices) müssen, so wie sie ohne Beisatz gesetzt sind, nach dem Zeugniss von Autorenstellen wie von Inschriften (gesammelt schon von Marini, Atti dei Fratelli Arvali, von Lachmann, und neuestens von L. Stephani [20]) auf den Rath des Kaisers (wie zur Zeit der Republik auf den Rath von Magistratspersonen) bezogen werden. [21])

3) Die Betheiligung des kaiserlichen Rathes lässt eine politische Tendenz vermuthen.

4) Die fragliche Zeit des Titus war diejenige, in der eben erst der jüdische Krieg beendigt war, und in der die Triumphe des römischen Reiches durch Werke der Kunst — ich erinnere an des Titus Triumphbogen und vor Allem an den Tempel des Vespasianus — in grossartigster und mannigfaltigster Weise gefeiert wurden.

5) Die politische Tendenz der Laokoonsgruppe verräth Josephus, der Geschichschreiber des jüdischen Krieges, welcher seine Geschichte mit den Worten beginnt: „der Krieg der Juden gegen die Römer übertreffe nicht bloss die in seiner Zeit erlebten, sondern beinahe alle von der Geschichte gemeldeten Kriege zwischen Staaten und Staaten oder Völkern und Völkern an Bedeutung,“ und der weiterhin eine Parallele des jüdischen und trojanischen Krieges ahnen lässt. In Buch II, 17, 2 erzählt er: „Zu derselben Zeit forderte Eleazar, der Sohn des Hohepriesters Ananias, ein äusserst verwegener Jüngling, der damals eine Befehlshaberstelle inne hatte, die, welche den Gottesdienst besorgten, auf, keine Gaben oder Opfer mehr von Nichtjuden anzunehmen. Hierin aber lag der Anfang des Krieges gegen die Römer: denn man wies damit das Opfer des Kaisers für diese zurück.“ (Vgl. H. Parets Uebersetzung, Stuttgart, 1855. S. 304. [22]) Und hinwiederum, 17, 4: „Indessen wurden Priester vorgeführt, welche der alten Sitten kundig waren und auseinander setzten, wie die Vorfahren zu allen Zeiten die Opfer von Ausländern angenommen hätten. Auf alles diess achtete jedoch keiner der Auf-

---

Lessings Vorgang, doch unter verschiedenen Modificationen, Visconti, Gerhard, Feuerbach, Hettner, Mollevant, Lachmann, Hermann, Preller, Stephani, Stahr, E. Braun.

[20]) S. Marini, l. l. T. II. Tavola XLI. a., und p. 628. (n. 437.). Lachmann, Archäol. Zeitung, 1845, S. 192. (vgl. 1848. S. 237.) Stephani, Bulletin de la Classe historico-philologique de l'Acad. Imp. de St. Pétersbourg, VI. (1849.) p. 8 ff.

[21]) Die Unmöglichkeit, sie auf eine gemeinsame Berathung der Künstler (vor der Ausführung des Werkes) zu beziehen, hat Stephani (a. a. O. S. 9 ff.) richtig nachgewiesen, während seine eigene Erklärung (S. 16 ff.), von dem Auftrag des Bestellers, gerechten sprachlichen Bedenken unterliegt. Mit welchem Worte die Römer den Begriff der Bestellung bezeichneten, ergiebt sich aus der von ihm selbst (S. 18.) citirten, auf die Knidische und Koische Aphrodite des Praxiteles bezüglichen Stelle des Plinius (H. N. XXXVI, 5, 20.): duas fecerat simulque vendebat, alteram velata specie, quam ob id quidem praetulerunt, quorum conditio erat, Coi, cum alteram cett.

[22]) Die beiden letzten Sätze gibt Paret ungenau: „Diess war der eigentliche Anfang des Krieges. Denn es lag darin eine Zurückweisung des Opfers für die Römer und den Kaiser.“ Der griechische Text lautet: τοῦτο· δὲ ἦν τοῦ πρὸς Ῥωμαίους πολέμου καταβολή· τὴν γὰρ ὑπὲρ τούτων θυσίαν Καίσαρος ἀπέῤῥιψαν.

ständischen: die Priester, die den Gottesdienst versahen, und jene den Krieg förmlich eröffnende Massregel durchgesetzt hatten, waren nicht einmal in der Versammlung erschienen." (Ebend., S. 305 f.) Die Priester nun, so folgere ich, die die Gaben der Römer an den jüdischen Tempel zurückwiesen, sind angedeutet durch Laokoon, den trojanischen Priester, der das Anathema der Griechen an die troische Göttin zurückwies und verletzte (Virgil., Aen. II, 41 ff.).

6) Dem Josephus selbst scheint das Kunstwerk und dessen Tendenz im Bewusstsein gelegen zu haben, wenn er VII, 8, 1. die Strafe der Zeloten — also derjenigen Parthei, die nach seiner Ansicht durch Zurückweisung der römischen Opfergeschenke alles Unheil verschuldete, also beschreibt: „Es fand darum auch jeder Einzelne von ihnen das gebührende Ende, indem Gott ihnen allen mit der verdienten Strafe lohnte. Denn alle Qualen, welche die menschliche Natur zu erdulden fähig ist, brachen über sie los, und noch das letzte Leiden, den Tod, mussten sie unter den manchfachsten Peinigungen erdulden." (Uebers. von Paret, S. 701 f.) Die abstrakte Fassung der Worte gegenüber den sonst so concreten Schilderungen der Leiden seines Volkes oder einzelner Angehöriger [23]) scheint bedeutsam.

7) Die symbolische Darstellung des Kunstwerks war passend gewählt; denn den Juden war die Vorstellung geläufig. „Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk: die bissen das Volk, dass ein gross Volk in Israel starb. Da kamen sie zu Mose und sprachen: Wir haben gesündiget" etc. (4 Mos. 21, 6 f.)

8) Die Tendenz der Laokoonsgruppe erklärt die Abweichung von dem Mythus, wie Virgil und wie sonstige Kunstdarstellungen ihn geben. Bei den letzteren denke ich an das bisher







nicht beachtete Gemälde des vatikanischen Codex von Virgil und an zwei Contorniatenmünzen, von denen die eine im Wiener Kabinette sich befindet, und von welchen beiden mir durch die Güte des Herrn Joh. Gabr. Seidl eine Durchpausung vorliegt. [24]) Die Söhne des Laokoon

---

[23]) Vgl. z. B. II, 8, 10, die Schilderung der Leiden welche über die Essener ergiengen: „Sie wurden auf der Folter geschroben und gereckt, ihre Glieder versengt und zerbrochen, sie mussten alle Marterwerkzeuge durchmachen" etc. (Uebers. S. 249.)

[24]) Das vatikanische Gemälde s. bei Bartoli, picturae antiquiss. codicis Virgiliani, Romae 1782. Tab. 37, und in treuerer Zeichnung (die die unsrige wiedergibt) bei Seroux d'Agincourt, Histoire de l'art etc., vol. V. (1823.) Pl. XXII, 1. (Die neuere Ausgabe der vatikanischen Gemälde, von A. Mai, 1835, stund uns nicht zu Gebote). Von den Münzen ist die eine (Fig. links), mit dem Kopfe des Nero auf der Vorderseite, abgebildet in Numismata cimelii Caes.

sind auf diesen Darstellungen, wie bei den Dichtern, infantes oder mindestens Knaben, in der Gruppe erwachsene Söhne.

9) Auch der Mangel des Costüms, wie es einem trojanischen Priester zukommt, und den schon Göthe hervorhob,[25]) erklärt sich aus der (von dem Mythus in die parallelisirte geschichtliche Thatsache) übergreifenden Tendenz des Kunstwerks.

10) Die Consequenzen der neugewonnenen Ansicht sind wichtig, und rücksichtlich der Dauer der griechischen Kunstblüthe für die Ansicht entscheidend die schon vor Jahren Herr Geheime Hofrath v. *Thiersch* in seinen „Epochen" aussprach, dass die Blüthe noch das erste Jahrhundert der Kaiserzeit einschliesse." —

Nach beendigtem Vortrage des Dr. *Haakh* entspann sich eine belebte und vielseitige, wenn gleich nur auf die Ansicht, die der Redner über die Gruppe des Laokoon aufgestellt, bezügliche Discussion, von der wir nur die Hauptpunkte aus der Erinnerung wiederzugeben im Stande sind.

Die Reihe der auftretenden Gegner eröffnete Herr *Walz*, der für's Erste das Bedenken erhob, dass durch die fragliche Hypothese den Juden — vom Standpunkt der Römer — zu viel Ehre angethan sei, und sodann das vorausgesetzte Motiv des Kunstwerks überhaupt verwarf, da die Warnung Laokoons vor dem Geschenke der Griechen, aus Liebe zum Vaterland hervorgegangen und in Kurzem durch den Erfolg nur allzusehr gerechtfertigt, als Anlass der schweren, von der Gottheit über ihn und sein Geschlecht verhängten Strafe nicht ohne Verletzung des sittlichen Gefühles gedacht werden könne. Ein anderes, diesem zusagenderes Motiv gebe Servius (nach Euphorion, ad Aen. II, 204: piaculum [Laocoon Thymbraei Apollinis sacerdos] commiserat ante simulacrum nominis cum Antiopa sua uxore coeundo, et ob hoc immissis draconibus cum suis filiis interemtus est), und dieses Motiv sei wohl auch den Urhebern des Kunstwerks beizulegen, das nach seinem, auf Effect berechneten, pathetisch-theatralischen Charakter ein Pendant zu jenem Werke der Trallianischen Künstler, dem Farnesischen Stiere, bilde, und gleich diesem der macedonischen Periode — als der Blüthezeit der rhodischen Kunstschule — angehöre.[26]) Rücksichtlich des Verhältnisses der Römer zu den Juden erinnerte dagegen Dr. *Haakh* an die freundschaftlichen Beziehungen früherer jüdischer Fürsten zu dem römischen Kaiserhof, und was die Zeit des jüdischen Krieges betreffe, an das enge und vertraute Verhältniss des Josephus zu den Flaviern, deren Namen der jüdische Geschichtschreiber angenommen, und deren Gunst er, so wenig ihm hinsichtlich des Glaubens eine Ver-

---

Reg. Austr. Vindob., Vind. 1755. P. II. p. 10. (in vergrössertem Massstabe), die andere (Fig. rechts), mit dem Kopfe des Vespasian, im Thesaur. Morell. T. III. Imp. Rom. numism., Tab. 54. n. 15. Unserer Zeichnung der ersteren liegt die von Herrn J. G. Seidl uns gütigst zugesandte, von dem k. k. Kabinetszeichner, Herrn Alb. Schindler, angefertigte Durchpausung des Originales zu Grunde. — Dass von L. Stephani, am oben angef. O., S. 30—32, die drei Denkmäler besprochen werden, fanden wir nachträglich. Die Wiener Münze erwähnt auch Welcker, Alte Denkm. I. S. 333, p. 4, doch mit dem Beisatze, die Composition sei in schreiender Art modern. Unsererseits finden wir dieselbe dem Charakter der Contorniatenmünzen keineswegs widersprechend, und zweifeln daher nicht an ihrer Aechtheit. Dass übrigens die Köpfe von Kaisern auf Contorniatenmünzen keinen Schluss auf die Zeit der Prägung gestatten, ist bekannt (s. Eckhel, Doctr. Numm. vett. VIII, p. 310 sq.).

[25]) Werke XXXVIII. S. 40.

[26]) Vertreten und weiter ausgeführt hat Herr *Walz* diese Ansicht schon auf der Philologenversammlung zu Darmstadt, 1845, so wie im „Kunstblatt", 1846. Nr. 40.

leugnung seiner jüdischen Nationalität zur Last falle, Jahre lang genossen habe.[27]) In Beziehung auf die Strafe des Laokoon machte er geltend, dass die angefochtene Motivirung nun einmal, ob für uns befriedigend oder nicht, bei dem römischen Dichter vorliege, gedachte hierauf der Gründe, aus denen schon Lessing [28]) es wahrscheinlich gemacht, dass die Künstler der Gruppe nach Virgil gearbeitet, und bemerkte endlich, dass, wenn die Entstehungszeit des Kunstwerks unter Titus aus andern Gründen bewiesen werden könne, diese Wahrscheinlichkeit nahezu Gewissheit werde.[29])

Herr *Schmid* erhob weiter gegen den Redner den Einwurf, dass in keinem Falle ein Mann trojanischer Nationalität zu einer Zeit, wo die Stammverwandtschaft der Römer mit den Troern so stark betont worden sei, zum Repräsentanten des den Römern feindlichen und widerwärtigen jüdischen Volks hätte gemacht werden können. Dr. *Haakh* erwiederte hierauf, dass er selbst mit dieser Bemerkung insoweit übereinstimme, als unter den Juliern, diesen angeblichen Sprösslingen des troischen Helden und Verehrern der troischen Göttin, ein solcher Gedanke unmöglich gewesen wäre. Streng aber seien von den Juliern die Flavier zu unterscheiden, welche, Sabiner von Abkunft, auf die troischen Traditionen der Julier um so weniger Gewicht zu legen Grund hatten, da nach alter Sage die Sabiner als Abkömmlinge der Lacedämonier galten.

Auf die Erinnerung an den Schlangenbiss der Juden in der Wüste ging Herr *Plank* ein, und meinte: die im vierten Buch Mosis erzählte Thatsache liege zeitlich doch gar zu entfernt, um eine Combination in dieser Richtung zu gestatten, worauf ihm der Redner entgegnete: die vom jüdischen Volke aus der Zeit seiner Wanderung durch die Wüste erzählte Geschichte sei in ihrer Bedeutsamkeit gleichsam zum Begriffe geworden, der als solcher in jedem folgenden Zeitalter lebendig geblieben.[30])

Ein anderer der anwesenden Herrn bestritt die „allegorische“ Deutung auf archäologischem Gebiete überhaupt, und meinte, dass zur vollen Wirkung eines Kunstwerks eine ausser

---

[27]) Ueber die Juden in Rom und den Anhang, den dieselben auch ausserhalb ihrer Gemeinde fanden, vgl. neuestens Marquardt, Röm. Alterth. IV. S. 90 f. N. 558. (und ausser der dort cit. Litt.: E. A. Lewald, de religionibus peregrinis apud vett. Romanos paulatim introductis, Heidelb. 1844. p. 11. 26. 27.)

[28]) In seinem „Laokoon“: Werke, Neue Ausg. VI. (Leipz. 1855.) S. 44 ff.

[29]) Rücksichtlich des Motives der Strafe, das im Alterthum selbst bei der Gruppe vorausgesetzt ward, ist das Zeugniss eines Epigrammes der lateinischen Anthologie (ed. Meyer, 644. I, 110. B.) zu beachten, welches ohne Zweifel auf die erhaltene Gruppe (oder auf ein Nachbild derselben) gedichtet ist:

Laucontem gemini distendunt nexibus angues,
Cumque suis genitis sors habet una patrem.
Quod tamen iligni violarit terga caballi,
Hinc tolerasse ferunt saeva venena virum.
Quid sperare datur, Superum jam numine laeso,
Cum sic irasci ligneus audet equus?

[30]) Einem Theologen (wie Herr *Plank*) kann am wenigsten die Bedeutung des Typischen fremd sein. Die Verfolgungen der Juden in den mittleren und neueren Zeiten sind von jener Wanderung durch die Wüste durch viele Jahrhunderte getrennt: und dennoch lesen wir in einer von Rabbi Schabtai Cohen entworfenen Schilderung der Leiden welche die Juden in den Jahren 1648—49 in Polen trafen: „Am Sabbath darauf [nachdem an 1500 Personen in der Stadt Humony in Russland getödtet waren] wurde der Abschnitt verlesen (Num. 21, 6): Und die Schlangen bissen das Volk, und es starb viel Volks von Israel, eine überaus grosse Menge.“ (Buch Schevet Jehuda [Zuchtruthe Juda's] von R. Salomo Aben Verga. Aus dem Hebräischen übertragen von Dr. M. Wiener. Hannover, 1586. S. 272.)

halb derselben gelegene Idee nicht zu Hülfe genommen zu werden brauche, welcher Einwendung Dr. *Haakh* durch die Bemerkung entgegentrat, dass es nicht um ästhetische Theorieen sich handle, sondern um die im Geiste antiker Kunst gelegene und abgesehen von Laokoon durch eine Reihe von andern Beispielen [31]) bewährte Thatsache symbolischer Parallelisirung von mythischen und geschichtlichen Vorgängen.

Ein weiterer Redner bemerkte: dass Josephus in den angeführten Stellen seiner Geschichte des jüdischen Krieges keineswegs dasjenige sage, was sein neuester Ausleger in denselben gefunden, worauf ihm erwiedert ward, dass der jüdische Geschichtschreiber, wenn ihm wirklich die vorausgesetzte Parallele im Sinne gelegen, seine guten Gründe gehabt haben möge, sie nicht mit nackten Worten auszusprechen; leicht möglich, dass er selbst der spiritus familiaris der Idee gewesen, und dann zur Zurückhaltung doppelt sich gedrungen gefühlt habe.

Den Unterschied des Alters der Söhne Laokoons, wie die Gruppe der rhodischen Künstler sie darstelle, und wie sie im Mythus und auf andern Kunstwerken erscheinen, [32]) glaubte endlich ein Redner im Widerspruch mit der vorgetragenen Erklärung auf einfache Rücksichten künstlerischer Darstellung zurückführen zu müssen; worauf Dr. *Haakh* es für fraglich erklärte, ob die Darstellung eines Vaters, der von Schlangen angefallenen Kindern zu Hülfe käme, nicht auch in einer statuarischen Gruppe ausführbar gewesen wäre. [33])

Noch war die Debatte im Flusse, als der Eintritt des Herrn Geheimen Hofraths v. *Thiersch* in den Saal sie unterbrach. Nachdem die Anwesenden den verehrten Veteranen der philologischen Wissenschaft, welchem auch die Disciplin der Archäologie so manche wichtige Leistung verdankt, mit gebührender Achtung begrüsst, so recapitulirte der Vortragende das Wesentliche der über Laokoon von ihm ausgeführten Ansichten, und nahm dabei Veranlassung, auf einzelne Punkte, wie insbesondere auf die Textstelle des Plinius noch näher einzugehen. Er erklärte es für unstatthaft, das Wort similiter (Palatinas domos Caesarum replevere) auf die Worte ex uno lapide, für ein schreiendes Unrecht an Plinius dagegen, sie auf die Worte de consilii sententia in dem Sinne zu beziehen: „nach gemeinsamer Ueberlegung mehrerer Künstler“; denn da die Reihe der im letzten Satze genannten Künstler der „Aphrodisius Trallianus singularis“ schliesse, so wäre dem Schriftsteller ein offenbarer Widersinn in den Mund gelegt. Auch dadurch, meinte er, dass die active Construction des letzten Satzes „ganz einfach“ in die passive verwandelt und dadurch die Zeit der probatissima signa unbestimmt gelassen werde, sei dem Texte Gewalt gethan.

Sofort ergriff Herr v. *Thiersch* das Wort, und sprach im Allgemeinen von der fortdauernden Blüthe der griechischen Kunst noch in römischer Zeit, und dem mehr als 500jährigen Bestand derselben, wesentlich die Ansichten entwickelnd, die er schon in seinen „Epochen der

---

[31]) Solche an diesem Orte zusammenzustellen gestattet der Raum nicht, und behält sich der Schreiber dieser Zeilen die bezügliche Ausführung vor.

[32]) Die Pausen der Contorniatenmünzen hatte Dr. *Haakh* zur Stelle gebracht und den Anwesenden zur Ansicht vorgelegt.

[33]) Wenn die rhodischen Künstler die Söhne als erwachsen darstellten, aber gleichwohl im Verhältnisse zum Vater entschieden zu klein hielten, so mag diese Thatsache allerdings aus dem Umstande sich erklären, „dass ihre natürliche Grösse die einfache Schönheit der Pyramidalform des Ganzen zerstört haben würde.“ (A. Stahr, Torso I. S. 242.)

bildenden Kunst unter den Griechen" dargelegt, und die er noch jetzt glaubt festhalten zu dürfen. Dabei gab er eine genauere Charakteristik von einzelnen, bereits einer spätern Zeit anheimfallenden griechischen Kunstwerken, wie den Rossen von Monte Cavallo, dem Herakles-Torso, dem (zu München befindlichen) barberinischen Faun, dem Laokoon, und kam auch auf die Nachbildung des Laokoonskopfes (im Besitze des Herzogs von Aremberg) zu reden, die er unter Hinweisung auf die ihm eigenthümliche, energische, aber rohe Führung des Meissels für ein spätes Werk des Alterthums (aus dem vierten Jahrhundert nach Christo) erklärte. Da uns indessen Aufzeichnungen über den gehaltreichen Vortrag mangeln, so müssen wir auf genauere Mittheilungen daraus verzichten.

Auf die von Dr. *Haakh* gegebene Erklärung der beiden andern Kunstwerke einzugehen erlaubte die vorgerückte Zeit nicht. Von Seiten des Herrn *Scheiffele* ward indessen nachträglich eine auf den Herakles-Torso bezügliche Bemerkung schriftlich eingesandt, die derselbe, wenn die Zeit es gestattet hätte, mündlich zu machen beabsichtigt.

„Wie gewissenhaft" — so lauten die Worte des Herrn *Scheiffele* — „noch die spätere Zeit den Typus der alten Kunst in religiösen Bildern beibehielt, davon mag auch das besprochene Heraklesbild ein Beweis sein. Diesen Typus erkenne ich in dem Skyphos in der Hand des Gottes, diesem uralten Symbole der Fahrt (des Laufes) der Sonnengötter (Helios im Nachen). Haben nicht vielleicht die römischen Kaiser gerade den Hercules eben desshalb so häufig zu ihrem Musterheroen sich erwählt, weil sie die ebenso mühevolle als segensreiche Thätigkeit ihrer Herrschaft im Bilde des alle Schwierigkeiten (Eklipsis, Winterdämonen), die ihm von den verderblichen Naturkräften bereitet werden, siegreich bekämpfenden Sonnengotte (Herakles) ausdrücken wollten? Die Kenntniss der alten religiösen Anschauungen der Griechen werden bei den Gebildeten der römischen Kaiserzeit wohl vorausgesetzt werden dürfen, so dass also der Einwurf, Herakles sei längst zum menschlichen Heros herabgesunken gewesen, oder doch zum rein ethischen Vorbilde der Ueberwindung aller Schwierigkeiten geworden, dadurch aufgehoben würde."

Auf diese Bemerkung hätte Dr. *Haakh* zu erwiedern gehabt, dass die Nachrichten der Schriftsteller, wie die Münzen und Inschriften der Kaiser selbst, die den Hercules zum Vorbilde erwählten, und dessen Attribute und Namen sich beilegten — wie Commodus, Postumus, Maximianus — die Gleichstellung auf den menschlichen Heros beschränken, und kaum an den Sonnengott Herakles zu denken gestatten. Den Commodus betreffend dürfte es gestattet sein, aus dem Münzwerke Eckhels (VII. p. 126.) eine Stelle mitzutheilen, die uns von dem bei Sulla nachgewiesenen (und auch bei ihm auf griechische Vorbilder zurückgehenden [14]) Agiren des Jupitersohnes das Zerrbild vor Augen legt:

„Herculem Romanum, quo nomine cusi numi occurrent (ad annum sequentem), primum dictum fuisse propterea, quod feras Lanuvii in amphitheatro occidisset, refert Lampridius (cap. 8.) et Dio (LXXII, 15.). Si veteribus fides, eo sane nomine, si corporis vires spectes, indignus non videbatur, nam et elephantum conto transfixit, et uno die centum ursos jaculis confecit, fessusque uno haustu poculum a puella propinatum absolvit, ne potu quidem, et muliercularum amoribus Herculem inficiatus. Perhibentur haec, quo minus dubitari possit, a Dione autopta (l. c., 18. 19.), tum Lampridio (cap. 12. 13.). Centum ab eo leones uno die occisos narrant Herodianus (in Commodo) et Ammianus (XXXI. 10.). Propter haec cum alter Alcides haberetur, et ipse dici vellet, continuo properatus statuarum populus, quae Commodum ejus Dei habitu proponerent, et mox illi, ut praesenti Deo, immolatum (Lamprid. cap. 9. Dio. l. c. 20.). Ipse vero adeo sibi verus Hercules visus, ut, cum prodiret, leonis exuvias et clavam ante se gestari praeciperet (Dio l. c. 17. Herodian. I, 14.) etc." Und am Schlusse seiner Ausführung fügt Eckhel bei: „Fuit tamen repertus, qui hunc ejus stuporem nonnihil mitigaret. *Quid igitur mirum*, inquit Athenaeus (XII, p. 537.), *si Commodus imperator apud nos in curru oppositam habuit clavam Herculeam*

[14]) S. „Denkmäler und Forschungen," am ob. angef. O. S. 239. f.

substrata ipsi le nis pelle et Herculem vocari se voluit, cum Alexander Aristotelis praeceptis imbutus se ipsum illis Deis adsimilaverit, atque adeo etiam Dianae."

Nicht ganz in gleicher Weise verhält es sich mit der durch zahlreiche und für die Kunstdarstellung der Arbeiten des Hercules wichtige Münzen (vgl. Eckhel, D. N. VII. p. 442—444, und neuerdings de Witte „médailles inédites de Postume" Revue de la numismatique française, 1844, p. 330—369.) bezeugten Gleichstellung des Postumus mit dem Sohn der Alkmene, und sicher bemerkt Eckhel (p. 444, nach Zusammenstellung der ihm bekannten Herculesmünzen des genannten Kaisers) mit Recht: „Ex universo hoc catalogo satis apparet, Postumum hoc Herculis obtentu voluisse significare: quemadmodum hic tyrannis ac monstris exstirpatis tranquillitatem orbi reddidit, ita se submoto Gallieno et depulsis barbaris libertatis patriae fuisse vindicem." Und hiemit vergleiche man, wie derselbe Gelehrte über die Münzen des Maximianus (Herculius) in Verbindung mit denen des Diocletianus (Jovius) sich äussert (Vol. VIII. p. 19. cf. 9. 30.): „Ut Diocletianus in numis suis perpetuo Jovis sui cultum crepat, ita Maximianus Herculis sui . . ., illatis variis typis, quos exantlati copiosi ejus labores facile suppeditant . . . Quae causa fuit, cur nonnunquam ejus etiam dei cultu in numis compareat, tecto nimirum leonis exuviis capite, cujus et heredem fecit filium Maxentium. Et vero si debellatos ab eo quaquaversum barbaros velut monstra imperio exitiosa reputemus, poterat, si non Hercules, certe sedulus ejus imitator haberi."

Dass in römischer Kaiserzeit unter Einflüssen des Orientes dem Gestirndienst eine grosse Verbreitung und Bedeutung zukam, ist nicht zu bestreiten. Auch die Identificirung oder Parallelisirung von Kaisern mit dem Sonnengott ist aus mehrfachen Beispielen bekannt; und wenn Postumus auf seinen Münzen den Kopf des Hercules, mit der Beischrift Comes Augusti, dem seinigen verband, so erscheinen auf einer Münze des Probus (vgl. Eckhel VII. p. 441. 501.) die capita jugata des Sol und des Probus, mit der Aufschrift: Sol Comes Probi Aug. Münzen des Maximinus Daza (Eckhel VIII. p. 54.), des Constantinus Magnus (ibid. p. 75.) und seines Sohnes Crispus (p. 101.) zeigen gleichfalls die Aufschrift Soli Comiti Invicto, aber andere Münzen desselben Daza (p. 54.) die Legende Herculi Comit. Caess. Nostr., oder Herculi Victori, wie solche Constantinus des Grossen (als Caesar) die Legende Herculi Conservatori Caes. Auf Münzen der früheren Kaiserzeit begegnen wir den Bildern des Sol und der Luna nicht selten als Symbolen der Ewigkeit (vgl. Eckhel VI. p. 423.). Eine Münze des Postumus aber zeigt die verbundenen Köpfe dieser beiden Gottheiten mit der Beischrift Claritas Aug(usti), wozu Eckhel (VII. p. 441.) mit Recht bemerkt, dass auf dieser Münze die Bilder nichts Anderes bedeuten, als den leuchtenden Glanz der kaiserlichen Thaten. Und in eben diesem Sinne schmückte ohne Zweifel das über Trophäen erscheinende Bild des Sol (und der Luna) die beiden Nebenseiten des Triumphbogens von Orange, der nach unserer Ansicht keinem andern Kaiser als dem aus dem südlichen Gallien stammenden Postumus angehört. [35])

Zu der Annahme, dass **Hercules** als patronus und comes (oder Vorbild) von Kaisern den Sonnengott bedeute, scheinen die besprochenen Münzdenkmäler nicht zu berechtigen; womit jedoch die Identificirung des Hercules mit dem Sonnengott überhaupt nicht geleugnet werden soll. Wie für alte Zeiten und für den Orient, so ist insbesondere für die spätern Zeiten des römischen Kaiserthums diese physikalische Auffassung des Heros durch Monumente nicht unbezeugt; wie denn ein heidnisches Denkmal, das später gleich so vielen andern Denkmälern des Alterthums zu kirchlichem Gebrauche verwendet, noch jetzt in der Peterskirche zu Rom sich befindet — wir meinen den hölzernen Stuhl Petri, der in der bronzenen Kathedra dieser Kirche eingeschlossen ist — an der Vorderseite achtzehn Felder zeigt, an denen zwölf die Thaten des Hercules, sechs aber (zu denen ursprünglich ohne Zweifel sechs weitere gehörten) Zeichen des Thierkreises darstellen (vgl. Bunsen, Beschreibung Roms II, 1. S.92 f. 190. Piper, Mythologie der christl. Kunst, I. S. 57. 130 f.). Dass übrigens in der Mythologie des Herakles von neueren Gelehrten (wie von Raoul Rochette, von Movers und von Preller) das physikalische Moment zu stark betont ward, und dass der griechische Herakles wesentlich das Abbild, nicht eines orientalischen Sonnengottes, sondern eines orientalischen Heros, und zwar des persischen Rusthm, sei, beabsichtigen wir seiner Zeit im Zusammenhange einer grösseren Arbeit darzulegen, die die Einflüsse des Orients auf Hellas, wie auf Rom, in den verschiedenen Zeiten wie auf den verschiede-

---

[35]) Vor längerer Zeit mit Studien über die interessante Episode eines römischen Reiches gallischer Nation, wie die Herrschaft des Postumus sie darstellt, beschäftigt, gelangten wir mittelst einer Reihe historischer und archäologischer Argumente (für die das obige nur eine weitere Gewähr bildet) zu der ausgesprochenen Ansicht und gedenken dieselbe, sobald die von Seiten des französischen Architekten, Herrn A. Caristie, zu erwartende, reich ausgestattete Monographie über jenen Bogen, die nach brieflichen Nachrichten aus Paris binnen weniger Monate erscheinen soll, vorliegt, in einer der Zeitschrift des Herrn Ed. Gerhard einzuverleibenden Abhandlung auszuführen.

nen Culturgebieten behandeln [36]) und zur Oeffentlichkeit gebracht werden soll, wenn und sobald die Verhältnisse uns die Verarbeitung des seit mehreren Jahren gesammelten Materials gestatten werden. Für jetzt möge es gegönnt sein, auf die ältere Abhandlung eines englischen Gelehrten, Sir William Ouseley (Travels in various countries of the East, more particularly of Persia, Vol. II. Appendix, n. 12. p. 504—527: „Rustam and Hercules") zu verweisen, welche allerdings mehrfache Ergänzungen und Modificationen fordert, und insbesondere den von uns zu liefernden sichern Nachweis der Zeit wie der Wege der Verpflanzung der orientalischen Sagen vermissen lässt.

Die Kaiser deren Münzen wir oben als Zeugnisse für ihre Verherrlichung unter dem Bilde des Hercules erwähnten, sind indessen nicht die einzigen die entweder sich selbst dem Jupitersohne verglichen oder schmeichlerisch ihm verglichen wurden. „Dès les premières années de l'empire" — so schreibt de Witte (Revue numismatique, 1844. p. 354. in der oben erwähnten Abhandlung über médailles inédites de Postume) — „nous trouvons des allusions à la puissance de l'empereur rapprochée du courage et de la force d'Hercule"; und weiterhin (p. 354—369) sammelt der gelehrte Archäologe die Zeugnisse der schriftlichen Quellen wie der Kunstdenkmäler, welche über die verschiedenen Kaiser in der angedeuteten Beziehung erhalten sind. [37]) Die gebotene Kürze nöthigt uns, auf diesen Excurs (wie auf Piper, Mythologie der christlichen Kunst, I. S. 133—136, über Hercules auf Kaisermünzen) zu verweisen.

Und nicht Herrscher allein waren es, die den Heros als die Personifikation der immortalitas virtute parta (Liv. I, 7. fin.) sich aneigneten. Welche Rolle Herakles als Träger der Ideen über das Jenseits auf Grabdenkmälern spiele, hat Stephani in der mehrfach erwähnten Abhandlung so gelehrt als anziehend erörtert; [38]) und wenn er au einem den Hercules mit der Omphale im Hauptbild, und rings die Arbeiten des Heros darstellenden Denkmal (bei Millin, Gallerie mythol. CXVII, 453.), das er erstmals richtig erklärt und der fraglichen Klasse von Denkmälern anreiht, sogar Porträtbildung nachweist (S. 203 f.), so erkennen wir hierin eine (auch bei einzelnen Kaisern vorkommende) Steigerung des Motivs, welches unserer Erklärung des Herakles-Torso zu Grunde liegt.

Dass die Züge des Belvederischen Apollo sich gleichfalls den Porträtköpfen Nero's nähern, während freilich die letztern selbst ohne Zweifel nach dem Vorbilde des Gottes, sei es mehr oder weniger, idealisirt sind, versichert uns ein Künstler, der den Denkmälern römischer Ikonographie ein genaues Studium gewidmet hat. Ist uns über das zweite der in unserem Vortrage besprochenen Denkmäler an dieser Stelle noch ein Wort gestattet, so sind von Anselm Feuerbach („der vatikan. Apollo", 1. A. S. 230 ff.) gegen die Annahme eines Pythotödters aus der angeblich zweideutigen Stellung des Gottes scharf betonte Argumente gezogen, die sich jedoch, wenn wir den Bekämpfer des Pytho zugleich zu dem Baume oder vielmehr zu der durch ihn symbolisirten Mutter in lebendige Beziehung setzen, und hiedurch ein Doppelmotiv, des Angriffs und des Schutzes, gewinnen, zu unsern Gunsten wenden dürften. Nicht zu übersehen ist der gleich nach dem Schusse zu dem Baume herabgesenkte rechte Arm, dessen Hand freilich, mit den gespreizten Fingern, von Montorsoli sehr unglücklich ergänzt ist. Wenn Feuerbach sodann (S. 235 f.) von der faltenschweren, den Streiter hemmenden Chlamys spricht, so sind die Denkmäler zahlreich genug, auf welchen Helden nackt, mit der Chlamys um den Arm erscheinen, während allerdings der Meister unseres Bildwerks in dem schwereren römischen Faltenwurf seine Kunst zu zeigen, und durch die Art, wie er jene über den Vorderarm legte, das Nackte mit der Hülle in lebendigen Contrast zu setzen suchte. Den beiden soeben berührten Argumenten hat Feuerbach ein weiteres vorausgeschickt, nämlich dasjenige, welches aus dem Inhalte der Sage, derzufolge Apollo

---

[36]) Ueber diese Einflüsse des Orients in einem Vortrage auf der Stuttgarter Philologenversammlung zu sprechen war anfänglich unser Plan, auf dessen Ausführung wir in Rücksicht auf die beschränkte Zeit, die einem einzelnen Vortrage gestattet werden kann, verzichten zu sollen glaubten.

[37]) Für Augustus citirt er Horat. Carm. III, 14, 1—4.; wir fügen III, 3, 9—12. IV, 5, 33—36, nebst dem Zeugniss des Monumentum Ancyranum über seine Aufnahme in das Lied der Salier (s. J. Franz und A. W. Zumpt, Mon. Anc., Berol. 1845. II, 18. p. 51.) bei, wozu Virgil. Aen. VIII, 287 f. (von den salischen Priestern: qui carmine laudes Herculeas et facta ferunt) zu vergleichen ist.

[38]) In der Vorrede zu seinem trefflichen Werke über die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens (Nürnberg, 1857.) bemerkt Herr Professor Nägelsbach (S. X.): „Kunstdenkmäler und Inschriften habe ich gar nicht benützt, weil sie über Fragen, wie ich sie an das Griechenthum stellen zu müssen glaubte, z. B. über die innere Natur der Gottheit, über das Princip und die Motive des sittlichen Handelns, über das Wesen der Sünde und dergleichen, nicht geeignet sind, Aufschlüsse zu geben. Sollte ich hierin irren, und sollten auch für diese Lehren dort Einsicht zu gewinnen sein, so würde hierin ein wesentlicher Mangel meines Buches liegen." Durch Einsichtnahme von der Arbeit des Herrn Stephani durfte der verehrte Herr Verfasser sich überzeugen, dass die von Philologen noch immer vielfach unterschätzte Archäologie für den Glauben an Unsterblichkeit, dem doch wesentlich ein sittliches Moment zukommt, eine wichtige Quelle öffnet. Um vom Opferwesen und vom Cult überhaupt nicht zu reden, den die Denkmäler am sichersten aufklären, nicht ohne auch auf die Vorstellungen über „die innere Natur der Gottheit" ein helles Licht zu werfen.

den Drachen als Kind oder als Knabe erlegte, gezogen ist. Die Zeugnisse der Schriftsteller in dieser Richtung hat er fleissig gesammelt (S. 221 ff.), und wir fügen den mitgetheilten zwei weitere bei, des Plutarch (Pelop. 16.) und des Rhetors Menander (περὶ Σμινθιακοῦ, bei Spengel, Rhett. graeci III. p. 441 f. [39]) Bei dem enneaterischen Feste, von welchem Plutarch Quaest. gr. 12. erzählt (vgl. Preller, Realencycl. II. S. 913.) wurde der Kampf des Gottes mit dem Drachen, seine Flucht, seine Buse und Reinigung in Tempe durch einen Knaben dargestellt, den derselbe Schriftsteller auch anderwärts (de musica 14, als Träger des Lorbeeres von Tempe nach Delphi) erwähnt; und als Knaben stellte den Pythotödter auch die ältere griechische Kunst dar, wie denn insbesondere der Πυθοκτόνος des Pythagoras von Rhegion (Plin. XXXIV. 8, 59.) nach Panofka's Ausführung (am jüngsten Winkelmannfeste zu Berlin) in dem Münztypus von Kroton, welches unsere Abbildung wiedergibt, [40]) zu erkennen wäre.



Wenn nun aber die Belvederische Bildsäule den Pythotödter als Jüngling, nicht als Knaben zeigt, so gibt eben die Beziehung auf Nero, der zur Zeit seiner Thronbesteigung im siebzehnten Jahre stand, den befriedigenden Aufschluss. Von den übrigen Statuen, die den Sohn der Leto in reiferem Alter als Pythotödter darstellen, und von denen der dritte Band von Claracs Musée de Sculpture eine grössere Anzahl aufweist, sind die meisten restaurirt; und von ächten Darstellungen, wie bei Clarac a. a. O. pl. 489. n. 947, wo der Baumstamm gleichfalls Oliven zeigt und der Gott dasselbe Wehrgehänge trägt wie bei dem vatikanischen Werke, kann das Vorbild des letztern und die spätere Entstehungszeit schwerlich in Abrede gestellt werden. — Auf die Hypothese Overbecks (kunstarchäol. Vorlesungen, S. 85.), dass bei unserer Bildsäule an die Tödtung des Tityos, und nicht des Python, zu denken sei, gestattet der Raum nicht genauer einzugehen, und es sei daher nur so viel bemerkt, dass die Tödtung des Drachen zu symbolischer Darstellung schicklicher sich eignete, als die Erlegung des Riesen Tityos, der die Mutter Apollos — aber wohlgemerkt, nach der ursprünglichen Sage auf dem Wege nach Delphi (Homer. Od. XI, 580 f.; vgl. neuestens E. Gerhard, Archäol. Anzeiger 1856. S. 181*, nebst Menander, l. l. p. 441.), und desshalb vor der Begegnung des Drachen — als Ehrenräuber anfiel, und zur Strafe dafür den Pfeilen des Sohnes erlag.

In Betreff der Frage über das dritte der besprochenen Denkmäler, den Laokoon, lassen wir schliesslich eine Mittheilung von fremder Hand folgen, die uns eben vor dem Drucke noch zugeht. Unser gelehrter Freund und verehrter Gönner, Herr Professor C. P. Bock aus Brüssel, welcher unseren Ansichten über die Entstehung der Laokoonsgruppe von Anfang an zustimmte, erfreut uns mit nachstehendem Beitrage zur Entscheidung der Frage:

„Die Hypothese, welche Herr Professor *Haakh* in Betreff der Laokoonsgruppe veröffentlicht, erhält, wie ich glaube, eine nicht unwichtige Bestätigung durch ein in der unmittelbar auf die Regierungszeit des Titus folgenden Periode entstandenes Bildwerk, das mit Weglassung der Kinder und geschickter Ersetzung der Schlangen als eine genaue Nachbildung jenes Originales gelten muss, das zu Rom die allgemeine Bewunderung erregte. Es ist diess das Erzbild des leidenden Prometheus, welches uns nebst manchen andern Kunstwerken, womit Alexandrien ausgeschmückt war, der Rhetor Nikolaos beschrieben hat (Walz, Rhett. Graec. Vol. I. p. 396 sqq.), und das uns zugleich eine im 13. Regierungsjahre des Trajan (29. Aug. 109 bis 29. Aug. 110 n. Chr. nach ägypt. Rechnung) zu Alexandrien geprägte Münze (s. Mionnet, descr. de Méd. ant. grecques et romaines, T. VI. p. 118. Nr. 634.) vor Augen stellt.

---

[39]) Ausführlich beschreibt der Letztere den Riesendrachen und dessen Erlegung, und mit seiner Schilderung stimmt diejenige des späten römischen Dichters Claudian überein, in Rufin. I, praefat., v. 1 ff. Was gab aber diesem zu seiner Schilderung Anlass? Nachdem er den Sieg des Gottes und die Feier desselben durch die übrigen Götter besungen, so fährt er fort (v. 15 ff):

Nunc alio domini telis Pythone perempto
Convenit ad nostram sacra caterva lyram,
Qui stabilem servant Augustis fratribus orbem,
Justitia pacem, viribus arma regunt.

Der neue Pytho ist Rufin, und sein Besieger ein neuer Apoll!

[40]) Nach Fr. Carelli, Nummorum Italiae Vett. Tabb. CCII., ed. Caelest. Cavedonius. Lips. 1850. fol., Tab. CLXXXIII, n. 22. vgl. p. 102. Der Knabe oder Jüngling mit dem Lorbeerzweige auf der Rückseite der Münze stellt nicht, wie z. B. Millin glaubt, Gal. mythol. XVI, 54, den vom Tempethale mit dem Lorbeer heimkehrenden Apollo, sondern vielmehr den Ἡρακλῆς (δαφνηφόρος) dar, wie die Aufschrift ΟΙΚΙΣΤΑΣ — der Gründer von Kroton, d. i. Herakles — beweist. Von Panofkas Vortrag, die Münze betreffend, besitzen wir übrigens bis jetzt nur allgemeine Kunde.

Der Raum gestattet darüber nur folgende Notiz mitzutheilen, und gebietet, die Erwägungen, welche das merkwürdige Kunstdenkmal hervorruft, auf das Kürzeste zu beschränken.

Prometheus sitzt auf einem Felsen; sein rechter Fuss ist krampfhaft in die Höhe gezogen und eingebogen; auf dem Knie hat sich mit halbausgebreiteten Flügeln der Adler niedergelassen, welcher die Leber des Dulders verzehrt. Der linke Fuss ist der Länge nach ausgestreckt, wider den Felsboden gestemmt und wird zum Stützpunkte des von grimmem Schmerze durchzuckten Körpers. Die Muskeln der Stirne, der halbgeschlossenen Augen und der Wangen sind convulsivisch angezogen und haben den Kopf in die Höhe gezwängt, der sich jedoch zugleich von dem Brennpunkte des Schmerzes weg auf die Seite neigt. Das Haar des Hauptes, wie des Kinnbackens ist verwildert, sträubt theilweise sich empor, und fällt theilweise ordnungslos hinab. Die zusammengeballte Faust des rechten Armes berührt den hinteren Kopf. Dieselbe Bewegung war ursprünglich der rechten Hand des Laokoon geblieben. Hier aber war diess der Fall, weil der Leidende die Schlange von dem Hinterkopfe wegzureissen versuchte, die dort, wie eine deutliche Spur es erkennen lässt, sich eingebissen hatte. Ein Irrthum der Restauration lässt den rechten Arm des Laokoon sich in die Höhe strecken. Die ursprüngliche Bewegung dieses Armes hat der Urheber der alexandrinischen Nachbildung beibehalten zu dürfen geglaubt, indem er dem Motive, das den rechten Arm zu dieser Bewegung zwingt, der Schlange nämlich, ein anderes substituirte, der Fessel, welche den rechten Arm in einer entsprechenden Lage festhält. [49]). Läge mir in diesem Augenblicke die fragliche Münze vor, so würde ich wohl mit Zuversicht angeben können, dass der linke Arm wie bei Laokoon lässig am Leibe herunterhing. Nikolaos berührt blos die Haltung der linken Faust.

Um die Zeit, wo dieses Denkmal entstand, widmete Trajan, nach Beendigung des Dacischen Krieges, seine Thätigkeit der Ausführung grosser Friedenswerke an allen bedeutenden Punkten des römischen Reichs. Um diese Zeit sind zu Alexandrien die unterschiedlichen Baudenkmale zu Stande gekommen, für welche, wie der Redner Dio Chrysostomos (Or. XXXII) bezeugt, diese Stadt der Freigebigkeit des Kaisers zu Dank verpflichtet war. Dass mit diesen Unternehmungen die Sorge für die Erhaltung der noch vielfach und ernstlich bedrohten Ordnung und Sicherheit des Staates unausgesetzt Hand in Hand ging, versteht sich von selbst. Dass der praktische Hauptzweck, welchen die römische Regierung im Interesse ihrer Selbsterhaltung zu verfolgen hatte, bei der Errichtung eines so grossartigen, öffentlichen Denkmals, wie die Prometheus-Statue gewesen sein muss, nicht aus den Augen verloren wurde, wird man gewiss verständiger, und den obwaltenden Verhältnissen angemessener finden, als die Unterstellung, Trajan habe blos zum müssigen Ergötzen der alexandrinischen Bevölkerung ein Werk anfertigen lassen, das in der „zweiten Stadt des Reiches" (Dio Chrys.) der bedeutendsten Kunstzierde an die Seite treten sollte, womit unter einem seiner unmittelbaren Vorgänger Rom bereichert worden war.

Der Zweck, welcher der Aufstellung des in Frage stehenden Denkmals zum Grunde lag, spricht sich gewissermassen noch augenfälliger aus, wie es bei der Laokoonsgruppe der Fall ist.

Die grausame unerbittliche Bestrafung, welcher selbst ein Halbgott nicht entgieng, der freventlich die von Zeus angeordnete Gesetzmässigkeit zu überschreiten sich unterfangen hatte, diess ist die Thatsache, welche, wie Nikolaos hervorhebt, die Beschauung des ergreifenden Bildwerks den Gemüthern einprägen sollte. Dadurch nun wird der Betrachtende ernstlich abgemahnt von jeder verwegenen Anmassung, sich der kaiserlichen Herrschaft zu entziehen, welche die von Zeus eingesetzte Weltordnung auf Erden repräsentirt und verwirklicht. Diese Mahnung ist freilich allgemein, an die bewegliche, jähzornige, unablässig zu Meutereien neigende Einwohnerschaft von Alexandrien gerichtet; zunächst aber spricht sie zu dem gefährlichsten, schwürigsten Bestandtheile derselben, der zahlreichen jüdischen Bevölkerung.

Mit der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung der im Lande umher ansässigen Juden war keineswegs der Ingrimm des Hasses gebändigt, der Geist des Aufruhrs gedämpft, welcher die unglückliche Nation in den verzweifelten Kampf gegen die römische Uebermacht gestürzt hatte. Es war nur der Schauplatz und der Mittelpunkt des unauslöschlichen Widerstrebens verlegt worden. Die in Egypten und der Provinz Afrika dicht gedrängt ansässigen Juden nährten denselben unversöhnlichen Hass gegen ihre Dränger, waren von denselben schwärmerischen

---

[49]) Die Fesselung nimmt man auf einer Gemme der Berliner Sammlung (in Tölkens Verzeichniss: dritte Klasse, erste Abth. Nr. 44, S. 91.) wahr, von der eine Paste (aus dem Besitze des Herrn Dr. A. Wintterlin) uns vorliegt. Dieselbe zeigt eine freie Nachbildung des alexandrinischen Originals und weicht in manchen Einzelnheiten von der Beschreibung des Augenzeugen Nikolaos ab, doch ohne dass die Richtigkeit der letzteren in Abrede gestellt werden könnte.

Hoffnungen auf eine glorreiche Erlösung von dem auf ihnen lastenden Joche durchdrungen. Die unter der Regierung Trajans entstandenen jüdischen Dichtungen, das Testament der zwölf Patriarchen und das Drama des Ezechiel: der Auszug aus Egypten sprechen diese hochfahrenden Erwartungen auf das Bestimmteste aus. Ein neuer Kampf wurde rastlos vorbereitet: von römischer Seite blieb gewiss kein Mittel unversucht, um mit Gewalt das unter der Asche glimmende Feuer zu ersticken, oder um auf dem Wege der Ueberredung die leidenschaftlich aufgeregten Geister zur Besinnung zurückzuführen. Als aber im Jahr 115 die Verwicklungen des ausgebrochenen Parthischen Krieges einen günstigen Erfolg für die jüdische Schilderhebung in Aussicht stellten, brach in Afrika und Egypten der Aufruhr los und wurde abermals in Strömen von Blut gedämpft.

Dem aufrührerischen Geiste gegenüber, welcher einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung von Alexandrien eben in der Zeit erfüllte, zu welcher, dem Zeugniss der angeführten Münze zufolge, die Statue des duldenden Prometheus gefertigt worden sein muss, sollte eine furchtbare allverständliche Mahnung ausgesprochen werden.

Schliesslich bemerke ich noch, dass die Prometheus-Statue (die auch von einem Epigramm der griechischen Anthologie gefeiert wird), dem Romanschreiber Achilles Tatius vor Augen schwebte, als er die Beschreibung des einen der beiden Gemälde die den Optisthodom des Jupitertempels zu Pelusium geschmückt haben sollen, verfasste. Einige von dem genannten Schriftsteller hervorgehobenen Einzelnheiten können zur Vervollständigung des geschraubten, schwülstigen Aufsatzes des Rhetors Nikolaos dienen."

Zweite Sitzung der archäologischen Sektion.

Am 26. September. Nachmittags 4 Uhr.

Von dem Präsidenten, Herrn *Walz*, dazu eingeladen, betritt Dr. *Haakh* die Rednerbühne:

„Gestatten Sie mir, meine verehrten Herren — so beginnt derselbe — zunächst ein Wort der Entschuldigung, dass ich auch heute noch, da die Hauptversammlung bereits ihr Ende erreicht hat, und nachdem Sie in diesen Tagen so viel des Interessanten vernommen, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen wage. Die Veranlassung zu diesem zweiten Vortrag ging nicht von mir aus; ich folgte nur der mich ehrenden Aufforderung unseres Herrn Präsidenten.

Der Gegenstand der wenigen Worte, die ich an Sie zu richten mir erlauben werde, bilden

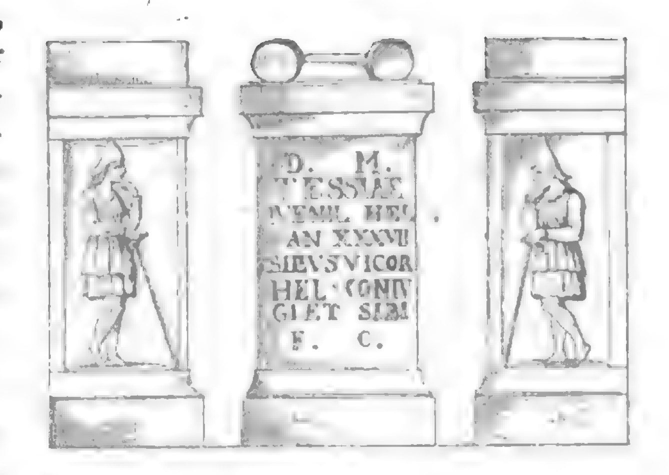
die Attisbilder auf römischen Grabdenkmälern.

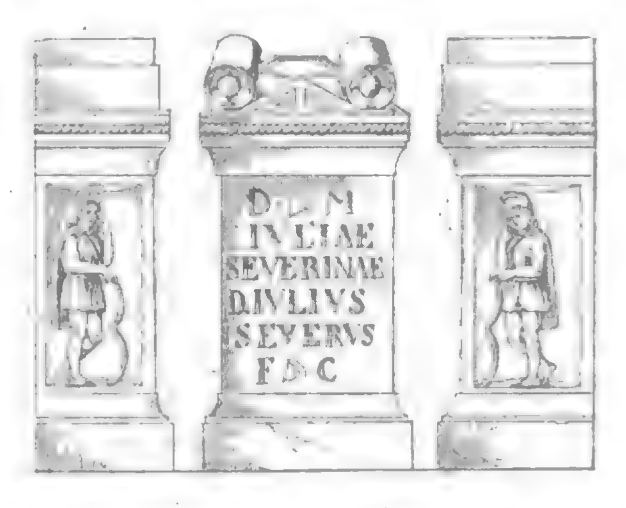
Zu Rottenburg a. N. grub Herr Domdekan von Jaumann vor einigen Jahren zwei römische Grabsteine aus, die auf der Vorderseite mit herkömmlicher Inschrift versehen,[1]) auf den beiden Querseiten die trauernde Figur eines Jünglings, in kurzer Tunica, mit phrygischer Mütze, zeigen. Ich erkannte an denselben das Costume des Attis, des Lieblings jener Kybele, deren Cult schon in der Zeit der Republik aus dem phrygischen Pessinus nach Rom verpflanzt ward. Dass sein ursprünglicher Name Atins lautete, und mit Adonis, hebräisch אדון, Herr, identisch ist, beweisen römische Inschriften, die die Formen Atinis (Attinis), Atini geben.[2])

---

[1]) Auf dem einen Steine: D(is) M(anibus) Tessiae Juvenil(i) Hel(vetiae?) An(norum) XXXVII. Silius Vic(t)or(inus?) Hel(vetius?) Conjugi Et Sibi F(aciundum) C(uravit); und auf dem andern: D(is) M(anibus) Juliae Severinae D(ecius) Julius Severus F(aciundum) C(uravit).

[2]) Vgl. Orelli, Inscript. lat., n. 1898. 1899. 1902 (= Mommsen, Inscr. Regni Neap. 4054). 1903 (= Momms.





Wie die Namen, so sind auch die Personen, die Göttergestalten identisch; und wie der phrygische Attis dem syrischen Adonis entspricht, so die phrygische Kybele der syrischen Aphrodite. Von dem einen wie von dem andern Paare wird derselbe Mythus berichtet: wie der Jüngling auf der Jagd durch den Zahn des grimmigen Ebers stirbt, und wie die liebende Göttin ihn betrauert. Von dem phrygischen Attis erzählt Pausanias (VII, 17, 5, nach dem Elegiker Hermesianax) den Tod durch den Eber, und fügt hinzu, dass eben desshalb die Galater in Pessinus Nichts von einem Schweine anrühren — ganz in Uebereinstimmung mit den syrisch-phönikischen Völkerschaften, deren Sitte, sich des Schweinefleisches zu enthalten, mit Recht aus der Vorstellung von dem Schweine als einem dämonischen Thiere erklärt wird. [3])

Auf eine zweite Sage von Attis und ihre verschiedenen Gestalten, ich meine die Sage von dem des männlichen Zeugungsvermögens von Natur beraubten (wie Hermesianax bei Pausanias voraussetzt) oder durch Gewalt, sei es fremde oder eigene, entmannten Jüngling, glaube ich an diesem Orte nicht näher eingehen zu sollen, da ich keineswegs eine vollständige Behandlung der Attismythen mir vorgesetzt. [4]) Wohl aber kommt bei

---

5354). 1904. 3328 (= M. 1399). 2329. 2330 (= M. 1398. vgl. 1400. 1401.); seltener Attidis, Attidi, s. 1900. 1901. 2264. 2352. Ueber die verschiedenen Namensformen überhaupt (Atys, Atis, Attes, Attis, Attin) vgl. O. Jahn, zu Pers. I, 93. p. 17 (und Creuzer, Symb. u. Mythol., 3. A. S. 366. N. 1.). Die Bedeutung des Namens betreffend, so wäre nach Movers, die Phönizier I. S. 487. (687.) A t y s und K o t y s — welche beide Namen er unter Berufung auf Herodot I. 94. IV, 45. identificirt — „der mit Frauengewändern Bekleidete." Allein von sprachlichen Gründen gegen diese Erklärung abgesehen, bezeichnen Atys und Kotys bei Herodot ll. ll. nicht eine und dieselbe Person, sondern beide sind Brüder; s. Stein zu Herod. I, 94. (u. vgl. unten N. 5.). — Im hebräischen Worte Adon, wie in den Namen Adonis und Atin(s) ist das A prosthetisch. Dem zu Grunde liegenden Stammwort aber begegnen wir auch in Götternamen welche ausserhalb des semitischen Kreises fallen; denn das griechische Ζήν, und das etruskische Tina und Tinia (s. E. Gerhard, über die Gottheiten der Etrusker, S. 27. N. 39.), für Ζεύς und Jupiter, enthalten dieselbe Wurzel o h n e das vorgesetzte A, und Ἀθήνη (die „Herrin" — gleich der asiatischen T a n i t, T a n a i s) mit demselben. Aus der nordischen Mythologie gehört die Namensform des Gottes Zio, die dem Namen des Wochentages (Dienstag) zu Grunde liegt — ob auch Odin, scheint fraglich — in die gleiche Reihe, während das keltische (schottische) Than (für „Herr" oder „Häuptling") dieselbe Wurzel erkennen lässt. (Vgl. unten, N. 21.).

[3]) Vgl. Movers, die Phönizier, I. S. 218 ff.

[4]) Litteratur über Attis und Kybele (wie über die verschnittenen Priester ihres Cultes, die Galli, und über das

dem Anblick der erwähnten Reliefs ein dritter Mythus in Betracht, wie ihn eben diese Bilder voraussetzen.

Auf den Steinen erscheint nämlich ein Jünglingspaar; und dass auch in Pessinus ein Brüderpaar, den Dioskuren ähnlich, verehrt ward, glaube ich aus Plutarch v. Mar. 17. schliessen zu dürfen, wo *ἀνάκτορα* zu Pessinus genannt sind — Heiligthümer der *ἄνακες*, wie bei den Griechen die Dioskuren, mit demselben Namen welchen Attis und Adonis trägt (denn *ἄναξ* ist bekanntlich Herr, אדון) bezeichnet wurden. Zu dem einen Beweise tritt, wenn ich recht sehe, ein zweiter. Denn bei Polybios XXII, 20. lesen wir die Namen zweier Oberpriester aus Pessinus, Atys und Battakes, beide Priester, wie es scheint, und wie diess nicht ohne Analogie ist, nach den beiden Heroen oder Göttern genannt.[5]) In der herodoteischen Erzählung (I, 35—45.) von dem Phrygier Adrastos und von Atys, dem angeblichen Sohne des Lyderkönigs Krösos, haben Movers (Phöniz. I. S. 398.) und Hupfeld (Exercitatt. Herodotearum Spec. III. p. 68.) mit Recht einen alten Göttermythos, in Geschichte umgewandelt, erkannt, und wenn in dieser Erzählung ein doppeltes Brüderpaar uns entgegentritt, so erklärt sich diess aus einer Combi-

---

Opfer der Taurobolien): Laurent. Pignorius, Magnae Deum Matris Idaeae et Attidis initia, Amstel. 1699. 4. (in Gronov. Thesaur. Antiquitt. Graec., T. VII. p. 505 ff.). C. van Dale, dissertatt. de antiquitatt. et marmoribus Rom. et Gr. novem, Amstel. 1702. 4. (diss. I: de origine ac ritibus Sacri Taurobolii, p. 1—174.) Dominicus Georgius, interpretatio veteris monumenti . . in quo effigies Archigalli, antistitis Matris Deum Magnae, exprimitur, Romae 1737. 4. G. Zoëga, li Bassirilievi antichi di Roma, T. I. Roma 1808. Tav. XIII und XIV. p. 45—60. 81—105. („La grande Madre ed Atti"). E. Müller, de Attide et Sabazio, Ratiboriae 1828. C. A. Lobeck, Aglaophamus (1829.) p. 631. 639 sqq. 647. 655. 657 sq. 1124—26. 1151—55. K. Völcker, im Rhein. Mus. f. Philol. I. (1833.) S. 185—217. P. F. Stuhr, Allg. Gesch. der Rel.-Formen der heidn. Völker. II. (1838.) S. 125 130. u. 482—484. R. H. Klausen, Aeneas und die Penaten (1839.) S. 23—27. 858—860. Fr. Creuzer, Symbolik u. Mythol. (3. A., 1841.) II. S. 364—388. 422 f. 508. 559. F. C. Movers, die Phönizier, I. (1841.) S. 487. 532 f. 679—689. A. Baumstark, in der Realencyclop. der class. Alt.Wiss. III. (1844.) S. 638—644. (Art. Galli.). K. Eckermann, Religionsgesch. etc. I. (1845.) S. 195—199. O. Müller, Archäol. der Kunst (3. A., 1847.) §. 395, 3. 4. (vgl. 422, 2). J. A. Pfau, in der Realencycl. etc. VI, 1. (1852.) S. 403—411 (Art. Rea). J. Burckhardt, die Zeit Constantins des Gr. (1853.) S. 187—190. L. Preller, Griech. Mythol. I. (1854.) S. 406—412. E. Gerhard, Griech. Mythol. I. (1854.) §. 148. 149. 172. C. Bötticher, der Baumcultus der Hellenen (1856.) S. 142—147. Ueber die Bedeutung der phrygischen Sacra in der späteren Kaiserzeit vgl. auch Bunsen, Beschreibung Roms etc. II. 1. S. 23, und L. Preller, die Regionen der Stadt Rom (1846.) S. 59. 205 f., sowie Th. Mommsen, in den Berichten der kgl. sächs. Gesellschaft der Wiss. II. (1850.) S. 65. (vgl. 218 f., N. 2.), und in der Allgem. Monatschrift für Wiss. u. Lit. 1853. S. 651.

[5]) Wie einer der beiden Oberpriester von Pessinus den Namen Atys trägt, so wird von den in späterer Zeit viel genannten, nach dem Vorbilde des Gottes verstümmelten Gallen der Name Atys häufig gebraucht, und erscheint in dieser Bedeutung z. B. bei Catullus (carm. 61. s. 63.), während auf Inschriften der Kaiserzeit ein Attis Populi Romani (Orelli 2320.) oder Atus Publicus Populi Romani Quiritium (2353.) vorkommt. Ob der zweite Name der von Polybios genannten Priester eine Variante oder Corruption des bei Eustath. zu Homer. Od. IV, 249 neben *γάλλος* genannten und gedeuteten Wortes *βάβαξ*, *βαβάκτης* sei (das nach Creuzer, a. a. O. S. 372. vgl. S. 369. N. 1. als Bezeichnung der Gottheit selbst wie ihrer orgiastischen Verehrer zu betrachten wäre), lassen wir dahingestellt. Möglich, dass für die beiden göttlichen Brüder des phrygischen Mythos an verschiedenen Orten verschiedene Namen im Gebrauch, und dass die beiden Namen *Ἄτυς* und *Κότυς*, welche Herodot I, 94. IV, 45. (vgl. ob. N. 1.) zweien lydischen Königssöhnen beilegt, ihre ursprünglichen Namen waren. Nahe gelegt wird diese Voraussetzung durch den Namen des Vaters, *Μάνης*: denn dass dieser Name der männlichen Hauptgottheit der phrygischen Stämme zukomme, wird von Stein (zu Herodot I, 94.) mit Recht erinnert.

nation des lydischen und phrygischen Mythos, einer Zusammenziehung der doppelten Sage in eine einzige. [6])

Einem göttlichen Brüder-, beziehungsweise Zwillingspaare begegnen wir in der Mythologie der verschiedensten Völker des Alterthums; und gehen wir auf die ältesten arischen Göttersysteme zurück, so entsprechen die persischen Aspinen den indischen Açvinen, jenen Zwillingssöhnen des Sonnengottes Surja, die als Geister des morgendlichen Lichtes auf ihren, mit den guten Pferden bespannten Wagen jeden Morgen am Himmel emporsteigen. [7]) Zwei Açvinen sind es, zusammen auf dem Wagen stehend, wie die Sitte der arischen Völker zwei engverbundene Gefährten auf dem Streitwagen kennt, der eine Kämpfer und der andere Lenker des Wagens.

In den mancherlei Sagen von einem göttlichen oder Helden-Brüderpaare, die im Umkreise griechischer Mythologie uns entgegentreten, [8]) ist der ursprüngliche Charakter von Lichtgeistern bald reiner erhalten (wie bei den Dioskuren), bald mehr oder weniger verdunkelt. Und auch das Verhältniss der Brüder ist in den verschiedenen Sagen ein verschiedenes. Bald sind sie unzertrennlich, bald getrennt von einander: und wenn einer durch die Hand des andern den Tod findet, wie diess der Inhalt von mehr als einer Sage ist, so bringt entweder einer dem andern ohne Absicht und von Ungefähr den Untergang, und betrauert den Verlorenen, oder sind es auch feindliche Brüder, von denen einer den andern verfolgt und erlegt.

Dass Naturvorgänge, wie der Wechsel von Gestirnen oder der Wechsel von Jahreszeiten, in diesen Brudermythen, wie nicht minder in den Mythen von der Göttin und ihrem Geliebten, und hinwiederum in der Sage von dem entmannten Götterjünglinge symbolisirt sind, bedarf nur der Andeutung. Auf die besondere Gestalt des Mythos von den phrygischen Dioskuren aber lässt uns einerseits die herodoteische Erzählung, und andererseits die Darstellung der Reliefbilder schliessen. Denn wenn der griechische Geschichtschreiber von einem doppelten unfreiwilligen Morde erzählt, so zeigt der Anblick der Steinbilder, dass der eine der Brüder von dem andern abgewandt und getrennt, ihn betrauert. Als Gebärde der Trauer tritt uns nicht

---

[6]) Analog ist das Beispiel der im Mythos vom Raube der Leukippiden verbundenen, und ursprünglich gleichfalls identischen Brüderpaare der griechischen Sage, der Tyndariden (Dioskuren) und Aphariden (s. Preller, Griech. Mythol. II. S. 68.). Dargestellt finden wir jenen Mythos auf dem Relief eines etruskischen Sarkophages, in Gerhards „Denkmälern und Forschungen", 1856, Taf. XCIII, 1., welches O. Jahn (im Text zu der Tafel, S. 236 f.) den auf die Sage von Troilos bezüglichen Denkmälern angereiht hat, ohne die Figuren und Motive des Bildes unter dieser Voraussetzung befriedigend deuten zu können. Die Scene ist diejenige des Kampfes der genannten Brüderpaare um die von den Dioskuren geraubten Leukippiden, und unter die Figuren der Kämpfenden vertheilt gewahren wir, stehend und mit entblösstem Oberkörper, die Bräute oder Neuvermählten. So oft auch auf antiken Denkmälern die halbe Entblössung weiblicher Figuren, der hochzeitlichen Sitte der *ἀνακάλυψις* gemäss, als Andeutung eines Ehe- oder Liebesverhältnisses erscheint, so ist doch dieses künstlerische Motiv bis jetzt so wenig erkannt als die wahre Bedeutung der *ἀνακάλυψις* (und der *ἀνακαλυπτήρια*), und bei der Wichtigkeit des für die archäologische Auslegung vielfach entscheidenden Motivs behalten wir uns vor, bei einer andern Gelegenheit auf dasselbe zurückzukommen. Dass übrigens auf dem etruskischen Relief der eine der Aphariden als Reiter und der andere als Fusskämpfer erscheint, entspricht ganz dem auch zwischen dem reisigen Kastor und dem Faustkämpfer Polydeukes so oft beobachteten Unterschiede.

[7]) Vgl. Duncker, Gesch. des Alterthums, II. S. 13. 19 f.

[8]) Vgl. E. Gerhard, Griech. Mythol. § 162.

nur das Aufstützen des Kinns auf die eine Hand, sondern ebenso das Kreuzen der Beine, welches in der Symbolik der alten Kunst nicht allein die Ruhe, wie schon Lessing ausführte, [9]) sondern häufig die Trauer bedeutet, [10]) entgegen. Wie schicklich nun aber die Vorstellung eines getrennten, [11]) sich gegenseitig betrauernden Brüderpaares für Grabdenkmäler sei, das leuchtet von selbst ein.

Bevor die Rottenburger Denkmäler bekannt und durch Herrn von Jaumann unter Berufung auf meine Mittheilung im Allgemeinen auf Attis gedeutet waren, [12]) hatte Herr Professor Urlichs zu Würzburg ein ähnliches Grabdenkmal aus der Umgegend von Bonn in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (Heft IX. Taf. 6. vgl. S. 146 ff.) publicirt und die fraglichen Jünglingsgestalten, wenn gleich nur vermuthungsweise, als die Darstellung eines unterworfenen Landes oder Volkes (und zwar eines germanischen!) gefasst. In dem neuesten Hefte derselben Jahrbücher (XXIII, S. 49 ff.) kommt er auf das von ihm edirte Denkmal zurück und bemerkt, dass die wahre Bedeutung dieser Reliefs aus den Bildwerken erhelle, womit die seitdem bekannt gemachten beiden Rottenburger Steine „verziert" seien. Diese Darstellurg entspricht nun freilich dem Thatbestande nicht; denn die Rottenburger Reliefs und die rheinischen sind wesentlich dieselben, und nur die von mir gegebene Erklärung ist von derjenigen verschieden, die früher Herr Urlichs seinen Lesern vorlegte. Dass indessen die meinige auch seinerseits als die richtige erkannt wird, bleibt mir immerhin erfreulich. [13])

---

9) „Wie die Alten den Tod gebildet": Werke, Neue Ausg., Bd. V. (Leipz. 1855.) S. 289 ff.

10) Vgl. neuestens Stephani, der ausruhende Herakles, S. 173 ff., wo sich alle die mythologischen Personen, von denen das Kreuzen der Beine auf Denkmälern vorkommt, zusammengestellt finden, während allerdings weniger die Personen, als vielmehr die Situationen, in denen sich dieselben befinden, in Betracht kommen. Das Ueberschlagen der Beine bezeichnet ein in sich selbst Reflektirtsein, ein in sich Gekehrtsein des Subjekts, sei es nun in Nachdenken, oder in Freude oder Trauer, daher ebensowohl eine sinnende Muse, als die Psyche, die den Eros umarmend in Wonne versunken ist, oder endlich ein um den Bruder trauernder Attis in dieser Stellung gebildet werden konnte. Mit dem Ueberschlagen der Beine wechselt übrigens das Zurücksetzen des einen hinter das andere; und wie wir auf den Rottenburger Denkmälern beide Stellungen wahrnehmen, so erblicken wir auf der sogenannten Medicoischen Vase (Millin Gal. Mythol. CLV, 556., deren Darstellung insgemein auf die Opferung der Jphigenia bezogen wird; vgl. jedoch O. Jahn, Archäol. Beiträge, S. 388 ff.) eine Person in der einen und zwei andere in der andern der erwähnten Stellungen. — Dass auch dieses Symbol nicht allein den classischen Völkern des Alterthums eignet, mag nicht unerwähnt bleiben. Von der heutigen beschaulichen Sitte des Morgenlandes abgesehen, begegnen wir der Kreuzung der Beine als einer wirklich symbolischen Handlung auf Denkmälern Indiens, und finden sie für das Alterthum und Mittelalter Deutschlands durch Bilder wie durch schriftliche Quellen in ähnlicher sinnbildlicher Geltung bezeugt (vgl. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer II. S. 763. Kopp, Bilder u. Schriften, I. S. 66.).

11) Abgewandt von einander, wenn gleich nebeneinander sitzend, sind bekanntlich auch die Dioskuren auf dem Parthenonfriese gebildet, s. Anc. marbles in the British Museum, Vol. VIII. pl. 1. (und W. S. W. Vaux, Handbook of the antiquities in the Brit. Mus., 1851. p. 62. nr. 18.). Auf den Rottenburger (und ähnlichen) Denkmälern ist der eine Bruder gegen Osten und der andere gegen Westen gerichtet, und es mag in Bezug auf diese Stellung eine griechische (von Mommsen, Berichte der k. sächs. Ges. d. Wiss. 1850, S. 218 f., N. 2 besprochene, und auch schon von Salmasius zu Lamprid. Heliogab. 7. [Hist. Aug. Scriptt., ed. Lugd. Bat. 1671. Vol. I. p. 805.] mitgetheilte) metrische Inschrift verglichen werden, welche zwei Priester im Kybele-Kulte nennt, und über diese die Worte enthält, v. 3 f.: ὃς μὲν ἀπ' ἀντολίης, ὃς δ' ἄρ' ἀφ' ἑσπερίης Ὄργια συνρέξαντε θεᾷ παμμήτορι Ῥείῃ.

12) S. „Nachtrag zu Colonia Sumlocenne". Mit 14 Lithogr., Stuttg. 1855. S. 22.

13) Ausser den Rottenburger Grabsteinen (Taf. I. II.) gibt Herr Urlichs im genannten Hefte (Taf. III.) das durch die Vereinigung der Kybele mit Attis und Hermes, und durch vorwaltende planetarische Beziehungen merk-

Seit ich übrigens die Rottenburger Bildwerke sah und in ihrer Bedeutung erkannte, fand ich auf einer grossen Zahl von römischen Grabdenkmälern, die theilweise abgebildet, zum grössern Theil jedoch nur beschrieben sind, dieselbe Vorstellung wieder. Die meisten gehören dem Rhein- und dem Donaugebiet an, während einige, wie es scheint, auch in Frankreich sich finden: aus Italien ist mir derzeit keines bekannt. Ein Paar Zeichnungen, die die fragliche Vorstellung wiedergeben, erlaube ich mir nunmehr der verehrten Versammlung vorzulegen."

Ausser den Denkmälern aus Rottenburg a. N., deren Abbildung in mehrfachen Exemplaren an die Anwesenden vertheilt wurde, war es insbesondere die Zeichnung eines römischen Grabsteines aus Coblenz, auf welche der Redner die Aufmerksamkeit der Versammlung zu richten sich erlaubte. Die getreue Abbildung dieses, im Conferenzsaale des Coblenzer Gymnasiums befindlichen (und von L. Lersch, im Centralmuseum rheinländischer Inschriften, Heft 3, S. 63 beschriebenen) Steines ward ihm schon vor längerer Zeit durch die Güte des Herrn Gymnasialdirectors Al. Dominicus zu Theil, und er stellt sie (in verkleinertem Massstabe) den Lesern vor Augen.

Die zum Theil verwitterte Vorderseite des Grabsteines zeigt eine Familiengruppe, und unter derselben, durch die Inschrift von dem Hauptbild getrennt, eine Reihe von Haussclaven, in halber Ansicht des Körpers; auf den beiden Seiten aber begegnen wir wiederum den Bildern der Attisbrüder, und auf diesem Steine in Verbindung mit merkwürdigem Beiwerke. Die Figuren der in gleicher Tracht, gleicher Haltung und mit gleicher Gebärde wie auf den übrigen Steinen dargestellten Jünglinge stehen

---

würdige Denkmal einer Bronzetafel, nach einer in den Papieren Böttigers befindlichen Durchzeichnung; die Tafel selbst befindet sich neuesten Nachrichten zufolge (s. E. Gerhard, Archäol. Anzeiger, 1856 S. 210*) im k. Museum zu Berlin. Nicht lange zuvor hatte Herr A. de Longpérier das archäologische Material über Attis durch Publikation einer Marmortafel aus dem Nachlasse Raoul Rochette's bereichert, deren Zeichnung in Umrissen eingegraben ist: links von einem heiligen Fichtenbaume Kybele thronend, eine Kymbalistria hinter ihr; rechts vom Baume ein Priester im Attiskostüme, und unter dem Baume zwei bewaffnete Korybanten, von denen der eine den (kurz erst entmannten?) Attis an Brust und Schulter ergriffen hat; s. Bulletin Archéologiqne, 1855. Décembre, Pl. VI, nebst dem Texte, p. 106 f. Mit beiden Denkmälern mag eine tabella aenea verglichen werden, von welcher der jüngere Burmann (zur Anthol. lat. I, p. 31.) schreibt: „dedit [eam] patruus meus ad Ovidii Fast. IV, 219., in qua Cybele turrita cum tympano, comite Attide et Maenade, in cujus inferiori parte conspicitur „comitum chorus ululantium", ut in carmine Maecenatis dicuntur: in frontispicio autem habetur taurinum caput, quod ad taurobolia referendum." Die Abbildung der Tafel selbst, in der Ausgabe des Ovid von dem älteren Burmann (T. III. p. 247.), zeigt statt des Attis zur Rechten der Kybele vielmehr den Hermes (mit dem Stabe), wie er auf der Berliner Tafel und auf dieser zugleich mit Attis erscheint. Dass übrigens Mänaden im Kulte des letzteren (wie der Kybele) eine Rolle spielten, scheint um so weniger bezweifelt werden zu dürfen, da auch Priesterinnen schriftlich bezeugt sind; daher wir in „Ἄττις ἢ Βάκχαι" bei Dio, LXI, 20. den Titel eines einzigen Stückes (von Nero), und nicht (mit O. Jahn, zu Pers. I, 105. p. 108 sq.) die Titel zweier verschiedenen Gedichte zu erkennen geneigt sind.

nemlich auf einem Baume, aus dessen Aesten sie gleichsam hervorgewachsen scheinen; und über den Figuren erblicken wir je zwei Amazonenbeile, nebst einem Amazonenschilde. Dr. *Haakh* erinnerte, dass auch in dem Pindarischen Fragmente bei Pseudoorigenes die Korybanten (denen Attis angehört) als *δενδροφυεῖς* bezeichnet werden:[14]) ein Attribut, das sich aus der Bedeutung des Baumes als Lebenssymbol erkläre, und in dem bei mehreren Völkern des Alterthums sich findenden Mythos, dass das Menschengeschlecht aus Bäumen entstanden sei,[15]) seine Analogie finde. Die den Attisfiguren beigegebenen Attribute amazonischer Rüstung glaubte er auf die mannweibliche Natur des phrygischen Gottes[16]) beziehen zu dürfen. —

An den Vortrag des Dr. *Haakh* anknüpfend sprach sofort Herr v. *Thiersch* von den Ideen des Lebens und Sterbens, die im Alterthum einseitig gefasst und auf das blose Naturleben bezogen, in den ethisch-religiösen Ideen des Christenthums von dem Sterben und Wiederaufleben Christi ihre tiefere Fassung und geistige Verklärung gefunden hätten.

Das Doppelbild des Attis genauer ins Auge fassend, bemerkte hierauf Herr *Scheiffele:* Betrachte man die in allen einzelnen Theilen, ausser dass sie von einander abgewandt seien, ganz ähnlichen zwei Jünglingsgestalten, so werde man an Schweiggers physikalische Auffassung und Erklärung der Mythen erinnert, der in den Dioskuren zwei Gegenpole erkenne. Nach dem Polaritätsgesetz müsse, während beide Polaritäten unzertrennlich seien, doch die eine polarische Kraft absterben, wenn die andere aufleben solle. Diese sei in den zwei Brüdern dargestellt, von denen der eine auflebe, wenn der andere sterbe. Sehe man aber auch davon ab, weil zuvor erwiesen werden müsste, dass die Gesetze der magnetischen und elektrischen Polarität den Griechen in so früher Zeit schon bekannt gewesen: so bleibe doch gewiss, dass die Wahrheit: aus dem Kampfe entgegengesetzter Kräfte entstehe durch ihr gegenseitiges Anziehen ein neues Leben — sehr bald Gegenstand der Reflexion geworden sei, wie sich schon aus Platon ergebe, der im Phädon (c. 15. 16.) von den zwischen zwei *ἐναντία* liegenden *γενέσεις* spreche, z. B. von dem Einschlafen und Aufwachen — jenes die Entstehung des Schlafens aus dem Wachen, und dieses die Entstehung des Wachens aus dem Schlafen, welchen beiden Entstehungen hinsichtlich des Lebens und des Todes das Sterben und Wiederaufleben entspreche.[17])

---

[14]) Vgl. Schneidewin, im Philologus I. p. 426 f., wo derselbe zu den Worten *δενδροφυεῖς ἀναβλαστεῖν* bemerkt: h. e. arborum ritu ex solo terrae surrexisse, während wir lieber „aus dem Baume geboren" (vgl. *παλιμφυής* wiedergeboren) erklären möchten. Von Attis selbst übrigens lesen wir in dem Hymnos auf den Gott, bei Pseudo-Origenes (p. 118 sq. ed. Miller; vgl. Schneidewin, im Philol. III. p. 247—266.), die Worte: *ὃν πολύκαρπος ἔτικτεν ἀμύγδαλος ἀνέρα συρικτάν*, die bei Schneidewin (l. l., p. 258.) aus dem Mythos von dem göttlichen Hirten (bei Pausan. VII, 17. vgl. Arnob. V, 5 ff.) sich erklärt finden.

[15]) Vgl. Preller, im Philologus VII. S. 11 ff.

[16]) Als Hermaphrodite gebildet erscheint Attis auf einem der Denkmäler bei Gronov. Thes. Ant. gr. I. S.

[17]) Den herakliteischen Ursprung der von Plato (l. l.) entwickelten (und von Herrn Scheiffelen schicklich in Erinnerung gebrachten) speculativen Ideen beweist die Stelle bei Plutarch. Consol. ad Apollon. 10: *καὶ, ᾗ φησιν Ἡράκλειτος, ταὐτῷ τ' ἔνι ζῶν καὶ τεθνηκὸς, καὶ τὸ ἐγρηγορὸς καὶ τὸ καθεῦδον, καὶ νέον καὶ γηραιόν· τάδε γὰρ μεταπεσόντα ἐκεῖνά ἐστι, κἀκεῖνα πάλιν μεταπεσόντα ταῦτα* (s. Preller, Philol. VII. S. 6. N. 7., und Ebendens., Historia philosophiae graecae et romanae ex fontium locis contexta, ed. 2., 1857. p. 28.). Näher noch liegt dem Gedankenkreise des Attismythos der von Bernays (Heraclitea p. 10 sq.) als herakliteisch erwiesene (und von Preller hist. phil., l. l. mitgetheilte) Satz bei Hippokr. de Diaeta, p. 633. Kühn; *φάος Ζηνὶ σκότος Ἀΐδῃ, φάος Ἀΐδῃ σκότος Ζηνί· φοιτᾷ καὶ μετακινέεται κεῖνα ὧδε καὶ τάδε κεῖσε, πᾶσαν ὥρην διαπρησσόμενα κεῖνά τε τὰ τῶνδε, τάδε δ' αὖ τὰ κείνων.* Vgl.

Dieser Gedanke sei es wohl auch gewesen, warum die Alten den Tod und das Leben in der freundlichen Gestalt zweier Jünglinge sich dachten und bildeten; denn durch die *γένεσις* werden die zwei *ἐναντία* auf eine Weise vermittelt und sich nahe gebracht, dass sie nicht mehr als sich feindliche oder bekämpfende Gegensätze, sondern vielmehr wie befreundete Brüder erscheinen. Es werde also wohl erlaubt sein, bei den vorliegenden Grabdenkmälern mit den Bildern der zwei phrygischen Jünglinge die Absicht vorauszusetzen, das aus dem Tode sich neu entwickelnde Leben in diesen fast ganz gleich gebildeten und situirten Gestalten von Brüdern darzustellen. Und diess sei um so wahrscheinlicher, als ja schon in ältesten Zeiten in Asien, besonders in Phrygien, beim Culte der Rea-Kybele und der ihr gleichen Personifikationen des Naturlebens dem Feste der Trauer (des Todes) stets unmittelbar das der Freude (des Lebens) folgte; vergleiche Attis, Adonis, Linos, Maneros, Kinyras einerseits, in engster Verbindung mit Kybele oder Aphrodite andererseits; die sterbende und wieder auflebende Natur.

Nach Herrn *Scheiffele* erhob sich Herr *Preuner*, und erbat sich die Ansicht der Versammlung über eine Behauptung Böttichers, die derselbe in seiner Tektonik aufgestellt, und derzufolge auch die Kallynterien und Plynterien (im Cult der Athene) in diesen Ideenkreis gehören würden. Bötticher stelle unter Anderem auch das Bett, auf das Athene gelegt worden sei, mit demjenigen, auf welchem Adonis lag, zusammen. Herr *Walz* war geneigt, bei diesen Festen einfach an die Sitte zu denken, Götterbilder ganz wie Menschen zu behandeln: eine Sitte, welche ursprünglich dem Oriente angehöre, und von der auch in dem Briefe des Jeremias an die Juden im Exile die Rede sei. Herr v. *Thiersch* bemerkte, dass im Hintergrunde des Wesens der Athene eine Naturbedeutung nicht zu verkennen sei. Die aus dem Haupte des Zeus hervorgegangene Göttin bedeute den gereinigten Aether: aber andererseits sei Athene auch das feuchte Element, als Princip der Fruchtbarkeit und des Lebens. Zum Schlusse äusserte er: dass es allerdings von höchstem Werthe sei, diesen Bezügen weiter nachzuspüren. Das könne aber nicht geschehen, ohne auf den Zusammenhang griechischer Cultur mit dem Oriente einzugehen; und es sei so eine neue Wissenschaft ins Leben getreten, die Archaeologia comparata, deren Pflege die älteren Forscher den jüngeren nicht ohne die Hoffnung übergeben, dass ihnen, wie einst den Epigonen vor Theben, der Sieg, um den die Väter schon gekämpft, gelingen werde.

Dr. *Haakh* dankte für die ermunternden Worte, und unter freundlichen Auspicien für die Zukunft erreichte die Versammlung ihr Ende.

Dem Protokolle der Versammlung fügt der Verfasser des Vortrags über die Attisbilder auf Grabdenkmälern noch einige ergänzende Bemerkungen, unter Mittheilung einer Anzahl von Denkmälern, bei.

Rücksichtlich der Parallelen des Kultes der Attis-Brüder, [18]) die erschöpfend zu behan-

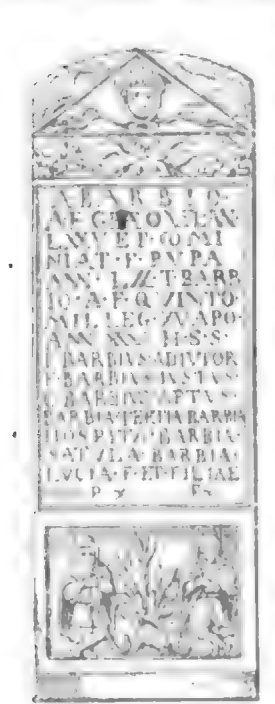
---

im Allgem. Bernays, Heraklitische Studien, im Rhein. Mus. VII. S. 90—116 (und zur Kritik des platonischen Unsterblichkeitsbeweises: Prantl, Plato's Phädon, deutsch (1854.) S. 90 f. N. 16 f.).

[18]) Beide Brüder unter dem Namen Attis zu befassen gestattet sowohl die oben dargelegte Bedeutung des Namens (= ἄναξ), als die Analogie der „Castores".

deln der Raum nicht gestattet, erinnert er zunächst an die Analogie der Kabiren, jener „grossen Götter" von Samothrake,[19]) die insgemein in der Dreizahl, zuweilen aber auch in der Zweizahl aufgeführt (wie umgekehrt Cicero de Nat. D. III, 21, 53. drei Dioskuren nennt) auch durch die Sage von ihrem Brudermorde — welcher allerdings bei ihnen als ein wirklicher Mord, und nicht als zufällige Tödtung erscheint[20]) — unsern Attis-Brüdern nahe treten.

Auf römischem Gebiete finden wir sofort die Laren und Penaten — über deren Verwandtschaft und Unterschied neuestens Marquardt, Röm. Alterth. IV. S. 208 ff. 212 ff. richtig in dem Sinne gehandelt hat, dass die Penaten die Schutzgötter des penus, d. h. der Vorrathskammer und des Haushaltes, und die Laren die Stammväter der Familie seien — ganz nach dem Vorbilde des im Oriente unter mehrfachen Namen verehrten göttlichen Brüderpaares gestaltet. Dass der Kult der Penaten und Laren selbst nach seinem Ursprunge dem Oriente angehöre,[21]) werden wir im Zusammenhange der oben von uns angekündigten Arbeit erweisen, und begnügen uns an diesem Orte auf ein römisches Grabdenkmal hinzuweisen, welches Laren in der Tracht der Attisbrüder, mit der phrygischen Mütze, sowie mit dem Pedum darstellt.[22]) In der Mitte zwischen beiden Gestalten erblicken wir einen Lorbeerbaum, und zur Seite steht ein Hund; und erinnern wir uns, dass nach dem Zeugnisse des Plutarch Quaestt. rom. 48. den Laren ein Hund zur Seite gesetzt ward, und dass ferner das Lorbeersymbol nicht allein den Penaten (vgl. Klausen, Aeneas und die Penaten, S. 644—646), sondern auch den Laren zukam — wie denn insbesondere ein Relief des Pio-Clementinischen Museums zwei durch Inschrift als Lares Augusti bezeichnete jugendliche Brüdergestalten zeigt, die zur Rechten und zur Linken zweier Lorbeerbäume stehen, und das Haar mit einem Lorbeerkranz umwunden haben (s. Museo Pio-Cl. IV, Tav. XLV.), — so wird



[19]) Der gleichfalls semitische Name bezeichnet sie als solche; denn das Wort גבר (gabar — woron גבור, gibbor, etc.: eine Nebenform כבר, kabar) bedeutet „stark, mächtig sein, siegen, herrschen."

[20]) Bildnerische Darstellungen des Mordes hat Herr Gerhard auf etruskischen Spiegeln (in dem Werke, das über die letzteren handelt, Taf. LVII—LVIII., sowie im neuesten Berliner Winkelmanns-programm, S. 14., mit der beigegebenen Tafel), und auf einem Gemmenbilde der Berliner Sammlung (s. Archäol. Zeitung 1849. Denkm. u. Forsch. Taf. VI, 9., mit dem Texte, S. 60 ff.) erkannt oder vermuthet.

[21]) Die Laren betreffend ist das Wort das sie bezeichnet nicht allein etruskisch (wie man insgemein annimmt), sondern findet sich von Indien durch Vorderasien bis zu den nordeuropäischen Völkern, in geographischen und Personennamen, wie in Appellativen. Ueber die Bedeutung aber lässt uns das etrukische Lar, Lartis (wozu wohl auch Λαέρτης zu stellen?), und das englische Lord nicht in Zweifel, und Larissa ist ebenso in Assyrien (vgl. Xenoph. Anab. III, 4, 7.) wie in Griechenland die „Herrenburg." (Für die nordischen Sprachen erinnern wir an die Personennamen Larson, Larsen, Lassen.)

[22]) Der Stein befindet sich auf dem Schlosse zu Enseck, und ist den „Beiträgen zur Landeskunde für Oestreich ob der Ens und Salzburg", 5. Lieferung, Linz 1846. Taf. III. N. 4. entnommen. Das in Deutschland wenig verbreitete Buch erhielten wir schon vor mehreren Jahren durch die Güte des Herrn Professors Mommsen aus der Bibliothek der antiquar. Gesellschaft zu Zürich. Die damals für uns genommene, treue Copie ist in der Abbildung wiedergegeben, nur dass wir in Zeile 6 der Inschrift für das offenbar falsche (BARB)IA setzten (BARB)IO. Dass in Z. 9 f. auf dem Denkmale selbst der Buchstabe F. (für T.?) stehe, möchten wir bezweifeln; der Wechsel des Casus in den ersten Zeilen, sowie die Dative vor dem nachfolgenden H. S. S. (Hic Siti Sunt) dürften ihm zur Last fallen.

die Benennung der auf dem Grabdenkmal erscheinenden Gestalten als Laren um so weniger einem Zweifel unterliegen, da die Darstellung der als göttlich gedachten Ahnherren, deren Fortleben die Gewähr der eigenen Fortdauer enthielt, zum Bildwerk eines Grabdenkmals vollkommen sich eignete. Wenn übrigens die Laren auf diesem Monumente die phrygische Mütze tragen, so erinnern wir, dass selbst die Dioskuren nicht allein auf älteren römischen Münzen, sondern auch auf einem Relief des Museo Chiaramonti (Tav. IX.), welches zwischen den rossehaltenden Brüdern den Schwan der Leda zeigt, mit dieser Mütze erscheinen.

Doch nicht allein die Laren und Penaten des römischen Kultes, sondern auch die von der Sage als Gründer Roms genannten Zwillingsbrüder (deren Identität mit den Lares Prästites Schwegler, Röm. Gesch. I, S. 434 ff. nachweist) sind ein Abbild des innerhalb der orientalischen Mythologie so bedeutungsvoll hervortretenden Brüderpaares. Der Name ihrer Mutter, Rhea Silvia, geht auf die Mater Idaea, wie die Göttin Rhea im vorderasiatischen Kultus (von dem Worte ἴδη, = Waldgebirge) genannt ward, zurück; und in der Sage von Romulus und Remus selbst tritt uns wiederum der aus vorderasiatischen Mythen bekannte Brudermord entgegen. Wie die ganze römische Sagengeschichte (deren Genesis der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Schwegler vergeblich auf die „ätiologische" Theorie zu stützen suchte) sich aus der Uebertragung von orientalischen Mythen erklärt, wird die künftig von uns zu veröffentlichende Arbeit in überraschender Weise darthun.

Auf die völlig unsern Attis-Brüdern entsprechenden Begleiter des Mithras, die auf Denkmälern dieses ursprünglich assyrisch-persischen Gottes so häufig erscheinen, vermögen wir nur hinzudeuten, und ebenso auf die Analogieen der germanischen (s. Tac. Germ. 43.) und der keltischen Mythologie (vgl. Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, II, S. 498. 511. Eckermann, Religionsgeschichte etc. III, S. 163.).

Von den beiden Rottenburger Darstellungen der Attis-Brüder zeigt die eine in Uebereinstimmung mit den schriftlichen Zeugnissen über Attis (s. Lobeck, Aglaoph. p. 631, n. 1.) sie als Hirten, [13]) und die andere als Jäger. Wenn wir ihrer Beziehung auf die Berg- und Waldgöttin Rhea uns erinnern, so kann die letztere Darstellung nicht überraschen; und so zeigt denn auch eine Lampe bei Passeri (Lucernae fictiles, T. I., Pisauri 1739. Tab. XVIII.) den Attis als Jäger, mit der sonst auch bei Feld- und Waldgöttern (vgl. Welcker, Nachtrag zur Aeschyleischen Trilogie, S. 141 und O. Müller, Archäol. §. 335, 7.) vorkommenden Gebärde des ἀποσκοπεύειν (des mit vorgehaltener Hand in die Ferne Schauens). [14])



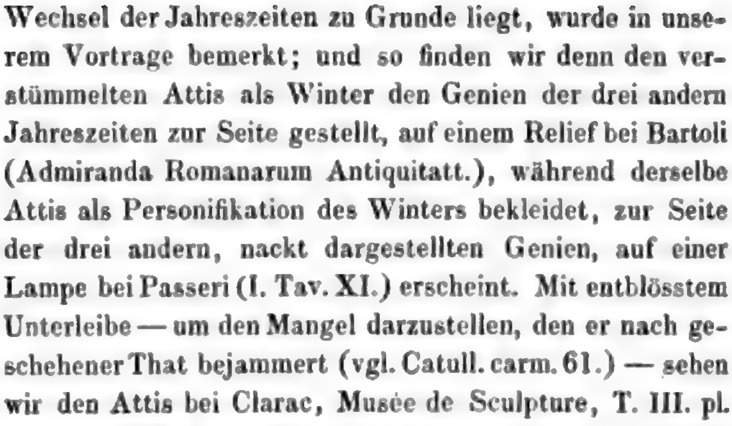
Dass dem Mythos von des Attis Verstümmelung (wie dem von dem Tode des einen Bruders) eine physikalische Beziehung auf den

---

[13]) Von anderen Grabsteinen die sie ebenso als Hirten darstellen, nennen wir insbesondere den von J. F. Keiblinger, Gesch. des Benediktinerstiftes Melk in Niederöstreich, I. (1851), Figur VI. (vgl. S. 16.) mitgetheilten, von dem wir die Abbildung nur des Raumes wegen zurückhalten.

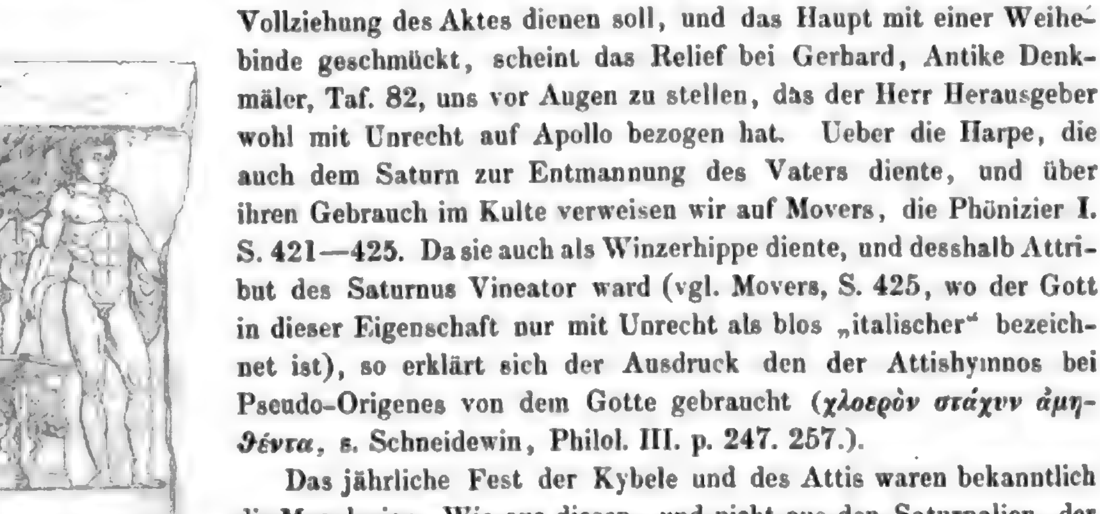
[14]) Sofern auch Herakles neben Panen und Satyrn mit dieser Geberde erscheint, mag die Stelle des Aristophanes Eccles. 1089 (ὦ Ἡράκλεις, ὦ Πᾶνες, ὦ Κορύβαντες, ὦ Διοσκόρω) in Erinnerung gebracht werden; s. Lobeck Aglaoph. p. 641., u. vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 62 f. N. 34. (über Herakles als ländlichen Gott).





Wechsel der Jahreszeiten zu Grunde liegt, wurde in unserem Vortrage bemerkt; und so finden wir denn den verstümmelten Attis als Winter den Genien der drei andern Jahreszeiten zur Seite gestellt, auf einem Relief bei Bartoli (Admiranda Romanarum Antiquitatt.), während derselbe Attis als Personifikation des Winters bekleidet, zur Seite der drei andern, nackt dargestellten Genien, auf einer Lampe bei Passeri (I. Tav. XI.) erscheint. Mit entblösstem Unterleibe — um den Mangel darzustellen, den er nach geschehener That bejammert (vgl. Catull. carm. 61.) — sehen wir den Attis bei Clarac, Musée de Sculpture, T. III. pl. 396. C. n. 664. I. gebildet; und wenn eine andere Statue, ebendaselbst, n. 664. J., die Weichen verhüllt, und nur den obern Theil des Unterleibs und die Brust entblösst zeigt, so ist die Darstellung freilich decenter und ästhetisch ansprechender, aber sachlich insofern verfehlt, als das wirkliche Motiv verkannt und alterirt ist. Den Akt der Verstümmelung stellt eine Contorniatenmünze (von der Morelli, Thesaur. T. III. tab. 54. n. 16. eine Abbildung gibt; vgl. Eckhel, Doctr. Numm. VIII. p. 284.) bei einem Attispriester dar; den Gott selbst aber, zur Seite des Fichtenbaumes, unter welchem die Verstümmlung nach der Sage geschah, mit der Rechten die Harpe ergreifend, die zur Vollziehung des Aktes dienen soll, und das Haupt mit einer Weihebinde geschmückt, scheint das Relief bei Gerhard, Antike Denkmäler, Taf. 82, uns vor Augen zu stellen, das der Herr Herausgeber wohl mit Unrecht auf Apollo bezogen hat. Ueber die Harpe, die auch dem Saturn zur Entmannung des Vaters diente, und über ihren Gebrauch im Kulte verweisen wir auf Movers, die Phönizier I. S. 421—425. Da sie auch als Winzerhippe diente, und desshalb Attribut des Saturnus Vineator ward (vgl. Movers, S. 425, wo der Gott in dieser Eigenschaft nur mit Unrecht als blos „italischer“ bezeichnet ist), so erklärt sich der Ausdruck den der Attishymnos bei Pseudo-Origenes von dem Gotte gebraucht (*χλοερὸν στάχυν ἀμηθέντα*, s. Schneidewin, Philol. III. p. 247. 257.).





Das jährliche Fest der Kybele und des Attis waren bekanntlich die Megalesien. Wie aus diesen, und nicht aus den Saturnalien, der römische Karneval entsprang und in allen seinen einzelnen Zügen sich erklärt: dafür soll der Beweis an einem andern Orte geführt werden.

IX.

Kurzer Bericht über die Verhandlungen der Orientalisten.

(Protokollarischer Bericht über dieselben ist gegeben im 11. Band der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.)

Dienstag, den 23. September.

Nachdem das Bureau gewählt ist, verliest der Präsident, *R. Roth*, eine Zuschrift des Dr. *Oppert* aus Hamburg, betreffend die Grabschrift des Darius in Nakschi Rustem, in welcher zugleich neue Ansichten über die Bedeutung der Revolution unter dem falschen Smerdis vorgetragen werden. Es folgt darauf Berathung über Angelegenheiten der morgenländischen Gesellschaft, insbesondere der Redaktionsbericht, erstattet durch Professor *Brockhaus*.

Mittwoch, den 24. September.

Prof. *Rödiger* gibt den Bibliothekbericht. *Wüstenfeld* referirt über den Fortgang des Drucks zweier arabischer Werke, und kündigt an, dass er ein vollständiges Exemplar des wichtigen Werks von Jbn Hischam über das Leben Muhammeds zusammengebracht habe, zu dessen Druck die Liberalität eines Mitglieds der Gesellschaft die Möglichkeit eröffnet habe. *Stähelin* trägt Bemerkungen über Gibea und Gibeon und über die Zahlenangaben im Buch Daniel vor. *Fleischer* berichtet über eine von Vicekanzler Blau in Konstantinopel an die Gesellschaft gemachte Sendung arabischer Münzen. Hofrath *Warnkönig* aus Stuttgart (früher in Tübingen) spricht über die Nothwendigkeit genauerer Erkundung morgenländischer Rechtsquellen und übergibt einen Vorschlag in dieser Richtung. Prof. *Schlottmann* aus Zürich beginnt einen längeren Vortrag über das sogenannte oberste Wesen des Zoroastrismus, die gränzenlose Zeit.

Donnerstag, den 25. September.

Die Versammlung erledigt eine Reihe von Gesellschaftsangelegenheiten. Namentlich werden nähere Bestimmungen über die künftig neben der Zeitschrift herauszugebenden Abhandlungen aufgestellt, sowie auch die Wahl von vier Vorstandsmitgliedern vorgenommen. Darauf hat im Lokal der Hauptversammlung der Vortrag des Dr. *Brougsch* über die Ausdehnung des alten Aegyptens nach den Angaben der Denkmäler statt. Nach Beendigung desselben wird im engeren Kreis der Orientalisten der gestern abgebrochene Vortrag *Schlottmanns* wieder aufgenommen; ebenso die Fortsetzung des Berichtes von *Fleischer*.

Freitag, den 26. September.

Der Präsident theilt Auszüge aus dem eben erst eingelaufenen wissenschaftlichen Jahresbericht von Dr. *Gosche* in Berlin mit, da zu Vorlesung der ganzen gründlichen und umfassenden Arbeit die Zeit nicht mehr reicht. Es folgen sodann Verhandlungen über Sachen der Gesellschaft. Der Präsident verabschiedet sich und übergibt den Vorsitz an den Vicepräsidenten Professor *Hassler* aus Ulm.

Brockhaus beantragt, dass die Gesellschaft es sich zur Aufgabe mache, auf neue kritische Ausgabe der Targumim, sowie auf Hebung der Schätze aus lexikalischen und grammatischen Werken des Orients hinzuwirken. Dr. *Osiander* aus Maulbronn spricht über Amalek; Consul Dr. *Wetstein* aus Damaskus über das Leben und Treiben auf dem dortigen Markt, und Stadtpfarrer Dr. *Wolf* aus Rottweil über Jerusalem.

Da Breslau zum Ort der nächsten Versammlung bestimmt ist, so wird beschlossen, Prof. *Bernstein* daselbst um Uebernahme des Vorsitzes bei der Zusammenkunft im Jahr 1857 zu ersuchen.

Der Vicepräsident schliesst die Versammlung mit einigen Abschiedsworten.

Berichtigungen.

Kleinere Errata werden leicht vom Leser verbessert werden.

Seite 12 Zeile 11 v. u. lies verbreite
" 16 " 2 v. u. " Sen. de brev. vitae
" 18 " 20 v. o. " Fr. Roth
" 19 " 4 v. u. " Deut. 30, 14
" 20 " 5 v. u. ist nach lerne ein Comma zu setzen.
" 20 " 2 v. u. lies deutlichsten."
" 45 " 9 v. o. " Lyktos
" 45 " 15 v. u. ist nach Anzeichen ein Punkt zu setzen
" 47 " 17 v. o. lies Erinnyen
" 56 " 5 v. o. " συμπας.
" 68 " 19 v. o. ist nach abgeschlossene ein Comma zu setzen.
" 70 " 6 v. u. ist der Punkt nach Barbaren zu tilgen.
" 102 " 1 v. u. lies s. v.
" 110 " 14 v. o. ist nach war ein Comma zu setzen.
" 140 " 7 v. o. lies „Es etc
" 157 " 6 f. lies: des Herakles-Torso, des „belvederischen" Apollo und der Laokoonsgruppe *)
" 166 " 2 v. u. ist das Colon nach τοῦτο zu tilgen.
" 173 " 4 (des Textes) v. u. lies kämpfende Helden.

*) Alle drei Denkmäler befinden sich im Vatikan und im Belvedere.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.



der

siebzehnten Versammlung

deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten

in

Breslau,

vom 28. September bis 1. October 1857.

Breslau.
Im Verlage bei Josef Max und Komp.
1858.

Inhalt.

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen findet statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, daß es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

*) Obige Fassung der ersten sieben Paragraphen der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden. § 8 wurde in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg beliebt.

II.

Tages-Ordnung

für die

17. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Vom 28. September bis 1. October 1857.

Sonntag, den 27. September.

Abends: Gesellschaftliche Versammlung und Begrüßung im König von Ungarn.

Montag, den 28. September.

Früh 9—12 Uhr: Eröffnungs-Sitzung.
12—2 Uhr: Sitzungen der pädagogischen und der orientalischen Section.
2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im König von Ungarn.
7 Uhr: Fest-Vorstellung im Theater. Gesellschaftliche Versammlung im König von Ungarn.

Dienstag, den 29. September.

Früh 8—10 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr: Allgemeine Sitzung.
2 Uhr: Festessen im Schießwerder.
Abends 7 Uhr: Aufführung der Sing-Akademie. Gesellschaftliche Versammlung im König v. Ungarn.

Mittwoch, den 30. September.

Früh 7¼—9½ Uhr: Allgemeine Sitzung.
10 Uhr: Fahrt nach Altwasser, Salzbrunn und Fürstenstein.
Abends 8½ Uhr: Gesellschaftliche Versammlung im König von Ungarn.

Donnerstag, den 1. October.

8—10 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr: Allgemeine Schluß-Sitzung.
2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im König von Ungarn.
Abends 7 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung im König von Ungarn.

Diese Tagesordnung war auf den Mitglieds-Karten abgedruckt, auf welchen zugleich bemerkt war, daß sie gültig seien als Eintrittskarten zu den Versammlungen im Universitätsgebäude, zur Aufführung der Sing-Akademie, zu der Königl. Universitäts-Bibliothek, zur Studenten-Bibliothek, zum akademischen Museum für Kunst und Alterthum, zum zoologischen Museum, zum botanischen Garten, zur Rhedigerschen, Magdalenen- und Bernhardinen-Bibliothek, zur Gemäldegallerie im Ständehause, so wie auch zu dem Diner am 29. Septbr.

III.

Nachdem bereits früher die Einladung zu der 17. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreitet worden war, wurde unterm 1. September in den bedeutendsten politischen Zeitungen Deutschlands folgende Bekanntmachung erlassen:

Mit Allerhöchster Genehmigung wird die 17. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 28. September bis 1. October d. J. in Breslau abgehalten werden, wozu wir hiermit ganz ergebenst einladen. Nach § 4 der Statuten ist „jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Verein die nöthige Gewähr giebt, zur Mitgliedschaft berechtigt." Zur Einzeichnung der Mitglieder wird in dem Königlichen Universitätsgebäude ein Lokal eingerichtet und am 26. September und an den folgenden Tagen Vormittags von 8—12, Nachmittags von 4—6 Uhr geöffnet sein. In demselben werden auch Wohnungen nachgewiesen werden. Anfragen, Anträge oder Anerbietungen zu Vorträgen oder zu Thesen bitten wir zeitig an einen der Unterzeichneten zu richten.

Die verehrlichen Zeitungsredaktionen werden gebeten, durch Aufnahme der vorstehenden Einladung zu ihrer Verbreitung geneigtest beitragen zu wollen. Breslau, den 1. September 1857.

Die Präsidenten und Vicepräsidenten der 17. Versammlung:

Professor Dr. Haase.
Kgl. Reg.- u. Schulrath Dr. Stieve.
Gymnasial-Director Dr. Schönborn.
Geh. Reg.-R. Prof. Dr. Bernstein.

Auf die anderweitigen von dem Präsidenten gemachten Anzeigen erfolgten folgende Zuschriften:

1. Das hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten theilte unterm 30. Juni und 10. August mit, daß des Königs Majestät zur Abhaltung der Versammlung im Universitäts-Gebäude Erlaubniß zu ertheilen und die nöthigen Mittel zu gastlichem Empfang der Mitglieder zu bewilligen geruht haben; der Präsident wurde zur Erhebung und Verwendung dieser Mittel angewiesen.

2. Das Königl. hochlöbliche Provinzial-Schul-Collegium schrieb:

„Von der gefälligen Mittheilung — — — haben wir mit um so größerem Interesse Kenntniß genommen, als die Verhandlungen der Conferenz eine reiche geistige Anregung in weitern Kreisen in Aussicht stellen. Um so mehr bedauern wir aber auch, daß die technischen Mitglieder unsres Collegiums gerade in der angegebenen Zeit durch amtliche Reisen meist verhindert sein werden, an den Sitzungen der Versammlung Theil zu nehmen.

Breslau, den 23. September 1857.

Königliches Provinzial-Schul-Collegium.
v. Prittwitz.

3. Von dem Rector magnificus und dem Hochlöblichen Senat der Universität ging folgendes Schreiben ein:

An die deutschen Philologen und Schulmänner:

Im Namen der Universität heißen Rector und Senat die in Breslau tagenden deutschen Philologen und Schulmänner in den der Wissenschaft gewidmeten Räumen von Herzen willkommen. Die Zeit, in der wir leben, ist mehr wie irgend eine der Vergangenheit, die der Association; sie führt Werke aus, die der Einzelne mit dem besten Willen nicht zu vollbringen vermag. Zwar sind die Resultate, welche durch die vereinigten Kräfte deutscher Gelehrten in allen Zweigen der Wissenschaft gewonnen werden, nicht mit Händen zu greifen und mit leiblichem Auge zu schauen; aber der Saamen, der durch diese Vereinigung gesät wird, keimt und reift für die unvergängliche Ehre des deutschen Geistes, für Gesittung, für das Höhere und Edlere der Nation.

Wenn Sie, Hochgeehrte Herren, sich umsehen in unsern Sammlungen und Instituten, werden Sie finden, daß unsere Universität durch die Munificenz unseres Königs Majestät, des erlauchten Beschirmers der Wissenschaften und Künste, und durch die Fürsorge unseres Hohen Ministeriums sich würdig ihren Schwestern im deutschen Vaterlande an die Seite stellen darf, und indem wir Sie einladen von denselben Kenntniß zu nehmen, empfehlen wir uns sämmtlichen versammelten Philologen und Schulmännern in der Ueberzeugung, daß Ihre Berathungen und persönlichen Besprechungen für die Förderung der classischen Wissenschaften, dieser Grundlagen wahrer Bildung und Humanität, und dadurch für das Wohl unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes die besten Früchte tragen werden.

Breslau, den 25. September 1857.

Rector und Senat der Königlichen Universität

Löwig.

4. Auf die dem Hochlöblichen Magistrat hiesiger Haupt- und Residenz-Stadt gemachte Anzeige erfolgte nachstehende Einladung:

Es hat in hiesiger Stadt allgemeine Theilnahme und Freude hervorgerufen, daß die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in diesem Jahre hier tagen wird.

Der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung sind von dem lebhaften Wunsche erfüllt, dieser hochansehnlichen Versammlung ihre Gefühle der Hochachtung, der Verehrung und der Dankbarkeit für Das, was die Mitglieder Derselben für Sprache und Wissenschaft und insbesondere für die Bildung unserer Jugend geleistet haben und fort und fort leisten, darzubringen.

Die unterzeichnete Deputation ist von beiden Körperschaften beauftragt, die geehrte Versammlung nächsten Mittwoch, den 30. dieses Monats zu einer festlichen Fahrt nach Salzbrunn und Fürstenstein einzuladen, und ersucht ein verehrliches Präsidium hiermit ganz ergebenst, diese Einladung gefälligst zur Kenntniß der lieben Gäste bringen zu wollen. Die Deputation wird nicht ermangeln, dem verehrlichen Präsidium über die einzelnen Anordnungen noch besondere Mittheilung zu machen.

Breslau, den 26. September 1857.

Die gemeinschaftliche Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung hiesiger Haupt- und Residenz-Stadt.

Elwanger. Becker. Weisbach. Wimmer.

An
das Präsidium der Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten
(D. 1640.) hier.

Gemäß der freundlichen Bewilligung des Rector magnificus und des hochlöblichen Senats der Universität waren die erforderlichen Räume im Universitäts-Gebäude und das Dienstpersonal der Versammlung zur Verfügung gestellt; die Aula Leopoldina war für die allgemeinen Versammlungen und für die der pädagogischen Section, die kleinere Aula für die der Orientalisten bestimmt; das Büreau befand sich im Senatszimmer.

Ein zahlreiches Comitee aus den Lehrercollegien der hiesigen drei Gymnasien und zwei Realschulen übernahm die Sorge für Ermittelung und Nachweisung von Wohnungen; zwei seiner Mitglieder waren fortwährend im Büreau anwesend, während andre auf den Bahnhöfen bei der Ankunft jedes Zuges vertheilt waren, um die ankommenden Mitglieder der Versammlung zu empfangen und mit den nöthigen Nachweisungen zu versehen. Auch eine Anzahl von Studirenden hatten sich dem Comitee angeschlossen und leisteten ihm wie den Fremden und dem Präsidium erwünschte Hülfe.

IV.

Mitglieder-Verzeichniss.

Preußen.

Schlesien.

Breslau.

1. F. Haase, Professor.
2. G. H. Bernstein, Professor.
3. Stenzler, Professor.
4. Joachimsthal, Prof. ord. und p. t. Director der wissenschaftl. Prüfungs-Commission.
5. Schmölders, Prof. extr.
6. H. R. Göppert, Dr., Professor und Geh. Medicinalrath.
7. Dr. Braniß, Professor.
8. Dr. Roßbach, Professor.
9. Vahlen, Professor.
10. M. L. Frankenheim, Professor.
11. Ed. Grube, Professor.
12. Dr. C. Löwig, Professor.
13. Dr. Elvenich, Professor.
14. Dr. W. Junkmann, Professor.
15. Dr. Oginski, Privatdocent.
16. Dr. Pfeiffer, Privatdocent.
17. Dr. E. Magnus, Privatdocent.
18. Dr. Max Karow, Privatdocent und Custos an der Kgl. und Universitäts-Bibliothek.
19. Dr. Suckow, Privatdocent.
20. Dr. Rumpelt, Privatdocent.
21. C. Stern, Professor.
22. Meus, Lic. theol. Professor.
23. Dr. Räbiger, Professor.
24. Dr. Bittner, Professor.
25. Wilhelm Böhmer, Professor der evangelischen Theologie.
26. Dr. Middeldorpf, Oberconsistorialrath und Professor.
27. Dr. Ludwig Gitzler, Prof. der Rechte.
28. Dr. E. Huschke, Geh. Justiz-Rath und Professor.

29. H. Abegg, Professor der Rechte und Geheimer Justizrath.
30. Barkow, Medicinalrath und Professor.
31. Reichert, Professor.
32. Dr. Paul, prakt. Arzt und Privatdocent.
33. J. R. Fritz, Lector.
34. Behnsch, Dr. phil.
35. W. Rotermund, Dr. phil.

---

36. Dr. Stieve, Regierungs- und Schulrath.
37. Scheibert, Provincial-Schulrath.
38. Dr. Hundrich, Appellationsgerichtspräsident a. D.
39. Bellmann, Consistorialrath.
40. Dr. Wolff, Appellationsgerichtsreferendarius.
41. Dr. Meitzen, Regierungs-Assessor.
42. Dr. Bergius, Regierungsrath u. Privatdocent.
43. Sohr, Ober-Regierungsrath.
44. Dr. Doniges, Oberstabsarzt.
45. Wattenbach, kgl. Provinzial Archivar.
46. Dr. Heinrich Thiele, Ober-Berg-Revisions- und Rechnungsrath a. D. und Rittergutsbesitzer.
47. Dr. Kutzen, Professor.
48. Dr. Ernst Ruthardt, Professor.
49. Dr. Theodor Paur, Oberlehrer.

---

50. Schmeidler, Probst zu St. Bernhardin.
51. Penzig, Senior an der St. Elisabethkirche.
52. Dr. Gillet, Pastor an der Hofkirche.
53. Gottfried Letzner, Pastor.
54. H. Neugebauer, Diakonus.
55. Lic. P. Scholz, Gymnasial-Religionslehrer.
56. Lic. Baucke, Seminardirector.
57. Sandrock, Licentiat der Theologie.
58. W. Schiff, Theolog.
59. Lichthorn, Schulen-Inspector.

---

60. Dr. K. Fickert, Gymnasialdirector.
61. Weichert, Prorector am Elisabetan.
62. Dr. Kampmann, Prof. am Elisabetan.
63. Guttmann, Oberlehrer am Elisabetan.
64. Reide, Oberlehrer.
65. Dr. G. W. Körber, College am Elisabetan und Privatdocent.
66. Hänel, Oberlehrer am Elisabetan.
67. Ludwig Kambly, Professor.
68. W. Rath, Oberlehrer am Elisabetan.
69. Fechner, Dr. phil. Gymnasiallehrer.
70. Stenzel, Oberlehrer am Elisabetan.
71. H. Thiel, Gymnasiallehrer.
72. Speck, Dr. phil., Gymnasiallehrer.

---

73. Dr. C. Schönborn, Gymnasialdirector.
74. Dr. Lilie, Prorector am Magdalenaeum.
75. Dr. Sadebeck, Professor am Magdalenaeum.
76. Dr. Beinert, Oberlehrer am Magdal. Gymnasium.
77. Palm, Oberlehrer am Magdalenaeum.
78. Dr. Schück, Oberlehrer am Magdalenaeum.
79. Dr. Eduard Cauer, Oberlehrer und Privatdocent.
80. Königk, Gymnasiallehrer.
81. Dr. Beinling, Gymnasiallehrer am Magdalenaeum.
82. Dr. Sorof, College am Magdalenaeum.
83. Friede, College zu M. Magdalena.
84. John, Collaborator am Magdalenaeum.
85. Simon, Collaborator am Magdalenen-Gymnasium.
86. Dr. Klemens, Collaborator am Magdal. Gymnasium.
87. R. Schmidt, Schulamtscandidat, z. Z. am Magdal.

---

88. Dr. Wissowa, Gymnasialdirector.
89. Idzikowski, Gymnasiallehrer am kathol. Gymnasium.
90. Dr. Görlitz, desgl.
91. Winkler, Oberlehrer.
92. Dittrich, Oberlehrer.
93. Dr. Pohl, Oberlehrer am kathol. Gymnas.
94. Scholz, Lehrer am kathol. Gymnasium.
95. Janske, Oberlehrer.

96. Dr. Baumgart, Gymnasiallehrer.
97. Dr. Schedler, Gymnasiallehrer.
98. Schuck, Collaborator.
99. Mohr, Collaborator.
100. Dr. Baucke, Gymnasiallehrer.
101. Dr. Kuschel, Gymnasiallehrer.

---

102. Dr. Wimmer, Gymnasialdirector.
103. Dr. Lange, Professor am Friedrichs-Gymnasium.
104. Anderssen, Prof. am Friedrichsgymn.
105. Dr. Geisler, Gymnasiallehrer am Friedrichsgymn.
106. Dr. Grünhagen, Gymnasiallehrer und Privatdocent.
107. Hirsch, ord. Lehrer am Friedrichsgymn.
108. Ladrasch, Gymnasialhilfslehrer.
109. Gotthold Tschache, Lehrer am königl. Friedrichsgymnasium.

---

110. Dr. Kletke, Director der Realschule am Zwinger.
111. Kleinert, Prorector der Realschule am Zwinger.
112. Trappe, Oberlehrer.
113. Reiche, Oberlehrer.
114. Stenzel, Lehrer an der Realschule am Zwinger.
115. Dr. Schottky, Lehrer an der Realschule am Zwinger.
116. Störmer, Hilfslehrer an der Zwingerschule.
117. L. Müller, Oberlehrer der Realschule am Zwinger.
118. Dr. Adler, Oberlehrer an der Realschule am Zwinger.

---

119. Kämp, Rector der Realschule zum heiligen Geist.
120. Tagmann, Dr. phil. und Oberlehrer an der Realschule zum heil. Geist.
121. Jüger, Lehrer an der Realschule zum heiligen Geist.
122. Dr. Robert Friese, Oberlehrer a. d. Realschule zum heil. Geist.
123. Dr. Reimann, Lehrer an der Realschule zum heil. Geist.
124. Fuchs, Dr. phil., College a. d. Realschule zum heil. Geist.
125. Dr. W. Groẞer, Lehrer an der Realschule zum heil. Geist.
126. Fiedler, Dr. phil., College an der Realschule zum heil. Geist.

---

127. Dr. Gleim, Rector der höheren Töchterschule zu St. Maria Magdalena.
128. W. Schönermark, Lehrer an der höh. Töchterschule zu Maria Magdalena.
129. Luchs, Dr. phil.

---

130. Gebauer, Director der Bauschule.
131. Dr. Baum, Lehrer a. d. kgl. Bauschule.

---

132. Heinemann, Vorsteher einer höheren Töchterschule.
133. Wanckel, Schulvorsteher.
134. Scholz, Seminar-Oberlehrer.
135. Dr. P. Joseph, Inhaber einer Pensionsanstalt.

---

136. Dr. Z. Frankel, Director des jüdisch-theolog. Seminars.
137. M. Joël, Dr. phil., Seminarlehrer.
138. Dr. Zuckermann, Seminarlehrer.
139. Dr. Geiger Rabbiner.
140. Dr. Levy, erster Religionslehrer.
141. Dr. Samuelsohn, Dirigent der Religionsunterrichtsanstalt.

---

142. Eichhorn, Privatgelehrter.
143. August Geyder, Dr. der Rechte.
144. R. Müller, Schulamtscandidat.
145. Emil Schönborn, studios. lingu. oriental.
146. Heinrich, cand. phil.
147. J. Riepelt, Privatgelehrter.
148. Dietz, cand. philos.

149. Hugo v. Rothkirch, Gutsbesitzer.
150. Abler, Mitglied des pädagog. Seminars.
151. Krüger, Privatgelehrter.
152. Pohl, cand.
153. Hermann Zotenberg, cand. phil.
154. Hirsch Grätz, Dr. philos.
155. Carl Wieszner, Schulamtscandidat.
156. Schröter, Dr. philos.
157. O. Eichert, Dr. phil.

Brieg.

158. Schönwälder, Professor.
159. Kaiser, Professor.
160. Prisich, Gymnasiallehrer.
161. Mende, Gymnasiallehrer.
162. Dr. A. Geisler, Institutsvorsteher.

Canth.

163. Gröger, Rector.

Glaz.

164. Schober, Dr. philos., Gymnasialdirector.
165. Dr. Schramm, Professor u. Oberlehrer.
166. Dr. Wittiber, Gymnasiallehrer.
167. Rösner, Lehrer am Gymnasium.

Glogau.

168. Wentzel, Director d. kgl. kathol. Gymnas.
169. Dr. Klix, Gymnasialdirector.
170. Eichner, Gymnasial-Oberlehrer.
171. von Raczek, Oberlehrer.
172. Padrock, Gymnasial-Oberlehrer.
173. Uhdolph, Professor.
174. Munk, Dr. phil.
175. Dr. Franke, Collaborator.

Görlitz.

176. Kögel, Oberlehrer.
177. Dr. Struve, Professor gymn.
178. Dr. Liebig, Gymnasiallehrer.
179. Adrian, Gymnasiallehrer.
180. Dr. Höfig, Gymnasiallehrer.
181. Titus Wilde, Gymnasiallehrer.
182. Dr. W. Frahnert, cand. prob.
183. Jehrisch, Gymnasial-Oberlehrer.
184. C. Fritsche, Oberlehrer an der Realschule.
185. Böckel, Oberlehrer an der Realschule.

Hirschberg.

186. Dr. A. Dietrich, Gymnasialdirector.
187. Krügermann, Conrector.
188. M. Faber, Hilfslehrer.
189. Dr. Haacke, Oberlehrer.
190. Dr. Werner, Lehrer am Gymnasium.

Landeshut.

191. Dr. Kayser, Director.
192. Höger, Conrector an der höheren Bürgerschule.

Lauban.

193. Faber, Oberlehrer.

Leobschütz.

194. Dr. Kruhl, Director.
195. Dr. Fiedler, Oberlehrer.

Liegnitz.

196. Dr. Sauppe, Director der kgl. Ritter-Academie.
197. Freiherr Richard von Kittlitz, Dr. phil., Civil-Inspector an der Ritter-Academie.
198. Schönermark, Dr. phil. und Oberlehrer an der kgl. Ritter-Academie.

Neisse.

199. Dr. Zastra, Gymnasialdirector.
200. Dr. Regent, Candidat.
201. Stier, Religionslehrer an der Realschule.
202. R. Wutke, Hilfslehrer.
203. Dr. Teuber, Gymnasiallehrer.
204. Pheissing, Oberlehrer.

Oels.

205. Keller, Hilfslehrer.
206. A. Gasda, Collaborator.

Oppeln.

207. Stinner, Gymnasialdirector.
208. Dr. Kayßler, Oberlehrer.
209. Dr. J. Ochmann, desgl.
210. Röhr, Candidat.

Petersdorf.

211. Steudner, Pastor.

Ratibor.

212. Dr. Passow, Gymnasialdirector.
213. Reichardt, Oberlehrer.
214. Wilhelm Wolff, Gymnasiallehrer.
215. Dr. Schäfer, Hilfslehrer.
216. Dr. Storch, Gymnasiallehrer.
217. Lic. Storch, Religionslehrer.

Reesewitz.

218. Konrad, Graf Dyhrn.

Sagan.

219. Dr. Kayser, Professor.
220. Franke, Oberlehrer.
221. Dr. Hildebrand, Gymnasiallehrer.

Schweidnitz.

222. Dr. Held, Gymnasial-Director.
223. Guttmann, Prorector und Professor.
224. Rösinger, Oberlehrer.

Posen.

Posen.

225. Dr. Mehring, Provinzialschulrath.
226. Dr. Marquardt, Gymnasialdirector.
227. Spiller, Gymnasial-Oberlehrer.
228. Dr. C. Steiner, Gymnasiallehrer.
229. Martin, Professor.
230. Dr. Breysig, Lehrer an der Realschule.
231. Schweminski, Gymn.-Oberlehrer.
232. Dr. Starke, Gymnasiallehrer.
233. H. Domke, Realschullehrer.
234. Rud. Plehwe, Candidat des höheren Schulamts und Lehrer a. d. Realschule.
235. Dr. Brennecke, Director der Realschule.
236. Dr. Tiesler, Gymnasiallehrer.
237. Müller, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelmsgymnasium.
238. Dr. Magener, Lehrer an der Realschule.
239. Dr. Julius Landsberger, Rabbiner.

Krotoschin.

240. Dr. Kübler, Oberlehrer.

Lissa.

241. Dr. Ziegler, Gymnasial-Director.
242. Dr. Methner, Gymnasiallehrer.

Ostrowo.

243. Dr. Enger, Gymnasialdirector.
244. Stephan, Gymnasialoberlehrer.
245. Dr. A. Jerzykowski, Gymnasialoberlehrer.

Rawicz.

246. Robert Sasse, Lehrer an der Realschule.

Rogasen.

247. v. Thrämer, kaiserl. russischer Kollegienrath aus Dorpat.

Trzemeszno.

248. L. v. Jakowicki, Gymnasiallehrer.

Brandenburg.

Berlin.

249. Dr. Brüggemann, Geheimer Ober-Regierungsrath.
250. Dr. Wiese, Geheimer Regierungsrath.
251. Gerhard, Professor.
252. H. Petermann, Professor.
253. R. Gosche, Dr. phil.
354. Bellermann, Dr. theol. Gymnasial-Director am Grauen Kloster.
255. Dr. Kießling, Schulrath und Director des Joachimsthalschen Gymnasiums.
256. August Rauck, Gymnasiallehrer.
257. Larsow, Dr. phil. Licent. theolog., Professor am Grauen Kloster.
258. Dr. Gustav Wolff, Oberlehrer am Werderschen Gymn.
259. Ferdinand Ascherson, Dr. phil.

Brandenburg.

260. Dr. Hoche, Adjunct an der Ritter-Akademie.

Cottbus.

261. Dr. Tzschirner, Gymnasialdirector.
262. Dr. H. Bolze, Conrector.

Cüstrin.

263. Wilski, Director der Raths- und Friedrichsschule.

Frankfurt a. O.

264. Dr. Reinhardt, Conrector am Friedrichsgymnasium.
265. Dr. Fittbogen, Subrector am Friedrichsgymnasium.

Guben.

266. Dr. Sausse, Prorector des Gymnas.

Königsberg N.-M.

267. Dr. Nauck, Gymnasialdirector.

Perleberg.

268. G. Reger, Lehrer an der Realschule.

Potsdam.

269. Dr. Grüttner, ehem. Lehrer.

Züllichau.

270. Dr. Hanow, Director.
271. Dr. Erler, Oberlehrer.
272. Dr. Lindner, Gymnasiallehrer.
273. Dr. Becker, Schulamtscandidat.

Pommern.

Stettin.

274. W. Langbein, Oberlehrer.
275. Dr. H. Ilberg, Gymnasiallehrer.

Greifswalde.

276. Hertz, Professor.
277. Dr. Gaß, Professor der Theologie.

Preußen.

Danzig.

278. Dr. Engelhardt, Gymnasialdirector.

Elbing.

279. Dr. Herzberg, Gymnasialdirector.

Sachsen.

Magdeburg.

280. Ernst Grubitz, Stadtschulrath.

Eisleben.

281. Dr. Schmalfeld, Gymnasial-Oberlehrer.

Halle.

282. Dr. E. Rödiger, Professor.
283. Dr. R. Haym, Privatdocent.
284. Dr. Eckstein, Gymnasialdirector.
285. Dr. Roseck, Gymnasiallehrer.
286. Dr. F. A. Arnold, Oberlehrer und Docent.

Pforta.

287. C. Peter, Rector.
288. Dr. Steinhart, Professor.

Salzwedel.

289. Rabe, Gymnasiallehrer.

Torgau.

290. Professor Arndt, Prorector am Gymnasium.

Westfalen.

Münster.

291. Dr. Schultz, Gymnasialdirector.
292. Dr. H. Schürmann, Gymnasiallehrer.
293. Dr. H. Stein, Gymnasialhilfslehrer.

Burgsteinfurt.

294. Dr. Wilms, Gymnasiallehrer.

Rheinland.

Bonn.

295. E. Höpfner, Lehrer an Fischer's Institut.
296. F. Hanow, cand. philos.

Oesterreich.

Wien.

297. Dr. H. Bonitz, Professor an der Universität.
298. Gustav Linker, Professor.
299. Dr. Emanuel Hoffmann, Professor an der Universität.
300. Dr. Karl Reichel, Lehrer am akademischen Gymnasium.
301. Karl Tomaschek, Gymnasiallehrer an der k. k. theresian. Akademie und Privatdocent an der Universität.
302. M. Leidesdorf, Director der k. k. A.
303. Dr. Anton Göbel, ordentl. Lehrer am k. k. Theresianum.

Krakau. (Galizien.)
304. Andreas Wilhelm, Schulrath.
305. Dr. Bernhard Jülg, Professor.
306. Dr. Nicol. Schell, Gymnasialprofessor.
307. Ritter von Trzaskowski, Gymnasial-Professor.

Leitmeritz. (Böhmen).
308. Joh. Kvicala, Gymnasiallehrer.

Prag.
309. Dr. Ludwig Lange, Professor.
310. Wessely, Professor der Rechte.
311. Dr. Karl Schenkl, Gymnasiallehrer.

Ober-Schützen. (Ungarn.)
312. Friedrich, Gymnasiallehrer.

Troppau. (Schlesien).
313. Eduard Jahn, Gymnasiallehrer.

Sachsen.

Dresden.
314. K. G. Helbig, Gymnasialoberlehrer.
315. Dr. Krehl, Bibliothekssecretär.

Grimma.
316. Dr. Rudolf Dietsch, Professor.

Leipzig.
317. Dr. Fleischer, Professor der morgenländ. Sprachen.
318. Dr. Rudolf Anger, Professor.

Meissen.
319. Dr. Fr. Franke, Rector der kgl. sächs. Landesschule St. Afra.
320. Dr. K. H. Graf, Professor an der kgl. Landesschule.

Hannover.

Göttingen.
321. Ernst v. Leutsch, Professor.
322. Dr. Wüstenfeld, Professor.

Württemberg.

Ulm.
323. Haßler, Professor.

Tübingen.
324. Dr. Westphal, Privatdocent.

Sachsen-Altenburg.

Altenburg.
325. Dr. Foß, Schulrath.

Schwarzburg-Sondershausen.

Arnstadt.
326. Hermann Schmidt, Cand. der Theol.

Lippe-Detmold.

Detmold.
327. Fr. Nieländer, Schulamtscandidat.

Freie Stadt Frankfurt.

328. Classen, Director.
329. H. Wedewer, Prof. u. Schulinspector.

Freie Stadt Hamburg.

330. Dr. J. C. M. Laurent, ordentlicher Lehrer am Johanneum und Secretär der Stadtbibliothek.

Ausland.

Basel.
331. J. J. Merian, Privatdocent.

Schottland.
332. Edward BD., Prediger der freien Kirche Schottlands.
333. Alex. Mitchell, Prediger in Demfermline.
334. William Mitchell, Rentier in Aberdeen.

Ost-Indien. (Bombay).
335. Murray Mitchell, Missionar.

Erste allgemeine Sitzung.

Am 28. September, früh um 9 Uhr eröffnete der Präsident Prof. Haase die Versammlung mit folgender Rede:

Hochverehrte Versammlung!

„Es ist mein erstes erfreuliches Geschäft, Sie alle hier herzlich willkommen zu heißen im Namen der erleuchteten Regierung, welche ernstes wissenschaftliches Streben überall und auch in dieser Versammlung freundlich anerkennt und wohlwollend fördert; im Namen dieser alten Haupt- und Residenzstadt, welche von Alters her ein Sitz und Hort deutscher Bildung gewesen ist und diesen Ruhm mit Ehren auch jetzt bewahrt; im Namen dieser Universität, welche uns gastlich ihre Räume darbietet; im Namen aller endlich, welche hier an unseren Bestrebungen als Mitarbeiter oder wohlwollende Freunde Theil nehmen. Sein Sie alle auch uns von Herzen gegrüßt, die wir die Leitung dieser Versammlung mit bestem Willen, und in der Hoffnung auf Ihre freundliche Nachsicht übernommen haben. Es sind 20 Jahre verflossen, seit diese Versammlung gegründet wurde; sie hat seitdem Deutschland nach allen Richtungen durchwandert; überall mit der freundlichsten Gastlichkeit aufgenommen, hat sie ein lebendiges Zeugniß abgelegt, daß unser deutsches Vaterland, wenn es auch manches äußere Band der Liebe und Eintracht schmerzlich vermißt, doch die geistige Gemeinschaft festhält, welche Männer aus allen Gauen zusammenführt, um das große Werk der Wissenschaft und der Erziehung als ein allen gemeinsames mit vereinigter Kraft und durch offene Verständigung einträchtig zu fördern. Wenn wir lange Zeit mit Schmerz ein großes und herrliches deutsches Land von dieser unserer Gemeinschaft ausgeschlossen sahen, so ist jetzt diese traurige Sonderung verschwunden. Die gegenwärtige Versammlung ist so glücklich, dieses hocherfreuliche Ereigniß mit herzlicher Theilnahme zu begrüßen; zum ersten Male sehen wir unter uns eine größere Zahl österreichischer Mitglieder; ich glaube, m. H. in ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich sie auffordere sich zu erheben zum Zeichen, daß wir diese unsere neugewonnenen Freunde von ganzem Herzen mit freudigstem „Willkommen" begrüßen, für jetzt und für immer.

Möge denn so diese Vermehrung der Kräfte dieser Versammlung und die Ausdehnung ihres Wirkungskreises auch für sie eine glückliche Vorbedeutung sein, daß sie nach wie vor das Bewußtsein unserer Einheit lebendig erhalten und stärken und den daraus hervorgehenden Segen immer reicher und wirksamer ausbreiten möge über alle deutschen Länder, wie es die vorangegangenen 16 Versammlungen gethan. In ihren Verhandlungen liegt eine ansehnliche Reihe nützlicher und bedeutender Arbeiten vor, die als gesprochenes und geschriebenes Wort vielfach belehrend und fördernd auf alle Seiten unserer Studien eingewirkt haben; aber es sind nicht diese allein, ja nicht einmal vorzugsweise, worin die Bedeutung dieser Versammlung zu suchen ist; sie hat außerdem immer einer ansehnlichen Zahl von Fachgenossen die freundlichste Gelegenheit zu mannichfachem Verkehr geboten; gar manche schroffe Gegensätze sind dadurch

gemildert oder versöhnt, Mißverständnisse beseitigt, vielfache Anregungen aus lebendigem Meinungsaustausch gewonnen, die dann später in wissenschaftlichen Arbeiten oder in der Ausübung des praktischen Berufs ihre reichen Früchte getragen haben. Dieser Gewinn läßt sich nicht im Einzelnen nachweisen, nicht als greifbares Ergebniß der Versammlung controlliren; aber viele werden ihn dankbar bezeugen, die ihn an sich erfahren haben; und wollte man ihn auch nicht in Anschlag bringen, so bleibt immer noch Eine Seite dieser Versammlungen übrig, die allein hinreicht, ihnen einen Werth zu geben, der durch nichts anderes zu ersetzen ist: daß Männer, welche demselben ernsten und schweren Beruf angehören, sich in größerer Zahl von Angesicht zu Angesicht sehen, jüngere und ältere, höher und tiefer gestellte, hoffende und fürchtende, heitere und zufriedene, gedrückte und verzagende, frisch begeisterte und trübsinnig ermattende, daß sie alle sich an einander erfreuen und stärken können, daß sie neue Anschauungen von tüchtigen Männern mitnehmen und sich zu neuer Hingebung für ihren Beruf erheben und seine Herrlichkeit in der Gemeinschaft mit erneuter Liebe erfassen, das macht diese Versammlung, würde sie auch nur als ein heiteres Fest verstanden, zu einem Segen für alle ihre Glieder. Möge denn auch die diesjährige 17. Versammlung reich sein an den erfreulichsten Ergebnissen aller Art und möge sie Ihnen allen eine angenehme, erfrischende und erhebende Erinnerung bleiben, wenn diese unsere Olympia und Pythia längst vorüber sind. Dazu wird Jeder von Ihnen das Seinige beitragen; denn Sie alle sind gekommen, um in diesem Verkehr der Collegen und Freunde, sei es öffentlich, sei es privatim, nicht nur zu empfangen, sondern auch zu geben; unsere Aufgabe, der wir nach Kräften zu genügen suchen wollen, ist es vor allen Dingen, diesen Verkehr zu erleichtern.

Die Sitte erfordert es, m. H., daß ich nicht blos die Verhandlungen geschäftlich leite, sondern sie auch wissenschaftlich einleite. Ich füge mich dieser Sitte, wie gern ich mich auch davon unter allen Umständen und zumal jetzt entbunden hätte, wo ich nicht im Stande gewesen bin, mich darauf nach Gebühr zu rüsten. Meine Vorgänger haben bald der unmittelbaren Gegenwart der Versammlung sich zugewendet, bald einen Blick in die Vergangenheit unserer Wissenschaft geworfen, bald haben sie deren Zukunft ins Auge gefaßt; möge es mir gestattet sein, den letzteren zu folgen und von einer großen Aufgabe zu sprechen, welche unsere Wissenschaft noch nicht zu lösen begonnen hat, sofern nicht die Ahndung und Erkenntniß der Aufgabe schon als ein Theil ihrer Lösung zu betrachten ist. Wir können wohl sagen, daß gleichzeitig mit der Gründung dieser Versammlung die Philologie eine neue Richtung eingeschlagen hat; nachdem sie lange nur als Sprachkunde oder als kritische und hermeneutische Technik verstanden und geübt worden war, hatte sie, ohne die früheren Bestrebungen aufzugeben, doch zunächst das Gebiet der antiken Kunst erobert und hatte sich dann dem antiken Leben zugewendet, dem praktischen zunächst, wie es die Antiquitäten darstellen; es ging daraus ein Gegensatz hervor zwischen historischer und sprachlicher, realer und formaler Philologie, und es war unzweifelhaft die Erkenntniß der Grundlosigkeit dieses Gegensatzes und der Wunsch ihn zu lösen, wodurch im J. 1837 beim Jubileum der Univ. Göttingen hochverehrte Männer veranlaßt wurden, die Gründung dieser Versammlung zu beschließen. Hatte doch O. Müller, der Ruhm unseres Schlesiens, schon 1833 mit der Ausgabe des Varro begonnen, die sprachliche und kritische Philologie erfolgreich mit zu umfassen, von der er länger ausgeschlossen wurde, als er es selbst that; fand doch zu derselben Zeit auch eine Annäherung statt zwischen G. Hermann und unserem Böckh, um nicht noch andere Zeichen derselben Richtung zu erwähnen. Auch das Wort der Vermittelung war leicht gefunden, wenn es auch vorläufig noch von den verschiedenen Seiten her verschieden lautete und die alte Unversöhnbarkeit früherer Principien erkennen ließ: bald aber schwanden alle Zweifel darüber, daß das Studium

der Sprachen und der Sachen nur zwei gleichberechtigte Theile eines und desselben Ganzen seien, welches das ganze eigenthümliche Wesen des classischen Alterthums in allen seinen formalen und realen Offenbarungen umschließt. Zu dieser zunächst von F. A. Wolf vertretenen und in versöhnlicher Weise in § 1 unserer Statuten ausgesprochenen Einsicht bekennen wir uns jetzt alle, mögen auch immer darüber noch Meinungsverschiedenheiten herrschen, wie die Einheit der classischen Philologie begrifflich zu fassen, wie das Ganze zu gliedern, wie seine Grenzen gegen Nachbargebiete zu reguliren sind. Zu dieser Einheit nun stand die reale Philologie gleich von Anfang an im richtigen Verhältniß; sie wollte ja geschichtliche Erkenntniß des geschichtlichen Lebens sein. Anders war es mit der sprachlichen Philologie, wenigstens mit ihrem Haupttheil, der Grammatik; diese ruhte noch auf einer abstracten, ungeschichtlichen Grundlage; sie sollte nur eine angewandte Logik sein und die Sprachgesetze als die allgemeinen Gesetze menschlichen Denkens auffassen; sie galt für um so vollkommener, je mehr ihr dies gelungen war oder gelungen zu sein schien; sie ging mithin weit hinaus über die Grenzen der historischen Erkenntniß des klassischen Alterthums; sie mußte entweder in das Gebiet der Philosophie einfallen und sich in alle die logischen, psychologischen, metaphysischen, ja selbst theologischen Fragen einlassen, zu welchen die Ergründung des so gefaßten Wesens der Sprache drängte; oder wenn sie geschichtliche Sprachforschung sein wollte, so erschien die Beschränkung auf die zwei classischen Sprachen als eine völlig grundlose Willkür, und das um so mehr, je mehr die vergleichende Sprachwissenschaft sich entwickelte und den großen Werth der Vergleichung anderer Sprachen trotz alles Widerstrebens doch für Alle anschaulich machte. So blieb also unklar, wie denn die Sprachwissenschaft, sofern sie als ein Theil der classischen Philologie festgehalten und über die Grenzen dieses Gebiets nicht ausgedehnt werden sollte, ihre Aufgabe zu bestimmen habe. Eine solche so tief eingreifende Frage über Definition und Zweck einer Wissenschaft und ihrer Theile ist nicht, wie Mancher meint, eine bedeutungslose Folge unnützen Systematisirens und Schematisirens; vielmehr bezeichnet das Aufstellen einer solchen Frage immer einen großen und bedeutungsvollen Wendepunkt der ganzen Wissenschaft; und so ist auch unsere Grammatik auf den Punkt gelangt, daß sie ihre alte ausgetretene Bahn verlassen und eine neue suchen muß; gefunden aber ist diese noch so wenig, daß sogar behauptet ist, sie könne nicht gefunden und müsse also auch nicht gesucht werden; die Grammatik der classischen Sprachen dürfe sich überhaupt nicht als etwas Besonderes constituiren; sie müsse sich als ein Glied in die allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft einordnen und nur in dieser Verbindung könne sie ihre Aufgabe wahrhaft wissenschaftlich lösen; so daß denn hiernach wunderbarer Weise die classische Philologie seit ihrer Verbindung mit der realen Alterthumswissenschaft, nachdem sie sich so lange nur als Sprachwissenschaft κατ' ἐξοχήν verstanden hatte, in Gefahr steht, von der Sprachwissenschaft ganz ausgeschlossen zu werden bis auf den unentbehrlichen Rest der speziellen sprachlichen Technik, welche man uns in ähnlicher Weise als Hilfsmittel der Hermeneutik übrig läßt, wie ehemals die Antiquitäten als ein solches betrachtet wurden. Es hilft nichts, einer solchen Invasion einen abstracten Protest entgegenzusetzen; vielmehr muß die classische Sprachwissenschaft durch die That zeigen, daß sie auch für sich noch Etwas ist, und weil sie eben darauf ausgeht, darum haben ungefähr seit der Gründung dieser Versammlung und scheinbar im Widerspruch mit der realistischen Richtung unserer Zeit die sprachlichen Studien in der Philologie wieder vorwiegend die Kräfte angezogen. In und seit jener Zeit haben sich auch die stärksten Anregungen zu neuer Thätigkeit auf diesem Gebiete dargeboten; kurz vorher, 1836, erschien W. v. Humboldts nachgelassenes Werk über die Kawi-Sprache nebst der Einleitung, die bestimmt war, eine neue Epoche der Sprachforschung herbeizuführen,

während unsere Grammatiker damals eben erfüllt waren von den Beckerschen Lehren, die, wenn ihnen auch lebendige Beziehungen zu neuerer Sprachwissenschaft und selbst zu Humboldt nicht abgingen, doch im Wesentlichen auf den früheren ungeschichtlichen Standpunkt zurückführten. Inzwischen haben die Humboldtschen Lehren vielfach weitere Früchte getragen; in demselben Jahre erschien Rapp's Physiologie der Sprache, und während noch im Jahre 1839 mein vortrefflicher College Schneider den freilich vergeblichen Versuch machte, die ältere rationalistische Sprachbetrachtung scharfsinnig durchzuführen und zu begründen, schritten Andere auf neuen Bahnen vorwärts, indem sie entweder wie Mohr, Stern, Schaßler, Diestel, Heyse, Steinthal, Conrad Hermann u. A. das allgemeine Wesen der Sprache, ihren Ursprung, ihre Geschichte zu ergründen, oder das unermeßliche Reich der Sprachvergleichung allmählich immer weiter und weiter zu durchdringen, zu erobern und innerlich zu ordnen suchten.

Fragen wir nun, welchen Gewinn diese großen und bedeutungsvollen Bewegungen für unsre classische Grammatik gehabt haben, so werden wir gestehen müssen, daß er bis jetzt noch ein geringer gewesen und uns großentheils nicht durch eigne Arbeit, sondern durch Aneignung fremden Verdienstes zugefallen ist. Denn nicht uns, sondern unseren Freunden, den rüstigen Forschern der Sprachvergleichung, gebührt das Verdienst, daß in dem etymologischen Theil der lateinischen und griechischen Grammatik manches alte Vorurtheil beseitigt, manche neue Einsicht in das Wesen, in Ursprung und Zusammenhang der Formen eröffnet ist; und wenn auch Einige, wie G. Curtius, beiderlei Studien glücklich vereinigen, wenn Andre wenigstens so weit an den sprachvergleichenden Arbeiten Theil nehmen, um sich ihre Ergebnisse mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit anzueignen, so werden wir doch nie uns anmaßen dürfen, dies ganze Gebiet für ein Zubehör classischer Philologie zu erklären, so lange diese überhaupt ihr durch Jahrhunderte besessenes Gebiet als ein durch natürliche Grenzen wohl beschlossenes behaupten will.

Den syntaktischen Theil unsrer Grammatik haben um das Jahr 1837 eine Reihe von Grammatikern dadurch umgestaltet, daß sie ihm den durch die Beckersche Satzlehre dargebotenen Zuschnitt gaben. Die Eile und der Eifer mit dem man diesen angeblich großen Fortschritt zu machen suchte, ist nicht durch einen entsprechenden Erfolg belohnt worden; ich habe diesen ganzen Versuch bereits im Jahre 1838 bekämpft; doch fand er, als dies auch bei der Bonner Philologen-Versammlung geschah, noch manche eifrige Anhänger; aber schon in der Göttinger Versammlung konnte er als mißlungen und bereits abgethan bezeichnet werden, ohne daß sich Widerspruch dagegen erhob. Damit ist denn auch zugleich die Parallel-Grammatik verurtheilt, sofern ihr Parallelismus auf demselben Beckerschen Schema ruhte; sie wurde bei der Bonner Versammlung eifrig empfohlen und bekämpft; aber der Versuch, den nachher befreundete Männer damit gemacht haben, bedurfte der unter ihnen leicht zu bewirkenden Verständigung, dürfte aber kaum wiederholte Anerkennung in weiteren Kreisen finden; auch ist das Beste, ja das Einzige, was sich für eine solche parallele Gestaltung der Grammatik verschiedener Sprachen anführen läßt, die Rücksicht auf praktische Erleichterung des Unterrichts; ein Fortschritt, den die Wissenschaft als solchen anzuerkennen hätte, ist darin nicht wahrzunehmen; und wenn die Verfasser der Parallel-Grammatiken sich in der That auch wissenschaftlich ein Verdienst erworben haben, so ist dies nicht durch den Parallelismus geschehen, sondern dessen ungeachtet. Verhielte es sich aber auch anders hiermit, immer müssen wir bekennen, daß auch zu diesen Unternehmungen der bewegende Gedanke nicht innerhalb der classischen Philologie geboren ist; und gegenwärtig hat er bereits seine bewegende Kraft verloren: die neuesten Grammatiken, welche den meisten Beifall gefunden haben, sind zu der früheren Gestalt der Syntax zurückgekehrt. So scheint es denn, als sei

in den sprachlichen Studien der classischen Philologie seit geraumer Zeit ein Stillstand eingetreten oder eine so unselbstständige Bewegung, daß nur das von anderen Seiten Dargebotene empfangen und benutzt, aber nichts Eigenes zurückgegeben wird. So scheint es aber nur, und nur denen, welche die heraustretenden und auf andere Gebiete einwirkenden Erfolge allein ins Auge fassen; wir alle, die wir mit dem Innern unsrer stillen Werkstatt und mit den darin werdenden Arbeiten besser vertraut sind, können es wissen, daß diese Zeit nicht mit Nichtsthun hingebracht ist, daß mancherlei mehr oder weniger umfassende Vorbereitungen gemacht sind, die längerer Zeit bedürfen, um äußerlich vollendet und innerlich verbunden sich zu einer neuen Wissenschaft der classischen Sprachen zu gestalten, welche ohne die bescheidenen Grenzen der classischen Philologie zu überschreiten und gerade dadurch, daß sie dies nicht thut, die oben bemerkte mangelhafte und unklare Stellung der sprachlichen Philologie zur realen beseitigt, die Sprache als einen Gegenstand wahrhaft realer Erkenntniß durchdringt und so Resultate zu Tage fördert, welche nicht bloß ein allgemein sprachwissenschaftliches, sondern ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch nehmen können in nicht geringerem Maße, als die ganze Alterthumswissenschaft überhaupt. Welches das Ziel und die Bedeutung dieser noch werdenden classischen Sprachwissenschaft ist, darüber will ich mir erlauben, einige Bemerkungen zu machen, die am kürzesten ihren Zweck erreichen werden, wenn ich die Mängel der überlieferten Grammatik mit wenigen Worten bezeichne.

Die grammatischen Begriffe und Kategorien, welche bis auf den heutigen Tag in der Grammatik gäng und gebe sind, stammen von den Griechen und hauptsächlich von den Stoikern; diesen kam es nicht darauf an, ihre Sprache als eine besondere nach ihrer Besonderheit aufzufassen und zu charakterisiren; sie nahmen sie schlechthin als menschliche Sprache, in der sie auch nur eine allgemeine Form des menschlichen Denkens überhaupt sahen; und so identificirten sie die Sprachgesetze der Grammatik ohne weiteres mit den Denkgesetzen der Logik. Vielleicht wären wir etwas früher von diesem Irrthum erlöst worden, wenn die mittelalterliche Sprachphilosophie, d. h. die Lehre **de modis significandi** und die gesammte Literatur darüber seit der Wiedergeburt der Wissenschaften nicht völlig vergessen und verschollen wäre; denn diese interessante Lehre, deren Andenken heutzutage sehr verdiente, erneuert zu werden, führt dieselbe Betrachtungsweise nach Aristotelischer Logik mit vielem Scharfsinn durch, aber mit solcher Gewaltthätigkeit gegen den Geist der lateinischen Sprache, welche dabei als die schlechthin menschliche Sprache angenommen wird, daß neben mancher noch jetzt fruchtbaren Anregung wohl auch eine nachdrückliche Warnung vor der gleichartigen Behandlung der Grammatik daraus hätte hervorgehen können. So aber hat sich dieselbe Betrachtungsweise durch die ganze neuere Zeit erhalten, während man sich einbildete, zuerst ein System von Sprachphilosophie geschaffen zu haben, das in jener Lehre seit dem Ende des 13. Jahrhunderts längst wohl ausgebildet vorlag. In der Anwendung der Kant'schen Kategorien auf die Grammatik durch G. Hermann u. A., in der Beckerschen Satzlehre, welche eine allen Sprachen gemeinsame sein soll, und in der Parallel-Grammatik liegen die letzten noch jetzt gültigen Anwendungen und Wirkungen desselben Standpunkts vor. Wir können nun gewiß nichts dagegen einwenden, wenn die Philosophen ihrerseits ihre Logik mit der Grammatik vergleichen, oder in eine andere Beziehung bringen wollen; auch ist es dem Grammatiker gewiß heilsam, wenn er sich logische Bildung und Uebung verschafft und davon bei seinen grammatischen Studien auch Gebrauch macht; aber er begeht das größte Unrecht, wenn er, indem er eine einzelne besondere Sprache lehren will, statt ihrer eigenen Gesetze die der Logik unterschiebt, in der ungerechtfertigten Voraussetzung, daß beide identisch sein müssen. Diese Voraussetzung ist von der

Philosophie in die Grammatik gekommen; ein Grammatiker als solcher wäre nimmermehr darauf verfallen; sein Stoff führt ihn so wenig darauf, daß er diesen vielmehr vielfach verunstalten und durch künstliche und unnatürliche Umdeutungen verfälschen muß, um den in ihm liegenden lebhaften Widerspruch gegen jene Voraussetzung zu beseitigen oder zu verdecken. Es hat sich hier also nur wiederholt, was so oft geschehen ist, daß theoretischen Dogmen zu Liebe die historische Wahrheit verfälscht und ihre Ermittelung versäumt wurde. Aber abgesehen von solchen einzelnen Irrthümern steht jener Grundirrthum noch mit einer Reihe von anderen falschen Vorstellungen in Verbindung, welche sämmtlich der Grammatik nachtheilig gewesen sind. Indem man alle Sprachen nur als verschiedene Ausdrucksformen für dieselben logischen Denkgesetze, diese aber als das allein Wesentliche in ihnen ansah, erschien die Verschiedenheit nur als eine unwesentliche, äußerliche, auf den sinnlichen Laut beschränkt oder als zufällig und durch die verschiedenen Grade logischer Befähigung bewirkt; was mit der Norm der Logik nicht übereinstimmte, konnte eben nur als abnorm, anomal und fehlerhaft, als Zeichen von Unbildung oder Verfall betrachtet werden. Somit war es unmöglich, die Eigenthümlichkeit der Volksgeister, die sich in verschiedenen Sprachen abgedrückt haben, richtig zu erkennen und zu unterscheiden; denn man suchte und fand in allen nur das eine Gemeinsame, die allgemein menschliche Logik, verbunden mit einigen logischen Mängeln; es ging folglich die Sprache für die Geschichte der Völker insofern verloren, als sie nicht so wie die Sitten und Einrichtungen, Thaten und Leiden derselben als ein Ausdruck ihres eigenthümlichen Charakters angesehen wurde; und doch offenbart sich dieser in nichts so tief und innerlich, und zugleich so treu und unbewußt, wie gerade in der Sprache, welche das offene und klare Auge des Volks ist, durch das der Kenner ihm in die Seele sieht. Ferner konnten in Folge desselben Grundirrthums eben so wenig die Verschiedenheiten in einer und derselben Sprache, wie die Unterschiede zwischen mehreren aufgefaßt werden. Jede Sprache wurde als ein fertiges Werk, als ein bestimmter und etwa mehr oder weniger gelungener Abdruck der Logik angesehen, ebenso unveränderlich als die Logik selbst; eine Zeit oder einzelne Schriftsteller repräsentirten die ganze Sprache, und was Andre sich Abweichendes erlaubt hatten, wurde ignorirt, oder als Laune und Fehler der Einzelnen, als Ausnahme und Licenz beiläufig bemerkt. Diese Manier ist aufs Aeußerste getrieben, seitdem bei der Wiedergeburt der Wissenschaften das lebhafte Streben, die barbarische Latinität des Mittelalters auszurotten, in der lateinischen Grammatik dazu führte, das ciceronianische Latein für das allein normale zu erklären; und wenn nun allmählich auch Eigenheiten Andrer bemerkt wurden, so geschah es nur um davor zu warnen, nicht um daraus eine Geschichte der Sprache zu ziehen, und es war daher ganz natürlich, ja wir finden es noch heute ganz ordnungsmäßig, den Cicero als Regel oben zu stellen, und darunter in derselben klein gedruckten Anmerkung unter den Ausnahmen Plautus, Tacitus, Appuleius in unerwarteter Nachbarschaft der gleichen Verdammniß verfallen zu lassen; läßt man der Kürze wegen das Unwesentliche weg, so sind es diese Anmerkungen; das Wesentliche ist mithin nicht die Grammatik der lateinischen Sprache, sondern die des ciceronianischen Stils, diesen nicht als etwas Individuelles und Besonderes gedacht, sondern als das normale Latein überhaupt, und dieses wiederum nicht als Offenbarung des römischen Volksgeistes aufgefaßt, sondern als Abbild und Abdruck der allgemein menschlichen Logik; so ging also nicht nur die Kenntniß verschiedener Sprachen für die Geschichte der Völker, sondern auch die der einzelnen Sprache mit ihren zeitlichen Unterschieden und Wandelungen für die Geschichte des einzelnen Volkes verloren; denn der Vorgang der lateinischen Grammatik war so maßgebend, daß dasselbe Verfahren auf alle Sprachen und also auch auf die griechische angewendet und der ganze Reichthum der Sprachentwickelung durch Dialekte

und Zeiten nothdürftig einer normalen Gräcität untergeordnet wurde, wenn man auch diese selbst kaum fest bestimmen und begrenzen konnte, sondern sie bald aus Plato oder Xenophon, bald aus Demosthenes, bald aus dem N. T. entnahm. Abgesehen von der Logik richtet man sich bei dieser Methode so ein, wie wenn man die Absicht hätte nach Rom und Athen zu reisen und dort mit Cicero und Demosthenes in ihrem eigenen Styl zu sprechen, wobei wenig darauf ankommt, ob man auch den früheren und späteren Styl kennt und wie der eine aus dem anderen hervorgegangen ist. Die todten Sprachen werden wie die lebenden behandelt, die man lernt um seine Zeitgenossen zu verstehen, unbekümmert um die Sprache ihrer Vorfahren; aber das Leben, was die alten Sprachen wirklich gehabt haben, wird durch jene Annahme einer fertigen Normalsprache wahrhaft todt gemacht, die Grammatik wird als ihr Leichenstein darauf gesetzt, und der erzählt nichts von Geburt, Lebensschicksalen, Absterben und Tod; er spricht bloß von den Tugenden und Verdiensten, welche die gestorbenen Sprachen in ihren Glanzperioden gehabt haben, sagt aber nicht, wie sie erworben und wie sie verloren gegangen sind. Eine Sprache ist aber nie fertig, so lange sie lebt; sie ist in ununterbrochenem Werden begriffen, und selbst wenn sie stirbt, ist es meistens ein neues Werden und Gebären, woran sie stirbt oder sich verjüngt; ihre früheren Perioden aber gehen so unmerklich in einander über, daß die Zeitgenossen, welche den Uebergang bewirken, ihn nicht merken; nirgend kann ein Abschnitt herausgerissen, als ein fertiger abgegrenzt und für sich verstanden werden; denn er ist immer nur ein Glied in einer zusammenhangenden geschichtlichen Entwicklung, das nur in dieser richtig verstanden werden kann.

Diese falsche Voraussetzung einer fertigen Normalsprache steht weiter in Verbindung mit den theologischen und philosophischen Speculationen über den Ursprung der Sprache; am einfachsten war es, wenn man früher die Sprache entweder als von Gott persönlich offenbart, oder als den Menschen angeboren annahm; sie war dann eine göttliche Gabe, die nur fertig und vollkommen sein konnte; wenn man sie später als Menschenwerk ansah, wurde sie als bewußte Erfindung aufgefaßt, deren Urheber ohne Sprache bereits Logik hatten und dieser in ihrer Erfindung eine künstliche Form gaben. Selbst noch J. Grimm in seiner vortrefflichen Schrift über den Ursprung der Sprache hat sich nicht ganz frei gemacht von der Vorstellung eines Erfinders, der mit Willkür und Freiheit verfahren sein soll (s. S. 42, Z. 7 v. u. u. Z. 4 v. u. S. 43, Z. 2. Vgl. S. 40, Z. 12 v. u.); doch ist derselbe Meister deutscher Philologie weit entfernt davon die Sprache noch als einen fertigen Ausdruck der Logik entstehen zu lassen; er setzt dafür einen geschichtlichen Proceß in 3 großen Perioden und hat diese Betrachtungsweise auf die Geschichte der deutschen Sprache angewendet; am entschiedensten aber hatte schon vorher Humboldt den Weg betreten, die Sprachen als wahrhaft lebendig, als Geschichte habend und die Geschichte der Völker ausdrückend zu betrachten. Er spricht dies mit einer fast excentrischen Energie aus, wenn er (Einl. S. LIII.) sagt: „Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestalten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken;" und ferner (das. S. XXI.) „Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar."

Damit sind wir dem Wesen der Aufgabe nahe getreten, welche, wie ich glaube, die Arbeit unsrer nächsten Zukunft sein muß. Kann nämlich die Sprachwissenschaft überhaupt, seitdem sie in Humboldtschem Sinne vergleichend und geschichtlich geworden ist, kein andres Ziel haben als eine Weltgeschichte der Sprache zu vollenden, in welcher die Sprach- und Volksgeister in natürlicher Ordnung so zusammentreten, daß sie eine innerlich zusammenhangende stufenweise Entwicklung des menschlichen Sprachgeistes darstellen, so ist noch unabsehbar viel zu thun, um alle diese Geister zu versammeln, die Eigenthümlichkeit eines jeden genau und scharf äußerlich und innerlich zu ermitteln und danach seine Stellung zu bestimmen; uns aber fallen hiervon die beiden classischen Sprachen zu; wir haben eine Geschichte derselben zu liefern und eine Grammatik, welche auf der Voraussetzung und Kenntniß derselben ruht, welche also in den Sprachgesetzen nicht bloß logische Schemata und Schemen sieht, sondern durch sie den Griechen und Römern in die Seele schaut und ihre ganze geistige Eigenthümlichkeit als eine lebendige und sich bis zum Untergange ebenmäßig fortbildende darlegt. Eine Regel der Grammatik ist demnach nicht mehr bloß wie eine algebraische Formel zu betrachten, welche auf alle beliebigen bestimmten Größen angewendet werden kann; auch nicht bloß als ein Recept, durch dessen Beobachtung man die richtige Uebersetzung in die antiken Sprachen oder aus ihnen zu Stande bringt; sondern es muß die Bedeutung der Regel gefunden werden, d. h. der Zug geistiger Eigenthümlichkeit, welcher sich darin ausdrückt; und da der Geist der Völker ein lebendiger, sich stets verändernder ist und eine Geschichte hat, so müssen auch die Sprachregeln als sich ändernd erkannt und ihre Geschichte gefunden werden. Ich brauche nicht zu sagen, daß eine solche Umgestaltung und Vertiefung der Sprachwissenschaft von ungemein großer Wichtigkeit sein würde, nicht bloß für das Alterthum, sondern für alle menschliche Geschichte; würde doch daraus so zu sagen eine geschichtliche Psychologie der alten Völker hervorgehen, die uns einführte in die Wandelungen der Denkweise, aus denen nicht nur die entsprechenden Wandelungen der Redeweise, sondern auch die der Institutionen und Lebensverhältnisse, der religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtungen und Bestrebungen hervorgegangen sind; die gesammte Culturgeschichte scheint dadurch erst möglich zu werden, indem wir bis zu den innersten Regungen des geistigen Lebens vordringen, die sich unbewußt in der Sprachgeschichte, aber gleichmäßig auch in den großen Schicksalen und Umwälzungen der Staaten und in allen Seiten der Cultur offenbaren. Es scheint aber, daß dieser Fortschritt der Sprachwissenschaft gerade der classischen Philologie vorbehalten und darum auch vorgeschrieben und zur Pflicht gemacht ist; keine anderen Sprachen, und namentlich nicht die noch lebenden scheinen dazu gleich günstige Bedingungen zu besitzen; eine reiche Geschichte, eine reiche Literatur und Kunst und eine Sprachkenntniß, welche nicht auf dem vergleichenden Studium von Lexikon und Grammatik beruht, sondern von uns bis zur Verlebendigung des antiken Sprachgeistes und Erweckung eines feinen und sicheren Sprachgefühls gesteigert wird, das sind die Hülfsmittel, welche uns vor allen zu Gebote stehen und zugleich als Controlle für die Resultate der Sprachgeschichte dienen können.

Somit ist nicht zu fürchten, was Unverständige oder Träge zuweilen meinen, daß sich die Thätigkeit unsrer Wissenschaft bereits erschöpft habe, daß sie in allen Theilen bis zum Ueberdruß durchgearbeitet sei; hier thut sich ihr eine große Zukunft voll der bedeutendsten und fruchtbarsten Arbeiten auf, die vieler Kräfte langes und vereinigtes Streben und treuen Fleiß ebenso erfordern wie belohnen.

Ich leugne nicht, daß die Aufgabe eine sehr ausgedehnte und schwere ist; darum kann sie auch nicht Einer allein lösen und auch Viele nicht in kurzer Zeit; es muß dazu erst das Mate-

rial nach neuen Gesichtspunkten gesammelt, erklärt, gewürdigt und kritisirt, eine neue Methode der Beobachtung ausgebildet, neue Anschauungen und Betrachtungen geläufig gemacht werden. Wenn es Mancher beklagt hat, daß in den letzten Zeiten das Lateinische vor dem Griechischen unbillig bevorzugt ist, so scheint dieses natürlich nur temporäre Mißverhältniß von dem richtigen Instinct auszugehen, daß jene große Aufgabe leichter an dem Lateinischen zu lösen ist als am Griechischen; denn das Lateinische entwickelt sich als ein einzelner Dialekt viel einfacher und vermöge römischen Characters viel mehr verständig geordnet und gleichsam disciplinirt, als das Griechische, wo sich in schwer zu übersehender Mannichfaltigkeit die Sprache in Dialekten und Stylgattungen weit reicher entfaltet; an dem Einfacheren also wird die Aufgabe sich leichter lösen und die Methode dafür feststellen lassen.

Es ist nun noch übrig, einiges Nähere über die Aufgabe zu sagen, um sie nicht in der Allgemeinheit schweben zu lassen, sondern ihre Natur, ihre Grenzen und Ziele etwas bestimmter zu bezeichnen. Zunächst bemerke ich, daß sie ganz innerhalb des Begriffs der classischen Philologie fällt und die nach Wolf festgestellten Grenzen derselben nicht so überschreitet, wie es noch bei Wolf selbst der Fall war. Ist unsere Aufgabe die historische Erkenntniß des antiken Geistes, der Eigenthümlichkeit der beiden classischen Völker, so ist auch unsre antike Sprachwissenschaft beschränkt auf die Sprachen dieser beiden Völker, und zwar von dem Punkte an, wo diese Völker als solche vorhanden sind; was jenseit liegt, ist nicht unser Gebiet. Also über die Frage nach dem Ursprung menschlicher Sprache überhaupt ist von uns als classischen Philologen keine Antwort zu verlangen. Hier dürfen wir die Hülfe unsrer Freunde, der Orientalisten, erwarten, sofern sie sich mit vergleichender Sprachforschung beschäftigen; ihnen kann es gelingen, in dem Reichthum ältester Sprachformen und Analogien den Faden aufzufinden, der den langen und dunklen Weg anzeigt, auf welchem der Mensch von dem ersten Schrei, womit noch jetzt der Neugeborne die Welt begrüßt, allmählich zur onomatopoetischen Bildung von Wurzeln gelangt, die noch begriffslos malende und nachahmende Laute für Eindrücke und Empfindungen sind und in den Interjectionen den gleichartigen Rest hinterlassen haben, der unfähig war sich weiter auszubilden, während die übrigen, wie die Anschauung und Wahrnehmung allmählich die Totalität sinnlicher Eindrücke in ihre Momente, Ursach und Wirkung, zerlegte, sich in gleichem Schritt mit dieser Erkenntniß in die Rubriken der drei ursprünglichen Redetheile ordnete, von denen wiederum einer, ähnlich den Interjectionen, in seinem ursprünglichen unformirten Zustande verblieb, weil ein Bedürfniß zu weiterer Formirung nicht vorhanden war, die andern beiden aber mußten bei weiterer Zerlegung ihrer Begriffe und ihrer Verhältnisse zu einander sich zu mannichfachen Unterarten und Flexionen ausbilden. Gewiß wird es sich daher zeigen, daß, wenn man so oft vom Ursprung der Sprache gesprochen und darunter ein abgeschlossenes Ereigniß oder einen einzelnen Act verstanden hat, jenseit dessen es keine Sprache gegeben habe, dies ein Irrthum ist; die Sprache ist nie anders entsprungen als sie noch heute jeden Tag entspringt; sie ist in immerwährendem Werden, wie der menschliche Geist, für dessen Entwicklung sie vom ersten Moment der Schöpfung, von dem ersten Schrei des Kindes an jederzeit der adäquate Ausdruck ist und bleibt; will man also von ihrem Ursprung reden, so liegt er eben in der Erscheinung des ersten Menschen; alles übrige ist ihre Geschichte, welche anfangs so identisch ist mit der Geschichte des menschlichen Geistes, daß sie den ganzen Inhalt seiner Thätigkeit, den ganzen Umfang seiner Erkenntniß umfaßt, bis der Geist frei und mächtig geworden sie nur noch als Organ für sein eignes Leben benutzt und sie als solches weiterbildet. Wir können auch ihre Geschichte bis zu diesem Punkt ihren Ursprung nennen oder ihre vorgeschichtliche Zeit, welche andererseits bis zur

Trennung und Bildung verschiedener Völker reicht. Da wo die Griechen als Griechen, wo der lateinische Volksstamm als solcher, durch besondere Sprache geschieden von anderen Völkern auftreten, da beginnt die Forschung der classischen Philologie; dieselben Stämme, so lange sie noch nicht gesondert von ihren ursprünglichen Verwandten, noch nicht Griechen und Lateiner waren, sind eben so wenig Gegenstand unsrer Wissenschaft, als diejenigen Völker, welche niemals zu Griechen oder Lateinern geworden sind. Folglich kann auch unsre Sprachforschung nicht bis auf jene Anfänge zurückreichen, welche vor der Bildung der Völker liegen und die Schöpfung der Wurzelwörter, und der Analogien für ihre Formirung und Flexion umfassen. Diese ganze Zeit fällt der vergleichenden Sprachwissenschaft allein zu. Sie hat die ganze Fülle ursprünglicher Sprachbildung darzulegen, sie hat uns zu lehren, wie weit die sprachliche und geistige Ausbildung vorgeschritten war, als sich die verwandten Menschen zu trennen anfingen, sie hat, so weit dies auf historischem Wege möglich ist, zu ermitteln, ob die große Verschiedenheit der Sprachen aus der Verschiedenheit der Trennungsepochen erklärt werden kann, oder ob schon die ersten Anfänge gesondert gewesen sein müssen und also der Ursprung des Menschengeschlechts nicht auf Einen Ort und auf Ein Menschenpaar zurückzuführen wäre; sie hat ferner bei den näher verwandten Völkern zu zeigen, wie sich die Verschiedenheit ihrer Antheile an dem sprachlichen Gemeingut Aller erklärt, was davon ein jedes überhaupt nicht empfangen, was es verloren oder aufgegeben und was es neues hinzugeschaffen hat, mit welcher ursprünglichen, sprachlichen und geistigen Ausstattung also es hinauswanderte in ein neues Land, um unter neuen Lebensbedingungen in gesonderter Nationalität sein geschichtliches Leben zu beginnen. Bis so weit reicht die Forschung, deren Resultate wir der Sprachvergleichung theils schon verdanken, theils noch werden zu verdanken haben. Wir übernehmen die alten Völker und ihre Sprachen gleichsam fertig ausgebildet für den Anfang des geschichtlichen Lebens; bis dahin liegen in der Vergleichung verschiedener Sprachen nebst der Mythenvergleichung und der Länderkunde die einzigen Documente der Forschung; von da an lebt und verewigt jedes Volk seine eigne Geschichte, wenn auch noch lange nicht durch Geschichtschreibung. Wie haben wir nun die Sprache als Document der Geschichte zu verstehen? wie ihre eigne Geschichte zu erforschen?

Es versteht sich, daß wir uns zuerst an die physische Grundlage der Sprache zu wenden, also, wenn ich, wie oben gesagt, zunächst nur das Lateinische berücksichtige, das römische Alphabet, die Lautgesetze, den etymologischen Theil der Sprache zu erörtern haben; Vieles, dessen Ursprung und Erklärung jenseit der Entstehung des Volkes liegt, müssen wir von der Sprachvergleichung entlehnen, ja auch noch vieles Spätere, weil die sprachlichen Documente erst ein halbes Jahrtausend nach der Gründung Roms beginnen; und kaum wird sich in Summa ein anderes Resultat ergeben, als daß dieses Volk in seiner Sprache nur einen geringen Grad musikalischer Beweglichkeit und Phantasie, also geringe Mannichfaltigkeit in onomatopoetischer Malerei, große Einfachheit und Einförmigkeit in den Lautgesetzen, sparsame Verständigkeit in der Zahl und Ordnung der Formirungsanalogien, übrigens in alle dem eine große Stätigkeit und folglich hierin nur ein Minimum von Geschichte besitzt. Schon daraus dürfte hervorgehen, daß das römische Volk schwerlich Beruf für die Poesie hatte; doch mag der mehr oder weniger geöffnete Sinn für den spielenden Wohllaut in der Sprache darüber nicht schlechthin entscheiden. Jedenfalls führt uns dieser Theil der Grammatik nicht so direct in die Erkenntniß des Volksgeistes ein, wie der nächste, die Bedeutungslehre. Bekanntlich hat Reisig diese zuerst und bis jetzt allein in die Grammatik eingeführt und bearbeitet; aber sie ist bei ihm ein höchst unvollkommener Entwurf, der schwerlich mit einer Ahndung der großen Wichtigkeit unternommen ist, welche dieser Theil

der Grammatik zu erlangen bestimmt sein dürfte. Seitdem ist die Bedeutungslehre zwar oft besprochen und empfohlen, aber noch Niemand hat sie ausgeführt; auch scheinen die Vorstellungen von ihrem Inhalt und ihrer Aufgabe erheblich auseinander zu gehen; und Steinthal hat neuerlich dafür den Humboldtschen Terminus „innere Sprachform" empfohlen*). Die Bedeutungen sind die Begriffe eines Volkes, insofern diese mit den Worten als ihren Zeichen verbunden sind. Auch die bloßen Laute, die Interjectionen, haben zwar eine Bedeutung, aber eine solche, welche nicht einen Begriff, sondern eine begriffslose Empfindung enthält, aus welchem Grunde eben die Interjectionen keine Worte sind und mit Unrecht den Redetheilen coordinirt worden. Wollte man nun diesen ganzen Bestand von Begriffen, indem man sie lediglich als solche faßt, unbekümmert um das Wort, dem sie anhaften, zusammenstellen, sie in Gattungen zerlegen, und ermitteln, welche Gattungen am zahlreichsten sind, welche Arten von Begriffen und Vorstellungen also dem Geiste des Volkes am geläufigsten gewesen und von ihm am reichsten entwickelt und am schärfsten zerlegt und unterschieden sind, so wäre zwar auch diese Art der Betrachtung eine lohnende; sie wäre aber rein culturgeschichtlich, nicht grammatisch. Die Grammatik hat es nur insofern mit den Begriffen zu thun, als sie Bedeutungen sind, also untrennbar mit einem Worte verbunden. Die Bedeutungslehre wird demnach zuerst diese Verbindung selbst und das Verhältniß der Bedeutung zum Wort ins Auge zu fassen haben. Am wenigsten ergiebig wird es sein, das Verhältniß der Bedeutung zu den unformirten Wortstämmen zu betrachten; denn obwohl auch hierbei manches Resultat zu gewinnen ist, namentlich in Bezug auf den Umfang und die Gattungen der Onomatopöie, Bedeutung der Reduplication u. s. w. so wird sich doch im Allgemeinen ergeben, daß das Lateinische, trotz der Bewahrung mancher alterthümlicher Formen, im Ganzen auf zu junger Ueberlieferung beruht um in einem Volke von wenig regsamem Kunstsinn das ursprüngliche Entsprechen zwischen Wort und Bedeutung noch in großer Ausdehnung wieder erkennen zu können. Anders verhält es sich dagegen mit der Formirung der Wortstämme nach den Analogien, nach denen sie zu Redetheilen und in bestimmter Weise flectirt werden, und dann in den Ableitungen und Compositionen aus und zu formirten Wortstämmen. Hier thut sich eine reiche und noch ungenutzte Fundgrube für die Erkenntniß des römischen Volks- und Sprachgeistes auf, wenn man darauf ausgehen will die Analogien in den Bildungen nicht als lediglich die Form betreffend anzusehen. Jede gleichartige Formbildung, welche eine größere Zahl von Wörtern umfaßt, hat zugleich eine Bedeutung, welche im Sprachbewußtsein lebendig war und bewirkte, daß diese Form, diese Analogie nur auf eine gewisse Gattung von Begriffen angewendet wurde und auf andere nicht. Man hat sich in neuerer Zeit zu sehr gewöhnt, den Analogien in den Formen ein selbstständiges organisches Leben und eine inwohnende treibende Kraft zuzuschreiben, vermöge deren die Formen sich in unberechenbarer bunter Mannichfaltigkeit bilden und umbilden, wunderbar herumranken und sich verzweigen sollen ohne Grund und Absicht, ohne leitendes, geistiges Princip; eine solche Betrachtung entzieht freilich der Bedeutungslehre allen Boden; sie ist aber unrichtig; die Sprache schafft nur was sie bedarf; das Bedürfniß aber entsteht in dem geistigen Leben der Menschen aus Wahrnehmungen und Beobachtungen, die zwar ohne Reflexion und ohne freies Bewußtsein gemacht sind, jedoch mit solcher Schärfe, daß die dafür geschaffenen Analogien instinctmäßig streng beobachtet werden; allerdings kann hierbei der Wohllaut in einzelnen Fällen der Analogie Schranken setzen und Ausnahmen veranlassen; aber man muß sich hüten, dergleichen Fälle zu schnell anzunehmen; denn häufig haben auch die Ausnahmen wieder

*) S. H. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie S. XXI—XXIV. und S. 346. 355. Der Ursprung der Sprache S. 22 fg.

einen Grund, der kein sinnlicher, sondern ein geistiger ist. Die Aufgabe der Grammatik und speciell der Bedeutungslehre ist es demnach, die in den Formen vorhandenen Analogien als bedeutungsvoll zu erkennen, die in ihnen liegenden unbewußten Gesetze in bewußte umzusetzen, sie mithin als begriffliche Rubriken zu verstehen und zu deuten. Die Analogien haben ferner eine Geschichte; sie dehnen sich aus, je nachdem allmählich wahrgenommen wird, daß die ursprüngliche Bedeutung derselben auch noch andere Wörter und Verhältnisse umfassen kann außer denen, welche sich zunächst dargeboten hatten; sie beschränken sich und verschwinden, wenn ihr Begriff im Volksbewußtsein aufgegeben und durch einen anderen ersetzt wird; sie werden endlich verletzt und fehlerhaft vermischt, wenn die Sprache abstirbt, wenn der Geist des Volkes den ursprünglich richtig leitenden Instinct der in ihm liegenden Gesetze allmählich verliert, wenn Fremde, wie die Afrikaner, die Sprache mit Willkür handhaben und mißhandeln. Es ist also mit Einem Wort das lebendige Sprachgefühl des Volkes in begriffsmäßige Gesetze umzuwandeln. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Das Verbum bietet im Lateinischen bei weitem nicht so viele Mannichfaltigkeiten dar als in anderen verwandten Sprachen; die Römer haben sich mit einem geringen Antheil an dem indogermanischen Reichthum begnügt, wie dies G. Curtius selbst tabellarisch veranschaulicht hat*); schon dies Minus läßt sie als ein prosaisch verständiges und ökonomisches Volk erscheinen, das sich auf den nöthigen Hausbedarf einschränkt; sie haben das Uebrige nicht etwa verloren, sondern sie haben es nicht bedurft, sie haben es verschmäht. Dies Wenige aber haben sie mit wunderbarer Genauigkeit, Schärfe und Klarheit geordnet. Sie unterscheiden 4, oder, wie sie selbst richtiger annahmen, 3 Conjugationen; d. h. sie haben die ganze Masse der Begriffe des fließenden Seins in ebenso viele Classen eingetheilt; sie unterscheiden nicht transitiva und intransitiva; denn diese von den Grammatikern erdachte Unterscheidung ist im Sprachbewußtsein nicht vorhanden gewesen; sie ist darum auch etymologisch nicht ausgedrückt, und syntaktisch ist sie nicht haltbar, da jedes transitive Verbum auch intransitiv, und jedes intransitive auch transitiv werden kann. Lassen wir einstweilen die 4te Conjugation unberücksichtigt, welche die Alten richtig nicht mitzählten, unrichtig aber zur 3ten rechneten oder sie als tertia producta von der tertia correpta schieden, so haben wir eine starke, ursprüngliche Conjugation, und 2 schwache, abgeleitete, jüngere; jene muß mithin auch die primitiven, diese die abgeleiteten Verbalbegriffe enthalten. Nun ist es ein alter aus der Logik in die Grammatik übertragener Irrthum, daß das einfache reine Sein der primitivste Verbalbegriff sein soll; aber dieser ist offenbar der abstracteste Verbalbegriff von allen; er gehört daher in eine verhältnißmäßig sehr späte Zeit und ist weder mit den Logikern des Begriffs wegen, noch mit manchen Grammatikern der alterthümlichen und anomalen Formen wegen an die Spitze aller Verba zu stellen; oder falls man dies will, so muß das „sein" ursprünglich eine sinnliche Bedeutung gehabt haben, essen, wie ich gern annehmen möchte, wenn es Pott erlaubte, der als Grundlage des Seins das sitzen vorzieht und das essen verwirft. Wenn J. Grimm**) um zu beweisen, daß das Pronomen Beginn und Anfang alles Nomens sei, beifällig erwähnt, daß im Jadschurveda das ursprüngliche Wesen spreche: „ich bin ich" und daß der Mensch, wenn er gerufen werde, antwortete: „ich bin es," so kann ich dies nur für eine späte Fiction halten, die nicht mehr Werth hat als ähnliche Annahmen unsrer Logiker; das ursprüngliche Wesen konnte weder schon das „sein" haben, noch auch das „ich";

---

*) Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt. Berlin, 1846.

**) Ueber den Ursprung der Sprache S. 41.

denn auch das Kind, auf das sich Grimm beruft, weiß viel früher die objective Welt um sich zu benennen, als es zu dem subjectiven Selbstbewußtsein gelangt, von dem das Ich ausgeht und es spricht von sich selbst zuerst in der dritten Person. Das Sein aber, wie auch das Ich, wird schon vorhanden gewesen sein als die verwandten Völker sich trennten; als abstracter Begriff hat es keine lebendige Anschaulichkeit und unmittelbare Deutlichkeit, durch die es sich hätte der Analogie verwandter Verbalbegriffe einordnen können; es bleibt daher außerhalb der Analogie; es erhält sich fast wie ein gelerntes Fremdwort und wird deßhalb anomal. Primitive Begriffe können nur solche sein, welche zunächst in die Sinne fallen; dies sind unter den Verbalbegriffen die der Bewegung und Thätigkeit; diese also gehören der 3ten Conjugation an. Den Gegensatz davon bildet das ruhige, unbewegliche Sein in einem gewissen Zustande, also das bestimmte, qualificirte Sein, das Behaftetsein mit einem Prädicat, wobei die nominalen Prädicats- und Zustandsbegriffe schon vorausgesetzt werden, welche das Sein zu einem qualificirten Sein machen; dies ist die Bedeutung der Verba der 2ten Conjugation. Endlich die 1te Conjugation verbindet und vermittelt die beiden Gegensätze der Bewegung und Thätigkeit und des ruhigen Seins; sie bezeichnet eine Thätigkeit, durch welche das Behaftetsein mit einem Prädicat und der dadurch qualificirte Zustand hervorgebracht wird; so unterscheiden sich die drei Conjugationen an Einer Wurzel z. B. in sidĕre, sĕdēre und sēdare. Dieser logische Dreischlag ist keine Erfindung der Logik; daß er wirklich in dem römischen Sprachgefühl begründet war, läßt sich so klar durch die Bedeutung der weit überwiegenden Majorität der Verba darthun, daß die kleine Zahl solcher, bei welchen Etymon und ursprüngliche Bedeutung unklar geworden sind und welche sich zu einer anscheinend widersprechenden Bedeutung entwickelt haben, dagegen gar nicht in Anschlag kommen kann. Eine weitere Bestätigung geben die jüngeren Ableitungs-Analogien, wie sie sich nach ihrer Bedeutung unter die Conjugationen vertheilen, wie z. B. die frequentativa zur 1ten, die inchoativa zur 3ten Conjugation gehören. Ferner liegt eine Bestätigung in dem Schwanken vieler Verba zwischen 2 Conjugationen, sofern es schon in älterer Zeit vorhanden ist; dies hat nämlich den Grund, daß der Begriff eines Verbi gleichmäßig geeignet war, in zwei verschiedene Begriffsrubriken gesetzt zu werden und also das Sprachgefühl selbst beides zuließ, bis allmählich die correcte Literatur eine Entscheidung herbeiführte, während man in anderen Fällen nie aus dem Schwanken herauskam. So bestehen neben einander fervēre und fervĕre, stridēre und stridĕre, tergēre und tergĕre, frendēre und frendĕre; diese Verba drücken einen Ton aus, also nach der Bedeutung der 3ten Conjugation das thätige Hervorbringen desselben, das Afficiren des Gehörs; oder nach der Bedeutung der 2ten Conjugation das Behaftetsein mit einem gewissen Ton als einer Eigenschaft; ebenso ist es bei dem Eindruck auf das Auge in fulgēre und fulgĕre, leuchten und blitzen*). Bei tonare, boare, crepare hatte man ursprünglich auch Formen der 3ten Conjugation, tonĕre u. s. w. die aber schon in alter Zeit aufgegeben wurden, weil das Sprachgefühl bei diesen starken Tönen zur Bezeichnung ihrer Wirksamkeit einen langen und tiefen Vocal und die mit der 1ten Conjugation verbundene Bedeutung verlangte.

Was die 4te Conjugation betrifft, so konnte dieser eine besondere Begriffsrubrik nicht zugewiesen werden, da die übrigen drei das Ganze erschöpfen; und so läßt sich denn auch in der That keine eigenthümliche begriffsmäßige Bedeutung in dieser Conjugation auffinden; für einen Theil ihrer Verba gilt das Gesetz, daß sie, wenn sie von nominibus der 1ten und 2ten Declination oder von solchen der 3ten, deren Stamm nicht i in der Endung hat, abgeleitet sind, die

*) Vrgl. Sen. nat. qu. II, c. 56 a. E.

Bedeutung der 2ten Conjugation haben, dagegen wenn sie von andern nominibus der 3ten Declination abgeleitet sind, haben sie die Bedeutung der 1ten Conjugation; von jener Art sind z. B. superbire, lascivire, ferocire und mehrere Bezeichnungen für krankhafte Zustände oder gewisse auffällige Arten des leiblichen Seins; von der 2ten Art sind sepire, irretire, stabilire u. s. w. In diesen Begriffen also, welche rein auf die Bedeutung der 1ten und 2ten Conjugation zurückgehen, konnte die Nöthigung zur Bildung einer 4ten Conjugation nicht liegen, sondern nur in dem, was dieser allein als eigenthümlich bleibt; dies ist aber nichts anderes als die onomatopoetische Bedeutung; helle, hohe, schneidende Töne konnten nicht so gut durch e, noch weniger durch a dargestellt werden; da war i nothwendig, wie bei tinnire, tetrinnire u. s. w., und von diesem Punkte aus scheint sich dann die Analogie im übertragenen Sinne weiter ausgedehnt zu haben. Da aber so die Wahl dieser Conjugation mehr auf einem ästhetischen als einem logischen Grunde ruhte, so ist natürlich, daß einiges Schwanken entstehen konnte und manche Zweifel übrig bleiben. In späterer Zeit zumal, als die Sprache abstarb und die Analogien unlebendig und unklar wurden, sind nicht nur nach dieser, sondern nach allen Conjugationen viele Verba gebildet, für deren Bedeutung die Form unrichtig war oder umgekehrt. Dagegen scheint es für die frühere Zeit außer allem Zweifel zu sein, daß die Conjugationen als gesonderte Rubriken der Verbalbegriffe zu betrachten sind, daß ihnen die angegebene Bedeutung zugeschrieben werden muß und daß hierin ein sehr charakteristisches Beispiel von der logischen Schärfe des römischen Sprach- und Volksgeistes vorliegt. Dies Beispiel möge aber auch genügen um zu zeigen, wie ergiebig diese Betrachtung der Bedeutungslehre werden kann, wenn so nach allen Seiten das Verhältniß der Bedeutung zu der Wortform betrachtet, der Sinn und die begrifflichen Grenzen der Analogien in Flexionen, Ableitungen und Zusammensetzungen festgestellt werden und so die Logik der Sprache aus ihr selbst gezogen, nicht aus der Philosophie in sie hineingetragen und sie zugleich als eine sich stets ändernde und stetig fortentwickelnde, also als eine Geschichte des Sprachgeistes aufgefaßt wird.

Ein zweiter Theil der Bedeutungslehre würde noch näher und directer die verborgene Thätigkeit des unbewußt und unermüdlich schaffenden Geistes belauschen, wenn die Entwicklung der Bedeutungen erwogen wird, welche bei einer und derselben Wortform ohne Aenderung derselben, ohne Rücksicht auf sie, ja allmählich selbst im Widerspruch gegen sie vor sich geht; denn in alternden Sprachen lockert sich die Verbindung zwischen Bedeutung und Wort; jene bewegt sich und bildet sich fort in dem Denken der Menschen ohne Rücksicht auf dieses; und je weiter dieser Proceß fortschreitet, desto mehr verliert sich der natürliche Zusammenhang zwischen dem Wort und seinem Sinn; das Wort erscheint nicht mehr als φύσει, sondern als θέσει fixirtes Zeichen für seinen Begriff, wie es schon sehr früh bei den Flexionssuffixen geschieht. Auch hier also treffen wir auf ein fortwährendes Werden und Umwandeln der Sprache; es handelt sich um den Wechsel sowohl der allgemeinen, grammatischen Bedeutung der Wörter, durch welche sie sich in die Rubriken der Redetheile und die Unterabtheilungen derselben vertheilen, als auch der besonderen lexikalischen Bedeutung, welche dem einzelnen Wort angehört; das Wesen der Enallage und anderer Figuren, die Principien der Lexicographie, sofern diese die naturgemäße Entwicklung der Bedeutungen nicht aus dem Scharfsinn der Lexikographen, sondern aus dem Geist des römischen Volkes zu entnehmen hat, gehören hierher; und der letzte Punkt, daß nämlich der Bedeutungswechsel ein der Wortform selbst widersprechender ist, führt uns hinüber zu dem dritten Theil der Bedeutungslehre, der Bestimmung der Bedeutung durch Verbindung oder Construction mehrerer Wörter; denn oft wird der Widerspruch erkennbar an der Construction; wie z. B. wenn Tacitus

sagt **praesidere exercitum, provinciam**, so ist der Grund dieser Structur, daß die ursprüngliche locale Bedeutung des **praesidere** in der Uebertragung nicht mehr festgehalten und die abgeleitete Bedeutung allein, losgerissen von ihrem Ursprung, die Structur bestimmt. Man kann diesen Theil der Bedeutungslehre auch Syntax nennen, sofern man davon die Satzlehre ausschließt und nur erwägt, wie sich die Bedeutungen einzelner Wörter als solcher durch ihre mannichfache Verbindung modificiren, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Verbindung einen Satz bildet oder nicht. Die Satzlehre würde dann ein besonderer, der 3te Theil der Grammatik sein, der nicht nöthig hätte, auf die Elemente des Satzes zurückzugehen, die vielmehr alle in der Bedeutungslehre nach allen den Eigenschaften entwickelt sind, welche ihre Stellung im Satze bedingen, so daß dieser für sich allein, seine Gestalt, seine Ausdehnung und Abkürzung, seine mannichfache Verbindung mit andern bis zu kunstvoll periodischer Darstellung erörtert werden kann, auf welchem Punkte die Grammatik schließt und die weitere Geschichte der Sprachbehandlung der historischen Rhetorik und Poetik überläßt. Denn daß auch die Satzlehre einen geschichtlichen Prozeß darstellen muß, wird jedem einleuchten, der die unbehülfliche Satzverbindung der ältesten Sprache durch gehäufte **relativa** und Coordination vergleicht mit Cicero's großartiger Periodologie, und diese wieder mit dem zerstückelten sententiösen Styl der Kaiserzeit, wo die Rede, wie Caligula treffend sagte, auseinanderlief wie Sand ohne Kalk. Hrn. Prof. Lange will ich hierbei an den leider noch nicht ausgeführten schönen Plan erinnern, den er in der Göttinger Versammlung vorgelegt und begründet hat, um die Satzlehre von diesem Standpunkt zu behandeln.

Ich verzichte darauf auch aus den zuletzt erwähnten Theilen der Bedeutungslehre und aus der Satzlehre die Aufgabe, welche wir noch zu lösen haben, durch einzelne Beispiele zu erläutern. Aber ich erinnere, um alles zusammenzufassen, an die große Epoche, in welcher sich aus der römischen Republik die Monarchie entwickelte. Diese Umwandlung war nicht ein urplötzliches, nicht ein durch äußere Gewalt bewirktes Ereigniß; es war vielmehr das Resultat, welches in der Bewegung eines ganzen Jahrhunderts von den Gracchen bis auf Augustus heranreifte und welches endlich das ganze Leben des römischen Volkes nach allen Seiten und bis in seine innersten Tiefen umwandelte. Religiosität, Sittlichkeit, Politik, Literatur und die gesammte Cultur — alles ist wie mit Einem Schlage neu und anders, und so auch die Sprache. Wo aber finden wir die letzten Ursachen dieser großen Erscheinungen? gewiß nicht in den Persönlichkeiten des Cäsar und Augustus, oder in den Wechselfällen der Bürgerkriege; denn die Personen sind ja eben so zufällig und äußerlich wie die Ereignisse; Niemand zweifelt, daß die Monarchie und der Untergang der Republik eine Nothwendigkeit geworden war; da handelt es sich nicht um die Person des ersten Kaisers und seine großen Fähigkeiten; denn eben diese Person ist ja wieder nur ein Product derselben Zeit, welche sich ihn zum Gründer der Monarchie zeugte und bildete; auch das ist nicht genügend, wenn man sich auf die eingerissene Sittenverderbniß und den Untergang der republikanischen Tugend beruft; denn das ist nur eine Negation, aus der wir wenig lernen, gewiß aber nicht die Schöpfung eines neuen Lebens begreifen, das doch auch seine ihm eignen positiven Vorzüge und Verdienste hatte und jedenfalls das Menschengeschlecht um eine große Stufe weiter dem Christenthum und dem Germanenthum entgegenführte. Es müssen also die inneren Wandelungen in dem Seelenleben der Römer gesucht werden, von welchen zuerst die geänderte Lebensanschauung der Menschen und in weiterer Folge die gewaltigen äußeren Aenderungen des Lebens selbst und seiner Formen nebst den Charakteren und Richtungen der Männer ausgegangen sind, welche die Träger dieses Lebens und die Werkzeuge seiner Umgestaltung waren. In diese Tiefe aber kann uns allein die Sprache einen sicheren Weg eröffnen; sehen wir doch in ihr zu derselben Zeit

ganz entsprechend eine mächtige und durchgreifende Umgestaltung vor sich gehen; wird doch Jeder, der vom Sallust oder Cicero zum Livius tritt, wenn er nicht alles Sprachsinns baar ist, sich von einem neuen wesentlich anderen Geiste berührt finden; und wer wird nicht merken, daß sich ihm eine ganz andere Welt aufthut, wenn er vom Cicero zum Seneca oder Tacitus übergeht! Und diese große Kluft zwischen der Latinität des goldenen und des silbernen Zeitalters ist äußerlich längst wahrgenommen und in allen Grammatiken an zahlreichen Einzelnheiten bemerkt; aber noch fehlt viel an der Vollständigkeit und Genauigkeit solcher Beobachtungen; und ferner, was die Hauptsache ist, noch nie hat Jemand die Frage beantwortet, was bedeuten diese Aenderungen des Sprachgebrauchs; haben sie einen inneren Zusammenhang und welche Aenderungen im geistigen Leben waren nöthig, um sie hervorzubringen. Die Beantwortung dieser Fragen, m. H., das ist die Aufgabe der lateinischen Grammatik für die Zukunft; dazu sind mühsame Studien, scheinbar kleinliche Untersuchungen, Observationen, Vergleichungen in Menge nöthig, um aus all diesem historischen Material die geistige Frucht zu ziehen; wir haben in Kurzem eine Geschichte der lat. Sprache zu hoffen, so weit diese den etymologischen Theil und die republikanische Zeit betrifft; Jeder weiß, wie große und mühsame Arbeiten über Plautus und die ältesten Inschriften dazu erforderlich waren; aber unendlich schwerer und ausgedehnter ist die noch übrige Arbeit, welche die historische Erforschung der Bedeutungs- und Satzlehre erfordert; diese aber verspricht zugleich unendlich bedeutungsvollere Ergebnisse. Giebt es aber erst für Ein Volk eine solche psychologisch-historische Grammatik, dann wird sie auch leichter für andere zu schaffen sein, dann wird uns ein ganz anderes, viel gründlicheres, tieferes, geistvolleres Verständniß der Geschichte des Menschengeschlechts eröffnet, dann unsre Grammatik aus einem formalen Verständigungsmittel zu einer reichen Quelle realer Erkenntniß von der weitgreifendsten Wichtigkeit werden.

Die Wissenschaft, m. H., lebt nur in der Arbeit und durch die Arbeit; sie ist ihre Freude und ihr Lohn; in ihr liegt ihre Zukunft; so lange sie noch Aufgaben zu lösen findet, die ein allgemein menschliches Interesse haben, ist ihr Leben frisch und unzerstörbar; so wird auch unsre Wissenschaft durch unsren Fleiß trotz aller Anfechtungen sich einen gesicherten und ehrenvollen Platz fort und fort erzwingen, und je rüstiger sie neue Bahnen betritt und aus dem unerschöpflichen Schacht des classischen Lebens neue Schätze hervorzieht, wenn auch zunächst nur für die wissenschaftliche Erkenntniß, desto besser wird sie zugleich ihre andere Pflicht erfüllen, als praktisches, populäres Mittel edler, menschlicher Geistesbildung zu dienen jetzt und immerdar. Möge denn auch die gegenwärtige Versammlung uns neue Freude und reiche Anregung zu der Arbeit der Zukunft bringen.

Nach Beendigung dieser Rede schritt der Präsident zur Bildung des Bureau's und schlug zu Secretären vor:

den Oberlehrer Guttmann vom Elisabetan zu Breslau,
den Professor Dr. Vahlen von der Universität daselbst,
den Oberlehrer Dr. Cauer vom Magdalenäum daselbst,
den Oberlehrer von Raczek vom königl. Gymnasium zu Glogau,
den Professor Dr. Dietsch von der Fürstenschule zu Grimma.

Nachdem die Versammlung sich mit diesen Vorschlägen einverstanden erklärt und die Genannten die ihnen übertragenen Functionen übernommen hatten, ergriff Professor Dr. Bonitz aus Wien das Wort und sagte: „er spreche den Dank der österreichischen Mitglieder für den freundlichen Gruß, mit welchem sie von dem Präsidenten und der ganzen Versammlung empfangen worden, zwar ohne speciellen Auftrag, aber gewiß im Sinne der anwesenden Landsleute und

derer, die gern anwesend gewesen wären, aus. Das große Interesse, welches seit dem letzten Jahrzehnt in Oesterreich für die Philologie erwacht sei, sei Niemandem unbekannt, der seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet habe. In gleichem Schritte sei auch die Theilnahme für die Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten gestiegen, welche nicht zu bemessen sei nach dem sparsamen Besuche, welchem vielfache Hindernisse entgegenträten, indem die Zeit der Versammlung mit dem Beginn des Studienjahres in Oesterreich zusammenfalle, und der Ort, wenn er auch an der Grenze des Kaiserstaates liege, doch immer nur einem kleinen Theile desselben nahe sei; endlich erwecke das Bewußtsein, daß in der Versammlung die Meister der Wissenschaft und des Unterrichts sich befänden, eine natürliche Scheu, welche das wirkliche Erscheinen schwer mache. Wie groß jedoch die Theilnahme für die Bestrebungen der Versammlung sei, würde sich gewiß zeigen, wenn einmal eine Stadt Oesterreichs zum Sitze der Versammlung gewählt würde." —

Hierauf las der Oberlehrer Guttmann die Statuten nach der zu Berlin am 3. October 1850 angenommenen Fassung, und der Oberlehrer Dr. Cauer das Verzeichniß der bereits erschienenen Mitglieder, die sich durch Erheben von ihren Plätzen einander gegenseitig vorstellten, vor.

Um die statutenmäßige Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes zu vervollständigen, wurden außer den Präsidenten und Vicepräsidenten früherer und denen der gegenwärtigen Versammlung, dem Director Eckstein aus Halle, Schulrath Dr. Foß aus Altenburg, Professor Dr. Fleischer aus Leipzig, Professor Dr. Haßler aus Ulm, Professor Dr. Haase, Director Dr. Schönborn und Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve von hier auf den Vorschlag des Vorsitzenden gewählt:

Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Brüggemann aus Berlin,
Director Dr. Classen aus Frankfurt a. M.,
Professor Dr. Bonitz aus Wien.

Demnächst erwähnte der Präsident die gnädigste Theilnahme Sr. Majestät unseres erhabenen Königs und des Hohen Königl. Ministerii, durch welche es möglich geworden sei, die Einladung zu dem am morgenden Tage im Saale des Schießwerder-Gartens zu veranstaltenden Diner ergehen zu lassen, bei welchem des abwesenden Herrn Ober-Präsidenten von Schleinitz Excellenz durch den Präsidenten des Königl. Consistoriums und Provinzial-Schul-Collegiums, Herrn von Prittwitz vertreten sein werde.

Ferner theilte der Präsident mit, daß von dem Königl. Provinzial-Schul-, dem Magistrats- und dem Stadt-Verordneten-Collegium, so wie von dem Rector und Senat der hiesigen Universität Begrüßungs- und Einladungs-Schreiben eingegangen seien und ließ dieselben durch den Secretär, Oberlehrer Dr. Cauer zur Kenntniß der Versammlung bringen*). Dankend wurde sodann auch der Aufmerksamkeit der Theater-Direction für die auf heut angesetzte Festvorstellung und der Sing-Akademie für die morgen Abend stattfindende musikalische Aufführung erwähnt, so wie die andern Beweise der Achtung hervorgehoben, die durch Darbringung literarischer Gaben an den Tag gelegt worden, von denen die zur Verfügung gestellten Exemplare an die Anwesenden vertheilt wurden. Es waren eingegangen:

1. Von dem hiesigen wissenschaftlichen Verein:
   a) Breslau. Ein Führer durch die Stadt. Von Dr. H. Luchs. Breslau. Mit einem lithographirten Plane der Stadt. Verlag von Eduard Trewendt. 1857. (32 S. kl. 8).

---

*) Die Schreiben finden sich oben Seite 5 fg.

b) Zur Charakteristik der italienischen Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts von Dr. Julius Schück, Oberlehrer am Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau.

Petrus Vincentius, der erste Schulen-Inspector in Breslau. Ein Beitrag zur Kultur-Geschichte Schlesiens von Dr. Robert Tagmann, Oberlehrer an der Realschule zum heiligen Geist in Breslau. Breslau. Druck von Robert Nischkowsky. 1857. (90 S. gr. 8.)

2. Von den Studirenden der Philologie: Miscellanea philologica Philologis et Paedagogis Germaniae, Vratislaviae inde a. d. XXVIII. M. Septembris Conventum agentibus summa reverentia atque observantia dedicata ab antiquarum literarum in Alma Viadrina Studiosis. Vratislaviae typis Universitatis MDCCCLVII. Behandelt werden darin Schol. und Procl. ad Plat. Civ. p. 327. A. und zwei Stellen aus Senecae Dial. IX c. 2. p. 6 u. 7. ed. Haase (15 S. 4).
3. vom Director des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena, Dr. Schönborn: Friedrich von Gentz Briefe an Christian Garve. (1789—1798). Herausgegeben von Dr. Schönborn 2c. Breslau. Josef Max u. Komp. (109 S. kl. 8.)

Außerdem waren übersandt worden:

a) Vom Director Dr. Jul. Sommerbrodt in Anclam: das 3te Bändchen seiner Ausgabe des Lucianus. (Haupt-Sauppesche Sammlung.) In dem begleitenden Anschreiben empfiehlt der Herausgeber seine in der Vorrede aufgestellte Thesis, daß die Lecture des Lucian von den obern Klassen der Gymnasien nicht auszuschließen sei, der Beachtung der Versammlung.

b) Von der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig: Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 1. Band. 1—5. Lieferung.

Die beiden letzten Schriften, so wie ein Exemplar von jeder der andern wurde der hiesigen Studenten-Bibliothek überwiesen.

c) Ein Schreiben des in Wittenberg zur Errichtung eines Denkmals für Philipp Melanchthon zusammengetretenen Comitee's, durch welches unter Ueberweisung einer ausreichenden Anzahl von zu vertheilenden Exemplaren des an alle Evangelische in- und außerhalb Deutschlands erlassenen Aufrufs zu Beiträgen aufgefordert wird*).

Demnächst gab der Präsident die nöthigen Erläuterungen zu der den Mitgliedern eingehändigten Eintritts-Karte, besonders in Bezug auf die Zeit des Besuchs und der Besichtigung der Sammlungen für Künste und Wissenschaften, wie der Königl. Universitäts-, der von Rehdigerschen Stadt-, der Studenten Bibliothek, des botanischen Gartens, der Gemälde-Gallerie im Ständehause, und befürwortete endlich den Antrag: dem Professor Dr. Welcker in Bonn die Liebe und Hochachtung der Versammlung zu erkennen zu geben, nach dessen ungetheilter Annahme Director Dr. Classen aus Frankfurt a. M. und Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen um Abfassung einer Adresse ersucht wurden, wozu sie sich auch gern bereit erklärten.

Hiermit waren die äußeren Angelegenheiten des ersten Sitzungs-Tages beendet und es folgte nun:

Der Vortrag des Professor Dr. Gerhard aus Berlin über die in den Apulischen Gräbern im Jahre 1850 aufgefundene Darius-Vase.

---

*) Die während der Dauer der Versammlung veranstaltete Sammlung ergab den Betrag von 61 Thlr., welche an das genannte Comitee in Wittenberg abgeliefert worden sind.

Professor Dr. Gerhard hatte, einem an ihn ergangenen Wunsch des Präsidiums zu entsprechen, es sich angelegen sein lassen, die Versammlung mit einer Mittheilung aus dem Gebiet alter Kunst zu versehen. Es hatte hierzu das erst ganz kürzlich für Tafel CIII der bei G. Reimer erscheinenden archäologischen Zeitung ausgeführte von Namensinschriften begleitete Bild der auch in Neapel noch nicht veröffentlichten großen Dariusvase aus Canosa, jetzt im Museo Borbonico, willkommen sich dargeboten. Da das betreffende Heft jener Zeitschrift noch nicht erschienen und auch die demselben Kunstwerk gewidmete Notiz im Bericht der Berliner Akademie vom Juni d. J. nur wenig verbreitet war, so hatte es sich wohl gefügt, daß mit Einwilligung des Herrn Verlegers 300 Abzüge des gedachten Vasenbilds unter die Mitglieder der Versammlung vertheilt werden konnten. Von den figurenreichen Darstellungen jenes colossalen Thongefäßes, auf welchem die mythischen Kämpfe gegen Chimäre und die Amazonen sammt den geschichtlichen des Perserkriegs zu trilogischer Anschauung der Besiegung Asiens durch Hellas verbunden sind, ward das in seiner Mitte den thronenden Darius zeigende Hauptbild in seinen drei auf Berathung, Rüstung und Götterwillen bezüglichen Scenen einer genaueren Betrachtung unterworfen. Prof. Dr. Gerhard, welcher durch einen erläuternden Vortrag hierzu anleitete, verweilte insonderheit bei Erörterung der um Darius geschaarten Figuren, in denen man bisher eine durchaus persische Rathsversammlung erkannt hatte, während nach Kopfbedeckung und leichterer Bekleidung, wie nach Vergleichung von Herodot VII, 1 ff. die zum Perserkönig geflüchteten Griechenhäupter von Datis, Artaphernes und anderen Persern sich wohl unterscheiden lassen, dergestalt, daß neben Pisistratiden, Aleuaden und dem spartanischen Demarat auch selbst das falsche Prophetenthum des Onomakritos hier persönlich vertreten zu sein scheint.*)

Prof. Dr. Gerhard schloß mit der Bemerkung, daß die Farnese'sche Vase schöner, bedeutender sei, als die eben besprochene, doch gewähre diese einen großen Genuß dadurch, daß sie den Gegensatz zwischen Asien und Europa, Persien und Hellas zu deutlicher Anschauung bringe und daß sie poetisch und künstlerisch aufgefaßt zu Herodot und dem Traume der Atossa in den Persern des Aeschylus einen künstlerischen Commentar zu geben vermöge.

Nach Festsetzung der Tagesordnung für die zweite allgemeine Sitzung, in welcher die Haltung der Vorträge:

a) des Rectors am Elisabetan hierselbst, Dr. Fickert: de instaurandis antiquarum literarum studiis consilia scholastica;

b) des Professors Dr. Kayser aus Sagan: über die Kritik der homerischen Gedichte, namentlich der Odyssee, besonders auf Grund einiger Wiener Handschriften;

c) des Privatdocenten Dr. Westphal aus Tübingen hierselbst: über die Entwickelung der ältesten griechischen Lyrik,

bestimmt wurde, fand um 12¼ Uhr der Schluß dieser ersten allgemeinen Sitzung statt. Demnächst constituirten sich in gesonderten Localen die pädagogische Section und die Versammlung der deutschen Orientalisten.

---

*) Obige, zuerst im Bericht der Berliner Akademie vom Juni 1857 S. 335 gegebene, Deutung glaubt der Verfasser noch immer vertreten zu können, obwohl weder Welcker in seiner gleichzeitig gegebenen Erklärung der Dariusvase (archäol. Zeitung. Jahrgang XV, Juli 1857. S. 49 ff.), noch auch E. Curtius in seinem später erfolgten Aufsatz gleichen Gegenstandes (ebd. Denkmäler und Forschungen, December 1857) derselben Meinung sind. Noch weniger stimmt damit Forchhammer überein, indem er die Inschrift *ΔΑΡΕΙΟΣ* auf den demüthigen Redner bezieht und als Gegenstand des ganzen Bildes ein von Hades und dessen Todtenrichtern über den Perserkönig ergehendes Gericht zu erkennen glaubt, (ebd. Arch. Anzeiger. Novbr. 1857.)

Zweite allgemeine Sitzung.

Dinstag, den 29. September, 10½ Uhr.

Den Vorsitz führt der Vicepräsident Director Dr. Schönborn.

Die Sitzung beginnt mit der Rede des Directors Dr. Fickert.

De instaurandis antiquarum artium studiis consilia scholastica.

Viri humanissimi!

Nihil sane nobis, qui in recondito hoc Germaniarum angulo bonis literis artibusque operam damus, gratius potuit obtingere et exoptatius quam iste ad nos clarissimorum hominum tam frequens conventus, ut recte hinc auspicari videamur novam aliquam illarum aetatem laetius apud nos efflorescentium. Quo enim rarius fit, ut sive ipsi alias adeamus provincias, sive ad nos singuli perveniant extrinsecus viri docti, eo ardentiore studio nos debent incendere tot nomina celeberrima, quot non facile alius locus vidit congregata. Itaque et vobis gratias oportet agamus quam maximas, qui hanc urbem non estis aspernati ab hominum commercio et commeatu paulo remotiorem, et nobis gratulemur, quod vestra quamvis paucorum dierum consuetudine suavissima licet uti. Ego vero ut ad vos prodirem verba facturus, nec mea ambitio effecit nec doctrinae fiducia, neque aliud quidquam nisi artium liberalium amor, quo me inde a puero inflammatum fuisse apud vos gloriandum potius arbitror quam infitiandum. Accessit muneris scholastici ratio, quae cum ipsa monuit ut ad illas augendas et promovendas occasionem quamlibet arriperem, tum hunc potissimum locum, qui est de instaurandis antiquarum artium studiis, ut eligerem mihi persuasit. Quae igitur sum propositurus, ex intima animi mei sententia erunt profecta mihique ipsi persuasissima; nec tamen ideo aliis ea ingeram et obtrudam, cum nec solus sapere mihi videar, et ut verum inveniatur et aliquid emolumenti disciplinae nostrae inde paretur, id unice studeam. Jam vero si quid videbitur acerbius dictum, nolite offendi et hoc tribuite Latinitati, ut liceat liberius et apertius eloqui, quam ferendum esse indoctis auribus forsitan videatur: haec enim est humanitatis natura; quae cum quaerat veritatem et unam maxime omnium diligat, nullam ejus speciem pertimescit aut aversatur; nec possunt constare liberales artes sine orationis quadam libertate.

Quam si mihi concesseritis, tripertita procedet oratio mea, ut primum iacere nunc profligata antiquarum artium studia paucis probem; deinde vulnera indicem, quae illis sint inflicta; tum medicinam, quae adhibenda videatur.

Primam partem probaturus vereor ne in stultitiae crimen me incurrere arguat ipse hic consessus, quoniam tantus adest philologorum numerus tamque clari sunt

multi eruditione, ut nullo tempore antiquitatis scientiam magis floruisse merito quispiam colligat; atque etiam pueris hodie nota esse videmus, quae olim vel doctissimos viros fugerint. At hoc quidem non contendo ipsam disciplinam languere et deesse ei antistites et propugnatores dignos gravesque; quod si asseverare vellem, iusta reprehensione utique essem dignissimus. Contra vero si quis ad eam conditionem respexerit, quae fuit illarum literarum triginta abhinc annis, ne dicam de superiore tempore, qui nunc earum status est: heu, quantum mutatus ab illo! Tum enim in maximo honore erant, nec quidquam laudabilius summis viris et amplissimis videbatur quam vacare humanitatis studiis, quae ad extremam aetatem summo opere colebant; nec habebant illa tum osores nisi ignorantes.

Hodie autem qui sapere videntur cum nihili ea faciant, tum oneri et impedimento potius ad altiora aspirantibus esse censent quam hominum generi quidquam afferre commodi et utilitatis; atque filiorum delicatorum miserentur, quod magistrorum saevitia et immanitate adigantur ad labores et molestissimos et plane inutiles. Nonne multi exstiterunt, qui obsoleta haec studia dictitarent et abroganda, ut multo melius et rectius ad eas artes instituerentur pueri, unde communi vitae et hominum societati multa magnaque nascerentur emolumenta? Quod efficere ubi aliquantisper sunt conati, mutata sententia non plane carendum esse Latinae linguae notitia confessi tantillum antiquitatis impertiri discipulis instituerunt, quantum didicisse profecto plus nocet humanitati quam prodest. Id enim rectissime praecipitur, ne quid pueri doceantur leviter atque ita, ut delibasse potius et degustasse videantur quam percepisse et imbibisse; quem locum relinquo fusius deinceps et copiosius pertractandum. Ista vero opinio tam late est divulgata totque fautores ac patronos nacta, ut mirum non sit, si pueri quasi contagione quadam infecti iam multo sint tardiores ad bonas literas et ignaviores, quam olim fuerunt, ac pauci inveniantur, qui ingenuo ardore et animi quadam alacritate in illas incumbant et tantum operae in veterum scriptorum domestica lectione sua sponte ponant, quantum fas est. Unde fit, ut nulla cuiusquam scriptoris familiaritate contracta animus semper alienus sit ab antiquitatis inprimis Romanae sensu, nec facile melius quidquam assequamur in gymnasiis nostris, quam ut pauci discipulorum possint emendate scribere, ornate et copiose fere nemo. Ac frustra quidem, quod sciam, summi magistratus magnum ad nos dederunt edictorum praescriptorumque numerum, quibus accuratius et melius pueros cum universae antiquitatis cognitione instruere iubemur, tum maxime eos linguae Latinae idonea facultate ornare. Frustra prodierunt, qui novas vias se demonstraturos promitterent, quibus liceret pervenire ad veterem illam doctrinae perfectionem et absolutionem.

Cum enim ipsi essent decepti opinionum falsa specie, etiam alios deceperunt, quicunque bona fide vias illas ingressi longius aberrarunt. Atque haec ipsa novarum rationum et artificiorum in re scholastica indagatio et captatio decrescere eam et languescere documento est firmissimo. Ita est, mihi credite, iacent humanitatis studia, et qui inviti fere apud praeceptores iis operam dederunt, paulo post oleum et operam se perdidisse arbitrati plane ea abiiciunt, numquam veteres scriptores lecturi, quorum libros schola relicta confestim venditant. Neque ex iis, quibus paulo benignior est ingenii vena et spiritus elatior ac largior eruditio scholastica, quisquam fere curriculo gymnasii percurso in his studiis permanet; sed quemadmodum pauci in academiis

humanioribus literis operam dant, ita quos iis studere praeceptores maxime voluerunt, multum abest ut id faciant. Quid igitur mirum, quod tanta est magistrorum inopia eorumque, qui has literas possint recte docere, tam paucique eam facultatem — publico vocabulo utor et recepto — velint probare. Inde factum est, ut in gymnasio Elisabetano prope per triennium frustra quaereretur, qui et vellet et posset obire antiquas literas docendi munus; quamquam conditio est minime spernenda multoque lautior, quam quae illa aetate, qua ipse hanc provinciam adii, offerri solebant. Sed haec hactenus: quid enim attinet plura proferre, cum hoc quidem ambigi vix possit?

Itaque ad reliqua pergamus causas quaesituri, quae in miserum hunc statum rem nostram videantur deduxisse; quarum primam pono, quod nec dignitatis nec praemii satis magna spes proposita est praeceptoribus futuris. Quod ut refellat si quis olim non aliter fuisse dixerit, de pecunia concedam, nec tamen de honore; quem tum illa spreta multo saepius sectati plurimi sunt, quam id fieri hodie videmus, quando auri sacra fames totum fere tenet genus humanum, ut ne pueros quidem ea vacare vere possis dicere. Quae enim civitas generosum illud Lugdunensium — Batavos dico — exemplum imitatura sit? qui cum summae fortitudinis praemium, qua ab Hispanis defendissent patriam, omnis tributi immunitas esset promissa, hanc tamen aspernati, ut academia apud se constitueretur, enixe petiverunt et obtinuerunt.

Veniunt qui nostrarum literarum flore antiquarum amorem exstinctum esse arbitrentur; quibus non assentiendum puto. Quo enim tempore illae maxime florebant et exsistebant e nostratibus, qui immortalia ingeniorum monumenta literis mandarent, eodem etiam antiquitatis studia denuo vigere coeperunt; nec quemquam scriptores illi, quos usitato nomine classicos nostros appellamus, umquam a veterum lectione abstraxerunt et abalienarunt, neque id fieri potest propter praestantiae similitudinem, quae intercedit inter utrosque. At aliud scriptorum genus tam bonis moribus quam studiis nostris est perniciosissimum, quod cum nihil habeat nisi res fictas aut a veritate abalienatas et corruptas, excitat et alit in pueris, quorum usui et eruditioni illa destinata feruntur, cogitationis quandam luxuriam atque ignaviam adeoque implet mentem et occupat vanarum imaginum multitudine, ut severae disciplinae nullus locus relinquatur. Me ipsum aliquando graviter peccasse fateor, quod discipulis meis istorum libellorum laudatissimos quidem dedi ad legendum; mox tamen quanta etiam in his inesset tenerae aetatis corruptela expertus, cum ut quisque cupidissime exciperet vel arriperet potius istam lectionem, ita eum intellexissem reddi ignavissimum, retractavi rem, quantum poteram; nec tamen contigit, ut prohiberentur parentes eiusmodi libros atque etiam peiores suppeditare filiis. Huc accedit, quod iidem illi, quoniam plerique nihil habent optabilius quam voluptates, filiolis ea permittunt, quae si non animo noceant et moribus, augent certe ignaviam et desidiam et officiunt disciplinae severitati. Contra autem sedulo iidem cavere et arcere solent omnia, quibus cum corpore etiam animus corroboratur et confirmatur. Atque haec quidem non solum ad antiquarum literarum studia pertinent, sed cetera quoque attingunt. Neque vero desunt sua illis impedimenta hoc graviora et funestiora, quod continentur in ipsa, quae nunc est, maxime antiquarum linguarum disciplina. Quamquam enim nuper apud nos imminuta est earum rerum multitudo, quae in gymnasiis docendae erant, id quod omnes sani homines profecto gratum et acceptum habent, tamen etiam nunc plura praecipi, quam quae ferre possit una pue-

rilis aetas, nec omnia suo loco et tempore, affirmare non vereor. Nec disciplinae ratio plane videtur probanda, quod imprimis dictum velim de linguarum institutione. Quanto enim magis exculta et perfecta est grammatica ars, tanto plura in eam peccantur, et quo diligentius et accuratius viri docti inquisiverunt in Latini sermonis indolem et ingenium ac singula sunt perscrutati, eo longius recessimus ab universae Latinitatis sensu et intellectu. Nec mirum hoc videri potest, cum rerum naturae quadam lege ita sit constitutum, ut partium investigatio et contemplatio mentem semper abstrahat et avocet ab universi cogitatione, ad quam ut revertamur et colligamus animum rerum varietate distractum et quasi dissipatum, id quidem licet, sed difficillima res est et divino quodam dono concessa perpaucis mortalium. Ut brevissime dicam et verbo significem vitium illud, quo nostra res maxime laborat, mea sententia hoc est, quod non ad facultatem dicendi scribendique discipulos instituimus, sed ad rerum grammaticarum scientiam. Quod si quis dubitat, ut alia documenta omittam, hunc ablego ad grammaticorum definitiones, quibus artem suam solent circumscribere. Quis enim ex illis est, qui cum Philippo eam loquendi scribendique artem dici velit? Atqui ad erudiendam iuventutem nihil aptius ea definitione potest excogitari, nihil utilius.

Profectus iste error est ab illis, qui quod omnia ad intelligentiam et iudicium revocari non male volebant, obliti tamen verissimum illud, ut intelligeremus, antea credendum i. e. accipienda esse a sapientioribus oblata, explicabant pueris tironibus singularum literarum naturam et vim, ut ratione perciperetur lectio. Quam late istud serpserit, quot disciplinarum locos occupaverit, quae denique mala produxerit, incredibile fere est; nec quidquam antiquius habeo, quam ut hunc ipsum morbum impugnem. Accedit eodem magistrorum quorumdam indulgentia prava, qui excusare discipulorum peccata non verentur tristi hac voce: Melius scit, peccavit per negligentiam. Quanto fructuosius horribile illud veterum: Fer, puer, aut feriere! Discipulum enim, cum quid contra grammaticam vidit ab se esse peccatum, id decet perhorrescere tamquam viperam in herba latentem. Haec vero in rebus grammaticis severitas multo latius patet, quam vulgo videtur, et vehementer pertinet ad mores. Ut enim possint compescere animi appetitum, initium faciendum est a cogitatione, quam qui bene habebit subactam, ut nihil inconsulte dicat vel scribat negligenter, idem cavebit, ne quid agat imprudenter.

Deinde multa illa, quibus hodie ad studia sua pueri utuntur, adiumenta non parum impediunt discendi progressionem, quamvis eam adiuvare putentur. In his praecipue sunt habendae veterum scriptorum interpretationes Theotiscae et commentarii, qui habent integros locos translatos et praeparationes, quas dicunt, ad singulos scriptores: quae omnia cum exiguo pretio veneant, magno verae eruditionis detrimento a multis saepe usurpantur.

Tum minime probanda est vulgata veterum scriptorum interpunctio, quae tantum abest ut vere prosit discentibus, quod volunt, qui eam introduxerunt, ut multum noceat; monet enim eos, ut magis cogitent de Theotiscae linguae ratione quam de ingenio Latinae. Quid magis esse potest absurdum quam Obiectum aut Subiectum commate posito divellere a verbo suo? Attamen id fieri solet in ea structura, quam Accusativum cum Infinitivo dicimus. Idem cadit in Ablativos absolutos, alia.

Quis nostratium, si Gallum scriptorem ederet, id vellet committere, ut ad eum adhiberet linguae Germanicae interpunctionem?

His expositis de rerum nostrarum conditione, ad quae alii alia censebunt fuisse adiicienda, hoc unum videtur restare, ut de remediis disseramus, quae ad malorum illorum curationem adhibeantur: quo in loco, qui latissime patet, primum ea tractabimus, quae ad universam iuventutis eruditionem et educationem referuntur. Ea hodie quo adiuvatur minus domestica ipsorum parentum cura, eo studiosius publica disciplina in hanc partem oportet incumbat, et quidquid illa deliquerit, emendet et suppleat. Hoc quidem cum facillimum sit dictu, factu tamen minime est promptum: nam pro misera praeceptorum conditione et curta supellectile, qua ut se suosque sustentent, adiguntur plerique sive ad privatas institutiones, sive ad scriptionem venalem descendere, praeter publicas scholas nulla eorum opera in discipulorum usum amplius est exigenda; nec cito quisquam viam repererit, qua ad cultus victusque securitatem illi possint perduci. At si fieri posset — atque ut possit, omnibus viribus nitendum, cuicunque cordi est scholarum salus — si fieri igitur posset, ut omnibus rei domesticae curis liberarentur tantamque acciperent mercedem, quanta et par esset labori et sufficeret necessitati: tum quidem omnes vires omnemque operam conferre deberent ad iuventutem non docendam solum, sed etiam erudiendam et educandam. Quod sic videtur instituendum, ut praeter lectiones publicas cum singulis discipulorum ordinibus singuli praeceptores magnam diei partem degerent, nec inspicerent solum in pensis elaborantes, sed comitarentur etiam et ducerent per agros et saltus vagantes. Atque ita quidem nihil domi esset elaborandum nec male aliena opera pueris liceret abuti et auxilio hominum non minus saepe imperitorum quam improborum, quos solent magistros domesticos appellare, et discerentur multa non scholastica ratione, sed meliore et faciliore negotio. Velut pro rerum naturalium institutione, quae in scholis vana plerumque et inutilis est, quaeque ob eam causam e gymnasiis nostris nuper exturbata fere est, imbuerentur pueri, modo adessent idonei praeceptores, rerum naturae quodam sensu et amore, qui mirum quantum facit et ad ingenium excolendum et ad mores conformandos. Item alia ad geographiam et historiam pertinentia familiari colloquentis sermone multo avidius hauriunt pueri et quasi intimis medullis recipiunt quam docentis disputatione, licet sit diserta. Quod autem pluris etiam recte aestimatur, magistri discipulorum animos moresque optime hac ratione cognoscunt, et utrique inter se artiore consuetudinis vinculo coniunguntur et consociantur non deminuta sed aucta in hos illorum auctoritate. Quid? quod cum omni tempestate instituuntur eiusmodi ambulationes sive etiam peregrinationes, corporis valetudo admodum confirmatur.

Iam vero ut ad ipsam disciplinam pergamus, inprimis hoc tenendum est gymnasia ab exercitatione habere nomen, ut sint ingeniorum palaestrae, in quibus certo quodam ordine et ratione animus exerceatur et instituatur ad eloquentiam, quae in dicendi maxime scribendique facultate constat, non in plurimarum scientia rerum quamvis utilium. Hunc esse finem omnis eruditionis gymnasticae certo constat inter eos, qui quid gymnasia olim condentibus viris praeclarissimis fuerit propositum, non ignorant. Unde consequitur, si modo velimus eo pervenire, ut nihil agamus, in quo frustra consumatur tempus, quodque, si minus deducat a proposito, tamen progressionem retardet et impediat; neque agamus perverse et importune, sed suo quidque ordine et tempore tractemus.

Illa autem, in quibus eloquentia continetur, haec sunt: primum linguae non cognitio solum accurata et copiosa illa, sed usus etiam multiplex; deinde earum rerum copia, in quibus exerceri possit et elaborare eloquentia.

Ad haec si voles addere cogitandi sollertiam, ut qui locus in gymnasiis sit mathematicorum, intelligatur, non improbabo; quamquam illa comparatur linguae cognitione et usu, nec quidquam magis acuit et excolit mentem quam grammatica. Lingua vero Latina aliam non esse ad illud consilium exsequendum magis idoneam cum constare videatur, argumentatione supersedeo. In illa igitur longe plurimum operae est collocandum atque plus etiam temporis consumendum, quam nunc apud nos conceditur, ut ultra tertiam classem grammaticae elementa non sint tractanda. Quod enim in secundo vel adeo in primo ordine sive scriptores interpretantibus nobis sive discipulorum libellos emendantibus et notantibus illa identidem sunt retractanda et inculcanda, inde oritur ille languor tristissimus, quo inter se afficiunt invicem praeceptores et discipuli. Quod si aliter haberet et suppeteret his doctrina idonea et possent celerius pergere in scriptorum lectione tam privata quam publica et carere pernicioso interpretationum Germanicarum subsidio, quod defendere frustra conamur, denique si illis liceret magis versari in rerum quam in verborum explicatione: cum melius imbueretur iuventus antiquitatis sensu, tum eius sempiterno amore afficeretur, quem hodie in perpaucis reperiri supra sum conquestus. Hoc autem quin possimus assequi, non dubito, modo prima grammaticae fundamenta recte iaciamus, i. e. maxima alacritate et industria in nominum verborumque formis pueros exerceamus nec desistamus ab opere nec pergamus ad ulteriora, dum omnia si non ab omnibus certe a plerisque penitus sint percepta et memoriae accurate mandata. Hoc in genere sic facere soleo, ut antiquo more formas ordine disci iubeam et modo a singulis recitari modo a cunctis, quod non minus habet delectationis quam commodi. Deinde singula ex singulis quaero atque etiam tum ordinem vulgatum observo. Postremo autem tantam interrogationis varietatem adhibeo, quantam potui excogitare maximam. In fundamentis firmis his solidisque reliqua licet pariter exaedificare atque etiam facilius: iis enim, quae probe tenent, freti fortiter nova aggrediuntur et superant eo citius, quo minus ante praetermissa vel male accepta compensanda sunt et corrigenda.

Sed videndum est non tam ut pueri grammaticorum praecepta recitare possint, quam ne peccent scribendo dicendove; nec id committendum, ut fundamenta illa rursus labefiant, et excidant non facili opere modo quaesita. Ea autem, quae ad stili exercitationem imperantur discipulis transferenda, multo utilius componuntur a praeceptoribus ipsis et accommodantur iis quae sunt nuper lecta aut alias tractata, quam ut ad hunc usum pueris tradantur libri impressi, in quibus etsi sint a viris doctissimis scripti, numquam provisum esse potest propriis eorum utilitatibus, quibus traduntur, cum ne unius quidem scholae idem ordo semper sibi constet. Praeterea decipiendi praeceptores copia fit et abutendi aliena opera, cum idem liber diutius usurpatur aut in pluribus scholis non admodum inter se remotis. Praecepta quam paucissima dari oportet et brevissima, neque tempus terendum est et consumendum in enucleanda eorum ratione: satis habent pueri ea accipere, cum praesertim de causis et rationibus inter viros doctissimos ambigi soleat. Longius tamen provectis et idoneam earum rerum notitiam et facultatem adeptis ea explicare, quae habeant interpretationem non

ita difficilem, minime erit absurdum. Eodem loco ponam vocabulorum copiam, quam discipulorum memoriae mandare nuper iussi sumus: errare enim videntur, qui generatim vocabula discenda putant, quum neque ipsa rerum natura, quam ducem sequi ubique tutissimum est, ita infantibus ea praebeat, et discantur multa, quorum in praesentia usus sit nullus. Hoc de loco nemo meliora et saniora disputavit quam Fridericus Wiggert praeceptor olim meus, cui plurima me debere grato animo fateor. Vocabulorum cum affatim memoria tenebunt, tum non inepte imperabitur discipulis, ut ipsi ea per genera distribuant, si satis otii erit ad hanc exercitationem. Porro cavendum est, ne quidquam discant, quod postea sit dediscendum, neve inferiorum ordinum doctores aliam putent esse Latinitatis legem tironibus, aliam longius progressis.

Iam vero quod ad eloquentiam brevissima via et quasi compendiaria imitatione quaeritur, et facilius imitamur unum exemplar quam plura, et Cicero scriptorum tam praestantia quam multitudine aptissimus est et dignissimus, quem pueri sequantur: propterea huius oratio quasi norma sit, ad quam per omnes gymnasii ordines omnia exigantur et revocentur. Quod cum ab illo ceteri scriptores discrepant, qui leguntur, verbo monendi sunt discipuli; qui ita instructi Latinitate Ciceroniana et imbuti postea, si videbitur, selectam quoque vel mixtam potius et confusam facillime imitabuntur.

Denique ne quid praetermittatur, ad interpretandos veteres scriptores adhibeatur Latinus sermo et de Graecis multa in eum transferantur.

Iam pergendum videtur ad reliqua, quae in gymnasiis praecipi solent: ex quibus Graeca lingua secundum Latinam merito ponitur, nec prima eius institutio differenda est ad quartam classem, sed in quinta potius incipienda. Magna enim, qua abundat, formarum multitudo facilius accipitur a tenera aetate quam a provectiore. Et vero hoc egit rerum natura, quam sequendam esse modo dixi, ut homines nec prius quidquam discerent quam linguae usum et vocabulorum formarumque multitudinem et varietatem et avide exciperent et probe tenerent infantes. Atque maior dignitas sine controversia et cum Latino cognatio ac similitudo Graeci sermonis est quam Gallici, qui commode ad tertium ordinem ex vetere multorum gymnasiorum instituto relegabitur. Perfecta enim et absoluta eius cognitio in gymnasiis nostris numquam efficietur, etiamsi inde a quinta classe disci coeptus fuerit; quantum autem opus est ad scriptores legendos, etiam tum assequi poterunt discipuli, cum a tertia classe fiet initium. De patria lingua quod dicam non habeo, cum quae nuper nobis de eius institutione sunt praecepta, omnino probem, dummodo ea gnaviter et strenue exsequamur nec sinamus discipulos perverse quidquam scribere aut loqui. Nec mathematicos censeo pellendos esse aut coercendos, sint licet paulo etiam ferociores: neque enim quidquam detrimenti possunt afferre nostris studiis et magnam utilitatem praebent ad eloquentiam adspirantibus. De historia autem et geographia sic statuendum existimo: si quod supra dixi fuerit institutum, ut praeceptores praeter scholas publicas crebro cum discipulis versentur, et his ad lectionem domesticam praebeantur libri boni et utiles, has disciplinas in ordinibus inferioribus publice doceri vix erit necesse, praesertim cum iusta et legitima earum institutio puerili aetati minus sit apta quam adultiori. In superioribus autem non solum docendae sunt sed ex iis potissimum argumenta petenda, quae ad elaborandum proponantur atque ita quidem, ut interdum ipsi rerum auctores sint

legendi discipulis, Graeci Latinique, si quid Latine sit scribendum, si Theotisce Galli, quorum opera iam parvi veneunt. Quod quin magnam adolescentibus utilitatem afferat nec careat oblectatione, si satis sint periti et ad lectionem citatiorem parati, non dubitatur.

Haec fere de gymnasiis quae dicerem fuerunt prompta; quibus vestra pace nonnulla adiiciam ad academias pertinentia, in quibus miratus semper sum tam pauca veterum scripta explicari et eadem fere, quae in gymnasiis enarrantur. Quanquam enim alia interpretationis est ratio et multo doctior, tamen adolescentes, qui non de industria antiquis literis operam dant, facili errore inde parum se profecturos rati, quod illa iam audierint, raro accedunt ad academicam antiquorum scriptorum lectionem. Quod si academici doctores plura vellent interpretari eaque, quae a nostris scholis essent aliena, ipsa novitas, opinor, non paucos alliceret auditores; quorum numerus augeretur, si nonnulla familiari quadam interpretatione enarrarentur, non docta illa, quae solet multos deterrere. Itaque in academiis si frequentius legerentur, aut si modo legerentur in quibusdam Plauti et Terentii fabulae lepidissimae, si explicarentur Senecae aliquot libelli, si familiariter de Platone et Aristotele, si itidem de Polybio exponeretur, ut alia multa omittam, si publica lectione praecepta stili Latini ita proponerentur, ut etiam iurisconsulti, medici, theologi aliquid emolumenti se inde capturos esse confiderent: incredibili quodam modo antiquitatis studia auctum iri habeo persuasum. Quo autem gravissimum vulnus et paene mortiferum his est inflictum, illud est quod summos honores appetentibus vel aliud quid in academia agentibus iam licet alia lingua uti praeter Latinam; quod ut sanetur, vehementer est curandum. Neque enim audiendi sunt isti, qui literarum progressione inventa esse dictitant, quae Latine aut non dicantur omnino aut difficillime, cum omnia, quae ulla lingua possint exprimi, admittat et excipiat Latina. Quid? quod illi, qui de aliqua literarum parte Germanice scribunt dicuntve, pure non loquuntur adhibita plerumque vocum extranearum copia non exigua. Idem permittatur, si aliter fieri nequeat, Latine disputantibus; condonetur illis tota Latinitas academica cum dissertationibus et reliquis; sed utantur patrio hominum literatorum sermone, quo vinculo congregantur et consociantur reip. nostrae cives per totum orbem propagatae. Latinitas autem non agnoscitur singulis vocibus Ciceronianis, quamquam iis plerumque potest constare, sed universa orationis indole. Veteris illius per academias moris mutationem ut reprehendere auderem, commovit me gymnasiorum utilitas; quoniam a natura est insitum hominibus et ingenitum, ut superiora semper suspiciant atque ex iis recte vivendi et agendi praecepta sibi petere videantur, unde notissimum illud de Iove et homuncione, fieri non potest, quin pueri nostri quandoquidem vident ad usus academicos Latinitate non fere opus esse, eam in scholis etiam rectius putent posse negligi, cum praesertim ad eam opinionem fovendam accedant multae saepe parentum voces; quod quid mali nobis ferat, facile intelligitur.

Haec, qualiacunque sunt, de instaurandis antiquarum artium studiis consilia mea scholastica prodenda arbitrabar non alia causa nisi optimarum literarum amore, ad quas si quid commodi possim conferre, quamvis sit exiguum, nullam tamen opportunitatem praetermittendam esse duco. Sin autem quid fuerit erratum vel minus recte dictum, id vobis velim dignum videatur aut venia benigna aut amica admonitione:

ego vero is sum, qui melioribus aures faciles praebeam. Reliqua boni consulite. Deus autem optumus maxumus, qui humanae naturae ipse ingenuit hoc perfectionis studium ac desiderium humanitatis, faxit, ut, quod omnes exoptamus, reviviscant haec studia, crescant, efflorescant. Quod si aliter evenerit, admodum verendum est, ne irruat in nos et rursus occupet generis humani regnum illa barbaries, ad quam propulsandam et defendendam nihil antiquis literis potest esse praesentius et afficacius.

Dixi.

An diesen Vortrag knüpft sich folgende, ebenfalls in Lateinischer Sprache geführte Discussion:

Director Dr. Eckstein aus Halle: Er spreche zuvörderst dem Redner dafür seinen Dank aus, daß er einen Lateinischen Vortrag und gerade über dieses Thema gehalten habe. Doch scheinen ihm die Fehler und deren Ursachen vergrößert, die Mittel dagegen nicht alle angegeben zu sein. Was Cicero sagt: „nos, nos, dico aperte, consules desumus", das wende er auch hier an: „nos, nos magistri desumus, nos corrigendi sumus." Von Verbesserung des Gehaltes und der äußern Ehre erwarte er nichts; dem gewissenhaften und treuen Lehrer sei sein Lohn im Himmel vorbehalten. Auch auf die äußern Heilmittel setze er kein Vertrauen; die von dem Redner vorgeschlagenen Aenderungen im Schulunterricht, wie der Beginn des Griechischen in der Quinta, die Verlegung des Französischen in die Tertia, die Einübung der Geschichte und Geographie auf Spaziergängen, dürften theils geradezu als unausführbar erscheinen, theils zu einer als unhaltbar erkannten und darum aufgegebenen Methode zurückführen. Er bitte aber den Gegenstand und die Specialitäten in die pädagogische Section zu bringen, dort würden sie zu fruchtbarer Discussion anregen und gewissermaßen inter parietes entschieden werden können.

Director Dr. Classen*) aus Frankfurt a. M.: Es möge auch ihm erlaubt sein, einiges Wenige auf den Vortrag des geehrten Redners zu entgegnen. Zuerst nehme er an dem Thema selbst Anstoß, indem dasselbe von einer Instauratio der Römischen Literatur in unsern Gymnasien handle. Niemals aber könne im Verlaufe menschlicher Erscheinungen das, was einmal vorübergegangen sei, wieder instaurirt werden. Denn jedes Zeitalter habe seine Gesetze, habe seine Weise zu lehren und zu lernen; andere Richtungen, andere Sitten forderten jedesmal andere Einrichtungen. Obgleich nun Niemand in Abrede stellen dürfte, daß die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Lateinischen Ausdruck heut zu Tage bei Lehrern und Schülern in Abnahme begriffen sei, so sei doch sehr zu bezweifeln, ob sie trotz aller unserer Mühe und Kunst ihre frühere Blüthe wieder erlangen könne. Aber nach einem andern Ziele müßten wir mit allen unsern Kräften hinstreben, daß wir nämlich das, was wir an der Fertigkeit im Lateinschreiben und Lateinsprechen eingebüßt haben, durch eine genaue Sachkenntniß und eine richtige Beurtheilung der Schriftsteller so weit als möglich ersetzen. Doch müssen wir uns auch davor hüten, ein allzu großes Gewicht auf die alltäglichen Klagen über die Abnahme der literarischen Studien zu legen, solche Klagen sind stets erhoben worden: selbst in jenen Zeiten, in die wir die höchste

---

*) Derselbe hat zwar die Güte gehabt, seine aus dem Gedächtnisse lateinisch reconstruirte Entgegnung dem Secretariate einzusenden; da die der andern Opponenten aber, wegen des vorschreitenden Drucks der Verhandlungen, in gleicher Weise nicht mehr zu beschaffen waren, so wird, um der Gleichförmigkeit willen, die ganze Discussion, und zwar die Entgegnung der Herren Eckstein und Bonitz nur nach dem Inhalte der Protocolle, die des Herrn Classen unter Benutzung des eingegangenen Lateinischen Concepts in deutscher Sprache wiedergegeben.

Blüthe der Humanitätsstudien zu verlegen pflegen, hören wir einen Melanchthon und dessen Schüler über die Vernachläßigung der Wissenschaften bitter klagen. Nicht das sei zu beklagen, was auf keine Weise wiedergewonnen werden könne, als darnach vorzüglich zu streben, was die Richtung unserer Zeit ganz besonders fordere. — Uebrigens statte auch er dem verehrten Redner innigen Dank dafür ab, daß er einen so überaus wichtigen Theil unserer Studien mit Sorgfalt und Eleganz behandelt habe.

Director Dr. Fickert dankte zunächst herzlich für die ihm gewordenen Entgegnungen, indem er es zunächst als ein bonum omen betrachte, daß die Erwiderung in Lateinischer Sprache stattgefunden habe. Er müsse aber darauf aufmerksam machen, daß man es wahrscheinlich nicht genug beachtet habe, wie er nicht de instaurandis antiquis literis, sondern de instaurandis antiquarum literarum studiis gesprochen habe. Daß aber von diesen gesagt werden müsse „languescunt" werde wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Wenn man auch den Richtungen und Gesetzen der Zeit Rechnung tragen müsse, so dürfe dies nur mit Einschränkung geschehen, indem man stets untersuchen müsse ob sie recht und gut seien; diese Pflicht liege aber besonders den Lehrern ob, welche die Zukunft vorzubereiten, gewissermaßen zu schaffen hätten.

Professor Dr. Bonitz aus Wien: Er wisse nicht, ob er recht gehört habe, und wolle hoffen, den Sinn des Redners nicht richtig verstanden zu haben, daß derselbe die bene dicendi scribendique facultatem als das Ziel der Gymnasialbildung, als das quo spectet omnis institutio scholastica bezeichnet habe. Gegen ein solches Princip, nach welchem die Realien gar nichts mehr im Unterricht gelten sollten, müßte er sich verwahren, denn es handle sich jetzt nicht mehr um Ausschluß des Einen zu Gunsten des Andern, sondern für jedes müsse Ziel und Zweck festgestellt werden. Bei einem bloßen Hervorheben der Form würden wir eben auf den Standpunkt der Sophisten zurückversetzt werden, den schon der Platonische Sokrates so siegreich bekämpft habe.

Director Dr. Fickert: Er müsse dabei stehen bleiben, daß die eloquentia finis eruditionis sei; er wisse zwar sehr wohl: „pectus est, quod disertum facit", gleichwohl müsse auf eloquentia hingearbeitet werden, die aber natürlich sine moribus nicht bestehen könne.

Hierauf erstattet Director Dr. Eckstein den Commissionsbericht über die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung. Bisher sei man gewöhnlich geographisch verfahren, darum seien diesmal Mainz, Wiesbaden, Frankfurt am Main in Frage gekommen, und für jede dieser Städte, besonders für Mainz mit seinen Römischen Alterthümern, haben viele empfehlende Gründe gesprochen. Ueberwogen habe aber der Wunsch, eine österreichische Stadt zu wählen, um das jetzt so schön geknüpfte Band mit den österreichischen Mitgliedern fester und inniger zu schlingen, zumal da diese hofften, der Kaiserlichen Regierung werde die Versammlung nicht mißfällig sein. Die Commission habe sich nun nach Berathung mit den Oesterreichern selbst nicht für eine andere Stadt, wie etwa Prag, sondern für das Herz der Monarchie, Wien selbst, entschieden. Der Vorschlag fand allgemeine Beistimmung, so wie der zweite, von dem Präsidenten, der mittlerweile den Vorsitz wieder übernommen hatte, gemachte, wonach der ausgezeichnete Slawist, Prof. Dr. Miklosich, Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für das Gymnasiallehramt, ersucht werden solle, das Präsidium zu übernehmen; demselben wurde die Wahl von Vice-Präsidenten anheimgegeben.

Demnächst stellt der Geheime Ober-Regierungs-Rath Dr. Brüggemann aus Berlin den Antrag, dem Geheimen Rath Professor Dr. Imm. Bekker in Berlin durch eine Adresse dieselbe Anerkennung zu Theil werden zu lassen, welche die Versammlung für den Professor Dr. Welcker in Bonn beschlossen habe. Durch viele Worte diesen Antrag zu moti-

viren sei in dieser Versammlung nicht nöthig, und wenn auch Bekker stets paucorum, ja paucissimorum verborum gewesen sei, so habe er doch um eine sehr große Anzahl der alten Schriftsteller die entschiedensten Verdienste. — Auch dieser Antrag fand allgemeine Zustimmung, und mit Abfassung der Adresse wurden Professor Dr. Hertz aus Greifswald, Director Dr. Schultz aus Münster und Director Dr. Fickert beauftragt.

Sodann zeigt der Präsident an, daß die nächste, am folgenden Tage stattfindende allgemeine Sitzung pünktlich um 7½ Uhr beginnen müsse, da der für die von der Stadt Breslau zu Ehren der Versammlung veranstaltete Festfahrt nach Salzbrunn und Fürstenstein bestimmte Extrazug pünktlich um 10 Uhr abgehen werde, und die später kommenden Gäste erst um 12 Uhr und zwar nur nach Freiburg nachbefördert werden könnten.

Nachdem für die nächste Tagesordnung die Vorträge des Professors Dr. Hoffmann aus Wien: „über das Priesterthum der Arvalbrüder" und des Professors Dr. Vahlen von hier: „über die Varronische Satire" bestimmt und das Verzeichniß der inzwischen hinzugekommenen Mitglieder, die sich der Versammlung durch Aufstehen erkennbar machten, vorgelesen worden war, beginnt

Professor Dr. Kayser aus Sagan seinen Vortrag:

„Ueber die Kritik des Homeros, besonders der Odyssee, vornehmlich auf Grund einiger Wiener Handschriften."

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die angestrengten Studien, in welchen sich die Philologen Deutschlands seit länger denn einem Menschenalter vereinigt haben, um den homerischen Text herzustellen, und die großen Erfolge, die in den Recensionen der namhaftesten Männer hervortraten, nicht zur Mittheilung eines angemessenen kritischen Apparates führten, der uns die Geschichte jenes Textes im kurzen Ueberblicke gäbe und seine jetzige Gestalt wirklich als „die schönste und vollendetste" betrachten ließe, „zu welcher ihn die Gunst geraumer Zeiten im Alterthume fortgebildet hat." Denn dreiundfünfzig Jahre sind verflossen, seit Wolf eine neue Epoche begründete, und noch bietet die Literatur kein Werk, in welchem seine Recension eine Rechtfertigung oder ihr Verhältniß zur Ueberlieferung eine genügende Aufklärung gefunden hätte.

Der Umstand, daß der Meister selbst die Gesetze seiner Kunst mit einer seltenen Gründlichkeit und Konsequenz entwickelt und vorgelegt hatte, konnte auch bei einem starken Vertrauen zu ihm und seinem Werke unmöglich den Wunsch beseitigen, daß es ihm gefallen möge, die unsterbliche Arbeit durch die Erfüllung eines Versprechens zu krönen, welches er neun Jahre früher mit dem Plane gegeben hatte, die dunkle Geschichte der Ueberlieferung und die Gründe seiner Abweichungen in einem Kommentare aufzuhellen. Denn wie die Geschichte der ganzen Gedichte erst durch Wolfs Untersuchungen klare und feste Umrisse empfing, so hatten ihn diese zu einer methodischen Verarbeitung und Verwendung eines Apparates geführt, in welchen die früheren mangelhaften Sammlungen keine Einsicht eröffnen konnten. Allerdings war der wißbegierige Leser im Stande, an einzelnen Stellen sich die Zeugnisse zu sammeln; aber ihre Beweiskraft mußte ihm dunkel bleiben, da sie auf der Eigenthümlichkeit von Urkunden beruhte, welche nur bei einem fortlaufenden Gebrauche aufhören, taube Orakel zu sein. Und selbst in Versen, wo die Momente der Ueberlieferung klarer und vollständiger nahe lagen, blieben die Gründe für Wolfs Ansicht einem Gottfr. Hermann zweifelhaft, so daß er gestand, seine Belehrung von dem Kommentare erwarten zu müssen. So leicht es nun auch für Wolf gewesen wäre, den Weg,

der ihn zum Ziele geführt hatte, selbst in einem solchen Werke genau anzugeben; er scheint sich mit der Ausführung seines Jugendplanes nicht lange beschäftigt zu haben, sei es, daß ihm das Bedürfniß einer Abwechselung fühlbar wurde, oder daß ihn der ernste Lauf der Weltereignisse, die Geschicke des Vaterlandes und die Veränderung seines Wirkungskreises abhielten und zu andern Arbeiten zogen, oder daß der Beifall, den seine Recension fand, allmälig den Entschluß in ihm reifen ließ, den Eindruck des bewunderten Werkes durch keine Mittheilungen über die Einzelheiten in den Lesern zu schwächen. In den beiden letzten Decennien seines Lebens hat er sich mit dieser Aufgabe gewiß nicht mehr befaßt; nur wenige Ueberbleibsel von Entwürfen eines kritischen Kommentars sind unter den mangelhaften Notizen und Hülfsmitteln seines Nachlasses erhalten. Es scheint fast, als ob ihm die großen Sammlungen, von denen er in den Prolegomenen spricht, während seiner Abwesenheit von Halle mit andern Schätzen verloren gegangen wären. In seinen Papieren sind der Nachwelt nicht die Mittel geboten, um die Ergänzung seines Werkes mit Leichtigkeit und Sicherheit zu geben.

Spitzner hat durch seine verdienstlichen Leistungen bei der Bearbeitung der Ilias das vorhandene Bedürfniß nicht gehoben. Da er sich einer Recension dieses Gedichtes unterzog, welche bei ihrem nahen Anschlusse an Wolfs Leistung eher den Namen einer Recognition verdiente, mußte er sich in einem vollständigen Apparate die Grundlagen von Untersuchungen schaffen, ohne die er weder zur Rechtfertigung der wolfschen Lesart, noch zu eigenen Resultaten, noch zu einer methodischen Auswahl der Varianten gelangen konnte. Daß er diese Basis nicht gehabt hat, erhellt theils aus seinem eigenen Geständnisse, theils aus einem Ueberblicke seiner Lesarten, theils aus der Art, wie er die Entstehung der Abweichungen aus Ursachen ableitet, die auf die eine oder andere Handschrift, aber nicht auf eine Menge von Urkunden einwirken konnten, deren Uebereinstimmung ihm völlig entgangen ist. Wie viel seine Würdigung der Zeugnisse und seine Benutzung der Scholien zu wünschen übrig ließ, hat Lehrs gezeigt, ohne in seinen Entgegnungen eine angemessene Widerlegung zu finden. Gleichwohl hat er sich durch seine Beiträge zur Füllung einer Lücke und durch manche lehrreiche Erörterungen einen entschiedenen Anspruch auf unsern Dank erworben.

Dagegen fühlen wir uns bei dem Bedürfnisse hülflos, ein geeignetes kritisches Material für die Odyssee zu Rathe zu ziehen. Es leuchtet ein, daß uns die bunte, unzuverlässige Mischung von Varianten, welche Barnes und Clarke aufgehäuft haben, keine neuere Texte erklären kann, welche durch die methodische Verwendung reicherer und besserer Mittel geschaffen sind. Einen noch geringeren Dienst leistet uns ein planloses Produkt der oxforder Presse vom Jahre 1827. In ihm ist der Text vom Jahre 1800 für gelehrte Liebhaber mit einem Variantenapparate geschmückt, der die Lesarten des Harlejanus Nr. 5674 und einer italienischen Handschrift, die wir bereits kannten, mit den Abweichungen von Wolf und den Wörtern bietet, welche nach Heynes Ansicht ein Digamma hatten.

Im Hinblicke auf diese Sachlage glaubte ich, keine nützlichere Arbeit unternehmen zu können, als wenn ich einen kritischen Apparat zur Odyssee in einer zeitgemäßen Weise herzustellen versuchte. Wolf hatte den Vulgärtext zu gewinnen und mit den Lesarten älterer Grammatiker zu verbessern gesucht, welche sich ihm entweder durch ihren innern Werth oder bei einer gleichen Güte durch den Vortheil empfahlen, den ihnen die Gewähr eines alten Bürgen unbekannten Grammatikern gegenüber sicherte. Namentlich hatte er unter den Letzteren die aristarchischen einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. So natürlich es nun meine nächste Aufgabe war, den Vulgärtext ausfindig zu machen, so durfte ich seine Bildung doch nicht mit Wolf ins dritte

oder vierte Jahrhundert setzen, da er bereits vor der Mitte des zweiten seine Konsistenz gewonnen zu haben scheint. Daß bei dieser Annahme der Schwerpunkt der Entscheidung über das, was Vulgärtext sei, in manchen Versen von der Stelle gerückt wird, wo ihn Wolf fand, ist einleuchtend. Ebenso schien eine nähere Prüfung der Handschriften, auf welchen unsere Ansichten und Vermuthungen über die Vulgata so häufig beruhen, bei einem neuen und vollständigeren Gebrauche unerlässig zu werden, da ihre Glaubwürdigkeit und ihr Verhältniß unter einander von Wolf nicht näher charakterisirt ist. Der Ausfall einer solchen Untersuchung muß die Entscheidung über den Vulgärtext überall bedingen, wo sich dieser nur aus Handschriften ermitteln läßt.

Aber die Forschung über den subsidiarischen Bestandtheil des wolfschen Textes, der in den Lesarten der älteren Alexandriner liegt, ist theils durch einen bedeutenden Zuwachs an neuen Scholien in ein neues Stadium getreten, theils durch die Untersuchungen, welche von Lehrs geweckt und glücklich gefördert und von vielen Nachfolgern mit einem ebenso großen Erfolge, als Eifer aufgenommen und weiter geführt wurden. Nachdem Lehrs den Schlüssel zu einem gründlichen Verständnisse des ersten venetianischen Scholiasten gegeben, die Leistungen Aristarchs für Homer nachgewiesen und den Weg gezeigt hatte, auf welchem sich unsere Kenntniß des aristarchischen Textes durch die Benutzung der dargebotenen Vortheile erweitern ließ, sind außer den Nachrichten über Aristarchs Lesarten direkte und indirekte Zeugnisse hervorgetreten und Beziehungen verständlich geworden, die sich früher dem Blicke entzogen. Die Grundsätze und Lehren des großen Alexandriners, seine Art der Kritik und Erklärung, seine Schärfe, Besonnenheit und Konsequenz in der Beobachtung, seine Stellung gegen seine Vorgänger u. s. w. sind in ein Licht getreten, welches man vor dem Jahre 1833 in kühner Hoffnung wohl von einem neuen Erwerbe unbekannter literarischer Schätze, aber nicht von der richtigen Ausbeutung eines Werkes erwarten konnte, mit welchem Villoison fünfundvierzig Jahre früher den Untersuchungen Wolfs die Wege geöffnet und geebnet hatte. Schien der Gewinn der neuen Forschung beim ersten Blicke zunächst nur für die Ilias von großer Bedeutung zu sein; so konnte eine weitere Betrachtung doch auch die Konsequenzen für die Odyssee unmöglich verkennen. Die Gründlichkeit und Vollständigkeit, mit welcher die homerischen Studien Aristarchs aufgehellt waren, entfernte das Dunkel von mancher Stelle ihrer Geschichte. Obschon noch Keiner für sie den Nachlaß der vier Grammatiker entdeckt hatte, welche durch den ersten venetianischen Scholiasten zu uns reden, so sprang es bei einer sorgfältigen Prüfung doch in die Augen, daß erhebliche Bruchstücke von ihnen nicht nur in die Sammlungen übergegangen seien, welche Buttmann und Dindorf veranstaltet haben, sondern auch von Eustathius aus ähnlichen älteren Hülfsmitteln mitgetheilt wurden. Diese Bestandtheile aus dem bunten Gemische grammatischer Gelehrsamkeit mittelst geeigneter Reagentien auszuscheiden und zu sammeln, bleibt für den Philologen eine Aufgabe, deren Lösung nicht blos den Lohn der edlen Freude, mit der er das Verschwundene ins Leben ruft, sondern auch für die Kritik des Textes Stützpunkte verspricht, deren Sicherheit in dem Grade wächst, in welchem er den Drang seiner Wünsche bei einem sorgfältigen Studium des Aristarch durch eine besonnene Wahl der Kriterien, nach denen sich die Bruchstücke erkennen lassen, und durch eine genaue und vollständige Beachtung der Fäden zügelt, die uns aus den Schriften der Grammatiker, Lexicographen und Rhetoren auf die aristarchischen Trümmer, als auf ihren Ausgangspunkt, zurückführen. Es wird aber auf diese Weise eine Menge von Lesarten, die früher keinem Grammatiker von Namen beigelegt werden konnten, in eine Beziehung zu Aristarch gesetzt und in den Kreis derjenigen gezogen, welche den Lesarten des Vulgärtextes bei einem gleichen inneren

Werthe den Vorzug streitig machen. Aber selbst der Glaube an das Bedürfniß dieser Einschränkung, welche Wolf für nöthig hielt, ist erheblich durch Lehrs erschüttert worden, da er den Beweis geliefert hat, daß Aristarch mit der großen Vorsicht in der Schätzung des Positiven eine diplomatische Treue bewies, die wir den Begründern des Vulgärtextes nicht in gleichem Grade beilegen dürfen, weil wir sie nicht kennen. Seine Lesarten treten mit dem Präjudiz in die erste Reihe, daß sie aus seinen Urkunden mit der nöthigen Umsicht von ihm gewählt wurden.

Je lockender aber bei diesem Vorzuge der Gewinn wird, den uns die Benutzung der eröffneten Quellen verspricht, um so dringender stellt sich das Bedürfniß ein, die verschiedenen Grade von Zuverlässigkeit zu ermitteln und im Auge zu behalten, mit der wir Aristarchs Ansehen für anonyme Varianten geltend machen dürfen. Die Quellen, aus denen wir ihren Ursprung ermitteln, gehören bald dem ersten, bald dem zweiten, bald einem tieferen Range an; ihre Berichte sind bald unversehrt, bald so entstellt, daß wir uns die erheblichsten Zweifel über ihren Charakter nicht verschweigen dürfen. Die Klugheit gebietet, das Wahrscheinliche scharf von dem Sicheren zu trennen, die verschiedenen Grade von Wahrscheinlichkeit kenntlich zu machen, die geringeren nicht unbeachtet zu lassen und die höheren da hinzunehmen, wo sich nichts Sicheres findet. In der That sind wir bei den Untersuchungen über den aristarchischen Text durch diese Rechnung mit Gründen der Wahrscheinlichkeit in keine schlimmere Lage versetzt, wie bei der Erforschung des Vulgärtextes, über welchen nur wenige sichere Angaben erhalten sind.

Wenn aber die aristarchischen Lesarten in die erste Linie treten, wenn der Gebrauch der Mittel, mit welchen wir sie finden, einen erheblichen Gewinn theils schon zu Tage gefördert hat, theils noch in Aussicht stellt, wenn die Bedenklichkeiten, welche gegen ihre Anwendung sprechen, bei der nöthigen Vorsicht nicht größer erscheinen, als die, mit welchen wir die Resultate der bisherigen Untersuchungen annehmen mußten: so kann der Versuch, von dem bereits gewonnenen Vulgärtexte zu dem aristarchischen aufzusteigen, wie wir von unsern Urkunden zum Vulgärtexte gelangen, bei allen Schwierigkeiten, denen er entgegengeht, im voraus weder hoffnungslos genannt, noch als ein Verstoß gegen eins der ersten Gesetze der neueren Kritik betrachtet werden, die vor Allem eine besonnene Begrenzung der Aufgabe nach der Lage der Urkunden verlangt. Wie weit das Resultat hinter den Erwartungen bleibt, muß der Ausfall lehren. Ist dieser auch sicher nur ein approximativer, so hat er doch seine Schwäche mit allen menschlichen Versuchen und insbesondere mit unsern homerischen Texten gemein, von denen es sich erweisen läßt, daß sie häufig weder die Vulgata, noch eine ältere Lesart an Stellen darbieten, wo man nur die eine oder die andere erwarten konnte. Es ist eine Thatsache, daß der Vulgärtext großentheils der aristarchische ist, wie Giphanius zuerst vermuthete. Ob die Veränderungen, mit welchen dieser in jenen überging, im Laufe von dritthalb Jahrhunderten bei dem großen Ansehen des Schulhauptes zahlreicher geworden sind, wie diejenigen, welche wir ausscheiden müssen, um den Vulgärtext darzustellen, kann nur durch eine Untersuchung nachgewiesen werden. Mag die Energie der grammatischen und kritischen Studien bei den ältern Alexandrinern größer, mag ihr Reichthum an Mitteln bedeutender gewesen sein, wie in späteren Tagen; so ist doch auch der Einfluß eines um sechs Jahrhunderte längeren Zeitraums in Anschlag zu bringen, in welchem sich gelehrte Abschreiber den Vulgärtext mit Hülfe der Scholien bequemer und gefälliger machen konnten, wie sie es wirklich gethan haben. Ueber die Abweichungen der Alexandriner liegen uns wenn auch unvollständige, so doch reichere und zuverlässigere Mittheilungen vor, als über die Wechsel, die der Text vom vierten bis zum zehnten Jahrhunderte durchgemacht hat.

Ja wir sind häufig in der Lage, die aristarchische Lesart bestimmt zu erkennen, wo unsere Annahme über die Vulgata nur die Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Mit diesen Ansichten ging ich vorläufig auf den Plan von Lehrs ein. In seinem Sinne betrachtete ich den aristarchischen Text als den ältesten der überliefert sei; ich nahm mir vor, ihn aus dem Vulgärtexte durch die vorhandenen Ergänzungsmittel zu gewinnen. Indem ich aber die Vulgata durchgehends den aristarchischen Abweichungen gegenüber scharf hervorhob, hielt ich die Vortheile beider Standpunkte bis zur Vollendung der Arbeit für hinreichend gesichert. Während ich den ältesten Text, den meine Handschriften erkennen ließen, von späteren Entstellungen und Veränderungen zu befreien und so viel wie möglich zu der Gestalt zurückzuführen suchte, welche von Aristarch und seinen Nachfolgern festgestellt ist, gewann ich die älteste Bürgschaft zunächst für die Beibehaltung vieler Lesarten, dann aber auch zur Empfehlung von Varianten, welche bisher unbekannt waren oder einen nur untergeordneten Werth zu haben schienen. Nachdem ich die Benutzung der Scholien für die Entdeckung aristarchischer Lesarten vor kurzem in einer Gelegenheitsschrift erläutert habe, sei es mir hier gestattet, zur Rechtfertigung meines Verfahrens auf drei Stellen näher einzugehen, deren Veränderung durch das Gewicht von Citaten kräftig gestützt oder durch die Uebereinstimmung sämmtlicher Quellen geboten wird.

Seit man in der ersten Rhapsodie V. 70 nach der Hamburger Handschrift und dem Lemma der gewöhnlichen Scholien für

Ἀντίθεον Πολύφημον, ὅου κράτος ἐστὶ μέγιστον

geschrieben hat

Ἀντίθεον Πολύφημον, ὅου κράτος ἔσκε μέγιστον,

sieht es nun so aus, als ob Zeus den monströsen Göttersohn im neunten Jahre nach der Blendung für todt oder so geschwächt ansähe, daß ihm die Obmacht unter den Kyklopen nicht mehr zugesprochen werden könnte. Allein dieser Aenderung widerstrebt nicht nur die Uebereinstimmung aller übrigen Handschriften, sondern auch ein Citat von erheblichem Alter. Denn im Etym. M. 614, 34 wird ὅου κράτος ἐστὶ μέγιστον aus unserm Verse an einer Stelle gegeben, wo Herodians Gründe für die Annahme, daß ὅου ein Paroxytonon sei, in derselben Weise entwickelt sind, wie sie sich in dem Scholion zu unserer Stelle aus der Ὀδυσσειακὴ προσῳδία dieses Grammatikers erhalten haben. Der Verfasser des Etym. Magn. hat aber seinen ganzen Artikel wörtlich aus den Epimerismen Homers p. 316, 18, und zwar aus einem Exemplare geschrieben, in welchem zwischen dem Worte ὅου und seiner Erklärung das homerische Hemistich selbst eingeschaltet war, eine Einrichtung, die wir in diesem Buche an vielen Stellen z. B. p. 2, 5. 6, 11. 9, 23. 46, 9, 24 u. s. w. bemerken. Für das Alter des Präsens ἐστὶ tritt also wenn auch nicht Herodian, so doch wenigstens der gelehrte Grammatiker in die Schranken, dem wir die vorliegende Fassung der Epimerismen verdanken. Dagegen glaube ich, die andere Variante ἔσκε aus einer Meinung ableiten zu dürfen, deren Unhaltbarkeit zweifellos ist. Es gab Grammatiker, welche ihren Homer so wenig kannten, daß sie die Mittheilung in der zweiten Rhapsodie, V. 19, 20 Antiphos, Sohn des Aegyptios, sei der Letzte gewesen, den sich der Kyklop zur Nachtkost zubereitet habe, nicht anders deuten zu können glaubten, als wenn sie annähmen, Polyphem habe mit dem Auge auch das Leben verloren. So sehr auch diese Voraussetzung mit dem ganzen Homer im Widerspruche steht, der nichts davon mittheilt, der, wie Zeus in den unmittelbar vorher gesprochenen Worten, 68. 9, so überall den Zorn Poseidons nicht von einer Tödtung, sondern von der Blendung seines Sohnes ableitet, bei welchem die gewaltige Kraftanstrengung des Polyphem nach seiner Verwundung den Beweis giebt, daß diese

seine Nerven nur vorübergehend bis zum wilden Schmerze aufwühlen konnte, ohne ihn im Lebenskerne zu erschüttern: — diese unglückliche Ansicht war schon zu Eustathius Zeit in den Scholien zu finden, wie sie noch jetzt in der kleinen Sammlung an dieser Stelle mit den Worten ausgesprochen ist: *ἢ δόρπον πύματον· οὐκέτι γὰρ ὁ Κύκλωψ ἔφαγε, συναποβαλὼν τῷ φωτὶ καὶ τὸ ζῆν, ὡς λέγεται.* Wer dieser Annahme folgte, der sah sich auch veranlaßt, I. 70 *ἔσκε* zu schreiben. In der That ist aber das älteste Zeugniß für die Glosse des Scholiasten in der bodleyanischen Handschrift der kleinen Scholien enthalten, welche aus dem zwölften Jahrhundert stammt und, obgleich sie die lächerliche Versicherung zu II, 19 nicht giebt, dennoch I, 70 *ἔσκε, ὑπῆρχε* auf dem Rande bietet. Mag der Zusatz auch von der ersten Hand herrühren, was Dindorf wenigstens nicht in Abrede stellt; er ist nachweislich nicht älter, als der Irrthum, dem er seinen Ursprung verdankt und den wir aus Eustathius kennen. Es ist also angemessen, die verbreitete Lesart, als die älteste, gegen eine schwach beglaubigte und verdächtige Variante aus später Zeit festzuhalten, um über die Folgen der Blendung nicht Vermuthungen zu veranlassen, für welche sich in der homerischen Dichtung keine Stütze findet.

Wenn die Annahme Wolfs Praefat. II. p. XXXVI eine richtige ist, daß Virgil seinen Homer von Jugend auf in einem aristarchischen Exemplare gelesen habe, so gewinnt die Betrachtung der Stellen, denen der römische Dichter die Konturen nach dem griechischen Vorbilde gab, für die Ermittelung der aristarchischen Lesart eine besondere Bedeutung. Nun hat aber Virgil Aen. VIII, 454 sq. das Bild Evanders unverkennbar im Hinblicke auf den homerischen Telemach, Od. II, 1—12, gezeichnet und unter andern Zügen auch den aufgenommen, daß ihn zwei Hunde beim Ausgange begleiten. Er sagt:

Nec non et gemini custodes limine ab alto
Procedunt gressumque canes comitantur herilem.

Er las also und zwar vielleicht nach Aristarch Od. II, 11 *δύω κύνες ἀργοί*, wie wir in den breslauer Membranen, in dem augsburger Kodex und in den Kopieen einer Kreterhandschrift lesen, abgesehen von den übrigen, deren Zeugniß nur durch das Stillschweigen der Kollationen verbürgt wird. Keine andere Lesart nahm Apollonius in sein Lexicon 41, 22 auf; denn sein Artikel ist aus einem älteren Exemplare dem Etym. Magn. p. 136, 2 mit dem streitigen Worte *δύω* einverleibt, welches in dem cod. Coisl. fehlt. Auch die Begründer des Vulgärtextes änderten in dieser Stelle nichts; denn wie sich Servius im vierten Jahrhunderte durch seinen homerischen Text noch für berechtigt hielt, in dem gemini eine Nachahmung zu finden, so gab Chöroboskus in den Epimerismen zu den Psalmen 122, 19 *ἅμα τῷ δὲ δύο κύνες ἀργοὶ ἕποντο.* Beim Anblicke dieser Zeugnisse würde Wolf gewiß nicht die Behauptung vertreten haben, daß die Lesart des Byzantinus, den Eustathius gebraucht, und des Harlejanus *κύνες πόδας ἀργοί* als Vulgata betrachtet oder dem Aristarch beigelegt werden könne, während nur in jener Handschrift die älteste Bürgschaft für sie zu erkennen ist. Denn ich wage kaum die Vermuthung, daß die Existenz dieser Variante bereits im zehnten Jahrhundert bei der Abfassung des codex Coislin. auf den Ausfall des *δύω* eingewirkt habe, wie etwa im wiener Nr. 56. Die Entstehung der Variante aber wird aus einer Parallele mit XVII, 62 mit um so größerer Wahrscheinlichkeit abgeleitet, wenn man bemerkt, daß auf demselben Wege in der augsburger Handschrift aus unserem Verse II, 11 das alte *δύω κύνες ἀργοί* in die siebzehnte Rhapsodie geschlichen ist, wo nach der Lage unserer Urkunden nur *κύνες πόδας ἀργοί* als Vulgata feststeht. Die verbürgte Lesart ist demnach hier diejenige, welche ich, auch von den Scholien abgesehen, in denen eine Bemerkung des Aristonikus stecken dürfte, schon aus dem Grunde vorziehe, weil sie

mir das Bild des Jünglings bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in einer Stunde ernster Entscheidung mit bestimmteren Rissen zeichnet.

Endlich gehe ich zur Berichtigung einer Stelle über, deren Beschaffenheit uns die Wichtigkeit eines vollständigen Gebrauches der vorhandenen Hülfsmittel nicht allein für die Herstellung des ältesten Textes, sondern auch für ein genügendes Verständniß zeigen mag. Bei der zweiten Todtenschau, zu welcher uns der Dichter im vierundzwanzigsten Gesange führt, empfängt Achill den Agamemnon mit Worten der Verwunderung, weil er, der bekannte Liebling des Zeus, bereits im Reiche der Schatten weile. Er sagt V. 28 u. 29

ἦτ' ἄρα καὶ σοὶ πρῶτα παραστήσεσθαι ἔμελλεν
Μοῖρ' ὀλοή, τὴν οὔτις ἀλεύεται, ὅς κε γένηται.

Alle Ausgaben von Demetrius Chalkondylas bis auf Dindorf herab geben im ersten Verse πρῶτα, mit dem Byzant. und Harlej. übereinstimmend, denen sich der wiener 56 anschließt. Die Schwierigkeit aber, in welche hierdurch der Erklärer verwickelt wird, tritt in sämmtlichen Uebersetzungen hervor, da einige eben so wenig verständlich sind, wie der griechische Text, andere einer Deutung folgen, welche in den vorliegenden Worten keine Rechtfertigung finden kann. Am treuesten übersetzte Giphanius: Certe igitur et tibi primum affutura erat Parca perniciosa, ohne sich freilich darum zu kümmern, ob die Parze denn später nicht in seine Nähe getreten sei, wie sie anfangs zu thun Miene machte, und ohne zu finden, daß die Annahme dieses Falles dem Sinne, der Thatsache und der religiösen Anschauung des Alterthums widerspricht. Ernesti verband πρῶτα mit ἔμελλεν und deutete es mit Beziehung auf Hektors Worte Il. VI, 489 in dem Sinne: vom Anfange des Lebens war es dir bestimmt, daß auch dich der Tod ereile. Aber abgesehen davon, daß πρῶτα den vollständigen Satz ἐπεὶ τὰ πρῶτα ἐγένου (Il. l. l.) oder den Ausdruck ἐκ γενετῆς (Od. XVIII, 6) weder im Allgemeinen, noch insbesondere an dieser Stelle vertreten kann, wo die Verständlichkeit des Gedankens gerade von der Bestimmtheit dieser Bezeichnung abhängig ist, sollte Achill wirklich durch die Wahrnehmung überrascht werden, daß das Loos zu sterben dem Agamemnon bereits bei der Geburt bestimmt wurde, während allen von dem Augenblicke an, in welchem ihr Dasein beginnt, das Geschick durch die Mören zugesponnen wird? Il. XX, 127. Od. VII, 197. Würde er nicht durch seine Worte zu erkennen geben, daß er früher den Agamemnon für unsterblich gehalten habe? Hatte diesem wirklich Zeus durch die Verherrlichung seines Herrscherglanzes vor Troja die Aussicht auf eine Auszeichnung eröffnet, die keinem Menschen beschieden ist, mag er gering oder edel sein und, wie Hektor (Il. XXIV, 749), ein Liebling der Himmlischen? Il. VI, 489. Herr J. Minckwitz übersetzt: „Doch sehen wir traun, daß du der Erste warst, dem ebenfalls die verderbenvolle „Moira zur Seite treten sollte, welcher Keiner entrinnt, der da geboren wurde?" Er übersah, daß πρῶτα kein πρώτῳ ist, daß sich πρώτῳ dem Verse nicht anpassen läßt, wenn man nicht die Korruption ἦτ' ἄρα καὶ σοὶ πρώτῳ παραστήσεσθαι ἔμελλεν vertreten will, und daß wo ein Erster genannt wird, ein Zweiter um so eher folgen muß, je leichter der Gedanke bei Ergänzung desselben auf Irrthümer stoßen kann. Nun war aber Agamemnon nicht nur später, als Achill, Patroklus, Antilochus, Ajax der Telamonier, in deren Nähe dieses gesprochen wird, sondern auch nach Ajax, dem Sohne des Oileus, angekommen, wenn man allenfalls den Ausdruck auf die zurückkehrenden Helden beziehen zu können glaubte. Voß lenkte wieder auf einen Weg ein, den vor ihm Raphael von Volaterrä betreten hatte, indem er übersetzte:

Aber auch dir ja zu früh mußt' ach annahen des Todes
Hartes Geschick, dem keiner entrinnt, wen geboren die Mutter.

Die irrige Annahme, daß πρῶτα „zu früh" heiße, ist durch nichts gestützt, als durch ein Scholion, welches im Harlejanus mit folgenden Worten steht: πρῶτα πρὸ τοῦ γήρως, πρὸ τοῦ δέοντος. οὕτως Ἀττικοί. Der gelehrte Scholiast war aber nicht so thöricht, seine Erklärung zu jenem Lemma zu geben, mit dem sie bereits Eustathius p. 312, 34 verbunden fand; er hatte πρωΐ vor Augen, was sich in einer Kopie der Kreterhandschrift, in den breslauer Membranen und in dem augsburger Kodex erhalten hat, und nahm es in dem Sinne von „zu früh," in welchem es von Hesychius II. 1066, Photius 468, 16, Thomas Magister 273, 10 und Phavorinus 1591, 3 gedeutet ist. Das Wort ist ionisch und homerisch. Seine hier angenommene Bedeutung läßt sich allerdings nicht für Homer, sondern nur für die attische Sprache nachweisen, was der Scholiast ausdrücklich hervorhebt; sie kann uns aber nicht in einem Gesange befremden, der so viele Eigenthümlichkeiten in Wörtern, Formen und Wortbedeutungen hat. Sie entspricht dem Sinne auf eine ganz befriedigende Weise. Achill ist überrascht, daß nicht allein er, sondern auch Agamemnon zu früh ins Schattenreich gekommen sei. Wir müssen annehmen, daß dieser bei seinem Tode ungefähr im fünfzigsten oder fünfundfünfzigsten Jahre stand, wenn er die Herrschaft nicht vor dem zwanzigsten Jahre übernahm und dreißig oder fünfunddreißig Jahre führte, wie uns Eusebius sagt*). Obgleich er damals den Marken eines doppelten Menschenalters nicht fern stand, so ließe sich doch erwarten, daß es dem Manne, dessen Größe und Stärke seiner Erscheinung vor Troja das Gepräge imponirender Hoheit gab, durch die Gunst des Zeus nicht minder, wie dem Nestor vergönnt werde, selbst mit einem dritten Geschlechte zu leben. Il. I, 252.

Allein Hesychius geht im Anfange seines Artikels, der ganz unserm Verse gewidmet zu sein scheint, auf eine Bemerkung über das einsilbige πρῷ mit den Worten ein: Ἀττικώτερον τὸ ὑφέν. Macht er damit eine gelegentliche Bemerkung oder betrachtet er πρωΐ und πρῷ als Varianten unserer Stelle? Die Annahme des Letzteren gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Betrachtung des alten Lemma, welches die Scholien bei Morrhius haben ΠΡΩΙΤΙ d. h. πρῴ τι. Man las demnach:

ἦ τ' ἄρα καὶ σοὶ πρῴ τι παραστήσεσθαι ἔμελλεν
Μοῖρ' ὀλοή

d. h. in der That, also auch an dich sollte etwas zu früh herantreten die verderbliche Möre. Obgleich eine solche Einschränkung in dem Altersverhältnisse beider eine Stütze findet, da Achill in der Blüthe des Lebens, Agamemnon in einem reiferen Alter endete, so scheint sie mir doch unpassend einmal, weil sie die Anerkennung des Unglücks einschränkt, dem der Pelide seine Theilnahme schenkt, dann weil sie den Schwerpunkt der Gedanken wesentlich verrückt. In den Worten Achills zeigt sich deutlich, wie er von einem Vergleiche des Unglücklichen mit sich selbst ausgeht und die Ansicht festhält, daß sein eigenes Loos noch tröstlicher sei, da sie beide ein gleiches Geschick in einem frühzeitigen Tode gefunden hätten, während er selbst kämpfend vom Schauplatze eines unsterblichen Ruhmes geschieden und unter der Theilnahme des ganzen Griechenheeres bestattet sei, Agamemnon dagegen weder ein rühmliches Ende, noch ein würdiges Grabmal erlangt habe. Die Basis dieses Vergleiches liegt in der Gleichstellung rücksichtlich ihres frühzeitigen Todes; sie wird aufgegeben, falls die Gleichheit durch ein τι modificirt wird. Dazu kommt, daß das einsilbige Wort dem Jonismus ebenso fremd ist, wie dem Homer. Die zwei-

*) p. 297 bei Mai in Uebereinstimmung mit Syncellus: Mycenis regnat Agamemnon annis XXXV; dagegen p. 131: Post hos Agamemnon annis XXX. Hieronymus gibt bei Scaliger p. 92 XV.

silbige Form findet, als Vulgata, ihre Bürgschaft in den Handschriften, in dem alten Scholiasten und im Hesychius, der, wenn er auch πρῲ als Variante anzudeuten scheint, doch keineswegs πρῴ τι, sondern πρωΐ erklärt. Zur Empfehlung von πρῴτι kann aus den Urkunden nichts geltend gemacht werden, als das alte Lemma der kleinen Scholien und seine eigenthümliche Bedeutung in der Geschichte dieses Verses, welcher den Wechsel von πρωΐ, πρῴ τι, πρῶτα durchgemacht hat. Aber auch hier hat es erst an der zweiten Stelle seinen natürlichen Platz. Bereits zu der Zeit, in welcher der Byzantinus geschrieben wurde, war selbst in guten Texten weder πρωΐ, noch πρῴτι zu finden, sondern πρῶια, was man ohne Bedenken mit dem alten Scholion verband, dessen Sinn zuerst Buttmann verstanden hat. Mit der Behutsamkeit und Unbefangenheit, die ihn bei der Behandlung der Reste alter Ueberlieferung auszeichnet, erkannte er, daß vielleicht πρωΐ die richtige Lesart sein dürfte, aus der sich zuerst πρῴτι, dann πρῶτα entwickelt hätte. Wenn ihm ein Beweis aus Handschriften nicht gefehlt hätte, so würde er seine Ansicht wahrscheinlich mit größerer Zuversicht ausgesprochen und der Beachtung derer empfohlen haben, denen die Herstellung eines verständlichen Textes am Herzen lag. Jetzt finden wir sogar in der oxforder Ausgabe der Scholien S. 726, 28 noch das verkehrte Lemma πρῶτα und S. 727 die gegen Buttmann gerichteten Worte: Nihil tribuendum illi πρωιτι.

Eine Discussion zur Sache wird über diesen Vortrag nicht angeregt; nur bemerkt

Professor d. Theol. Dr. Böhmer von hier: Er müsse bei aller Anerkennung der Verdienstlichkeit der Aufgabe, die sich der geehrte Redner gestellt habe, doch sich gegen eine solche Fülle von Specialitäten erklären, wie sie der eben gehörte Vortrag enthalte; er vermisse das Allgemeine, welches sich für die Universalität der Versammlung viel besser eigne. — Dagegen bemerkt

Professor Dr. Kayser: Er habe anerkannten Autoritäten gegenüber in einer Philologen-Versammlung an einigen Beispielen darthun zu müssen geglaubt, auf welche Weise er seine Aufgabe zu lösen gedenke, und wie er nur durch Anführung von Specialitäten einen deutlichen Begriff von der Sache habe geben können.

Den Schluß der heutigen Sitzung bildet der Vortrag des

Privatdocenten Dr. Westphal von Tübingen

„über Terpander und die früheste Entwicklung der griechischen Lyrik*)."

Indem ich beabsichtige, Ihnen die früheste, durch Terpanders Namen bezeichnete Kunst-Epoche der griechischen Lyrik vorzuführen, muß ich mit einem Satze beginnen, der richtig ausgesprochen wohl nur wenig Gegner mehr finden dürfte, dem Satze nämlich, daß bei den Griechen die epische Dichtung keineswegs die älteste war. So fest es auch steht, daß von allen Gattungen der griechischen Poesie das Epos am frühesten zu der Stufe der vollendeten Kunstentwickelung gelangt ist, so zahlreiche Zeugen uns auch auf jedem Blatte der griechischen Literatur entgegentreten, daß die übrigen Arten der Poesie ihre concrete Gestaltung gerade dem ausgebildeten Epos verdanken, so ist doch keineswegs damit gesagt, daß das Epos überhaupt die älteste Poesie war. Vielmehr sind die homerischen Gedichte das Product einer langen Entwickelung und haben zu ihrer Voraussetzung zahlreiche Factoren, von denen uns bei Homer selber die treueste Kunde erhalten ist. Außer den in der Ilias und Odyssee mit dem Namen κλέα ἀνδρῶν bezeichneten epischen Ein-

*) In dem mündlichen Vortrage konnten die von S. 57 an folgenden Erörterungen über Chronologie u. s. w. nur angedeutet werden; die dort gegebene Darlegung der Gliederung des Terpandrischen Nomos im Zusammenhange mit der Composition der Pindarischen Epinikien habe ich hier nicht zum Abdrucke kommen lassen wollen, um sie an einem andern Orte ausführlicher zu besprechen.

zelgesängen, welche die unmittelbare Voraussetzung der homerischen Epen bilden, erhalten wir dort ein lebensvolles Bild von einer hohen Bedeutung des lyrischen Gesanges, ja wir finden dort fast alle Verhältnisse schon in der Weise ausgebildet, wie sie uns später in der Geschichte der zur eigentlichen Kunstform entwickelten Lyrik wieder entgegentreten. Vor allem zeigt sich dort die dem Dienste des Apollocultus entstammende chorische Lyrik, die den Namen der Päanenpoesie trägt, dieselbe Dichtungsart, welche auch in der Blüthezeit Griechenlands als die vorzüglichste Gattung der apollinischen Chorlyrik erscheint. Wir stehen hier auf dem Punkte, wo es leicht ist, das fast unzertrennbare Band der drei musischen Geschwisterkünste, der Poesie, Musik und Orchestik in seiner Entstehung zu begreifen. Die Quelle der Poesie im ältesten Leben der Völker ist die Religion. Im Verkehre mit der Gottheit erhob sich die Rede zu den schwungreichen Formen, die sich der Sprache des gewöhnlichen Verkehrs gegenüber zum poetischen Ausdrucke gestalteten: das Gebet, das Lob der Gottheit schuf die Poesie; — an die Gottheit gerichtet nahm die Rede zugleich einen mannigfaltigen Wechsel der Accente an, der gehobene Vortrag wurde zum Gesange, zur Melodie; — der Ort endlich, wo der Mensch zur Gottheit sich wandte, war der Altar, auf dem die Opfer brannten und den die Singenden im feierlichen Zuge umwandelten, und diese Bewegung um den Altar ist es, in der der Anfang der Orchestik gegeben ist; der Tanz der Alten ist in seinem Ursprunge nichts anderes als ein heiliger Opferzug oder Opfertanz. Das ist die Entstehung der 3 musischen Schwesterkünste, der Poesie, Musik und Orchestik, und ihrem Ursprunge getreu stehen sie in der klassischen Zeit des Griechenthums noch vorwiegend im Dienste der Religion; in der Religion empfangen sie fortwährend ihre frischeste Lebenswärme und fortwährend sehen wir aus ihr neue poetische Gattungen hervorgehen. Der Cult aber, der in der frühesten Zeit am wirksamsten für die Pflege der musischen Kunst war, ist der Cult des Apollo, des eigenthümlich hellenischen Gottes, des Gottes ewiger Jugendlichkeit und Klarheit, des schönsten Typus des jugendlichen hellenischen Geistes. So erklärt es sich leicht, daß der Blüthe des Epos eine apollinische Chorlyrik vorausgeht, ja daß der Päan bereits in der Ilias als dieselbe poetische Gattung erscheint, wie sie der höchsten Vollendung der Lyrik typisch bleibt — der Päan einerseits als Bitt- und Flehgesang, gesungen in der Noth, die der Gott Apollo gesandt — und andererseits der Päan als preisendes Siegslied, eine Bedeutung, aus der sich der Kampfes-Päan entwickelt hat. Als Bittgesang erschallt der Päan im Chore der Achäer, als Apollo das Heer durch die Pest darniedergebeugt Il. 1, 472, ein Siegespäan wird von den Myrmidonen nach Hectors Falle angestimmt Il. 22, 291, das treue Bild eines päanischen Prosodions.

Neben der päanischen Poesie erscheint in der Ilias eine zweite Art von Chorlyrik, der Gesang bei der Hochzeits- und Todtenfeier, der Hymenäus und Threnos. Es ist unnöthig auf den religiösen Ursprung dieser Dichtungsarten hinzuweisen. Wie bei allen alten Völkern die Ceremonien der Hochzeits- und Todtenfeier den chthonischen Göttern gelten, die dort bei der Schließung der Ehe ein neues Leben erwecken sollen und hier im Tode das Leben wieder zu sich nehmen, so gelten ihnen auch die Lieder, die dort im freudigen Jubel, hier in der Gewalt des Schmerzes gesungen werden. Diese religiöse Bedeutung tritt niemals ganz zurück, wenn auch das Hochzeitslied zu einem profanen Jubelliede und die Todtenklage zu einem Ergusse blos individuellen Schmerzes und Trostes wird, wie dies in den kargen Resten antiker Hymenäen- und Threnen-Lyrik meist der Fall ist. Bei Homer nun erinnert die Schilderung beider Dichtungsarten fast in allem an die spätere historische Zeit, die des Hymenäus auf dem Schilde des Achilleus Il. 18, 493 und die des Threnos bei der Todtenklage um Hector Il. 24, 720. Jener ist ein chorischer Gesang unter bewegter Orchestik von Flöten und Phormingen begleitet, dieser ein

kommatischer Wechselgesang der Andromache, Hekabe und Helena, in deren Klagen der Chor der Troerinnen einstimmt, *ἐπὶ δὲ στενάχοντο γυναῖκες*. Die kommatische Vertheilung des Threnos treffen wir zwar nicht mehr in dem Threnos der ausgebildeten Lyrik, dagegen ist sie von der Tragödie festgehalten, denn die kommatische Form des tragischen Threnos ist nicht eine Neuerung der tragischen Dichter, sondern ein Festhalten der alten volksmäßigen Weise. Ja selbst die strophische Composition der späteren Hymenäen läßt sich bereits für jenen Threnos der Troerinnen nachweisen. Die Klagen der Hekabe und der Helena zerfallen nämlich je in 4 tristichische Strophen, die durch scharfe Interpunction von einander gesondert sind:

Ἑκάβη (v. 748 ff.)

Ἕκτορ, ἐμῷ θυμῷ πάντων πολὺ φίλτατε παίδων,
ἦ μέν μοι ζωός περ ἐὼν φίλος ἦσθα θεοῖσιν,
οἱ δ' ἄρα σεῦ κήδοντο καὶ ἐν θανάτοιό περ αἴσῃ.

ἄλλους μὲν γὰρ παῖδας ἐμοὺς πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεὺς
πέρνασχ', ὅν τιν ἕλεσκε, πέρην ἁλὸς ἀτρυγέτοιο,
ἐς Σάμον ἔς τ' Ἴμβρον καὶ Λῆμνον ἀμιχθαλόεσσαν.

σεῦ δ' ἐπεὶ ἐξέλετο ψυχὴν τανυήκεϊ χαλκῷ,
πολλὰ ῥυστάζεσκεν ἑοῦ περὶ σῆμ' ἑτάροιο
Πατρόκλου, τὸν ἔπεφνες· ἀνέστησεν δέ μιν οὐδ' ὥς.

νῦν δέ μοι ἑρσήεις καὶ πρόσφατος ἐν μεγάροισιν
κεῖσαι, τῷ ἴκελος ὅν τ' ἀργυρότοξος Ἀπόλλων
οἷς ἀγανοῖς βελέεσσιν ἐποιχόμενος κατέπεφνεν.

Ἑλένη. (v. 762 ff.)

Ἕκτορ, ἐμῷ θυμῷ δαέρων πολὺ φίλτατε πάντων,
ἦ μέν μοι πόσις ἐστὶν Ἀλέξανδρος θεοειδής,
ὅς μ' ἄγαγε Τροίηνδ'· ὡς πρὶν ὤφελλον ὀλέσθαι.

ἤδη γὰρ νῦν μοι τόδ' ἐεικοστὸν ἔτος ἐστὶν
ἐξ οὗ κεῖθεν ἔβην καὶ ἐμῆς ἀπελήλυθα πάτρης,
ἀλλ' οὔ πω σεῦ ἄκουσα κακὸν ἔπος οὐδ' ἀσύφηλον.

ἀλλ' εἴ τίς με καὶ ἄλλος ἐνὶ μεγάροισιν ἐνίπτοι
δαέρων ἢ γαλόων ἢ εἰνατέρων εὐπέπλων,
[ἢ ἑκυρή — ἑκυρὸς δὲ πατὴρ ὣς ἤπιος αἰεί —]
ἀλλὰ σὺ τόν γ' ἐπέεσσι παραιφάμενος κατέρυκες.

τῷ σέ θ' ἅμα κλαίω καὶ ἔμ' ἄμμορον ἀχνυμένη κῆρ·
οὐ γάρ τίς μοι ἔτ' ἄλλος ἐνὶ Τροίῃ εὐρείῃ
ἤπιος οὐδὲ φίλος, πάντες δέ με πεφρίκασιν.

Auch der in den tragischen Threnen wie in den erhaltenen volksmäßigen Hymenäen so beliebte Parallelismus der Worte zeigt sich in der Gleichheit des Anfangs beider Lieder. Die Auswerfung des Verses 770 ergiebt sich von selbst. In der Klage der Andromache scheint die Anrede an Astyanax spätere Einschiebung; sie hindert die strophische Gliederung, die in den 6

letzten Versen unverkennbar hervortritt, deutlicher zu verfolgen. Mag dieser Threnos zu den spätesten Bestandtheilen der Ilias gehören, immerhin wird er noch vor Arktinos hinaufzurücken sein und enthält das früheste Beispiel einer strophischen Composition als eine treue Nachahmung des volksmäßigen Threnos.

Zu den genannten Gattungen der Chorlyrik tritt bei Homer noch eine dritte hinzu, das eigentliche hyporchematische Tanzlied, von einem Einzelsänger zur Phorminx gesungen, während der Chor den Gesang mit dem Tanze begleitet. Ich brauche hier nicht darauf hinzuweisen, wie das Hyporchema in der spätern Lyrik zwar in den meisten Fällen, aber keineswegs immer vom ganzen Chore gesungen wird und ebenso bedarf es kaum der Erinnerung, daß das Hyporchema wie der Päan in seiner Entstehung dem apollinischen Cult angehört, aber diese Beziehung auf Apollo häufig verloren hat, wie in dem Pindarischen Hyporchema auf Helios und im Hyporchema der Spartaner, welches Aristophanes am Schlusse der Lysistrata aufführen läßt. Zu den Hyporchemen der Ilias rechne ich im weiteren Sinne das Lied auf den vom Apollo geliebten und getödteten Linos Il. 18, 570, das in der Schaar froh scherzender Jünglinge und Jungfrauen ein Knabe zur Phorminx singt, während jene um ihn her den Tanz beginnen und ihn zusammen mit Singen und Jauchzen und hüpfendem Sprunge begleiten. Ein genaueres Bild des Hyporchemas giebt eine andere Stelle aus dem 18ten Buche der Ilias: ein göttlicher Sänger singt zur Phorminx, in der Mitte des Chores beginnen 2 Vortänzer den Reigen und geschmückte Jünglinge und Mädchen drehen sich bald an den Händen haltend mit kundigen Füßen im Kreise, bald tanzen sie in Reihen, ἐπὶ στίχας gegen einander. Noch interessanter ist die Schilderung eines Hyporchema im 8ten Buche der Odyssee, wo uns ein vollständig ausgemaltes Bild eines vor Kampfrichtern gehaltenen musischen Agon aufgerollt wird, ganz in der Weise, wie an den spartanischen Gymnopädien agonistische Hyporchemen zur Aufführung kommen. Und Homer schon kennt Kreta als eine Hauptpflegstätte der hyporchematischen Kunst, wie aus Il. 18, 590 hervorgeht, jene Insel, wo später Thaletas die alteinheimischen hyporchematischen Weisen zur Kunstblüthe sich entfalten ließ und in festen Formen zu den verwandten Stämmen des Festlandes hinüberführte.

Wir haben den drei Gattungen der chorischen Lyrik noch eine monodische Lyrik als eine der frühesten Gestaltungen der griechischen Poesie hinzuzufügen, die dem freien volksmäßigen, oft auf ein profanes Gebiet hinübergehenden Tone des ältesten Chorgesanges gegenüber einen recht eigentlich sacralen Character bewahrt und hierdurch früher zu festen typischen Formen gelangt. Es sind dies die religiösen Hymnen, die an bestimmten Cultusstätten zum Lobe der Götter ertönten und diesen Cultusstätten auf lange als ein lebendiges Erbtheil in der Tradition priesterlicher Geschlechter und Schulen verblieben. Sie wurden Nomoi, Gesetze genannt von der stätigen Compositionsform, in der diese Hymnen gedichtet und überliefert wurden im Gegensatze zu den auf der freien poetischen That des schaffenden Volksgeistes beruhenden chorischen Gesängen. Wir können die Nomoi am besten den Veda-Hymnen vergleichen, in denen zu der hymnodischen Lyrik ein episches Element hinzutritt: der Gott wird durch Schilderung seiner Thaten gepriesen. An die Tempel und Cultusstätten schlossen sich bestimmte Priester- und Sängerfamilien und wir können der Sage folgend, die größtentheils auf solchen Tempeltraditionen beruht, bereits mehrere Sängerschulen unterscheiden. Die zwei bedeutendsten Heiligthümer dieser Art gehören dem Apolloculte an, es sind die Stätten von Delos und Delphi. Hier wurden in bestimmten dem Apollomythus angehörenden Festcyclen schon in frühester Zeit musische Agonen aufgeführt, wo priesterliche Sänger, mit einander im Lobe des Gottes wetteifernd, den Nomos zur

Kithara vortrugen. Die Nomoi des Delischen Apollocultus werden auf Olen zurückgeführt, der von den Hyperboräern oder von den Lyciern am Xanthus kommend den Apollocult in Delos gegründet und den Hexameter erfunden haben soll. Noch größere Bedeutung erhielten die Agonen von Delphi, dem religiösen Mittelpunkte des gesammten Dorischen Stammes. Apollo selber hatte hier das Heiligthum, das mit seinen Tempelschätzen und seinem Orakel schon bei Homer hochberühmt ist (Il. 9, 405. 2, 519. Od. 8, 87), gegründet und kretische Männer zu seinen Priestern eingesetzt; zu seiner Feier ertönte am Pythischen Feste der Nomos im Agon der Kitharöden, vor Allen der νόμος Πύθιος, der den Sieg des jugendlichen Gottes über den Drachen Python besang. Wir brauchen nicht weit umherzuschauen, um in diesem Nomos vom drachentödtenden Gotte eines der ältesten Hellenischen Lieder zu erblicken. Wer da weiß, wie tief die Zusammenhänge der indogermanischen Völker in ihrer Sprache, ihren ältesten Sitten, ihren ältesten Culten und Mythen wurzeln, wer da weiß, daß alle diese Völker in vorhistorischer Zeit ein einheitliches Volk bildeten, das im Innern von Asien wohnend bereits zu einer festen Culturstufe gekommen war, ehe noch die einzelnen Zweige sich abtrennten, dem treten auch die ältesten Lieder dieser Völker vor die Seele: die altindischen Lieder vom ahi-tödtenden Gotte, die altzendischen vom Kereçâçpa und Thraetaona, den Siegern des dreiköpfigen Drachen azhi dahâka, die altgermanischen Lieder vom drachentödtenden Siegfried. Die rege Forschung der neuesten Zeit hat gelehrt, daß diese Sieger nicht menschliche Helden, sondern Götter und speciell Götter des Lichtes sind, die der Finsterniß den Kampf bieten, — es sind dieselben Götter wie der im Pythischen Nomos gefeierte Drachentödter Apollo. Doch zurück zu den Nomoi der Agonen von Delphi, für deren hohes noch weit über Homer hinaufreichendes Alter ich hiermit die Urverwandschaft der Völker in Anspruch nehme. Der Schatz der Lieder, der hier gesungen, wird von der delphischen Tempelsage auf 2 heilige Sänger zurückgeführt, Chrysothemis den Kreter, den Sohn Karmanors und Philammon den Delpher, den Sohn Apollos, die beide im delphischen Agon als musische Kämpfer auftreten. Chrysothemis ist der Prototyp des agonistischen Kitharoden, der im Prachtgewande der späteren Nomossänger zur Phorminx den pythischen Nomos singt, Philammon aber ist der Erfinder der dorischen Tonart, die vor Allem an Delphi als den Centralpunkt des dorischen Geistes und der dorischen Kunst fixirt war. Wir werden sehen, wie auch noch die Nomosdichter der historischen Zeit mit diesem Philammon in unmittelbare Verbindung gebracht werden.

Der dorischen Sängerschule tritt eine Aeolische entgegen, deren Andenken von der Sage zwar mit minder scharfen Zügen gezeichnet ist, die aber dennoch als ein historisches Factum feststeht. Ihr frühester Hauptsitz war das äolische Böotien, wo durch den alten Stamm der äolischen Thraker die ersten Anfänge der hellenischen Cultur fixirt waren und wo am Helikon früher als im übrigen Hellas der Dienst der Musen und mit ihm die musische Kunst erblühte. Der Name Orpheus bezeichnet den Sänger, der von der Sage als Repräsentant dieser alten thrakischen Poesie und Musik hingestellt wird; neben ihm steht der Name Musäus, der zum Sohn oder Schüler des Orpheus gemacht wird. Es gehört nicht hierher, wie sich später Attika dieser beiden Namen bemächtigt und sie zu Trägern einer Orakelpoesie macht, ja auf sie das theologische Epos aus der Zeit des Onomakritus zurückführt. Nur die Züge der leicht auszuscheidenden älteren Sage wollen wir hier festhalten, um an den durchaus verschiedenen Character der äolischen Poesie von der dorisch-delphischen zu erinnern. Der Sang der orphischen Schule ist nicht der ruhige Nomos zu Ehren Apollos, wir hören aus der Sage deutlich den bewegteren Ton erklingen, der hier angeschlagen wurde, einen Ton, in den die Laute des Schmerzes und Orgiasmus sich einmischen — mit einem Worte, es ist hier das religiöse Gebiet der chthonischen Götter,

deren Dienste die orphische Muse vor allen geweiht war. Daher der Mythus vom Orpheus, der um die entrissene Eurydike klagt, daher der Tod des Sängers durch rasende Bacchanten, die seinen Leib zerfleischen: nur seine Lyra schwimmt von Böotien zu den Aeoliern des Ostens, nach der glücklichen Insel Lesbos, auf der fortan wie in keinem andern griechischen Lande die musische Kunst erblühen sollte und von der zuerst Terpander den äolischen Sang nach dem griechischen Mutterlande zurückführte. Und wenn ich hier bloß mit Sagen zu operiren scheine, so muß ich hinzusetzen, daß die alten Kenner der musischen Kunst, daß namentlich Glaukus von Rhegium von der Poesie und Musik des Orpheus als einem bestimmten Kunststile der früheren Entwicklung spricht und sie mit dem Stile Terpanders zusammenstellt. Plut. de mus. 7. 8.

Verlassen wir jetzt die früheren Gestaltungen der griechischen Lyrik, die theils als chorische Gesänge dem freien Schaffen des poetischen Volksgeistes überlassen blieben, theils als monodischer Nomosgesang von priesterlichen Sängern gepflegt, eine festere Form bewahrten. Es war eine andere Richtung der Poesie, welcher zuerst eine höhere Blüthe der Kunst zu Theil werden sollte: dem nach Thaten drängenden Geiste des jugendlichen Volkes ward das Gebiet der Innerlichkeit zu enge, es drängte hinaus zu kühnem Beginnen, zu Fahrten über das Meer, zu Kämpfen mit dem Barbarenthum des Orients, und als künstlerische Reproduction dieses Heldenthums erhebt sich das Epos zu wunderbarem Glanze empor. Warum sollen wir es auszusprechen scheuen, daß die Ausgangspunkte dieser epischen Poesie bereits in der alten religiösen Lyrik enthalten waren? Ertönte nicht schon in den ältesten Nomen das Lied von den Thaten der Götter, von ihren Siegen über Dämonen und Drachen, und war es nicht ein kleiner Schritt, diese epischen Elemente von der Cultusstätte, an die sie ursprünglich gebunden waren, auf das Gebiet des Menschlichen hinüberzuführen? Mit dem Göttlichen wurde das Menschliche vereint, zu dem Kreise der Götter traten die Heroen, die Söhne der Götter hinzu, — wie früher zur Freude und Ehre der Götter im heiligen Tempelbezirke der Nomos ertönte, so erschallt jetzt zur Freude und Ehre der Fürsten und des Volkes das epische Lied. Die Entstehung des Epos ist nichts anderes als eine Uebertragung vom Gebiete des Göttlichen auf das des Menschlichen, eine Herübernahme, wie wir sie später bei der Entstehung der Archilocheischen Jamben aus den Demetrischen und Dionysischen Volksgesängen sich wiederholen sehen. Die Musik als das eigentlich lyrische Element, trat mehr und mehr zurück; während die κλέα ἀνδρῶν noch zur Phorminx ertönten, erhob sich bald als die Zusammenfassung dieser epischen Einzelgesänge das homerische Gedicht, das sich völlig von der musikalischen Form befreite und nicht mehr durch Kitharöden gesungen, sondern durch Rhapsoden vorgetragen wurde.

Doch noch ehe der epische Gesang abgeblüht war, — noch zur Zeit als die älteren Cykliker wie Arktinus die Thaten der Helden in homerischem Tone feierten —, da erhob sich die bis dahin durch das Epos gehemmte Stimme der Lyrik zu Gesängen künstlerischer Vollendung, um bis zum Untergange des klassischen Griechenthums nicht wieder zu verstummen. Und wer war der erste, der in Hellas diesen Wendepunct der Poesie hervorrief, der für die Lyrik eine dem Epos gleiche Vollendung der Kunst anbahnte? Es waren nicht die Jamben des Archilochus, nicht der Gesang der elegischen Dichter: es war die Lyra Terpanders, jene gepriesene Lyra, zu der noch lange vor Archilochus und Kallinus der lesbische Dichter und seine Schule in bisher ungeahnten Weisen die Hymnen der Götter ertönen ließ.

Wir müssen uns hier vor Allem über Terpanders Zeitalter verständigen. Wenn man von der Ansicht ausgeht, daß Terpander mehr eine mythische als eine historische Persönlichkeit sei,

so wird man auch darauf verzichten müssen, die chronologischen Data zu bestimmen. Bedenkt man aber, daß aus dem Zeitalter Terpanders eine Menge geschichtlicher Thatsachen überliefert ist, daß in eben dieser Zeit schon eine große Anzahl von Persönlichkeiten mit sicheren historischen Zügen hervortritt und daß endlich die Geschichte Terpanders in sich durchaus zusammenhängend und geschlossen ist und in keinem wesentlichen Punkte das sonst gewöhnliche Schwanken verräth, so muß man gestehen, daß Terpander eine durchaus historische Gestalt ist und daß sein Zeitalter, falls die Tradition uns Nachrichten überliefert, bestimmt werden kann. Ja eine genaue Combination der Stellen führt zu dem Resultate, daß wir über Terpander mehr und sichereres wissen als über manchen späteren Dichter, von dem weit zahlreichere Fragmente erhalten sind. In manchen Zügen mag die Tradition sagenhaft sein, wie in der Veranlassung seines Todes und seiner Wanderung nach Sparta, aber es sind dies nur unwesentliche Punkte, wie wir sie noch viel häufiger bei spätern Dichtern, Stesichorus und Pindar, ja selbst bei Aeschylus und Sophokles finden. Wo aber die Ueberlieferung variirt, wie in der Chronologie, da sind sichere Anhaltspunkte genug vorhanden, die uns führen und leiten können, so daß es auch hier möglich ist, einen sicheren Boden zu gewinnen.

Die neuere Literaturgeschichte scheint darin übereingekommen zu sein, daß Terpander jünger als Archilochus sei, eine Ansicht, die sich allerdings auf alte Zeugnisse stützt, aber sich als unhaltbar zeigt, wenn man auf die überlieferten Data kritisch eingeht. C. Fr. Hermann Antiquit. Lacedaem. p. 5 weicht von jener Annahme ab und wendet sich einer andern Gruppe von Zeugnissen zu, welche Terpander vor Archilochus setzen und auch nach unserer Ansicht die richtige Zeitbestimmung gegeben haben. Auch Bernhardy scheint sich Gr. L. 1, S. 301 der zweiten Auflage dieser Ansicht zuzuwenden, während er an anderen Stellen den Terpander nach Archilochus setzt. Die erste Klasse der Zeugnisse wird durch die Chronik des Parischen Marmor und des Eusebius sowie durch Phancias und Hellanikus vertreten, die zweite durch Glaukus *περὶ ἀρχαίων ποιητῶν καὶ μουσικῶν*, durch Alexander *περὶ Φρυγίας* und durch Hieronymus *περὶ κιθαρῳδῶν*. Die Ansicht derer, welche Terpander in das Zeitalter des Hipponax setzten, verrückt so sehr alle chronologischen Verhältnisse, daß sie bereits Plutarch als irrig bezeichnet und in der That keiner Erörterung bedarf, Plut. de mus. 6 *Ἔνιοι δὲ πλανώμενοι νομίζουσι κατὰ τὸν χρόνον Τερπάνδρου Ἱππώνακτα γεγονέναι· φαίνεται δὲ Ἱππώνακτος καὶ Περίκλειτος ὢν πρεσβύτερος.*

Die Chronik des Eusebius giebt die Blüthezeit des Terpander als Ol. 33, 2 an: Terpander citharoedus insignis habetur, und damit stimmt der Parische Marmor, welcher den Terpander 381 Jahr vor den Archon Diognet (Ol. 129, 1), also um Ol. $^{33,4}/_{34,1}$ setzt, epoch. 34: *Ἀφ' οὗ Τέρπανδρος ὁ Δερδένεος ὁ Λέσβιος τοὺς νόμους τοὺς κιθαρῳδῶν ἐδίδαξεν, οὓς καὶ αὐλητὴς συνηύλησε, καὶ τὴν ἔμπροσθε μουσικὴν μετέστησεν, ἔτη ΗΗΗΓΔΔΔΙ, ἄρχοντος Ἀθήνησιν Δρωπί(δ)ου.* cf. Boeckh C. I. II p. 316. 335. Dieses Datum sieht sehr unverfänglich aus und dient den meisten Neuerern wie Böckh Met. Pind. 245 als chronologischer Ausgangspunkt, dennoch aber verhält es sich mit ihm nicht viel anders als mit jener Angabe der *πλανώμενοι* bei Plutarch. Wie dort Terpander mit Hipponax zusammengestellt wird, der aus inneren Gründen einer viel späteren Zeit angehört, so wird hier Terpander mit Alkman gleichzeitig gesetzt, der in jeder Beziehung eine viel entwickeltere Periode der griechischen Poesie, Musik und Metrik repräsentirt, als der Stifter der ersten musischen Katastasis, und in seinen Gedichten bereits den Polymnestus, einen Vertreter der zweiten Katastasis gefeiert hat, Plut. mus. 5. 9. 29. Was aber das auffallendste ist, die Chronik des Eusebius macht den Terpander

gradezu zum jüngeren Zeitgenossen Alkmans, denn der letztere blüht nach ihrer Angabe schon um Ol. 30, 4 (Alcman clarus videtur et Lesches), was mit Suidas, der ihn um Ol. 27 setzt, völlig übereinstimmt, Terpanders Blüthe wird dagegen erst um 33, 2 gesetzt. Dies Mißverhältniß wird dadurch nicht aufgehoben, daß Eusebius im zweiteren Verlaufe seiner Chronik Ol. 44 als Blüthezeit Alkmans angiebt mit dem Zusatze ut quibusdam videtur, denn so entsteht eine zweite Collision, daß nämlich Alkman hierdurch in der Blüthezeit Stesichorus hinabrückt, womit ebenfalls aller Chronologie ins Gesicht geschlagen wird. Der Parische Marmor weiß freilich auch hier Rath, indem er den (alten?) Stesichorus zum Zeitgenossen des Aeschylus macht, epoch. 50: *ἀφ' οὗ Αἰσχύλος ὁ ποιητὴς τραγῳδίᾳ πρῶτον ἐνίκησε καὶ Ευριπίδης ὁ ποιητὴς ἐγένετο καὶ Σ ησίχορος ποιητὴς εἰς τὴν Ἑλλάδα ἀφίκετο, ἔτη ΗΗΔΔΙΙ, ἄρχοντος Ἀθήνησιν Φιλοκράτους* (Ol. 73, 4). Solche Widersprüche sind in der That unausbleiblich, wenn Terpander in Alkmans Zeit verwiesen wird.

Von gleicher Beschaffenheit ist der Bericht des Phaneias von Lesbos, eines Zeitgenossen Alexanders, der in zwei Büchern über die Dichter schrieb. Clem. Alex. stromat. 1 p. 333: *Φανείας δὲ πρὸ Τερπάνδρου τιθεὶς Λέσχην τὸν Λέσβιον Ἀρχιλόχου νεώτερον φέρει τὸν Τέρπανδρον, διημιλλῆσθαι δὲ τὸν Λέσχην Ἀρκτίνῳ καὶ νενικηκέναι.* Phaneias schließt sich im Grunde an die Chronologie der Chronisten an: lebt Terpander 33, 2, so ist er jünger als Archilochus und auch jünger als Lesches, der in die Zeit des Alkman fällt, vrgl.:

Ol. 20 Archilochus,
Ol. 30, 4 „Alcman clarus habetur et Lesches",
Ol. 33, 2 „Terpander insignis habetur".

Phaneias begeht aber noch die Ungereimtheit, daß er den Lesches aus Ol. 30 an den Anfang der Olympiaden hinaufrückt, indem er ihn mit dem alten Arktinos in einen musischen Wettkampf bringt. Wir sehen hieraus, wie unkritisch Phaneias zu Werke gegangen ist.

Von hervorragender Bedeutung erschien den Neuerern die Angabe des Hellanikus. Terpander lebt nach ihm zur Zeit der Midas Clem. Alex. strom. 1, p. 333, genauer ist dies Datum bei Athen. 14,635: *Τὰ Κάρνεια πρῶτος πάντων Τέρπανδρος νικᾷ, ὡς Ἑλλάνικος ἱστορεῖ ἔν τε τοῖς ἐμμέτροις Καρνεονίκαις κἀν τοῖς καταλογάδην. Ἐγένετοδε ἡ θέσις τῶν Καρνείων κατὰ τὴν ἕκτην καὶ εἰκοστὴν ὀλυμπιάδα, ὡς Σωσίβιός φησιἐν τῷ περὶ χρόνων.* Allerdings ein sehr wichtiges Zeugniß. Die musischen Agonen an den Karneen sind nach dem unzweifelhaften Zeugnisse des Lakonen Sosibius Ol. 26 eingesetzt; wenn es nun feststeht, daß Terpander der älteste Karneonike ist, so muß er nothwendig um Ol. 26, also nach Archilochus gelebt haben, als dessen Blüthezeit Ol. 15—20 feststeht. Aber hiermit tritt die zweite Gruppe der Zeugnisse in Conflict, welche den Terpander vor Archilochus setzen, und es entsteht die Frage, auf welcher Seite das Richtige ist.

Wie sind die Gewährsmänner der zweiten Gruppe? Es sind Musiker und Literarhistoriker, die sich ex professo mit diesem Gegenstande beschäftigt haben oder wenigstens vielfach die Musik berühren. Einer von ihnen, der gewichtige Glaukus, spricht es in dem uns durch unschätzbare Notizen bekannten Werke über die alten Dichter und Musiker direkt aus, daß Terpander älter sei als Archilochus. Wir lesen nämlich Plut. mus. 4: *πρεσβύτερον γοῦν αὐτὸν Ἀρχιλόχου ἀποφαίνει Γλαῦκος ὁ ἐξ Ἰταλίας ἐν συγγράμματι τῷ περὶ τῶν ἀρχαίων ποιητῶν καὶ μουσικῶν φησὶ γὰρ αὐτὸν δεύτερον γενέσθαι μετὰ τοὺς πρώτους ποιήσαντας αὐλῳδίαν.* Wer die *πρῶτοι ποιήσαντες αὐλῳδίαν* sind, ergiebt sich aus den folgenden Capiteln des Plutarch, wo es von Orpheus, dem Vorgänger des Terpander heißt: *ὁ δ' Ὀρφεὺς οὐδένα φαίνεται μεμιμημένος*

οὐδεὶς γὰρ πω γεγένητο εἰ μὴ οἱ τῶν αὐλωδικῶν ποιηταί, es sind die ältesten mythischen Vertreter der Aulodik, Hyagnis und Marsyas zu verstehen. Mit Glaukus stimmt Alexander in seiner *συναγωγῇ τῶν περὶ Φρυγίας* überein, woraus Plutarch mus. 5 die Worte entlehnt hat: *Κλονᾶς δὲ ὁ τῶν αὐλῳδικῶν νόμων ποιητής, ὁ ὀλίγῳ ὕστερον Τερπάνδρου γενόμενος, ὡς μὲν Ἀρκάδες λέγουσι Τεγεάτης ἦν, ὡς δὲ Βοιωτοὶ Θηβαῖος, μετὰ δὲ Τέρπανδρον καὶ Κλονᾶν Ἀρχίλοχος παραδίδοται γενέσθαι.* Während Glaukus und Alexander nur eine relative Zeitbestimmung über Terpander geben, giebt Hieronymus in seiner Schrift über die Kitharoden, welche das fünfte Buch seines Werkes *περὶ ποιητῶν* bildete, ein positives Datum, indem er den Terpander an den Anfang der Olympiaden setzt und zum Zeitgenossen des Lycurg macht Athen. 14, 635c: *Ἱερώνυμος δ' ἐν τῷ περὶ κιθαρῳδῶν ὅπερ ἐστὶ πέμπτον περὶ ποιητῶν κατὰ Λυκοῦργον τὸν νομοθέτην τὸν Τέρπανδρόν φησι γενέσθαι, ὃς ὑπὸ πάντων συμφώνως ἱστορεῖται μετὰ τοῦ Ἰφίτου τοῦ Ἠλείου τὴν πρώτην ἀριθμεῖσαν τῶν Ὀλυμπίων θέσιν διαθεῖναι.*

Es wäre eine dialectische Spielerei, wollte man die entgegenstehenden Nachrichten dadurch auszugleichen suchen, daß man annähme, der Sieg an den Karneen wäre in die letzten Lebensjahre des lesbischen Sängers gefallen und so könnte er noch immerhin, wie Glaukus und Alexander angiebt, älter als Archilochus sein. Nehmen wir an, daß Terpander erst im 70sten Jahre den Sieg errungen, so wäre er doch zur Blüthezeit des Archilochus (Ol. 20) 45 Jahre alt gewesen und könnte dann unmöglich älter als Archilochus heißen, ganz abgesehen davon, daß zwischen beiden noch der Aulode Klonas gesetzt ist. Eine Vereinigung des Hellanikus mit Glaukus und Alexander, um zunächst von Hieronymus abzusehen, ist durchaus nicht möglich. Auf welcher Seite liegt der Fehler? Aufschluß giebt Plut. mus. 6: *Τελευταῖον δὲ Περίκλειτόν φασι κιθαρῳδὸν νικῆσαι ἐν Λακεδαίμονι Κάρνεια, τὸ γένος ὄντα Λέσβιον· τούτου δὲ τελευτήσαντος τέλος λαβεῖν Λεσβίοις τὸ συνεχὲς τῆς κατὰ τὴν κιθαρῳδίαν διαδοχῆς.* Die Terpandriden (vgl. unten S. 63) hatten an den musischen Spielen der Karneen von der frühesten Zeit an in unmittelbarer Diadoche gesiegt, ohne daß eine andere Sängerschule sich an diesem Feste hätte geltend machen können, die Namen der Terpandriden füllten demnach bis auf Perikleit die Karneoniken-Liste aus. Wenn nun mit Terpanders Musik, mit Terpanders Nomen und Compositionen und von Terpanders Schülern die Siege errungen waren, so erklärt es sich leicht, wie Terpander selber, dessen geistiges Urbild in diesen Siegen lebte, an die Spitze der Karneioniken gestellt werden konnte, zumal das Streben der Hellenen ihre Institute auf gefeierte Namen zurückzuführen, sogar einen Chrysothemis an die Spitze der delphischen Agonen stellte. So enthält jene Angabe des Hellanikus noch immer etwas Wahres, auch wenn die musischen Spiele der Karneen erst nach Terpanders Zeit eingesetzt sind: an die Stelle von Terpanders Schule ist der Name ihres gefeierten Stifters gestellt.

Demnach stellt es sich heraus, daß, wenn wir die Angaben des Hellanikus und die des Glaukus und Alexander gegen einander abwiegen, sich die Wagschale auf die Seite der letzteren hinneigen muß. Streifen wir von der Terpandrischen Musik alle die Unrichtigkeiten und Uebertreibungen ab, durch die sie von den Literarhistorikern entstellt ist, und folgen wir blos den übereinstimmenden Nachrichten über die erste Einfachheit der Terpandrischen Kunst, so ergiebt sich ohnehin aus inneren Gründen, daß Glaukus Recht hat, wenn er den Terpander vor Archilochus setzt. Terpander repräsentirt überall die älteste uns bekannte Stufe archaistischer Einfachheit in der Lyrik; er kennt nur einfache stichische Metra und auch von diesen nur den Hexameter und einige noch einfachere Choralrythmen, er weiß noch nichts von zusammengesetzten Maßen, von einem Wechsel der Rythmen und Tonarten, während die Neuerungen des Archilochus einen weit

entwickelteren Standpunkt der Metrik und Musik bezeichnen, wobei ich nur auf seinen melodramatischen Vortrag und die ausgebildete Instrumentalbegleitung zu verweisen brauche (Plut. mus. 28 τὸ τὰ μὲν λέγεσθαι παρὰ τὴν κροῦσιν, τὰ δ' ᾄδεσθαι und τὴν κροῦσιν τὴν ὑπὸ τὴν ᾠδὴν τοῦτον πρῶτον εὑρεῖν). Archilochus selbst kennt schon die Blüthe der lesbischen Musik, indem er singt Athen. 4, 180c

αὐτὸς ἐξάρχων πρὸς αὐλὸν Λέσβιον παιήονα,

wenn Archilochus hier bereits die Ausbildung der **Aulodik** voraussetzt, so weist das auf eine Zeit hin, der die Terpandrische Ausbildung der Kitharodik schon vorausgegangen ist, da die Aulodik sich überall erst nach der Ausbildung der Kitharodik entwickelt hat.

So führen uns innere und äußere Gründe zum strengen Festhalten an dem Bericht des Glaukus, daß **Terpander älter ist als Archilochus**. Damit ist aber seine Lebenszeit nur annähernd bestimmt, denn es bleibt noch die Frage offen, wie lange lebte er vor Archilochus? Hierauf antwortet Hieronymus, daß er zur Zeit des Lykurg, also zu Anfang der Olympiaden gelebt habe. Wir müssen gestehen, daß dieses Datum an sich nicht viel Ansprüche auf Glaubwürdigkeit machen kann, da Andere auch den erst der zweiten Katastasis angehörenden Thaletas in die Zeit Lykurgs versetzen. Aber wir finden noch einen andern Anhaltspunkt. Jene anderen Schriftsteller nämlich, die den Terpander in die vorarchilocheische Zeit hinaufrücken, machen ihn nicht zum unmittelbaren Vorgänger des Archilochus, sondern setzen zwischen beide noch die Periode des Klonas, der für die ältere peloponnesische Aulodik dieselbe Bedeutung hat, wie Terpander für die ältere Kitharodik, und so erhalten wir ein zweites Zeugniß, durch welches Terpander in die ersten Olympiaden hinaufgerückt wird. Die Terpandrische Lyrik gehört hiernach der Zeit an, wo sich im cyclischen Epos die Nachblüthe des homerischen Epos zu entwickeln begann und wie sehr dies mit dem Character seiner Poesie stimmt, die sich in Allem auf das Epos bezieht, wird aus dem folgenden hervorgehen.

Schon ein Blick auf die nachfolgende Zeit hätte die Richtigkeit der Chronologie des Glaukus erkennen lassen können. Setzt man Terpanders erste Katastasis nach Archilochus, also nach Ol. 20, wo bleibt da ein Platz für die zweite Katastasis Spartas, die durch Thaletas, Xenodamos, Polymnastus u. a. vertreten ist? Polymnastus muß jedenfalls älter oder mindestens ein Zeitgenosse von Alkman sein, da ihn dieser bereits in seinen Gedichten erwähnt (Plut. mus. 8.), Polymnastus aber hatte wiederum den Thaletas besungen Pausan. 1, 14, 4: Θάλητα δὲ εἶναί φησι Γορτύνιον Πολύμναστος Κολοφώνιος ἔπη Λακεδαιμονίοις ἐς αὐτὸν ποιήσας. Die Annahme des Hellanikus schließt also die Ungereimtheit in sich, daß in der Zeit von Ol. 20 bis 27 oder 30 oder von Archilochus bis Alkman nicht blos die Periode des Terpander und die erste Katastasis, sondern auch die Periode der älteren Aulodik des Klonas und sogar die zweite Katastasis mit ihren zwei verschiedenen Generationen angehörigen Vertretern Thaletas und Polymnastus eingeschoben werden muß, oder mit anderen Worten, daß das, was nach inneren Gründen sowohl wie nach den Zeugnissen der Alten verschiedenen Perioden und Entwickelungsstufen angehört, wie die erste und zweite Katastasis Spartas, gleichzeitige Ereignisse sind.

Wir glauben hierdurch die Richtigkeit der Zeitbestimmungen des Glaukus dargethan zu haben und stellen in dem Folgenden die Zeitverhältnisse der älteren Lyrik, wie sich aus seinen Angaben ergeben, übersichtlich zusammen:

	Homerisches Epos.	Cultuslieder der Orphischen Kitharodik.
	beide Arten der Poesie in Terpander vereinigt Plut. 4.	
I. Katast.	Terpander, Nomenpoesie der heptachordischen Kitharodik, ohne Metabole.	
	Klonas, alte aulodische Nomenpoesie der Peloponnesier.	
Ol. 20.	Archilochus, metrische und musikalische Neuerungen Plut. 28.	Olympus, neuere aulodische Nomenpoesie, metrische (Plut. 7, 33, 29) und musikalische Neuerungen (Metabole, Phrygisch, Lydisch) — Asiatische Auletik.
	an die Metra beider schließt sich Thaletas (Plut. 10.)	
II. Katast.	Thaletas, Paänen und Hyporchemata, älter als Polymnast, von dem er besungen wird.	
Ol. 27. (33).	Polymnastus, Weiterbildung der neueren aulodischen Nomenpoesie (Plut. 29), wird von Alkman besungen und ist daher dessen Zeitgenosse oder Vorgänger.	

Die Entwickelungsstufen der älteren Lyrik sind hiernach folgende:

1) Die älteste Lyrik der vorhomerischen und homerischen Zeit, innerhalb ihrer besonders die Nomosschule der dorischen Kitharoden und die sogenannte Orphische Schule der Aeolier.

2) Die Kitharodik des Terpander: der ausgebildete kitharodische Nomos — Hexameter und gedehnte spondeische Maaße. — Erste musische Katastasis.

3) Die alt-peloponnesische Aulodenschule des Klonas: aulodischer Nomos, Elegien und Prosodien, — Hexameter und elegisches Maaß, vielleicht auch anapästische Prosodiakoi.

4) Die Epoche des Archilochus.

5) Gleichzeitig oder bald nachher das Eindringen der Olympischen Auletik aus dem Orient — asiatische Flötenmusik im Gegensatze zu der althellenischen des Klonas.

6) Die erste künstlerische Ausbildung der chorisch-orchestischen Lyrik durch Thaletas (Päan, Hyporchema, Pyrriche): an Thaletas schließt sich Xenodamos von Kythere, Alkman u. s. w. — zweite musische Katastasis.

Auf der ersten Stufe sind bereits alle Elemente und Gattungen der Lyrik im ersten Keime vorhanden, aber sie existiren nur in der Vereinzelung der Stämme und Völkerschaften und sind entweder bloß der Pflege der Volkspoesie überlassen oder erstarren im strengen Dienste des Cultus. Nach und nach bemächtigt sich die mit Bewußtsein schaffende und formende Kunst dieser Elemente und führt sie aus der lokalen Vereinzelung zum Gesammtbesitze der hellenischen Nation. So wird zuerst dem kitharodischen Nomos durch Terpander, dann den aulodischen Prosodien und Elegieen durch Klonas eine feste künstlerische Form gegeben. Nach Klonas entwickelt Archilochus aus den Festliedern des demetreischen und dionysischen Cultus die jambisch-skoptische Poesie und endlich nach dem Eindringen asiatischer Elemente (Olympus) führt Thaletas die alte

chorische Lyrik des Apollocultes auf künstlerische Normen zurück. — Ich will es versuchen, in dem Folgenden das Eigenthümliche der durch Terpander bezeichneten Kunstepoche darzustellen.

Zwei Momente sind es, welche zunächst die Voraussetzung der Terpandrischen Lyrik bilden, das homerische Epos und die hieratische Lyrik der orphisch-äolischen Schule. So faßten es nach dem Berichte des Plutarch de mus. 5 die Alten auf: ἐζηλωκέναι δὲ τὸν Τέρπανδρον Ὁμήρου μὲν τὰ ἔπη, Ὀρφέως δὲ τὰ μέλη. Mit der orphisch-äolischen Schule steht Orpheus durch sein Vaterland in unmittelbarem Zusammenhange, denn er war ein Lesbier, zu Antissa geboren, und wenn er bei Suidas s. v. Τέρπανδρος eine Ἀρναῖος oder Κυμαῖος genannt wird, so bezeichnet auch dies seinen äolischen Ursprung. Im Einklang mit jener Angabe ἐζηλωκέναι Τέρπανδρον Ὀρφέως τὰ μέλη stellt auch Glaukus von Rhegium mehrmals die Namen Terpander und Orpheus zusammen (Plut. mus. 7 οὔτ' Ὀρφέα οὔτε Τέρπανδρον, ib. 10 οὐδ' Ὀρφέα οὐδὲ Τέρπανδρον) und unterscheidet sie streng von den Repräsentanten andrer Schulen; die hellenische Phantasie drückt die Beziehung zwischen beiden in der schönen Sage aus, daß die Lyra des Orpheus von dem äolischen Böotien nach dem äolischen Lesbos hinübergeschwommen und dort dem Terpander zu Theil geworden sei, Nicomach de mus. 2 p. 29. Man darf hiernach annehmen, daß die böotisch-äolische Kitharodenschule sich gleich der dorisch-delphischen in unmittelbarer Continuität forterhielt und daß die alten auf Orpheus zurückgeführten Cultuslieder von Böotien nach Asien mit hinübergenommen wurden. Aber neben den hieratischen Gesängen war eine epische Poesie aufgeblüht und zu hoher künstlerischer Vollendung gelangt und mußte auf jene Lyrik zurückwirken. Die Lyrik nahm den epischen Inhalt in sich auf, wurde eine lyrisch-epische Poesie und der Vermittler dieses Processes, dessen letzte Stadien noch in der Poesie des Stesichorus und Pindar deutlich bemerkbar sind, ist Terpander. Deshalb heißt es ἐζηλωκέναι δὲ τὸν Τέρπανδρον Ὁμήρου μὲν τὰ ἔπη, womit keineswegs bloß die Form des Hexameters bezeichnet sein soll. Deshalb wird auch Terpander mit Homer in einen genealogischen Zusammenhang gebracht: Homer - Euryphron - Phokeus - Boios - Terpander Suid. s. v. Τέρπανδρος. Der epische Character der Terpandrischen Nomos-Poesie steht über allen Zweifel fest, er ging so weit, daß Terpander bisweilen sogar ganze Partieen des homerischen Epos in seine Nomen aufnahm und nur die Melodie hinzufügte (vgl. unten).

Terpander ist es aber auch, der die bis dahin isolirten Zweige der griechischen Musik, die äolische und dorische vereinigt. In jener mächtig andringenden Strömung, welche die früher zur Blüthe gediehene Bildung des östlichen Hellas nach dem Mutterlande zurücktrieb, in jener Zeit wo die Homeriden von Asien und den Inseln aus ihre Epen nach Sparta trugen, kam auch Terpander nach dem Dorischen Hellas und gründete in Sparta die erste Katastasis der Musik (Plutarch mus. 9) und eine bleibende Diadoche für seine Nachfolger. Als äußeren Grund dieser für die Entwickelung der gesammten musischen Kunst der Hellenen so folgereichen Wanderung gibt die Tradition eine Blutschuld an, durch die Terpander aus der Heimath getrieben wurde. Jetzt wurde Delphi, die Hauptstätte der Dorischen Musik, ein Mittelpunkt für Terpanders Wirksamkeit, hier siegte er viermal hintereinander an den Pythischen Agonen, Plutarch mus. 4 τὰ Πύθια γὰρ τετράκις ἑξῆς νενικηκὼς ἀναγέγραπται) und seine Nomen wurden bleibende Kultuslieder. In wieweit der Aeolier Terpander im dorischen Hellas ein Vertreter der dorischen Musik wurde, geht besonders daraus hervor, daß sein Name so sehr mit dem Character und der Eigenthümlichkeit des dorischen Geistes verbunden war, daß einige seiner Nomen mit denen des Philammon, jenes alten Vertreters dorischer Nomen-Kitharodik verwechselt wurden, Plut. mus. 5 Τινὰς δὲ τῶν νόμων τῶν κιθαρῳδικῶν τῶν ἀπὸ Τερπάνδρου πεποιημένων Φιλάμμωνά φασι τὸν ἀρχαῖον

τὸν Δελφὸν ἀναθήσασθαι. Suid. s. v. Τέρπανδ. Νόμους λυρικοὺς πρώτους ἔγραψεν, εἰ καί τινες Φιλάμμωνα θέλουσι γεγραφέναι. Vielleicht liegt dieser Verwechslung die Thatsache zu Grunde, daß Terpander einige alte Melodien aus den delphischen Tempelgesängen in seine kunstreicher ausgeführten Nomen aufnahm. Auf Geheiß des delphischen Orakels, so meldet die Sage, wurde Terpander nach Sparta berufen, um durch die beruhigende Kraft seiner Musik die Schwankungen und Zerwürfnisse des Staatslebens beizulegen. Suid. μετὰ Λέσβιον ᾠδόν, Aelian. V. H. 12, 50. Plutarch, mus. 42. Heraclid. resp. Laced. 2. Seine Neuerungen in der musischen Kunst wurden hier politisch sanctionirt und gesetzlich eingeführt — oder wie es die Alten ausdrücken, er wurde der Gründer der ersten musischen Katastasis Plut. mus. 9. Wir haben oben den Beweis geführt, daß Terpander noch vor der Stiftung der Karneen in Sparta gewirkt hat, aber grade die musischen Agonen dieses Festes erhielten seine Kunst in immerwährender Geltung, denn seine Schule, die lesbischen Terpandriden, feierte hier in ununterbrochener Folge ihre Siege. Das Ansehn des lesbischen Sängers in Sparta war so groß, daß in den Karneischen Agonen der Herold zuerst diejenigen zum Kampfe aufrief, welche Terpanders Geschlechte angehörten, dann die andren aus Lesbos herübergekommenen Sänger und erst in dritter Reihe die übrigen Kitharoden. Die Worte τίς μετὰ Λέσβιον ᾠδόν? mit denen dieser Aufruf geschah, wurden zum allgemeinen Sprüchworte und erhielten die hohe Bedeutung Terpanders bis in die späteste Zeit in lebendiger Erinnerung. Der älteste der Terpandriden war Kapion, Terpanders Lieblingsschüler, nach welchem ein Terpandrischer Nomos benannt war (Pollux 4, 65. Plut. mus. 4) und auf welchen die Form der Asiatischen Lyra (Plut. 6. Aristoph. Thesmoph. 120 c. schol. Bekker anecd. 1, 452) zurückgeführt wurde. Erst nach der Zeit des Terpandriden Perikleitos, der von Plutarch mus. 6. vor Hipponax gesetzt wird, vermochten auch andre als lesbische Sänger an den Karneen einen Sieg zu erringen, doch zählte auch noch später die Terpandrische Schule hochberühmte Meister. Außer Euanetides von Antissa war vor Allen der Terpandride Aristokleides zur Zeit der Perserkriege ein in ganz Hellas weitberühmter Name, bis zu seiner Zeit behielt die Terpandrische Kitharodik ihren einfachen Character; erst Aristokleides Schüler, der vielgenannte Phrynis, setzte einen manirirten und gekünstelten Stil an die Stelle des Terpandrischen.

Wir haben in Terpander den Meister kennen gelernt, der unter Aufnahme epischer Elemente in die Lyrik die Eigenthümlichkeiten der alten Dorischen und äolischen Kitharodik vereinigte. Das unmittelbare Resultat dieser Vereinigung besteht darin, daß die beiden bis dahin lokal geschiedenen Sangesweisen der beiden Stämme, die dorische und äolische Harmonie, zur allgemein national-hellenischen Geltung gelangen. Beide Tonarten sind nach moderner Bezeichnung absteigende Molltonarten, aber dadurch von einander geschieden, daß der dorischen durch den Gebrauch eines Halbtons als Secundenintervalles ein eigenthümlicher Character der Herbheit und Festigkeit gegeben wird. Terpanders Nomoi waren bald in der einen, bald in der andern Tonart gesetzt, in der dorischen z. B. der in Spondeen gehaltene Nomos, dessen Anfang bei Clem. Alex. Strom. 6, 784 erhalten ist, in der äolischen sein νόμος Αἰόλιος und Βοιώτιος, Pollux. 4, 65. Plut. mus. 6. Wenn Pollux sagt, diese beiden Nomoi wären so genannte ἀπὸ τῶν ἐθνῶν, so ist dies insofern richtig, als die einzelnen Tonarten ursprünglich von den einzelnen Stämmen, nach denen sie benannt sind, ausgingen; der äolische Nomos war in der vulgär-äolischen Tonart gesetzt, welche später auch ὑποδωριστί oder κοινόν genannt wird, der böotische in der eigenthümlichen von uns nicht mehr näher zu bestimmenden Form, welche die äolische Tonart in Böotien erhalten hatte, ähnlich derjenigen, welche die Αἰολιστί bei den Italischen

Lokrern annahm (Λοκριστί); eine Erwähnung dieser Böotischen Harmonie findet sich schol. Aristoph. equit. 989 Δώριος δὲ οὕτω καλεῖται μία τῶν ἁρμονιῶν ὡς καὶ Λύδιος καὶ Φρύγιος καὶ Βοιώτιος.

Wie die beiden Tonarten der Terpandrischen Kitharödik die verwaltenden Harmonieen der ernsten lyrischen Poesie blieben (z. B. in Pindars Epinikien), so erhielten sich auch die beiden Arten der siebensaitigen Kithara, deren sich Terpander bediente, auch nach der Erfindung vielsaitiger Instrumente in fortwährendem Gebrauche und lassen sich namentlich bei Pindar nachweisen. Daß sich Terpander zwei verschiedener Heptachorde bediente, geht mit Entschiedenheit aus Aristot. probl. 19, 7 und 47, 32. Nicomach. mus. p. 9. 13. 14 und Plut. mus. 28 hervor; das eine diente für dorische, das andere für äolische Melodieen, in beiden lag der Grundton nicht am Anfange des Systems, sondern in der Mitte, er war mit der μέση identisch; der höchste Ton war die Oberquarte (νήτη), die tiefste die Unterquarte (ὑπάτη).

Für dorische Melodien	e	f	g	a	b	c	d
Für äolische Melodien	e	f	g	a	h	c	d
	ὑπάτη	παρυπάτη	λιχανός	μέση	τρίτη	παρανήτη	νήτη

das erste Heptachord wird von Nikomachus, das zweite in den Aristotelischen Problemen beschrieben, aus jenem bildete sich bei der Erweiterung der Tonscalen das System mit dem Tetrachord συνημμένων, aus diesem das System mit dem Tetrachord διεζευγμένων, so daß sich also auch die beiden Arten der späteren Systeme unmittelbar an Terpanders Heptachord anschließen. Wenn ich sage, daß der Grundton in der Mitte lag, so berufe ich mich auf die Angabe des Aristoteles probl. 19, 36, mit der die Notiz über das Stimmen der Lyra bei Dio Chrysostomus orat. 68, 7 übereinstimmt, doch will ich auf diesen Punkt hier nicht näher eingehn. Nur so viel muß hier noch bemerkt werden, daß das für dorische Melodieen dienende Heptachord vom tiefsten Tone an gerechnet die sämmtlichen Intervalle der Mixolydischen Tonart enthielt, während das für äolische Melodieen dienende eine dorische Scala bildete, sobald man die ὑπάτη als Grundton ansetzte.



Hieraus erklärt sich, wie man von Terpander sagen konnte τὸν Μιξολύδιον τόνον ὅλον προσεξευρῆσθαι, während der früheste Gebrauch dieser Tonart doch in eine viel spätere Zeit fällt. Hieraus erklärt sich ferner, wie es zu verstehen ist, wenn das 1. Olymp. Epinikion, in welchem es heißt „Δωρίαν ἀπὸ φόρμιγγα πασσάλου λάμβανε," nicht in Dorischer, sondern in Aeolischer Melodie (Αἰοληΐδι μολπᾷ) gesungen wird. Die Dorische Phorminx ist hier das Terpandrische Heptachord 2ter Form, welches von der ὑπάτη an gerechnet eine Dorische Scala enthält, auf dem aber die μέση den Grundton bildet und zwar den Grundton der Aeolischen Harmonie. — Uebrigens geht aus keiner Nachricht hervor, daß Terpander die beiden Heptachorde erfunden haben soll; sie mögen längst schon in der Kitharodik des Chrysothemis und des Orpheus im Gebrauch gewesen sein. Dagegen wird dem Terpander eine bestimmte Modification der für Aeolische

Melodieen dienenden dorischen Scala beigelegt. Er soll sich nämlich der τρίτη (also der Aeolischen Secunde) enthalten und statt dessen die Octave des Grundtons hinzugefügt haben (Aristot. probl. 19,32 ἐξελὼν τὴν τρίτην Τέρπανδρος τὴν νήτην προσέθηκε. Plut. mus. 28 Τερπάνδρῳ τὴν Δώριον νήτην προσετίθεσαν οὐ χρησαμένων αὐτῇ τῶν ἔμπροσθεν κατὰ τὸ μέλος), er stellte also die Form des Heptachordes her, welche Philolaos seiner Lehre von den akustischen Zahlen zu Grunde legte:

e	f	g	a	c	d	e
ὑπάτη	παρυπάτη	λιχανός	μέση	τρίτη	παρανήτη	νήτη

Einen interessanten Aufschluß giebt hierüber das 19te Capitel von Plutarch de mus. 19. Hier heißt es mit Beziehung auf die alte einfache Musik des Terpander und Olympus, daß sich der Sänger des σπονδειάζων τρόπος der (später sogenannten) τρίτη enthalten habe, während dieser Ton in der begleitenden Instrumentalmusik gebräuchlich gewesen und z. B. gleichzeitig mit der παρυπάτη des Gesanges angeschlagen sei. Dies ist also ein Akkord f c. Ebenso habe man den achten Ton der Skala, die νήτη, beim Singen vermieden, dagegen auf dem Instrumente gleichzeitig mit der Paranete oder der Mese des Gesanges angeschlagen: also die Accorde d e und a e. Ferner habe man beim Gebrauche des Terpandrischen Heptachordes der ersten Form die Note nicht gesungen, wohl aber auf dem Instrumente als Accord zu dem Gesang-Tone der Paranete und Parhypate erklingen lassen: so ergeben sich also die Accorde cd und fd.

Wir erfahren somit auch etwas aus der Accordenlehre der alten Musik des Terpander und der nächstfolgenden Zeit: Gesang und Begleitung war nicht unison, sondern es wurden Quarten-, Quinten-, Septen- und Secunden-Accorde gebraucht. Wenn bei Plutarch c. 18 der erste Gebrauch von Accorden dem Archilochus zugeschrieben wird „οἴονται δὲ καὶ τὴν κροῦσιν ὑπὸ τὴν ᾠδὴν τοῦτον πρῶτον εὑρεῖν, τοὺς δ' ἀρχαίους πάντας πρόσχορδα κρούειν," so dürfen wir dies nicht als ein Argument geltend machen, daß Terpander als ein Ἀρχιλόχου ἀρχαιότερος nur eine unisone Begleitung gekannt habe. Erst einer späteren Stufe der musischen Kunst war es vorbehalten, den Ton des Gesanges gleichzeitig mit mehreren auseinanderliegenden Tönen der Instrumente zu begleiten (πλείοσι φθόγγοις καὶ διερριμμένοις). Dies ist die That des Lasos von Hermione, von der Plutarch c. 29 erzählt.

Das Wichtigste von Allem, was uns über Terpander berichtet wird, ist seine Gliederung des kitharodischen Nomos, womit für die stoffliche Anordnung des lyrischen Gedichtes ein für alle Folgezeit festgehaltenes Prinzip eurhythmischer Anordnung gegeben ist. Ich werde diesen Punct, der eine längere Darstellung erheischt, zu einer anderen Zeit ausführen.

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 30. September, 7½ Uhr.

Nachdem zunächst Dr. Westphal als Fortsetzung seines gestrigen Vortrages die Gliederung des Terpandrischen Nomos im Zusammenhange mit der Composition der Pindarischen Epinikien besprochen (vgl. S. 51 Anm.), bemerkte Professor Dr. v. Leutsch aus Göttingen:

Er freue sich in seinen und des geehrten Redners Ansichten über die ältere griechische Lyrik so viel Uebereinstimmendes zu finden. Es werde jedoch binnen Kurzem von ihm eine Schrift veröffentlicht werden, in welcher er noch kühner zu Werke gehe, indem er nicht nur die Existenz und den Inhalt, sondern auch die Form der vorhomerischen Poesie genauer zu begründen und festzustellen versuche, indem er glaube, daß schon vor Homer eine Strophe existirt habe, und empfehle er seine Schrift einer unnachsichtigen Prüfung. Befremdend sei ihm die Behauptung, daß der Trimeter in der Tragödie nie gesprochen worden sei; es habe dies allerdings seltener stattgefunden, da er häufiger gesungen worden, als man bisher angenommen habe, indem er ebenfalls strophisch gruppirt erscheine, so daß die Trias der Künste bei den Tragikern ein weiteres Feld gehabt, als man bis jetzt geglaubt. In Bezug auf die Chronologie des Terpander müsse man sich dem Hellanikos unterordnen, dessen Zeugniß sich auf Inschriften stütze und von der Art sei, daß jeder Zweifel schwinden müsse; er halte also Ol. 28. fest und sei der Ansicht, daß auch die innern, von dem Redner dagegen vorgebrachten Gründe sich beseitigen lassen, wenn man diese so eigenthümliche Lyrik, dieses Zurückgehen auf die alte Einfachheit als Reaction des Althellenischen gegen das Asiatische des zu weit vorgegangenen Archilochos fasse. Anzuerkennen sei die Methode, zur Kenntniß des Terpander von Pindar auszugehen, der ja, wie Welcker trefflich nachgewiesen, alten θεσμοῖς gefolgt sei. Schließlich könne er nicht umhin, seine Freude über die Förderung auszudrücken, welche das Studium der Metrik und musischen Kunst in der neuesten Zeit gefunden habe, und verbinde er damit den Wunsch, daß die beiden Breslauer Dioskuren, Roßbach und **Westphal**, auf der von ihnen so erfolgreich eingeschlagenen Bahn rüstig und ungestört fortschreiten möchten.

Auch der Vicepräsident Regierungs-Schulrath Dr. Stieve von hier, welcher in der heutigen allgemeinen Versammlung die Leitung der Verhandlungen übernommen hatte, stattete im Namen derselben dem Herrn Privatdocenten Dr. Westphal freundlichen Dank für den gehaltreichen Vortrag ab. Vor Beginn desselben hatte der Präsident die Versammlung von einem Antrage mehrerer Mitglieder in Kenntniß gesetzt, nach welchem die Vorträge in der Versammlung auf ein Minimum der Zeit, im Allgemeinen auf einen Eröffnungs- und Schluß-Vortrag, beschränkt, dagegen freie Discussionen eingeführt, daher auch schon diesmal die ferneren Vorträge fallen gelassen und in der dadurch gewonnenen Zeit die Verhandlungen der pädagogischen Section umfangreicher gepflogen werden sollten. Der Antrag wird statutenmäßig der für die Wahl des Versammlungs-Ortes ernannten Commission überwiesen, die darüber Bericht erstatten wird; daher wird mit allgemeiner Zustimmung in der heutigen Tagesordnung Nichts geändert.

Gemäß dieser folgt, nachdem Privatdocent Dr. Westphal seinen Vortrag beendet hatte, die Rede des

Professor Dr. Hoffmann aus Wien

„über das Priesterthum der Arval-Brüder."

Seit Marini das Arvallied bekannt machte, haben eine Menge ausgezeichneter Gelehrten sich mit der Erklärung dieses ältesten Documentes der lateinischen Sprache beschäftigt; hinsichtlich des Wesens der Priesterschaft selbst blieben jedoch alle bei dem stehen, was die alten Schriftsteller[1]) berichten: das Collegium der Fratres Arvales sei bestimmt gewesen, Opfer für den Segen der Felder darzubringen. Der Name selbst schien auch zu sprechend, um jene Ueberlieferung irgend nur in Frage zu stellen: daß umgekehrt der Name könne die Erklärung veranlaßt haben, daran wurde nie gedacht; vielmehr beutete man denselben noch weiter aus, und machte die „Brüderschaft der Priester des Feldbaues" zum ersten landwirthschaftlichen Institute, indem sie nicht nur „durch heilige Formeln der Arbeit den himmlischen Segen gesichert" sondern auch „die Ausübung des Feldbaues wissenschaftlich betrieben und befördert" hätten[2]). Diese Sicherheit in der Deutung der Arvalbrüder als einer Feldpriesterschaft muß aber schwinden, wenn man von dem Namen und den Erklärungen der Alten absieht, und dafür das in Betracht zieht, was uns von der Gründung, Organisation und den priesterlichen Functionen des Collegiums bekannt ist.

Beachten wir zunächst die Sage von der Gründung des Arval-Collegiums (s. A. 1.), so muß es auffallend erscheinen, Romulus als Stifter und Mitglied desselben zu finden. Die Institutionen, die auf ihn bezogen werden, sowohl auf dem politischen Gebiete wie auf dem religiösen — wenn beide überhaupt in jener Periode getrennt werden können — erweisen sich durchgehends nur als die einfachsten, nothwendigsten Grundbedingungen staatlichen Zusammenlebens ohne Beimischung von Detail-Ausbau. Indem seine Staatsgemeinde gegliedert war nach Tribus, Curien und Geschlechtern und diese Gliederung auf wirklicher oder angenommener Verwandtschaft beruhte, so war die natürliche Folge, daß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Geschlossenheit dieser einzelnen Kreise sich in gemeinsamen Opfern aussprechen mußte. Die Einrichtung derselben mußte nothwendig dem Romulus beigelegt werden; denn da nach der durchgängigen Anschauung des gesammten Alterthums verwandtschaftliche Kreise ohne gemeinsame Sacra nicht füglich gedacht werden konnten, so daß grade die Berechtigung zur Theil-

---

[1]) Varro de L. L. V, 85 M.: „Fratres Arvales dicti sunt, qui sacra publica faciunt propterea ut fruges ferant arva, a ferendo et arvis fratres arvales dicti. Sunt qui a fratria dixerunt; fratria est Graecum vocabulum partis hominum, ut Neapoli etiam nunc." — Plinius, h. n. XVIII, 2: „Arvorum sacerdotes Romulus imprimis instituit, seque duodecimum fratrem adpellavit inter illos ab Acca Laurentia nutrice sua genitos, spicea corona, quae vitta alba colligaretur, in sacerdotio eis pro religiosissimo insigni data, quae prima apud Romanos fuit corona; honosque is non nisi vita finitur, et exules etiam captosque comitatur." — Gell. N. A. VI, 7 (VII, 7, 8 ed. Hertz) . . . Sabinus Masurius in primo memorialium, secutus quosdam historiae scriptores, Accam Laurentiam Romuli nutricem fuisse dicit. Ea, inquit, mulier ex duodecim filiis maribus unum morte amisit. In illius locum Romulus Accae sese filium dedit seque et ceteros eius filios fratres arvales appellavit. Ex eo tempore collegium mansit fratrum arvalium numero duodecim, cuius sacerdotii insigne est spicea corona et albae infulae." — Fulgent. p. 561 ed. Merc.: Arvales fratres. Acca Laurentia Romuli nutrix consueverat pro agris semel in anno sacrificare cum XII. filiis suis sacrificium praecedentibus: unde cum ex iis unus esset mortuus, propter nutricis gratiam Romulus in vicem defuncti se succedere pollicetur; unde ritus processit cum XII. iam deinceps sacrificare, eosque arvales dici fratres, sicut Rutilius Geminus in libris Pontificalibus memorat."

[2]) So Chr. Th. Schuch, Privatalterthümer, 2 A. 1852, § 228, S. 306.

nahme an diesen den Beweis für die Verwandtschaft gab, so mußte der zugleich als Stifter dieser Sacra erscheinen, der als Schöpfer jener Gliederung der Bürgerschaft angesehen wurde.

Als Schöpfung des Romulus wurde es daher betrachtet, daß die dreißig Curionen in Verbindung mit je einem Opferer die Sacra für ihre Curien an den bestimmten Opferplätzen verrichteten. Wenn nun auf diese primitivste Cult-Verfassung sich die religiösen Institutionen des Romulus beschränken[3]), so muß es als ein schreiender Widerspruch erscheinen, wenn derselbe zum Gründer eines Priesterthums gemacht wird, das ganz specielle Cult-Zwecke zu verfolgen hatte, ganz abgesehen davon, ob sein Bild, wie es uns die Sage zeigt, zuerst als Hirt, später als kriegerischer Fürst eines kriegerischen Volkes, das sich unter ihm erst seine Existenz erkämpfen muß, ob dieses Bild im Einklange stehe mit einem Institute, welches wo nicht Zeiten des Friedens und einer vorgeschritteneren Cultur, so doch den Sinn für die Beschäftigungen des Friedens voraussetzen müßte.

Der Ausbau des Cultus nach besonderen Zwecken mittelst besonderer Priesterschaften gilt übereinstimmend als Werk des Numa; werden diesem nun obenein solche religiöse Einrichtungen beigelegt, die mittelbar auch eine Hebung des Ackerbaues bezweckten[4]), so wäre es ganz entsprechend, wenn ihm auch die Stiftung einer eigenen Feldpriesterschaft beigelegt würde, während eine solche unter den Einrichtungen des Romulus als anomal erscheinen muß. Warum ist nun die Tradition, die sonst immer grade dadurch sündigt, daß sie an Analoges anknüpft, nur hierin dieser Maxime untreu geworden, daß sie den kriegerischen Romulus zum Stifter und Mitgliede der friedlichen Arval-Brüder machte? Eine Variante wenigstens über den Stifter dieser Brüderschaft durfte erwartet werden.

Aber nicht bloß die Person des Stifters befremdet, sondern auch die eigenthümliche Einkleidung, welche dieses Factum in der Sage erhalten: Romulus habe sich, als einer der zwölf Söhne seiner Pflegemutter Acca Larentia gestorben, an Stelle desselben bei der Opferfeierlichkeit betheiligt, welche Acca mit ihren Söhnen jährlich zu begehen pflegte. Wozu nun diese Einkleidung, während doch die Einsetzung der Curien-Opfer durch Romulus ebenso wie Numa's Institutionen schlechthin als gesetzgeberische Akte erwähnt werden? Wer sind jene vor-romulischen Arval-Brüder, jene zwölf Acca-Söhne, die nur in Bezug auf dieses Priesterthum die Sage kennt? Liegt darin, daß der Herrscher Roms in eigener Person in ihre Opfergenossenschaft tritt, eine tiefere Bedeutung? — alles Fragen, die man noch nicht einmal aufgeworfen hat, und die doch vorher genügend beantwortet sein müßten, wenn die alte Auffassung der Arvalen noch länger für richtig gelten soll.

Doch es giebt noch gewichtigere Bedenken. Zunächst erscheint der Zweck, jährlich einmal ein Opfer für das Gedeihen der Feldfrüchte darzubringen, verhältnißmäßig nicht bedeutend genug,

---

[3]) Abgesehen von den altitalischen Lupercalien, die an das frühere Hirtenleben des Romulus-Stammes anknüpfen, und ebenso von dem gleichfalls vorrömischen Hercules-Cultus an der Ara maxima durch die Geschlechter der Potitier und Pinarier (Liv. I, 7, 15), beschränken sich die Angaben der Alten über Cult-Einrichtungen des Romulus auf das oben angeführte. Dionysius beginnt zwar ziemlich pomphaft den Bericht über Romulus' Schöpfungen im Gebiete des Religionswesens: A. R. II, 21: *ἐν γοῦν ἄλλῃ πόλει νεοκτίστῳ τοσούτους ἱερεῖς καὶ θεραπευτὰς τῶν θεῶν εὐθὺς ἀποδειχθέντας οὐδεὶς ἂν εἰπεῖν ἔχοι* —, aber obwohl — oder vielmehr weil er sich dabei auf den gelehrtesten Alterthumsforscher, Varro, stützt, so kann er nur die hinsichtlich der Gentil- und Curien-Sacra von Romulus getroffenen Einrichtungen namhaft machen.

[4]) Von dieser Art sind Numa's Vorschriften bei Plin. h. n. XVIII, 2: „deos fruge colere, et mola salsa supplicare, atque, ut auctor est Hemina, far torrere"; ferner die Einsetzung der Fornacalia als „farris torrendi feriae" (Plin. l. l.), so wie die Stiftung der Robigalia (Plin. XVIII, 29, 69), der Fordicidia (auf den Rath von Faunus und Egeria nach mehrjährigem Mißwachs, Ovid. Fast. IV, 629 ff.) u. dgl. m.

um dafür erstens überhaupt ein eigenes Priester-Collegium einzurichten, und zweitens diesem Collegium Rechte und Ehren einzuräumen, die mit seiner scheinbaren Obscurität in grellem Widerspruche stehen. Durch alle Stürme der Zeit, von Romulus an durch die Jahrhunderte des Königthums und der Republik bis in die späte Kaiserzeit erhält sich jenes Priesterthum in ungestörter aristokratischer Abgeschlossenheit, durch eigene Wahl (Cooptation) sich ergänzend[5]).

---

[5]) Es ist eine völlig müßige Vermuthung, wenn Marini, gli Atti e monumenti de' Fratelli Arvali, Roma 1795, p. 19 f. gegenüber der Ansicht von Boindin (Mém. de l'Acad. des Inscr. t. I p. 86. t. XXXVII p. 271), daß dem Volke keinerlei Betheiligung an der Wahl der Arvalen zustand, meint: „potrebbe forse essere, che ab antico i Re, successori di Romolo, Istitutore degli Arvali, nominassero, e poscia o il Collegio, o il Popolo radunato.“ Wäre die Arvalität je durch das Volk ertheilt worden, so würde sich gewiß den Historikern wiederholt Anlaß geboten haben, dieser Würde Erwähnung zu thun, während sie so dieselbe vollständig ignoriren. Unter Numa's Priesterclassen haben die Arvalen keinen Platz gefunden, und es scheint, daß sie auch in der Folge gleich den Sodales Tities, von denen später noch die Rede sein wird, außerhalb der eigentlichen Staatskirchen-Verfassung, wenigstens außerhalb der Reihe derjenigen kirchlichen Aemter standen, deren Wirkungskreis irgendwie auch auf das politische Leben Einfluß übte. Darum werden sie auch von der lex Domitia, 649 d. St., nicht betroffen worden sein. Die Gründe dafür werden sich später noch klarer herausstellen. Eben so müßig ist die weitere Vermuthung Marini's p. 20: „Dalle nostre tavole, che tutte sono de' tempi dell' Impero, si vede che era forse degl' Imperatori, che ne avranno fatto ascrivere nella Compagnia anche oltre al numero stabilito,“ — die Arvaltafeln wenigstens sind kein Beleg dafür; denn wo die bei einer Wahl oder heiligen Handlung anwesenden Mitglieder aufgezählt werden, beträgt ihre Zahl immer nur weniger als zwölf, nie aber darüber. Auch dies muß in Abrede gestellt werden, daß hie und da etwa die Kaiser durch eine Kabinetsordre (per codicillum) Fratres Arvales ernannt hätten, wie dies in Bezug auf Staatskirchen-Aemter Lampridius von Alexander Severus berichtet, vit. 49: Pontificatus et Quindecimviratus et Auguratus codicillares fecit. Wenn es auf den Arvaltafeln bei Marini, N. XXII, lin. 22 sqq. heißt:

ISDEM. COS. K. MART. || IN. AEDE. CONCORDIAE. ADSTANTIBUS. FRATRIBUS. ARVALIBUS. EX. TABELLA. IMP. || [T.] CAESARIS. VESPASIANI. AUG. MISSA. C. SALVIUM. LIBERALEM. NONIUM. BAS || SUM. IN. LOCUM. C. MATIDI. PATRUINI. DEMORTUI. COOPTAMUS.

so ist unter der tabella missa, wie auch Marini einsah a. a. O., nicht ein Handschreiben des Kaisers zu verstehen, sondern das übersendete Stimmtäfelchen, mit welchem Titus, als Mitglied des Collegiums, sein Wahlrecht ausübte. Daß das Collegium den auf dem kaiserlichen Wahlzettel stehenden Candidaten einstimmig zu dem seinigen machte, wird nicht eben verwundern. Hinsichtlich dieser tabellae scheint sich jedoch Marini in dem Irrthum zu befinden, als ob „per tabellas“ der gewöhnliche Abstimmungs-Modus bei einer Neuwahl im Arval-Collegium gewesen sei. Vielmehr ist aller Grund vorhanden, daß die Anwesenden mündlich stimmten, während es den Abwesenden gestattet war, ein Stimmtäfelchen zu schicken. Dies zeigt sich wiederholt aus N. I. der Inschrifttafeln, wo denen, die im Collegium selbst anwesend waren, die beigefügt werden, welche „per tabellas cooptarunt.“ Nach Marini's Ergänzung hätte man daselbst zu lesen von lin. 9 ab:

IsDEM. COS. PRIDIE. EIDUS. MAIAS. IN. REGIA
10. Cn. Cornel. CN. [F.] LENTULUS. AUGUR. MAG. IN. LOCUM. L
Aemilii. *L. F.* PAULLI. DRUSUM. CAESAREM. TI. F. AUGUSTI. N
Fratrem ARVALEM. COOPTAVIT. ET. AD. SACRA. VOCAVIT
Adfuerunt CN. POMPEIUS Q. F. L. DOMITIUS. AHENOBARBUS
L. Calpur. *L. F.* PISO. PONTIF. T. QUINCTIUS. CRISPINUS
15. Valerianus. PER. TABELLAS. COOPTARUNT
Adfuerunt Imp. Caes. AUGUSTUS. TI. CAESAR. AUGUSTI. F. GERMANICUS
— — — PAULLUS. FABIUS. MAXIMUS.
Isdem Cos. EIDUS. XVIII. K. IANUARIAS. IN. REGIA
Cn. CorneliUS. CN. F. LENTULUS. AUGUR. MAG. IN. LOCUM. CN
25. Pompei POMPEIUM. AUGUREM. ET. IN. LOCUM. IMP.
Caesaris AUGUSTI . . . . FRATRES. ARVALES
Cooptavit et AD. SACRA. VOCAVIT
Adfuerunt Drusus CAESAR. TI. F. L. PISO. PONTIFEX. T. QUINCTIUS
Crispinian. Valerian. M. CORNUTUS. PER. TABELLAS. COOPTAVIT
25. Adfuerunt Tib. Caes. Divi Aug. F. AUGUSTUS.

Die Ergänzung der Zeilen 16 und 25, wie sie hier nach Marini gegeben wurde, ist offenbar falsch; schon der unverhältnißmäßig große Raum, der an beiden Stellen beansprucht wird, wenn vor AUGUSTUS nicht nur der erste Theil des Namens sondern noch ADFUERUNT hinzugefügt werden müßte, spricht gegen diese Ergänzung. In den Zeilen 9—17 und 18—25 liegen die Protokolle zweier Wahlversammlungen des Collegiums aus Augustus' Todesjahre, 767 d. St. 14 n. Ch., vor. In der ersten Versammlung am 17. Mai,

Die Mitgliedschaft ist wie bei den höchsten geistlichen Würden Roms eine lebenslängliche, kann weder durch Verbannung noch Gefangenschaft verloren gehen[6]). Unter den Mitgliedern, wie die Protokoll-Tafeln zeigen, glänzen die ersten Namen des Staates, und wie wir den Gründer Roms als ersten Arval-Bruder finden, so denn auch die Kaiser und ihre Angehörigen von Augustus bis Gordian III. mit wenig Ausnahmen[7]). Bedeutsam erscheint auch die ganze Organisation des Collegiums. Die Leitung führt ein jährlich gewählter Meister (magister), in seiner Verhinderung sein Stellvertreter (promagister); die eigentlichen priesterlichen Functionen sind einem gleichfalls jährlich aus der Mitte des Collegiums gewählten Flamen und Proflamen übertragen. Beim Opfer so wie bei dem Festmahle gehen ihnen freigeborne, weder väterlicher- noch mütterlicherseits verwaiste Knaben zur Hand (patrimi et matrimi), aus den ersten Familien des Staates, Söhne von Senatoren[8]). Für die untergeordneten Geschäfte verfügt das Collegium über Schreiber, Herolde (calatores), Gemeindiener (publici) und Kirchner (aeditui). Im Amphitheater haben sie Ehrensitze[9]), ja sie selbst haben die Befugniß, am Jahresfeste der Dea-Dia circensische Spiele zu geben. So viel Glanz und so viel Ehrenrechte müssen nothwendiger Weise befremden, wenn die Arvalen nur schlichte Feldpriester waren.

Noch weit befremdender aber ist es, daß der ganze Cultus der Arvalbrüder in keinem ersichtlichen Zusammenhange mit dem Feldbaue steht. Außer der Dea-Dia, der das jährliche Hauptfest geweiht ist, und außer Mars, Laren und Semonen, die in dem Bittgesange der Arvalen angerufen werden, sind es fast alle ächt römische Gottheiten, denen die Arvalen Opfer bringen[10]); dagegen fehlen grade Opfer und Anrufungen der Götter, die der römische Volks-

---

wird Tibers Sohn, Drusus Caesar, cooptirt und zu den Sacris gerufen; in der zweiten Versammlung vom 15. December handelt es sich um zwei Neuwahlen, von denen die eine die Stelle des inzwischen verstorbenen Augustus wieder besetzen sollte. Beidemal folgen auf das „cooptavit et ad sacra vocavit" von Seiten des Meisters eine Reihe Namen, denen Marini Z. 13 u. 23 richtig das ADFUERUNT voransetzte. Wenn nun nach diesen Aufzählungen der persönlich Anwesenden in dem ersten Protokolle Z. 15 die Worte PER. TABELLAS. COOPTARUNT, in dem zweiten Z. 24: PER. TABELLAS. COOPTAVIT stehen, und darauf an der ersten Stelle drei Namen, an der zweiten ein Name folgt, so ist doch wohl klar, daß im Gegensatze zu dem ADFUERUNT, was von den zuerst genannten ausgesagt wurde, nun das PER TABELLAS — COOPTARUNT — COOPTAVIT von den in zweiter Reihe aufgeführten ausgesagt wird. Auf Z. 16 u. 25 darf daher nur das zu dem vollständigen Namen fehlende ergänzt werden: Z. 16: [IMP. CAESAR.] AUGUSTUS, Z. 25: [TI. CAESAR. AUG. F.] AUGUSTUS. Die Ergänzung des „Adfuerunt" Z. 16 hätte schon darum verworfen werden müssen, weil bekannt ist, daß Augustus seit dem J. 761 bereits nur noch selten in den Versammlungen des Volkes und des Senates erschien, und dafür schriftlich seine Wünsche an beide gelangen ließ. So wird er denn auch hier, wo es sich um die Wahl seines Adoptiv-Enkels zum Arvalen handelte, zwar seine Stimme abgegeben haben, aber nur schriftlich. Wahrscheinlich war dieses Votum am 17. Mai das letzte, was er überhaupt noch abgab, da er unmittelbar nachher jene Reise antrat, auf der er dem Tiber, der nach Illyrien ging, das Geleit bis Benevent gab, darauf kurze Zeit in Neapel verweilte, um den ihm zu Ehren veranstalteten gymnastischen Spielen beizuwohnen, und dann auf der Rückkehr in Nola erkrankte, wo er am 19. August verschied. — Auch auf tav. XII handelt es sich um eine Cooptation, wobei der Kaiser (nach Marini's Ergänzung Ti. Claudius. Caesar. AugustUS. GERMANICUS) schriftlich einen Candidaten bezeichnet hat. Die Inschrift ist im ganzen zu verstümmelt, um weiteres aus ihr entnehmen zu können.

6) S. die Stelle des Plinius o. A. 1.

7) Aus den Inschriften ersichtlich ist die Arvalität von Augustus (tav. I), Tiber (ebd.), Caligula (t. VIII), Claudius (? s. A. 5 a. E.), Nero (Germanici F., t. XLVIII), Galba (? s. u. A. 48), Otho (? s. Marini p. 155), Vitellius (noch unter Nero's Regierung t. XV. XVII, b. XVIII; s. Marini p. 99), Titus (t. XXIII), Domitian (ebd.), Hadrian (t. XLIX), Antoninus Pius (t. L.), M. Aurel (t. XLI), L. Aelius Verus (t. LII), Septimius Severus (t. LIII), Alexander Severus (t. XLI, b), Gordian III (t. LV).

8) S. tav. XXIII, l. 8 sq. XLI, a. l. 12 u. 5.

9) S. tav. XXIII, l. 24 sqq.

10) Nach der Ordnung, in welcher zweimal auf Tafel XXXII die Opfer aufgezählt werden, die zur Sühnung des Piaculums, daß ein auf dem Dache des Dea-Dia-Tempels gewachsener Feigenbaum ausgerottet und dadurch vorübergehend der heilige Frieden des Haines gestört wird, dargebracht werden, sind es: „Dea-Dia, Janus-Pater, Jupiter, Mars, Juno Deae-Diae, „sive deus sive dea", Virgines divae, Famulae divae,

glauben in die innigste Beziehung zum Feldbaue setzte, insbesondere der Ceres oder Ops[11]), des Saturnus, der Seia, Segesta u. a. m. Freilich könnte dafür die Anrufung des Mars in dem Arvalliede entschädigen, insofern unter den Schutz dieses Gottes ja Feld- und Viehstand gestellt wurde[12]); aber das Wesen des Mars als Schutzgottheit ist doch wohl ebenso wie das der Laren und Semonen, die mit ihm zugleich in jenem Bittgesange angerufen werden, ein weiter reichendes, als daß man die von ihm erflehte Hilfe nothwendig auf den Schutz der Felder beschränken müßte. Das Lied selbst, womit den Laren und dem Mars das „iuvate" zugerufen wird, erwähnt der Felder und ihrer Früchte mit keinem Worte, man müßte denn in dem Verse: „Neve luerve, Marmar, sins incurrere in pleores" noch ferner die Erklärung von Lanzi, Grotefend, Corssen billigen wollen, wonach pleores=flores, und dies = spicae sei. Mehr die Noth, in dem Liede doch eine Beziehung auf den von den Arvalen zu erflehenden Felder-Segen zu haben, war es, die jene Deutung veranlaßte, als die etymologische Wahrscheinlichkeit. Die Widerlegung dieser Ansicht muß ich für eine andere Gelegenheit aufsparen; hier mag es genügen zu erwähnen, daß auch Mommsen der Deutung pleores=flores nicht beigestimmt, sondern die alte Erklärung Marini's, pleores=plures, der sich G. Hermann und Klausen anschlossen, wieder aufgenommen hat; er übersetzt jenen Vers (Röm. Gesch. I. 1, p. 205, 2. A.): „Nicht die böse Seuche, Mars Mars, laß einstürmen auf mehrere!"

Also die Anrufung des Mars stempelt die Arvalen noch nicht zu Feldpriestern; daß sie der Cultus der Dea-Dia dazu stempeln müßte, unter deren räthselhafter Hülle man die Ceres zu erblicken gewöhnt ist[13]), dafür wird man wenigstens aus der Beschaffenheit des jährlichen Festes dieser Göttin keinen Beweis entnehmen können.

Ist der Zweck des Arval-Cultus Erflehung des Segens und Schutzes der Götter für die Saaten, so muß doch jedenfalls erwartet werden, daß die Zeit dieser Festfeier eine bedeutsame sei hinsichtlich des Standes der Saaten. Nun fällt aber das dreitägige Dea-Dia-Fest in die zweite Hälfte des Mai, auf die Tage vom 17, 19 und 20, oder 27, 29 und 30; — welche Gefahr soll nun grade um diese Zeit den Feldfrüchten drohen, daß Mars und Laren zum Beistande mußten angerufen werden? Klausen, der sich zuerst diese Frage stellte[14]), vermochte in der Jahreszeit selbst nichts zu erblicken, was irgendwie den reifenden Saaten noch hätte ver-

---

Lares, Mater Larum, „sive deus sive dea in cuius tutela hic lucus locusve est", Fons, Flora, Vesta, Vestae Mater, Adolenda-Coinquenda-Deferunda, Divi Caesares. Bei einer Sühn-Ceremonie, als Bäume des heiligen Hains vom Blitz getroffen, gebrannt hatten, kommt noch der Summanus Pater hinzu, nach der Flora eingeschoben (Tav. XLIII, lin. 10). Wo es sich um Gebete und Opfergelübde handelt, die im Laufe des Jahres innerhalb der Stadt an verschiedenen Cultstätten von dem Collegium verrichtet werden, kommen von Gottheiten in Betracht: Jupiter O. M., Juno Regina, Minerva, Salus Publica Populi R., Felicitas, Spes, Providentia Deorum (tav. XXXII, Col. 3, lin. 18), Concordia (tav. XVI, 5), der Genius und die Juno des Herrscherpaares (tav. XIII, 10; XXXVIII, 9; XXXIX, 8; XLIII, 11 u. ö.); die Dii Penates des Herrscherpalastes (XVII, l. 10), und der Lar Vialis (XXXIX, l. 8).

[11]) Der Tempel der Ops auf dem Capitol wird zwar einmal als Versammlungsort des Collegiums erwähnt: tav. XXIII, 10: VII. Idus. Decembres. in. Capitolio. in. aedem. Opis. sacerdotes. convenerunt. ad. vota. nuncupanda. ob. restitutionem. et. dedicationem. Capitoli. ab. imp. T. Caesare. Vespasiano. Aug.; aber schon der Zweck, um den es sich bei diesem Erscheinen im Ops-Tempel handelt, zeigt, daß es nicht Ops als Schützerin des Feldes, sondern als Schützerin öffentlichen Wohlstandes und öffentlicher Wohlfahrt überhaupt ist, der das Collegium an diesem für das ganze Reich festlichen Tage sich mit Gelübden naht. — Unter den Opferstätten im Dea-Dia-Haine findet sich keine für Ops.

[12]) Cato, d. r. r. 141.

[13]) So Marini, a. a. O. Praef. p. XXIII, obwohl er andererseits p. 10 meint: Quello che pe' Salj fu il Divus Deus e il Deorum Deus, pare a me che per gli Arvali fosse la Dea Dia. Mommsen, Röm. Gesch. I, 1 S. 46 (2. A.) deutet sie als die „schaffende Göttin."

[14]) De carmine Fratrum Arvalium liber, Bonnae 1836 p. 57.

derblich werden können[15]). Nur ein verheerender Krieg allein könne jetzt noch die nahe Erndte-hoffnung zu nichte machen. Daher müsse der Zweck der Anrufung der Dea-Dia, Laren und Semonen der sein, den Kriegsgott Mars zu verhindern, den Segen, den jene Gottheiten den Fluren spendeten, durch seine Wuth zu vernichten. Verheerenden Krieg also abzuwenden, sei der Zweck des Arvalfestes; ein entsprechender Sinn müsse auch in dem Liede gesucht werden.

Anders argumentirte Corssen[16]). Indem er einerseits mit Recht die Auffassung des Mars als wilden zerstörenden Kriegsgottes und das zu Hilfe rufen der anderen Gottheiten gegen ihn zurückwies, mühte er sich andererseits aus dem astronomischen Kalender Gefahren für den Saatstand in jenen letzten Tagen des Mai ausfindig zu machen. In den Anfang des Sommers falle nach römischem Kalender der Aufgang von Gestirnen, die durch Regen und Stürme berüchtigt seien, wie der Plejaden am 13. Mai, der Hyas am 27. Mai, der Hyaden am 2. Juni; durch diese Regen-Gestirne sei also Gefahr genug für die der Feuchtigkeit nicht mehr bedürftigen Halmfrüchte in Aussicht gestellt, um die Bitte der Arvalbrüder um Abwehr der drohenden Fäulniß (lues) gerechtfertigt zu finden. Mars, Laren und Semonen werden angerufen, um jetzt, wo Regenwolken am Himmel drohen (p. 91), durch Sonnenhitze die Früchte zur vollen Reife kommen zu lassen. Natürlich muß sich dieser Argumentation denn auch das Lied fügen, und die Verse: „Neve luerve, Marmar, sirs[17]) incurrere in pleores, Satur fufere, Mars, limen sal esta berber“ — müssen bedeuten: „neve luem, Marmar, siris incurrere in flores, pingues fieri, Mars, lumen solis aestu fervere“[18]). Das willkürliche dieser Wortdeutung und das seltsame der an Mars gestellten Zumuthung, sogar auf die Sonne einzuwirken, und ihr „Licht in Wärme glühen zu machen,“ können wir füglich noch auf sich beruhen lassen; die ganze Interpretation hat ja doch keine andere Basis als Corssen's Wetter-Kalender. Wer aber möchte ernstlich trotz Plejaden und Hyaden[19]) zu Ende

---

[15]) Er stützte sich dabei auf die Stelle des Ovid, Fast. V, 723: Nocte sequente diem (sc. den Tag der Agonien, 20. Mai) canis Erigoneius exit, wo er exit in dem Sinne von occidit nahm, und daraus im Hinblick auf Fast. IV, 904: Signaque dant imbres exoriturque Canis folgerte, daß die ungünstige regnerische Witterung, die mit dem Aufgange dieses Gestirns begann, jetzt, wo dieses Gestirn untergehe, vorüber sein müsse. Das Unrichtige in der Deutung von exit = occidit hat Corssen nachgewiesen, Origines Poesis Romanae, Berolini 1846, p. 89 sqq., nur hat er es unterlassen, das exit (= oritur) im V. Buche mit dem exoritur des IV. in Einklang zu bringen. Ein Ausweg, wie ihn etwa Bayeux eingeschlagen hat in der Traduction des Fastes d'Ovide, Paris 1785, III, p. 637: „Ovide place à l'onze des Calendes (du Juin) le lever acronique de la Canicule“, dürfte schwerlich als ausreichend erscheinen. Berücksichtigt man obenein die Stelle des Plinius, wo in die letzten Tage des April, also grade in dieselbe Zeit, in welche Ovid im IV. B. den Aufgang des Hundsgestirnes setzt, der Untergang desselben verlegt wird: h. n. XVIII, 29, 69, 3: — post dies undeviginti ab aequinoctio verno, per id quatriduum, varia gentium observatione, in IIII. Calendas Maii Canis occidit, sidus et per se vehemens, et cui praeoccidere Caniculam necesse sit, so wird man ganz irre an Ovid's Rechnung. — Setzt aber Ovid Fast. V, 723 den Aufgang des Canis Erigoneius in die Nacht vom 20. zum 21. Mai, so stellt auch hier sich die Schwierigkeit entgegen, daß der Aufgang dieses Gestirnes nach den übereinstimmenden Angaben der Alten Mitte Juli fällt: Plin. l. l. § 4: „Equidem et solstitium VIII. Calendas Julii simili caussa duxerim et Canis ortum post dies a solstitio XXIII“, — und „rursus pleniluninm nocet a. d. IIII. Nonas Julii, quum Aegypto Canicula exoritur, vel certe XVI. Calendas Augusti, quum Italiae.“ — Solche Differenzen über Auf- und Untergangszeit eines der bekanntesten Sternbilder, veranlaßt vielleicht dadurch, daß der römische Dichter mehr den astronomischen Angaben griechischer Schriftsteller als eigenem Wissen folgte, müssen billig vorsichtig machen in Folgerungen, die aus solchen Daten sollen gezogen werden.

[16]) Orig. Poes. R. p. 91 sqq.

[17]) SIRS oder SERS liest nämlich Corssen statt SINS, welche letztere Form die Inschrift (tav. XLI, a. l. 33 sqq.) zweimal bietet, während sie SERS nur bei der dritten Wiederholung hat.

[18]) Auf diesen Satz kommt ungefähr Corssen's Erklärung der einzelnen Worte hinaus; eine Umschreibung oder stricte Uebersetzung des Ganzen hat er nirgends gegeben.

[19]) Nur für die Griechen knüpfte sich an die Hyaden in Folge mißverstandener Etymologie, wie ich dies an einem anderen Orte zu zeigen gedenke, die Vorstellung eines Regen bringenden Gestirns. Daß die Römer diese Vorstellung nicht theilten, zeigt schon die Benennung „suculae“, und wenn man auch hinsichtlich

Mai und Anfang Juni unter Italiens Himmel nicht bloß an einen vorübergehenden Regenschauer, nein — an so anhaltende Regengüsse glauben, daß dieses jährlich zur selben Zeit den Feldfrüchten drohende Unheil Veranlassung werden mußte, nicht nur ein Bittfest einzurichten, sondern ein eigenes Priestercollegium aus den Ersten des Staates zu bestellen, das mit der Erflehung des göttlichen Schutzes betraut würde[20]).

Und haben denn etwa die Alten, trotz dem daß sie dem Arval-Cultus den Zweck unterlegen, „ut fruges ferant arva," die Zeit des Arval-Festes als bedeutsam und entscheidend für die der Reife entgegen gehenden Saaten angesehen? Auch dies muß man leugnen. Plinius rühmt von der Vorzeit, daß sie obwohl ungebildet und ohne Wissenschaft, doch in Absicht auf das sinnige ihrer Naturbeobachtung der nunmehrigen wissenschaftlichen Einsicht nicht nachstehe. Der Beweis sei, daß die Alten richtig die drei Zeitpunkte, an denen man um die Früchte in Sorge sein müsse, herausgefunden und sie zu Festtagen bestimmt hätten: die Rubigalien (25. April), Floralien (28. April) und ersten Vinalien (23. April)[21]). Wenn also Plinius, der in demselben XVIII. Buche, in welchem diese Mittheilung sich findet, auch die Stiftung der Arvalbrüderschaft berichtet hat, hier das Arvalfest übergeht, sollte dies denn nicht ein genügender Beweis sein, daß weder die „observatio" noch die „ratio" in jenem Zeitpunkte einen Anlaß zur Furcht und zu einem besonderen Bittfeste erblickte? Plinius weiß so viel von dem höchst schädlichen Einflusse des Vollmondes zu berichten, zumal wenn dieser mit dem Aufgange gewisser Gestirne zusammenfällt — hierin besteht eben seine „ratio" gegenüber der schlichten praktischen „observatio", — gewiß hätte er eine solche ratio auch für den Zeitraum zwischen den Iden des Mai und den Kalenden des Juni ausfindig gemacht, wenn die „observatio" es für nöthig

---

dieses Namens Gellius beipflichten kann, N. A. XIII, 9, 6, daß derselbe nicht, wie dies Cicero, Tiro, Plinius u. A. meinten, auf einem krassen Mißverständnisse des griechischen ὑάδες beruhe, insofern man als Stamm desselben ὗς, sus angesehen habe, so ist doch eben diese Unwissenheit über Ableitung und Bedeutung von Suculae Beweis genug, daß der Römer aus diesem Namen nicht den Begriff von pluviosae heraushörte. Nimmt man dazu, was Plinius XVIII, 26, 66, 1 über dieses Gestirn zur Zeit seines abendlichen Unterganges für Italien bemerkt: „XIIII. Calendas Maii Aegypto Suculae occidunt vesperi, sidus vehemens et terra marique turbidum: decimo sexto Atticae: XV. Caesari, continuoque triduo significat. Assyriae autem XII. Calendas. Hoc est vulgo adpellatum sidus Parilicium, quoniam XI. Calendas Maii urbis Romae natalis, quo fere serenitas redditur, claritatem observationi dedit: nimborum argumento Hyadas adpellantibus Graecis has stellas," — so ersieht man trotz der Unklarheit des Ausdruckes jedenfalls doch so viel, daß im Gegensatze zu der Wetterbeschaffenheit, welche diesem Gestirne bei den Griechen den Namen Hyaden verschafft habe, für Italien vielmehr zu der Zeit, wo es sich am Abendhimmel zeigt, heiteres Wetter beginne.

[20]) Obenein käme ein solches Bittfest für einen wichtigen Theil der Halmfrüchte, für die Gerste, viel zu spät, da nach Plinius, XVIII, 26, 66, 2 die Reife derselben und die Zeit, wo man (und zwar auf demselben Acker?) Heidekorn und Hirse säen solle, eintritt, wenn die Glühwürmchen des Abends zu leuchten beginnen, noch ehe das Siebengestirn vollständig am Himmel erschienen ist, d. h. vor dem 10. Mai.

[21]) Plin. H. N. XVIII, 29, 69, 3: Rudis fuit priscorum vita atque sine literis: non minus tamen ingeniosam fuisse in illis observationem adparebit, quam nunc esse rationem. Tria namque tempora fructibus metuebant, propter quod instituerunt ferias, diesque festos, Rubigalia, Floralia, Vinalia. Rubigalia Numa constituit anno regni sui XI., quae nunc aguntur a. d. septimam Calendas Maii, quoniam tunc fere segetes rubigo occupat. Hoc tempus Varro determinat Sole Tauri partem decimam obtinente, sicut tunc ferebat ratio. Sed vera caussa est, quod post dies undeviginti ab aequinoctio verno, per id quatriduum varia gentium observatione in IIII. Calendas Maii Canis occidit, sidus et per se vehemens, et cui praeoccidere Caniculam necesse sit. Itaque iidem Floralia quarto Calendas eiusdem instituerunt, Urbis anno DXVI. ex oraculo Sibyllae, ut omnia bene deflorescerent. Hunc diem Varro determinat Sole Tauri partem quartam decimam obtinente. Ergo si in hoc quatriduum inciderit plenilunium, fruges et omnia, quae florebunt, laedi necesse erit. Vinalia priora, quae ante hos dies sunt IX. Calendas Maii degustandis vinis instituta, nihil ad fructes attinent; nec quae adhuc diximus, ad vites oleasque, quoniam earum conceptus exortu Vergiliarum incipit a. d. VI. Idus Maii, ut docuimus. Aliud hoc quatriduum est, quod neque rore sordere velint, exhorrent enim frigidum sidus Arcturi postridie occidens: et multo minus plenilunium incidere.

erachtet hätte, durch eine Festfeier gewissen schädlichen Einflüssen in diesen Tagen vorzubeugen Ich denke, diese negativen Argumente werden wohl Corssen's Wetter-Kalender genugsam aufwiegen.

Auch der Umstand darf nicht unbeachtet bleiben, daß das Dea-Dia-Fest zu der Klasse der feriae conceptivae gehörte. Warum nun, muß man fragen, wenn der Aufgang gewisser Gestirne und die in Folge dieser Constellation sich einstellenden Stürme und Regengüsse Grund des arvalischen Bittfestes sind, warum ist das Eintreten dieses Festes nicht ebenso bestimmt, wie der Aufgang jener Gestirne? warum nicht ebenso fixirt, wie die Feier der eben erwähnten Robigalien, Floralien, Vinalien, die ja doch auch durch eine gewisse Constellation des Himmels veranlaßt sein sollen? Oder hätte sich die Anberaumung nicht nach dem astronomischen Kalender sondern nach dem wirklichen Stande der Feldfrüchte gerichtet, so daß danach wäre entschieden worden, ob das Dea-Dia-Fest am 17. Mai oder erst am 27. zu beginnen habe[22])? Dann müßte es fürwahr wundern, wie diese Frage schon in den ersten Tagen des Januar hätte beantwortet werden können, da nämlich die Ankündigung des Festes regelmäßig zwischen dem 3. und 13. Januar stattfand. Genug, man kommt aus dem unerklärlichen bei allen Erklärungen der Arvalen und ihres Festes nicht heraus. Noch mehr muß sich des Unerklärlichen häufen, wenn wir weiter die Art der Festfeier selbst betrachten.

Wäre der Zweck des Dea-Dia-Festes die Erflehung des Segens und Schutzes der Götter für die Feldfrüchte, so könnte man sich als Hauptheil der Feier nur wie bei den Ambarvalien die Lustration der Felder mittelst Herumführung eines Opferthieres um die Feldmark denken[23]); jedenfalls aber müßte man erwarten, daß auf dem Felde selbst Opfer und entsprechende Sühn-

---

[22]) Corssen, l. l. p. 92: „Quoniam vero et semina sparguntur, et fruges maturescunt, prout antecessit hiems aut mitior breviorque, aut durior longiorque consentaneum est et Sementivorum et fratrum Arvalium solemnia indictiva decem fere dierum spatio incerta fluctuare." Hinsichtlich der feriae Sementinae wäre es begreiflich, wenn sie im Anschluß an die von der Witterung bedingte Beendigung der Aussaat jedesmal erst auf einen bestimmten Tag mußten anberaumt werden; daß sie aber gleich dem Arvalfeste zwischen zwei um zehn Tage auseinander liegenden Terminen geschwankt hätten, ist nirgends überliefert; vielmehr sind sie in dem Kalend. Rom. auf den IX. Kal. Febr. angesetzt. Wie unpassend übrigens der 24. Januar für ein Saatfest ist, leuchtet ein, da die Wintersaat von der Herbstgleiche an bis vor Eintritt der bruma beendigt sein muß (s. Virg. Ge. I, 208 ff., Plin. XVIII, 24, 56 u. 25. 60), während die Sommersaat und die Arbeit auf dem Felde überhaupt erst mit dem Tage zu beginnen hat, wo der Frühlingswind (Favonius) zu wehen anfängt: Plin. XVIII, 26, 65, 2: „Hoc intervallum temporis (a Favonio in aequinoctium vernum) vegetissimum agricolis, maximeque operosum est, in quo praecipue falluntur. Neque enim eo die vocantur ad munia, quo Favonius flare debeat (XIV. K. Mart.), sed quo coeperit." Ist übrigens Wöniger's Vermuthung begründet (das Sacralsystem — der Römer, p. 171), daß in der Stelle des Varro, d. L. L. VI, 26 (ed. O. M.): Sementinae feriae dies is, qui a pontificibus dictus; appellatus a semente, quod sationis causa susceptae. Paganicae eiusdem agriculturae causa susceptae ut haberent in agris omnes pagi, unde paganicae dictae sunt," daß beide Sätze zusammengehören, und daß zu Paganicae zu suppliren sei Sementinae, ferner daß mit Sementinae das Fest der Curien, mit Paganicae das der pagi gemeint sei, so würde ein solches patrizisches und plebejisches Parallel-Fest wenig mit dem Charakter eines ländlichen Saatfestes harmoniren. Mehr über diesen Gegenstand bei einer anderen Gelegenheit.

[23]) Festus bei Macrob. Sat. III, 5: Ambarvalis hostia est, ut ait Pompeius Festus, quae rei divinae causa circum arva ducitur ab his, qui pro frugibus faciunt. Vgl. die Anweisung zur Lustration bei Cato d. r. r. 141: Agrum lustrare sic oportet. Impera suovitaurilia circumagi. Cum divis volentibus, quodque bene eveniat, mando tibi Mani (?), uti illace suovitaurilia fundum, agrum terramque meam quota ex parte sive circumagi, sive circumferenda censeas, uti cures lustrare. Janum Jovemque vino praefamino, sic dicito: Mars pater te precor quaesoque uti sies volens propitiusque mihi, domo familiaeque nostrae, quoius rei ergo agrum, terram fundumque meum suovitaurilia circumagi iussi. e. q. s. Dazu die poetischen Beschreibungen bei Virgil, Geo. I, 343 ff. und Tibull II, 1, 1 ff. I, 1, 21 ff.

ceremonien seien vorgenommen worden[24]). Statt dessen finden wir nun, daß die Arvalen am ersten Tage des Festes nicht einmal die Stadt verlassen, sondern im Hause ihres Meisters sich versammeln und daselbst opfern und speisen[25]). Am zweiten Festtage finden wir sie zwar außerhalb Rom am fünften Meilensteine der via Campana[26]), aber nicht auf freiem Felde, inmitten der Saaten, sondern im Haine der Dea-Dia; sie ziehen nicht um die Marken, sondern nur zu einzelnen im Haine gelegenen Opferstätten bewegt sich ihr Zug[27]). Sie singen nicht bei einem Umzuge ihr Lied ab, sondern im verschlossenen Tempel nach Entfernung der Profanen; ja während man von einer Flurweihe, von einem Saatenfeste erwarten müßte, daß dabei die allgemeinste Betheiligung insbesondere der ländlichen Bevölkerung stattgefunden habe[28]), trägt die ganze Arvalfeier vielmehr einen gewissen exclusiven und mysteriösen Charakter; nur ab

---

[24]) Bei Hartung, Religion der Römer, II. S. 145 liest man freilich: „Alljährlich am 11. Mai (V. Id. Maj.) verrichteten sie (die Arvalbrüder) den Umzug und das Opfer, welches ein Solitaurilium war, zur Entsündigung der Felder (arva), woher die Ceremonie ambarvalia, das Opfer ambarvales hostiae genannt wurde. Die Opferthiere wurden, mit Kränzen und Bändern geschmückt, an der Grenze des ehemaligen römischen Gebietes herumgeführt und sodann bei dem Terminus publicus geschlachtet. Bei diesem Umzuge sangen die Priester Lieder oder Gebete, daß die Gewächse vor Mehlthau, Räude, Hagel und anderem Schaden bewahrt bleiben möchten.“ Aber weder fällt das Fest der Arvalen auf den 11. Mai, noch verrichten sie — außer zu Zeiten, wo der Hain wegen eines piaculum entsühnt werden muß — ein Solitaurilium, noch schlachten sie irgend ein Opferthier bei dem Terminus publicus, noch singen sie bei irgend einem Umzuge irgend ein Lied oder Gebet! Eine solche Ansicht über die Arvalbrüder und ihr Fest, theils auf der Identificirung desselben mit den Ambarvalien, theils auf leerer Träumerei beruhend, konnte entschuldigt werden, so lange die Inschriften noch nicht bekannt waren, auf denen bis in's Detail der Hergang bei dem dreitägigen Dea-Dia-Feste protokollirt ist (Marini tav. XLI. a. und b.); nach der Veröffentlichung derselben aber und nach Marini's Untersuchungen fällt jede Entschuldigung weg. Auch der Verfasser des Artikels „Fratres arvales“ in der Real-Encykl. von Pauly, III. p. 518 läßt die Arvalen „an den Idus des Mai einen mit Opfern verbundenen Umzug um die römische Markung“ halten, — und auch E. v. Lasaulx folgt unbedacht der Hartung'schen Darstellung, indem er in dem Aufsatze „die Gebete der Griechen und Römer“ (aus dem Lectionsverz. d. Univ. Würzburg, Sommer 1842 abgedruckt in L.'s. Studien des classischen Alterthums, 1854, S. 144), von dem Arvalliede bemerkt, diese „altrömische Litanei“ sei von den Arvalischen Brüdern „bei der jährlichen Flurenweihe am eilften Mai in ihren Processionen durch die Römische Feldmark gesungen worden.

[25]) Nach tav. XXXVII scheint es, daß der Versammlungsort für den ersten Festtag zuweilen auch der Tempel der Divi Caesares im Palatium gewesen sei; die Inschrift selbst aber ist zu verstümmelt, um mit Sicherheit einen Schluß ziehen zu können. Sie lautet:

— QuaDRATUS PROMAgister — — — — — —
— — VALERIVS IVNIANVS . S — — — — — —
— — IN PALATIO IN DIVORVM — — — — —
— — SACRVM DEAE DIAE . IBIQ — — — — —
— — HERENNIVS ORBIANV — — — — — — —
— — PVERIS PATRIMIS ET — — — — — — —
IBVS BVS PVERI RICINIA — — — — — — —
CO — — — — — — — — — — — — — —

In der Ankündigungsformel des Festes wenigstens findet sich nie eine Variante über den Ort der Feier am ersten Tage; stets lautet sie: Sacrificium Deae Diae hoc anno erit a. d. XVI (VI) K. Jun. domi; a. d. XIIII (IIII) K. Jun. in luco et domi; a. d. XIII (III) K. Jun. domi.

[26]) S. tav. XLIII l. 2 u. 13: IN. LVCO. DEAE. DIAE. VIA. CAMPANA. APVD. LAP. V. Ueber die via Campana als ältere Bezeichnung der via Portuensis s. L. Biondi, Dissert. d. Pontif. in den Denkschriften der Accad. Rom. di Archeol. t. IX. Rom. 1840. p. 467—514. Daß an dieser Straße auf dem rechten Tiberufer der Hain der Dea-Dia gelegen haben müsse, beweist auch der Umstand, daß die Protokoll-Tafeln der Arvalen mit Ausnahme von tav. XLI und XLII, die bei der Grundgrabung einer Sakristei des Vatican (also doch auf dem rechten Tiberufer) zum Vorschein kamen, sämmtlich außerhalb der porta Portuensis („fuori di Porta Portese, nel luogo, che ora chiamasi Affoga l'Asino, come sulla fide di Ligorio ci fa sapere il Gudio“ Marini l. l. p. 65) gefunden worden sind.

[27]) Einen übersichtlichen Bericht über das Ceremoniell an den drei Festtagen giebt Marini im Proemio p. XXIII—XXIX.

[28]) Virg. Geo. I. 343: Cuncta tibi Cererem pubes agrestis adoret; Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho; Terque novas circum felix eat hostia fruges; Omnis quam chorus et socii comitentur ovantes, Et Cererem clamore vocent in tecta e. q. s.

und zu nämlich wird der Eingang des Hains dem Volke zur Schau geöffnet — während die Arvalbrüder unterhalb des Tempels auf dem Hügelabhange nach dem Eingange zu sich gelagert haben[29]), sonst aber bleibt es von der Theilnahme und Schau der heiligen Handlungen selbst ausgeschlossen. Darauf folgen Spiele (Wagenrennen) in dem an den Hain anstoßenden Circus; Meister und Priester der Arvalen führen den Vorsitz und vertheilen die Preise an die Sieger. Das Collegium kehrt nun nach der Stadt zurück und der Tag schließt mit einem Mahle im Hause des Meisters. — Ebendaselbst vereint auch der dritte Festtag die Arvalen — ad consummandum sacrificium —, und unter Opfer und Mahl vergeht der Tag.

Dieser Hergang der dreitägigen Dea-Dia-Feier hat offenbar mit einem ländlichen, das Gedeihen der Feldfrüchte bezweckenden Feste so wenig als möglich gemein; die einzige Hindeutung auf einen solchen Zweck — wenn wir von dem zweifelhaften Beweise absehen, den man aus dem Liede hat entnehmen wollen — läge in der Opferung von Feldfrüchten, und weiter in dem Aehrenkranze, den die Arvalen tragen. Was zunächst die Opferung von Feldfrüchten betrifft, so erweist schon die Bezeichnung derselben als „fruges aridae et virides" (tav. XLI, a, l. 8 u. ö.) den Gedanken an ein ausschließliches Erstlingsopfer mit stricter Beziehung auf die bevorstehende Erndte als unstatthaft; vielmehr opfern die Arvalen Cerealien jeder Art, wie sie der Speicher und wie sie die Felder nach dem Stande der Jahreszeit eben bieten. Auf Grund eines solchen Opfers aber das Dea-Dia-Fest für ein Fluren- und Saatfest und die Arvalen für Priester des Ackerbaues erklären zu wollen, wäre um nichts mehr gerechtfertigt, als wenn man etwa dem Feste der Curien einen auf den Feldbau bezüglichen Charakter beilegen wollte, weil auch auf ihrem Opfertische „Brodte[30]), Fladen, Getreide und Erstlinge gewisser Früchte" nicht fehlten[31]). Findet man nun aber diese Beschaffenheit der Curienopfer genugsam durch den Umstand erklärt, daß sie in die älteste Zeit Roms, in die Zeit einfacher, prunkloser Sitte hinaufreichen, wo auch die Götter kein kostbareres Mahl verlangten, als was der Familientisch bot[32]), so wird wohl dieselbe Hinweisung auf die Sitte der alten Zeit auch die Opfergegenstände der Arvalen rechtfertigen, deren Cultus an Alter doch wahrlich dem der Curien nicht nachsteht.

Was aber den Aehrenkranz betrifft, mit welchem die Arvalen am zweiten Festtage[33])

---

[29]) Tav. XLI, a. l. 29: ET. OSTIS. APERTIS. PER. CLIVVM. IACVERVNT.

[30]) Auch bei den Arvalopfern fehlen die panes (laureati) nicht, s. tav. XLI, a. l. 7. ebd. l. 30, und tav. XL, l. 12.

[31]) Dion. H. A. R. II, 23: ἐγὼ γοῦν ἐθεασάμην ἐν ἱεραῖς οἰκίαις δεῖπνα προκείμενα θεοῖς ἐν τραπέζαις ξυλίνοις ἀρχαϊκαῖς, ἐν κανοῖς καὶ πινακίσκοις κεραμίοις ἀλφίτων μάζας, καὶ πόπανα καὶ ζέας καὶ καρπῶν τινων ἀπαρχάς, καὶ ἄλλα τοιαῦτα λιτὰ καὶ εὐδάπανα καὶ πάσης ἀπειροκαλίας ἀπηλλαγμένα.

[32]) Tib. I, 10, 19, sqq.: Tunc melius tenuere fidem, cum paupere cultu Stabat in exigua ligneus aede deus. Hic placatus erat, seu quis libaverat uvam, Seu dederat sanctae spicea serta comae. Atque aliquis voti compos liba ipse ferebat, Postque comes purum filia parva favum.

[33]) Nur an diesem Tage tragen die Arvalen die mit der Wollbinde umwundenen Aehrenkränze, und zwar nur wie es scheint während des Hauptteils der heiligen Handlungen von dem feierlichen Zuge an, in welchem sie aus dem Tempel der Dea-Dia zu dem aufwärts gelegenen Opferaltare emporsteigen (tav. XLI, a. l. 23: VITTIS. SPICEIS. CORONATI. LVCVM. ADSCENDERVNT; vgl. tav. XXXIII, col. 2, l. 25, XXXV, l. 9). Nach Absingung des Liedes und Beendigung des eigentlichen heiligen Actes legten sie die Kränze entweder auf dem Altare oder zu den Füßen der Götterbilder (nämlich der Dea Dia und der Juno Dea Dia) nieder; diesen Sinn wenigstens vermuthete Marini p. 315. 519 in dem „coronis inlatis" (tav. XXXII, col. 2. l. 27 sqq.: PERFECTOQVE. SACRIFICIO. OMNES. TVRE. ET. VINO. FECERVNT. DEINDE. CORONIS. INLATIS. SIGNISQVE. VNCTIS. e. q. s.; vgl. tav. XXIV, col. 2, l. 4; XXV, l. 10; XXVII, col. 1. l. 10; XXXV, l. 11; XXXVI, l. 5). Die Kränze, mit denen sich die Arvalen an dem ersten und dritten Festtage schmücken, werden schlechthin als coronae bezeichnet, auf tav. XL, l. 21 genauer als „coronae convivales."

geschmückt sind, so mag es hier genügen zu bemerken, daß man auf ein solches Abzeichen zunächst keinen anderen Schluß bauen dürfte, als den, daß Dea-Dia, die Hauptgottheit im Arval-Cultus, möglicher Weise[34]) identisch sei mit Ceres (Tellus, Ops), ohne daß darum die Frage über das Wesen der Arvalen und ihres Festes im Sinne der bisherigen Auffassung müßte entschieden werden. Es wird sich noch später Gelegenheit finden, auf diesen Punkt zurückzukommen.

Im stärksten Widerspruche endlich mit dem Charakter einer Feldpriesterschaft steht es, wenn wir die Arvalen zu verschiedenen Zeiten im Laufe des Jahres auf dem Capitol[35]), vor der Cella der **Juno-Regina**[36]), im Tempel der Ops[37]) und der **Concordia**[38]), am Altare der **Providentia**[39]), sowie an dem der **Gens Julia**[40]), ferner im Palatium[41]) zuweilen auch auf der heiligen Straße[42]) functioniren sehen, bald um den Schutz der Götter für den Kaiser und sein Haus zu erflehen[43]) bald auch um den Göttern zu danken für ein glückliches den ganzen Staat angehendes Ereigniß, wie bei Errettung des Kaisers und des Staates aus einer Gefahr[44]), bei glücklicher Rückkehr des Herrschers nach Rom[45]), bei der Uebernahme des Consulats[46]), so wie bei der Ertheilung des Titels „Vater des Vaterlandes" an denselben[47]), bei der Adoption eines Thronfolgers[48]), bei der Consecration eines verstorbenen Mitgliedes der

---

[34]) Ich sage „möglicher Weise", denn wenn in der A. 32 citirten Stelle Tibull's das „heilige Haar" des Hauslaren mit dem Aehrenkranze geschmückt wird, so ist dies doch wohl Beweis genug, daß solche Kränze nicht ausschließlich für den Cultus der Ceres reservirt waren.

[35]) Marini z. tav. IIII, l. 1 p. 43: „IN. CAPITOLIO. Questo era il luogo, dove quasi sempre tenevano le lore adunanze gli Arvali, e forse gli altri Collegj. e Sodalizj, ed avra ivi ciascuno di essi avute delle sue stanze, o sale, o edicole assegnate." Die Veranlassungen zu dem Functioniren „in Capitolio" sind die unten in A. 43. 45. 46. 47. 49. 51. 53 besprochenen Fälle. Da in den Fällen, wo die Arvalen „ad vota annua solvenda et nuncupanda" sich versammeln, das Lokal bald mit „ante cellam Junonis Reginae" (tav. XLI, 6. l. 31; XLIV, 2; XLVI, 3), bald allgemein mit „in Capitolio" bezeichnet wird, so dürfte der letztere Ausdruck wohl für gleichbedeutend mit „in area Capitolina" zu nehmen sein.

[36]) S. A. 33.

[37]) S. A. 11.

[38]) Tav. X, l. 3. Vgl. A. 53. — „In pronao aedis Concordiae" pflegt die Ankündigung des Dea-Dia-Festes zu geschehen: s. tav. XVII, b, col. 1, l. 6; XXIV, col. 1, l. 25; col. 2, l. 31; XXVIII, l. 4; XXXII, col. 1, l. 10. — Eine Cooptation wird daselbst vollzogen XLI, b, 26.

[39]) Tav. X, l. 5. Die Lage dieses Altars läßt sich nicht näher bestimmen.

[40]) Tav. XI, l. 8, dazu Marini p. 81.

[41]) Tav. X, l. 4. XI, l. 13. S. A. 53. — Ueber die Versammlung „in Palatio in Divorum" s. A. 25.

[42]) Wie der Ausdruck „IN. SACRA. VIA." (tav. XIII, l. 2, XIV, l. 4) näher zu bestimmen sei, läßt sich nicht entscheiden. Marini p. 89 denkt an die Regia. Auf tav. I, l. 18 wird diese als Versammlungsort bei einer Cooptation erwähnt. Die Veranlassung zu dem Erscheinen „in sacra via" s. A. 52, 53 a. E. Da der Opferplatz mit „ante domum Domitianam" bezeichnet wird, so könnte „in sacra via" möglicher Weise von der Lage der „domus Domitiana" zu verstehen sein.

[43]) S. t. IV; XVII, b. col. 1, l. 20: prO. PARTV. ET. INCOLVMITATE. POPPAEAE. Augustae.

[44]) Tav. VII, 7: OB. DETECTA. NEFARIA. CONsilia. contra. Imperatorem. Caium. Caesarem. AugustVM. CN. LENTVLI. GAETVLICI.

[45]) Tav. XVII, a, l. 8: pro. itu. et. rEDITV. NERONIS. CLAVDI. CAesaris. Aug. Germanici. Jovi. bovem. marem. Junoni. vaccam. MINERVAE. VACCAM. ITEM. ante. domVM. DOMITIANAM. DIS. PEnatibus. — tav. XVII, b. col. 2, l. 5: OB. ADVentum. Neronis. Claudi. CAESARIS. AVGVSTI. Germanici. et. Poppaeae. AVGVSTAE. ET. CLAVDiae. Augustae. — tav. XXXIX, l. 3: quod. domiNVS. N. IMP. CAES. M. AVRELLIVS. ANToNINVS. PIVS . . . . SALvus. atque. incolumis. pro. securitate. provinCIARVM. FELICISSIME. AD. IBERNA. NICOMEDIAE. INCressus. fuerit.

[46]) Tav. XV, l. 8: K. IANVAR . . . . . IN. CAPITOLIO. OB. COS. NERONIS. CLAVDI. CAESARIS. AVG. GERMANICI.

[47]) Tav. IX, l. 4: QVOD. TI. CLAVDIVS. CAEsar. AugustVS. GERMANICVS. P. P. APPELLATVS. est.

[48]) Tav. XX, l. 5: IIII. IDVS. Januar. MagisterIO SER. GALBAE. IMP. Promagistro. . . . NO. COLLEG. FRatrum. Arvalium. nomine. vota. nuncup. pro. adOPTIONE. Pisonis. Liciniani. (s. Tacit. H. I, 18). Die Buchstaben IO auf l. 6, die Marini zu „MagisterIO" ergänzte, dürften richtiger wohl als Rest von „ex decreTO." zu betrachten sein. Damit fiele freilich auch der Beleg für Galba's Arvalität.

kaiserlichen Familie[49]); ebenso bei Gelegenheit der Wiederherstellung und Weihung des Capitols durch Titus[50]). Ja es gehört sogar zu dem ordnungsmäßigen Geschäftskreise des Collegiums sich am 3. Januar eines jeden Jahres zu versammeln, um für den Lauf des beginnenden Jahres durch Opfergelöbnisse das Wohl des Herrschers und seines Hauses gleichsam zu stipuliren, und die für den abgelaufenen Zeitraum eingegangenen Gelübde zu lösen[51]). Ebenso begehen sie auch jährlich das Geburtsfest des regierenden Kaisers[52]), und feiern jährliche Erinnerungsfeste für besonders ausgezeichnete Glieder des Herrscherhauses an dem Jahrestage ihrer Geburt oder ihres Todes[53]).

Wie kommen nun die Arvalen dazu, bei diesen den Staat in seiner Gesammtheit berührenden Anlässen gleichsam eine priesterliche Volksrepräsentanz zu üben, die mit der religiösen Obhut über das Gedeihen der Saaten doch nicht den geringsten Zusammenhang hat? Der Geschäftskreis priesterlicher wie weltlicher Beamten in Rom hätte minder scharf abgegrenzt sein müssen, wenn ein solches Befassen mit fremdartigen Dingen nicht als ein unberechtigter Uebergriff, für

---

[49]) Tav. IX, l. 16: ob. consecrATIONEM. DIVAE. AVG.

[50]) Tav. XXIII, l. 11: . . . . COVENERVNT. AD. VOTA. NVNCVPANDA. AD (ob?). RESTITVTIONEM. ET. DEDICATIONEM. CAPITOLI. AB. IMP. T. CAESARE. VESPASIANO. AVG.

[51]) „III. Non. Jan. vota annua“ s. tav. V, 13; XV, l. 15. XIX; XXII, l. 3; XXIII, l. 36; XXIIII, col. 1; XXVI, l. 1; XXVIII, l. 2; XXIX, l. 4; XXX; XXXII, col. 1; XXXVIII; XLIII; XLVI. Die übrigens ziemlich verstümmelte Inschrift XLI, b spricht l. 31 von votis annuis „PRIDIVL“ (Prid. Id. Jul.), und ebenda l. 34 werden zugleich auch vota decennalia übernommen. Aehnlich verhält es sich auf tav. XLVI, wo Gelübde vom 8. August bis zu dem nächsten 3. Januar übernommen, zugleich aber auch zehnjährige Gelübde gethan werden. Die erstere Tafel bezieht sich auf Heliogabalus, die zweite auf Gordian, beide Tafeln auf das erste Regierungsjahr dieser Kaiser, so daß Marini jedenfalls Recht hat, wenn er vermuthet, daß beidemal der Grund für die Nichteinhaltung des üblichen Termins für das Arvalgelübde in dem unmittelbaren Anschlusse dieses ersten Gelübdes an den Tag des Regierungsantrittes des neuen Kaisers zu suchen sein dürfte. Mehr darüber bei Marini p. 648 f. 650. 704. — Die Formel für die vota annua s. auf t. XXIII, l. 44; dazu XXIV; XLI, b, l. 30; XLIV.

[52]) Tav. XIII, l. 6; XIV, l. 8; XVI, l. 3: an allen drei Stellen handelt es sich um die Feier von Nero's Geburtstag XVIII K. Jan. Nach Marini's Vermuthung bezieht sich t. XXXVIII auf die Feier von M. Aurel's Geburtstag.

[53]) Das „natale divi Augusti“ wird mit zweitägigen Opfern gefeiert, am IX. K. Oct. auf dem Capitol und an dem Altare der Gens Julia; am 8. K. Octob. im Palatium t. XI, l. 3. Dieselbe Veranlassung scheint auch in t. X zu sein. — Unsicher ist tav. VIII, deren Text Marini nur nach ungenauen Copien geben konnte; es läßt sich daher auch nicht mit Sicherheit bestimmen, wer die beiden Germanicus sind, von denen die Geburtstagsfeier des einen wie es scheint in den Mai, die des anderen auf den 5. Juni fiel. Dieser zweite Germanicus wird l. 23 genannt „GERMANIC. AVG.“; ich vermuthe, daß der Urheber der Copie oder der Steinmetz nach AVG. die Sigl „F.“ weggelassen hat, was wegen des Anfangsbuchstabens des darauf folgenden Wortes I (OVI) leicht geschehen konnte. „Germanicus Aug. F.“ ist aber die Bezeichnung von Drusus Germanicus, dem Neffen und Adoptivsohn des Tiber, dem Vater des Caligula, aus dessen Zeit die Inschrift herrührt. Daß Drusus Germanicus nicht könne am 5. Juni geboren sein, wird man schwerlich aus dem einzigen Umstande folgern dürfen, daß Caligula ihm zu Ehren den Monat September Germanicus benennen wollte (Suet. Caes. 15). Ist doch auch Augustus nicht in dem nach ihm benannten Monate geboren, sondern im September, und die Namen des Nero und Domitian (ersterer im December, letzterer im October geboren), wurden durch Senatsbeschluß auf die Monate April und September übertragen. Unter Nero sollten auch Mai und Juni andere Benennungen erhalten (Tac. An. XVI, 12), und zwar „Claudius“ und „Germanicus“; warum könnte denn nicht auch dieser letztere Name für den Juni mit Rücksicht auf Germanicus, den Großvater Nero's mütterlicherseits, und zwar mit Rücksicht auf den in diesen Monat fallenden Geburtstag desselben gewählt sein? An sich ist also kein Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß es nicht könne dieser Germanicus gewesen sein, dessen Geburtstag die Arvalen am 5. Juni feierten. Jener andere Germanicus aber, dessen Geburtstag zwischen das Dea-Dia-Fest und den 5. Juni gefallen sein muß, mag Drusus, der Bruder Tiber's sein. Da Livia bekanntlich im sechsten Monate mit Drusus schwanger war, als sie Anfangs des Jahres 716 a. u. dem Octavian sich vermählte, so dürfte füglich Drusus gegen Ende Mai geboren sein. — Am 11. December findet eine Gedächtnißfeier statt für Cn. Domitius Ahenobarbus, den Vater von Nero, auf der heiligen Straße, mit Opfern vor der „domus Domitiana“, tav. XIII, l. 2; vgl. o. A. 42. Ob dieser Tag der Sterbetag des Domitius gewesen, wie Marini annimmt p. 90, läßt sich nicht entscheiden.

den es nicht leicht ein ähnliches Beispiel gäbe, erscheinen sollte. Daß die Arvalen etwa einen solchen Uebergriff aus bloßer Schmeichelei gegen die Kaiser sich erlaubt und in eigenem Namen die religiöse Sorge für das Wohl des Staatsoberhauptes zu der für das Gedeihen der Feldfrüchte hinzugefügt, aus eigenem Antriebe seit der Zeit des Augustus bis auf die von Gordian III. alle die Anlässe gefeiert hätten, die, erfreulich für den Herrscher, auch für den ganzen Staat es sein mußten, dies ist an sich schon höchst unwahrscheinlich, auch wenn nicht wiederholt die Protokolle auf den officiellen Auftrag von Seiten der Consuln und des Senates oder auf ein kaiserliches Dekret hinzuweisen schienen, in Folge dessen das Collegium zu einer Function sich versammelt[54]). Welches Motiv Consuln und Senat für einen solchen Auftrag an die Arvalen haben konnten, ist gleichgültig: immer aber mußte die Natur des Arval-Priesterthums gewisse Analogien bieten, um derartige neue religiöse Obliegenheiten auf dasselbe übertragen zu können.

Wenn wir nun als Resultat der bisherigen Untersuchung gefunden haben, daß weder die Person des Gründers noch die äußere Stellung des Arval-Collegiums im Einklange stehen mit einem „sacerdotium arvorum", und daß alles, was uns die inschriftlichen Monumente über die Thätigkeit der Arvalen berichten, sich entweder beziehungslos verhält zu dem Wesen eines solchen Priesterthums, oder selbst im Widerspruche mit demselben steht, und wenn als Stütze der bisher geltenden Ansicht nur die Erklärungen der wenigen alten Schriftsteller übrig bleiben, von denen die Arvalen erwähnt werden, diese Erklärungen aber nur durch den Namen der Arvalen veranlaßt zu sein scheinen, so dürfte es nun wohl gerechtfertigt sein, mit der alten Auffassung zu brechen, und eine neue allseitig befriedigende zu suchen.

Der Name der Arvalen mag einstweilen noch unberücksichtigt bleiben; ersprießlicher wird es sein, die Sagen-Momente näher in's Auge zu fassen, die sich an die Stiftung des Collegiums knüpfen. Da Acca Larentia darin eine Hauptrolle spielt, so werden wir mit ihrer Person füglich zu beginnen haben.

Es ist bekannt, daß jährlich am 23. December an der angeblichen Grabstätte der Acca Larentia im Velabrum derselben ein feierliches Todtenopfer vom Flamen des Quirinus dargebracht wurde[55]). Das Anrecht auf diesen Staatsdank soll sich Acca erworben haben durch Vererbung ansehnlicher Ländereien an das römische Volk. Indem es nun aber hieß, daß Acca ihrerseits diese Ländereien von ihrem Gatten, dem Tusker Tarutius geerbt habe, und indem weiter auch die Meinungen getheilt waren hinsichtlich der Zeit, in welcher jene als Acca-Erbschaft bezeichneten Ländereien an das römische Volk gekommen seien, so war die natürliche Folge, daß man eine doppelte Acca Larentia annahm, eine ältere, die Gattin des Hirten Faustulus und Pflegerin der Zwillinge Romulus und Remus, und eine jüngere, die Gattin des reichen Tuskers Tarutius. Diese letztere, von Plutarch Larentia Favola (Φαβόλα)[56]), von Macrobius dagegen gleichfalls Acca Larentia genannt, wurde unter die Regierung des Königs Ancus

---

[54]) S. tav. IV, l. 2: MAGISTER. FRAT. Arval. iusSV (Marini: ex. permisSV). CONSVLVM. COLLEGAS. CONVOCAVIT. ad. vota. susCIPIENDA. PRO. SALVTE. TI. CAESARIS. — ebd. l. 7: MAGISTER. FRATRVM. Arvalium. | iusSV. CONSVLIS. ET. EX. CONSENSV. SENATVS. Collegas. conVOCAVIT. ET. OB. SECVRITATEM. ET. SALVtem. | Ti. CaesarIS. AVGVSTI . . . . . immolavIT. — Vgl. die nothwendige Ergänzung von „ex decreto in tav. XIII, l. 3: P. MEMMIVS. REGVLVS. PRO. MAGISTRO. FRATRVM. ARVALIVM. ex. | decreto. NERONIS. CLAVDI. CAES. AVG. GERMANICI. PRINCIPIS. Parentisque. publici. | ante. DOMVM. DOMITIANAM. OB. MEMORIAM. DOMITI. PATRIS. immolavit . . . . . — Wegen tav. XX, l. 6: „ex. decreTO. SER. GALBAE s. o. A. 48.

[55]) Gell. N. A. VI, 7 (VII, 7, 7 ed. Hertz), Macrob. Sat. I, 10, p. 242 ed. Bip. Vgl. Varro d. L. L. VI, 23 ed. O. M. und Ovid, Fast. III, 55 ff.

[56]) Plut. Quaestt. R. 35. Im Rom. 5 heißt sie einfach ἡ ἑτέρα Λαρεντία.

gesetzt[57]). Diese Sonderung zweier Acca Larentia war jedoch nicht allgemein, indem der Annalist Licinius Macer[58]) berichtet, Acca Larentia, die Gattin des Faustulus und Amme der Zwillinge, habe sich nachmals unter der Regierung des Romulus mit jenem Tusker Tarutius[59]) vermählt. Aber auch ohne diesen vermittelnden Ausweg würden wir das Recht haben, die Sonderung zweier Larentien mit O. Müller für „einen der gewöhnlichen Nothbehelfe unkritischer Mythologen[60])“ anzusehen, und wenn sich auch vielleicht im weiteren Verlaufe zeigt, daß Grund

---

[57]) Macrob. l. l. p. 241.

[58]) „Historiarum libro primo“ bei Macrob. l. l. p. 242. Die Erzählung Cato's ebd.: „Larentiam meretricio quaestu locupletatam post excessum suum populo agros Turacem, Semurium, Lintirium et Solinium reliquisse“, indem sie sich einfach an die Auffassung Acca's als lupa anlehnt, spricht ebenfalls dafür, daß Cato die Erblasserin nicht von der Amme der Zwillinge unterschied. Dasselbe dürfte auch von Valerius Antias anzunehmen sein, nach dessen Bericht (bei Gellius l. l.) Romulus selbst von Acca zum Erben eingesetzt wurde.

[59]) Bei Macrobius lautet der Name in der Mehrzahl der besseren Handschriften Carucius. Dazu bemerkt Jan: „Apud Augustinum (d. civ. D. VI, 7) nominatur Tarutius, quae scriptura fide dignior est, cum Plutarchus (ll. cc.) habeat *Ταῤῥούτιος* vel *Ταῤῥούντιος*, Varro (d. L. L. VI, 24) commemoret Accas Tarentinas, et Gellius (l. l.) cum Acca Larentia Caiam Tarratiam. In verbis agros Turacem Semurium (s. A. 58) Hertzberg. de diis patr. p. 40. censet latere Turaciae nomen. Ciceronis familiaris (cf. de div. II, 47, 98) fuit L. Tarutius Firmanus, quem Solinus c. 1. p. 2. D. vocat Lucium Taruntium.“

[60]) Etrusker, II, p. 103. Wenn übrigens die jüngere Acca von Plutarch „Favola“ genannt wird, so knüpft eben dieses Epitheton von selbst wieder an Acca, die Faustulus-Gattin, an, insofern Fau-ola und Fau-st-ulus von dem gleichen Stamme FAV-eo gebildet zu sein scheinen. Dafür spricht auch die Nebenform zu Favola Faula, nur daß Faula, wie natürlich, den Alten als besondere Persönlichkeit erschien, obwohl sie von ihr genau dasselbe berichteten, was von der Acca Larentia oder Larentia Favola erzählt wurde: Lactant. Instit. I, 20 p. 66 ed. Bip.: Nec hanc solam (Larentiam) Romani meretricem colunt, sed Faulam quoque, quam Herculis scortum fuisse Verrius scribit e. q. s. (cf. Lact. Epit. c. 20, II, p. 287 ed. Bip.) Die dritte Gestalt, unter welcher die Staatswohlthäterin Acca erscheint, ist die der Gaia Taracia. Mochte auch im Allgemeinen der Volksglaube keinen Anstoß daran nehmen, daß eine Buhldirne als Wohlthäterin des Staates religiös verehrt werde, so mochte es doch auch an ängstlicheren Gewissen nicht fehlen, die den Staat lieber einem jungfräulichen Weibe als einem Freudenmädchen verpflichtet wissen wollten (vgl. unten in A. 64. die Stelle des Lactanz über Flora: „quod quia senatui flagitiosum videbatur e. q. s.); so entstand die Variante von der Vestalin Gaia Taracia, der Geberin des Campus Tiberinus oder Martius. (Plin. h. n. XXXIV, 6. Gell. N. A. VI, 7.) Durch eine lex Horatia, angeblich aus den ersten Zeiten der Republik, sollen ihr noch bei Lebzeiten mannigfache Ehrenbezeugungen von Staatswegen zuerkannt worden sein. Bei dieser Variante der Acca-Sage blieb der Widerspruch unberücksichtigt, daß die Vestalin Besitzerin und Geberin eines Grundstückes gewesen sei, der allgemein als Königsland ager Tarquiniorum, galt (Liv. II, 5, 2. Dion. H. A. R. V, 13. Plut. Poplic. 8.). Daß das Grundstück der Vestalin nur benachbart dem Königsacker, nicht aber identisch mit diesem gewesen sei, ist offenbar nur ein Nothbehelf, um über den Widerspruch hinwegzukommen. Nicht nur daß der Name der Geberin Tarac-ia in klarster Weise verwandt ist mit Tarc-uinus, es nennt auch Plutarch gradezu im Poplic. 8 die Vestalin und Geberin des „anstoßenden“ Grundstückes *Ταρκυνία*. Unter den Grundstücken aber, welche Acca Larentia dem Volke vererbte, dürfte der ager Turax auch nur den ager Tarquiniorum, also den nachmaligen Campus Martius, die Gabe der Vestalin Taracia, bezeichnen. (Hartung, Relig. d. R. II, p. 144 schreibt ager Taruces, womit allerdings die Beziehung auf den früheren Besitzer Tarutius [Taruc-ius] und den ager Tarc-uini sich am leichtesten herstellen ließe; doch da die Handschriften bei Macrobius übereinstimmend die Form Turacem bieten, so werden wir diese zu erklären suchen müssen, und dies dürfte auch nicht schwer fallen. Der Stamm Tur- ist die abgeschliffene Form für das ältere Turs- (vgl. *Τυρσηνός, Τυῤῥηνός*; über turs-cus [statt turs-icus] und die auf den Eugubinischen Tafeln sich findenden Formen turskum, tursce s. Schwegler I, p. 265, 5. 6.). Dieser Stamm Tur- zeigt sich noch deutlich in der anderen Benennung des vicus Tuscus, v. Tur-arius. (Der Volkswitz mochte die Benennung des späteren Krämer-Viertels mit „tus“ in Verbindung setzen; heut zu Tage darf man doch wohl für diese Ableitung keinen Glauben mehr verlangen, wie dies Becker thut, Hdb. d. r. A. I, p. 489 auf Grund von Horaz, Epist. II, 1, 269: Deferar in vicum vendentem tus et odores, Et piper, et quidquid chartis amicitur ineptis). Die Endung (Tur-) ac- ist entweder = -acius, oder = -âs, âtis in Anti-as, Arpin-as u. dgl. — Die Identität der Gaia Taracia mit Acca Larentia erhellt weiter auch daraus, daß sich neben das Acca-Epitheton Fau-ola das Gaia-Epitheton Fuf-etia stellt (Gell. l. l.) — Wie unpassend übrigens in der Fiction der Vestalin der Vorname Gaia gewählt ist, zeigt die Bedeutung von Gaia in der bekannten Hochzeitsformel: „ubi tu Gaius, ego Gaia.“ Aus Quintil. I, 7, 28: Nam et Gaius C. littera significatur, quae inversa mulierem declarat; quia tam Gaias esse vocitatas quam Gaios etiam ex nuptialibus sacris

vorhanden war, die Acca-Erbschaft unter die Regierung des einen und des anderen Königs zu setzen, so ändert sich doch damit nicht die in der Person der Acca angeschaute Idee. Ueber Acca, die Tarutius-Gattin, berichten nun aber Plutarch und Macrobius[61]) übereinstimmend folgendes:

Einst habe der Tempeldiener des Hercules den Gott zum Würfelspiele herausgefordert und ihm, falls er siege, ein Mahl und eine schöne Dirne zugesagt. Als er nun für den Gott die Würfel führte und dieser gewann, habe er demselben getreulich die Wette gezahlt, indem er ihm die Larentia — nobilissimum id temporis scortum, wie sie bei Macrobius heißt — zuführte. In der Nacht habe sich Hercules der Dirne genaht, habe sie reich beschenkt und ihr geheißen, sich demjenigen hinzugeben, der ihr am Morgen zuerst auf dem Markte begegnen würde. Als sie nun aus dem Tempel getreten, sei ihr der Tusker Tarutius entgegen gekommen, ein reicher unverheiratheter Mann in schon vorgerückten Jahren; gefesselt von ihrer Schönheit, habe er sie zur Gattin genommen und bei seinem Tode zur Erbin seines ansehnlichen Grundbesitzes eingesetzt, den die Wittwe nachher dem römischen Volke vermachte.

Ueber den Sinn dieser Sage werden wir nicht lange in Zweifel sein können. Eine der gangbarsten Symbolisirungen in der Bildersprache der Sage ist die, das Land zur Geliebten des Schutzgottes[62]), und zur Gattin des Mannes zu machen, der den dem Lande sich vermälenden, d. h. von demselben Besitz ergreifenden Volksstamm repräsentirt[63]). Nicht minder nahe liegend ist der Grund, weshalb das Land und die ewig empfangende und zeugende Erde überhaupt, die sich willig einem Jeden, auch dem Fremdling hingeben, und an Reiz und Reichthum durch diese Hingebung gewinnen, zu Buhlerinnen gemacht werden. Das Freudenmädchen Flora, Acca's sabinische Zwillingsschwester[64]), und nicht minder zahlreiche Züge in den griechischen Demeter-Mythen[65]) geben den genügenden Beweis dafür. Somit kann denn auch

---

apparet; — geht hervor, daß Taracia Gaia (diese Wortstellung giebt Plinius l. l.) den appellativen Sinn hat Taracius-Gattin. Was übrigens die „amplissimi honores" betrifft, welche durch die lex Horatia der Gaia sollen zuerkannt worden sein, so sind dies eben die bekannten Ehrenrechte der Vestalinen: das Recht der Zeugenschaft und der Testirungsfähigkeit, sowie das Recht nach dreißig Jahren priesterlichen Dienstes auszuscheiden und sich vermälen zu dürfen. Da aber nur die Vestalinen allein von den römischen Frauen das Recht besaßen, über ihr Vermögen zu disponiren, so ist vielleicht durch einen naheliegenden Rückschluß diejenige, von der eine Vermögensdisposition zu Gunsten des römischen Volkes bekannt war, zur Vestalin gemacht worden.

61) ll. cc. Vgl. August. d. civ. D. VI, 7.

62) Reich an solchen Vorstellungen sind insbesondere die localen Mythen von Zeus und Poseidon (Prop. II, 26, 46: Neptunus fratri par in amore Jovi), ergiebige Stoffe daher zur Polemik für die christlichen Apologeten; s. Clem. Al. Protr. p. 32. Arnob. adv. gent. IV, 26.

63) Vgl. in meiner Schrift: „Homeros und die Homeridensage rc.", das über Orion und Side, Orion und Merope gesagte p. 74 ff.

64) Lact. Instit. I, 20 p. 66 ed. Bip.: „Flora, cum magnas opes ex arte meretricia quaesivisset, populum scripsit heredem; certamque pecuniam reliquit, cuius ex annuo foenore suus natalis dies celebraretur editione ludorum, quos appellant Floralia. Quod quia senatui flagitiosum videbatur, ab ipso nomine argumentum sumi placuit, ut pudendae rei quaedam dignitas adderetur. Deam finxerunt esse, quae floribus praesit; eamque oportere placari, ut fruges cum arboribus aut vitibus bene prospereque florescerent e. q. s." Vgl. Epitom. c. 20, p. 287. — Den sabinischen Ursprung der Flora kann man aus der Einführung ihres Cultus durch Tatius schließen, Varro d. L. L. V, 74. O. M.; den Flamen Floralis setzte Numa ein, ebd. VII, 45. — Wie geläufig es den Alten war, auch die Gastlichkeit einer besonderen Stätte, das offenstehen einem jeden Fremdling mit der Idee der Prostitution in Verbindung zu bringen, zeigt das üble Renommé des gastlichen Tusker-Viertels (Liv. II, 14, 9: Multos (von Porsena's Heer) Romae hospitum urbisque caritas tenuit. hic locus ad habitandum datus, quem deinde Tuscum vicum appellarunt), von welchem Acro zu Hor. Sat. II, 3, 228 anmerkt „in vico turario ante meretrices prostabant."

65) Demeter gab sich dem Jasion hin „auf dreimal gepflügtem Brachfelde" (Hom. Od. V, 125 ff. Hesiod. Theog. 962), ebenso dem Keleos, dem Vater des Triptolemos. (Schol. z. Aristid. Rhet. p. 22,

Acca, die öffentliche Dirne, die ihren Körper preisgiebt, die zuerst von Hercules, dem göttlichen Schirmherrn der Tibergegend **), geliebt wird, mit seiner Zustimmung dann dem Tusker sich hingiebt, bis sie — oder des Tuskers Erbe — in den Besitz des römischen Volkes gelangt, nur als Personification des Landes überhaupt und speciell des am Tiber gelegenen Gebietes gefaßt werden, das noch nach der Gründung der Palatinischen Stadt in tuscischem Besitze war **). Dieser Auffassung fügt sich auch ungezwungen der Name, insofern Acca, wie dies längst schon anerkannt wurde **), identisch ist mit skr. akkâ, mater, das Epitheton aber, je nachdem man die Form Larentia oder Laurentia vorzieht **), sie entweder als die

---

„Δημήτηρ παρὰ Κελεοῦ καὶ Τριπτολέμου τὸν ἡρπακότα μαθοῦσα μισθὸν αὐτοῖς ἀποδίδωσι τῆς μηνύσεως τὸν σῖτον, πρῶτον ἀθέσμως συγγενομένη Κελεῷ τῷ Τριπτολέμου πατρί.“) Auf solche Mythen bezieht sich auch der Angriff bei Gregor. Naz. Or. XXXIX, 625, d: *„οὐδὲ Κόρη τις ἡμῖν ἁρπάζεται, καὶ Δημήτηρ πλανᾶται καὶ Κελεοὺς τινας ἐπεισάγει καὶ Τριπτολέμους καὶ δράκοντας, καὶ τὰ μὲν ποιεῖ τὰ δὲ πάσχει· αἰσχύνομαι γὰρ ἡμέρᾳ δοῦναι τὴν νυκτὸς τελετὴν — οἶδεν Ἐλευσὶς ταῦτα καὶ οἱ τῶν σιωπωμένων ἐπόπται.“* Schlimmer klingt noch, was Orphische Hymnen von der Baubo erzählten, s. Clemens Coh. p. 17; Eu eb. Pr. Ev. II, 3 und mit einigen Abweichungen Arnobius adv. natt. V, 25. Bei Gregorius Naz. Or. III. 104 (141, d), wird, was sonst nur von der Baubo berichtet wird, auf Demeter selbst übertragen: *„Ὀρφεὺς παρίτω καὶ ἐπιβρεμέτω τὰ ὑπερφυῆ τῆς θεολογίας ῥήματα „Ζεῦ κύδιστε, μέγιστε κ. τ. λ.“ Καὶ μηδὲ τῆς ἄλλης φειδέσθω μεγαληγορίας „Ὡς εἰποῦσα θεὰ δοιοὺς ἀνεσύρατο μηρούς“, ἵνα τελέσῃ τοὺς ἐραστὰς ἃ καὶ νῦν ἔτι τελεῖ* (so Lobeck, Aglaoph. p. 824 statt *τελεῖται*) *τοῖς σχήμασιν.“* Nicht unpassend ist dazu die Erklärung des Nonnus, Expos. in Invect. I, 74 p. 518: „Carminis de Cerere hic est sensus, deam subla o corpore femora sua detexisse ut amasiis corporis sui copiam faceret. Quibus verbis Orpheus Cereris vim et facultatem iis a quibus expetitur in promtu esse innuit eamque paratam ad sese ipsis dandam eosque explendos.“ An solche Züge scheint Schwegler nicht gedacht zu haben, indem er R. G. I, S. 433 es für eine „verwerfliche Umdeutung“ erklärt, wenn Acca „in der gemeinen Sage als Buhldirne (lupa) erscheint“: Lupa, Wölfin, sei sie vielmehr, insofern der Wolf als chthonisches Symbol gelten müsse. Es ist zweifelhaft genug, ob für den Faunus, den Schwegler zu einem Unterweltsgotte macht (p. 362), der Wolf darum Symbol sei, weil er „das gefräßige, blutgierige Raubthier als das natürliche Symbol des chthonischen Gottes erschien, dem man Menschenopfer darbringen mußte.“ (p. 363): Faunus kümmert uns hier nichts, aber die mütterliche Acca, die Nährerin der Zwillinge, die Mehrerin des Reiches, wollen wir uns nicht unter jene Unterweltsmächte verweisen lassen, „deren Lust es ist, Leben zu zerstören, Schrecken und Tod zu verbreiten“ (p. 363); bei ihr werden wir es für nichts weniger als für nahe liegend finden können, „einen Gott, der zu seinem Mahle Menschenfleisch heischte, mit einem Wolfe zu vergleichen.“ (ebd.)

**) Für Hercules, als den Schutzgott der Tibergegend, bedarf es nur der Erinnerung an seinen uralten Cultus an der Ara maxima und an die mit diesem Cultus verbundenen Sagen von seinem Siege über Cacus, die an die Lokalität des Aventin und Palatin anknüpfen. Zwischen beiden Hügeln liegt das Thal des Circus Maximus und bis zum Tiber hin das Forum Boarium; in dieser Gegend „standen mindestens drei Tempel des Hercules, außer dem mit der Ara Maxima verbundenen noch zwei andere des Hercules Victor“ (Schwegler I, p. 368; s. Becker, Hdb. d. röm. Alth. I. S. 475 ff. und „zur röm. Topogr.“ S. 60.) Gleichgültig ist es, ob der Name Hercules erst in späterer Zeit durch griechische Einwirkung an die Stelle eines älteren einheimischen Namens (Garanus oder Regaranus, Hartung, Rel. d. R. II, p. 22 ff.; oder Semo Sancus, Schwegler I, p. 364 ff.) getreten ist, immer wird die Acca-Sage an jenen Gott anknüpfen, der einer feindlichen Macht das Tiberufer abrang und nun als Schirmherr desselben verehrt wurde. (Virg. Aen. VIII, 189: Servati [sc. ab Hercule] facimus, meritosque novamus honores.) Beachtenswerth ist es auch, daß in der nächsten Nähe der vorhin bezeichneten Cultstätten des Hercules im Velabrum die Cultstätte der Acca — ihr angebliches Grab — lag, am Eingange in den Vicus Tuscus. — Ebenso ist auch nicht gleichgültig die Beziehung, in welche Hercules zu der Ceres gebracht wurde, indem beiden zusammen am 21. December, zwei Tage also vor der Parentatio zu Ehren der Acca, ein Opfer dargebracht wurde („sue praegnate, panibus, mulso“, Macrob. Sat. III, 11 fin.) Für diese Opferverbindung der beiden Gottheiten dürfte schwerlich die Veranlassung in griechischem Einflusse sich finden lassen.

**) Die Belege für die einstige Ausdehnung des tuscischen Stammes auf dem südlichen Ufer des Tiber bis nach Campanien, wenn es dafür überhaupt noch der Belege bedarf, s. bei Schwegler, I, p. 330, A. 1. Vgl. O. Müller, Etrusker I, p. 114 f., und unten A. 71.

**) S. Schwegler, I, p. 432, A. 3.

**) „Laurentia“ ist die gesicherte Lesart bei Plinius und Augustinus (d. c. D. VI, 7), ebenso giebt Dionysius H. *Λαυρεντία*; Livius (I, 4), Ovid (Fast. III, 55), Gellius, Lactanz, Minuc. Felix 25, 9 und Plutarch geben Larentia. Letztere Form hat O. Müller bei Varro hergestellt; ob sie Jan auch mit Recht bei Macrobius vorziehen durfte, möchte zu bezweifeln sein, da grade die beiden Handschriften, die er für die ersten drei Bücher der Saturn. als maßgebend erachtete (s. Proleg. p. LXXXVII), der cod. Bambergensis

laurentische Mutter, die Eponym-Göttin des Laurenter- oder Latiner-Landes bezeichnet, oder, was auf dasselbe hinaus kommt, als Laren-Mutter (Larunda)[70]), somit als eine altlatinische „Magna Mater."

Tragen wir nun diese Gestalt Acca's in die Arval-Sage ein, so löst sich auf genügende Weise das Räthsel. Die zwölf Söhne Acca's können dann eben nur zwölf Söhne des Landes, also zwölf Stämme oder Gemeinden vorstellen; vereinigen sie sich jährlich mit ihrer Mutter zu einer Festfeier, so ist damit ausgesprochen, daß sie zusammen eine Festgenossenschaft bildeten, für welche ihre göttliche Mutter, die laurentische Acca, den Cult-Mittelpunkt bildete. Wenn es nun weiter in der Arval-Sage heißt, daß einer von diesen zwölf Acca-Söhnen gestorben und Romulus an seiner Stelle von Acca adoptirt und zur Festgemeinschaft hinzugezogen worden sei; — in der Tarutius-Sage dagegen, daß dieser gestorben, und seine Hinterlassenschaft durch Acca auf Romulus oder dessen Volk übertragen worden sei, so werden wir ohne Zweifel den gestorbenen Sohn und den gestorbenen tuscischen Gatten identificiren und als weiteren Sinn der combinirten Sagen betrachten dürfen: daß der Romulusstamm, indem er die Erbschaft des gestorbenen, d. h. aus der Tibergegend verdrängten oder unterworfenen — tuscischen — Sohnes oder Gatten der Acca in Besitz nimmt[71]), eben dadurch zugleich auch Eintritt erhält in jene durch das Band gemeinsamer Sacra zusammengehaltene Genossenschaft benachbarter und als verwandt sich betrachtender Stämme, deren Mitglied bis dahin eben der durch das Romulusvolk beerbte tuscische Stamm gewesen war.

Eine Zwölfzahl so verbundener Stämme oder Gemeinden tritt uns sowohl auf griechischem Boden wie auf dem von Italien so vielfach entgegen, daß es darüber kaum eines Wortes noch bedarf. Abgesehen von der Phäaken-Insel, über welche zwölf Könige und Alkinoos als dreizehnter und Oberkönig herrscht[72]), und von den zwölf attischen Gemeinden, die des Theseus Synoikismos zu einem einzigen Staatskörper vereint[73]), finden wir gleiche Stammbünde oder Festgenossenschaften bei den Joniern[74]) und Aeolern[75]) in Kleinasien, bei den Achäern im Pe-

---

(B) aus dem Ende des 11., oder Anfange des 12. Jahrhunderts, und die Excerpta S. Gallensia (G), von den drei Stellen, wo der Name sich findet, an zweien, Sat. I, 10, 16 und 17 übereinstimmend „Laurentia„ geben, an der dritten aber, §. 13, die Excerpta S. G. eben dieselbe Form, der cod. Bamb. aber wenigstens über der Linie sie bietet. §. 16 und 17 stimmt auch der cod. Bongarsii (H 2, sec. XIII.) in dieser Lesart überein.

[70]) O. Müller, Etr. II, S. 103 ff. identificirt Acca Larentia mit der Larenmutter Mania, so wie mit der Lara oder Larunda; ebenso Hertzberg, de diis Rom. patr. p. 40 und Schwegler I, p. 432 A. 3.

[71]) Die Erinnerung, daß die Stätte des nachmaligen Rom einst unter tuscischer Oberhoheit gestanden habe, bis die fremde Herrschaft abgeschüttelt wurde, blickt sowohl aus der Sage durch, daß Hercules die Römer von dem Tribut des Zehnten an die Etrusker befreit habe (Plut. Qustt. R. 18), als auch aus jener Version der Gründungssage (Plut. Rom. 2), wonach der Latiner Romus die Stadt erbaut habe, nachdem er die Etrusker vertrieben. — Ueber die Gewinnung des Vaticanischen Hügels meldet Paul. Diac. p. 379, 6 M.: Vaticanus collis appellatus est, quod eo potitus sit populus Romanus vatum responso expulsis Etruscis. Vgl. Plin. N. H. XVI, 87. — Unter Romulus sehen wir die junge palatinische Stadt bemüht, die bis an ihre Thore sich ausdehnende Herrschaft der tuscischen Fidenaten (5 Millien von Rom am linken Ufer des Tiber) und Vejenter zurückzudrängen (Liv. I, 14, 15). Daher könnte man unter der allgemein angenommenen Voraussetzung, daß der Rutulerfürst Turnus in Virgils Aeneis nur Repräsentant der Tyrrhener oder Tusker ist (s. Schwegler I, p. 331), auf die Romulusstadt anwenden, was Euander, der einstige Herr des Palatin, für seine Stadt beklagt, Aen. VIII, 473 f.: Hinc Tusco claudimur amni, Hinc Rutulus (Turnus) premit et murum circumsonat armis.

[72]) Hom. Od. VIII, 390 f.

[73]) Thuc. II, 15 u. A.

[74]) Herod. I, 142; das Bundesheiligthum war das Panionion auf Mykale.

[75]) Herod. I, 149.

loponnes[76]), namentlich aber die beiden großen Amphiktyonien, deren Mittelpunkte Delos[77]) und Delphi-Pylae[78]) waren; und ebenso finden wir auf italischem Boden derartige Conföderationen und Festvereine, außer dem großen Latinerbunde, der aus mehreren einzelnen Stammbünden erwachsen eben darum eine größere Anzahl Mitglieder befaßte[79]), die etruscischen Zwölfstädte, die sich um das Bundesheiligthum der Voltumna schaarten[80]), die Zwölfstädte am Po[81]) und in Campanien[82]), und die zehngliedrige, ganz analog den Fratres Arvales „Fratres Atiersii“ benannte umbrische Festgenossenschaft, mit dem Vororte Iguvium[83]).

Analog diesen Stammbünden und Festgenossenschaften werden wir demnach auch den Bund der Acca-Stämme auffassen und ihr jährliches Fest für ein Amphiktyonen- oder Apaturien-Fest von „φράτερες“ betrachten dürfen. Bei diesem Resultate aber angelangt dürfte es Zeit sein, an die so lange als abgeschmackt verschriene Stelle Varro's[84]) zu erinnern, wo er zu der üblichen Definition der Fratres Arvales hinzufügt: „a ferendo et arvis fratres arvales dicti. sunt qui a fratria dixerunt; fratria est Graecum vocabulum partis hominum, ut Neapoli etiam nunc.“ Wenn einmal schon die wunderliche Heranziehung des ferre als Stamm von fratres[85]) eine Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes verräth, das doch an und für sich nicht im geringsten hätte befremden dürfen, so blickt dagegen aus der Heranziehung von φρατρία offenbar eine Erinnerung an das ursprüngliche Wesen jener Priesterschaft durch. Daß wir jedoch für „fratres“, als Bezeichnung der Glieder einer Festgenossenschaft, nicht nöthig haben eine fremde Ableitung zu suchen, bedarf kaum der Erwähnung. Wie nach der durchgängigen Anschauung des Alterthums eine jede politische Gemeinde sich als einen verwandtschaftlichen geschlossenen Kreis betrachtet, dessen Mitglied man zunächst nur durch die Geburt innerhalb desselben sein könne, so war in noch höherem Grade die Theilnahme an den religiösen Handlungen sowohl der ganzen Staatsgemeinde wie der einzelnen Gliederungen derselben durch die Geburt bedingt. Einigen sich nun verschiedene solcher in sich geschlossener, nach außen hin politisch und religiös isolirter Massen zu einer Opfergemeinschaft, so ist damit zugleich ausgedrückt, daß sie sich gegenseitig als ebenbürtig und verwandt anerkennen; ihr religiös sich documentirender Bund setzt nothwendig eine Verbrüderung voraus, und wenn diese auch nicht immer innig genug ist, um die so verbundenen nach außen hin als ein festgeschlossenes zu einheitlichem Handeln befähigtes Ganzes erscheinen zu lassen, nach innen hin wenigstens muß diese Verbrüderung in der gegenseitigen Befriedigung der Bundesglieder unter einander ihren Ausdruck finden.

---

[76]) Herod. I, 145. Strab. VIII, p. 440; vgl. meine Schrift: „Homeros und die Homeriden-Sage von Chios“, p. 30.

[77]) S. C. F. Hermann, Hdb. d. Gr. St. A. 4 A. § 12, 5.

[78]) Ebd. § 12, 12.

[79]) Wenn Dionysius IV, 49 die Zahl der an dem Bundesfeste auf dem Albanerberge theilnehmenden Städte auf sieben und vierzig angiebt (. . . . πόλεις τριῶν δέουσαι πεντήκοντα ἐγένοντο), so ließe sich wohl vermuthen, daß die Zahl derselben vielmehr (wenigstens zu einer gewissen Zeit) acht und vierzig gewesen sein dürfte; dann könnte man die latinische Eidgenossenschaft aus vier Dodekapoleis entstanden denken.

[80]) S. O. Müller, Etr. I, p. 344 ff.

[81]) Ebd. I, p. 73, A. 6.

[82]) Ebd. I, p. 168 f.

[83]) S. Aufrecht u. Kirchhof, die umbrischen Sprachdenkmäler, S. 303 f.

[84]) S. o. A. 1.

[85]) Die Beziehung auf ferre läßt sich nur erklären, wenn Varro dabei an eine Nebenform feretres, fretres dachte; diese Nebenform dürfte wohl Beachtung verdienen, insofern durch sie der bald als ferens (spolia), bald als feriens (hostes) gedeutete Jupiter Feretrius sich als ein Ζεὺς φράτριος erweisen würde.

Indem wir nun auf den Bund von zwölf am Tiber ansässigen Stämmen den Namen „Fratres Arvales" übertragen, so werden wir nun die früher abgelehnte Frage über die Bedeutung dieses Namens vorerst zu beantworten haben. Immerhin könnte man die alte Ableitung von „arvum" gelten lassen, falls man nur nicht meint, daß arvum nothwendiger Weise das gepflügte Feld oder den Saatacker und nicht auch gleich ager Feld und Flur im weiteren Sinne bedeute. Wäre es denn sonst denkbar, daß die Dichter mit solcher Vorliebe arva statt agri, campi, orae u. dgl. gesetzt hätten, wenn arvum strict unserem Acker entspräche? Unser Acker hat sicher einen weiteren Sinn als den eines angebauten oder zum Anbau bestimmten Feldes; indem aber im Alltagsgebrauche Acker speciell nur in einem solchen Sinne angewendet wird, so sträubt sich unser Sprachgefühl und unser ästhetischer Sinn dagegen, mit poetischer Licenz Aecker statt Feld, Fluren, Gegend, Land im weitesten Sinne zu setzen. Dasselbe Mißbehagen, denke ich, würden auch die Lateiner bei der übertragenen Anwendung von arva empfunden haben, wenn arvum für sie eben den stricten Sinn unseres Acker gehabt hätte; ein frostiges Witzspiel wäre es gewesen, wenn Dichter selbst für den ἀτρύγετος πόντος die Bezeichnung „Neptunia arva" anwandten. Wenn nun aber sogar der Singular in dem Sinne von Land, Gegend sich gebraucht findet[66]) und wenn Arva (-ae) als Synonymum zu Terra, Tellus, Ops u. dgl. aufgeführt wird[67]), dann sehe ich auch keinen zwingenden Grund mehr, weshalb nicht auch in dem aus ältester Zeit herrührenden Adjectivum arvalis das Stammwort arvum jenem weiteren Sinne von Land, Flur, Gau haben könnte. Diese Annahme dürfte auch darin eine beachtenswerthe Stütze finden, daß jenes Adjectivum ausschließlich als Prädicat unserer Priesterschaft gebraucht worden ist, nie aber, um irgend einen anderen Gegenstand als zum arvum d. i. zum Saatfelde oder Fruchtacker gehörig zu bezeichnen. Was hinderte denn, die Feldarbeiten etwa opera arvalia zu nennen?

Also schon mit Beibehaltung der gewöhnlichen Ableitung ließe sich dem Namen der Priesterschaft eine Deutung geben, die im Einklange stünde mit der gewonnenen neuen Auffassung der Fratres Arvales, nämlich: Flur-Brüder, Gau-Genossen; es fehlt aber auch nicht an der Möglichkeit, das Epitheton „Arvales" unabhängig von arvum zu deuten, und in ihm einen Sinn aufzuweisen, der noch schärfer das Wesen der (alten) Arvalen als einer Genossenschaft benachbarter Stämme oder Gemeinden bezeichnen würde. Indem uns nämlich die Glosse des Placidus: arusedentes, circumsedentes[68]), ein altes Präfix ARV- in dem Sinne

---

[66]) Ovid. Ep. ex P. IV, 7, 3: Adspicis en, praesens, quali iaceamus in arvo. Dazu mag man noch Stellen in Betracht ziehen wie Catull. 62, 49: Ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo —, „auf baumleerer Flur" u. a. m.

[67]) Isidor. Origg. XIV, 1, 1 p. 433 ed. Lind.: „ . . . cui (sc. terrae) diversa nomina dat ratio. Nam terra dicta a superiori parte, qua teritur; humus ab inferiori, vel ab humida terra, ut sub mari; tellus autem, quia fructus eius tollimus; haec et Ops dicta eo, quod opem fert frugibus; eadem et Arva ab arando et colendo vocata." Für die Ableitung von Arva kann natürlich Isidor eben so wenig Auctorität sein, wie für die Ableitung der vorangehenden Namen; es genügt, daß diese Stelle uns Arva als Bezeichnung von Erde, Land constatirt.

[68]) Auct. class. lat. ed. A. Mai, III, p. 433. Ohne zureichenden Grund verlangt O. Müller zu Festus p. 21, 4, daß wegen am-segetes, am-termini auch bei Placidus am-sedentes statt aru-sedentes geschrieben werde. Wie aus dem gewöhnlichen Präfix am- durch Zufall oder Absicht aru- hätte entstehen können, hat O. Müller nicht angegeben. Mai kennt bei dieser Glosse keine Variante, während er solche bei anderen Wörtern erwähnt. Aber auch ohne des Placidus Glosse wären wir berechtigt, einen Stamm ARV mit entsprechender Bedeutung anzunehmen, da dieser die Grundform bilden würde, in welcher sich die untereinander verwandten Bildungen orb-is, urb-s („Ring" s. Mommsen, R. G. 2. A. I, p. 37) urv-um, urv-are einigen. (Fest. p. 375 M: urvat — circundat, und Placidus, l. l. p. 491: Ob-arbas circumscribis, uictum est ab arbo, qui est in curvatura aratri, wo O. Müller wieder z. Fest, l. l. ob-urbas, und ab urbo ändern wollte. Ueber die Verwandtschaft dieser Worte, die auch den Alten bereits einleuchtete (Varro de L.

von περί, circum, kennen lehrt, so erhalten wir durch Beziehung auf diesen Stamm in ARV-ales**) eine Parallelbildung zu dem griech. ὁμ ἄρσοι**), und die treffendste Uebersetzung von „Arvales“ wäre περι-κτίονες, ἀμφι-κτίονες.

Wenn wir nun nach Sage und Namen in den ursprünglichen Arvalen verbündete Umwohner erkannt haben, so dürfte sich vor allem die Frage aufdrängen, welches die Glieder dieses Bundes gewesen seien. Auf eine bestimmte Antwort auf diese Frage wird man natürlich verzichten müssen; die Antwort wird nur im allgemeinen dahin lauten können, daß in der Zahl der Bundesglieder auch tuscische Gemeinden gewesen sein müssen. Darauf weist sowohl die bereits erörterte Acca-Tarutius-Sage hin, als auch die Lage des Dea-Dia-Haines selbst, auf dem rechten Tiberufer an der Via Campana oder Portuensis, fünf Millien von Rom. (S. o. A. 26.) Die Annahme, daß dieser Hain bereits seit der Zeit, wo die Stadt auf dem palatinischen Hügel dem Bunde beitrat, die „Dingstätte“ gewesen sei, um Mommsen's Ausdruck zu gebrauchen (R. G. I, S. 39), dürfte kaum auf Widerspruch stoßen, da sich kein Grund denken läßt, weshalb sonst die priesterlichen Arvalbrüder, die Verwalter des Sacral-Vermächtnisses des längst erstorbenen Bundes, in jenem entfernten Haine ihr Jahresfest gefeiert hätten.

L. V, 143 „— ab orbe et urvo urbes“; Pompon. de V. S. in Digest. tit. 16, frg. 239, 6: Urbs ab urbo appellata est: urbare est aratro definire: et Varus (l. Varro) ait, urbum appellari curvaturam aratri, quod in urbe condenda adhiberi solet), hat schon Crecelius gehandelt in Höfer's Ztschft. f. d. Wiss. d. Spr. 1853, IV, 1, p. 112, und sie auf die Sanskrit-Stämme arb (laedere, occidere, ire), arv ferire, laedere, occidere), urv (ferire, laedere, occidere) bezogen, für deren Grundbedeutung er krümmen ansieht, woraus sich dann leicht die des biegens, umbiegens, verletzens, vernichtens, zerstörens, tödtens habe entwickeln können. Er verweist dabei auf das malbergische falthio = effregerit, incenderit, everterit, welches J. Grimm in der Lex Salica ed. Merckel p. XLIV f. vom goth. falthan ableitete, das aus der Bedeutung von plicare, volvere in die des biegens, umlegens, zerstörens übergegangen sei. Auch ich stimme dieser Bedeutungsentwickelung bei, und bemerke dazu nur noch, daß die sskr. arb beigelegte Grundbedeutung ire, sich mit den weiteren Bedeutungen laedere etc. nur dann vermitteln läßt, wenn mit dem „ire“ eine besondere Art von Bewegung, nämlich gekrümmt gehen, kriechen gemeint ist. Dieselbe Sinnentwickelung kehrt bei einer beträchtlichen Anzahl Wurzeln wieder, von denen ich nur auf einige hier hinweisen will. Sskr. raph bedeutet „ire und occidere“; welches ire damit gemeint sei, zeigen die davon herkommenden lat. repo, serpo (Bopp, Gloss. Sscr. p. 286), so wie gr. ῥαμφ-ός und ῥαιβ-ός, krumm, während lat. rab-ies der zweiten Bedeutungsreihe „laedere etc.“ sich anschließt. Eben so bedeutet sskr. luth „se volutare“, in zweiter Reihe ferire, occidere, perturbare; sskr. ard = 1) ire; 2) vexare, ferire, occidere; sskr. ru = 1) irasci, occidere, 2) ire; u. a. m. Nach diesen Analogien sind wir also berechtigt, auch für √ arv und seine organischen Nebenformen arb und urv die gleiche Grundbedeutung vorauszusetzen: gekrümmt — krumm — herum (im Kreise, περί) sein, diejenige Bedeutung also, welche eben das Präfix aru- in der Glosse des Placidus aru-sedentes zeigt; die oben gegebene Ableitung von arv-ales aber wird unabhängig von dieser Glosse ihre Richtigkeit behalten. — Indem wir aber arvum als unmittelbaren Stamm von arvales zurückweisen, brauchen wir es doch nicht ganz aus der Verwandtschaft zu stoßen. Selbst wenn es den Sinn von aratus (ager) hätte, würde es noch zu arv ferire, laedere gehören. Eine andere Vermittelung bietet der aus herum — zusammen sein sich ergebende Begriff von dicht, fest, compakt sein, daher arvum der feste Boden. (Für diese Sinnentwickelung habe ich zahlreiche Beispiele gegeben in meinem „Homeros ꝛc.“ p. 37 (Thema pag), p. 39 f. (Thema car), p. 40, 46 (vad), p. 43 ff. (pav, vap, ub etc.), p. 54, 63 (dham, tham). An allen diesen Stellen finden sich zugleich dafür Belege, wie aus dem Begriffe dicht, fest sich der Sinn von dick, feist entwickelt. Es kann daher nur als eine willkommene Bestätigung für den in arvum angenommenen Sinn erscheinen, wenn sich daneben arv-ina, Fett, Speck stellt. Es läßt sich arvum als fest, zunächst von dem Erdkörper selbst verstehen, daher Arva Terra; ferner als Fest-Land gegenüber dem Meere; daher arva so häufig statt orae; endlich auch als festes, fettes Erdreich gegenüber etwa den für Cultur untauglichen Sandflächen. Damit sind übrigens die möglichen Bedeutungen von Arvum noch nicht erschöpft. Im Anschluß an die erörterte Grundbedeutung von arv könnte arvum auch den Umkreis, das Umland bedeuten, also ebensowohl Gegend (s. aura, ora und locus, „Homeros“ p. 35, 37) wie Gau (vgl. pag-us von sskr. paks', amplecti). Mit dieser Bedeutung mag man zusammenhalten sskr. s-arva, umfassend, daher ganz, womit Bopp. Gloss. p. 371 osk. sollus — totus, lat. salvus (sarvus) — heil, d. i. ganz u. a. m. zusammengestellt.

**) Ueber die Endung s. „Homeros“ p. 20, 15.

**) S. „Homeros“ p. 30.

Bildete dieser Hain wenigstens ungefähr den geographischen Mittelpunkt, so würde dies zu dem Schlusse führen, daß die Bundesgemeinden in ziemlich gleicher Anzahl auf beiden Ufern des Tiber vertheilt waren.

Welche Städte nun auf dem linken Ufer außer Rom dem Bunde angehört haben dürften, läßt sich nicht bestimmen. Aus Acca's Benennung „Laurentia“, so wie aus der uralten Sacralverbindung des ramnischen Stammes mit Lavinium ließe sich vielleicht auf die Betheiligung einiger Laurenter-Gemeinden am Arvalbunde schließen. Außer von Lavinium und Laurentum könnte man dies von Ficana, Tellene und Politorium vermuthen, die der Arvalstätte am jenseitigen Ufer fast unmittelbar gegenüber lagen. Mit mehr Sicherheit werden wir auf dem rechten Tiber-Ufer Veji als Bundesstadt betrachten können, da sein Gebiet, welches sich einst bis an die Tibermündung erstreckte[81]), die Arval-Dingstätte einschloß. Weiter könnte man auch mit einiger Wahrscheinlichkeit Agylla-Caere nebst seinem Hafenorte Pyrgi den Arvalgemeinden beizählen, insofern aller Grund vorhanden ist, zwischen Rom und Caere eine uralte religiöse Verbindung anzunehmen[82]), für welche die Theilnahme an dem

---

[81]) S. Liv. I, 33, 9; Plut. Rom. 25.

[82]) Auf eine solche Verbindung weist schon das bekannte Factum hin, daß im gallischen Kriege der Quirinus-Priester nebst den Vestalischen Jungfrauen mit den Heiligthümern der Stadt nach Caere flüchteten und daselbst den heimischen Cultus ungestört fortsetzten (Liv. V, 40. 50). Auch an anderen Argumenten, ganz abgesehen von den Folgerungen, die sich aus dem Cäritischen Bürgerrechte entnehmen ließen, fehlt es nicht. Im Hinblicke auf die Erzählung bei Livius V, 31 von der durch ein Senatusconsult veranlaßten Abdankung der Consuln des Jahres 363 d. St. L. Valerius Potitus und M. Manlius, drei Monate vor Ablauf ihrer Amtszeit, angeblich „weil auch die Consuln von einer damals herrschenden Seuche seien befallen gewesen“, hat Niebuhr bereits r. G. II, S. 555 behauptet, daß die Veranlassung vielmehr in der Versäumniß der Consuln gesucht werden müsse, Caere und dessen Hafenstadt Pyrgi gegen den Ueberfall der Flotte des Dionysius von Syrakus in jenem Jahre zu schützen. „Ganz gewiß sind sie ihres Amtes entsetzt worden: und zwar weil sie es an getreuer Aufsicht für eine Stadt hatten ermangeln lassen, welche die Tibergegend gegen die See schützte, und sehr befreundet sein mußte, da zwey Jahre nachher die Heiligthümer der Nation in ihren Mauern niedergesetzt wurden: nicht zu gedenken daß Cäre während des ganzen vejentischen Krieges nichts wider Rom unternommen hatte.“ Auf den politischen Grund, weshalb Cäre von Rom aus hätte geschützt werden sollen, „weil es die Tibergegend gegen die See schützte“, dürfte wenig zu geben sein, da wir die Römer gleich im folgenden Jahre einen noch schlimmeren politischen Fehler begehen sehen, indem sie es verweigern, sich mit den Clusinern (und wohl mit den etruscischen Zwölfstaaten überhaupt?) gegen die anrückenden Gallier zu verbinden. Auf die religiöse Verbindung mit Cäre dürfte daher mehr Gewicht zu legen sein, zumal wenn man berücksichtigt, was Diodor über den eigentlichen Zweck jenes Handstreichs des Dionysius berichtet XV, 14: . . *ἐστράτευσεν . . . πρόφασιν μὲν φέρων τὴν τῶν λῃστῶν κατάλυσιν, τῇ δ' ἀληθείᾳ συλήσων ἱερὸν ἅγιον, γέμον μὲν ἀναθημάτων πολλῶν, καθιδρυμένον δ' ἐν ἐπινείῳ πόλεως Ἀγύλλης Τυῤῥηνίδος· τὸ δ' ἐπίνειον ὠνομάζετο Πύργοι.* Die Göttin dieses Heiligthums aber wird von Ps. Aristot. Oecon. II, 20, 20 und Polyaen, Strateg. V, 2, 21 Leucothea, von Strabo V, 8 p. 226 dagegen Eileithyia genannt. (Bei Aelian, V. H. I, 20, wo durch irgend welche Verwirrung der Zug des Dionysius als gegen Troezen gerichtet angegeben wird, heißt die Göttin Leucothea.) Natürlich können beide Namen nur als Uebersetzungsversuche des eigentlichen in Pyrgi selbst gebräuchlichen Namens der Göttin gelten, wie schon Wesseling richtig bemerkte zu Diod. l. l. p. 611 (ed. Heyne). O. Müller, Etr. II, S. 55 vermuthete, daß unter Leukothea zu Pyrgi die Mater Matuta gemeint sei; es wäre aber auch nicht unmöglich, daß *Λευκο-θέα* Uebersetzung von Dea-Dia wäre, insofern Dia auf sskr. √ div (splendere) zurückzuführen ist (davon dies, divum, *διος*, Dianus [Div-anus], Diana; mehr darüber bei Schwegler I, p. 219, 3 und in den dort angeführten Schriften); der Anklang — und wohl auch die innere Aehnlichkeit von Dia und Diana, Jana, *Διαίνη*, könnte alsdann auch die weitere Deutung der Göttin als (Artemis-) Eileithyia, oder (Juno-) Lucina-Eileithyia veranlaßt haben. Jedenfalls aber muß die Göttin von Pyrgi die Leben, Fülle und Fruchtbarkeit spendende Naturkraft repräsentirt haben, da das sprüchwörtliche „scorta Pyrgentia“ (Lucilius bei Servius z. V. Aen. X, 184) auf Hierodulen-Dienst in ihrem Tempel nach Art dessen im Heiligthume der Aphrodite Pandemos zu Corinth hinweist. Dadurch würde sich ihr Wesen von selbst als congruent herausstellen mit dem der Buhlerinnen Acca und Flora, und ebenso auch als verwandt mit dem der latin. Diana. (Nach Strabo IV, p. 180 war nämlich die Statue der Diana im latinischen Bundestempel auf dem Aventin ein Abbild der ephesischen Artemis, d. h. wie diese „polymammos“ dargestellt, um die mütterliche nährende Kraft und Fülle zu symbolisiren.) Doch wie es auch mit dem Namen und dem Wesen der Göttin von Pyrgi-Agylla stehen mag, immer ist große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Römer an ihrem Heiligthume ein besonderes Interesse nahmen, und daß die Seuche, von der das

Arvalverbande die einfachste Erklärung geben würde. — Auch der **Hain der Feronia** am Fuße des Soracte, der religiöse und commercielle Vereinigungspunkt für die angrenzenden Landschaften[93]), scheint in näherer Beziehung zu dem Arvalbunde gestanden haben, sei es als ein zweites Bundesheiligthum, oder als ein neuer Knotenpunkt für die Arvalgemeinden mit den angrenzenden Tuskern und Sabinern. Bezeichnend ist die Erzählung des Livius[93a]), daß als Tullus Hostilius die Sabiner für den Bruch des Festfriedens der Feronia züchtigen wollte, indem sie römische Krämer[93b]) im Haine ergriffen und fortgeführt hatten, diesmal die sonst so kriegsbereiten Vejenter den Sabinern Hilfe von Staatswegen abschlugen, obwohl es den einzelnen unbenommen blieb, für ihre Person auf Seiten der Sabiner zu fechten. Livius sieht in dieser Rücksicht Veji's gegen Rom nur ein gewissenhaftes Festhalten an dem mit Romulus abgeschlossenen Waffenstillstande[94]); vergißt aber dabei, daß er eben erst von einem Kampfe der Römer gegen die Vejenter berichtet hat, als diese Fidenä bei seinem Abfalle von Rom unterstützt und Zuzug geleistet hatten[94a]). Wenn also Veji bei dem Frevel der Sabiner sich wenigstens officiell neutral verhielt, während es sonst jede Gelegenheit zum Kampfe gegen Rom ergriff, so muß in diesem Falle ein Gegengrund vorhanden gewesen sein, der stärker noch war als der Haß gegen Rom. Dieser Gegengrund aber kann nur religiöser Natur gewesen sein. Standen Veji und Rom in gleich nahem Verhältnisse zum Heiligthume der Feronia, und hatten die Sabiner, sei es nun, daß sie zur Theilnahme an dem Feste berechtigt waren oder nicht[95]), an dem Festfrieden gefrevelt, so begreift sich warum die Vejenter, wenn sie nicht die Mitschuld auf sich laden wollten, sich nicht offen auf Seite der Sabiner stellen durften, obwohl ihr Groll gegen Rom sie abhielt, diesem selbst auf seinem Executionszuge beizustehen[96]).

Mit diesen Vermuthungen über die Ausdehnung des Arvalbundes werden wir uns begnügen müssen. Was die **Organisation** des Bundes betrifft, so werden wir diese aus der Verfassung des späteren Arvalpriesterthums und nach der Analogie anderer Gaugenossenschaften

---

Land litt, als Folge des Zornes der Götter wegen Preisgebung jenes Heiligthumes betrachtet wurde, so daß die Consuln die Schuld ihrer Säumigkeit durch Niederlegung ihres Amtes büßen mußten. Drückte sich doch der Zorn der Götter in furchtbaren Prodigien bei weit geringeren Verstößen aus, z. B. wenn eine der latinischen Bundesstädte um ihren Opferantheil war verkürzt worden, Liv. XXXII, 1; XXXVII, 3.

[93]) S. O. Müller, Etr. I, S. 302; II, S. 65.

[93a]) Livius I, 30. Vgl. Dionys. III, 33.

[93b]) Nach Dionys. a. a. O. waren die Fortgeschleppten vielmehr angesehene Römer.

[94]) Liv. a. a. O.: „Sabini .... circumspicere et ipsa externa auxilia. Etruria erat vicina, proximi Etruscorum Veientes. Inde ob residuas bellorum iras maxime sollicitatis ad defectionem animis voluntarios traxere, et apud vagos quosdam ex inopi plebe etiam merces valuit: publico auxilio nullo adiuti sunt, valuitque apud Veientes — nam de ceteris minus mirum est — pacta cum Romulo induciarum fides."

[94a]) Liv. I, 27, — oder soll auch diese Unterstützung privater nicht officieller Art gewesen sein?

[95]) Dafür, daß die Sabiner Glied einer um den Feronia-Tempel geschaarten Festgenossenschaft waren, zu welcher eben auch Rom als Arvalgemeinde gehörte, spricht der Umstand, daß die Sabiner als Grund für die Ergreifung jener römischen Krämer den geltend machten, daß die Römer Flüchtlinge der Sabiner aufgenommen und ihnen eine Freistätte gewährt hätten (Liv. I, 30, 5; Dion. H. III, 33). Diese Beschuldigung, welche sich auf das von Romulus eröffnete Asyl bezieht, würde keinen Sinn haben, wenn in dieser Handlung nicht der Bruch von Verträgen hätte erblickt werden können, die bereits vor der Eröffnung jenes Asyls bestanden. Solche Verträge aber in solcher Zeit lassen sich nur in der Form denken, daß benachbarte Stämme zu einer Opfer-Genossenschaft zusammentraten, und dadurch selbstverständlich den Grundsatz gegenseitiger Befriedigung als für sie zu Recht bestehend anerkannten. Nur so konnte der Hain der Feronia den Schutz gewähren, der für commerciellen Verkehr in demselben die nothwendige Bedingung sein mußte.

[96]) Ganz ähnlich verhält es sich mit dem älteren Frevel, den die sabinischen Tities an den Laurentern, den Verwandten und Opfergenossen der Ramnes, begangen hatten, und wofür die Laurenter durch des Tatius Ermordung, als er zum Feste nach Lavinium gekommen war, Rache nahmen. Wie dort die Vejenter sich passiv verhielten, so hier Romulus „— quia haud iniuria caesum (Tatium) credebat." Liv. I, 14. Vgl. Dion. H. II, 53.

beurtheilen dürfen. Bei dem Bundesfeste mußte ohne Zweifel behufs Darbringung der Opfer eine Repräsentation der einzelnen selbständigen Gemeinden stattfinden. Eine solche Repräsentation konnte entweder wie bei den Amphiktyonien der griechischen Stämme durch eigens gewählte Festgesandte geschehen, oder ein für allemal durch die politisch-religiösen Häupter der einzelnen Gemeinden selbst. Das letztere war bei den etruscischen Zwölfstaaten der Fall, deren stehende Repräsentation die zwölf Lucumonen übten; gleiches werden wir auch von dem Arvalbunde anzunehmen haben, da ja Romulus in eigener Person sich den priesterlichen Acca-Söhnen beigesellte. Wenn wir nun weiter finden, daß die zwölf Lucumonen aus ihrer Mitte einen wählen, dem sie den Vorsitz bei den Bundesversammlungen, so wie die Verrichtung der gemeinsamen Opfer und die Leitung der mit dem Feste verbundenen Spiele übertragen[97]), und wenn wir das gleiche auch von Seiten des priesterlichen Arval-Collegiums geschehen sehen, an deren Spitze ein jährlich gewählter „Meister" steht, der sowohl die Leitung der gewöhnlichen Versammlungen und Functionen des Collegiums, als auch namentlich die des Jahresfestes über sich hat: so werden wir ohne Zweifel annehmen dürfen, daß auch die Häupter der Arvalgemeinden aus ihrer Mitte sich zu gleichem Zwecke einen Vorsitzenden, ein Bundeshaupt wählten, der unter Umständen wohl auch der „Herzog" des Bundes genannt werden mußte. Wenn die Wahl des priesterlichen Arval-Meisters für das nächste Jahr stets nach Beendigung des Festopfers im Haine zu geschehen pflegte, so werden wir hinsichtlich der Wahl des Bundes-Meisters um so mehr das gleiche annehmen dürfen, als für gewöhnlich das Jahresfest die einzige Gelegenheit sein mochte, bei welcher die Arval-Häupter zusammentraten. Ob jedoch die Wahl dieses Bundeshauptes stets eine völlig freie war, ob alle Bundesglieder an dieser Würde gleichmäßig Theil hatten, kann zweifelhaft erscheinen. Es ist zu natürlich, daß die mächtigeren Bundesglieder, und dies waren im Arvalbunde ohne Zweifel Veji und Rom, die Vorstandschaft als ein Recht in Anspruch nahmen, als daß nicht die übrigen Gemeinden sich ihres Anspruches an das Magisterium allmälig hätten begeben müssen. So lang die Bundesstätte zum Gebiete von Veji gehörte, mag diesem auch das Magisterium zugestanden haben; seit jedoch der Dea-Dia-Hain von der römischen Mark eingeschlossen war, mag auch die Vorstandschaft an Rom übergegangen sein.

Fragen wir weiter nach der Wirksamkeit des Bundes, so dürfte sich diese zwar allmälig auf das religiöse Moment, auf die gemeinsame Feier des Dea-Dia-Festes beschränkt haben, schwerlich aber werden wir darin allein die ursprüngliche Tragweite des Bundes erblicken dürfen. Vielmehr werden wir wie bei allen derartigen Völkerbünden annehmen dürfen, daß der Arvalbund auch der politischen Bedeutung nicht ganz entbehrte. Die Idee der Verbrüderung, die einer jeden derartigen Festgenossenschaft zu Grunde liegt, bedingte nach innen hin zunächst Befriedung der Bundesglieder untereinander. Daß wir trotzdem Rom wiederholt im Kampfe mit Veji finden, kann nicht befremden, da wir das gleiche nicht nur zwischen Rom und den Gemeinden des Latinerbundes finden, sondern auch unter den Amphiktyonenstaaten Griechenlands. Uebrigens werden wir noch sehen, daß für die Kämpfe mit Veji die Perioden wohl zu beachten sind, in welche dieselben fallen. Wenn wir aber als Grundsatz aller Stamm- und Fest-Genossenschaften den finden, daß während des Bundesfestes die Waffen ruhen müssen, so werden wir den gleichen völkerrechtlichen Grundsatz auch bei den Arvalen hinsichtlich der Zeit des Dea-Dia-Festes voraussetzen dürfen. Daß das Tempelgebiet der Göttin unverletzbar war, daß kein Bewaffneter dasselbe betreten durfte, dafür spricht deutlich die ängstliche Religiosität, mit welcher noch die

---

[97]) Liv. I, 8, 3. V, 1, 4 f. Vgl. Serv. z. Virg. Aen. VIII, 475. X, 202.

priesterlichen Arvalen bemüht sind, zu sühnen, wodurch irgend der Friede des Hains gestört oder überhaupt der Zustand desselben in irgend einer Weise verändert wird. Es ist ein zu sühnendes „piaculum“, so oft ein Meißel, zum Eingraben des Protokolls in die Steintafeln, oder ein anderes eisernes Werkzeug zu irgend einem Zwecke in den Hain geschafft wird; und es bedarf nicht minder der Sühnung, wenn diese Werkzeuge wieder aus dem Haine entfernt werden sollen[98]). Die Ausbesserung des Tempelgebäudes, die Beseitigung schädlichen Gesträuches von dem Dache desselben, die Pflanzung neuer Bäume im Haine an Stelle der durch Sturm und Blitz zerschmetterten[99]), alles dies muß gesühnt werden; und ebenso muß auch für die Abhaltung des Jahresfestes der Hain erst durch ein vorangängiges Sühnopfer zugänglich gemacht werden[100]). — Wenn nun schon derartige Störungen des Hainfriedens durch Opfer ausgeglichen werden mußten, so waren jedenfalls noch härtere Bußen für die Fälle eines wissentlichen Frevels an der Heiligkeit des Haines und dem Frieden des Festes bestimmt. Ein Bruch des Fest- und Hainfriedens, wie ihn die Sabiner am Feronia-Feste sich hatten zu Schulden kommen lassen, mußte von Bundes wegen geahndet werden; und falls die unmittelbar von dem Frevel betroffenen es selbst übernahmen, die Schuldigen zu züchtigen, so durfte den letzteren wenigstens von den anderen Bundesgliedern keine Unterstützung geleistet werden.

Wenn der Gründung einer Festgenossenschaft die Idee der Verbrüderung und die gegenseitige Anerkennung der Ebenbürtigkeit nothwendig zu Grunde liegt, so wird weiter die Verbindung der Arvalen die Ehegemeinschaft zur Folge gehabt haben. Schon die Sage spricht dies aus, indem sie die laurentische Acca sich dem tuscischen Tarutius vermälen läßt.

Ob auch Rechtsgemeinschaft unter den Bundesgliedern stattfand, muß dahingestellt bleiben; daß jedoch Streitigkeiten der Arvalgemeinden vor dem Bund zur Schlichtung gebracht werden konnten, ist nicht nur an sich natürliche und nothwendige Annahme, sondern es liegt dafür auch ein Beweis in der Glosse eines Anonymus vor, der ganz abweichend von der breitgetretenen Definition der Arvalen sie als Richter über Grenzstreitigkeiten hinstellt[101]).

---

[98]) Tav. XLII, l. 7 ff.: PIACVLVM. FACTVM . . . . . . IN. LVCO. DEAE. DIAE. OB. FERRI. INLATIONEm. SCRIPTURAE. ET. SCALPTURAE. MARMORIS . . . . .; ebd. l. 15: PIACVLVM. FACTVM. OB. FERRI. ELATIONEM. SCRIPTURAE. ET. SCALPTURAE. OPERIS. PERFECTI. Vgl. XXIII, 20. 23; XXIV, col. 2, l. 37; XXXII, col. 3, l. 20 u. 23; XXXIX, l. 10; XLIII, l. 20 f., l. 23 f.

[99]) In solchen Fällen reichen die gewöhnlichen Sühnopfer porca, agna, strues, ferta nicht mehr aus; die Sühnung muß „suovetaurilibus maioribus“ erfolgen. S. tav. XXXII, col. 1, l. 22 ff.: — MAG. OPERIS. INCHVANDI. CAVSA. QUOD. IN. FASTIGIO. AEDIS. DEAE. DIAE. FICVS. INNATA. ESSET. ERVENDAM. ET. AEDEM. REFICIENDAM. IMMOLAVIT. SVOVETAVRILIBVS. MAIORIBVS. . . . col. 2, l. 7: MAG. OPERIS PERFECTI. CAVSA. QVOD. ARBORIS. ERVENDAE. ET. AEDIS. REFECTAE. IMMOLAVIT. SVOVETAVRILIBVS. MAIORIBVS. — tav. XLIII, l. 3 ff., l. 14: IMMOLAV. QVOD. AB. ICTV. FVLMINIS. ARBORES. LVCI. SACRI. D. D. ATTACTAE. ARDVERINT. EARVMQ. ARBORVM. ADOLEFACTARVM. ET. COINQVENDARVM. ET. IN. EO. LVCO. SACRO. ALIAE. SINT. REPOSITAE. ET. ARAE. TEMPORAL. REFECTAE. FERRI. EFFER. HVIVS. OPER. PERFECTI. CAVSA. LVSTRVM. MISSVM. SVOVETAVRILIB. MAIORIBVS. — Die gewöhnliche Sühnung genügte, [cum arbo]r. vetustate. in. luco. Deae. Diae. cecidisset“, tav. I, l. 4. und tav. XXIII, l. 17 f.

[100]) Ehe noch das übrige Collegium im Haine sich einfindet, opfert der Magister oder dessen Stellvertreter PORCIL. PIACVL. II. LVCI. COINQ. ET. OPERIS. FACIVND. tav. XLI, A, l. 17; vgl. t. XXV, col. 1, l. 3; XXVII, l. 8; XXVII, col. 2, l. 21; XXXV, l. 7; XXXVI, l. 1.

[101]) Bei Cujatius, Obss. XI, 5: Arvales Sodales, *οἱ περὶ τῶν ὅρων διαγιγνώσκοντες δικασταί.* Marini p. XIV verwirft diese Glosse; doch sie konnte nur auffällig sein bei der bisherigen Auffassung des Arvalpriesterthums. Nicht dies soll jene Glosse beweisen, daß noch die Arvalpriester derartige Streitigkeiten entschieden hätten, sondern daß trotz ihrer ausschließlich priesterlichen Functionen sich doch die Erinnerung an einen weiteren mit dem Namen „Arvales“ zusammenhängenden Wirkungskreis erhalten hatte, eine Erinnerung, die ein passendes Seitenstück bildet zu der erwähnten Definition des gelehrten Varro: fratres a fratria. Der Umstand aber, daß in dem Lemma der Glosse Sodales statt Fratres gebraucht ist, darf noch

Die Wirksamkeit des Bundes nach außen hin dürfte sich auf freiwillige Hilfleistung bei vorkommenden Kriegsfällen beschränkt haben. Daß in der Zeit der ersten römischen Könige etruscische Hilfszuzüge stattgefunden haben, ist auf das bestimmteste überliefert. Insbesondere soll Romulus etruscische Hilfe gegen Tatius in Anspruch genommen haben, und aus den zurückgebliebenen Resten jenes Hilfscorps soll das Tusker-Viertel in Rom entstanden sein[103]). Eine directe Verbindung Roms, oder vielmehr des ramnischen Stammes mit den etruscischen Zwölfstaaten ist in jener ältesten Periode der Stadt ganz unglaublich, und es läßt sich auch bis auf Tarquinius Priscus durchaus keine weder freundliche noch feindliche Beziehung zu der Gesammtheit der etruscischen Städte nachweisen; selbst von Tarquinius Priscus ist dies, wie wir noch sehen werden, höchst zweifelhaft. Wenn nun weiter auch die Ansiedlung jenes etruscischen Hilfscorps bei dem bloßen Verhältnisse der Symmachie, wie es mit den Zwölfstaaten allein nur sich denken ließe, ganz unerklärlich wäre, so dürfte die einfachste Erklärung die sein, daß jener transtiberinische Zuzug nicht von Seiten der Zwölfstaaten, sondern von Seiten tuscischer Arvalgemeinden stattfand. Die sabinische Bevölkerung des Quirinals hätte bei dem Nachhalte, den sie an ihren nachdrängenden Stammgenossen jenseits des Anio hatte, das Volk des palatinischen Hügels erdrücken müssen, hätte dieses nicht seinerseits einen Nachhalt an einer befreundeten, homogenen Masse gefunden, auf die es gestützt den Sabinern das Gleichgewicht zu halten vermochte. Es ist sehr bezeichnend, daß unter den Gründen, welche für den zunehmenden Haß der „Väter" gegen Romulus und als Motive seiner Ermordung in der Curie angeführt werden, auch die sich befinden, daß er den Bejentern gegen den Willen des Senats ihre Geiseln zurückgegeben und daß er eigenmächtig die eroberten Ländereien an die Truppen vertheilt habe[104]). Statt der Truppen nennt aber Dionys vielmehr die von Romulus gefangenen und dann freigelassenen Vejenter; diese habe er als Bürger aufgenommen, sie unter die Curien vertheilt und das Land jenseits der Tiber unter sie verlooſt[105]). Die Variante in beiden Ueberlieferungen ist ziemlich stark; offenbar aber soll die erstere, die Vertheilung des transtiberinischen Landes unter Romulus' Krieger, nur das unglaubliche der anderen beseitigen, daß ein König Rom's die besiegten Feinde Rom's mit Land betheilt und zu Bürgern gemacht habe. Wenn nun aber aller Grund vorhanden ist, Romulus' Krieg mit Veji aus Anlaß der Unterstützung, welche die Vejenter den von Rom abtrünnigen Fidenaten gewährten, für eine Fiction anzusehen, hervorgerufen entweder durch die Erinnerung an frühere Kämpfe der palatinischen Ansiedler mit Fidenä und den etruscischen Nachbarn auf beiden Tiberufern, oder durch Uebertragung späterer Ereignisse auf die Zeit des Romulus, sei es um die an Thaten leere Periode desselben auszufüllen, wie Schwegler meint[106]), oder, wie ich meine, um das bis auf Ancus Marcius bestehende freundschaftliche Verhältniß mit Veji als Folge eines von Romulus abgeschlossenen Waffen-

---

nicht gegen ihren sonstigen Inhalt einnehmen. Das analoge der Benennung der Sodales Titii, Luperci (nach Cic. p. Cael. 11, 26), Augustales u. a. m., konnte auch die Bezeichnung Sodales Arvales veranlassen, ohne daß daraus nothwendig eine irrthümliche Auffassung des Collegiums selbst gefolgert werden dürfte. Factisch sind ja auch die Arvalen Sodales, insofern „sodales sunt, qui eiusdem collegii sunt" (Dig. XLVII, 22, 4). Auf die Sodales Arulenses werde ich noch zurückkommen.

103) Serv. z. Virg. Aen. V, 560: „Varro tamen dicit, Romulum dimicantem contra Titum Tatium a Lucumonibus, id est Tuscis, auxilia postulasse: unde quidam venit cum exercitu: cui recepto iam Tatio, pars Urbis est data, unde in Urbe Tuscus dictus est vicus." Vgl. Varro, d. L. L. V, 46 M., Prop. IV, 2, 49.

104) Dion. H. II, 56. Plut. Rom. 27. Dio Cass. fr. 5, 11.

105) Dion. H. II, 55 z. E.

106) R. G. I, p. 529 f.

stillstandes[107]) motiviren zu können — ein Waffenstillstand bedingt natürlich einen vorangängigen Krieg —: so ergiebt sich, daß jene Vorwürfe der „(sabinischen) Väter“ gegen Romulus oder dessen Stamm darauf hinausgehen, daß zwischen diesem und den Anwohnern des rechten Tiberufers eine enge freundschaftliche Verbindung, ein Schutz- und Trutzbündniß bestanden haben muß, wodurch der sabinische Stamm nicht ohne Grund seine Gleichberechtigung gefährdet sah. — Auch unter Tullus Hostikus muß ein engerer Anschluß Roms an den Arvalbund stattgefunden haben. Mit Veji bestand Friede[108]). Ueberlegt man nun, daß Tullus das mächtige Alba, den Vorort des damaligen Latiner-Bundes[109]) zerstört, und daß zu einer solchen Kriegsthat die schwachen Kräfte des jungen Rom in keinem Verhältnisse standen[110]), von einer Unterstützung aber durch latinische Städte durchaus nichts verlautet, um so mehr als deren natürliche Stellung nur auf Seiten Alba's sein konnte, so dürfte wohl der Beistand wenigstens eines Theils der Arvalgemeinden die natürlichste Erklärung für diese Machtentwickelung Rom's abgeben; wenn man sich aber später daran gewöhnt hatte, schon in der Zeit des Romulus die Verbindung zwischen Rom und den Gauen des rechten Ufers in der Art zu betrachten, als ob diese schon damals zu dem römischen Staatsverbande gehört hätten, so darf es uns auch nicht befremden, wenn die Römer schlechthin ohne besondere Erwähnung ihrer Arvalverbündeten als Sieger über Alba genannt werden[110a]).

Mit diesen Andeutungen über die mögliche politische Wirksamkeit des Arvalbundes nach innen und außen hin werden wir uns begnügen müssen; bestimmtere Resultate lassen sich dagegen hinsichtlich der Sacra des Bundes aufstellen, insofern kein Grund vorhanden ist anzunehmen, daß der Cultus der nachmaligen Arvalpriester sich wesentlich verschieden von dem der alten Arvalgenossen gestaltet haben sollte. Als sicher wenigstens werden wir annehmen können, daß das alte Arvalfest ebenso wie das spätere zu Ehren der Dea-Dia gefeiert wurde als der Schutz-

---

107) Schwegler I. p. 530: „Der hundertjährige Waffenstillstand ist auf's Gerathewohl ersonnen.“ Die Abschließung eines Waffenstillstandes wird allerdings für ersonnen gelten müssen, nicht so das hundertjährige, d. h. bis auf Ancus Martius bestehende officielle freundschaftliche Verhältniß der Gemeinden Veji und Rom.

108) Was aus der Regierungsperiode des Tullus Hostilius von feindseligen Unternehmungen der Vejenter gegen Rom berichtet wird, insbesondere die Unterstützung des im Einverständniß mit Alba versuchten Abfalls der Fidenaten durch Zuzug aus Veji, daran scheint Veji als Gemeinde sich ebenso wenig betheiligt zu haben, wie an der Unterstützung der Sabiner nach dem Frevel im Feronia-Haine. Es bemerkt Dionysius auch ausdrücklich, wo er von Tullus' Rachezug gegen die Fidenaten nach der Bestrafung des Mettius Fufetius berichtet, III, 32: „τοῖς δὲ Φιδηναίοις κοινῇ μὲν οὐδ᾽ ἡτισοῦν βοήθεια ἐξ οὐδεμιᾶς τῶν πόλεων τῶν συμμάχων ἀφίκετο, μισθοφόροι δέ τινες ἐκ πολλῶν συνεῤῥύησαν τόπων κ. τ. λ.“ Schon dies, daß es nie zu einem offenen, directen Kriege zwischen Rom und Veji kommt, daß letzterer Staat, obwohl an sich ein ebenbürtiger Gegner für Rom, immer nur die Fidenaten als die eigentlichen Gegner vorschiebt, daß bis auf Ancus kein römisches Heer vor Veji, stets nur gegen Fidenä geführt wird, — alles dies zeigt deutlich, daß beide Staaten in der Periode der drei ersten Könige sich scheuten, direct die Waffen gegen einander zu führen. Grund für diese Scheu wird aber nicht ein von Romulus abgeschlossener Waffenstillstand, sondern die seit Romulus bestehende Arval-Verbindung gewesen sein. (Die Angabe Varro's bei Festus p. 348 ed. M. s. septimontium: „— Oppius autem appellatus est, ut ait Varro rerum humanarum L. VIII, ab Opita Oppio Tusculano, qui cum praesidio Tusculanorum missus ad Romam tuendam, dum Tullus Hostilius Veios oppugnaret, consederat in Carinis et ibi castra habuerat; similiter Cispium a Laevo Cispio Anagnino, qui eiusdem rei causa eam partem Esquiliarum, quae iacet ad vicum Patricium, — tuitus est“, ist verdächtiger noch durch die zum Stadtschutze herbeigerufenen Verbündeten, als durch die Veranlassung dazu. S. Schwegler I, p. 577, 2. — Ueber die Angaben bei Plin. h. n. IX, 63, 136, u. Macrob. I, 6, 7 f. u. A. 124.

109) Cincius bei Festus, sb. Praetor, p. 241 M.

110) S. Schwegler I, p. 588.

110a) Einen zweiten Fall, wo die tuscischen Arvalgemeinden als Verbündete der Römer müssen mitgefochten haben, in dem Kriege gegen die mit den vertriebenen Tarquiniern verbündeten Latiner, werde ich später bei der Geschichte des Arvalbundes nachweisen.

göttin des Bundes. Hier würde nun die vielfach verhandelte Fragen über das Wesen dieser Göttin zur Sprache kommen müssen; für die Lösung derselben dürfte jedoch kaum noch eine lange Untersuchung nöthig sein; denn wenn in der Arval-Sage Acca Larentia die Hauptfigur ist, in dem Arval-Cultus aber Dea-Dia, so darf man wohl mit dem vollsten Rechte beide für identisch erklären. „Dea-Dia" werden wir für den priesterlichen oder Cultnamen halten müssen, während „Acca Larentia" die Gestalt ist, in welcher die mütterliche Göttin von der Sage als Volkswohlthäterin gefeiert wurde, und in der sie zur Heroine vermenschlicht, die Ehre des jährlichen Todtenopfers an ihrem angeblichen Grabe genoß[111]). In Acca Laurentia oder Larentia erkannten wir früher aus Sage und Namen die mütterliche Erdgöttin, speciell die Göttin des Laurenter-Landes; als nährende Erdmutter hatte sie ja auch die Amme und Erzieherin des Romulus werden müssen. Diese Eigenschaften werden wir daher auch auf Dea-Dia übertragen und ihr Wesen für übereinstimmend mit Ceres-Tellus-Ops (-Flora-Feronia) halten dürfen. Daß in dem Cultus einer solchen Göttin am leichtesten die Stämme der beiden Tiberufer sich einigen konnten, begreift sich leicht. Damit soll jedoch Acca oder Dea-Dia den Tuskern unterhalb des ciminischen Waldes[112]) nicht als eine denselben von Anfang an eigene Göttin aufgedrungen werden[113]); schon die Vermählung Acca's mit dem Tusker Tarutius zeigt, daß ihr Ursprung auf dem südlichen Tiberufer zu suchen ist; aber Acca konnte insofern auch auf dem jenseitigen Ufer bereitwillige Aufnahme finden, als sich ihr Wesen mit einer dort von Alters her heimischen Gottheit identisch erwies. Eine solche wäre etwa die schon erwähnte (ἀνθηφόρος-φιλοστέφανος-Φερσεφόνη-[114]) Feronia. Möglich, daß Acca und Feronia zu der neutralen Gestalt der Dea-Dia verwuchsen, möglich aber auch, daß Feronia, die auch sonst als weiblicher Genius erscheint[114a]), neben Dea-Dia als Juno Deae-Diae trat[115]). Jedenfalls darf man annehmen, daß wie die laurentische Acca oder Dea-Dia von den tuscischen Arval-Gemeinden, so umgekehrt auch die tuscische Feronia, wahrscheinlich auch die reiche Göttin von Pyrgi[116]) von den laurentischen Arval-Gemeinden anerkannt wurde, so daß neben dem Haine der Dea-Dia auch die Tempel der Feronia und der Göttin von Pyrgi in das Interesse und die religiöse Obsorge des Gesammtbundes hineingezogen wurden. Nehmen wir dies an, oder denken wir uns wenigstens den Arvalbund als einheitliches Glied von weiteren Festgenossenschaften, deren Mittelpunkte die Tempel am Soracte und zu Caere-Pyrgi waren — die Gründe für die Annahme einer solchen Verbindung wurden früher schon angedeutet —: so dürfte in dem einen wie in dem anderen Falle es möglich sein, jenes Räthsel zu lösen, welches für die

---

111) Analog verhalten sich die Doppelgestalten Quirinus-Romulus, Ora- oder Horta-Hersilia.

112) Um jeder möglichen Mißdeutung zu begegnen, bemerke ich, daß auch ich die Bewohner dieses Theils von Etrurien für ursprünglich eng verwandt mit den benachbarten umbrisch-latinisch-sabinischen Stämmen halte; erst durch den freiwilligen oder nothgedrungenen Anschluß an die Staaten des nördlichen Etruriens assimilirten sie sich diesen in Sprache und Sitte.

113) Umgekehrt betrachtete O. Müller Etr. II, p. 103 die Acca Larentia als „aus der Tuscischen Religion in die Römische Mythologie hineingetragen."

114) Dionys. III, 33.

114a) Ueber diesen Sinn von Juno Feronia s. L. Georgii in Pauly's R. Encykl. IV, p. 574.

115) Daß das Bildniß der Juno Deae-Diae neben dem der Dea-Dia in dem Hain-Tempel sich befand, zeigen die auf den Arval-Tafeln wiederholt vorkommenden Worte „signis unctis", worüber vgl. Marini p. XXVII und p. 395, der in der Juno D. D. geradezu Proserpina sieht, als Tochter der Ceres. Am ersten Festtage, der in der Stadt gefeiert wird, im Hause des Arval-Meisters, ist nur von der Salbung des Bildes der Dea-Dia die Rede. Es scheint also nicht bedeutungslos, daß ihr im Haine jene Juno D. D. beigesellt ist.

116) S. o. A. 92.

astronomischen Berechnungen nach Neumond und Vollmond, wie solche ein kundiger Freund Marini's angestellt hatte, unentwirrbar blieb, nämlich das Schwanken des Dea-Dia-Festes zwischen zwei um zehn Tage auseinander liegenden Terminen, dem 17—20. und 27—30. Mai. Versammelte sich der Arvalbund abwechselnd an den genannten Cultstätten[117]), entweder allein, wie im Dea-Dia-Haine, oder im Vereine mit anderen Festgenossen, wie namentlich bei dem Tempel der Feronia, und war für diese Versammlungen, wo sie auch stattfanden, ein für allemal der gleiche Termin bestimmt, etwa der 17. Mai, so unterblieb zwar in den Jahren, in welche eine größere Festversammlung bei einem anderen Heiligthume fiel, die Feier im Dea-Dia-Haine nicht, wurde aber um zehn Tage später und wohl mit minderer Frequenz abgehalten. Als treffendste Analogie dazu kann man ansehen, daß jährlich zehn Tage nach dem latinischen Bundesfeste das Bündniß, oder vielmehr der alte Sacralverband Roms mit den Laurentern zu Lavinium erneuert werden mußte[118]). Indem die größere Festgenossenschaft jährlich zusammentrat, mußte der engere Opferverein ebenso constant um zehn Tage später zusammentreten; bei den Arvalen dagegen wurde die Verlegung nur nothwendig in den Jahren, wo die Arvalgemeinden zum Soracte oder nach Pyrgi zogen. So mag sich ein regelmäßiger Turnus gebildet haben, in dessen Observanz noch in der Folgezeit der Arval-Meister Anfang Januar zu verkünden hatte, ob der Anfang des Dea-Dia-Festes am 17. oder am 27. Mai stattzufinden habe.

Die Vertheilung des Festes auf drei Tage in der Art, daß zwischen dem ersten und zweiten Festtage ein freier Tag dazwischen lag, dürfte sich ebenfalls leicht erklären lassen. Das eigentliche Bundesfest im Haine der Göttin dauerte nur einen Tag; es fiel auf den 19. oder 29. Mai; ehe jedoch die einzelnen Arvalgemeinden oder deren Festgesandtschaften sich auf der Dingstätte einfanden, werden sie daheim vorerst ein Vorbereitungsopfer verrichtet haben. Dieses Vorfest mußte natürlich je nach der Entfernung von dem Haine der Göttin so angesetzt werden, daß noch hinlänglich Zeit blieb, um entweder am Vorabende des Festes oder am frühen Morgen desselben auf der Dingstätte eintreffen zu können. Rom lag zwar dem Haine nahe genug, daß der Auszug nach demselben auch füglich erst am frühen Morgen des Festes hätte geschehen können; aber man darf auch nicht vergessen, daß vor der Erbauung der Pfahlbrücke durch Ancus der Tiber in Kähnen passirt werden mußte, und daß somit bei der Menge der zum Feste ziehenden es nöthig sein mußte, schon am Vorabende nach dem Haine aufzubrechen. Aus diesem äußerlichen Grunde also dürfte die Einschiebung eines dies profestus zwischen der Vorfeier und dem Feste im Haine zu erklären sein; vielleicht war aber auch dieser Tag dem Marktverkehre bestimmt, der gewiß ursprünglich bei dem Dea-Dia-Feste ebenso wenig fehlte wie bei dem der Feronia, und anderen amphiktyonischen Festvereinen. Da der Hain und dessen Umgebung den zuströmenden Festgenossen keine Unterkunft zu bieten vermochte, so dürften diese wohl unter selbstaufgeschlagenen Zelten sich gelagert haben. Wenigstens sehen wir, daß noch für den priesterlichen Arval-Meister im Haine der Göttin ein Zelt (papilio) errichtet ist, in welchem er nach dem Vorbereitungsopfer am Morgen des Festes die Ankunft der Collegen erwartet[119]).

Die Ceremonien des Festes, insofern diese, von dem vorbereitenden Sühnopfer des Meisters und dem feierlichen Zuge der Arvalen zu dem im Haine gelegenen Opferaltare der

---

117) Analog dazu wäre, daß der große Amphiktyonen-Bund abwechselnd zu Delphi beim Tempel des Apollo und zu Pylae bei dem der Demeter seine Versammlungen hielt.

118) Liv. VIII, 11, 15.

119) Tav. XLI, a, l. 20: ET. IN. PAPILIONE. SVO. REVERSVS. PROMERIDIE. AVTEM. || FRATRES. ARVALES. PRAETEXTAS. ACCEPER. ET. IN. TETRASTYLO. CONVENERUNT.

Göttin angefangen bis zu der Vertheilung des Opferfleisches[120]) und der Absingung des heiligen Liedes in feierlichem Tanzschritte im verschlossenen Tempel, bei dem alten Arvalfeste bereits schon in derselben Weise vor sich gegangen sein dürften, wie bei dem späteren Dea-Dia-Feste, übergehe ich. Den Schluß bildeten, im Einklange mit dem Charakter eines Amphiktyonen-Festes, circensische Spiele, bei denen die Arvalhäupter, unter ihnen wieder das Bundesoberhaupt nebst dem Opferpriester den Vorsitz führten und die Preise an die Sieger vertheilten.

Was den Schmuck der Arvalhäupter bei dem Bundesfeste betrifft, so trugen sie, wie schon früher erwähnt wurde, während der Opferhandlungen den mit Wolle umwundenen Aehrenkranz, ein Abzeichen, welches nur als nothwendige Consequenz des in Acca Laurentia und Dea Dia erkannten Wesens betrachtet werden kann. Der Aehrenkranz als Symbol der mütterlichen Erdgöttin, war das entsprechendste Abzeichen, um die auf der gemeinsamen Mutter beruhende Verbrüderung der Landessöhne zu symbolisiren. — Auch die purpurverbrämte Toga, welche die Arvalpriester bei dem Beginne der Opferhandlung anlegten[121]), dürfte schon das Festgewand der alten Arvalhäupter gewesen sein. Die Toga praetexta gilt übereinstimmend als etruscische Erfindung[122]); daher wird auch ihre Einführung in Rom meist dem Tusker Tarquinius beigelegt; aber auch von einigen seiner Vorgänger wird dies bereits berichtet, jedoch nur von denen, deren Regierung, wie wir sahen, durch den engsten Anschluß an den Arvalbund charakterisirt wird, d. i. von Romulus[123]) und Tullus Hostilius. Hinsichtlich des letzteren heißt es zwar, daß er nach Besiegung der Etrusker dieses Gewand angenommen habe[124]); allein nicht nur, daß wir früher schon sahen, daß nirgends von einem directen Kriege dieses Königs gegen die Etrusker, selbst nicht gegen Veji die Rede ist, die Besiegung dieses Volkes wäre auch ein schlechter Grund gewesen, die Tracht desselben anzunehmen, um so mehr, wenn diese von der Spottfigur getragen wurde, die bei der sogenannten Auction der Vejenter an den capitolischen Spielen den angeblich von Romulus besiegten albernen Vejenter-König vorstellen sollte[125]). Von Ancus Martius, der wirklich die Vejenter besiegte, verlautet nicht, daß er sich tuscisch gekleidet habe. Glaublicher dürfte es somit sein, daß nicht der Sieg über die Tusker, sondern die innige Verbindung mit diesen im Kreise der Arvalgenossen die Aufnahme der tuscischen Festtracht unter Romulus und Tullus Hostilius veranlaßte.

Die Frage nach den Schicksalen des Arvalbundes muß ich einer anderen Gelegenheit vorbehalten, da ich ohnehin fürchte mit den bisherigen Erörterungen bereits die Grenzen überschritten zu haben, die dieser Ort einzuhalten gebietet. Auf die Frage aber nach dem Zeitpunkte, wo das Collegium der priesterlichen Arvalbrüder die Fortführung der alten Arval-Sacra übernahm, wird sich im allgemeinen antworten lassen, daß diese Aenderung von der Zeit an datiren mußte, wo die einzelnen Bundesgemeinden ihre Selbstständigkeit verloren hatten und in dem Gebiete Rom's aufgegangen waren. Dieser Zeitpunkt trat aber ein, als in Verbindung mit Veji's Fall (348 d. St.) bald ganz Süd-Etrurien in die Hand der Römer kam. Die Ver-

---

120) Tav. XLI, a, l. 30 f.; vgl. Klausen, d. carm. Fratr. Arv. p. 15. 61.
121) S. die Stelle in A. 119 u. d.
122) Die Belege giebt Schwegler I, p. 278, A. 27.
123) Liv. I, 8.
124) Plin. N. H. IX, 63, 136: toga praetexta et latiore clavo Tullum Hostilium e regibus primum usum Etruscis devictis satis constat. — Macrob. Sat. I, 6. 7 p. 220 ed. Bip.: Tullus Hostilius . . . debellatis Etruscis sellam curulem lictoresque et togam pictam atque praetextam, quae insignia magistratuum Etruscorum erant, primus ut Romae haberentur instituit.
125) S. Festus p. 322 M. v. Sardi venales; Plut. Rom. 25. Quaest. R. 53.



größerung des ager Romanus durch Hinzufügung von vier neuen Tribus[126]) war die Folge davon. Mit der Einverleibung der Arvalgemeinden mußte Rom auch das Sacralvermächtniß des einstigen Bundes übernehmen. So wenig die alten Sacra zu Lavinium hatten eingehen dürfen, an denen einst Romulus theilgenommen, so wenig durfte das Fest eingehen, zu dessen Feier einst Acca-Laurentia, des Taruntius Gattin, den Gründer der palatinischen Stadt beigezogen hatte. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit führten ja auch die Sabiner, die Nachkommen des Titus Tatius und seiner Schaar die Sacra ihres Stammes fort, durch Vermittlung der Sodales Titii[127]). Da nun für letztere selbstverständlich angenommen werden muß, daß so lange sich noch die Erinnerung der Abstammung von einer der drei alten Stammtribus erhielt, das Collegium der Titier auch nur aus den zu den Tities zählenden Geschlechtern besetzt wurde, so darf ohne Zweifel das gleiche auch für die Arvalpriester gefolgert werden, daß ihr Collegium ursprünglich nur aus Abkömmlingen einstiger Arvalgeschlechter sich ergänzte. So verstand es sich dann aber auch von selbst, daß beiden Collegien ein exclusiver Charakter eigen bleiben mußte, wie er sich in dem von den Arvalen — und wohl auch von den Titiern — bis in die späteste Zeit festgehaltenen Cooptationsrechte ausspricht. Eine weitere Consequenz mußte sein, daß das Priesterthum der Arvalen ein lebenslängliches wurde und weder durch Verbannung noch Gefangenschaft verloren gehen konnte. In der Bezeichnung als „Brüder“ bewahrten sie ja die Erinnerung an den alten stammverwandtschaftlichen Bund fort; das Anrecht zur Mitgliedschaft an diesem aber hatte die Geburt gegeben, und es mußte somit ein unveräußerliches sein; so mußte denn auch wer später in den priesterlichen Arvalkreis als „Bruder“ cooptirt worden war, von da ab diese Eigenschaft für immer behalten.

Indem nun so die Arvalpriester einen durch Verwandtschaft verbundenen Kreis repräsentirten, zu dem einstens nur ein Theil des römischen Volkes, nicht der gesammte „Populus Romanus Quiritium“ gehört hatte, so konnten auch die Sacra der Arvalen nicht „sacra publica P. R. Q. werden, und es ist demnach erklärlich, warum das „sacrificium Deae-Diae“ (unter dieser Bezeichnung erfolgte die jährliche Ankündigung des Arvalfestes) in der Reihe der feriae publicae conceptivae fehlt, und auch nicht als commune sacrificium wie die feriae Latinae bezeichnet wird. Dagegen war seinerseits der Kreis der Arvalverwandten in dem größeren Kreise des römischen Volkes der Quiriten aufgegangen; somit mußten denn einerseits jene Stätten, welche gleichsam die Centra und sichtbaren religiösen Bindeglieder bildeten für die verschiedenen Elemente, aus denen das Quiriten-Volk erwachsen war, also das Capitol, der Tempel der Concordia[128]), das alte Königshaus an der heiligen Straße und der neue Herrscherpalast auf dem Palatin, auch Versammlungs- und Cultstätten der Arvalpriester werden;

126) Es waren dies die Tribus Stellatina, Tromentina, Sabatina, Arniensis, Liv. VI, 5, 8; vgl. 4, 4: Eo anno in civitatem accepti qui Veientium Capenatiumque ac Faliscorum per ea bella transfugerant ad Romanos, agerque his novis civibus adsignatus. Mit Recht bemerkt Weißenborn zu den Worten: „qui — transfugerant“: „da dieselben den Kern der vier neuen Tribus bilden, so können es nicht Ueberläufer gewesen sein, sondern ganze Orte, die zu Rom übertraten, vielleicht ursprünglich verwandte, schon früher mit den Römern verbunden gewesene Tyrrhener. — Diese werden Bürger, weil in Rom die Zahl derselben gesunken, die Treue der Bundesgenossen auf dem linken Tiberufer wankend ist.“

127) Tac. An. I, 54: „— ut quondam T. Tatius retinendis Sabinorum sacris sodales Titios instituerat.“ Vgl. Hist. II, 95.

128) Zu beachten ist, daß grade diesen Tempel Camillus, der Sieger über Veji (Furius antiquum populi superator Hetrusci Voverat, Ovid Fast. I, 641) gelobt hatte. Gewöhnlich setzt man die Gründung dieses Tempels in das J. 388 d. St.; in diese Zeit fällt aber auch die Hinzufügung der vorher erwähnten vier tuscischen Tribus.

andererseits mußte jene religiöse Obsorge, welche einst der Arvalmeister und die Häupter der Bundesgaue für das Wohl des Bundes geübt hatten, indem sie den Schutz der Götter für die Arvalgaue anflehten, sich nun in die religiöse Obsorge für das Wohl des römischen Volkes umwandeln[129]) und somit mußte in der Kaiserzeit Gegenstand der Gebete und Gelübde der Arvalbrüder auch das Wohl dessen werden, in dessen Person die Macht und Hoheit des Staates sich verkörperte und durch dessen Wohl mittelbar auch das Wohl und Wehe des Staates selbst bedingt war.

Zu den Arvalen hatte einst der älteste und erlauchteste der römischen Stämme, das Volk des Romulus, gehört; so begreift sich denn auch, warum noch in der späten Zeit die ersten Männer des Staates, ja die Kaiser selbst und deren nächste Angehörige es nicht verschmähten unter die Arvalbrüder sich cooptiren zu lassen. Alle jene Umstände also, die mit dem Begriffe eines Fluren-Priesterthums sich nicht hatten vereinen lassen, ergeben sich nun als naturgemäße Folgen der dem Collegium der zwölf Arvalbrüder zu Grunde liegenden Idee einer priesterlichen Stamm-Repräsentanz. Daß auch das Lied der Arvalen dieser Auffassung des Collegiums entspricht, hoffe ich bei einer anderen Gelegenheit zeigen zu können.

Da die für die Sitzung festgesetzte Zeit bereits verstrichen war, so wird dieselbe, ohne daß eine weitere Besprechung des in der eben mitgetheilten Rede behandelten Stoffes eingeleitet werden kann, geschlossen.

---

129) Vergleichen läßt sich die Eintragung der Formel „populo Romano Quiritium“ in die Gebete bei der Feier des Latiner Festes: Liv. XLI, 16 (20), 1: Latinae feriae fuere ante diem tertium Nonas Maii, in quibus, quia in una hostia magistratus Lanuvinus precatus non erat, „populo Romano Quiritium“ religioni fuit.

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 1. October, 10 Uhr.

Zunächst kommt die in Lateinischer Sprache abgefaßte Adresse an Imm. **Bekker**, von welcher ein Prachtexemplar auf Pergament für den Gefeierten selbst bestimmt war, zur Vertheilung. Sie lautet:

Q. B. F. F. F. Q. S.
VIRO INTEGERRIMO ERUDITISSIMO ILLUSTRISSIMO
IMMANUELI BEKKERO
PER QUINQUAGINTA ANNOS
INGENIO SAGACISSIMO, STUDIO ACERRIMO, DILIGENTIA ACCURATISSIMA
DE LITERARUM GRAECARUM, ROMANARUM, FRANCOGALLICARUM
RELIQUIIS INDAGANDIS ET SANA CONSTANTIQUE ARTE RECENSENDIS ATQUE EMENDANDIS
IMMORTALITER MERITO
SUMMORUM AC PLURIMORUM VETERUM SCRIPTORUM EDITORI
SOLLERTI, SOBRIO, MODESTO
PHILOLOGI ET MAGISTRI GERMANIAE
A. D. III. KAL. OCT. A. MDCCCLVII
VRATISLAVIAE CONSOCIATI
HAS TABULAS PIETATIS TESTES
DEDICANDAS
UNANIMI CONSENSU
VENERABUNDI DECREVERUNT.

Sodann findet die Vorlesung der an Welcker in Bonn gerichteten Adresse durch Classen, ihrem hier mitgetheilten Wortlaute nach statt:

An Herrn Professor Dr. F. G. Welcker
die 17. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

„Je öfter unsere Wissenschaft in jüngster Zeit von schmerzlichen Verlusten betroffen ist und Männer aus ihrem Dienste hat scheiden sehen, auf welchen die reichsten Hoffnungen für die Zukunft ruhten, um so freudiger und dankbarer blicken wir auf diejenigen hin, denen Gottes Güte einen langen Zeitraum gesegneten Wirkens und noch im vorgerückten Lebensalter die ungeschwächte Uebung der gereiftesten Geisteskraft vergönnt hat. Unter diesen hochverdienten Männern ehrt die deutsche Philologie in erster Reihe Sie, hochverdienter Herr Professor: sie gedenkt mit der wärmsten und freudigsten Anerkennung Ihrer zahlreichen Leistungen für die Wissenschaft von jener frühesten Zeit an, wo Sie, auf den Wegen Winckelmann's, Heyne's und F. A. Wolf's selbstständig vorschreitend, das schwer zu erfassende Wesen der attischen Komödie zuerst richtig würdigten und in dem Freundesdenkmal für Zoëga zugleich den eignen Beruf für

archäologische Forschungen glänzend bewährten, durch eine Reihe geistvoller und gelehrter Schriften hindurch, in welchen Sie bald die Kunst fast verschollener griechischer Lyriker zu klarer Anschauung brachten, bald den innern Zusammenhang und tiefen Sinn der dramatischen und epischen Poesie der Griechen, vor Allem jenem schwierigsten und an Problemen reichsten Stoffe des homerischen Epos mit bewundernswürdiger Feinheit und innerlich verwandtem Geiste nachforschten, bald das Wesen und die Entwickelung der antiken Kunst mit tiefeindringendem Scharfsinn beleuchteten und der Einsicht in das Leben der alten Welt in seinem weitesten Umfange neue Seiten eröffneten, bis zu Ihrem neuesten Werke herab, in welchem Sie die Ergebnisse langer, mit nie rastender Liebe und Sorgfalt geführter und durch die Anschauung des classischen Bodens neu belebter Untersuchungen über die Schöpfungen der vielgestaltigen hellenischen Sage niedergelegt haben. Wohin auch Ihr reicher und edler Geist auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaften sich gewandt hat, immer war es Ihr Streben in dem Einzelnen das Ganze, in dem Zufälligen das Wesen, Inhalt und Form in ihrer Durchdringung zu harmonischer Einheit zu ergreifen und zu erkennen, und von dieser Richtung des in Ihren Werken lebenden Geistes ist nicht nur auf die nähern Kreise der verwandten Wissenschaft, sondern auch auf die neuere Kunst und Poesie ein vielfach belebender und befruchtender Einfluß ausgegangen."

„Aber so hoch wir auch diese Ihre unvergänglichen Verdienste stellen, so fühlen wir uns doch von nicht minderer Verehrung durchdrungen von den edlen Eigenschaften Ihres Herzens, von der Reinheit Ihres Charakters und der Lauterkeit Ihrer Gesinnung, durch welche Sie auf dem langen Wege Ihrer segensvollen Wirksamkeit dem nachstrebenden Geschlechte ein leuchtendes Vorbild jener ächten Humanität aufgestellt haben, nach welcher unsere Wissenschaft sich am liebsten benennet."

„Empfangen Sie, hochverehrter Mann, mit der wohlwollenden Güte, welche Ihre dankbaren Schüler, Ihre zahlreichen Freunde an Ihnen lieben und ehren, diesen Ausdruck reiner und ungeheuchelter Anerkennung, welche die siebzehnte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Breslau Ihnen darzubringen sich gestattet."

Breslau, 30. September 1857.

Das Präsidium der 17ten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Nachdem die Fassung dieser Adressen allgemein angenommen und den für dieselben ernannt gewesenen Commissionen freundlicher Dank dargebracht worden, zeigt der Präsident an, daß der in der dritten allgemeinen Sitzung auf Statuten-Aenderung gestellt gewesene Antrag zurückgezogen worden, und somit die in Frage getretene Angelegenheit erledigt sei.

Professor Dr. Bonitz wünscht die Tage für den Zusammentritt der nächsten Versammlung angegeben zu sehen, welche für eine zahlreiche Theilnahme am geeignetsten sein möchten, da schon früher*) verschiedene Vorschläge zur Sprache gekommen und die Tage vom 22. bis 25. oder vom 27. bis 30. September in Antrag gebracht worden wären. — Oberlehrer Guttmann aus Breslau bemerkt, daß durch die Zeit vom 22. bis 25. September die evangelischen Gymnasien Schlesiens in Nachtheil versetzt werden würden, worauf Director Dr. Eckstein die Entscheidung dem nächsten Präsidium vindicirt, wobei er jedoch bemerkt, daß bei Festhaltung dieses Termines auch den Gymnasien Sachsens und der Mark die Theilnahme an den Versammlungen erschwert werden würde; auch stehe statutenmäßig das Ende des September fest. Nachdem der Präsident die Ansicht dahin berichtigt

*) Verhandlungen der fünfzehnten Versammlung in Hamburg 1855, S. 35.

hatte, daß nicht von einer Beschlußnahme, sondern nur von einem Wunsche der Versammlung die Rede sei, spricht sich diese mit überwiegender Majorität für die letzte Woche des September aus.

Von den auf der heutigen Tagesordnung stehenden Vorträgen war zunächst der schon für die vorige Sitzung bestimmte des Professor Dr. Vahlen an der Reihe. Derselbe handelt: —

„Ueber die Varronische Satura."

Da Herr Prof. Vahlen trotz oft wiederholter fester Zusagen es unterlassen hat, das Manuscript Behufs der Aufnahme des Vortrages in die Verhandlungen der Versammlung dem Präsidenten zuzustellen, so kann hier nur auf die kurzen Mittheilungen verwiesen werden, die aus gelegentlichen Aufzeichnungen der Zuhörer in die gelehrten Zeitschriften übergegangen sind, welche Berichte über jene Verhandlungen enthalten, wie in die neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik*) und in die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien**). Ein für die Mittheilung geeignetes Protokoll ist über den Vortrag des Prof. Vahlen darum nicht geführt worden, weil derselbe ihn nach einem vollständig ausgearbeiteten Manuscript hielt, und nicht zu vermuthen war, daß er, der selber Mitglied des Secretariats war, die versprochene Mittheilung desselben schließlich verweigern könnte.

Endlich spricht Professor Dr. Gust. Linker aus Wien in freiem Vortrage:

„Ueber einige in kritischer Hinsicht besonders bemerkenswerthe Oden des Horaz."

(I. 1. III. 30. IIII. 8.)

Auch die Studien über Horaz haben unläugbar in den letzten Decennien an Methode und Vertiefung nicht wenig gewonnen. Es bedarf nur einer Vergleichung des früheren Meineke'schen Textes (1834) mit seinen Vorgängern und wiederum mit seiner jetzigen Gestaltung (1854) und mit M. Haupt's Recension (1851), um die Stufen des Fortschrittes zu erkennen. Zwar entbehren wir noch heute einer eigentlich maßgebenden Ausgabe, welche die Grundlage des stichhaltigen kritischen Apparates reinlich und vollständig darböte, nicht minder eines zugleich geschmackvollen und wissenschaftlichen Commentars: gerade die umfangreicheren der in rascher Folge sich drängenden Bearbeitungen haben bis auf die neueste Zeit lieber die alten ausgenutzten Geleise noch einmal befahren, als in entschiedener Weise die unerläßliche neue Bahn verfolgen wollen. Aber die Grundzüge, nach welchen hier vorzugehen ist, sind uns seither vorgezeichnet und die Methode festgestellt, von welcher allein wir ein neues Licht über so manche noch dunkle Partien zu erwarten haben. Vor allem ist es die Thätigkeit Lachmann's und seines Freundeskreises, von welcher ein neuer Aufschwung zur besseren Kenntniß und Erkenntniß auch unseres Dichters datirt, und zwar keineswegs blos die schriftstellerische Thätigkeit: die langjährige Behandlung des Horaz im philologischen Seminar zu Berlin erheischt hier nicht minder ihre gebührende Erwähnung. So viel wir auch bei längerer Lebensdauer des Meisters von hier aus noch zu erwarten gehabt hätten, der zu früh Geschiedene ist doch diesen Studien nicht allzu früh entrissen. Gleich wie Lachmann selbst bescheiden genug sich stets nur als Nachfolger Bentley's betrachtet wissen wollte, so hat er zuerst den großen Briten in so mancher Beziehung zu verstehen und auf

*) Band 77 u. 78, Heft 1 (1858), Abth. 2, S. 51.
**) Jahrgang 8 (1857), Heft 10, S. 822 u. 823.

seinen Bahnen mit festerer Methode fortzuschreiten gelehrt. Oder vielmehr, er hat es selbst gelernt und uns Nachfahren zu lehren versucht: ob mit Erfolg, darüber möge eben der Erfolg erst entscheiden.

Es ist zunächst das sorgfältigere Studium und die schärfere Erkenntniß der formalen Kunst des Dichters, welche zu seinem wirklichen Verständniß erst den Weg bahnt, und zwar neben so mancher feinen Bemerkung über den Versbau des Horaz im Einzelnen[1]), namentlich die Entdeckung des Gesetzes vierzeiliger Strophen (s. bes. Lachmann in Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1845 S. 461), welches hier einen festeren Haltpunkt zu geben vermag. Im engsten Zusammenhang damit aber steht die Erkenntniß der überall sorgfältig gewahrten Concinnität in der Anlage und der Composition der einzelnen Gedichte, ein Gesetz, welches hier nicht minder in Betracht kommt[2]), als bei den Elegien des Tibull, Properz und Ovid (C. Müllenhoff in Allg. Monatsschrift 1854 S. 186 ff.) oder bei den Eclogen des Vergil (O. Ribbeck in Jahrb. f. Philol. Bd. LXXV S. 65 ff.) Es ist dies dieselbe Regel der Concinnität, welche wir in der Composition einer einzelnen Strophe und Periode so wie eines ganzen poetischen oder prosaischen Werkes von den classischen Vertretern der antiken Kunst stets gewahrt sehen: es ist nur auf anderem Gebiete dasselbe Gesetz, welches zu Roßbach's griechischer Metrik wie zu Nägelsbach's lateinischer Stilistik den Grundgedanken gegeben hat.

Die Beobachtung dieser Gesetze vermag zunächst in einer wichtigen Beziehung als Probe und als Correctiv zu dienen, nämlich bei der Frage nach der Echtheit oder Unechtheit einzelner Partien des uns überlieferten Textes. Das Vorhandensein einzelner Interpolationen hätte nach Bentley's Bemerkung über den monströsen Vers IIII. 8. 17 längst nicht mehr bezweifelt werden sollen: selbst wenn wir dem Dichter einen solchen Schülerschnitzer zutrauen wollten, wie die Identificirung des von Ennius besungenen Scipio mit dem Zerstörer Carthago's (was Niebuhr bei seiner gereizten Stimmung gegen Horaz wirklich gethan hat, Vortr. üb. röm. Gesch. herausg. v. Isler II. 309), so mußte doch die Beachtung der metrischen Form eines Besseren belehren. Erst jetzt aber können wir sicher erkennen, daß nicht blos der eine Vers einem Interpolator angehört: erst durch Lachmann's glänzende Erörterung im Philologus I (1846) S. 164—66, welche gleichsam ein Muster und Vorbild für die Behandlung solcher Fragen aufstellt, ist jener Ode der Charakter eines Horazischen Gedichtes wiedergegeben worden. Die a. a. Orte erörterten Gründe sind fast nur einzelne, speciel auf Sprache und Wortlaut der sechs verdächtigen Verse[3]) selbst bezüglich: suchen wir uns aber jetzt nach Lachmann's Kritik die Composition des

[1]) Ich meine namentlich die mehrfachen wichtigen Beobachtungen über die formalen Unterschiede zwischen den früheren und späteren Werken des Dichters: m. vgl. die Bemerkungen Lachmann's über den neunsilbigen Alcäischen Vers (epist. ad C. Frank. p. 238 sq.), über die Verlängerung kurzer Endsilben (ad Lucret. p. 76 ext.), über die Elision langer Vocale (ib. p. 66. 219. cf. p. 200). die Beobachtung Meineke's über die Elision der Monosyllaba (praef. ed. II, p. VII), über die Anakrusis in der Alcäischen Strophe (ib. p. XLI).

[2]) Neben dem allbekannten Wechselgesange Donec gratus eram tibi III. 9 zeigt sich die strenge Gleichmäßigkeit in ähnlicher dialogischer Form besonders einleuchtend in Epod. 4 (2 × 10 VV.) und 12 (2 × 13 VV.), ebenso in der verrufenen Archytasode (2 × 4 Str.) nach Ausscheidung der fünften Strophe, wie dies jetzt von F. Martin überzeugend dargethan ist (epist. ad F. Ritschelium im Osterprogramme des Friedr.-Wilh.-Gymnas. zu Posen 1858). In ähnlicher Weise lassen sich vergleichen Sat. II. 6—7, deren Beziehung zu einander schon von Bentley erkannt ist und ursprünglich auch in der gleichen Verszahl ihren Ausdruck gefunden zu haben scheint; nur wird die in der jetzigen Textesüberlieferung gestörte Ordnung nicht etwa einfach dadurch herzustellen sein, daß man Sat. 7 durch Streichen eines Verses mit der vorigen in Einklang setzt.

[3]) Erst hinterher ersehe ich aus einer freundlichen Zusendung des Hrn. Prof. Martin, daß dieser schon in dem Posener Programme von 1837 genau die Stelle non celeres — rediit (Vv. 15—19) als unecht bezeichnet hat, wenn gleich noch ohne Kenntniß des Strophengesetzes.

Ganzen klar zu machen und finden wir dann statt der früheren inconcinnen Gliederung die auch hier vorauszusetzende Kunstform in den sieben übrig bleibenden Strophen mit überzeugender Klarheit hervortreten, so wird diese Einsicht nachträglich wohl nicht wenig zur Unterstützung und Bestätigung jener Ausscheidungen mit beizutragen vermögen. Gerade bei unserem Gedichte bedarf es dazu gar nicht der besonderen Kunst eines Oedipus: Lachmann hat diese Erkenntniß offenbar stillschweigend bei seinen Lesern vorausgesetzt.

In der dritten Strophe nämlich (sed non — muneri) haben wir den Kern des Ganzen zu erkennen, gleichsam das Gedicht in nuce, und zwar in der Art, daß wieder ihre erste Hälfte den 2 vorausgehenden, ihre letzte den 2 × 2 folgenden Strophen entspricht[4]). Daß dieser letzte Haupttheil des Gedichtes den ersteren um das doppelte überwiegt, darf bei dem scherzhaften, neckischen Charakter des Ganzen, welchen auch Lachmann a. a. O. hervorhebt, nicht auffallen: bildet doch das pretium dicere muneri eben das carmen, welches der Dichter dem Freunde als ein kleines und doch wichtiges Geschenk verheißt (centum potiore signis Munere donat, IIII. 2. 19). Der positiven Darstellung dessen, was er wirklich darzubringen vermöge, widmet so der Dichter genau noch einmal so viel Raum, als vorher der ablehnenden Erwähnung der Dinge, welche er nicht von ihm zu erwarten bittet.

Zugleich sehen wir nach dieser Abtheilung bei unserem Gedichte nur höchstens zwei Strophen ohne grammatischen Abschnitt unmittelbar mit einander verbunden, ein Resultat, welches gerade bei dem hier angewendeten Metrum nicht gering anzuschlagen ist und gewissermaßen die Probe für die allgemeine Giltigkeit des Strophengesetzes liefert: eben hier, wo die einzelnen κῶλα durchaus gleichartig sind und so der Strophenabschnitt nicht gleich metrisch erkennbar hervortritt, ließ sich von dem Dichter wol erwarten, daß er auf diesen Punct besondere Sorgfalt werde verwendet haben[5]).

Diese Behauptung muß allerdings so hingestellt vorläufig noch als eine Behauptung a priori erscheinen, da ihr gerade die zwei andern Gedichte, in welchen wir dasselbe Metrum von Horaz angewendet sehen, der Prolog und der Epilog[6]) der drei ersten Odenbücher in der überlieferten Form keineswegs entsprechen: in Carm. III. 30 finden wir vier, I, 1 sogar nicht weniger als sieben engverbundene Strophen. Es fragt sich, ob hier der vorliegende Text in höherem Grade maßgebend sei, als bei dem eben betrachteten Gedichte. Wenn ich mir darüber erlaube, die Gesichtspuncte, welche mich bei meiner kleinen Textesausgabe des Horaz (Wien 1856) geleitet haben,

---

[4]) Dieselbe Art der Composition finden wir namentlich bei Carm. I. 24, wo die mittlere Kernstrophe zu beiden Seiten von je einem Strophenpaar eingeschlossen ist, genau den zwei Hälften jener Strophe entsprechend.

[5]) Vgl. besonders die treffenden Bemerkungen von F. Martin, de aliquot Horatii carminibus commentatio critica, Posen 1844, pag. V: „Videbam . . . apud Orellium et hoc carmen (I. 1) et reliqua, quae adhuc monostropha edita essent, Meinekio auctore in strophas quaternorum versuum divisa esse idemque iam ante Meinekium factum memineram a Lachmanno in Catulli carmine Asclepiadeo (30). . . Jam de ea re cogitans tunc sic ratiocinatus sum: cum neque Graecorum exemplis, quae nulla extarent integra, haec ratio niteretur, nec, quod quidem ego scirem, metricorum auctoritate, tamen indicia quaedam necesse esse extare. Horum autem maximum debere esse sententiarum et interpunctionis rationem. Nam cum etiam imparium versuum strophae, quamvis ipsa forma clausulae earum indicarentur, plerumque certe sententias clauderent, multo magis hoc necessarium esse in strophis, quae aut ex uno et eodem versuum genere aut ex alternantibus essent compositae: qui enim aliter strophas posse distingui?"

[6]) Nicht weniger als der Inhalt derselben spricht wol eben diese Gleichheit der sonst in den drei ersten Büchern nicht wiederkehrenden metrischen Form dafür, daß beiden Gedichten wirklich absichtlich von dem Dichter jene Rollen zugetheilt sind, was nicht hätte geläugnet werden sollen.

kurz hervorzuheben, so wird zugleich niemand geneigter sein, eine wirkliche Belehrung dankbar aufzunehmen.

Betrachten wir zunächst das kleinere Stück, dessen Herstellung weniger Schwierigkeiten macht, den Epilog III. 30. Hier muß gleich V. 2 Anstoß erregen. Ganz abgesehen von der Angemessenheit der Zusammenstellung von Erz und Pyramiden überhaupt, soll die schwer beginnende Verwitterung des ersteren hier ganz parallel stehen der schon begonnenen Verwitterung der zweiten? Oder hätte der Dichter etwa auch in V. 1 schon sagen können „situ aeris perennius?“ Und nach der „Höhe“ der Pyramiden soll der Dichter den Werth seiner Gedichte bemessen? Wohl gar nach Schuhen und Zollen, wie uns Orelli sehr sorgfältig vorzählt. Aber selbst wer dies ertragen, wer dies sogar dem Horaz zuschreiben zu können glaubt, dem wird dennoch der ästhetische Langmuth allein nicht über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen vermögen. Soll altius in demselben Verhältniß auch nur denkbar sein wie perennius zu der gleich folgenden Ausführung quod non...possit diruere? Soll eine Höhe von über 425 Fuß (nach Orelli) an sich die Voraussetzung der Dauerhaftigkeit begründen? Die Vergleichung bei Propert. III. 2 17 ist doch ganz anderer Art [1]). An unserer Stelle würde der Gedankengang folgender sein: Erz ist dauerhaft, und die „modernde Herrlichkeit“ (nach C. W. Nauck, wenn der eigentlich unübersetzbare Ausdruck denn doch einmal übersetzt werden soll) der Pyramiden ist hoch: aber noch dauerhafter als jenes und zugleich noch höher als diese ist mein Werk, da es unvergänglicher Art ist. Also die Begriffe „langdauernd“ + „hoch und doch modernd“ sollen zusammengenommen das minus bilden zu dem maius „ewig dauernd“. Und andrerseits soll zu dem Positiv „hoch und doch modernd“ der Comparativ lauten „höher und also nicht modernd“. Soll auch hier wieder der dormitans Horatius den Schaden verschulden oder entschuldigen?

Daß das Gedicht höchstens drei Strophen haben kann, wissen wir nun. Und unmittelbar nach der Ausscheidung des 2. Verses sehen wir die Sonderung derselben deutlich genug hervortreten, indem die einzelnen Glieder der dreifachen Folge Exegi monumentum — Non omnis moriar — Dicar genau unter dieselbe Zahl von Strophen sich vertheilen. Eine solche Gliederung des Gedichtes aber hat wohl den Vergleich mit der jetzt vorliegenden Form nicht zu scheuen.

Allein die dritte Strophe macht jetzt noch Schwierigkeiten, doch nicht sehr bedeutender Art. Während Hofman Peerlkamp an V. 2 achtlos vorübergegangen war, hat er die Geschmacklosigkeit der VV. 11—12 durchaus richtig erkannt (worin auch Bernhardy, Jahrb. f. wiss. Kritik 1835. I. S. 754. Röm. Litt. Anm. 451, ihm beipflichtet, nur ohne Beachtung des Strophengesetzes). Der Dichter will nur einfach seine Heimath bezeichnen, und dies ist in den Worten V. 10 qua violens obstrepit Aufidus hinlänglich geschehen: eine jede, auch die beste Erweiterung dieses Ausdruckes wäre vom Uebel. Und nun gar eine Erweiterung, welche uns von so passenden Dingen als pauper aquae Daunus und agrestes populi erzählt. Soll in pauper aquae etwa ein schöner Gegensatz zu violens Aufidus enthalten sein, so daß der Dichter, wie Herr Franz Ritter meint, die zwei Theile Apuliens, nämlich a, das wasserreiche und b, das wasserarme genau bezeichne? Und der Zusatz ex humili potens verräth erst vollends die übel angebrachte Gelehrsamkeit des Stümpers, dem wir diese Verse verdanken. Daß jene Worte allenfalls auch auf Horaz selbst bezogen werden könnten, wogegen übrigens schon Bentley pro-

---

[1]) „Nam neque pyramidum sumptus ad sidera ducti,
nec Jovis Elei caelum imitata domus,
nec Mausolei dives fortuna sepulcri
mortis ab extrema condicione vacant.“

testirte, vermag doch die ganze Stelle nicht zu retten. Wenn ich endlich in meiner Ausgabe geltend gemacht habe, daß der Name des Daunus überhaupt wo er in unserem Texte des Horaz begegnet, nicht dem Dichter selbst, sondern den Vergilischen Reminiscenzen eines Interpolators seinen Ursprung verdanke, so stützt sich dies nicht auf eine Behauptung a priori, sondern auf eine Betrachtung der einzelnen Stellen Carm. II. 1. 34 (s. Ritschl.: Rhein. Mus. XI. 636); IIII. 6. 27; 14. 26, denen noch die fabelhafte Daunias I. 22. 14 sich würdig beigesellt. Eine eingehende Betrachtung der zwei Stellen des vierten Buches (denn nur um diese handelt es sich noch) würde uns hier allerdings zu weit führen (über IIII. 14 vgl. unten Anm. 8).

Die strophische Gliederung unseres Gedichtes sehen wir endlich vollkommen hergestellt durch die Ausscheidung der Worte V. 14 sq. „sume superbiam Quaesitam meritis," deren Verlust wohl kein allzu großes Bedauern erwecken wird. Ganz abgesehen von dem Ausdruck superbia, nach welchem dann volens matt genug nachschleppt, können die Ellipsen sume superbiam tibi (besonders bei dem nachfolgenden et mihi cinge comam) und quaesitam meritis meis unserem Dichter selbst kaum anstehen. Die Worte enthalten eben nur eine ungeschickte Parallele zu dem folgenden cinge (vgl. III. 10. 9 pone superbiam), gleichwie oben et qua Daunus etc. zu dem vorausgehenden qua obstrepit Aufidus. Im letzten Verse stellt sich nun allerdings et als unmöglich heraus. Der Interpolator, der sich nicht scheute, seine eignen Lappen mitten in das kunstreiche Gewebe des Horaz einzuflicken, konnte auch kein Bedenken tragen, nach Bedürfniß eine selbständige Anknüpfung zu erfinden*). Statt et habe ich herzustellen gesucht tu; vgl. Carm. I, 28. 23 (Prop. IIII. 18. 31). Sat. I. 4. 85. En, woran man etwa auch denken könnte, findet sich sonst bei Horaz nicht in der Verbindung mit dem Imperativ.

Größere Schwierigkeiten bietet allerdings der entsprechende Prolog I. 1. Die handschriftliche Ueberlieferung des Gedichtes zeigt uns hier gleich zu Anfang nicht weniger als sieben unmittelbar verbundene Strophen, von welchen allein die zweite einen kleinen Ruhepunct durch eine interpunctio minima gestattet. Während wir nach der bisherigen Erörterung in IIII. 8 nur je 2 Strophen verbunden, in III. 30 alle einzeln abgeschlossen sehen, sollen wir hier bei demselben einförmigen Metrum die strophische Gliederung gerade weniger beachtet finden, als fast in allen übrigen lyrischen Gedichten des Horaz? Allein in dem dithyrambischen Liede I. 37 begegnen uns noch einmal 7 zusammenhängende — aber alcäische — Strophen, unter welchen indessen doch die fünfte und sechste am Schlusse eine Art Ruhepunct haben. Und vergleichen wir die beiden längsten der sonst zusammengehörigen Partien, die je 6 Strophen am Anfange der besonders hochgehaltenen Oden IIII. 4 und 14*), so werden wir uns überzeugen, wie hier ebenfalls bei dem alcäischen Metrum doch immer wieder für einzelne Haltpuncte gesorgt ist. Diese

---

*) Dasselbe Experiment ist, wie es scheint, zu erkennen Carm. III, 16 ext., wo wir wol mit Peerlkamp einfach zu verbinden haben „nec mi plura velim. multa petentibus", und IIII, 14. wo ich die VV. 25—28 zu tilgen und Sic aus V. 25 an den Anfang der folgenden Strophe zu versetzen gesucht habe. In Carm. IIII, 4. 22 wird dagegen nach der Ausscheidung der Stelle „quibus mos — omnia" nicht mit Jani sed diu in et diu verändert werden dürfen, da nach Lachmann's Bemerkung die Elision der langen Endsilbe von Vindelici in diesem Buche der Oden nicht mehr stattbaft wäre. Vgl. oben Anm. 1.

*) Nach meinem Texte: s. die vorige Anm. In IIII, 4 wird man hoffentlich wegen der Amazonia securis nicht etwa von einer siebenten Strophe sprechen wollen. Von den sgn. Disticha zeigen nur I, 28 (s. Anm. 2) und 36 bis zu 4 zusammenhängende Strophen. Dagegen haben die 5 derartigen Strophen in III, 24 a. E. ihre jetzige Gestalt wohl einer Interpolation und in I, 7, 5—24 wohl einer Lücke zu verdanken. Nur das kleine Gedicht III, 25 läßt alle seine 5 Strophen in einander übergehen. Von den drei übrigen sgn. Monosticha sind I, 11 und IIII, 10 blos kleine Scherze in je 2 zusammenhängenden Strophen; unter den 4 Strophen von I, 18 sind die drei letzten enger verbunden.

feierlichen Oden aber soll unser möglichst schlicht gehaltenes Eingangsgedicht in einfachstem Ton und einfachster Form noch an Langathmigkeit der Strophenverbindungen übertreffen?

Man wende nicht etwa ein, daß hier gerade absichtlich die ganze Aufzählung bis zu V. 28 uno tenore fortgehe, um me am Anfange der folgenden Strophe um so entschiedener hervortreten zu lassen. Dergleichen wäre nur gestattet, wenn das ganze Gedicht nach Form und Inhalt aus zwei gleichen Hälften bestände, deren einzelne Strophen unter sich dann absichtlich eng verbunden sein könnten, um die Scheidung der beiden Haupttheile um so schärfer hervorzuheben, wie dies bei I. 28 der Fall ist (s. oben Anm. 2). In der vorliegenden Form dagegen sehen wir das Gedicht in die zwei unmöglichen Theile von 7 und 2 Strophen zerfallen; und den 2 Strophen am Schlusse entsprechen nicht etwa die zwei am Anfange in der Weise, wie die 2 ersten Verse den 2 letzten. Es handelt sich geradezu bei dem vorliegenden Gedichte um die Giltigkeit des Strophengesetzes überhaupt: wenn dasselbe eben bei unserem Metrum nicht äußerlich in bestimmterer Weise zur Erscheinung käme, als in der hier überlieferten Form, so würde die mechanische Möglichkeit der Viertheilung allein uns noch nicht zu überzeugen vermögen. Und nehmen wir nun wahr, daß, sobald wir von den 2 ersten Versen absehen, sofort 5 Strophen in der schönsten Geschlossenheit sich darstellen, so wird wohl die Frage als berechtigt erscheinen, ob hier das Hervortreten einer solchen Sonderung allein dem Zufall zuzuschreiben sei.

Es war kein Geringerer als Gottfried Hermann, welcher vor Allem auf solche Erwägungen gestützt schon im Jahre 1842 in der schönen Abhandlung de primo carmine Horatii durch die Ausscheidung der 2 ersten wie der 2 Schlußverse die Herstellung dieser strophischen Gliederung forderte[10]). Allerdings ohne die allbekannte und deshalb allgeliebte Anrufung des Maecenas wird es manchem schwer werden, unser Gedicht des Horaz sich zu denken: ist das Bessere wirklich der Feind des Guten, so wird der theure Name sammt seinem etruskischen Stammbaum uns nicht bewegen können, die überzeugenden Spuren der strophischen Gliederung zu opfern. Dazu hob schon Hermann den Widerspruch der in hohem Stil gehaltenen Anrede mit der gleich folgenden nüchternen Aufzählung hervor. Daß die einzelnen Worte selbst gerade keinen ausdrücklichen sprachlichen oder sachlichen Unsinn bieten, reicht noch nicht hin, sie eben für unsere Stelle als passend zu erweisen: es lag eben dem Interpolator nahe genug, sie den Worten des Dichters selbst II. 17 nachzubilden. Daß endlich der Name des Maecenas auch anderswo willkommenen Anlaß zu Interpolationen gegeben, vermag wol, wenn mich nicht alles täuscht, das Beispiel von II. 12 besonders deutlich zu zeigen (s. unten Anm. 14).

Dazu kommen wirklich sprachliche Bedenken bei den beiden Schlußversen, mit welchen der besprochene Eingang stehen und fallen muß. Daß quod si me nach so langer Trennung von der ersten Anrede an Maecenas unerhört sei statt quod si tu me oder tu si me ist schon von G. Hermann und Anderen bemerkt[11]); aber auch quod si, eine an sich rein rhetorische Verbindung, scheint den Oden des Horaz überhaupt durchaus fremd zu sein[12]). Und abgesehen davon,

[10]) Ebenso Martin in der Anm. 5 erwähnten Abhandlung pag. IV.

[11]) Dieser Anstoß würde allerdings gehoben werden durch die neuerdings von R. Hanow im Rhein. Mus. XII. 462 vorgeschlagene Umstellung (s. unten.)

[12]) Vgl. F. Haase im Philologus III, 153, dessen treffende Bemerkungen über quod si und autem keineswegs für Tacitus allein Giltigkeit haben. — Bei Horaz ist in Carm. I, 24, 13 nach Cruquius' und Orelli's Handschriften schon von Haupt hergestellt quid si, was sich III, 19, 7 ohne Variante findet. So bleibt nur III, 1, 41 übrig, wo wol ebenfalls quid si zu schreiben ist (vgl. m. praef. p. V). Auch Epod. 2, 39 ist dieselbe Aenderung von Haupt vorgenommen; ib. 3, 19 ist at si die beglaubigte Lesart; ib. 14, 13 hat jetzt Meineke corrigirt quo si, während quod si 10, 21 und 11, 15 seinen Platz behauptet. (Ep. I, 19, 17 findet sich bei Cruquius auch einmal fälschlich quid si.) Sonst vgl. bes. Epist. I, 2 ext. und Prop.

darf man dem Horaz eine im Vergleich zu seinem sonstigen Verhalten gegen Maecenas so ganz singuläre Schmeichelei zutrauen, daß er allein von dessen Urtheil seine etwaige Einreihung in den Kanon der Lyriker (Lachm. ad Lucret. p. 358) abhängig machen solle? Jener würde dadurch gewissermaßen zu einer noch höheren Instanz als die eben genannten Musen erhoben (vgl. dagegen IIII. 3 ext.). Die Rolle, Horaz' Oden in eine nähere Beziehung zu Maecenas zu setzen, vertritt weder unser Gedicht, noch der ihm entsprechende Epilog III. 30, sondern allein das Schlußgedicht des zweiten Buches: aber wie weit ist die dortige Erwähnung von einer ähnlichen Schmeichelei entfernt! (Ueber Sat. I. 10. 89 vgl. G. F. Grotefend im Philol. I. 606. 609). So würden wir, selbst wenn die besprochenen Verse überhaupt zu dulden wären, doch statt quod si . . inseres vielmehr ein quae si . . inseret oder inserent zu erwarten haben[13]).

Aber auch die 8 Strophen, welche sich nun nach Hermann's Kritik herausstellen, bieten das Gedicht noch nicht in einer der Horazischen Kunstform entsprechenden Gestalt dar. Gleich die 2 ersten Strophen finden nur in den 6 letzten Versen ihr entsprechendes Gegenstück; und dazu zeigen sie noch immer dieselben sprachlichen Schwierigkeiten, welche seit Bentley die Erklärer des Horaz außer Athem gesetzt haben. Sollen die Accusative hunc-illum in iuvat ihr verbum regens finden? Aber evehit steht im Wege. Dieses letztere kann nun freilich seinen Platz parallel neben iuvat nicht behaupten: zu construiren „Sunt quos . , conlegisse iuvat et quos meta palmaque . . evehit“ scheint durchaus unmöglich. Zunächst würde dabei das zweite que dem ersteren untergeordnet werden, wogegen zu erinnern ist, daß die Bemerkung von G. T. A. Krüger lat. Gramm. § 533 Anm. 6. 6 S. 715 für Horaz keine Geltung hat und nicht etwa durch die unechte Stelle Carm. II. 12. 9 vertheidigt werden darf[14]) (die von Krüger angeführten Beispiele aus Cicero und Caesar bestätigen ohnehin nicht die Ausnahme, sondern die Regel). Und überhaupt wäre es unzulässig, aus dem vorausgehenden sunt quos ein einfaches quos zu suppliren (noch dazu asyndetisch bei verbis eben so verschiedener Geltung wie IIII. 1. 29 sq.); eben so wenig aber läßt sich der vollständige Ausdruck vor metaque wiederholt denken, da sonst dieses zweite sunt quos als Einführung eines neuen Gliedes der Aufzählung erscheinen würde. Diese Schwierigkeiten werden zwar nicht alle durch Bentley's evehere, wol aber, wie es scheint, gehoben werden durch die längst von J. H. Withof vorgeschlagene, von Peerlkamp und Meineke der Vergessenheit entrissene Emendation si vitata statt evitata, die sich nebenbei auch durch ihre graphische Leichtigkeit empfehlen wird (s. Kritische Anmerkungen über Horaz u. and. römische Schriftsteller, Stück IV, Düsseldorf 1798, S. 1). Aber auch jetzt, wo evehit nicht mehr parallel neben iuvat steht, ist damit für die folgende Strophe nichts gewonnen: weder Bentley's noch Withof's Conjectur kann zu ihrer Rechtfertigung beitragen. Haben wir in iuvat das einzige auch zu hunc-illum gehörige verbum finitum zu erkennen, so werden sich

---

IIII, 14 ext. Dagegen scheint quod si niemals zur bloßen Wiederaufnahme und Fortführung eines vorausgehenden si zu dienen. Sall. Iug. 1, 5 ist anderer Art; bei Tibull. IIII, 5, 11 leitet quod si den directen Gegensatz zu dem vorausgehenden si modo ein (G. Wichert lat. Stillehre S. 377). Bei Hor. Sat. II, 3, 214 ff. stehen siquis und quid? siquis einander gegenüber. Dem Interpolator unserer Ode konnte vielleicht eine Reminiscenz an Epist. I, 3, 25 vorschweben. — Auch in dem letzten Verse würde der Ausdruck ferire sidera vertice mindestens als ein ἅπαξ εἰρημένον dastehen. Die oft verglichenen Worte des Ovid. ex Pont. II, 5, 57 „huic tu cum placeas et vertice sidera tangas“ haben abgesehen von dem verschiedenen Verbum doch auch eine ganz andere Beziehung und Bedeutung.

[13]) Vgl. Prop. III, 13, 14 sqq. „ . . domina iudice tutus ero. Quae si forte bonas ad pacem verterit aures, Possum inimicitias tunc ego ferre Jovis.“

[14]) An tuque hatte mit Recht schon Anstoß genommen G. Bezzenberger emendationum delectus (Dresd. 1844) p. 21.

diese beiden Glieder unmöglich anders auffassen lassen, denn als Specificationen des vorausgehenden allgemeinen sunt quos[15]), was Niemand im Ernst versuchen wird. Dazu kommt, daß die Bezeichnung des Reichthums (illum-areis) ohnehin an unserer Stelle nicht zu dulden wäre: diese Kategorie findet erst bei der folgenden Aufzählung durch den mercator indocilis pauperiem pati ihre passende Vertretung. Denn daß an der einen Stelle gerade nur der Reichthum des Grundbesitzes, an der andern der Handelsreichthum bezeichnet werden solle, läßt sich nicht als Entschuldigung anführen oder wenigstens nicht durchführen.

Die zunächst folgenden Ausführungen sehen wir dagegen nach Inhalt und Form einander aufs beste entsprechen: es ist der gewöhnlichste Gegensatz des täglichen Lebens und Treibens, der Gegensatz der sorglosen, in ihrem beschränkten Kreise zufriedenen Genügsamkeit (gaudentem etc.) und Behaglichkeit (est qui etc.) auf der einen, und der weiter hinaus nach der That des Gewinnes (luctantem etc.) oder dem Gewinne der That (multos etc.) strebenden Unruhe und Ungenügsamkeit auf der andern Seite, welcher hier in zwei Paaren von Beispielen und in eben so vielen Strophen seinen Ausdruck findet.

Der strengen Geschlossenheit und Gleichmäßigkeit des ersten Strophenpaares gegenüber müßte es hier nur sehr auffällig erscheinen, wenn plötzlich allein das letzte Glied (multos etc.) bis zu 6 Versen sich erweitern sollte. Dazu käme die Sonderbarkeit, den neuen mit me (v. 29 sq.) scharf eintretenden Gegensatz gerade in der Mitte einer Strophe beginnen zu lassen, eine Erscheinung, welche sich wohl nicht durch die Vergleichung von I. 7. 10 wird vertheidigen lassen. Dazu kommt noch, daß schon Peerlkamp die Geschmacklosigkeit des störenden Einschiebsels v. 30 (mit welchem aber der folgende Vers unzertrennlich verbunden ist) überzeugend genug aufgedeckt hat[16]): eben dadurch sehen wir uns jetzt hinlänglich in den Stand gesetzt, auch die „teretis plagas", durch welche der Interpolator die wahre Gestalt des Gedichtes verhüllt hat, zu zerreißen und unsern Poeten von den catulis fidelibus sammt dem entsprechenden Zubehör von Roth- und Schwarzwild (v. 27. 28) zu befreien.

Erst nach diesen Ausscheidungen sehen wir in unserem Gedichte eine wirkliche (und hoffentlich die ursprüngliche) Kunstform mit überzeugender Klarheit hervortreten. Die früher so lange und ungeordnete Aufzählung von Beispielen sehen wir in den zwei mittleren Strophenpaaren sich concentriren. Die einzeln stehende erste Strophe dagegen findet ihren Gegensatz und somit ihr correspondirendes Glied in der eben so vereinzelten letzten Strophe. Auch der formale Parallelismus beider tritt jetzt nach Withof's Emendation hervor: sunt quos . . iuvat, si metaque palmaque etc. = me . . secernunt populo, si neque — nec etc.

Die Composition des Ganzen können wir uns etwa nach folgendem Schema vergegenwärtigen:

στρ. ά || στρ. β' ἀντιστρ. β' | στρ. γ' ἀντιστρ. γ' || ἀντιστρ. ά

„Die einen streben nach dem höchsten und herrlichsten irdischen Ruhm: die andern hält das

[15]) Vgl. I, 12, 25 puerosque Ledae: hunc-illum. Ovid. Metam. XI. 534 sqq. omnes: hic-hic, ille-hic, ille-hic. Anderer Art ist die Zusammenstellung bei Propert. IIII, 9, 17 sqq.:

„est quibus Eleae concurrit palma quadrigae,
est quibus in celeres gloria nata pedes;
hic satus ad pacem, hic castrensibus utilis armis:
naturae sequitur semina quisque suae"

wo hic-hic dem doppelten est quibus ganz parallel steht.

[16]) Vielleicht schwebte dem Verfasser dieser beiden Verse eine Reminiscenz an Verg. Georg. II, 488, 494 vor.

Getriebe des Tages in verschiedener Weise gefesselt: mir gilt der Kranz der Dichterstirn für das höchste Ziel[17])."

Durch die formelle Abtrennung der ersten Strophe von der folgenden Aufzählung erhalten wir zugleich schon die Andeutung, wie die Erwähnung der Olympia hier nicht der realen Geltung der folgenden Beispiele gleich zu stellen sei. Nicht an das wirklich zu seiner Zeit noch dauernde Nachleben der Spiele denkt der Dichter: der olympische Siegeskranz ist ihm nur das Symbol für den äußerlich höchsten Glanz des *ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων*, für die höchsten irdischen Ziele, welche die Menschenbrust zu bewegen vermögen: der Dichter bleibt nur im Bilde, wenn er den doctae ederae die palma nobilis gegenüber stellt[18]).

Auch im einzelnen sehen wir nach dieser Herstellung Inhalt und Form in vollendeter Harmonie. Dem früheren evehit ad deos steht kein unpassendes dis miscent superis mehr entgegen; die monströse Gradation dis miscent superis — secernunt populo — feriam sidera vertice ist gehoben. Nicht mehr erhebt sich der Dichter gleich in dem Eingangsgedichte schon höher, als in dem Epilog III, 30: einfach und schlicht steht das erstere dem gehobeneren Tone des letzteren gegenüber. Erst in diesem tritt der Lorbeer an die Stelle der ederae. In beiden entspricht einander am Schlusse die Anrufung, nicht des Maecenas, sondern der Muse. Endlich steht selbst die Strophenzahl beider in einem bestimmten Verhältniß: das erste Gedicht hat 6, das letzte 3 Strophen[19]).

Die Interpolation, sehen wir, hat bei keinem der drei Gedichte des vorliegenden Metrums der hier scheinbar besonders einladenden Versuchung zu Einschwärzungen widerstanden. Aber auch hier erkennen wir wieder, wie sie gerade nur mit dürftigen Parallelisirungen und Erweiterungen des ursprünglich Vorhandenen sich begnügt, so in I, 1 am Anfange wie am Schlusse mit der unpassenden Wiederholung des je einmal vorhandenen si. Von der eigentlichen Kunst des Dichters hatte keiner dieser Dichterlinge eine Ahnung: nur ist es interessant zu bemerken, wie der

---

[17]) Der durch ein Verkennen dieser Gliederung entstehende Widersinn zeigt sich besonders deutlich in der musterhaft conservativen Abhandlung von weiland J. Chr. Jahn de Horatii carmine primo, Lips. 1845. Derselbe findet S. 12 in dem ganzen Gedichte novem hominum imagines, und zwar, wie er vermuthet, nach der Zahl der Musen, denen der Dichter sich ergeben: diese Neunzahl aber scheide sich wieder in drei Gruppen, nämlich 1. Hochgeborene, welche die ererbten Güter von a) Ruhm, b) Ehre und c) Reichthum sich zu bewahren streben; 2. Niedriggeborene, und zwar a) kleine Bauern, b) Kaufleute, c) Privatiers; 3. (ohne generelle Bezeichnung) a) Krieger, b) Jäger, zu welchen dann c) unser Horaz in eigner Person sich gesellt. Der Verfasser hat dabei trotz seiner bona fides der überlieferten Gestalt des Gedichtes wol denselben Dienst erwiesen, wie in einem ähnlichen Falle Orelli, als er durch seine versuchte Rechtfertigung der vorletzten Strophe in Carm. II, 1 die Unmöglichkeit dieses Machwerks erst recht ins Klare setzte. Aber J. hat auch dem Dichter kühn nachzudenken und nachzudichten versucht. In den terrarum domini glaubt er dieselben wiederzufinden, quos . . iuvat, nämlich römische nobiles, welche mit ihrem Dominat über den Erdkreis nicht zufrieden auch in Olympia mitkämpfen. Denn sollten die di selbst als die terrarum domini bezeichnet werden, so hätte der Dichter schreiben müssen

„ . . . palmaque nobilis
terrarum dominis aequiparat diis."

So ist zu lesen a. a. O. pag. 16. Da könnten wir V. 30 aus der Form dis wohl gar einen neuen Beweis der Interpolation gewinnen?

[18]) Dieser Gegensatz entspricht somit ganz dem Eingang des bekannten Hochgesanges IV, 3. Mit der jetzt hergestellten letzten Strophe unseres Gedichtes vgl. man namentlich die Endstrophe von II, 16.

[19]) Unter allen conservativeren Vorschlägen stellt allein der neueste von R. Hanow (s. Anm. 11), welcher die VV. 27, 28 und 30, 31 ausscheidet und V. 1—2 zwischen 35 und 36 einschiebt, eine entsprechende Composition des Gedichtes her. Es würden hiernach, gleichwie in der Mitte, so auch am Anfange und am Ende des Gedichtes je 2 Strophen einander entsprechen, ein Vorschlag, dem wir gerne beistimmen würden, wenn nur die eben vorgetragenen Bedenken wegen der zweiten Strophe und wegen der letzten Verse sich als unbegründet erweisen sollten.

Gerade die zwei ersten und die zwei letzten Verse von der übrigen strophischen Gliederung abzusondern, wie es Stallbaum versucht hat, scheint wenigstens aller und jeder metrischen Analogie zu entbehren.

Interpolator von I. 1 und III. 30 doch noch im Bewußtsein des Strophengesetzes verfuhr, da er trotz aller Willkür wenigstens die Vierzahl nicht zu verletzen strebte; nicht so der Verunstalter von IIII. 8, wenn anders der an sich schöne V. 28 und der monströse V. 17 einem und demselben Verfasser zuzuschreiben sind.

Die derartige Verunstaltung so mancher Gedichte des Horaz mag man beklagen wegen der mancherlei Mißverständnisse, die sie hervorgerufen hat und noch immer hervorruft: aber um so erfreulicher ist es zu begrüßen, wenn gerade sie in unsern Tagen den Anlaß gegeben hat, die eigentliche Kunst des Dichters immer sorgfältiger zu erforschen und zu erkennen. Möge die eben versuchte Erörterung als ein kleiner Beitrag zu dieser Forschung erscheinen.

I. 1.

[Maecenas atavis edite regibus,
o et praesidium et dulce decus meum,]
Sunt quos curriculo pulverem olympicum
conlegisse iuvat, metaque fervidis
5 *si* vitata rotis palmaque nobilis
terrarum dominos evehit ad deos.

[hunc, si mobilium turba Quiritium
certat tergeminis tollere honoribus;
illum, si proprio condidit horreo,
10 quidquid de libycis verritur areis.]

gaudentem patrios findere sarculo
agros attalicis condicionibus
numquam dimoveas, ut trabe cypria
myrtoum pavidus nauta secet mare:

15 luctantem icariis fluctibus africum
mercator metuens otium et oppidi
laudat rura sui; mox reficit ratis
quassas, indocilis pauperiem pati.

est qui nec veteris pocula massici
20 nec partem solido demere de die
spernit, nunc viridi membra sub arbuto
stratus, nunc ad aquae lene caput sacrae:

multos castra iuvant et lituo tubae
permistus sonitus bellaque matribus
25 detestata; manet sub iove frigido
venator tenerae coniugis inmemor
[seu visa est catulis cerva fidelibus
seu rupit teretis marsus aper plagas].

me doctarum ederae praemia frontium
30 [dis miscent superis, me gelidum nemus
nympharumque leves cum satyris chori]
secernunt populo, si neque tibias
Euterpe cohibet nec Polyhymnia
lesboum refugit tendere barbiton.
35 [quod si me lyricis vatibus inseres,
sublimi feriam sidera vertice.]

III. 30.

Exegi monumentum aere perennius
[regalique situ pyramidum altius],
quod non imber edax, non aquilo inpotens
possit diruere, aut innumerabilis
5 annorum series et fuga temporum.

non omnis moriar, multaque pars mei
vitabit Libitinam: usque ego postera
crescam laude recens, dum Capitolium
scandet cum tacita virgine pontifex.

10 dicar, qua violens obstrepit Aufidus
[et qua pauper aquae Daunus agrestium
regnavit populorum ex humili potens]
princeps aeolium carmen ad italos
deduxisse modos; [sume superbiam
15 quaesitam meritis et] *tu* mihi delphica
lauro cinge volens, Melpomene, comam.

IIII. 8.

Donarem pateras grataque commodus,
Censorine, meis aera sodalibus,
donarem tripodas, praemia fortium
Graiorum, neque tu pessima munerum

5 ferres, divite me scilicet artium,
quas aut Parrhasius protulit aut Scopas,
hic saxo, liquidis ille coloribus
sollers nunc hominem ponere, nunc deum.

sed non haec mihi vis, nec tibi talium
10 res est aut animus deliciarum egens.
gaudes carminibus; carmina possumus
donare et pretium dicere muneri.

non incisa notis marmora publicis,
per quae spiritus et vita redit bonis
15 post mortem ducibus [non celeres fugae
reiectaeque retrorsum Hannibalis minae,
non incendia Carthaginis inpiae
eius, qui domita nomen ab Africa
lucratus rediit], clarius indicant
20 laudes, quam calabrae Pierides: neque,

si chartae sileant quod bene feceris,
mercedem tuleris. quid foret Iliae
Mavortisque puer, si taciturnitas
obstaret meritis invida Romuli?

25 ereptum stygiis fluctibus Aeacum
virtus et favor et lingua potentium
vatum divitibus consecrat insulis.
[dignum laude virum Musa vetat mori]
caelo Musa beat. sic Jovis interest

30 optatis epulis inpiger Hercules,
clarum Tyndaridae sidus ab infimis
quassas eripiunt aequoribus ratis,
[ornatus viridi tempora pampino]
Liber vota bonos ducit ad exitus.

Ueber Umfang und Anwendung des in diesem Vortrage entwickelten kritischen Verfahrens entspinnt sich eine längere Discussion. Es entgegnet nämlich:

Director Dr. Schultz: Er erblicke in den Untersuchungen, welche uns hier entgegentreten, viel Subjectives und Willkührliches. In die Schulen gehören daher keine Ausgaben, in welche die Ergebnisse jener Forschungen früher aufgenommen worden, als sie vollständig feststehen; denn die Schüler würden sich leicht gewöhnen, über den Klammern den Dichter ganz zu übersehen und dadurch die Lust an demselben bald selbst einbüßen. Die Schulmänner haben daher die Verpflichtung, dergleichen Ausgaben von den Schulen fern zu halten.

Director Dr. Eckstein: Er sei zwar nicht ganz so conservativ wie Schultz, aber auch nicht so links wie Linker, qui nomen et omen habet, wie er heut bewiesen. Er theile die Furcht vor Uebelständen für die Schule nicht, spreche aber auch der Interpolationssucherei das Wort nicht, welcher leicht jüngere Gelehrte verfielen; mit dem Alter werde man besonnener, umsichtiger und mache sich den Dichter nicht mehr selbst. Wollte er nach den hier dargelegten Grundsätzen des Verfahrens und mit einem Scharfsinne, den er nicht besitze, an die deutschen Dichter gehen, so zweifle er nicht, daß er aus Schiller und Göthe einen beträchtlichen Theil würde herausschneiden können. Gleichwohl sei das Verdienst derartiger Untersuchungen nicht zu verkennen: sie schärfen den kritischen Blick, sie bereiten einem gründlichern Eindringen in die Natur des Dichters und in das Wesen seiner Dichtungen den Weg; sie haben endlich über jene Exclamationen der göttinger Schule: quam belle, quam pulcre, quam eleganter hinwegkommen gelehrt. Daher sei man den Männern, welche sich solchen Forschungen unterzogen haben, zu aufrichtigem Danke verpflichtet; zu ihnen rechne er aber auch seinen hier anwesenden Freund Martin aus Posen, der schon vor 20 Jahren Vieles im Horaz als Auszuscheidendes nachgewiesen habe. Mit großem Scharfsinn habe Lachmann bei Carm. IV, 8 die Untersuchung geführt, der er auch im Allgemeinen beistimme; dasselbe Verfahren habe man dann aber auf noch 2, resp. 4 Gedichte anwenden wollen, jedoch nicht mit Glück; namentlich sei in Bezug auf Carm. I, 1 kein Grund ersichtlich, warum Vers 1 und 2 ein durch Fälschung vorgesetztes τηλαυγὲς πρόσωπον sein sollten; sie seien allerdings schwach, diesen Fehler aber theilten sie mit dem ganzen ersten Buche der

Oden; auch sei die Ansicht von einer Dedication schon förmlich aufgegeben worden: Horaz habe, wie ja jeder andere Dichter auch, erst nach und nach schwimmen gelernt.

Linker. Die erste Ode erscheine nicht schwächer als andere und rühre offenbar aus derselben Zeit wie „Exegi monumentum" her. Für den Wegfall der Dedication berufe er sich auf die von G. Hermann aufgestellten Gründe: die Rücksicht auf den geschlossenen Satz verlange eine Abrundung durch eine geschlossene Strophe, die nur durch Ausscheidung der besprochenen Stelle bewirkt werden könne, da diese über die Strophe hinausgehe. Schließlich seien auch am Ende die lyrici vates anstößig, da man nicht zu erkennen vermöge, wer darunter gemeint sei.

Eckstein: Zur Vermittelung des Verständnisses dieses Ausdrucks verweise er auf Klopstocks: „Lehrling der Griechen"; auch sei nicht abzusehen, warum die in den Worten: „secernunt populo" liegende Steigerung verworfen werde. Man dürfe den Horaz nicht besser machen wollen, als er wirklich gewesen; indeß zweifle er, ob durch die gegenwärtige Discussion eine vollkommene Verständigung herbeigeführt werden möchte, doch hoffe er noch Gelegenheit zu haben, durch eine private Besprechung die Sache zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen.

Professor Dr. Hertz: Es genüge nicht Interpolationen nachzuweisen; man müsse besonders auch nach der Zeit und der Art ihrer Entstehung fragen. Schon dem Martial scheine jene Stelle des Horaz bekannt gewesen zu sein; man müsse also eine sehr frühe Interpolation zulassen.

Linker: Wenn Martialis in XII, 4: „Maecenas atavis regibus ortus eques" die erste Ode des Horaz vor Augen gehabt habe, so müsse die Interpolation vor dessen Zeit vorgenommen worden sein.

Hertz: Auch bei Grammatikern finden sich die Anfänge Horazischer Gedichte citirt; so bei Caesius Bassus (p. 2663 P.) die in Rede stehenden Verse, und gesetzt, derselbe sei nicht mit dem zur Zeit Nero's lebenden Dichter Caesius Bassus identisch, so beruhe das angeführte Werk doch auf den von diesem gegebenen Grundlagen; man werde also eine vorneronische Interpolation annehmen müssen.

Linker: Martialis könne sich wohl auch auf Propertius beziehen, und auf des Caesius Bassus Zeugniß sei als auf ein zweifelhaftes kein allzugroßes Gewicht zu legen; auch gehe schon aus der Erwähnung der unechten Invectiva in Sallustium bei Quintilianus das Vorhandensein alter Interpolationen hervor.

Hertz: Zur Zeit des Juvenalis seien Schulen vorhanden gewesen; es erscheine also auffallend, daß von den kurz vorher entstandenen Interpolationen und den ursprünglichen Texten keine Nachricht hätte aufbewahrt sein sollen; auch konnte das Andenken an Horaz damals wohl noch nicht so erloschen sein, daß zu seinen Gedichten ohne Weiteres neue Anfänge hätten geschaffen werden dürfen.

Linker: Die Gestaltung der Strophen führe nothwendig in der Art zur Annahme von Interpolationen, daß davor die Frage nach dem Wann und Wie ihrer Entstehung zurücktreten müsse.

Hertz: Es sei ihm nicht darum zu thun gewesen, die ganze Frage schon hier zur Entscheidung zu bringen, was kaum möglich sein dürfte, er habe vielmehr nur ein einzelnes Bedenken geltend machen und zu weiterer Forschung Veranlassung geben wollen.

Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve: Er theile das von Schultz erhobene Bedenken nicht, ja er halte sogar dafür, daß, wenn sich die Wahrheit der Veränderung erweisen lasse, sie auch in die Schulausgaben gehöre; er zweifle aber, ob ein Verfahren, wie das von Linker dargelegte, mit der Wahrheit bestehe. Ein Prokrustesbett sei unzulässig; es spreche keine Auctorität

für eine spätere Entstehung; daher sei das Wo? Wie? Wann? derselben mit besonderer Umsicht zu erwägen und zu untersuchen, ob das scheinbar Unangemessene nicht dennoch dem Dichter angemessen sei. Man möge, was das erste Gedicht betrifft, es einmal von dem Standpunkt des Humors und der Ironie betrachten, dann dürften vielleicht die Bedenken gegen die angezweifelten Verse schwinden.

Linker: Durch die Frage über die Entstehung der Interpolationen werde die über das Vorhandensein derselben nicht beirrt, und wenn auch die Zeit derselben nicht feststehe, so könne doch dieses selbst nicht leicht in Abrede gestellt werden.

Professor Dr. von Leutsch: Er verwahre sich zunächst gegen die über die vornehm angesehene göttinger Schule von Eckstein ausgesprochene Bemerkung, — (welche dieser übrigens sofort bereitwillig nicht auf die jüngeren Nachfolger Heyne's bezogen zu haben erklärt,) — sodann spreche er sich für die conservative Ansicht aus und verspreche endlich nachzuweisen, daß Horaz nicht bloß in vier- und zwei-, sondern auch in dreizeiligen Strophen gedichtet habe.

Der Präsident bemerkt, daß er zu seinem Bedauern genöthigt sei, die Frage über die Kritik des Horaz hier abzubrechen, eine Frage, die ohnehin für jetzt auf dem Wege mündlicher Discussion schwerlich viel weiter gefördert werden könne; die für die Sitzung bestimmte Zeit sei bereits weit überschritten, und es sei daher auch nicht mehr möglich, noch einen der anderweitig auf die Tagesordnung gestellten Vorträge zu hören, oder auch nur, wie er mindestens gewünscht habe, deren Inhalt summarisch zu vernehmen. —

Hier muß es daher genügen, die Namen der Mitglieder, welche Vorträge angemeldet hatten, und die Gegenstände, die sie zu behandeln gedachten, aufzuzeichnen:

Consistorialrath, Director Dr. Peter aus Schulpforta: „Bemerkungen zu Grote history of Greece;

Professor Dr. Lange aus Prag: „über Finalsätze bei Homer."

Oberlehrer Winkler vom Matthias-Gymnasium hierselbst: „über Horat. Carm. IV, 12;"

Oberlehrer Dr. G. Wolff aus Berlin: „über eine Geschichte des Volksaberglaubens bei den Griechen und Römern;"

Privatdocent Dr. Oginski von der hiesigen Universität: „über den Begriff des φιλόλογος bei Platon."

Es nahm demnach der Präsident zum Schluß das Wort und sagte ungefähr folgendes:

Der letzte Moment unserer diesjährigen Versammlung ist herbeigekommen; wie ich sie mit Freude eröffnet habe, so kann ich mich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, indem ich sie zu schließen im Begriff bin. Die wenigen Tage unseres Zusammenseins sind nur allzu schnell verflossen; der wohlthuende Genuß, mit treuen und lieben Freunden eine wenn auch nur kurze Spanne der Zeit zusammen zu verleben und uns alles dessen zu erfreuen, weßwegen wir sie lieb gewonnen haben, nimmt wie alles Zeitliche ein schnelles Ende und erweckt gar manchen trüben Gedanken an die Zukunft. Hat doch diese Versammlung in den letzten Jahren so überaus zahlreiche und schmerzliche Verluste zu beklagen gehabt; in der vorletzten sahen wir noch Wüstemann, Schöne, Schneidewin unter uns, und der Mann, der im vorigen Jahre meine Stelle einnahm, der noch bald nachher frisch und heiter als Abgesandter seiner Universität dem Jubileum in Greifswald beiwohnte, ahndete nicht, als er die vorjährige Versammlung mit den Worten schloß: „Ich habe das letzte Wort an Sie zu richten", daß dies in anderem Sinne sein letztes Wort sein sollte, als es gemeint war, und daß er kurze Zeit darauf ein trauriges Ende finden sollte. Auch unter uns wird Manchem vielleicht sein Lebensziel so früh gesteckt sein, daß

die in Wien Versammelten ihn mit Schmerz vermissen. Aber ich will nicht mit diesen trüben Gedanken schließen. Gewiß werden wir unter manchen heiteren und angenehmen Erinnerungen auch die freudige Ueberzeugung aus dieser Versammlung mitnehmen, daß die großen und ernsten Zwecke und Bestrebungen, welche uns verbinden, fort und fort treue und hingebende Pflege von allen Seiten, achtungsvolle Anerkennung außer unserem Kreise und in ihm immer neu verjüngte Kräfte finden, welche eine schöne Zukunft verheißen. Diesen erfreulichen Eindruck verdanken wir Ihrer zahlreichen, freundlichen und regen Theilnahme an der Versammlung, zu der Sie aus vielen Theilen des deutschen Vaterlandes und zum Theil aus weiter Ferne sich eingefunden haben. Mußten wir auch manche ausgezeichnete und theure Häupter unseres Kreises vermissen, die wir in früheren Jahren zu sehen und zu hören gewohnt waren, deren Manche noch vor Kurzem uns ihre Anwesenheit hoffen ließen, während Andere ausdrücklich ihr unfreiwilliges Fernbleiben bedauerten, so ist doch die gegenwärtige Versammlung reich an Männern gewesen, deren Namen unter uns den besten Klang haben, und die uns allen noch lange die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen werden. Denn Sie, die Versammelten, sind es, wie ich schon bei der Eröffnung bemerkte, welche durch ihre Anwesenheit der Versammlung ihren Reiz und Nutzen gewähren und dadurch, daß Sie nicht bloß empfangend, sondern auch gebend jeder an seinem Theil diesen unseren Verkehr beleben. Das untergeordnete Geschäft, diesen Verkehr thunlichst zu erleichtern, haben wir, das Präsidium und die uns hier am Orte beistanden, gern und mit Liebe übernommen, und wir haben Ihnen jetzt zu danken für die gütige Nachsicht, mit welcher Sie, wenn uns auch nicht Alles nach unserm Wunsch und Plan gelungen ist, doch bei uns und unsern Fachgenossen wie bei den Behörden und Bürgern dieser Stadt den besten Willen freundlich wahrgenommen und anerkannt haben. Möge Sie denn alle das beste Glück und ein freundliches Andenken von hier in Ihre Heimath und in Ihren Beruf geleiten, und mögen wir uns in Wien eines glücklichen und heiteren Wiedersehens zu erfreuen haben!"

Geheimer Regierungsrath Dr. Wiese: „Die dankbare Erinnerung an die in der Versammlung selbst empfangenen Genüsse trägt zwar Jeder mit sich fort, doch bleibt noch die Schuld des Dankes für vieles Andere abzutragen: für die großartige Hospitalität dieser Stadt, für die mancherlei litterarischen Gaben, unter denen nur auf das Specimen eruditionis der hiesigen Studirenden, der spes patriae, hinzuweisen verstattet sein möge, für die freundliche und umsichtige Thätigkeit aller derer, welche sich der Leitung, den Geschäften und auch der Erfreuung der Versammlung so bereitwillig unterzogen haben, die daher ersucht wird, diesem Gefühle des Dankes durch Aufstehen einen sichtbaren Ausdruck geben zu wollen." — Dies geschah auch sofort. —

Gymnasiallehrer Königk vom hiesigen Magdalenäum: „Im Namen und Auftrage der jüngern Mitglieder der Versammlung möge es erlaubt sein, für so vieles Gehörte, Gesehene, Empfangene, für die reiche Fülle von Anregung und Belehrung, die uns in diesen Tagen des ernsten und frohen Zusammenseins mit so vielen im Leben wie in der Wissenschaft so hoch gestellten Männern zu Theil geworden ist, aufrichtigen Dank auszusprechen und die Versicherung zu geben, daß es Aller Bestreben sein werde, den ältern Fach- und Amtsgenossen auf würdige Weise nachzustreben."

Präsident: Ich erkläre die 17te Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten hiermit für geschlossen. —

Protocolle

über die Verhandlungen der pädagogischen Section.

Die für die Section eigegangenen Thesen.

I.

Auf zweckmäßig eingerichteten höheren Lehranstalten sollte der Religionsunterricht als besonderer Lehrgegenstand nicht erscheinen.

Dr. Suckow,
Privatdocent an der Universität zu Breslau.

II.

Thesen in Bezug auf das Realschulwesen.

a. Allgemeine:

1) Die Realschule ist, wie das Gymnasium, eine Lehranstalt zur Erwerbung allgemeiner Bildung.
2) Die Vielheit der Unterrichtsgegenstände in der Realschule überhaupt, wie in den einzelnen Classen, ist mehr als bisher zu beschränken.
3) Eine tiefere Bekanntschaft mit dem Geiste und Leben des classischen Alterthums, soweit sie bei beschränkter Benutzung der Quellenschriften erreichbar ist, muß auch auf der Realschule erstrebt werden.

b. Besondere, nur zum Theil mit Nr. 3 zusammenhängende.

1) Die Grundlage alles sprachlichen Unterrichts auf der Realschule muß das Latein sein.
2) Der Unterricht im Lateinischen und Deutschen, in den obern Classen auch der in der alten Geschichte, muß in einer Hand liegen.
3) Die besten Uebersetzungen der bedeutendsten alten Classiker, welche auf der Realschule nicht gelesen werden, sind in die Schülerbibliothek derselben in mehreren Exemplaren aufzunehmen.

Dr. Tagmann,
Oberlehrer an der höheren Bürgerschule z. heil. Geist in Breslau.

III.

Aufforderung zur Mittheilung von Ansichten und Erfahrungen über zweckmäßige Bearbeitung und Einrichtung von Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker mit deutschen Anmerkungen.

Dr. Ferdinand Ascherson, aus Berlin.

IV.

Die äußere und innere Kenntniß des Sprachmaterials ist wesentliche Bedingung für den sicheren und freudigen Fortschritt in der Spracherlernung. Darum darf ihre Erwerbung weder nebensächlich noch lange hinausgeschoben werden; sie ist vielmehr während der drei ersten Schuljahre methodisch und praktisch, nicht theoretisch und systematisch, in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen, in der Art, daß einerseits die Vorführung und Einübung der grammatischen Formen daran einen Leitfaden und eine Stütze findet und ihr natürliches Complement bildet, andrerseits durch Veranlassung einer unausgesetzten indirecten Wiederholung der Sprachschatz nach und nach zum unverlierbaren Eigenthume des Schülers werden muß. Das dabei beobachtete Verfahren wird aber zugleich eine Festigkeit in der Prosodie zur Folge haben, die eine besondere prosodische Lection entbehrlich macht. Aus solcher Grundlage kann erst die Lectüre, das Schreiben, das Sprechen reichliche Mittel und damit Leben schöpfen. Die Durchführung des Planes für die lateinische Sprache liegt druckfertig vor.

Professor Dr. Ruthardt in Breslau.

V.

1) Das Griechische soll auf den Gymnasien denjenigen Rang haben, welchen gegenwärtig das Lateinische hat, und umgekehrt.
2) Auf der Realschule trete das Griechische an die Stelle des Lateinischen.

Dr. Oginski,
Privatdocent an der Universität zu Breslau.

VI.

Uebungen in der griechischen Versification sind für Gymnasien rathsam und geeignet, die Kenntniß des Griechischen und den Privatfleiß für dasselbe in den Gymnasien zu fördern, auch über diese und die Universität hinaus die Liebe für die griechische Literatur zu erhalten.

Dr. Schmalfeld,
Oberlehrer zu Eisleben.

VII.

1) Es ist eine Pflicht des deutschen Gymnasiums seinen Schülern den Zugang zu einem wissenschaftlichen Verständniß unsrer Muttersprache zu eröffnen.
2) Dies ist nur auf historischem Wege und nur durch ein Zurückgehen auf das Altdeutsche möglich; daher hat der Unterricht auf diese Bezug zu nehmen, so weit es namentlich das Verständniß der neuhochdeutschen Lautverhältnisse, Flexionsformen und der Etymologie erfordern.
3) Ein solcher Unterricht findet Platz innerhalb des Zeitmaßes, welches gegenwärtig in den meisten Gymnasien dem Deutschen in den beiden oberen Klassen zugewiesen ist, ohne daß darüber eine andre wesentliche Aufgabe des deutschen Unterrichts vernachläßigt zu werden braucht.

Palm, Dr. Cauer,
Oberlehrer am Magdalenäum zu Breslau.

VIII.

Als Aufgaben zu deutschen Aufsätzen in den obersten Klassen der Gymnasien sind Sentenzen aus Dichtern, oder andere bedeutende Aussprüche viel mehr zu empfehlen als die Würdigung

historischer Charaktere, oder gar als Reden, wie sie unter diesen oder jenen von der Geschichte erzählten Umständen gehalten sein könnten.

Director Dr. Schönborn.

IX.

Es sind Mittel ausfindig zu machen, um den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Gymnasien — den naturgeschichtlichen in den untern und mittlern Klassen, den physikalischen in den obern Klassen — zu heben und ihn fruchtbringend zu machen.

Der naturgeschichtliche Unterricht soll in den untern und mittlern Klassen ausfallen, wenn kein geeigneter Lehrer vorhanden ist und diese Stunden sollen dem geographischen Unterrichte zugetheilt werden, bei dem auf die Naturgeschichte, so wie die Sagen Rücksicht genommen werden muß. Schwerlich wird ein Lehrer in diesen drei Beziehungen den gestellten Anforderungen genügen können; auch zu einer übersichtlichen Darstellung gehört genaue Kenntniß des Einzelnen. — Ist ein befähigter Lehrer vorhanden, dann kann in Sexta und Quinta wöchentlich in 2 Stunden naturgeschichtlicher Unterricht ertheilt werden. Meinen 25jährigen Erfahrungen zu Folge ist man nicht im Stande das Thierreich in dieser Zeit bei den vielfachen Wiederholungen mit Erfolg durchzunehmen. Ist dennoch Liebe und Lust bei den Schülern in dieser Zeit geweckt worden, so fällt dann in Quarta der Unterricht aus, das Gelernte wird zum Theil vergessen und in Tertia muß bei schon veränderten Anschauungen die Liebe zum Naturstudium in 2 Stunden wöchentlich wieder geweckt werden. Für diese Klasse bleibt nur für den Winter Mineralogie, für den Sommer Botanik, so wie eine Uebersicht des ganzen Thierreichs zu lehren übrig.

Man könnte auch wie folgt argumentiren: Ist die Naturgeschichte ein geeignetes Unterrichtsmittel, dann muß für befähigte Lehrer gesorgt werden; ist es aber kein geeignetes Bildungsmittel, so lasse man den Unterricht ausfallen.

In Secunda wird in einer wöchentlichen Stunde Physik gelehrt. Meiner Ansicht nach eine verlorene Zeit, die anderweitig besser benutzt werden könnte. Es bleiben zwar die Schüler zwei Jahre in dieser Klasse, aber im zweiten Jahre muß zu viel Rücksicht auf die Unter-Secundaner genommen werden. In Prima muß also das weite, interessante und wichtige Gebiet der Physik abgehandelt werden. Die Schüler sind aber mit der Vorbereitung zum Abiturienten-Examen so sehr beschäftiget, daß auf diesen Gegenstand wenig Fleiß verwendet wird, zumal sie wissen, daß beim Abiturienten-Examen darauf nicht Rücksicht genommen wird. — Nur durch gründliches Studium der Naturwissenschaften kann der materialistischen Richtung unsrer Zeit Einhalt gethan werden.

X.

Es ist möglich und wünschenswerth, daß die Kegelschnitte kurz und bündig in der Prima vorgetragen werden.

Dr. Fiedler,
Oberlehrer zu Leobschütz.

Erste Sitzung.

Montag den 28. September. 1 Uhr.]

Die pädagogische Section wurde von dem Vicepräsidenten der allgemeinen Versammlung, Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve, eröffnet und Director Dr. Eckstein zum Vorsitzenden vorgeschlagen. Es lehnte dieser jedoch das Ehrenamt ab, weil er mit den hier Anwesenden zu wenig persönliche Bekanntschaft habe, und schlug statt seiner den Director des Matthiasgymnasiums allhier, Dr. Wissowa, vor, der sich auch zur Annahme bereit erklärte.

Auf das Ersuchen desselben übernahmen Prof. Dr. Dietsch aus Grimma, die Oberlehrer Guttmann und Dr. Cauer aus Breslau und Oberlehrer von Raczek aus Groß-Glogau das Secretariat auch für die pädagogische Section.

Nachdem der Vorsitzende den Vorschlag gemacht hatte, zur Auswahl aus den gedruckt vorliegenden Thesen, zu Vorschlägen von neuen und zur Vorbereitung der Debatte nach dem Vorgange anderer Versammlungen eine Commission zu ernennen, bemerkte Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann, daß es ihm viel kürzer scheine, wenn sofort darüber abgestimmt würde, welche Thesen und in welcher Reihenfolge dieselben zur Debatte kommen sollten. Eckstein machte dagegen darauf aufmerksam, daß zwar einige Thesen leicht als kaum behandelbar erschienen wie z. B. Thesis II., da ja, obgleich die Realschullehrer in der diesmaligen Versammlung zahlreicher als in anderen vertreten seien, dennoch die überwiegendere Zahl der Gymnasiallehrer weder ein Recht noch die nöthigen Grundlagen besitze, über die Angelegenheiten der Realschule ein Urtheil abzugeben; allein die Entscheidung durch Majoritätsbeschluß habe doch auch sehr bedenkliche Seiten und die Ernennung einer Commission würde mit geringer Mühe und sicher zu deren Vermeidung führen. Ihn unterstützt Dietsch, indem er anführt, wie es für den Antragsteller etwas ungemein Verletzendes habe, wenn ohne Debatte ohne Weiteres seine These als ungeeignet durch eine Majorität verworfen würde, eine Debatte aber sich so weit ausdehnen könne, daß für die eigentliche Verhandlung zu wenig Zeit bliebe; eine Commission könne durch Gründe die Zurücknahme einer These veranlassen und mit bestimmt formulirten und motivirten Vorschlägen vor die Versammlung treten, wodurch dann Unannehmlichkeiten vermieden und die Entscheidungen erleichtert würden. Nachdem jedoch der Präsident der allgemeinen Versammlung, Prof. Dr. Haase, die Ansicht geäußert hatte, wenn die Versammlung sich sofort über die Thesen durch Abstimmung entscheide, sich die Zahl sehr verringern und dadurch die Feststellung einer Ordnung sehr erleichtert werden würde, entschied sich auf die Frage des Vorsitzenden die Mehrheit für die sofortige Vornahme der Abstimmung.

Für These I. ergab sich eine ganz entschiedene Minorität.

Für These II. wurden nur 20 Stimmen gezählt.

Vor Abstimmung über These III. wurde von Eckstein bemerkt, daß der Antragsteller nicht anders eine Beantwortung seiner Frage erwarten könne, als wenn er seine Ansichten entwickelt haben werde, und nachdem sich Dr. Ascherson dazu bereit erklärt hatte, wurde die These durch Majorität als Gegenstand der Verhandlung angenommen.

Für These IV. ergab sich eine entschiedene Majorität, dagegen wurde These V. nach mehrmals wiederholter Abstimmung, ebenso wie These VI. abgelehnt; andererseits ergaben sich für

These VII. und VIII. ganz entschiedene Majoritäten, während für IX. und X. nur sehr geringe Minoritäten stimmten.

Nachdem also die Thesen III. IV. VII. und VIII. als allein zur Verhandlung bestimmt festgestellt waren, wurde für die Reihenfolge durch Herrn Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann das Loos vorgeschlagen, und dasselbe ergab nach Annahme des Antrags durch die Versammlung die Reihenfolge VIII. IV. III. VII.

Wegen vorgerückter Zeit wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Dienstag. 29. September. 8 Uhr.

Der Vorsitzende, Director Dr. Wissowa, theilt mit, daß Prof. Dr. Ruthardt seine These IV. zurückzuziehen wünsche, dagegen das druckfertige Manuscript seiner Abhandlung auf den Tisch des Bureaus niederlegen werde, damit diejenigen, welche es wünschten, Einsicht in dasselbe nehmen und sich mit ihm privatim darüber besprechen könnten.

Derselbe theilt ferner den Wunsch des Oberlehrers Dr. Schmalfeld aus Eisleben mit: die Versammlung möge ihm, wenn die Tagesordnung erschöpft und noch so viel Zeit vorhanden sei, nur 15 Minuten gewähren, damit er seine These (VI), die ihm eine wahre Herzenssache sei, begründen und der weiteren Beachtung empfehlen könne. Auf die Frage des Vorsitzenden wurde dieser Wunsch durch Majorität gewährt.

Einem dritten Antrage des Vorsitzenden, von der durch das Loos bestimmten Ordnung abzuweichen und die Thesen VII. und VIII. als ihrem Inhalte nach zusammengehörig auf einander folgen zu lassen, dergestalt, daß von These VIII. sofort zu These VII. übergegangen werde, wurde einstimmige Annahme zu Theil.

Director Dr. Schönborn erhält hierauf das Wort zur Begründung seiner These und äußert sich folgendermaßen: er habe die Thesis weniger, um von seiner Ansicht Andere zu überzeugen, als selbst Belehrung zu erhalten, gestellt. Mit Aufmerksamkeit lese er stets die Programme der Gymnasien und besonders die in denselben mitgetheilten Themata zu den freien Arbeiten. Durch viele derselben habe er Belohnung gefunden, mit andern befände er sich in Widerspruch, namentlich habe es ihm geschienen, als sei in neuerer Zeit eine Gattung von Thematen sehr in Aufnahme gekommen, mit denen er nicht einverstanden sein könne, die historischen Charakteristiken. Er halte alle geschichtlichen Themata in den obersten Classen für sehr bedenklich; der Zweck der deutschen Arbeiten in denselben könne kein anderer sein, als der, daß der Schüler sein eignes Denken bewähren solle. Dieses werde aber an den geschichtlichen Thematen um so weniger erreicht, als dieselben meist zu schwer seien. Wie schwer sei es selbst für Männer, große Persönlichkeiten zu beurtheilen, wie vielmehr für Schüler? Sollten diese nur wiedergeben, was sie in den Geschichtsstunden gehört, so sei dies nur wenig; der Geschichtslehrer müsse sich meist mit einem dürftigen Abrisse begnügen; wie sei es nun dem Schüler möglich, diese Andeutungen, z. B. über Pompejus, zu verarbeiten? Man sage vielleicht, der Schüler solle darüber nachlesen; allein wie wenige Bücher ständen demselben zu Gebote, und wie Weniges böten diejenigen, welche er zu Händen habe! Wolle man nun auf die Quellen selbst verweisen, z. B. bei

der alten Geschichte auf Plutarch und Livius, so werde der Schüler nur wiedergeben, was diese ihm böten, nicht Resultate des eigenen Denkens; ja es sei sogar nicht zu wünschen, daß er mehr gäbe und mehr geben wolle. Könne man wünschen, daß ein Primaner den Plutarch und Livius kritisire und wider sie streite? und sei nicht die Gefahr vorhanden, daß eine falsche Einbildung in den jungen Leuten genährt werde, indem sie entweder das andere Nachgesprochene für Eignes hielten, oder glaubten, sie seien urtheilsfähig genug, um über große Männer und bedeutende Geschichtsschreiber den Stab brechen zu können? Am allerverwerflichsten aber seien die Reden in dieser Gattung. Wie solle der junge Mensch sich an die Stelle des Hannibal versetzen und aus seinem Geiste zu den Soldaten reden können? wie solle er eine Vorstellung von dem römischen Senate (die Gelehrten hätten sie erst durch Mommsen gewonnen) besitzen, um eine Rede des Inhalts und der Form, wie sie sich vor diesem Collegium gebührte, ausarbeiten zu können? Ganz anders verhalte es sich mit Sentenzen, natürlich zweckmäßig gewählten; in jeder derselben liege eine, ja mehrere Fragen, deren Beantwortung der Schüler durch eigenes Denken zu suchen habe. Eine rechte Sentenz zeichne aber auch dem Schüler enge Grenzen vor, und das strenge Einhalten derselben sei für das Wesen eine ganz treffliche Uebung; deshalb glaube er, daß solche Sentenzen zu Thematen viel mehr zu wählen seien, als historische Charakteristiken und vollends Reden."

Consistorialrath Dr. Böhmer aus Breslau: Es könne Verwunderung erregen, daß er das Wort begehre, da er Theolog, nicht Pädagog und Schulmann sei, indeß die Pädagogik gehöre zur Ethik, einem von ihm bearbeiteten Elemente der Theologie. Vor Director Schönborn und seinen Verdiensten habe er den höchsten Respect, um so mehr fühle er sich aufgefordert, über seine These zu sprechen. Er frage, ob in dieser Versammlung die Pädagogik praktisch oder wissenschaftlich zur Geltung kommen solle, demnach müsse die Frage über die gestellten Thesen und über Thesenstellung überhaupt beantwortet werden. — Zur Sache gerufen, fährt der Redner fort: das Formelle der jetzt vorliegenden These genüge ihm nicht, doch wollte er davon absehen und nur über das Substantielle derselben seine Zweifel und Bedenken äußern. Es sei gesagt worden, daß historische Charakteristiken zu schwierig seien, er frage dagegen, ob es nicht möglich sei, daß Sentenzen vielmehr Schwierigkeiten enthielten? das Deutsche Volk sei mit Recht als ein Volk von Denkern bezeichnet worden; seine Dichter seien aber alle die tiefsten Denker; könne der Schüler denselben folgen? Es gäbe ferner auch metaphysische Sentenzen oder solche, welche nur aus der Metaphysik beurtheilt und begründet werden könnten. Wie viele Schwierigkeiten habe nur oft eine einzelne Sentenz aus Platon einem Schleiermacher gemacht? sei eine solche für Schüler als Thema geeignet; kurz, seien Sentenzen nicht viel schwieriger, als historische Charakterdarstellungen, bei denen der Schüler nur wieder zu geben habe, was er gelernt, was er aus dem Munde eines erfahrenen Lehrers vernommen? Die Auctorität des Lehrers müsse hier zur Geltung kommen, und der Geschichtslehrer bei dem Schüler das Vertrauen haben, daß, was er ihm gegeben, ein Resultat eifrigen und gewissenhaften Forschens sei. Er sei damit einverstanden, daß Bildung des Urtheils Hauptsache bei den freien Ausarbeitungen sei, aber diese scheine ihm am besten gefördert zu werden, wenn der Schüler ein ihm gegebenes Urtheil wiederzugeben veranlaßt werde."

Director Dr. Passow aus Ratibor: Er trete nicht als Opponent gegen die These auf, glaube sich vielmehr im Wesen und Grunde mit dem geehrten Aufsteller derselben einverstanden; ein Hauptgesichtspunkt bei der Erziehung, ja der wichtigste, sei die Stählung zu sittlicher Tüchtigkeit, und die deutschen Aufsätze seien ein Hauptmittel dabei, indem sie darauf hinführen

müßten, daß der junge Mensch wahr werde, wahr denke, rede und schreibe. Dazu sei nöthig, daß sie die Resultate des eignen Denkens der Schüler aussprächen, aber die Gegenstände müssen um so mehr handlich und faßlich sein, damit sich das Denken nicht grundlos ins Blaue verliere, und Fremdes statt Eigenes, Lüge statt Wahrheit gegeben werde. Er sei deshalb mit Director Schönborn vollkommen einverstanden, daß die Form der Rede außerordentlich selten anzuwenden sei, aber es seien doch Fälle denkbar, in denen sie nicht allein anwendbar, sondern auch sehr förderlich sein werde, wenn z. B. ein antiker Schriftsteller eine Rede kurz angedeutet habe, und eine vollständig ausgearbeitete als Gegensatz dazu vorliege; da werde der Schüler genöthigt, sich in bestimmten Gränzen zu halten, Gegebenes auszuführen und darzustellen. Aus den Programmen ersehe man, daß auch Dialoge aufgegeben würden, ja sogar humoristischen Inhalts; diese seien unbedingt viel verwerflicher. Eben so wenig aber könne er in eine unbedingte Verwerfung historischer Charakteristiken einstimmen, es sei allerdings in ihnen eine Verleitung zum Aburtheilen vorhanden, aber es sei dies bei der Correctur entschieden abzuweisen; dann würden die Schüler sich desselben schon enthalten und schließlich, wenigstens die besseren, auch einsehen lernen, warum? Es sei allerdings wahr, daß, wenn ein vollständiges Lebensgemälde, wie z. B. von Plutarch, vorliege, der Schüler nur gebe, was er vor sich habe, allein etwas ganz anderes sei es, wenn die Züge zu demselben zerstreut vorliegen, z. B. über Themistocles, Dareios bei Herodot. Die Arbeit des Sammelns und Ordnens sei eine sehr heilsame und zugleich die Lust des Schülers erweckende Uebung. Es gebe jedoch auch historische Themata, die sich nicht auf einzelne Persönlichkeiten bezögen, über die der Schüler, was der Lehrer nicht ausgeführt habe, vervollständigen müsse; solche seien Hauptentwickelungsperioden, z. B. die Völkerwanderung, der Untergang der Hohenstaufen. Allerdings würden solche Themata da am zweckmäßigsten sein, wo der deutsche und Geschichtsunterricht in derselben Hand liegen; allein es werde sich auch sonst das rechte Verhältniß zwischen zwei Lehrern finden. Nicht theilen könne er dagegen die Vorliebe für Sentenzen; er erinnere sich, wie ihm ein alter erfahrener Schulmann gesagt, er müsse erst jede Sentenz in eine Frage umgießen, ehe er sie zur Bearbeitung stellen könne. Also sei die Sentenz an und für sich noch nicht zum Thema geeignet; ein gewissenhafter und einsichtsvoller Lehrer werde allerdings nicht zu schwierige, noch gar metaphysische Sentenzen geben aus Kant und Hegel, er werde sich z. B. an Schiller halten. Die Erfahrungen, welche man mit solchen Thematen mache, könnten sehr verschieden sein; seine eigene sei vielleicht eine provinzielle und individuelle, aber sie sei gegen dieselben; er habe gesehen, daß die Schüler Sentenzen nicht gern bearbeiten, und sie sollten doch mit Lust arbeiten. Er habe ferner gefunden, daß sie sich damit begnügten, noch einmal breit zu machen, was die Sentenz in allerpräcisester Kürze biete; endlich habe er sonst stets am Schlusse solcher Arbeiten Cohortationen gelesen, die ein widerwärtiges, altkluges und unwahres Moralisiren enthielten. Damit wolle er aber überhaupt solche Themata nicht verwerfen, nur gegen die Bevorzugung vor allen anderen müsse er sich erklären; unter allen Bedingungen seien diejenigen Aufgaben die werthvollsten, zu denen die Schüler sich eine positive Grundlage erarbeiten müßten; das beste Gebiet dazu sei das Alterthum; hier habe der Schüler die Quellen, aus denen er jene schöpfen könne; hier habe er die Fülle des Stoffes. Das Bild der Pallas Athene aus den Stellen des Homer zu entwerfen, welche Anregung biete nicht eine solche Aufgabe! In Summa aber gehe seine Meinung dahin: man kann keine Form, keinen Inhalt unbedingt verwerfen, mit Ausnahme der Gegenstände, die ganz über den Kreis der Schüler hinausliegen; die Hauptsache ist positiver Gehalt als Grundlage, auf dem das Denken des Schülers sich erbaut, damit er wahr, wenigstens subjectiv wahr, mit dem Bewußtsein der Wahrheit sich aussprechen könne."

Professor Dr. Bonitz: Es wolle ihm scheinen, als könne man bei der Form der vorliegenden These zu keinem Ergebnisse gelangen; es seien hier zwei ganz auseinander liegende Gebiete, die keineswegs die einzigen seien, bezeichnet, und für jedes ein Mehr oder Weniger in Anspruch genommen. Er glaube, man werde am sichersten zu einem Ziele gelangen, wenn man vielmehr frage: unter welchen Bedingungen sind Themen aus dem einen, unter welchen aus dem anderen Gebiete zulässig?"

Director Dr. Eckstein: Allerdings sei die These in dem einen Theile zu weit, in dem anderen zu eng; zu weit sei sie in dem vollständigen Verwerfen der historischen Themata. Dir. Passow habe hier Themata als zulässig bezeichnet, welche seiner Ueberzeugung nach sich mehr für die lateinischen Aufsätze eigneten; dagegen sei nun der erste Theil viel zu eng. Ueber den Zweck der Aufgaben habe sich Passow sehr gut geäußert; Hauptsache sei, daß der Schüler sich erst den Stoff erarbeiten müsse; was er sich erarbeite, daran arbeite er auch freudig. Ein Gebiet, welches eine reiche Quelle zu fruchtbarer Arbeit biete, sei aber noch gar nicht berührt worden, das der deutschen Litteratur, die den manigfaltigsten Stoff biete, zumal wenn sie in Verbindung mit der alten gesetzt werde. Nehme man aus Lessings Schatz z. B. den Charakter des Lelio und lasse diesen mit einem ähnlichen bei Plautus vergleichen, so brauche er wohl nicht ausführlicher zu sein, um die Fülle von geeigneten Themen zu bezeichnen, welche sich hier finden."

Oberlehrer Dr. Cauer: In den alten Lehrbüchern der Stilistik und Rhetorik würden das genus historicum und das genus philosophicum unterschieden, und diesen Unterschied könne man recht gut festhalten. Die unbedingte Verwerfung des ersteren könne auf keinen Fall gebilligt werden, vielmehr sei es gewiß ganz zweckmäßig, wenn dabei die eigne Arbeit des Schülers angeregt und geübt werde. Er habe bei seinem Unterricht öfters geschichtliche Themata in der von Director Dr. Passow bezeichneten Weise gestellt, und seine Erfahrung habe ihm ein günstiges Resultat davon gegeben. Die von Director Dr. Eckstein bezeichneten Aufgaben fallen ebenfalls unter das genus historicum, und auch für die Anwendung derartiger habe er gute Erfahrungen."

Director Dr. Schober aus Glatz: Die Thätigkeit des Schülers in den freien Arbeiten könne nur reproductiv sein, er solle wiedergeben, was ihm geboten sei; deshalb seien gerade die historischen Themata zu empfehlen, bei welchen er sich an das vom Lehrer Mitgetheilte als Grundlage zu halten habe."

Gymnasiallehrer Dr. Steiner aus Posen: Jedermann werde wohl damit einverstanden sein, daß das sittliche Princip das erste sei, ebenso auch daß Bildung des Urtheils ein Hauptzweck; aber hier werde eine Beschränkung nothwendig, denn das Urtheil dürfe in der Schule nur auf diejenigen Dinge gerichtet werden, welche die Anschauung durch die Sinne und dann durch den Verstand voraussetzten, die Idee liege außerhalb des Kreises der Gymnasien. Für die Sentenzen sei meistentheils die genetische Entwickelung der Begriffe nothwendig, solche müßten ausgeschlossen werden, namentlich treffe dies Sentenzen psychologischen Inhalts. Man habe oft Sprüchwörter als Aufgaben gestellt, aber die Schüler arbeiteten daran nur mit Widerwillen, weil sie entweder nicht wahr, oder nicht gut zu heißen, oder dem gemeinen Leben angehörend seien. Wünsche er aber so das Gebiet der Sentenzen beschränkt, so könne er dagegen mit der unbedingten Verwerfung der Reden nicht einverstanden sein; warum wolle man sie tadeln, da der Schüler doch dabei nach gegebenen Momenten arbeite, und seiner Phantasie ein freier Spielraum eröffnet werde. Das historische Material endlich gewähre eine weite Benutzung und durch Verarbeitung desselben werde recipirt und reproducirt. Seine Ueberzeugung gehe dahin,

daß die Wahl von Sentenzen zu Themaen sehr zu beschränken sei; doch lasse er auch ein Maß für die Reden und Charakteristiken gelten."

Geh. Reg.-Rath Dr. Wiese: Er müsse als seine Ueberzeugung aussprechen, daß die Thesis, wie sie vorliege, eigentlich nicht disputabel sei. Der deutsche Unterricht sei unstreitig der schwerste, die Wahl der Themata zu den deutschen Arbeiten eine rechte Probe der Lehrgeschicklichkeit; das Thema sei stets ein Resultat des Verhältnisses, in welchem Schüler und Lehrer zu einander stehen, und deshalb eine allgemeine Norm unmöglich. Gott sei Dank, es hätten alle Anstalten des preußischen Staats ein individuelles Gepräge und eine eigene Geschichte; eine Uniformität sei durchaus nicht zu wünschen. Ein Lehrer sei durchaus nicht zu tadeln, der seine Schüler höher führe, als es an anderen Anstalten geschehe; ein anderer könne leicht ein Thema sonderbar finden, und doch sei der Lehrer es zu stellen vollkommen berechtiget, wenn er seine Schüler dazu vorbereitet wisse oder selbst vorbereitet habe. Das Gebiet des historischen und philologischen Unterrichts sei als dasjenige, woraus die Themata zu entnehmen, sehr zu empfehlen; der Schüler müsse dabei arbeiten und lerne wahrhaft sein, während bei allgemeinen Sentenzen die Gefahr der Verleitung zur Lüge und feinen Heuchelei viel größer sei. Welche Gelegenheit biete die klassische Lectüre zu Arbeiten, bei denen Material zu sammeln und zu verarbeiten sei? Wie überaus reich seien Cicero's Briefe, eine nicht genug zu empfehlende Lectüre, um daraus, aus dem darin Gegebenen, Charakteristiken arbeiten zu lassen. Der Schüler finde ferner im Homer und Vergil Helden, deren Charakter nach den darin gegebenen Momenten zu schildern, ihm recht wohl und ohne Gefahr zugemuthet werden könne. Auch die Lectüre der Bibel biete dergleichen; gegen Charakteristiken des Petrus, Paulus, Abraham sei gewiß nichts einzuwenden. Man könne gewiß nicht in Abrede stellen, daß Reden, ja selbst Dialoge, unter Umständen zulässig seien. Kurz man werde nicht weiter kommen, als dahin, daß die Wahl der Themata eine Sache der Individualität sei, wobei allerdings die Regeln einer gesunden Pädagogik berücksichtigt werden müßten. Der Schüler solle aus positiven Kenntnissen nicht bloß reproduciren, sondern auch produciren und vor allen Dingen darstellen lernen. Man höre von allen Seiten, namentlich auch von Behörden, Klagen, daß das methodische Zurechtfinden in einem Gegenstande immer seltener, daß die jungen Leute immer unfähiger zu präciser und klarer Darstellung würden; die Nothwendigkeit präciser und objectiver Darstellung gäben aber Sentenzen viel weniger, als historische Themata; dies sei ein wohl zu beachtendes Hauptmoment."

Director Leidesdorf aus Wien: Er wolle in aller Kürze nur auf zwei Punkte aufmerksam machen: 1) es sei hier nur von den oberen Klassen die Rede, aber die Wahl der Themata zu deutschen Arbeiten in den unteren Klassen sei ebenfalls ein wichtiger Gegenstand ernster Erwägung, hier um so weniger zu übergehen, als sie die Vorbereitung für jene gäben. 2) Durch den deutschen Aufsatz solle nicht allein ein schreibendes, sondern auch ein redendes Volk erzogen werden; dazu seien Sentenzen als Aufgaben gewiß weniger geeignet."

Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann: Er wisse es Herrn Dir. Schönborn Dank, daß er die Thesis so gestellt, daß sie zum Widerspruche auffordere, nach beiden Seiten zu weitgreifend sei. Wäre das Maß in beiden recht bezeichnet, so wäre eine Disputation unmöglich; verwerfbar seien Charakteristiken, bei denen sich der Schüler, statt die Weltgeschichte das Weltgericht sein zu lassen, selbst zum Weltrichter mache; dagegen seien sie in der von Geh. R.-R. Wiese und Director Dr. Passow bezeichneten Weise unbedenklich zulässig. Natürlich habe der Aufsteller der Thesis auch nur an angemessene Sentenzen gedacht; aber auch manche sonst für angemessen zu haltenden seien nicht geeignet, wenn sie den Schüler zu einem hohlen und unlautern

Moralisiren verleiteten. Die beiden Gebiete lägen übrigens nicht so weit auseinander, daß sie sich nicht verbinden und in Beziehung setzen ließen; denn es fänden sich Sentenzen, wie z. B. „audaces fortuna iuvat", „prudens futuri etc.", die sich an historischen Beispielen entwickeln und erläutern ließen. Uebrigens solle auch in Prima der Schüler nur noch reproduciren und die Reproduction den Uebergang zur Production höchstens vermitteln."

Da sich kein Redner weiter gemeldet hatte, so erhielt Director Dr. Schönborn zum Schlusse das Wort: Er könne mit dem vielen Trefflichen, was von mehreren Seiten gesagt worden sei, nur einverstanden sein. Seine Absicht sei keineswegs die absolute Verwerfung der Charakteristiken und Reden gewesen, er habe nur nach den aus den Programmen gemachten Wahrnehmungen vor dem zu großen Ueberhandnehmen, vor dem Sichgarzubreitmachen dieser Art von Themen warnen wollen."

Man ging nun zur Debatte über Thesis VII über, und es erhalten zuerst die Herren Antragsteller das Wort zur Begründung derselben.

Oberlehrer Palm: Die Sache sei ihm und seinem Collegen wahre Herzenssache, und sie bäten, von diesem Gesichtspunkte aus die Aufstellung der drei Sätze zu betrachten. Der Gegenstand komme übrigens nicht zum erstenmale zur Verhandlung; schon vor sieben Jahren sei bei der Berliner Versammlung eine ähnliche Thesis gestellt worden: das Resultat der Besprechung sei gewesen, daß die Sache wünschenswerth aber nicht nothwendig sei. Auch in Hamburg habe man in ähnlicher Weise darüber sich ausgesprochen; er übernehme es, die ersten zwei Sätze zu motiviren:

1) Der Satz: es ist eine Pflicht des deutschen Gymnasiums, seinen Schülern den Zugang zu einem wissenschaftlichen Verständniß unserer Muttersprache zu eröffnen erscheine als selbstverständlich, doch sei er bis jetzt noch ein unerfülltes Postulat. Man habe den grammatischen Unterricht mit Recht aus den unteren Klassen verbannt; man habe mit Recht die Forderung aufgestellt, daß alle Lectionen zur Bildung in der Muttersprache mitwirken müßten, aber ganz könne doch der grammatische Unterricht nicht entbehrt werden. Es sei die Gefahr vorhanden, daß man, wie man früher in dieser Hinsicht zu viel gethan, so jetzt zu wenig thue. Man behaupte freilich, daß das Sprachbewußtsein und die Uebung unmittelbar Jeden dahin führe, daß er augenblicklich richtig spreche; aber es treten doch zweifelhafte Fälle ein; selbst in den gebildeten Ständen werde viel Unrichtiges gesprochen, ja sogar geschrieben. Regelmäßiges und Unregelmäßiges werde sehr häufig verwechselt, oder nicht von einander geschieden; der junge Mensch werde dadurch zu Reflexionen gezwungen, und woher solle er nun eine Entscheidung finden? Es sei da die Gefahr vorhanden, daß er entweder sich für nichts entscheiden könne, oder für das Falsche entscheide; aber selbst ohne diese Gefahr sei jedenfalls das Verhältniß, in welchem das Wissen in der eigenen Muttersprache zu dem in fremden und in anderen Wissenschaften stehe, ein unnatürliches. Könne der auf den Namen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes Anspruch machen, müsse sich derjenige nicht schämen, der in wichtigen Fragen, wie z. B. der jetzigen orthographischen, sich weder zurecht zu finden noch zu entscheiden wisse? Gewiß, wenn das Gymnasium in dieser Hinsicht gar nichts thue, so sei die größte Sprachverwilderung zu fürchten. Das Gymnasium habe ferner doch auch die nöthige Vorbildung zu den späteren wissenschaftlichen Fachstudien zu geben. Könne man sagen, daß sie der Jurist besitze, wenn er nicht befähigt sei, die Quellen des älteren deutschen Rechts zu verstehen? und brauche nicht auch der Theolog die Lectüre manches deutschen Werkes aus dem Mittelalter? Endlich werde in den Gymnasien die deutsche Litteraturgeschichte gelehrt, und dabei die Schönheit der mit-

telalterlichen Dichterwerke höchlich gepriesen; wie aber? die Schüler könnten sie nicht genießen, ja nicht einmal kennen lernen; Uebersetzungen in das Neuhochdeutsche reichten dazu nicht im Geringsten aus.

2) Der Satz: „dies ist — erfordern" enthalte die Bedingung, unter welcher allein ein grammatischer Unterricht mit Erfolg, namentlich mit dem in dem Vorhergehenden bezeichneten, ertheilt werden könne. Die Begründung dafür liege in der historischen Entwickelung der Sprache selbst, in Folge deren die Grammatik auf jeder Seite in die Vergangenheit zurückweise, eben so wie die Mathematik überall auf frühere Sätze. Ohne ein Zurückgehen auf das Altdeutsche werde man weder ein rechtes Maß, noch eine rechte Methode für den grammatischen Unterricht erreichen; in solcher Weise ertheilt aber werde der deutsche Unterricht den klassischen nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern sogar stützen. Die deutsche Philologie sei eine strenge Wissenschaft, und gerade diese wissenschaftliche Strenge werde dem Gymnasium nützen; die deutsche Philologie sei eine Errungenschaft, auf die das deutsche Volk stolz zu sein alle Ursache habe. Solle davon nichts für das Gymnasium abfallen?"

Oberlehrer Dr. Cauer: Man werde gegen den von ihm und Herrn Oberlehrer Palm in Vorschlag gebrachten Unterricht das Bedenken erheben, daß durch seine Einführung die Concentration werde verhindert und erschwert werden; die Concentration sei als eine berechtigte Forderung durch und durch anzuerkennen, allein sie könne in nichts Anderem bestehen, als darin, daß Alles, was in und innerhalb der Peripherie falle, in das rechte Verhältniß und in innige Beziehung zum Centrum gesetzt werde. Das Centrum des Gymnasiums sei und müsse das klassische Alterthum bleiben, aber nur auf dem von ihnen bezeichneten Wege sei dem deutschen Unterrichte die Beziehung zu jenem Centrum zu geben. In der Eröffnungsrede der gegenwärtigen Philologenversammlung sei in überzeugendster Weise dargethan, wie die klassische Sprachforschung sich auf den historischen Standpunkt zu stellen habe; für die deutsche Grammatik habe Jacob Grimm diese Aufgabe in den Grundzügen gelöst. Hier sei also ein Vorbild gegeben, das auf die Methode in den alten Sprachen Einfluß üben werde. Die deutsche Grammatik sei außerdem das einzige Mittel, das Verständniß der älteren deutschen Litteratur zu eröffnen, und dies sei allerdings viel werth, aber wichtiger noch erscheine die durch sie zu erreichende grammatische Belehrung und Bildung. Er erinnere sich der Aeußerung, welche ein Mann, der lange Zeit am äußersten Ende des deutschen Sprachgebietes gelebt habe, gethan, daß er im inneren Deutschland einen großen Mangel an Sprachgefühl gefunden. Dieser Mangel sei nur durch den von ihnen vorgeschlagenen Unterricht zu beseitigen; das Interesse für die Sprache und ihre Erscheinungen könne in der Jugend nur durch den historischen Sprachunterricht geweckt werden. — Was nun das im dritten Satze Ausgesprochene anlange, so habe er allerdings die Sache nicht versucht, indeß glaube er an die Möglichkeit."

Auf Ecksteins Wunsch: die Herren Antragsteller möchten doch ein Bild geben, wie sie sich die Möglichkeit der Ausführung ihres Vorschlages gedacht, weil ohne dies die Discussion keine feste Grundlage gewinnen könne, fährt

Cauer fort: Für Secunda seien bisher zwei, für Prima drei deutsche Stunden wöchentlich angesetzt; was davon auf die Correctur der Aufsätze und deren vorbereitende Besprechung verwendet werde, sei auf keinen Fall zu beschränken. Außerdem werde in Secunda B. deutsche Metrik und Poetik, in Secunda A. Rhetorik und Stilistik, in Prima deutsche Litteraturgeschichte gelehrt. Nebenbei werde Lectüre geübt, in Secunda die poetische, in Prima die prosaische. Um zu dem grammatischen Unterrichte Zeit zu gewinnen, sei der letztere Theil des deutschen Unter-

richts zu beschränken und könne ohne Schaden beschränkt werden. Schön sei die Anleitung zu Gedichten und zum Stil, aber der Zweck sei unerreichbar, die Grammatik ein wesentliches Bedürfniß; der Unterricht in der letzteren sei in Secunda zu beginnen und vielleicht bis Unterprima in wöchentlich einer Stunde durchzuführen. Natürlich dürfte derselbe nicht nach dem System mit dem Gothischen beginnen, nicht nach den Perioden ein- und abgetheilt werden, sondern müsse vielmehr an das gegenwärtig Bestehende anknüpfen. Von den Lautverhältnissen, den Declinationen und Conjugationen der Gegenwart sei auf die älteren und ältesten Zeiten mit Einschluß des Gothischen zurückzugehen, und die Erkenntniß der Umwandlungen und der für sie geltenden Gesetze als die Hauptsache zu betrachten. In den Händen der Schüler werde eine kurze Grammatik, wie die von Vilmar, damit das Dictiren vermieden werde, gute Dienste leisten; eben so aber werde denselben ein geeignetes Lesebuch zur Uebung gegeben werden müssen. Auf diese Weise betrachten sie die Sache als ausführbar und den Zweck erreichbar, ohne daß dadurch anderen Gegenständen die Zeit verkümmert, und die Kraft der Schüler übermäßig in Anspruch genommen würde."

Wegen vorgeschrittener Zeit mußte die Discussion auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, 1. October. 8 Uhr.

Nach der Reihenfolge der zur Discussion über Thesis VII. angemeldeten Redner erhält zuerst das Wort:

Gymnasiallehrer Dr. Reichel aus Wien: Die von Palm und Cauer in Anregung gebrachte Sache sei auch ihm eine Herzenssache, ohne daß er jedoch dadurch sich verursacht fühle, über das erreichbare Ziel hinauszugehen. Die Sache sei auch eine Ehrensache für das deutsche Volk, namentlich den engen Bestrebungen gegenüber, welche die Slawen für ihre Sprachen und deren Erkenntniß belebten. Da in Oesterreich der Vorschlag für die Gymnasien rein deutscher Sprache bereits durchgeführt sei, und Director Dr. Eckstein die Frage nach dem Wie? erhoben habe, so halte er es nicht für unzweckmäßig die Art und Weise, wie in seinem Vaterlande verfahren werde, kurz auseinander zu setzen. In der V. und VI. Klasse des Obergymnasiums, welche der preußischen Unter- und Obersecunda entsprechen, werde eine Kenntniß der litterargeschichtlichen Entwickelung des deutschen Volkes von Albr. v. Haller bis zu Göthes Tod gegeben, und zwar nur durch Lectüre von Musterstücken, an welche nur Bemerkungen über Person der Dichter und die Zeitverhältnisse angeknüpft würden. Für die Kl. VII. (etwa die preußische Unterprima) seien drei Stunden wöchentlich bestimmt, davon entfielen eine oder eine und eine halbe Stunde für die Correctur, die übrige Zeit werde auf das Mittelhochdeutsche verwendet. In VIII. (der Oberprima) werde dies scheinbar fallen gelassen und an Lesestücke die nothwendigsten litterarhistorischen und ästhetischen Erläuterungen angeknüpft nebst einer kurzen Uebersicht über die Gattungen. So werde der Unterricht in Oesterreich ertheilt, und die Erfahrung habe bis jetzt die Zweckmäßigkeit bewiesen. In der That sei auch durch die Hereinziehung des Mittelhochdeutschen in den Kreis der Gymnasien eine zu große Vervielfältigung der Lehrgegenstände nicht zu besorgen; die Vergleichung der beiden klassischen Sprachen unter sich führe nothwendig zum Deutschen; die drei schwachen Conjugationen (i — ei — o) gäben ein über-

raschendes Licht für die lateinischen Conjugationen. In Bezug auf die Frage, wie weit Sprachvergleichung in den Gymnasien zulässig sei, müsse allerdings große Vorsicht beobachtet werden; in fast allen österreichischen Gymnasien sei jetzt die griechische Grammatik von Curtius eingeführt, und dadurch ein sicher leitendes Beispiel gegeben, wie die feststehenden Resultate der Sprachvergleichung für die Grammatik der einzelnen Sprache zu benützen seien. In Oesterreich würden vielleicht bei der Lectüre viel mehr linguistische Notizen angeknüpft, als in anderen Ländern, es sei dies dort aber durch das Herrschen vieler Sprachen neben einander nicht allein gerechtfertigt, sondern auch geboten. So weit sei er nun mit den Herren Antragstellern einverstanden, aber erklären müsse er sich gegen die Nützlichkeitsconsequenzen, die sie gezogen hätten. Man habe darauf Werth gelegt, daß für zweifelhafte Fälle aus dem Mittelhochdeutschen Entscheidung geholt werden könne, aber nach der Regel desselben werde der Schüler viele Fehler begehen, die er gleichwohl mit Beispielen belegen könne; — in allen solchen Fällen ergebe sich: der Lebende hat Recht, nicht das Mittelalter; — die Klassiker der Neuzeit, nicht der Vorzeit beherrschen die Sprache. Wenn man auch zugestehe, daß die Grammatik möglichst historisch zu betreiben sei, so müsse es doch aus anderen Gründen geschehen. Wenn man aber von wissenschaftlicher Grammatik für die Schüler spreche, so müsse man vor allen Dingen begrenzen, wie weit die Forderungen gehen. Zweitens müsse er sich gegen die scharfe Betonung des grammatischen Unterrichts erklären; neuhochdeutsche Grammatik lerne kein Schüler, er halte sie nicht für nothwendig, weil ihn das unbewußte Sprachgefühl das Richtige lehre; wolle man sie nun auch nur als Grundlage lehren, um von ihr aus in die Vergangenheit zurückzugehen, so werde man ein Interesse bei der Gesammtheit nur dann erwecken, wenn man Tiefe und Gründlichkeit erstrebe; zu dieser aber sei das Gymnasium nicht der Platz. Seine Ueberzeugung sei es demnach, daß nur die Lectüre für diesen Unterricht Basis werden könne. Das empfohlene Buch von Vilmar, dessen Name schon auf den Vielbesprochenen hindeute, könne er deshalb nicht für geeignet finden, weil es zu viel Grammatik und nur winzigen Lesestoff enthalte."

Consist.-R. Dr. Böhmer: Er müsse die Frage aufwerfen, ob man historisch und wissenschaftlich hier für identisch nehme; die Begriffe seien es, und dies nur das Specielle, jenes das Allgemeine. Wolle man aber das Historische betreiben, so müsse man auf das Genetische, auf die psychologische Grundlage der Sprache zurückgehen. Da dies nicht geschehen, so erscheine ihm der erste Satz in der Thesis nicht klar; eben so nehme er auch an dem Worte „Zugang" Anstoß, da dasselbe doch nur die Darreichung des Historischen bedeuten solle und könne. In dem zweiten Satze müsse er sich gegen das Wörtchen „nur" erklären, da es doch auch noch andere Wege gebe. Wenn aber „nur" gestrichen und das Zurückgehen auf die psychologische Grundlage eingefügt werde, sei er mit der Thesis vollkommen einverstanden."

Collegien-Rath v. Thrämer aus Rogasen hält zuerst de scripto, dann auf die Erinnerung, daß dies gegen den Gebrauch sei, frei folgenden Vortrag:

Der erste Satz der These VII. sagt: Es ist eine Pflicht des deutschen Gymnasiums, seinen Schülern den Zugang zu einem wissenschaftlichen Verständnisse unserer Muttersprache zu eröffnen. So sehr ich dieser Behauptung beistimme, insofern dadurch der in neuester Zeit aufs neue beliebte „gelegentliche" Unterricht in der Grammatik der Muttersprache für unwissenschaftlich, für nicht ausreichend für die Gymnasialbildung erklärt wird, so bestimmt muß ich doch andererseits gemäß meiner Lehrererfahrung aussprechen, daß ich die Pflicht des deutschen Gymnasiums (oder allgemeiner gesagt: der deutschen Schule) in Bezug auf den deutschen Sprachunterricht in der aufgestellten These zu eng, zu wenig tief gefaßt finde. Im Zusammenhange

damit ist denn auch, wie mir scheint, der Weg, auf welchem jener Pflicht zu genügen ist, nicht ganz richtig angegeben worden. Es wird nämlich im zweiten Satze der These VII. darauf hingedeutet, daß unter dem wissenschaftlichen Verständnisse der Muttersprache, zu dem das Gymnasium seinen Schülern den Zugang zu eröffnen die Pflicht habe, namentlich das Verständniß der neuhochdeutschen Lautverhältnisse, Flexionsformen und der Etymologie gemeint sei, welches nur durch ein Zurückgehen auf das Altdeutsche zu ermöglichen sei. — Ich kann nun, da es den Unterricht in der deutschen als einer lebenden, als der Muttersprache gilt, nicht anders als die Behauptung aussprechen: sein nächster Zweck, seine nächste Pflicht ist, den Schüler zu einem so sicheren Gebrauche dieser Sprache zu führen, daß demselben für jeden Gedanken alsbald der entsprechende Ausdruck schriftlich wie mündlich zu Gebote steht: — also zu dem zu führen, was Rückert kurz und treffend Sprachbändigung genannt hat. Wie wenig aber der Schüler für diesen Zweck gewinnt, wenn man ihn in den beiden oberen Gymnasialklassen ins Altdeutsche, wie die Thesensteller wünschen, einführen wollte, wird jeder Lehrer bestätigen, der anhaltend mit der Correctur deutscher Aufsätze zu thun gehabt hat. Denn die allerwenigsten der Fälle, über die bei Leitung der Aufsatzübungen Belehrung zu geben nothwendig ist, finden Erledigung aus dem Studium des Altdeutschen, ja haben bisher, wie namentlich die syntaktischen Fälle, nur irgend eine Berücksichtigung in den Forschungen der Germanisten gefunden. Grimm's in sonstiger Beziehung so verdienstliche deutsche Grammatik ist mit dem vierten Bande gerade in den Anfängen der Syntax, in der Lehre vom einfachen Satze stecken geblieben, und es ist nicht unbekannt, daß eine Fortsetzung des Werkes nach der Richtung der Studien des Meisters nicht zu erwarten steht. Gerade wissenschaftliches Studium der deutschen Syntax ist es aber, was Noth thut, wenn man zur Sprachbändigung kommen soll, nicht aber daß der Schüler erfährt, wie geschrieben werden müsse, „gieng, fieng", weil es ursprünglich eine Reduplikationsform sei, wie die frühere Genitivendung gewisser Feminina i sich erhalten habe in Bräutigam und Nachtigall, wie Frau das Femininum von Frohe (Herr) und Mensch eine Adjectivbildung von Mann sei u. s. w. Solche Notizen mögen der Jugend mitunter ganz interessant sein, allein im Ganzen und Großen ist das mehr eine Wissenschaft für Männer als für Knaben: man kann jene Notizen (und wohlverstanden auch nur als letzte Ergebnisse der Forschungen der Wissenschaft) der Jugend ganz wohl nur gelegentlich geben, da die dem deutschen Lehrfache auf den Gymnasien zugemessene Zeit es nicht zuläßt, die Schüler gründlich und vollständig in die historischen Forschungen einzuführen. In die Kenntniß der neuhochdeutschen Syntax muß der Schüler dagegen gründlich, d. h. durch einen systematisch fortschreitenden und das ganze Gebiet durchlaufenden Unterricht eingeführt werden. Dazu sind allerdings auch historische Studien nothwendig, allein die führen auf anderes Geschichtsgebiet als das der altdeutschen Sprachstudien; da gilt es viel mehr, als auf das Mittel- und Althochdeutsche zurückzugehen, wo die syntaktischen Verhältnisse noch viel einfacher und weniger geordnet sich zeigen, da gilt es viel mehr die Entwickelung des Neuhochdeutschen selber seit der Reformation, also den Sprachgebrauch Luthers und seiner Zeitgenossen, der schlesischen Schulen, des Gottsched'schen Zeitalters, Lessings, der Sturm- und Drangperiode u. s. w. in Betrachtung zu ziehen und sich den Reichthum der in diesem geschichtlichen Verlaufe entwickelten Formen mit Bewußtsein und in voller Sicherheit anzueignen.

Es bedarf aber für unsere Schüler nicht allein der Aneignung der Fertigkeit, die Gedanken nach freiem Belieben ausdrücken zu können, der Einzelne soll nicht allein Macht erlangen über die Sprache, er soll auch zu der Erkenntniß kommen, daß umgekehrt die Muttersprache eine Macht ist, ein Recht hat, die über ihm, dem Einzelnen im Volke stehen. Und da kann ja in

unserer Zeit ein jeder besonnene Freund der deutschen Sprache nicht umhin, seinen Blick auf zwei Erscheinungen zu richten, welche die schlimmste Sprachverwilderung mit sich führen dürften, die je unsere Muttersprache bedroht hat, wenn eben nicht bei Zeiten dem entgegengearbeitet wird. Auf der einen Seite hat sich nämlich der Verkehr der Stämme und Völker in unseren Tagen so sehr gesteigert, daß daraus nicht allein eine unorganische Vermischung der verschiedenartigen deutschen Mundarten, sondern auch eine allmähliche Mischung der deutschen Sprache mit den dieselbe rings umgebenden fremden Zungen sich herauszubilden droht, welche das individuelle Leben der neuhochdeutschen Schriftsprache wesentlich beeinträchtigen würde. Andererseits thut sich zu derselben Zeit ein Geist des Subjektivismus hervor, der, wie er sich über alle objektiven, geschichtlich berechtigten Schranken der größeren Allgemeinheit, welcher der Einzelne angehört, über Volkssitte und Glauben der Väter hinwegzusetzen strebt, so auch ein falsches Recht individueller Willkühr gegen die Gesetze der angestammten Sprache geltend zu machen versucht. Mangel an Bewußtsein von dem eigenthümlichen Wesen der deutschen Sprache ist es, was Einen im Strome der Zeit an jene Klippe der Sprachmengerei hinführt; bewußte Willkühr vorwitziger und pietätsloser Sprachverbesserei führt auf die andere Seite. Beiderlei Zuge der Zeit stellt sich entgegen das Sprachgewissen, welches das Fremde vom Echtdeutschen, das Berechtigte vom Unberechtigten, Willkürlichen unterscheiden lehrt, und dies Sprachgewissen in der heranwachsenden deutschen Jugend zu erwecken und zu pflegen, das ist es, nach welcher Seite hin ich den Begriff der Pflicht der deutschen Schule in Bezug auf den deutschen Sprachunterricht in der aufgestellten These nun noch um so viel mehr geschärft und vertieft zu sehen wünschte. Sprachgewissen ist gar viel mehr als wissenschaftliches Sprachverständniß, Sprachgewissen ist ein wesentlich sittlicher Begriff, es ist ein Theil vom allgemeinen Gewissen. Das Sprachgewissen erkennt in den Ordnungen und Gesetzen der Muttersprache nicht bloß ein geschichtlich Hergebrachtes und insofern Interessantes, sondern ein Gottgewolltes, göttlich Berechtigtes und insofern mit tiefstem sittlichem Ernste zu Respectirendes. Gott selber hat, wie Paulus Apostelgeschichte XVII, 26. sagt, gemacht, daß aus einem Blute verschiedene Geschlechter der Menschen auf Erden hervorgegangen sind, und hat ihnen Ziel gesetzt, wie lange und wie weit sie wohnen sollen, auf daß ein Jedes (in seiner Weise) den Herrn suchen solle, ob es ihn doch fühlen und finden möchte; d. i. Gott der Herr selber hat verschiedene, mit besonderen Anlagen zu verschiedenen geschichtlichen Aufgaben ausgerüstete Völkerseelen gewollt, deren Lebensgeist sich in verschiedenen Sprachen kund giebt. Demgemäß ist es Aufgabe jedes Volkes, sich selber, wie überhaupt, so auch aus seiner Sprache nach der ihm eigenthümlichen Begabung zu erkennen, umgekehrt aber auch wieder diese seine besondere Sprache zu erkennen als den treuesten Abdruck seines innersten Gemüths- und Geisteslebens und damit zu erkennen die Pflicht, seine angestammte Sprache in ihrer Besonderheit und Reinheit zu erhalten, gemäß ihrer Eigenthümlichkeit zu pflegen, als ein unveräußerliches Gut daheim und in der Fremde festzuhalten, gleicherweise aber auch zu lernen, sich jenen objectiven geschichtlich berechtigten Ordnungen zu fügen in freier Willigkeit, d. i. aus Einsicht in ihren Werth, als welcher für den einzelnen Volksgenossen hauptsächlich darin besteht, daß er, wenn er sich über sich selbst besinnt, in jenen Ordnungen wahrhaft sich selber wiederfindet. Es muß mithin zu dem Sprachgewissen wesentlich auch die Liebe zur Muttersprache als zu einem unveräußerlichen Gute hinzukommen. Wie wenig aber gerade der Deutsche solche Liebe besitzt, das muß ich als von dem Vorposten deutscher Nationalität gegen Osten, aus den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands herstammend, mit Schmerz bezeugen; ganze Schaaren meiner Landsleute, der deutschen Liv-, Kur- und Ehstländer wandern jährlich in das große russische Reich aus, und

nur zu bald haben wir Zurückbleibenden bisher in Bezug auf nicht wenige unter ihnen die Kunde erhalten müssen, wie sie unter dem fremden Volke nach und mit einander die deutsche Sprache, die deutsche Sitte, die deutsche Bildung, die deutsche Treue, ja Einzelne selbst den väterlichen Glauben dahingeben. Und hat nicht ein Gleiches noch auf dem Berliner Kirchentage der Professor Schaff aus Pennsylvanien von den deutschen Eingewanderten in Nordamerika mit einschneidendem Ernste bezeugen müssen! — Wenn nun aber ein germanistischer Unterricht in der deutschen Sprache schon nicht dazu sich dienlich erweist, unsere Schüler zur Sprachbändigung zu führen, so ist er noch viel weniger im Stande, der eben nachgewiesenen Pflicht der deutschen Schule ein Genüge zu leisten, nämlich in der deutschen Jugend das Sprachgewissen zu befestigen, die Liebe zu der angestammten Sprache als einem unveräußerlichen Gute zu erwecken. Soll der deutsche Sprachunterricht nach dieser Seite hin etwas leisten, so muß ihm eine wesentlich andere Grundlage gegeben werden, als die logische Schule Beckers, als die historische Schule der Germanisten es versucht hat. Die Schulwissenschaft der deutschen Philologie muß eine wesentlich psychologische Grundlage erhalten, d. h. sie muß es sich zur Aufgabe stellen, die Jugend erkennen zu lehren, nicht allein was echt deutsch, sondern auch, nach welchem psychologischen Zusammenhange es echt deutsch sei; sie muß die Jugend erkennen lehren, daß die deutsche Sprache — wie das Wilh. v. Humboldt in seinem Werke über die Kawisprache für jegliche Sprachforschung in Anspruch genommen, und wie es der Herr Präsident dieser Versammlung in seiner Eröffnungsrede als die nothwendige Arbeit der Zukunft auch für die altklassische Philologie bezeichnet hat, — daß die deutsche Sprache nach ihrer Besonderheit aus dem deutschen Volkscharakter hervorgegangen und darum in dieser ihrer Besonderheit, in ihrer echt deutschen Weise, als der treueste Abdruck deutschen Gemüths- und Geisteslebens mitten in dem Gewirre der Sprachen in unseren Tagen und unter den modernen Gelüsten subjectiver Willkühr festzuhalten sei, festzuhalten in der Mund- wie Schriftsprache, festzuhalten im Mutterlande, wie, wo etwa ein neues Deutschland entsteht. — Auf diesen Standpunkt eines deutschen Sprachlehrers haben mich die vorerwähnten schmerzlichen Erfahrungen an meinen Landsleuten und der Wunsch geführt, jenen Verirrungen durch Einwirkung auf die Jugend, also auch von Seiten der Schule in ihrem Theile, entgegenzutreten, und ich habe diesen Weg betreten, nicht ohne vorher den Meister der germanistischen Schule, Jac. Grimm zu Rathe gezogen zu haben. Er hat mir in Bezug auf das angedeutete Ziel bereits in einem Briefe aus dem J. 1846 Recht gegeben, aber zugleich gestanden, nach der Seite hin sei auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung noch sehr wenig geschehen; er selbst habe ein zu bestimmt abgegrenztes Arbeitsfeld, um noch einem neuen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber freuen werde es ihn nur, wenn neben ihm neue Schachte eingeschlagen würden, wie mein Ernst und meine Stimmung ihm zu verbürgen scheine, daß dies mit Glück geschehen werde. So von Grimm selber ermuntert, habe ich denn seit jener Zeit rastlos für den Zweck gesammelt und geforscht sowohl in praktischer Schulthätigkeit, als nachher auf Reisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, und bin so in der Arbeit nach zehn Jahren so weit vorgeschritten, daß ich in diesem Jahre bereits ein Werkchen, zunächst für den Gebrauch meiner Schüler in den fünf oberen Gymnasialklassen, in den Druck geben konnte, welches den Grundriß einer deutschen Stillehre auf psychologischer Grundlage enthält, so wie ich mich gleichzeitig an die Herausgabe eines größeren (heftweise erscheinenden) Werkes gemacht habe, welches die angedeuteten Prinzipien weiter ausführt und begründet. Auf Grund der gemachten Erfahrungen wie Studien habe ich nun aber auch gemeint, es mir erlauben zu dürfen, in dieser Versammlung über die durch die These angeregte Unterrichtsfrage mich ausführ-

licher auszusprechen, namentlich auf das, was recht eigentlich und im tiefsten Grunde Pflicht der deutschen Schule in unseren Tagen sei, hinzuweisen, sowie vor Ueberschätzung der germanistischen Studien in Rücksicht auf das Bedürfniß der Schule zu warnen. — In Bezug auf die, wie von dem Herrn Präsidenten Prof. Haase für die altklassische Philologie, so von mir auch für die deutsche Sprachwissenschaft empfohlene psychologische Grundlage erlaube ich mir aber schließlich noch auf das Eine hinzuweisen. Während der Philologe an einem solchen Ausbaue der altklassischen Sprachstudien in rein wissenschaftlichem Interesse arbeitet, hat der deutsche Sprachforscher und namentlich als Jugendlehrer noch viel tiefer gehende Absichten und Verpflichtungen. Es handelt sich ihm nicht um Dinge, die er etwa auch lassen könnte, wie man sich in freier Wahl eben dieser oder jener Wissenschaft zuwenden kann; ihn treibt vielmehr die Liebe zum deutschen Volke, welchem er selber gliedlich angehört, die Sorge um dessen Zukunft und daher zugleich für dessen heranwachsende Jugend, ihn treibt der Hinblick auf die Gedanken und Wege Gottes mit unserem Volke und das in der Weltgeschichte sich offenbarende Weltgericht — oder mit anderen Worten: er arbeitet für das deutsche Lehrfach um der deutschen Schule, für die Schule um der deutschen Jugend, für die Jugend um der Zukunft des deutschen Volkes, für unser Volk um dessen gottgewollter Stellung in der Menschheit willen. Freilich muß der deutsche Sprachunterricht auf dieser Grundlage und mit diesem letzten Ziele dann nicht allein den am meisten mit Erkenntniß und Geistesherrschaft begabten Lehrern, sondern auch zugleich den ernstesten Männern an jeder Schule anvertraut werden, Männern, selber fähig wahrhafter Begeisterung, wie fähig, solche auch in Anderen zu entzünden. Es gilt hier eine Art heiligen Priesterthumes im Volke und am Volke, insbesondere an dessen Jugend in den abgeschiedenen Räumen der Schule! Es gilt das Heranbilden eines neuen Geschlechtes nicht bloß in Sprachverständniß und Sprachbändigung, sondern auch in Sprachgewissen und in wahrhafter, unveräußerlicher Liebe zur Muttersprache, d. i. in selbstverläugnender Pietät neben Muth und Freudigkeit zu einem heiligen Kampfe gegen eine neue Fremdherrschaft! Von Breslau ist ja einstmals ein Aufruf ausgegangen, der auch der deutschen Jugend ins Herz hineinklang; welche Art Selbstverläugnung und Kampfesmuth ich zu dieser Zeit meine, zu dessen Verständniß bedarf es daher an diesem Orte vielleicht auch nur dieser kurzen Andeutung für diejenigen, welche ein Herz haben für Deutschlands und des Volkes Sache."

Director Dr. Eckstein verzichtet auf das Wort, weil er nicht im Stande sei, lange zu sprechen.

Director Dr. Passow aus Ratibor: Er stimme den Antragstellern insoweit bei, daß die Schüler von dem Gange, welchen die Sprachentwickelung genommen, Etwas erfahren sollen; dazu gebe es zwei Wege: den, auf welchen hier der Nachdruck gelegt worden, des grammatischen Unterrichts und den der Lectüre. Er aber ziehe den letzteren entschieden vor und wisse es Herrn Dr. Reichel vielen Dank, daß er auf denselben hingewiesen. Bei dem grammatischen Unterrichte werde der ultraphilologische Zopf, den man im altklassischen Unterricht abgeworfen, durch eine andere Thüre wieder in das Gymnasium hineinkommen und werde dann im Deutschen um so zopfiger ausfallen, weil der Unterricht ganz abstract werden, ihm nicht der Inhalt der Lectüre zur Seite stehen werde. Wie aber sei für die Lectüre mittelhochdeutscher Dichter Zeit zu gewinnen und wie dieselbe einzurichten? Er habe nach seiner Anstellung am Gymnasium zu Meiningen in der ersten Klasse deutsche Litteraturgeschichte zu lehren erhalten und sich mit großem Eifer darauf geworfen; dabei habe er sehr viel gelernt; aber mit Recht habe ihn ein älterer Freund darauf hingewiesen und er sei selbst inne geworden, daß die Schüler eigentlich sehr wenig wahr-

haft Nützliches und Fruchtbringendes gewonnen. Die deutsche Litteraturgeschichte vortragen heißt meist leeres Stroh dreschen; seit dieser Zeit habe er die Litteraturgeschichte auf ein Minimum beschränkt; er lese in Prima im ersten Jahre das Nibelungenlied und einige Lieder von Walther von der Vogelweide nach dem Hennebergerschen Lesebuche; vorher würden in 4—6 Stunden die allernothwendigsten Kenntnisse aus der Grammatik mitgetheilt, die übrigen wichtigsten Differenzen vom Neuhochdeutschen aber bei der Lectüre erörtert. Man könne freilich auf diesem Wege oberflächlich werden, aber man müsse es nicht; der Lehrer werde dies zu vermeiden wissen. Auf dem Wege, den die Antragsteller vorgeschlagen, sei zu fürchten, daß die deutsche Sprache den Schülern zu einer todten gemacht werde. Unsere deutsche Jugend müsse vor allem Liebe zu ihrem Volke und zu seiner Vergangenheit gewinnen; die gothische reduplicirende Conjugation mache keine Liebe, aber die Dichter."

Oberlehrer Dr. Ochmann aus Oppeln: „Schier dreißig Jahre habe er schon den Gedanken gehegt, welchen die Herren Antragsteller ausgesprochen; nur könne er nicht einverstanden damit sein, daß dadurch der deutsche Unterricht Stütze für den anderen sprachlichen werden und Ebenbürtigkeit mit dem klassischen gewinnen werde, daß man das Gothische in denselben aufnehme. Er werde es auch in jeder Gestalt bleiben, und wegen der Ebenbürtigkeit werde man besser intor privatos parietes reden. Ferner frage er, wie man bei der so knappen, dem deutschen Unterrichte zugewiesenen Zeit dafür Raum gewinnen solle; der Correctur der deutschen Arbeiten könne nichts abgenommen werden, da das Prüfungsreglement in Betreff ihrer so bestimmte Forderungen enthalte."

Der Redner wird von dem Vorsitzenden und den Schriftführern belehrt, wie er die Antragsteller wahrscheinlich mißverstanden habe, da dieselben ausdrücklich erklären, daß der Correctur nichts von Zeit entzogen werden solle und könne, und verzichtet darauf auf das Wort.

Gymnasiallehrer Dr. Tomaschek aus Wien: „Er schließe sich Dir. Passow und Dr. Reichel an; Lectüre sei die Hauptsache und Grammatik nur daran anzuschließen. Auf dem von den Antragstellern vorgeschlagenen Wege stehe zu fürchten, daß der Zweck des Gymnasialunterrichts, — die Sprach- und Geistesbildung in Schrift und Ausdruck, alterirt werden würde. Wissenschaftliche Grammatik sei überhaupt von dem Gymnasium auszuschließen; man könne höchstens wünschen und zulassen, daß die nothwendigsten bei der Lectüre zu machenden Bemerkungen in einer kleinen Grammatik zusammengestellt, und diese den Schülern in die Hände gegeben würde, was schon auf der untersten Stufe geschehen könne. In Oesterreich lehre übrigens die Erfahrung, wie hier auch von den Dialecten zur deutschen Schriftsprache zu führen sei. In den oberen Klassen müsse aber von der Grammatik noch mehr abgesehen und auf die litterarhistorische und ästhetische Seite das größere Gewicht gelegt werden; in keinem Falle dürfte man die Schüler durch eine vollständige Grammatik hindurchführen. Es sei nicht Schade, wenn der Schüler nichts von den Lautgesetzen im Zusammenhange der Grammatik erfahre, aber die Lectüre des Mittelhochdeutschen gestatte die Anknüpfung. Wenn man die Grammatik in der Ausdehnung, wie gewollt, lehre, so sei doch nur Flachheit zu erwarten, und bei dieser der Dünkel, wodurch dem vor allem festzuhaltenden Principe der Wahrhaftigkeit entschieden Abbruch geschehe."

Dr. Grünhagen aus Breslau: „Er müsse sich gegen die These erklären, indem er erwäge, was man bei ihrer Annahme verlieren und was man dafür gewinnen werde. Das letzte Ziel des deutschen Unterrichts im Gymnasium sei correcter, klarer und gewandter Ausdruck; dazu helfe die Kenntniß des Althochdeutschen nichts; und eben so helfe die historische Grammatik zu der logischen Verstandesbildung nicht. Die mittelhochdeutsche Sprache sei nicht, wie die bei-

den klassischen, ein Turngeräth des Geistes; solle der Schüler aus dem Mittelhochdeutschen Regeln für sein eignes Sprechen und Schreiben, ja nur für seine Orthographie gewinnen, so werde er in große Verwirrungen gerathen. Der Sprachgebrauch — usus est tyrannus — habe ja die Regeln und die Resultate der Sprachforschung über den Haufen gestürzt. Verfolge man z. B. an Weinhold's Hand die Orthographie, so gewinne man immer nur, wie es sein müßte, wenn sich die Sprache regelrecht entwickelt hätte. Der einzige Gewinn werde die Zugänglichkeit zu den mittelhochdeutschen Dichtern sein, und dieser Gewinn sei allerdings werth zu schätzen, aber was müßten wir dagegen hingeben? Die Grundlehren der Metrik und Stilistik, der Rhetorik und Poetik seien eben so wenig wie die Litteraturgeschichte zu entbehren; sollten unsere Schüler nicht mehr kennen lernen, was eine Stanze, was ein Sonnett sei, worin das Wesen der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie bestehe? Zu diesem müsse aber nothwendig die Lectüre in der Schule hinzutreten; denn auf die Privatlectüre sei nicht zu rechnen, weil man sie nicht in der Gewalt habe. Wo bleibe nun der Raum zu dem Mittelhochdeutschen? wolle man dem Schüler die Gegenwart rauben, um ihn in eine ferne Vergangenheit zu führen? Kurz, die deutsche Philologie, so groß, so herrlich sie sei, gehöre seiner Ueberzeugung nach nicht in die Schule. Wolle man etwa auf den oft gehörten Vorwurf achten: zwei Stunden Deutsch und sechzehn Lateinisch und Griechisch, so sei zu entgegnen: Non multa sed multum."

Oberlehrer Dr. Paur aus Breslau: Im Gegensatz gegen den Vorredner erkläre er sich für die Thesis. Man müsse doch wohl zugestehen, wie es ungereimt sei, wenn die Schule ihre Zöglinge mit Kenntniß des Homer, aber ohne jede Anschauung des Nibelungenliedes entlasse. Die mittelalterliche deutsche Litteratur stehe freilich der altklassischen nach, aber sie sei vaterländisch, und deshalb müsse sie jeder Gebildete kennen. Die Schule habe aber hierzu das Ihrige zu thun, weil auf der Universität nur Wenige es nachholten und nachholen könnten. Der Zweck bei der Erlernung des Mittelhochdeutschen sei nicht Erlernung dieser Sprache, sondern die Gewinnung einer Idee von dem Gewordenen und dem Werden derselben, wie man durch den Geschichtsunterricht ja auch nicht Staatsmänner bilden, sondern auch eine Uebersicht und Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten geben wolle. Solle der Schüler eine Idee davon gewinnen, so genüge die Lectüre neuerer klassischer Musterstücke nicht; man müsse auch mittelhochdeutsche lesen. Für den Weg, welchen Dir. Passow bezeichnet habe, spreche seine während fünf Jahren an einer Realschule gemachte Erfahrung; er habe gefunden, daß in zwei Stunden wöchentlich die Schüler einen bedeutenden Theil des Nibelungenliedes mit Freude und Verständniß gelesen. In der Realschule könne nicht mehr erreicht werden, aber in der obersten Klasse eines Gymnasiums noch ein Schritt weiter gethan, und eine Anschauung von der allmählichen Entwickelung unserer Muttersprache an Musterstücken gegeben werden."

Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann: Die These sei bei der Entwickelung, welche die deutsche Philologie gewonnen, sehr leicht erklärlich; er aber müsse sich dagegen erklären. Hauptsächlich aus zwei Gründen, und zwar zuerst aus einem innern: alle Disciplinen im Gymnasium müßten von einer elementaren Grundlage ausgehend fortschreiten. Wenn nun in den unteren Klassen die jetzige deutsche Grammatik gelehrt werde, so werde dann in Prima, Secunda, ja vielleicht in Tertia von Neuem angefangen werden, die Grammatik umkehren und zu den Anfängen der Sprache zurückgehen müssen. Der Weg müßte also erst von unten angebahnt werden, und dazu sei jetzt die Zeit noch nicht da. Ein zweiter Grund für ihn sei ein äußerer: in der dem deutschen Unterrichte zugemessenen Zeit finde sich nicht Raum genug dazu, um so weniger, als jeder Unterrichtsgegenstand, einmal aufgenommen, auch sein Territorium zu erweitern strebe.

Er habe die Frage übrigens schon mehrmals mit Sachverständigen erörtert, namentlich öfter mit dem verstorbenen Lachmann, dessen entschiedene Ansicht es gewesen sei, daß die deutsche historische Grammatik nicht in die Schule gehöre. Diese habe nur in die neuere deutsche Litteratur einzuführen: höchstens sei wünschenswerth, daß in der obersten Klasse des Gymnasiums ein, aber nur ein Abschnitt aus der historischen Grammatik in Andeutungen gelehrt werde, damit die Schüler wenigstens eine Idee von dem Vorhandensein einer deutschen Philologie und Lust zum Studium derselben auf der Universität erhielten. Dies letztere beruhe auf der gewiß richtigen Ansicht, daß das Gymnasium nicht satte, sondern hungrige Schüler zur Universität zu entlassen habe. Wenn man auch die Litteraturgeschichte, Poetik, Stilistik im Stoffe beschränke, so werde man doch nicht genug Raum zur systematischen Grammatik gewinnen; denn wie Passow von der Litteraturgeschichte offenherzig eingestanden habe, so würden auch die übrigen Lehren ohne Anschluß an die Lectüre nur traurige Resultate leisten. Den von Passow bezeichneten Weg finde er vollkommen genügend; man müsse also der weiteren Entwickelung noch Raum lassen; die Zukunft müsse zeigen, ob sich die nöthige elementare Grundlage werde gewinnen lassen, — bis dahin könne man sich nicht für die Aufnahme entscheiden."

Da sich weiter kein Redner gemeldet hatte, so erhielten die beiden Antragsteller das Wort zum Schlusse.

Palm: Er freue sich, so viel Zustimmung zur Sache gefunden zu haben, und wolle deshalb nur auf drei Punkte, die in der Debatte vorgekommen, eingehen: 1) man habe das Nützlichkeitsprincip angegriffen, aber dabei des von ihm ausdrücklich erwähnten Nutzens, den der Unterricht im Altdeutschen für die späteren Fachstudien gewähren werde, gar nicht gedacht. Diesen Nutzen halte er fest, eben so aber auch den, daß das Sprachvermögen der Schüler gewinnen werde; der Schüler müsse wenigstens lernen, daß seine Sprache Regeln habe, damit er aufmerksam werde und die gäng und gäbe gewordenen eines Gebildeten unwürdigen Unrichtigkeiten, wie wegen mit dem Dativ, beseitigen lerne. Dies sei nur durch einen systematischen Unterricht möglich; 2) er müsse gestehen, daß er und sein College lange darüber geschwankt hätten, ob der Unterricht an die Lectüre anzuschließen oder selbständig zu ertheilen wäre. Sie hätten sich endlich für das Letztere entschieden, weil sie gefunden, daß bei der Lectüre nicht genug gelernt, oder diese zu sehr durch Bemerkungen und Unterbrechungen beeinträchtigt werde. Er könne sich dabei auf seine eigne Erfahrung berufen: an der bloßen Lectüre des Nibelungenliedes habe er nicht Mittelhochdeutsch gelernt; 3) müsse er entschieden behaupten, daß die deutsche historische Grammatik eben so gut ein Turngeräth des Geistes sei, wie die lateinische und die griechische."

Cauer: Die These habe thatsächlich mehr Zustimmung als Entgegnung gefunden: der Werth, die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit sei anerkannt, und damit für die Sache sehr viel gewonnen worden. Das Nächste werde nun allerdings sein, daß geeignete Lehrer gebildet würden, und dies werde geschehen, wenn der Gegenstand in die Prüfung aufgenommen, wenn nur demjenigen die Erlaubniß zur Ertheilung des deutschen Unterrichts gewährt werde, der sich mit der historischen Grammatik vertraut erwiesen."

Der Vorsitzende dankt hierauf der Versammlung für die Nachsicht, welche sie seiner Leitung bewiesen, während die Versammlung ihm selbst ihre Dankbarkeit für die Umsicht und Thätigkeit, mit der er das Amt verwaltet habe, bezeugt.

Oberlehrer Dr. Schmalfeld aus Eisleben spricht in kurzen Worten der Versammlung seinen Dank dafür aus, daß sie ihm das Wort habe vergönnen wollen, obgleich ihm die Zeit nicht gestatte, es zu ergreifen.

Kurzer Bericht
über die Verhandlungen der Orientalisten.

(Den protokollarischen Bericht über dieselben s. in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Band XII. S. 193 ff.)

Montag, den 28. Septbr.

Nachdem zum Vicepräsidenten der Prof. Dr. Stenzler und zu Protokollführern der Prof. Dr. Schmölders und Dr. Magnus gewählt worden sind, legt Prof. Dr. Fleischer ein Exemplar des neuesten Werkes von Dr. Brugsch: „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler" der Versammlung vor, erörtert kurz den Inhalt derselben und macht auf seine Wichtigkeit namentlich für alttestamentliche Studien aufmerksam. Derselbe vertheilt darauf mehrere Exemplare eines Prospectus zu einem in Beirut herauszugebenden arabischen Journal vom maronitischen Pfarrer Chalil. Zuletzt macht der Präsident, Dr. Bernstein, Mittheilungen aus zwei eingegangenen Schreiben der Proff. Dr. Brockhaus und Dr. Weber.

Dienstag, den 29. Septbr.

Zuerst Berathung über verschiedene Angelegenheiten der deutschen morgenländ. Gesellschaft. Dr. Gosche erstattet hierauf den wissenschaftlichen Jahresbericht über 18⁵⁶/₅₇; Prof. Dr. Rödiger macht Mittheilungen aus einem Briefe des Dr. Blau, dessen Persische Reise betreffend, und Prof. Dr. Stenzler aus einem Briefe des Prof. Weber; Prof. Graf legt die ersten Aushängebogen seiner in Wien gedruckten Ausgabe des Bustân und Prof. Dr. Wüstenfeld den dritten Band seiner Mekkanischen Chroniken vor.

Mittwoch, den 30. Septbr.

Nach geschehener Wahl eines neuen Vorstandes der D. M. G. hält der Rabbiner Dr. Geiger einen Vortrag: „Zur Theologie und Schrifterklärung der Samaritaner."

Donnerstag, den 1. Octbr.

Berathung über die von dem Prof. Dr. Brockhaus in seinem Redactionsberichte gestellten Anträge. Der erste derselben, alle größeren von der Gesellschaft veranstalteten Publicationen als ein Sammelwerk unter einem Gesammttitel erscheinen zu lassen, wird gebilligt und als Gesammttitel: „Morgenländische Bibliothek" angenommen. Der zweite Antrag: „die Fortsetzung der äthiopischen Bibelausgabe des Prof. Dillmann zu unterstützen", wird dahin erledigt, daß

jährlich 200 bis höchstens 300 Thlr. für diese Fortsetzung bewilligt werden sollen. Der dritte Antrag betrifft die Vorbereitung einer kritischen Ausgabe sämmtlicher Targumim mit berichtigter lateinischer Uebersetzung. Die Gesellschaft genehmigt diesen Antrag und ersucht die Proff. Rödiger und Anger, die Ansichten und Vorschläge von Sachkennern über die beste Art der Ausführung entgegen zu nehmen und über die eingegangenen Materialien in der nächsten Generalversammlung Bericht zu erstatten. Hierauf einige Vorträge: Prof. Dr. Fleischer liest einen Aufsatz des Prof. Flügel über das Buch thwân us-safâ in abgekürzter Form; 2) Dr. Levy spricht über altsyrische Schrift und über zwei in Nord-Afrika gefundene lateinisch-palmyrenische Inschriften; 3) Dr. Landsberger über die Fabeln des Syntipas und zuletzt Dr. Gosche über die Bearbeitung eines neuen arabischen Lexikon.

Da Wien zum nächsten Versammlungsort bestimmt worden ist, wird der Hof- und Ministerialrath Anton von Hammer daselbst zum Vorsitzenden gewählt.

Der Präsident schließt die Versammlung mit einigen Worten.

Freund's Druckerei in Breslau.

VERHANDLUNGEN

DER

ACHTZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

WIEN

VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 1858.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1859.

Einladung

zu der XVIII. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

In Folge Allerhöchst genehmigender Entschliessung vom 26. d. M. wird die achtzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 25. bis 28. Septbr. einschliesslich in Wien abgehalten werden. Indem die Unterzeichneten hiezu ergebenst einladen, ersuchen sie, Anfragen und Anerbietungen zu Vorträgen an einen von ihnen zu richten und die für die pädagogische Section bestimmten Theesen baldmöglichst einzusenden. Das Aufnahmsbureau befindet sich im Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Stadt, Universitätsplatz) und wird vom 23. September an täglich von 10 bis 4 Uhr geöffnet sein.

Wien, den 29. August 1858.

Prof. Dr. *Fr. Miklosich.* Hofrath *A. v. Hammer.*

Mitglieder-Verzeichnis.

Abegg, Dr., Justizrath und Prof. der Rechte aus Breslau.
Achleuthner, L., Gymn.-Lehrer und Convicts-Praefect aus Kremsmünster.
Adler, Dr. Herm., Oberlehrer aus Breslau.
Ambrozy, Heinr., k. k. Oberlieut. aus Wien.
Anger, Dr., Professor aus Leipzig.
Appell, Dr. J. W., aus Frankfurt.
Arenstein, Dr. Jos., Professor aus Wien.
Arnold, Fried. Aug., Oberlehrer und Docent aus Halle.
Aschbach, Dr. J., Professor aus Wien.
Ascherson, Ferd., Dr. phil. aus Berlin.
Ascoli, G. J., Mitglied der deutsch-morgenländ. Gesellschaft aus Görz.

Bach, Th., Dr. phil. aus Breslau.
Baerwald, Dr. Herm., aus Wien.
Barb, H. A., Professor der persischen Sprache aus Wien.
Bartelmus, Rud., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Barth, Heinr., aus London.
Baum, Dr Rob., Kunst- und Bauschullehrer aus Breslau.
Becker, M., Schulrath aus Wien.
Beer, Ad. Prof. aus Wien.
Beer, Hier., Professor aus Wien
Behnsch, Dr., aus Breslau.
Behrnauer, Dr., Amanuens. der k. k. Hofbibl. und Docent, aus Wien.
Beitl, Gottf., Gymn.-Lehrer aus Wiener-Neustadt.
Benecke, Dr., Gymn.-Director aus Elbing
Bensley, Rob. L., aus Cambridge.
Bergmann, Karl, regul. Chorherr aus St. Florian.
Bergmann, Jos., Custos am Münz- und Antiken-Cabinete in Wien.
Bernstein, Dr., k. preufs. Geh. Regierungsrath und Professor, aus Breslau.
Biehl, Wilh., Gymn.-Lehrer aus Marburg.
Bippart, Dr. Georg. Professor aus Prag.
Böhm, Jos., Hauptschullehrer aus Wien.
Böhm, Konr., Gymn.-Lehrer aus Wien
Böttcher, Jul. Fried, Dr. th. und ph., Gymn.-Lehrer aus Dresden.
Boller, A., Professor aus Wien.
Bolte, Ul., Realschullehrer aus Breslau.
Bonitz, Dr. Herm., Professor aus Wien
Boué, Ami, Dr. med. aus Wien.
Bracholli, Dr. Hugo Franz, k. k. Ministerial-Concepts-Adjunct aus Wien.
Brandstätter, Dr., Professor aus Danzig.
Breunig, Dr. Ferd., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Brix, Dr., Gymn.-Prorector aus Liegnitz.
Brüggemann, Dr., Geh. Oberregierungsrath im Unterrichts-Ministerium aus Berlin.
Budaker, Gottl., Gymn.-Director aus Bistritz.
Büdinger, Dr. Max., aus Wien.
Buschmann, K. Freih. v., Hofsecretär aus Wien

Capellmann, Dr. Alois, Gymn.-Director aus Wien.
Casali, Pasqual. Gymn.-Lehrer und Redacteur der fogli offiz. aus Zara.
Cauer, Dr. Eduard, Privatdoc. an der Universität und Oberlehrer, aus Breslau
Chabert, Ritter Ostland, Hofsecretär aus Wien
Chmel, Jos., Vicedirector des k. k. Archivs in Wien.
Christ, Jos. Ludw., Gymn.-Lehrer aus Prefsburg.
Conn, Leop., Lehrer der Stenographie, aus Wien.
Czerkawski, Dr. Euseb., Schulrath aus Lemberg.
Czermak, Joh., Gymn.-Lehrer aus Wien.

Dachauer, Stef., Gymn.-Lehrer aus Wien
Danel, Franz, Gymn.-Lehrer aus Teschen
Daniel, Dr., Professor aus Halle.
Dechant, P. Norb., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Deinhardt, Heinrich, Mitarbeiter in der Heilpflege- u. Erziehungs-Anstalt Levana im Schloss Liesing.

Demel, Dr. Heinr., Regierungsrath und Director der Theres. Akademie in Wien.
Detlefsen, S. D. F., Dr. phil. aus Wien.
Diemer, Jos., Director der k. k. Universitätsbibliothek aus Wien.
Domke, Herm., Realschullehrer aus Breslau.
Donatin, Wilh., Gymn.-Lehrer aus Leitmeritz.

Eckstein, Dr. Fr. A., Gymn.-Director aus Halle.
Egger, A., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Eichner, Heinr., Gymn.-Oberlehrer aus Grofs-Glogau.
Elsensohn, J., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Emeritsy, Lud., Professor aus Prefsburg.
Enk von der Burg, Dr. K., Schulrath aus Wien.

Feiertoil, Kar., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Fichna, Karl, Gymn.-Lehrer aus Krems.
Ficker, Adolf, k. k. Minist.-Secr. aus Wien.
Ficker, Heinr., Gymn.-Lehrer aus Ofen.
Fiedler, Dr. Heinr., Lehrer an der Realschule in Breslau.
Fiedler, Jos., Archivar aus Wien.
Firnhaber, Dr. C. G., Regierungsrath und Referent für das gesammte Schulwesen, aus Wiesbaden.
Firnhaber, Fried., k. k. Rath und Archivar aus Wien.
Fleckeisen, Dr. A., Professor aus Frankfurt a. M.
Fleischer, Hein. Leb., Professor aus Leipzig.
Fleischmann, Ant., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Flöck, Ant., Oberlehrer aus Coblenz.
Flor, Dr. Karlm., Gymn.-Lehrer aus Klagenfurt.
Flügel, Gustav, Professor aus Dresden.
Födet, Jos., Secretär aus Wien.
Frankl, Dr. Lud., aus Wien.
Frieb, P. Bernhard, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Friedrich, Gottl., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Friese, Dr. Rob., Oberlehrer aus Breslau.
Frosch, Jos., Gymn.-Lehrer aus Znaim.
Frühmann, Gymn.-Lehrer aus Munster.
Fülle, Wilh., Gymn.-Oberlehrer aus Ratibor.
Fufs, Mih., Gymn.-Lehrer aus Hermannstadt.

Gabely, Dr. Emer., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Gafsner, Theod., Gymn.-Director aus Ofen.
Gatscher, Alb., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Geisler, Dr. A., Institutsvorsteher aus Brieg.
Geister, Dr. Jul., Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Georgens, Dr., Director d. Heilpflege- u. Erziehungs-Anstalt Levana im Schlosse Liesing.
Glatzel, Gymn.-Lehrer aus Glatz.
Göbel, Dr. Ant., Gymn.-Lehrer am Theresianum in Wien.
Görlitz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Goldhorn, Dav. Joh. Heinr., Bibliothekar aus Leipzig.
Golub, Alois, pr. Gymnasialdirector aus Essegg.
Gomperz, Th., Privatgelehrter aus Wien.
Gotter, Dr. Mich., Concepts-Adjunct im Unterrichtsministerium, aus Wien.
Grätz, Dr. H., Seminarlehrer aus Breslau.
Gratlich, Jos., Professor aus Wien.
Grantchstädten, Dr., Stadtphysicus aus Wien.
Granitsch, Dr., Publizist aus Wien.
Grünhagen, Dr., College am Friedrichgymnasium in Breslau.
Grimm, Dr. Jul., aus Wien.
Grosse, Friedrich, pens. Realschul-Director aus Brody.
Grosser, Dr. Wilh., Realschullehrer aus Breslau.
Grün, Dion., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Grund, Augustin, Pfarrer und Schulrevisor von Arnoldsdorf in Preuss. Schlesien.
Gudra, Jos., Oberrealschullehrer aus Wien.

Haase, Dr. Fr., Professor aus Breslau.
Häfele, K., Gymn.-Lehrer aus Salzburg.
Haferl, Jos., k. k. Ministerialconcipist im Unterrichtsministerium, aus Wien.
Halder, Konr., Professor aus Pest.
Halm, Dr. Karl, Bibliotheksdirector u. Professor aus München.
Hammer, Ant. v., k. k. Hofrath im Ministerium des Aeufsern, aus Wien.
Hammerschlag, Dr. S., Religionslehrer der israel. Gymn.-Schüler aus Wien.
Hanisch, Rich., Gymnasiallehrer aus Oels.
Hansen, Dr. Georg, aus Wien.
Hartmann, Hein., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Hartmann, Dr., Professor am Grauen-Kloster-gymnasium in Berlin.
Hassan, Ant., k. k. Lehrer der vulgär-arabischen Sprache aus Wien.
Haueis, Emil, Assistent aus Wien.
Haufen, Dr. Georg, Candidat d. Theol. aus Wien.
Heimbrod, Professor aus Gleiwitz.
Helbig, Karl Gust., Gymn.-Lehrer aus Dresden.
Helferstorfer, Othmar, k. k. Hofprediger, Gymnasial-Director zu den Schotten aus Wien.

Heller, Karl, Gymn.-Lehrer aus Oels.
Helmrich, Placid., Gymn.-Lehrer aus Mölk.
Hendess, aus Berlin.
Herbek, Emanuel, Gymnasial-Director aus Brünn.
Herbert, Baron G., k. k. Internuntiaturs-Dolmetsch-Adjunct aus Constantinopel.
Herr, Gust., Gymn.-Lehrer aus Triest.
Hertz, Mart., Professor aus Greifswald.
Hildebrand, Dr., Gymn.-Lehrer aus Sagan.
Hillardt, Dr. Franz K., Ministerialbeamter aus Wien.
Hirschfelder, Rud., Gymn.-Relig.-Lehrer aus Grofs-Glogau.
Hochegger, Franz, Professor aus Pavia.
Hönigsberg, Ferd. v., Director aus Olmütz.
Hoffmann, Dr. Eman., Professor aus Wien.
Holzer, Ant., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Homeyer, Dr., aus Berlin.
Honstetter, Dr. August v., k. k. Concepts-Adjunct im Ministerium für Cultus und Unterricht aus Wien.
Hornbeck, Julian, Barnabitenpriester aus Wien.
Hradil, Ignaz, Gymn.-Lehrer aus Wien.

Jahn, Ed., Gymn.-Lehrer aus Troppau.
Jarklowski, Franz, Realschullehrer aus Landeshut.
Idzikowski, Franz, Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Idzikowski, Joh., Schulvorsteher aus Rybnik.
Jeitteles, Adalbert, Realschullehrer aus Troppau.
Jellinek, Dr. A., Prediger der israel. Kultusgemeinde aus Wien.
Jireček, Jos., Ministerialconcipist aus Wien.
Jülg, Dr. Bernh., Prof. aus Krakau.
Junkmann, Dr. W., Prof. aus Breslau.

Kaas, Georg, Gymn.-Lehrer aus Gräz.
Kämp, Realschulrector aus Breslau.
Kaintzik, Heinr., Kaplan aus Rybnik.
Kaiser, Josef, Director der Haupt- und Unterrealschule in d. Favoritenstrasse in Wien.
Karajan, Dr. Max von, Privatdocent aus Gräz.
Karajan, Dr. Th. G. von, Custos d. k. k. Hofbibliothek in Wien.
Keller, Gust., Prorector am Gymn. in Ratibor.
Kickh, Klem., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Kirsch, Relig.-Lehrer aus Leobschütz in Preuss. Schlesien.
Klein, Karl, Gymn.-Lehrer aus Mainz.
Kleinert, W. T., Prorector der Realschule am Zwinger in Breslau.
Klement, Ferd., Supplent aus Olmütz.
Klezl, Ed. von, k. k. Hof- und Ministerialrath im Minist. d. Aeuss. aus Wien.
Klezl, Pet. von, k. k. Rath und Internunciatur-Postdirector aus Konstantinopel.
Klix, Dr., Gymn.-Director aus Grofs-Glogau.
Klučak, Hein., Gymn.-Director aus Eger.
Klun, Dr. V., Prof. an der Handelsakademie in Wien.
Köberl, Franz, Gymn.-Lehrer aus Steinamanger.
Körber, Phil. v., k. k. Oberst und Direct. der k. k. orient. Akademie in Wien.
Kopecký, Joh., Gymn.-Lehrer aus Pisek.
Kotzurek, Laur., Gymn.-Lehrer aus Brünn.
Král, Ant., Schulrath aus Brünn.
Kreuser, Prof. aus Köln.
Krichenbauer, Ant., Gymn.-Lehrer aus Ofen.
Krischek, Ed., Gymn.-Lehrer aus Ofen.
Krumhaar, Joh., Ministerialconcipist im Ministerium f. Cult. und Unter. aus Wien.
Kuneš, Dr. Adalbert, Professor aus Triest.
Kvičala, Joh., Gymn.-Lehrer aus Prag.

Lange, Dr. Ludwig, Prof. aus Prag.
Langer, K., Prof. am k. k. polytechnischen Institut in Wien.
La Roche, Jac., Gymn.-Lehrer aus Triest.
Larsow, Dr., Licent der Theologie, Professor am Grauen-Kloster in Berlin.
Leidenfrost, Dr. Rob., Realschullehrer aus Prefsburg.
Lendin, Jul., Realschullehrer aus Breslau.
Linker, Dr. Gust., Prof. aus Wien.
Lisch, Mich., Gymn.-Lehrer aus Innsbruck.
Lissta, Marcus, Prof. aus Martinsberg.
Lobpreis, Joh., Vicedirector am k. k. Theresianum aus Wien.
Lorenz, Ottok., Privatdocent aus Wien.
Lotheisen, Dr. Ferd., aus Darmstadt.
Lott, Dr. Frz., Universitätsprof. aus Wien.
Ludwig, Alfr., Privatdocent aus Wien.

Magnus, Dr., Privatdocent aus Breslau.
Marek, Dr. Jos., Gymn.-Lehrer aus Brünn.
Mareta, Hugo, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Meffert, F., Cand. ph. aus Breslau.
Meiller, Andr. v., Archivar aus Wien.
Meister, Jakob, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Meister, Dr., Inspector an d. k. preuss. Ritterakademie aus Liegnitz.

Meyer, Canditat des höheren Lehramtes aus Züllichau.
Meyer, Dr. Leo, Privatdocent aus Göttingen.
Meyer, Theod., Director und Bibliothek. aus Mölk
Michaelis, Wilh., Lehrer am evang. Lyceum in Pressburg.
Miesl-Treuenstadt, Registraturs-Director aus Wien.
Miklosich, Dr. Franz, Professor aus Wien.
Milota, Alois, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Mittler, Ed., Religionslehrer an der Oberrealschule auf d. Landstrasse und Professor der Erziehungskunde daselbst, aus Wien.
Mrniak, Franz Xav., Gymn.-Lehrer aus Lemberg.
Müller, Dr. Albert, Collaborator am Lyceum in Hannover.
Müller, Alois, Orientalist aus Wien.
Müller, Friedr., Orientalist aus Wien.
Müller, Jos., Professor aus Pavia.
Munch, Pet. Andr., Prof. aus Christiania.

Nagel, Leop., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Neuwirth, Theob., Dr. th. und Alumn.-Präfect im Stifte Schotten in Wien.
Nieberding, Gymn.-Director aus Gleiwitz.

Obermayer, P. E., Actuar d. kais. Akademie d. Wissenschaften aus Wien.
Oertel, Dr. Friedr. Max., Prof. aus Meissen.
Oertel, Klem. Maur., Regierungssecretär aus Bautzen.
Ostermann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Fulda.
Otto, Dr. Karl, Prof. aus Wien.
Ozlberger Ant., regul. Chorherr von St. Florian und Gymn.-Lehrer aus Linz.

Palm, Oberlehrer aus Breslau.
Paumann, Joh. Freiherr v., k. k. Ministerial-Concipist und Bibliothekar im Ministerium f. Cultus und Unterricht aus Wien.
Pavissich, Dr. Alois Caes., Schulrath aus Zara.
Pernhoffer, Dr. A., aus Wien.
Petrik, Joh., Gymn.-Lehrer aus Ungarn.
Pfeiffer, Franz, Prof. aus Wien.
Pflug, Ed., Pastor und Relig.-Lehrer aus poln. Lissa, Provinz Posen.
Piantoni, Alex., Prof. aus Mailand.
Pick, Herm., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Pino-Friedenthal, Freih. Felix, Präsidialsecretär im Ministerium des Innern, aus Wien.
Pinsker, S., Lehrer aus Odessa.

Pirona, Jakob, Gymn.-Director aus Udine.
Pokorny, Dr. Alois, Gymn.-Lehrer und Privatdocent aus Wien.
Polke, August, Gymn.-Lehrer aus Gleiwitz.
Pott, Dr., Professor aus Halle.
Preecechtel, Rup., Prof. des biblischen Studiums im Servitenconvent aus Pest.
Prettner, Rom., Gymn.-Lehrer aus Görz.
Prien, Dr. Karl, Professor am Katharineum in Lübeck.
Prochaska, Dr. Ignaz, aus Wien.
Ptaschnik, Joh., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Pullich, Dr. Georg, Gymn.-Director aus Zara.

Questiaux, Alfr. Ritter v., k. k. Vicekanzler und Dolmetsch aus Wien.

Raczek, Dr. v., Gymn.-Oberlehrer aus Grofs-Glogau.
Reichel, Dr. Karl, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Reimann, Dr. E., Realschullehrer aus Breslau.
Reinisch, Sim., Amanuensis d. k. k. Universitätsbibliothek aus Wien.
Ressler, Dr., Gymn.-Lehrer aus Oppeln.
Richter, Franz, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Richter, Dr. Joh., Gymn.-Oberlehrer aus Berlin.
Riepl, Rob., Gymn.-Lehrer aus Linz.
Riepl, Pet., Gymn.-Lehrer aus Linz.
Rödiger, Dr. E., Prof. aus Halle.
Rössler, Ed. R., aus Leipzig.
Rössler, Max, Lehrer aus Wien.
Roskoff, Dr. Gust., Prof. aus Wien.
Rühle, Dr. Paul, Oberlehrer aus Grofs-Glogau.

Sabel, Dr. Ed., Lehrer d. deutschen Spr. u. Lit. **am kais. adeligen Elisabeth-Fräuleinstift zu St.** Petersburg, aus Heidelberg.
Salzer, K., Lehramtscandidat aus Wien.
Sauppe, Dr., Director der k. Ritterakademie in Liegnitz.
Sausse, Dr. Heinrich Wilh., Prorector am Gymnasium in Guben.
Sawczyński, Sigm., Gymn.-Lehrer aus Krakau.
Schäfer, Dr. Arnold, Prof. aus Greifswalde.
Schenker, Dr. Ul., Conceptsadjunct im Ministerium f. Cult. und Unterr. aus Wien.
Schenkl, Dr. Karl, Prof. aus Innsbruck.
Scherff, Dr. Chr., Cand. theol. aus Eisenberg.
Schimko, Dr. Fried., Prof. aus Wien.
Schlecht, Dr. Leop., Gymn.-Director aus Wien.
Schmalfeld, Dr., Gymn.-Oberlehrer aus Eisleben.

Schmid, Dr. Ant., Gymn.-Lehrer aus Pressburg.
Schmidt, Karl, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Schmidt, Dr. Leop., Prof. aus Bonn.
Schmölders, Dr., Prof. aus Breslau.
Schober, Dr., Gymn.-Director aus Glatz.
Schólar, Joh., Gymn.-Lehrer aus Görz.
Scholz, Paul. Lic., Privatdocent und Gymn. Religions-Lehrer aus Breslau.
Schopf, Ant. Wilh., Realschullehrer aus Wien.
Schröer, K. J., Oberreal-Schullehrer aus Pressburg.
Schroff, Karl, Regierungsrath und Prof. der Medicin aus Wien.
Schubert, Wilh., Gymn.- und Seminardirector aus Oberschützen.
Schulze, Dr. Herm., Hofrath u. Prof. aus Breslau.
Schumacher, Fr., Schriftsteller aus Wien.
Schwammel, Ed. Joh., Oberrealschullehrer aus Pest.
Schwenda, Julius, Reallehrer aus Olmütz.
Schwetz, Augustin. Gymn.-Lehrer aus Wien.
Seligmann, Dr. Franz Romeo, Prof. aus Wien.
Seyfried, Leop. Ritter v., Gymn.-Lehrer aus Melk.
Sickel, Dr. Theod., Prof. aus Wien.
Siegl, Ed., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Spaček, Joh., Gymn.-Lehrer aus Warasdin.
Spiegel, Andr., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Staehlin, Dr. Heinr., k. k. Consistorialrath und Prof. aus Wien.
Stagl, Ehrenb., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Stark, Dr., Amanuensis d. k. k. Universitätsbibliothek aus Wien.
Steger, Jos., Gymn.-Lehrer aus Marburg.
Stein v. Nordenstein, Ernst, Gymn.-Lehrer aus Klattau.
Stein, Dr., Regierungsrath aus Breslau.
Stenzler, Dr., Prof. aus Breslau.
Stephani, Dr. E. Ad., aus Leipzig.
Stieve, Dr., Schulrath aus Breslau.
Stinner, Dr., Gymn.-Director aus Oppeln.
Störmer, Paul, Reallehrer aus Breslau.
Strantz, A., Elève der k. k. orient. Akad. aus Wien.
Stricker, Christian, Real-Schullehrer aus Wien.
Stummer, Arnold von, Pfarrer aus Tabor.
Suchecki, Heinr., Prof. aus Prag.
Suttner, Dr. Herm., Prof. am Theresianum aus Wien.
Swoboda, Wenzel, Gymn.-Director aus Pressburg.
Sykora, Karl, Conceptsadjunct im Ministerium für Cult. und Unterr. aus Wien.
Sztachovics, Remig., Gymn.-Lehrer aus Oedenburg.

Tachau, Dr. Josef, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Tauzmann, Fr., Cand. theol. aus Slawentzitz in Preuss. Schlesien.
Taussig, Ignaz, Lehrer des Italienischen aus Wien.
Teirich, Dr. Valent., Director d. Wiedner Realschule in Wien.
Teuber, Dr., Gymn.-Lehrer aus Neisse.
Teuffel, Dr. Wilh. Sigm., Prof. aus Tübingen.
Teutsch, G. D., Gymn.-Director aus Schässburg.
Thomas, Georg Mart., Prof. aus München.
Tomaschek, Karl, Gymn.-Lehrer und Privatdocent aus Wien.
Tomaschek, Joh., Concipist im geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

Uhlemann, Dr. Max, Privatdocent aus Göttingen.
Urbanczik, Jos., Schulvorsteher aus Rybnik in Schlesien.

Vahlen, Dr. Joh., Prof. aus Wien.
Vaniček, Alois, Gymn.-Lehrer aus Olmütz.
Vernaleken, Theod., Oberreallehrer aus Wien.
Völkl, Hieron., Gymn.-Lehrer aus Gleiwitz.
Volkmann, Cand. phil. aus Breslau.

Wagner, Dr. K., Oberstudienrath aus Darmstadt.
Wachsmuth, Dr., Prof. aus Leipzig.
Walz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Pressburg.
Wattenbach, Wilh., k. preuss. Archivar aus Breslau.
Weinhold, Dr. Karl, Prof. aus Gräz.
Weiss-Starkenfels, V. v., k. k. Legationsrath aus Wien.
Welleba, Columban, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Wickerhauser, Prof. aus Wien.
Wiese, Dr., Geh. Oberregierungsrath aus Berlin.
Wiessner, Karl, Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Wildauer, Tobias, Prof. aus Innsbruck.
Wilhelm, Andr., Schulrath aus Krakau.
Winkler, Oberlehrer aus Leobschütz.
Winter, Dr. Ign., Gymn.-Lehrer am Theresianum in Wien.
Wissowa, Dr., Gymn.-Director aus Breslau.
Wittiber, Dr., Gymn.-Lehrer aus Glatz.
Wolf, A. Th., pens. Gymn.-Lehrer aus Wien.
Wolf, Dr. G., Gymn.-Relig.-Lehrer aus Wien.
Wolf, Stef., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Wurzbach v. Tannenberg, Dr. C., Bibliothekar im k. k. Ministerium d. Innern aus Wien.
Wüstenfeld, Prof. aus Göttingen.

Žahourek, Joh., Gymn.-Lehrer aus Pressburg.
Zátka, Joh., Gymn.-Lehrer aus Neuhaus.
Zenner, Dr. Gust., Professor aus Jena.
Zhishmann, Dr. Jos., Gymn.-Lehrer am Theresianum in Wien.
Zumpt, Professor aus Berlin.
Zyanich, Richard, Gymn.-Lehrer aus Oels.

Tages-Ordnung

für die

XVIII. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Samstag, den 25. September.

Vormittags 10 Uhr: Eröffnungs-Sitzung.
Mittags 12 Uhr: Sitzungen der orientalischen und pädagogischen Section.
Nachmittags 4 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.
Abends 8 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung.

Sonntag, den 26. September.

Vormittags 8 Uhr: Fahrt auf den Semmering.
Abends 8 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung.

Montag, den 27. September.

Vormittags 9 Uhr: Allgemeine Sitzung.
Mittags 12 Uhr: Sitzungen der orientalischen und pädagogischen Section.
Nachmittags 4 Uhr: Festmahl.
Abends 7 Uhr: Festvorstellung im k. k. Kärnthnerthor-Theater. Gesellschaftliche Versammlung.

Dienstag, den 28. September.

Vormittags 9 Uhr: Sitzungen der orientalischen und pädagogischen Section.
Mittags 12 Uhr: Allgemeine Sitzung.
Nachmittags 4 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.
Abends 8 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung.

Das Comité:

Fr. Miklosich. A. v. Hammer. H. Bonitz.
Karl Freiherr v. Buschmann. O. Helferstorfer. G. Linker. K. Reichel.

Bei dem Festmahle am 27. September brachte zuerst der Vorsitzende ein Lebehoch auf Se. Majestät den Kaiser aus. Darauf folgte ein Toast des Geheimraths Brüggemann aus Berlin auf den Minister für Cultus und Unterricht, Leo Grafen von Thun. Graf Thun erwiederte den Toast mit folgenden Worten:

„Meine Herren! Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank für die Ehre, die Sie mir so eben erwiesen haben. Gestatten Sie mir bei diesem Anlasse mit einigen Worten den Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben, welche Ihre Anwesenheit in Wien und meine Theilnahme an Ihrer Versammlung in mir erwecken.

In einem Kreise von Gelehrten, deren viele bereits durch ihre Leistungen dauernden Ruhm und begründeten Anspruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt sich erworben haben, — leuchtende Vorbilder für die jüngeren Männer, die ihnen auf ihrer ehrenvollen Laufbahn rüstig nachstreben, stehe ich ein Laie, dem es nicht vergönnt war einzudringen in das Heiligthum der Wissenschaften, deren Schätze Ihren Geist erfreuen. Allein die Stellung, welche die Gnade meines Herrn und Kaisers mir anvertraut hat, ist mir seit einer Reihe von Jahren zur dringenden Veranlassung geworden, meine Gedanken mit den Bedingungen des Gedeihens und mit dem Einflusse der Philologie auf die allgemeinen Bildungszustände zu beschäftigen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die materiellen Interessen, grofsartige industrielle Unternehmungen und was sie zu fördern geeignet ist, einen noch nie gekannten Aufschwung genommen haben. Fast drohen sie die Alleinherrschaft an sich zu reifsen, und es fehlt nicht an Solchen, die auch aus den Schulen Alles zu verweisen geneigt wären, was nicht unmittelbar jener Richtung dienlich ist. Deshalb bedarf in unseren Tagen die Philologie einer besonders tüchtigen Vertretung. Denn nach der Religion, dieser wahren Führerin der Menschen, die den Reichen wie den Armen, den Gelehrten wie den Ungelehrten über das Irdische erhebt und zum Bewufstsein seiner höheren Bestimmung führt; nächst der Philosophie, dieser Wissenschaft aller Wissenschaften, die aber ihrer Natur nach doch nur einer verhältnismäfsig geringen Zahl von Auserwählten zugänglich sein kann, ist vor Allem die Philologie geeignet, die Geister über das Gemeine zu erheben. Sie ist die Bewahrerin der ältesten Schätze einer hohen Cultur, sie enthält die Vorbedingungen des Aufschwunges der Kunst in allen ihren Zweigen, sie liefert der Geschichte, dieser grofsen Lehrmeisterin der Menschheit, unentbehrliche Grundlagen, sie bietet jedem die Schlüssel zu tieferem Verständnis seiner Muttersprache und lehrt ihn, sie erfolgreich ge-

brauchen. Deshalb ist ihre wohlthätige Wirksamkeit vielleicht noch deutlicher wahrnehmbar in ihrem Einflusse auf ganze Geschlechter als auf einzelne Personen. Wie viel würde ein Volk verlieren, aus dessen Schulen die Philologie verdrängt würde!

Durch den veredelnden Einfluss, den die Philologie auf alle lebenden Sprachen übt, hat sie für Oesterreich noch eine besondere Bedeutung. Es gibt keinen Staat in Europa, in welchem so viele bildungsfähige Völker verschiedener Zunge neben einander wohnten, als in Oesterreich, wo die Gesetze in zehn Sprachen kundgemacht, Schulbücher, und zwar nicht nur für Volks-, sondern theilweise selbst für Mittelschulen, in zehn Sprachen verfasst und gedruckt werden. Jeder Volksstamm hängt mit Begeisterung an seiner Sprache, und ein nicht geringer Theil der geistigen Bewegungskraft Oesterreichs liegt in dieser naturgemäfsen Begeisterung. Soll sie aber höheren Zwecken dienlich sein, so muss ihr wissenschaftliche Nahrung geboten werden, und dies muss zunächst durch gründliche philologische Studien geschehen. Wer immer seine Muttersprache zu lehren unternimmt, wer auch nur für den Gebrauch der Volksschulen eine Grammatik herstellen, die Orthographie feststellen will, der gelangt bald zur Einsicht, welche wissenschaftliche Vorarbeiten dazu erforderlich sind und wie sie nur an der Hand gründlicher philologischer und sprachvergleichender Studien geliefert werden können. In dem Mafse, als diese Studien in Oesterreich allgemeine Verbreitung finden, werden auch jene seiner Volkssprachen, denen es an einer älteren Literatur gebricht, sich mehr und mehr innerlich entwickeln und an Eignung für höhere Zwecke zunehmen, und in demselben Mafse werden die Einseitigkeiten verschwinden, die in sprachlicher Beziehung noch hie und da zum Vorschein kommen, und sie werden nur von einem edlen Wetteifer ersetzt werden, die Sprache nicht etwa durch künstliche Mittel zu erhalten und zu erweitern, sondern auf naturgemäfsem Wege die Bildung des Volkes zu fördern. Die tiefere Einsicht in die unverwüstliche Naturkraft, die jeder lebenden Sprache innewohnt, und die Erkenntnis des steigenden inneren Werthes der Erzeugnisse der heimischen Literatur wird den Gemüthern jene Beruhigung gewähren, die erforderlich ist, damit verschiedene Sprachen friedlich neben einander bestehen.

Aber auch die Wissenschaft wird grofsen Gewinn daraus ziehen, wenn einmal alle die Sprachen Oesterreichs mit jener Methode bearbeitet werden, die nur durch gründliche philologische Studien gewonnen werden kann. Nicht mindere Erfolge hat die Philologie nach ihrer realen Seite von der Verbreitung dieser Studien in Oesterreich zu erwarten. Wie grofs sind die noch unausgebeuteten Schätze römischer Alterthümer in Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien, Istrien — des schon mehr durchforschten lombardisch-venetianischen Königreiches nicht zu gedenken. So lässt sich gewiss behaupten, dass auf dem Gebiete der Philologie grofsartige Aufgaben vorliegen, die zu lösen vor Allem Oesterreich berufen ist. Oesterreich kann und wird diese Aufgaben aber nur dann lösen, wenn es dabei Hand in Hand mit Deutschland vorgeht.

Oesterreich steht mit seinen westlichen, dem deutschen Bunde angehörigen Ländern von jeher mitten in der Culturgeschichte Deutschlands. Seine weiten östlichen Ländergebiete aber haben seit Jahrhunderten die Schutzmauern Deutschlands und seiner Civilisation gegen die verwüstenden Ueberfälle barbarischer Horden gebildet. Sehen wir doch heute noch die südlichen Grenzmarken Oesterreichs in einer ganz militärischen Organisation. Sind doch in Siebenbürgen und Ungarn die Spuren und Nachwirkungen der immer wiederholten Türkenkriege noch deutlich wahrzunehmen. Dennoch hat die Philologie auch in jenen Ländern stets Stätten sorglicher Pflege gefunden. Beweise dafür liefern die blühenden Schulen der Sachsen in Siebenbürgen und die literarischen Schätze der berühmten Stifte in Ungarn. Allein Niemand kann verkennen, dass in jenen Ländern die Verhältnisse dem Gedeihen der Wissenschaft ungleich ungünstiger waren, als in Deutschland. Und kaum waren die letzten Türkenkriege geendigt, so brach der Sturm der Revolution in Frankreich aus, welcher die Welt erschütterte, und von den Drangsalen der Kriege, welche aus ihr hervorgiengen, so sehr auch alle Theile Deutschlands darunter gelitten haben, wurde kein Staat schwerer getroffen als Oesterreich. Sein Haushalt wurde zerrüttet, seine innere Entwicklung gewaltig gehemmt. Inzwischen brach auch das h. römische Reich deutscher Nation zusammen. Oesterreich zog sich auf sich selbst zurück und es trat eine Periode ein, in welcher seine Beziehungen zu Deutschland minder innig wurden, als in irgend einer früheren Zeit. In unseren Tagen hat sich ein neuer Sturm erhoben, und wieder wurde kein Land schwerer davon betroffen als Oesterreich. Aber in der Stunde der höchsten Noth hat die Vorsehung uns einen Kaiser geschenkt, der mit dem Muthe jugendlicher Zuversicht die drohenden Gefahren besiegte. Mit fester Hand hat er die auseinanderfallenden Theile des Reiches enger wieder verbunden und mit weiser Sorgfalt zugleich alle Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland gepflegt. Nicht nur auf dem Gebiete der materiellen Interessen sind wichtige Schritte geschehen, um die Einigung immer mehr herzustellen, sondern auch auf dem Gebiete geistigen Strebens ist ein Wechselverkehr wieder entstanden, wie er seit Jahrzehnten nicht bestanden hatte. Wie sehr dieser Wechselverkehr auch jenseits der Grenzen Oesterreichs Anklang findet, dafür sehe ich einen Beweis in dieser hochansehnlichen Versammlung deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner. Die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich ist eine Idee, deren fortschreitende Verwirklichung ich mit freudiger Theilnahme beobachte.

Ihre Anwesenheit, meine Herren, in Wien, dient mir zur Bürgschaft, dass Sie Alle, welche Gauen Deutschlands, welche Gegenden Oesterreichs Sie auch Ihre Heimath nennen mögen, in dieser Beziehung meine Gefühle theilen. Deshalb habe ich Sie mit doppelter Freude in Wien begrüſst und deshalb rufe ich mit doppelt herzlicher Freude ein Hoch! dieser geehrten Versammlung."

Inhalt.

Verzeichnis
der
für die allgemeinen Sitzungen angemeldeten aber nicht gehaltenen Vorträge.

a) Professor Dr. Boller: Ueber die Beziehungen zwischen Iran und Turan.

b) Professor Dr. Kreuser: Ueber homerische Kritik und über einen nothwendigen Fortschritt der Philologie.

c) Director Dr. Schmalfeld: Ueber die angeblichen politischen Beziehungen in den Sophokleischen Tragödien.

Erste allgemeine Sitzung. 25. September.

Anfang der Sitzung: 10 Uhr.

Präsident: Prof. Dr. **F. Miklosich.**

Die Sitzung wurde von dem Präsidenten der Versammlung mit folgender Rede eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!

Mehr als zwei Jahrzehende sind vergangen seit dem Tage, als einige der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands einen Verein gründeten mit der Bestimmung, die Philologie in ihrer sprachlichen sowol als sachlichen Richtung zu fördern und die Methoden des Unterrichtes mehr und mehr fruchtbringend zu machen. In dieser Zeit hat der Verein, dem sich im Jahre 1850 die Orientalisten anschlossen, Deutschland in allen Richtungen durchwandert und von den erleuchteten Regierungen wohlwollend, von den, geistigem Streben jeder Art befreundeten Städten gastlich aufgenommen, überall durch gehaltreiche Vorträge und in nicht geringem Maſse durch Vermittelung des Verkehrs unter den Pflegern der Wissenschaft nicht nur zur Förderung der Philologie, sondern auch zur Belebung wissenschaftlichen Sinnes im allgemeinen nach Kräften beigetragen: durch Erörterung pädagogisch-didaktischer Fragen hat derselbe richtigere Begriffe vom Ziele und der Methode des gelehrten Unterrichtes zu verbreiten gestrebt. Wie mancher Philologe, wie mancher Schulmann ist von diesen Versammlungen für seinen Beruf neu begeistert, in seiner Wissenschaft mächtig gefördert in die Heimat zurückgekehrt! Diese segensreiche Wirksamkeit des Vereines hat ihm längst die Sympathien aller Gebildeten, ja die wärmste Theilnahme von ganz Deutschland zugewandt. Seien Sie uns daher in den Mauern dieser altehrwürdigen Stadt, dem Mittelpunkte eines groſsen Ganzen, auf das herzlichste willkommen! Diesen Gruſs darf ich kraft des Ehrenamtes, das ich nicht meinem Verdienste, sondern nur Ihrer Nachsicht verdanke, diesen Gruſs darf ich Ihnen zurufen im Namen aller jener, denen wahrer, auf Wissenschaft und Unterricht gegründeter Fortschritt am Herzen liegt. Wie freuen wir uns, Männer, deren Namen uns schon längst geläufig sind, nun auch persönlich kennen zu lernen und, wenn auch nur kurze Zeit, ihres Umganges zu genieſsen! Ja dass die Versammlung an diesem Orte tagt, erfüllt uns mit hoher Befriedigung, denn es erinnert uns an den gewaltigen Umschwung der Dinge, mit welchem in diesem Lande eine neue Aera angebrochen ist.

Doch ich soll Sie, hochverehrte Herren, nicht nur begrüfsen, sondern, dem Herkommen gemäfs, auch Ihre wifsenschaftlichen Verhandlungen eröffnen. Erlauben Sie mir daher Ihre Aufmerksamkeit auf das Verhältniss der classischen Philologie zu den modernen Philologien zu lenken. Die Wahl des Gegenstandes dieses nur andeutenden, nicht erschöpfenden Vortrages hängt mit dem Gange meiner Studien zusammen, denn früh habe ich, von der classischen Literatur ausgehend, mich der Sprachwissenschaft und der slavischen Philologie zugewandt.

Wenn die Philologie im allgemeinen das Leben eines Volkes in einem abgeschlossenen Zeitraume nach allen seinen Richtungen wissenschaftlich zu erforschen strebt, so gibt es so viele Philologien, als es verschiedene Völker gibt, deren literarische Denkmäler zur Erkenntniss des Lebens in seiner idealen und realen Richtung ausreichen. Man kann daher, wenn man sich auf Europa beschränkt, der classischen Philologie die germanische, romanische und slavische entgegensetzen.

In dem geistigen Leben der Völker spielt die Sprache eine hervorragende Rolle, und die Sprachen der bezeichneten Völker sind mit einander so innig verwandt, dass die wissenschaftliche Erforschung nur einer unter ihnen kaum möglich ist, und dass das was den Organismus auch nur einer aufhellt, in gar vielen Fällen auch irgend einen dunklen Punkt einer anderen beleuchtet. Ich darf mich hier auf die überraschend reichen Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft berufen. Diese Verwandtschaft der Sprachen ist Folge der Stammverwandtschaft der Völker, und diese erklärt, wie es kommt, dass die genannten Völker wie in Sprache so auch in Glaube und Sitte sich nahe stehen, dafs sie die grofsen Fragen über das Verhältniss des Menschen zur Gottheit und des Menschen zum Menschen auf ähnliche Weise beantworten. Aus der über alle Geschichte weit hinausreichenden Einheit der Sprache, des Glaubens und der Sitte hat sich im Laufe von Jahrtausenden eine grofse Mannigfaltigkeit von Idiomen, Religionen und Rechtssystemen entwickelt, die, obgleich unabhängig von einander fortgebildet, doch auch in späterer Zeit ihre ursprüngliche Einheit nicht verläugnen können. Jakob Grimm's unsterbliche Arbeiten auf dem Gebiete der Mythologie und der Rechtsalterthümer sind es, die diese Ansicht festbegründet haben. Und so sehen wir, dass der Gegenstand der bezeichneten Philologien, obgleich in mehrere einander jetzt nur ähnliche Zweige gespalten, ursprünglich nur einer war, dass daher, wie bei der Sprache, so auch in der Mythologie und im Recht die auf ein Volk beschränkte Forschung in vielen Fällen unzureichend, die gelungene Lösung einer, wenn auch zunächst nur ein Volk betreffenden Frage auch hier für die anderen von Bedeutung wird. Die Ansicht, dafs Griechen und Römer in der ursprünglichen geistigen Ausstattung und in ihrer Fortbildung mit den anderen Völkern nichts gemein haben, diese Ansicht ist längst veraltet: sie müsste sich, wäre sie wahr, auch durch die Sprache begründen lassen. Doch auch in anderen, nicht minder bedeutungsvollen Fragen berühren sich die alte und die modernen Philologien. Ich will nur eine hervorheben: sie betrifft den Ursprung des natio-

nalen Epos, dieser ältesten Form der Poesie. Diese Frage entsteht nicht nur bei den homerischen Dichtungen; sie ist auch in der romanischen Philologie, namentlich hinsichtlich des altfranzösischen Epos aufgeworfen worden, und welche Wichtigkeit sie in der deutschen Philologie erlangt hat, ist allgemein bekannt. Die Slaven haben kein nationales Epos, wohl aber hat der serbische Volksstamm noch gegenwärtig im Munde des Volkes lebende Lieder, aus denen sich durch Um- und Zudichtung sehr wol ein Epos gestalten liefse, was auch ein neuerer deutscher Dichter mit den auf den Untergang des Reiches sich beziehenden Liedern nicht ohne Geschick versucht hat. Unhaltbar ist zweifelsohne die von einem ausgezeichneten Forscher ausgesprochene Ansicht, als ob die serbischen Heldenlieder Theile eines verloren gegangenen Ganzen, eines Epos, wären; dieses Epos hat nie bestanden, da die Kunst sich des Materiales dazu, der einzelnen Lieder, nie bemächtigt hat, um aus ihnen ein Ganzes zu formen. Aufserhalb der Gränzen, die ich diesen Bemerkungen gesteckt, gewahren wir bei den Finnen ein umfangreiches in der zweiten Recension über 22000 Verse zählendes Volksepos, das erst in unseren Tagen, so zu sagen, unter unseren Augen aus einzelnen Liedern gebildet worden, die noch jetzt im Munde des finnischen Volkes leben. Die von einem Volksepos untrennbaren, weil mit seiner Entstehung verwebten Unebenheiten und Widersprüche fehlen natürlich auch hier nicht, manche erinnern an ähnliche Erscheinungen in anderen Volksepen, wie wenn Kalervo's Geschlecht in einer Rune von der Erde vertilgt wird, in einer anderen jedoch die Nachkommen desselben wieder aufleben. Ich will jedoch nicht sagen, dass alle nationalen Epopoeen genau auf dieselbe Weise, etwa unmittelbar aus Volksliedern entstanden wären, ich will nur darauf hindeuten, dass solche Dichtungen aus Volksliedern theils gebildet werden können, wie bei den Serben, theils nachweisbar wirklich gebildet worden sind, wie bei den Finnen. Volkslieder liegen gewiss allen nationalen Epopoeen, wenigstens mittelbar zu Grunde, und diefs allein vermag den auffallenden, von Jedermann gefühlten Unterschied zwischen dem Volks- und dem Kunstepos zu erklären. Genaue Forschung wird nicht nur den ein Volk betreffenden mangelhaften Beweis durch, bei einem anderen Volke beobachtete Thatsachen ergänzen, sondern auch das allgemeine Gesetz dieser Bildungen ausfindig machen, dessen Erkenntniss das Ziel der Wissenschaft ist.

In allen hier angedeuteten Punkten wird im Ganzen die alte Philologie den modernen Philologien mehr geben als von ihnen empfangen: denn nicht nur ist sie Erklärerin eines auf einer ursprünglicheren Stufe stehenden Lebens, sie ist auch als eine seit Jahrhunderten von einer langen Reihe durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit hochberühmter Männer gepflegte Wissenschaft gründlich und nach allen Richtungen in's Detail bearbeitet.

Wenn nun schon in dem Was, in dem Materiale die modernen Philologien von ihrer älteren Schwester vielfach abhängig sind, so ist diefs in noch höherem Mafse der Fall hinsichtlich des Wie, hinsichtlich der Methode. Die Grundsätze der Kritik,

der Hermeneutik sind zwar einfach, allein die Anwendung derselben will gelernt, will geübt sein. Wie sehr diefs der Fall ist, zeigt die Beobachtung, dass es nicht unbedeutende Literaturen gibt, in denen man keine Ahnung davon hat, dass es nicht nur erlaubt, sondern geboten ist, verschiedene Quellen zur Herstellung des echten Textes zu benützen, noch weniger davon, dass es Gesetze gibt, nach denen diefs zu geschehen hat. Dass die deutsche Philologie unter den modernen am höchsten steht, hat sie einzig der gründlichen Pflege zu danken, welche in Deutschland den classischen Studien zu Theil wird. Nicht die für deutsche Literatur auch begeisterten Romantiker, sondern in der Schule der classischen Philologie gründlich gebildete Männer haben sie auf die Stufe gehoben, auf der sie gegenwärtig steht. Classische Bildung hat es den Deutschen möglich gemacht auch um andere Philologien sich grofse, bleibende Verdienste zu erwerben: ich erinnere nur an die Arbeiten deutscher Gelehrten über französische Literatur, deren Trefflichkeit Baron de Roisin in der Versammlung zu Bonn mit so beredten Worten anerkannt hat. Classische Studien erweisen sich daher als unerläfslich auch auf solchen Gebieten, auf denen manche ihrer entbehren zu können vermeinen.

Es ist nicht meine Sache hier auf die Bedeutung der alten Philologie, der Bewahrerin des reichen Vermächtnisses zweier glorreicher Völker, für die allgemeine Bildung und für die Erziehung der Jugend einzugehen. Diese ihre Bedeutung ist welthistorisch, und erhebt sie hoch über alle modernen Philologien, die unserem Herzen dadurch näher stehen, dass sie uns von dem Leben unserer Voraltern Kunde geben.

Möge die Philologie, die vor Jahrhunderten als Kunde von den alten Sprachen begonnen, nun als Wissenschaft von dem Leben der alten Völker immer fröhlicher erblühen! Möge auch dieser Verein noch lange rüstig fortwirken, ein Verein, der das in der That beneidenswerthe Vorrecht hat, auch in pädagogischen Dingen nur die Gründe für und wider zu prüfen, ohne Beschlüsse fassen zu müssen, der daher auch keinerlei praktischen Einflufs beanspruchen kann, aufser denjenigen, der den in seinem Schoofse vorgebrachten Gründen eingeräumt werden mag. Das Wohlwollen, mit dem die höchsten Behörden die Zwecke dieser Versammlung gefördert haben, die Bereitwilligkeit, mit der die Commune dieser Hauptstadt, ihren würdigen Vertreter an der Spitze, unseren Wünschen entgegengekommen ist, die Freude, mit der alle Gebildeten den Verein begrüfst haben, ist ein Beweis, dass die Wissenschaft hier eine gastliche Stätte findet.

Nach Beendigung dieser Rede schlug der Präsident zu Secretären der Versammlung folgende Mitglieder vor: Director Dr. Klix aus Grofs-Glogau, Prof. Dr. Thomas aus München, Prof. Dr. Hoffmann aus Wien und Prof. P. Achleutner aus Kremsmünster, mit welchem Vorschlage die Versammlung einverstanden war.

Die Commission zur Berathung über den nächsten Versammlungsort wurde von

dem Präsidenten aus folgenden Mitgliedern gebildet: Geh. Ober-Regierungsrath Brüggemann aus Berlin, Dir. Dr. Eckstein aus Halle, Regierungsrath Firnhaber aus Wiesbaden, Prof. Dr. Fleischer aus Leipzig, Prof. Dr. Haase aus Breslau, Prof. und Bibliotheksdirector Dr. Halm aus München, Oberstudienrath Dr. Wagner aus Darmstadt und Dir. Dr. Wissowa aus Breslau.

Der Präsident theilte mit, dass für die Versammlung mehrere Begrüſsungsschriften eingelangt sind. Das Professorencollegium der philosophischen Facultät der Wiener Universität begrüſste die Eintretenden durch „*Spicilegium criticum philologis et paedagogis Germaniae die XXV. m. Sept. a. MDCCCLVIII Vindobonae conventum agentibus nomine et auctoritate conlegarum ordinis philosophici Vindobonensium xenion obtulerunt H. Bonitz, E. Hoffmann, professores Vindobonenses, G. Linker, professor Cracoviensis.*“ (27 S. 4). Nach einer an die Versammlung gerichteten lateinischen Begrüſsungsode von G. Linker, enthält diese Monographie (S. 5—14) Bemerkungen Linker's zu einigen Stellen des Horatius (Carm. I, 12 und 37. II, 2 und 13. III, 5 und 6. IV, 4 und 9.) und eine deutsche Uebersetzung von Horat. carm. III, 9; sodann (S. 15—22) Bemerkungen von Hoffmann zu Verg. Aen. VII, 22. IX, 213. 386. 391. X, 79. Cic. in Cat. I, 2, 4, und (S. 22—27) von Bonitz zu Plat. Theaet. 192 B. 202 B. 205 D. 162 E. Aristot. Eth. Nic. *α* 5. 1097 *a* 25. *ϑ* 3. 1156 *b* 10. Eth. Eud. *η* 3. 1238 *a* 35. Aus der noch jugendlichen Stiftung des philologischen Seminars an der hiesigen Universität wurden der Versammlung zur Begrüſsung in einem „*Specimen emendationum philologis et paedagogis Germaniae die XXV. Sept. a. MDCCCLVIII Vindobonae conventum agentibus venerabundi obtulerunt seminarii philologici Vindobonensis sodales*“ (16 S. 8) erklärende und berichtigende Bemerkungen zu verschiedenen Schriftstellern des Alterthums dargebracht (Hom. Il. *γ*. 224. Od. *δ*. 193—195. Aesch. Agam. 404. Choeph. 166. 760. Eur. Or. 758. Plat. Phil. 26 D. Euthyd. 277 A. 295 B. Thuc. I, 9. 93. III, 8. Strab. *δ* 6, 5. Cæs. b. g. I, 47. II, 29. IV, 3. 27. VII, 47. Tac. hist. III. 74). Von Dr. K. Reichel, Prof. am hiesigen akademischen Gymnasium, wurden den Mitgliedern der Versammlung überreicht „*Studien zum Parzival*“ (24 S. 8.), welche einen für die Auffassung des ganzen Gedichtes wesentlichen Punkt einer neuen und eingehenden Betrachtung unterziehen. Auſserdem hatte der Prof. am akademischen Gymnasium zu Prag, F. Pauly, in dem so eben erschienenen ersten Bande seiner Ausgabe der *Scholia Horatiana* eine Widmung an die Versammlung gerichtet „*Philologis huius anni mense Septembri Vindobonam conventuris s.*“

Der Präsident erklärte, dass er im Falle seiner eigenen Verhinderung den Vorsitz in den allgemeinen Sitzungen Herrn Prof. Dr. H. Bonitz übertragen werde.

Hierauf hielt Prof. und Bibliotheksdirector Dr. Halm aus München folgenden Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung!

Das Präsidium der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat mir die Ehre erwiesen, nach der Eröffnungsrede unseres hochgeehrten Herrn Präsidenten zuerst das Wort ergreifen zu dürfen. Es ist, meine Herren, nicht eine neue Errungenschaft wissenschaftlicher Forschung, die ich Ihnen mitzutheilen die Ehre habe, sondern blofs ein Bericht über die beabsichtigte Herausgabe eines umfangreichen literarischen Werkes; jedoch erwarte ich von der Bedeutung der Sache, dass auch ein schlichter Bericht einer geneigten Aufmerksamkeit von Seite einer hochansehnlichen Versammlung sich erfreuen werde. Wie den Herren aus der Tagesordnung bereits bekannt ist, so betrifft mein Vortrag die Begründung eines *thesaurus linguae latinae.* Das gegenwärtige Jahrhundert hat im Gebiet der classischen Philologie kolossale Unternehmungen entstehen sehen; ich erinnere zunächst an die ausschliefslich durch deutsche Gelehrte besorgte neue Bearbeitung des *thesaurus linguae graecae*, an die neue Ausgabe der Byzantiner, an die erste kritische des Aristoteles, der bald auch eine neue Bearbeitung seiner griechischen Interpreten folgen wird, an das der Vollendung entgegenreifende *corpus inscriptionum graecarum*, endlich an ein noch kolossaleres Werk, das in Angriff genommene *corpus inscriptionum latinarum.* Ich wüsste im ganzen Gebiete der classischen Philologie kein Unternehmen namhaft zu machen, das sich den erwähnten würdiger anschlösse, als die Begründung eines erschöpfenden Thesaurus der lateinischen Sprache. Der deutschen Philologie verdankt man die Besorgung der meisten kritischen Texte lateinischer Autoren, welche existieren, sie hat die historische Grammatik geschaffen, und auch die organische Entwicklung der romanischen Töchtersprachen zuerst nachgewiesen; sie hat die Fackel der Kritik auch in die Inschriftenkunde geworfen und tausende von Inschriften richtig lesen oder behandeln gelehrt; was in diesem Jahrhundert auf dem Gebiete der Synonymik und Lexikologie Tüchtiges geleistet worden, ist fast einzig von deutschen Philologen ausgegangen. Welche Nation wäre mehr berufen und berechtigt, die Resultate dieser so vielseitigen Forschungen gleichsam in einem Brennpunkt zu vereinigen, in einem *thesaurus linguae latinae,* der nach den heutigen Forderungen der Wissenschaft bearbeitet ist? Die Idee, meine Herren, einen solchen zu begründen, ist keine neue; sie ist von namhaften Gelehrten, wenn auch nicht öffentlich, doch im Privatverkehr wiederholt angeregt und durchsprochen worden. Man gieng dabei von dem gewiss richtigen Grundsatze aus, dass zu einem solchen Werke zahlreiche, aber mit Strenge, ich möchte sagen mit rücksichtsloser Strenge erlesene Kräfte nach festem Plane dergestalt beizusteuern hätten, dass mit Ausschluss alles eklektischen Verfahrens immer nur einer einen Bezirk vollständig auszuschöpfen hätte, sei es dass ein solcher Kreis einen einzigen Autor oder bestimmte Theile eines gröfseren Autors oder mehrere gleichartige kleinere Schriftsteller zu umfassen hätte. Indess mit dem Plane eines solchen Werkes an die Oeffentlichkeit zu treten, hielten verschiedene Bedenken ab. Es fehlten und fehlen noch jetzt kritisch beglaubigte Texte von so

manchen Autoren, ein so grofser Fortschritt auch durch die *bibliotheca Teubneriana* geschehen ist; die Herausgabe des grofsen Inschriftenwerkes war damals noch in weitere Ferne gerückt; die Wahl eines tüchtigen Redacteurs erwies sich als eine höchst schwierige und wollte nicht in befriedigender Weise gelingen. Auch die materielle Seite des Unternehmens erregte ihre grofsen Bedenken, da auch unter den allergünstigsten Umständen zur Herstellung der langjährigen Vorarbeiten immer eine gröfsere Summe zur Verfügung stehen musste. Das zuletzt erwähnte Bedenken ist durch die hochherzige Munificenz des für die Hervorrufung wissenschaftlicher Unternehmungen so ganz einzig verdienten Königs Maximilian von Bayern glücklich beseitigt worden, der zur Förderung eines solchen Werkes aus Seiner Cabinetscasse eine Summe von 10,000 fl. anzuweisen geruht hat. Diese Summe reicht hin, nicht blofs um die Redactionskosten auf eine Zeit von zehn Jahren, die für die Vorarbeiten berechnet ist, zu decken, sondern es lässt sich mit derselben auch noch eine Anzahl von Specialarbeiten anständig honorieren. Für die Redaction des grofsen Werkes wurde ein junger Gelehrter, der zu den allerbesten Hoffnungen berechtigt und sie auch schon theilweise glänzend erfüllt hat, Herr Dr. Bücheler aus Bonn ausersehen, der in seinen mannigfachen Arbeiten in den so verschiedenartigen Gebieten der lateinischen Epigraphik, Grammatik, Onomatologie, Metrik und Kritik seine ganz besondere Befähigung für eine solche Arbeit hinlänglich bekundet hat; er wird nebst einer Reihe von besonderen Arbeiten die so wichtige Ausbeutung der Inschriften ganz auf sich nehmen. Für die Entwerfung des Planes, für die Bestimmung der nöthigen Specialarbeiten und die Wahl der Mitarbeiter, sowie für die zahlreichen übrigen Anordnungen, die ein so umfangreiches Werk erheischt, wurde ein Comité gebildet, zu dem aufser mir Herr Professor Ritschl in Bonn, Herr Professor Fleckeisen in Frankfurt a. M. und der Redacteur gezogen wurden. Ich erlaube mir der Versammlung mitzutheilen, was von Seite des Comités bereits für die Sache geschehen ist.

Was zunächst den Umfang eines *thesaurus linguae latinae* betrifft, so hat derselbe den ganzen lateinischen Sprachschatz zu umfassen, also nicht blofs alle Wörter und Namen lateinischen Ursprungs, sondern auch alle jene, welche die Römer aus fremden Sprachen herübergenommen und latinisiert haben. Der Anfangspunkt ist durch die uns überkommenen Sprachdenkmale von selbst bestimmt; schwieriger ist es das Ende der Latinität festzustellen. Begreiflicherweise muss das Latein des Mittelalters ausgeschlossen bleiben, wie es sich namentlich seit der Zeit Karl des Grofsen ausgebildet hat. Wohl aber hat die Latinität, wenn auch durch vielfältige fremde Einflüsse berührt und umgestaltet, den Untergang des weströmischen Reiches überlebt, indem die Bildung der Juristen und Patristiker des 6. Jahrhunderts noch ganz auf römischer Sprache und Literatur beruht. So ist der Endpunkt nicht genau abzugrenzen, und es dürfte nur etwa als allgemeine Grenze die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts festzustellen sein, wobei begreiflicherweise eine Benützung eines oder des

andern späteren Schriftstellers, wie des Isidorus Hispalensis, der so viel aus älteren, wenn auch trüben Quellen geschöpft, nicht ausgeschlossen erscheint. Indess der Kern der Latinität ist in den Schriftstellern bis zum zweiten Jahrhundert n. Chr. enthalten. Für die älteste Literatur bis auf das Ende des Augusteischen Zeitalters bedarf man ganz genauer Speciallexika. Solche sind auch nothwendig für die Hauptrepräsentanten der ersten Kaiserzeit, für einen Lucanus und Seneca, Plinius und Martialis, Tacitus und Juvenalis. Solche sind auch für Fronto und Gellius sehr zu wünschen und kaum zu entbehren, ebenso für diejenigen späteren Schriftsteller, die einen besonderen *sermo*, wie z. B. den *plebeius* in Anspruch nehmen, für einen Petronius und die *scriptores historiae Augustae*. Dass die Grammatiker ein vornehmliches Augenmerk verdienen, bedarf kaum besonders hervorgehoben zu werden. Sie sind nicht blofs als ergänzende Quellen der früheren Literatur zu benützen, sondern auch für die Kunstsprache der römischen Grammatik, die noch so wenig bekannt ist. Verschiedene Stellen von Grammatikern, die man zu diesem besonderen Behufe durchgangen hat, haben eine überraschende Menge von unbekannten oder wenig bekannten technischen Formen und Phrasen nachgewiesen, deren Kenntniss und Anwendung man in neueren lateinischen Schriftstellern vergeblich suchen würde. Um wenigstens als *πάρεργον* ein einziges Beispiel mitzutheilen, so dürfte es ziemlich unbekannt sein, was für eines Ausdruckes sich die römische Kunstsprache für die Vergleichungsgrade bediente. Der Knabe erlernt seinen Comparativ und Superlativ, aber wir Lehrer — ich gehöre auch zu denen, die es lange nicht gewusst haben — wissen nicht, wie eigentlich der technische Ausdruck gelautet hat. Die grammatische Sprache hat das Wort '*collatio*' in der Bedeutung 'Vergleichung, Gleichniss' benützt, um die Vergleichungsgrade unter Zusatz des Ordinalzahlwortes zu bezeichnen, so dafs also z. B. der zweite Vergleichungsgrad mit '*secunda collatio*' ausgedrückt wird. Solche Beispiele könnte ich viele mittheilen, wenn dazu Zeit und Ort wäre. Was übrigens die späteren Schriftsteller der Kaiserzeit betrifft, so wäre eine vollständige Erschöpfung derselben eben so unmöglich als unnöthig. Hier wird es am besten sein, ganze Gattungen zusammenzufassen, wie z. B. die christlichen Dichter, die Rhetoren, Panegyriker, Mathematiker etc. Einzelne von diesen Schriftstellern verdienen begreiflicherweise wieder eine gröfsere Aufmerksamkeit als andere ihrer Gattung, so von den Dichtern Ausonius und Claudianus, von den Profanschriftstellern der Prosa Ammianus Marcellinus, Symmachus und Boethius, von den Patristikern Augustinus, Tertullianus, Arnobius. Für die Ausbeutung der Rechtsquellen, wobei eine besondere Durchforschung derselben mit Bezug auf die älteren Juristen als wesentliche Bedingung erscheint, ist auch nach dem Manuale von Dirksen noch sehr vieles zu thun; eine wie reiche Fundgrube für die Lexikologie z. B. der *codex Theodosianus* noch gewährt, hat Mommsen in verschiedenen seiner Schriften bei Gelegenheit gezeigt, besonders aber in seinem musterhaften Commentar über das Edict des Kaisers Diocletian *de pretiis rerum venalium*. Ich glaube, dass auch eine Durchforschung

der grofsen *Lexica mediae et infimae latinitatis* nicht ohne reiche Frucht für einen Thesaurus der echten Latinität sein werde. Ein Kennerauge wird in der Latinität des Mittelalters noch gar manchen Rest der alten Volkssprache, der *lingua rustica*, herauszufinden wissen.

Was die Anordnung des Thesaurus betrifft, so ist kaum nöthig zu erinnern, dass man sich für die alphabetische entschieden hat. Eben so überflüssig scheint es, darauf aufmerksam zu machen, dass man in der Behandlung der einzelnen Artikel dem Redacteur eine möglichst vollständige Geschichte eines jeden Wortes nach Form wie Begriff zur Aufgabe gestellt hat. Um die Geschichte eines Wortes nachzuweisen, müssen auch die verwandten Sprachen beigezogen werden, vor allem das Altitalische, sodann das Griechische und Sanskrit. Damit jedoch dem Werke alle Subjectivität ferne bleibe, so sollen sprachliche Vergleichungen blofs da in Anwendung kommen, wo der Wortstamm eines lateinischen Wortes ganz unverkennbar in fremden Sprachen zu Tage liegt; alle etymologischen Controversen sollen grundsätzlich von einem solchen Werke ausgeschlossen sein. Aufser dem Ursprung eines Wortes und seiner Geschichte hat der Thesaurus auch sein Fortbestehen in den Töchtersprachen nachzuweisen, weshalb alle Umwandlungen, die lateinische Worte in den verschiedenen romanischen Sprachen erfahren haben, aufzunehmen sind. Was die Sprache des Thesaurus betrifft, so hat man sich für die lateinische entschieden, doch sollen alle Hauptbedeutungen eines Wortes auch in deutscher Sprache gegeben werden. Ob man in gleicher Weise auch die französische Sprache heranziehen soll, wird seinerzeit erst die Ausführung lehren.

Die Frage, ob in den *thesaurus linguae latinae* die Eigennamen vollständig aufzunehmen sind, und wenn, ob in der allgemeinen alphabetischen Folge oder gesondert, ist reiflich erwogen worden. Ueber die Nothwendigkeit einer Aufnahme aller in den Autoren und in den Inschriften überlieferten Namen war man bald einig. Was die zweite Frage betrifft, so hat man nach längerer Berathung sich dahin entschieden, dass das Onomasticon einen besonderen Theil des Thesaurus bilden, und für dessen Bearbeitung ein eigener Redacteur bestellt werden solle. Als solcher ist in Aussicht genommen Herr Dr. Emil Hübner, der sich bekannterweise schon seit geraumer Zeit mit einem derartigen Werke beschäftigt, dafür grofsartige Sammlungen angelegt und auch beim *corpus inscriptionum latinarum* die mühsame Besorgung der Nominalindices übernommen hat. Das Onomasticon eines Thesaurus soll begreiflicherweise kein Repertorium von historischen und antiquarischen Notizen werden, wesshalb wir auch nicht zu beklagen haben, wie es jüngst in einer Rede geschehen ist*), dass unser

*) In wahrhaft schülerhafter Rhetorik heifst es in der *oratio* von Fr. Corradini: '*Quid praestabitur in nova Forcelliniani lexici editione quam seminarium Patavinum suscipit exsequendam*' (*Patavii*, 1854) *pag.* 9: *Licet per nos memorari* [in *Onomastico*] *Cajum Julium Caesarem, ob cujus effrenatam imperii cupiditatem totus poene terrarum orbis civili sanguine redundavit; licet Claudium Neronem, teterrimum crudelitatis omnisque turpitudinis monstrum: modo ne sileatur de Lucio Fabio et Marco Petrejo in Caesaris exercitu centurio-*

Onomasticon auch von einem Nero zu berichten hat. Ein solches hat allein die sprachliche Seite zu umfassen als das nothwendige Supplement zur Kenntniss des ganzen Sprachgebietes; desshalb sind auch alle Flexionsumwandelungen, die ein Nomen erfahren hat, sorgfältig zu verzeichnen. Aber allerdings wird unser Onomastikon auch die Epitheta der Götternamen vollständig geben, so weit sie nicht auf individueller dichterischer Fiction beruhen, so wie anderes Charakteristische, was an einzelne Namen sich geknüpft hat.

Aus dem, was ich der hohen Versammlung bisher mitgetheilt habe, ist leicht ersichtlich, dass ein Unternehmen, das sich so kühn zu versteigen scheint, nicht anders als durch Arbeitstheilung zu Stande kommen kann. Es lag daher dem Comité nahe genug, an die Entwerfung einer Instruction für die zu erwartenden Mitarbeiter zu denken. Eine solche wird mit einem einladenden Circular in nächster Zeit gedruckt werden. Sie ist so kurz als möglich gefasst und enthält aufser den unabweislichen Bestimmungen über die äufsere Form der in gesonderten Blättchen anzulegenden Artikel nur solche allgemeine Vorschriften und Winke, wie sie sich nach mehrseitigen Proben als praktisch zweckmäfsig erwiesen haben. Aufser der Instruction wird man den Mitarbeitern auch einige Proben selbst mittheilen, die, aus lateinischen Schriftstellern verschiedener Jahrhunderte gewählt, die durch die Autoren bedingten verschiedenen Behandlungsweisen darthun sollen. Diese Proben sollen nicht mafsgebend sein für den Geist der Behandlung, denn so anmafsend sind wir nicht, um zu meinen, wir könnten die Sache allein am besten machen, sondern einzig für die äufsere Form der Bearbeitung. Eine sich deckende Einheit bei solchen Arbeiten herbeizuführen, vermag keine noch so eingehende Instruction; das meiste müssen wir von dem Geschick und Tact der Mitarbeiter erwarten, von ihrem ausdauernden Eifer für einen grofsen Zweck, insbesondere aber von ihrem gesunden kritischen Urtheil, welches das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Unsicheren, das Eigenthümliche vom Vulgären, mit einem Wort den Kern von der Schale mit sicherem Blick zu scheiden weifs.

Es erübrigt mir noch einige Einwürfe, die man etwa gegen die Herausgabe eines solchen Werkes geltend machen könnte, kurz zu berühren. Zunächst könnte die Frage entstehen, ob das Unternehmen schon an der Zeit sei, ob es nicht aus dem Grunde als ein verfrühtes erscheine, weil kritisch beglaubigte Texte von noch so manchen Autoren fehlen. In Bezug darauf erlaube ich mir Folgendes zu bemerken: eines der wesentlichsten Erfordernisse eines *thesaurus linguae latinae* ist die ganz erschöpfende Ausbeutung der ältesten Sprachdenkmale. Was die Prosa betrifft, so werden die bedeutendste Quelle die *priscae latinitatis monumenta epigraphica* von Ritschl bilden, ein Werk, welches sämmtliche voraugusteische Inschriften in ganz getreuen Facsimiles geben wird. Dieses wichtige Werk ist so viel als vollendet und die Benutzung

nibus, qui virtute incredibili per hostes et vulnera gloriosam mortem oppetivere suisque saluti fuerunt; neque de Lucio Arruntio Stella, in quo virtus ipsa a Nerone excisa est.

desselben steht bereits der Redaction zu Gebote. Für eine Sammlung der ältesten Dichterfragmente wird, in so weit sie noch nicht erfolgt ist, Vorsorge getroffen werden. Die Herausgabe des grofsen Inschriftenwerkes wird nach angestellten Berechnungen so ziemlich gleichen Schritt mit der Zeit der Vorarbeiten des Thesaurus halten. Auch glauben wir uns der sichern Hoffnung hingeben zu dürfen, dass unser Unternehmen sich gerade von Seite der Bearbeiter des Inschriftenwerkes einer ganz besonderen Unterstützung erfreuen werde. Die Bearbeitung und Vollendung mehrerer kritischen Ausgaben steht in baldiger Zeit in sicherer Aussicht; anderes muss freilich erst angeregt und beschafft werden. Aber gerade darin erkennen wir eine besonders hohe Bedeutsamkeit des ganzen Unternehmens, dass es mittelbar andere veranlassen wird, wodurch empfindliche Lücken auf dem Gebiete der lateinischen Literatur ausgefüllt werden. So, um nur ein Beispiel zu geben, sind bekanntlich die Fragmente der römischen Komiker und Tragiker, ferner die des Ennius und Naevius in kritisch gesichteten Texten gesammelt, welchen Sammlungen hoffentlich bald auch der längst erwartete Lucilius von Lachmann sich anschliefsen wird. Die Bearbeitung der übrigen Dichterfragmente bis auf August, unter denen besonders die so höchst wichtigen Varronischen zu nennen sind, hat auf Anregung Ritschl's Herr Prof. Vahlen ganz speciell für den Thesaurus zugesagt, ein Mann, der seine beste Befähigung für eine solche Arbeit durch seine jüngst erschienenen *coniectanea* über die Satirenfragmente des Varro hinlänglich bewiesen hat. Auch andere dem Thesaurus zu gute kommende Arbeiten sind bereits angeregt oder schon begonnen. So weit freilich werden wir unsere Hoffnungen nicht spannen dürfen, um zu erwarten, dass wir im nächsten Decennium auch kritisch beglaubigte Texte der wichtigsten Patristiker erhalten werden; denn dass die Ausgaben der Benedictiner von Saint Maure, so verdienstlich sie für ihre Zeit gewesen sind, für philologische Zwecke nicht ausreichend sind, ist anerkannte Wahrheit und habe ich auch selbst wieder jüngst Gelegenheit gehabt zu erfahren, indem ich zu anderen Zwecken drei Handschriften der Schrift des Augustinus contra Academicos durchzugehen hatte, wobei sich herausstellte, dafs eine nicht geringe Zahl von gangbaren Lesearten aller handschriftlichen Begründung völlig entbehrt. Indess einiges wird hoffentlich auch auf diesem Gebiete in nächster Zeit zu Stande kommen; für anderes steht der Redaction wenigstens das reiche Material von handschriftlichen Schätzen der patristischen Literatur, welche die drei Bibliotheken von München, Würzburg und Bamberg vereinen, zu Gebote, auf die man in zweifelhaften Fällen häufig genug zu recurrieren haben wird.

Was einen anderen Einwurf betrifft, dass durch die neue Ausgabe des Lexikons von Forcellini das beabsichtigte Unternehmen als überflüssig erscheinen dürfte, so glaube ich schwerlich, dass jemand einen solchen erheben wird, der die Rede, womit der neue Herausgeber dieses Unternehmen angekündigt, zu Gesichte bekommen hat. Schon wer den, einem an gutes Latein gewöhnten Ohre gräulichen Titel

dieser Rede: '*Quid praestabitur in nova lexici Forcelliniani editione quam seminarium Patavinum suscipit exsequendam*' gelesen hat, noch mehr aber wer die Rede selbst, die von den gröbsten Fehlern gegen Grammatik und Sprache geradezu strotzt — was ich sage, weiſs ich warum ich es sage — der musste erkennen, dass ein solches Unternehmen nicht in die rechten Hände gerathen ist. Es würde nicht verlohnen, bei diesem Puncte noch länger zu verweilen, wenn ich nicht ein Vorurtheil mit einigen Worten zu berühren hätte, das leicht auftauchen könnte. Wer nämlich meinte, dass das neue Werk nichts anderes zu thun habe als zu ergänzen, und den bekannten Sprachschatz aus entlegenen Quellen zu vermehren, ein solcher würde sich einen schlechten Begriff von dem machen, was wir beabsichtigen. Die Hauptsache, um die es sich handelt, ist, abgesehen von der möglichst vollständigen Erschöpfung des ältesten Sprachgebrauches, wofür die Quellen erst in nächster Zeit vollständig vorliegen werden, eine in lexikalischer Beziehung kritische Revision und Ausbeutung der besten Schriftsteller, sodann in zweiter Linie eine systematische, nicht eklektische Durchforschung der übrigen. Das ist in der neuen Ausgabe des Forcellini nicht versucht worden; es kann also von einem Concurrenzunternehmen nicht die Rede sein.

Ich habe noch einen letzten Einwurf zu berühren, und dieser ist eigentlich der Hauptgrund, warum ich es gewagt habe, vor die geehrte Versammlung mit meinem Vortrag zu treten. Man könnte nämlich sagen: ihr habt groſse Hoffnungen, aber wie wollt ihr diese Hoffnungen mit den euch zu Gebote stehenden Mitteln erfüllen? Diese Frage hat sich das Comité auch aufgeworfen und trotzdem hat es beschlossen, kühn eine Ausführung zu versuchen. Ich erlaube mir zunächst eine Maſsregel mitzutheilen, die das Comité getroffen hat, um die für die Honorierung von Specialarbeiten verfügbare Summe nicht zu sehr zu zersplittern. Es sollen nämlich von mehreren Autoren Speciallexika erscheinen, solche nämlich, von denen sich erwarten lässt, daſs dem buchhändlerischen Betrieb ein lohnender Absatz gesichert ist. Solche Speciallexika, die auch nach Vollendung des Thesaurus ihren Werth immer behalten werden, sind eines zu Plautus, zu Virgilius, zu Tacitus, ferner ein rhetorisches, gewissermaſsen eine neue Bearbeitung des so vorzüglichen und leider zu wenig benutzten Lexicon *technologiae latinorum rhetoricae* von Ernesti; sodann eine Sammlung der lateinischen Glossarien. Auch einem Lexicon der juristischen Latinität, welches das den Bedürfnissen des Thesaurus nicht genügende Manuale von Dirksen ersetzte, würde ein guter Absatz gesichert sein, wenn sich dafür ein tüchtiger Bearbeiter gewinnen lieſse. Die Verlagshandlung, mit der das Comité für den Druck des Thesaurus in Verbindung getreten ist, hat sich bereit erklärt, auch diese Speciallexika in Verlag zu nehmen und anständig zu honorieren. Von ihr darf das Werk auch sonstige materielle Unterstützung schon während der Zeit der Vorarbeiten erwarten. Eine andere sehr groſse Hoffnung bauen wir auf die gefällige Mitwirkung der Vorstände der deutschen Gymnasien. Von diesen gehen jährlich mehrere hundert

Programme aus. Einem tüchtigen Arbeiter, der Beiträge zum Thesaurus liefern will, wird es erlaubt sein, ein Programm mehrere Jahre nach einander zu schreiben. Auf diesem Wege können freilich keine gröfseren Speciallexika zu Stande kommen, aber genug bedeutsame Arbeiten für spätere Schriftsteller, für die wir nur Auszüge bedürfen, und es gibt deren eine grofse Zahl, die sich in dem Umfang von zwei und drei Programmen für unsere Zwecke vollständig ausbeuten lassen *). — Noch gröfsere Hoffnungen müssen wir freilich auf freiwillige Beiträge setzen, von denen wir zur Zeit nicht bestimmen können, ob man sie auch wird honorieren können. In dieser Beziehung bauen wir viel auf die bereitwillige Unterstützung der philologischen Seminarien. Wir rechnen mit Sicherheit auf zahlreiche Beiträge von jüngeren Philologen, zumal als sie durch Uebernahme derartiger Arbeiten ungemein viel lernen werden. Denn werden solche unter methodischer Leitung in Angriff genommen, so wird, wenn ein junger Mann mit den nöthigen Vorkenntnissen an eine solche Arbeit geht, für ihn gar manches andere nebenbei herauskommen, Beiträge für Kritik und Erklärung eines Autors, die sich dann wieder zu besonderen Abhandlungen verwenden lassen. Bedenken Sie, meine Herren, wie Grofses schon zu Stande käme, wenn jeder zu einer solchen Arbeit Befähigte — und deren haben wir in Deutschland glücklicherweise sehr zahlreiche — nur ein einziges Buch eines Autors besorgen wollte! Und ein solches Opfer wäre gewiss kein zu grofses für ein Werk, das ein neues Zeugniss von der Gründlichkeit deutscher wissenschaftlicher Forschung und von dem literarischen Unternehmungsgeist unserer Nation abgeben soll. Durch die Menge und Güte der Specialarbeiten ist der Werth des Thesaurus bedingt: sollte die Hoffnung eine ganz illusorische sein, wenn wir einige Rechnung auch auf anderweitige höhere Unterstützung setzen? in der Weise nämlich, dafs ein tüchtiger Gelehrter mit der Bearbeitung eines einzelnen Theiles des Ganzen beauftragt und dafür, sei es aus Staats-, sei es aus fürstlichen Mitteln, honoriert würde? Das Wichtigste, was in dieser Beziehung geleistet werden könnte, wäre die Herstellung eines *lexicon Ciceronianum*, eines Werkes, das an und für sich dem Schöpfer wie dem Beförderer einen ewigen Namen sichern würde. Ein neuer Nizolius kann aber nicht von einem Buchhändler unternommen werden; das ist mir eine klare Sache: er könnte nur durch aufserordentliche Unterstützung zu Stande kommen.

Doch es ist Zeit zum Schluss zu eilen. Unsere Hoffnungen sind hoch gespannt; sie werden nicht alle, aber sicherlich viele in Erfüllung gehen. So erlaube ich mir

*) Die Besorger solcher Arbeiten würden wohl gerne bereit sein, ihre Artikel in der für den Thesaurus vorzuschreibenden Form auf besonderen Blättchen anzulegen, und dann ihre Manuscripte der Redaction zur Verfügung zu stellen, wodurch die zeitraubende Arbeit des Copierens kleinerer Beiträge erspart würde. Bei bereitwilliger Förderung der Sache könnten von einzelnen Gymnasien oder von mehreren für eine bestimmte Arbeit sich vereinigenden Gelehrten auch gröfsere Beiträge geliefert werden, in der Weise nämlich, dass mehrere je ein Buch eines Autors besorgten und dann einer die Verarbeitung der einzelnen Bücher zu einem Ganzen übernähme.

denn allen Anwesenden in der Versammlung, die, sei es durch Rath oder durch Aufmunterung oder durch selbstthätige Beihilfe zur Förderung des grofsen Werkes beizutragen im Stande sind, dasselbe angelegentlichst ans Herz zu legen. Ich appelliere hierbei an die in Deutschland für die Wissenschaft herrschende Begeisterung, ich appelliere an den gemeinsamen Nationalsinn und an die bereite Opferwilligkeit, die noch nie in einer Sache gefehlt hat, wo es galt unserem Namen neue Achtung und Anerkennung im Ausland zu verschaffen! (Lauter Beifall.)

Nach Beendigung dieses Vortrages sprach der Vorsitzende den Dank der Versammlung für die Regierung aus, die ein solches Unternehmen unterstützt, und für die Männer, die ihre Kräfte demselben widmen. Die ganze Versammlung erhob sich zum Zeichen ihrer Beistimmung.

Vom Präsidenten aufgefordert, verlas sodann Prof. Achleutner aus Kremsmünster die Namen der bis dahin eingetroffenen Mitglieder.

Der Präsident schlug endlich den als Leiter solcher Versammlungen erprobten Director Dr. Eckstein aus Halle zum Präsidenten der pädagogischen Section vor. Director Eckstein lehnte, als mit einem grofsen Theil der Anwesenden nicht hinlänglich bekannt, den Vorsitz ab, und schlug seinerseits dazu den Prof. Bonitz vor, welcher Vorschlag die Beistimmung der Versammlung erhielt.

Schluss der Sitzung 11½ Uhr.

Zweite allgemeine Sitzung. 27. September.

Anfang der Sitzung: 9 Uhr.

Präsident: Prof. Dr. **H. Bonitz.**

Director Dr. Eckstein als Referent der in der vorigen Sitzung ernannten Commission berichtet, dafs die Commission als Versammlungsort für das nächste Jahr Braunschweig glaube vorschlagen zu sollen, und die Directoren Krüger in Braunschweig und Jeep in Wolfenbüttel als Präsidenten der Versammlung; unter dem Vorbehalte des Ergebnisses der in dieser Hinsicht vom gegenwärtigen Präsidium zu führenden Correspondenz fand der Vorschlag allgemeine Billigung *).

Hierauf hielt Prof. Dr. Linker aus Wien seinen Vortrag

Ueber das Prohoemium zu Tacitus' Agricola.

Es mag verwegen erscheinen, eine schon von so Vielen und so vielfach behandelte Partie noch einmal zur Besprechung heranzuziehen, als das *prohoemium* zu Tacitus' Agricola ist; aber andererseits ladet hier die günstige Gelegenheit selbst zum Wagniss ein, die Versammlung so vieler Fachgenossen von nah und fern, in deren Reihen wir zu unserer Freude die zwei letzten und hochverdienten Herausgeber des Tacitus selbst erblicken. Dazu kommt, dafs das Interesse an der bezeichneten Stelle wohl ohnehin über den engeren Kreis der Fachgenossen hinausreicht: sind es doch die Worte, mit denen der letzte grofse Historiker Roms nicht allein das Schriftchen über Agricola, sondern seine historische Laufbahn überhaupt eröffnet. Es sind Worte, welche auch jetzt noch dem Leser das Herz zu bewegen und die Pulse rascher klopfen zu machen vermögen; Worte, welche einer finstern und unseligen Zeit eben so sehr für alle Zukunft den Stempel des Fluches aufgedrückt haben, als sie andererseits die frohe Perspective eröffnen zum Beginne des Jahrhunderts, in welchem wir die letzte Nachblüte des römischen Geistes und des römischen Glückes erkennen.

Kleinere Schäden unserer Stelle sind seither schon glücklich geheilt worden: so in Cap. 3 durch die Correcturen *rediit animus* (für *redit a.*) und *set quanquam* (für *et q.*, beides von Spengel emendiert), *votum securitatis res publica* (für *v. securitas publ.* von Muetzell), *pauci, ut ita dixerim* (für *p. et ut d.*, von Haase). Nur von geringer Bedeutung ist es, dafs auch Cap. 1 med. noch einer kleinen Nachhilfe zu

*) Nach einer Eröffnung des Herrn Dir. Dr. G. T. A. Krüger hat das Hohe Herzoglich Braunschweigische Staatsministerium diesem Beschlusse seine Genehmigung ertheilt.

bedürfen scheint, wo wir wol mit Verdopplung von *magis* zu schreiben haben *agere digna memoratu pronum m a g i s m a g i s q u e in aperto erat* nach dem Muster und Vorbild von Sallust. Iug. 5. 3 *pauca supra repetam, quo ad cognoscendum omnia inlustria magis magisque in aperto sint.*

Ungleich schwieriger ist das Verhältniſs des Textes am Ende des jetzigen ersten und am Anfang des zweiten Capitels *), gerade da, wo der Geschichtschreiber von dem Rückblick auf die Vorzeit zur Besprechung seiner Zeit übergeht. Tacitus gedenkt hier einer *venia*, welcher zu seiner Zeit der Schriftsteller bedürfe oder bedurft habe: aber die Deutung dieser *venia* bildet noch immer einen der dunkelsten Puncte auf dem Gebiete der Taciteischen Kritik. Zwei Fragen sind seither in dieser Hinsicht schon auf die mannigfachste Art behandelt und erörtert worden, nämlich 1) ob hier eine *venia publica principis* oder eine *venia privata legentium* bezeichnet werde, und 2) ob diese *venia* unmittelbar auf die Zeit des Schreibenden (also die letzte Zeit des Nerva) oder auf die vorhergehende Zeit (des Domitian) sich beziehe. Der geringe Erfolg dieser Untersuchungen ist wol die Folge der Vernachlässigung einer dritten nicht minder notwendigen Frage: können jene Worte ihre Beziehung auf Tacitus allein behalten, oder will derselbe das Verhältniſs der schriftstellerischen Biographie zu seiner Zeit überhaupt an unserer Stelle bezeichnen?

Die Vernachlässigung dieser Frage war allerdings eine Folge der vorliegenden verderbten Gestalt des Textes, auch noch in neuester Zeit, seit wir durch W e x' verdienstliche Ausgabe über die Lesart beider Vaticanischer Handschriften jetzt sichere Kunde erhalten haben. Diese Lesung wird uns zu einer Besserung im Einzelnen den äusseren Anhaltspunct geben müſsen. Aber ein jeder solcher Versuch — möchte er sich auch noch so peinlich getreu an den Buchstaben der Ueberlieferung anschlieſsen — wird vergeblich bleiben, so lange wir nicht erst durch die Betrachtung des Zusammenhanges überhaupt uns eine Ansicht zu bilden versuchen über den Gedanken im Allgemeinen, welchen wir mit Rücksicht auf die oben bezeichneten drei Fragen (nach dem Subject, nach dem Object und nach der Zeit jener *venia*) gerade an unserer Stelle zu erwarten haben.

Auch in unserem gesunkenen Jahrhundert, beginnt der Schriftsteller, erscheint es dennoch mitunter noch an der Zeit, ein Bild des Lebens und des Charakters einzelner tüchtiger Männer zu entwerfen, sobald eine übermächtige Persönlichkeit selbst die allgemeine Schelsucht einer kleinlichen und engherzigen Gegenwart zum Schweigen bringt. Also es treten mitunter noch S c h r i f t s t e l l e r auf, welche den Vorgang alter guter Sitte sich hierin zum Muster nehmen, wenn gleich, was bei den Alten Regel war, bei uns nur Ausnahme ist (*quotiens ... invidiam*).

Aber das Verhältniſs des P u b l i c u m s, fährt Tacitus fort, hat sich geändert; in dieser Beziehung stehen die Zustände der Republik (der *priores*) uns als uner-

*) Vernünftiger Weise sollte Cap. 2 mit den Worten *At nunc narraturo* beginnen.

reichbares Ideal gegenüber, die Zeiten, in welchen noch die Stimme eines gebildeten und patriotischen Volkes und nicht die eines Princeps über die Aufnahme eines Werkes entschied. Gleichwie unser Schriftsteller an einem andern Orte (ann. XI. 20) dem Corbulo, als ihn der schelsüchtige Claudius, der Jacob I. des Alterthums, in seiner Siegeslaufbahn hemmte, das bezeichnende Wort in den Mund legt *'Beatos, quondam duces romanos,'* so bricht er hier bei der Betrachtung der früheren litterarischen Verhältnisse gewissermaſsen selbst in den Ausruf aus *'Beatos quondam scriptores romanos!'* Es ist dies das Thema des zweiten Abschnittes *Sed apud priores ... facillime gignuntur* (zuerst richtig interpungiert bei Haase).

Von hier wendet sich der Schriftsteller mit *At* offenbar der Betrachtung desjenigen Zeitalters zu, das den diametralen Gegensatz zu jenen Zuständen bilde. Aber die Betrachtung der unmittelbaren Gegenwart des Schreibenden, der Zeit des Nerva und der Mitregentschaft des Trajanus, beginnt eben so entschieden erst mit cap. 3 *Nunc demum rediit animus* etc. Die dazwischen liegenden Worte *At nunc ... oblivisci quam tacere* schildern zunächst die kürzlich erlebte Schreckenszeit unter Domitian, welche zuerst Schriftsteller- und Professorenverfolgungen in weiterem Maſsstabe so wie die Verbrennung miſsliebiger Bücher durch Henkershand erfunden habe. Es erhellt, daſs hier *nunc* im Gegensatze zu dem folgenden *nunc* keine Stätte mehr haben kann (so schon Niebuhr kl. Schr. I. 331); denn an eine verschiedene Bedeutung desselben Ausdrucks in so unmittelbarer Folge zu glauben (Bezzenberger, *emend. del., Dresd. 1844, p. 44*) ist mehr, als man uns bei einem sorgfältigen Schriftsteller zumuthen darf. Aber mit dem einfachen Auswerfen des ersteren *nunc* (nach Spengel's Vorschlag, *emend. Tac., Monach. 1852, p. 16*) wäre wiederum noch nichts gewonnen. Das Haupthinderniſs, welches ein Verständniſs des Zusammenhanges bisher geradezu unmöglich machen muſste, ist vielmehr das folgende *mihi*. Der Schriftsteller kann hier noch nicht von sich reden in einem Abschnitt, welcher die Zeiten des Domitian behandelt, er kann um so weniger schon gleich den speciellen Plan der beabsichtigten Biographie erwähnen, während er erst am Schluſse der Vorrede seiner persönlichen Absichten gedenkt; und auch dort wird erst sein Plan historischer Schriftstellerei überhaupt bezeichnet (die *memoria prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum*), ehe der nächste kleine Zweck einer Biographie des Agricola Erwähnung findet.

Sowol diese negativen Gründe, als der Zusammenhang des Ganzen verlangen vielmehr an unserer Stelle einen allgemeinen Gedanken etwa der Art: 'Im Gegensatze zu der glücklichen Freiheit der Väter war die jüngstvergangene Zeit unter Domitian die schwierigste Periode der Schriftstellerei, so daſs selbst die Biographie eines Verstorbenen Gefahr und Verderben brachte' [1]). Allein für diesen Gedanken

1) Dass Tacitus die Schilderung der allgemeinen literarischen Verhältnisse zunächst nur an die Geschicke der Biographie anknüpft, darf nicht befremden. Es ist dies eben die indirecte Hinweisung auf den Stoff des Büchleins, welchem das ganze *prohoemium* vorgesetzt ist. Zudem war diese Anknüpfung

bilden dann die gleich folgenden Beispiele der Verfolgung des Arulenus Rusticus und des Herennius Senecio die passenden Belege.

Suchen wir nun auch aus der vorliegenden Schreibung jenen allgemeinen Gedanken zu gewinnen, so erhellt zunächst, wie nach Ausmerzung von *mihi* eine ausdrückliche Zeitbestimmung statt *nunc* unerläfslich bleibt, eben um den Gegensatz zu dem vorausgehenden *apud priores* zu bezeichnen. Ueber das Wort selbst wird sich streiten lassen: möglicher Weise *at nuper*, wie schon Niebuhr, wenn gleich in anderer Absicht, vorschlug [1]). Tacitus schrieb eben etwa: '*At nuper narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit, quam non petisse incusabatur*' (für *petissem incusaturus*). Da die wirkliche Einrichtung einer Prohibitivcensur den Zeiten des Alterthums überhaupt und somit auch denen des Domitian unbekannt war, so ist dadurch zugleich die allein mögliche Auffassung des Perf. *fuit* in dem Sinne von *fuisset* gegeben. Das ganze ist eben nur möglich als bittere Ironie zu verstehen: 'In der jüngstvergangenen Zeit wäre es eigentlich erforderlich gewesen, selbst für die Biographie eines Verstorbenen erst die verzeihende Nachsicht (des Repräsentanten des Publicums, also des *princeps*) einzuholen. Da die bezüglichen Schriftsteller dies natürlich nicht thaten, so verfielen sie der Anklage. Es wurde gewissermafsen damals die Uebertretung eines gar nicht vorhandenen Gesetzes gestraft.' In Folge dessen ist *incusabatur* nicht etwa unpersönlich aufzufassen: der damit verbundene Infinitiv bezeichnet eben den Anlafs der Anklage (*non petisse* = *quod non petebat*, nicht = *si non petebat*) [2]).

Die nächstfolgenden Worte ergeben sich somit natürlich als Ausruf (wie schon Wex sah), entsprechend dem vorausgehenden *Adeo virtutes isdem temporibus optime aestimantur quibus facillime gignuntur.* Nur läfst sich noch zweifeln, ob die Worte *Tam saeva et infesta virtutibus tempora* (mit Ergänzung von *erant*) so für sich alleinstehend hinlänglich gerechtfertigt seien. Dazu kommt, dafs das folgende *legimus* offenbar corrupt erscheint und sich nicht etwa durch einen Hinweis auf die *acta diurna* wird rechtfertigen lassen, was schon Niebuhr als eine nur im Scherz mögliche Erklärung bezeichnete [3]). Vielleicht hatte Tacitus geschrieben '*Tam saeva et infesta virtutibus tempora egimus*,' so dafs am Anfang des folgenden Satzes ein 'wir alle wissen,' 'wir alle erinnern uns' [4]) als ausgefallen zu betrachten ist.

---

durch die Beschaffenheit der hervorragendsten Beispiele Domitianischen Geistesdruckes nahe genug gelegt. Aber gleich im folgenden erhebt sich der Schriftsteller von diesem speciellen Ausgangspunct zu ganz allgemeiner Betrachtung.

1) Vergl. Juv. IV. 9. Plin. paneg. 48 p. 267. 14 Keil.

2) Vgl. Tac. ann. III. 36 *Trebellienum incusans popularium iniurias inultas sinere* und die von Boetticher (lex. Tac. p. 269) damit zusammengestellten Beispiele von *deferre* mit dem *inf.*

3) S. cap. 2 a. E. *vidit* und cap. 45 *mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus* etc.

4) Vgl. im folgenden *memoriam quoque ipsam ... perdidissemus* etc.

Ob es möglich sei, an unserer zerrütteten Stelle wirklich die Hand des Schriftstellers in allen ihren Zügen wieder zu gewinnen, will ich damit nicht behaupten; zu der vorgeschlagenen Restituierung schien mir der Anschlufs an die handschriftliche Ueberlieferung zu führen. Möglich, dafs einem andern diese Wiederherstellung im Einzelnen besser gelingt: der Gedankengang im Ganzen aber wird sich kaum anders als innerhalb der eben gezogenen Grenzen begreifen und rechtfertigen lassen, so dafs ein jeder Versuch zur Emendation auf der Ausstossung von *mihi* zu fufsen hat. Wenn ich mir dabei erlaubt habe, meinen eigenen Versuch dem Urtheile der hochgeehrten Versammlung vorzulegen, so geschah es mit dem Wunsche und in der Hoffnung, diese Erörterung möge vielleicht berufeneren Richtern den Anlafs bieten, über jenen schwierigen Punkt ein neues Licht zu verbreiten.

Ueber diesen Vortrag entspinnt sich eine längere Discussion.

Prof. Dr. Haase aus Breslau: Der Redner habe den Gedankengang des Proömiums analysiert; er wolle dazu nur einen kleinen Zusatz machen. Das Proömium bezwecke, das Genre einer politischen Biographie, womit Tacitus vor das Publicum tritt, zu rechtfertigen, nicht überhaupt die Biographie als Literaturgattung. Den Beweis könne man entnehmen aus den Worten c. 3: *pauci, ut ita dixerim, non modo aliorum, sed etiam nostri superstites sumus.* Da Tacitus mit diesen Worten nicht überhaupt eine Abnahme der Bevölkerung andeuten könne, so müssten unter den *‚pauci‘* nothwendig Männer seiner Art, seiner Gesinnung, Männer, die es gleich ihm für ihre Pflicht hielten, an dem öffentlichen Leben sich zu betheiligen, verstanden werden. Die *dulcedo inertiae* hatte sich eingeschlichen, und eben diese tadle Tacitus. Diese *dulcedo inertiae* liess kein Gefallen finden an einem Leben, wie es das des Agricola war, und so denn auch nicht an einer Biographie dieser Art. Der jüngere Plinius bezeuge, wie selten derartige Biographien seien *). Es frage sich also nun, ob bei diesem Zwecke des Proömiums Tacitus die Worte: *At nunc narraturo mihi vitam defuncti hominis venia opus fuit cett.* sprechen könne. Tacitus brauche eine Entschuldigung, er bedürfe die *venia* seiner Leser, nicht die des Fürsten. Die Bitte um diese *venia* sei in dem vorangehenden in der Berufung auf die Sitte der Vorfahren enthalten, das Leben berühmter Männer in Schriften der Nachwelt zu überliefern. Wenn auch diese Sitte noch nicht ganz in der Gegenwart, in dieser *‚incuriosa suorum aetas‘*, sei fallen gelassen worden, so sei es doch einstens ganz anders gewesen, wo *„ut agere digna memoratu pronum magisque in aperto, ita celeberrimus quisque ingenio ad prodendam virtutis memoriam sine gratia aut ambitione bonae tantum conscientiae pretio ducebatur.“* Damals brauchte man sich sogar nicht

*) Ep. VII, 31, 5: [*Claudius Pollio Anni Bassi*] *memoriam tam grata praedicatione prorogat et extendit ut librum de vita eius — nam studia quoque sicut alias bonas artes veneratur — ediderit. Pulchrum istud et raritate ipsa probandum, cum plerique hactenus defunctorum meminerint ut querantur.*

einmal durch falsche Bescheidenheit hindern zu lassen, sein eigenes Leben zu beschreiben, wie das Beispiel des Rutilius und Scaurus zeige: „*adeo virtutes isdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur.*“ Im Gegensatz dazu habe Tacitus jetzt, wo er im Begriffe steht, das Leben eines Dahingeschiedenen zu erzählen, zur Rechtfertigung seines Unternehmens erst dieser Hinweisung auf die Sitte der früheren Zeit bedurft. Dies also sei der Sinn der Worte „*At nunc narraturo mihi ... venia opus fuit,*“ und so sei denn auch das Perfect gerechtfertigt.

In entsprechender Weise schliesse sich nun das folgende an, indem darin die in der Gegenwart liegenden Gründe enthalten seien, welche den Tacitus zu dieser Bitte um *venia* veranlassen mussten, — die Gründe also, wesshalb Tacitus auf wohlwollende Theilnahme bei seinem Unternehmen kaum rechnen könne. Die vorangegangenen Zeiten der Knechtschaft seien daran schuld; jetzt werde es zwar besser — *nunc demum redit animus*, c. 3 — man stehe an dem Eingange des glücklichsten Zeitalters, wo die einst unvereinbaren Gegensätze, Principat und Freiheit, versöhnt seien: aber, setzt er melancholisch hinzu, *natura infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala; et ut corpora nostra lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris.* Die Nachwirkungen der früheren Perioden seien also noch nicht vorüber; die Erkaltung des politischen Interesses daure fort. Mit Widerwillen habe man sich einstens zur politischen Unthätigkeit bequemt; jetzt sei diese Unthätigkeit lieb gewordene Gewohnheit: *subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo, et invisa primo desidia postremo amatur.* Indem es also an sittlicher Kraft, an thätigem Interesse für das politische Leben fehle, so denn auch an Interesse für politische Biographien. Gegenüber dieser Interesselosigkeit war also jene Bitte um *venia* nothwendig, jene Hinweisung, dass wie es in der Vergangenheit angemessen war, verdiente Männer zu preisen, auch jetzt die Verherrlichung solcher angemessen sein müsse, auch wenn nur geringe Theilnahme zu erwarten sei. Endlich, und damit schliefse Tacitus seine Rechtfertigung, wer nicht seine Arbeit als einen dem öffentlichen Leben geleisteten Dienst ansehen wolle, der möge dieselbe als Beweis der Pietät ansehen, die er seinem Schwiegervater Agricola schulde.

Nach dieser Entwicklung des Gedankenganges in den drei ersten Capiteln bedürfe es kaum noch irgend welcher Besserungen; am wenigsten aber würden die von dem Redner vorgeschlagenen Billigung finden können, da sie nur eine Reihe von Gewaltthätigkeiten seien, die auch sachlich sich nicht empfehlen. Er würde allenfalls noch Prof. Linker's Emendation beistimmen, wenn der Anfang selbst entspräche, wenn angenommen werden könnte, dass Tacitus von einem Schriftsteller unter Domitian spreche, der für sein Werk sich erst die kaiserliche Genehmigung habe einholen müssen. Aber weder von einem Biographen noch von einem anderweitigen historischen Schriftsteller der vorangehenden Zeit sei etwas derartiges bekannt. Die Schriftsteller wussten besser, wie sie sich zu verhalten hätten, um dem Kaiser zu gefallen. Wer das nicht hoffte und auch nicht wollte, der schrieb lieber

gar nicht, sondern schwieg stille [vgl. c. 2 z. E.]. Eine solche kaiserliche Genehmigung könne also nicht unter *venia* verstanden werden; noch weniger könne man Ritter beistimmen, der sogar meinte, dass Tacitus selbst eine solche Erlaubniss nachgesucht habe. Die *venia* könne daher nur die bei dem Publicum nachzusuchende sein. Schwierig sei es dagegen, eine bestimmte Meinung über die Lesart *incusaturus* abzugeben. Wie viel auch Aenderungen vorgeschlagen worden seien, keine genüge; er selbst wisse auch kein entschiedenes Heilmittel anzugeben. Der Gedankengang könne jedoch nur auf folgenden Sinn führen: „ich würde um diese *venia* nicht gebeten haben, wenn ich nicht in eine Zeit hineingeraten wäre, die der Tugend so abhold ist." Daher halte er die Lesart *ni cursaturus* immer noch für die relativ beste. Weiter missbilligt er in dem von Linker als Ausruf gefassten Satze: *Tam saeva et infesta virtutibus tempora egimus!* zunächst das *tam*, wofür er nur *adeo* als passend erachtet. Das von Linker beanstandete *legimus* lasse sich in seiner Beziehung auf die Senatsprotocolle etwa genügend rechtfertigen. Der vorgeschlagenen Aenderung *pronum magis magisque in aperto erat*, stimme er gern bei.

Director Eckstein aus Halle greift die sprachliche Möglichkeit der Verbindungen *petisse incusabatur* und *tempora egimus* an. Bei der Bitte um *venia* denke auch er an eine Klage des Tacitus über das Publicum seiner Zeit.

Prof. Halm aus München vertheidigt ebenfalls die handschriftliche Schreibung, will aber die Bitte um *venia* mit Beziehung auf die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers aufgefafst wissen.

Schulrath Stieve aus Breslau vertheidigt den Gegensatz zwischen *narraturus* und *incusaturus*, Director Beneke aus Elbing namentlich das doppelte *nunc:* an der ersten Stelle erscheine es allgemein = *nostra memoria* und erst an der zweiten trete es in Beziehung zu der unmittelbaren Gegenwart des Schreibenden.

Director Capellmann aus Wien bemerkte im Allgemeinen, dass auch er die vorgetragenen Conjecturen zu der Stelle *at nunc narraturo* etc. an sich schon für zu gewaltsam und gezwungen betrachte, in Beziehung auf die Gedankenfolge für ungeeignet, auch in sprachlicher Hinsicht für nicht empfehlenswerth halte, wofür er nach dem vielen Vortrefflichen, das schon dagegen vorgetragen sei, einen weiteren Beweis unnöthig erachte; dass er dagegen den vorliegenden handschriftlichen Text für unverdorben erkläre, und bemerkte im unmittelbaren Anschluss an das von Director Beneke Vorgetragene, dass jeder Erklärungsversuch an dieser Stelle ausgehen müsse von der genauen Würdigung des Verhältnisses zwischen *at nunc narraturo — venia opus fuit* und *quam non petissem*, wobei ein besonderes Gewicht auf den Umstand zu legen sei, dass Tacitus, wegen der Ungunst der Zeit, nicht sogleich nach dem Tode seines Schwiegervaters Agricola, unter Domitian, die *vita* desselben verfasst hat, obgleich ihm diese Pflicht der Pietät oblag, was durch *at nunc narraturo* ausgedrückt wird, und dass er mit der wirklichen Erfüllung dieser Pflicht bis zu günstiger Zeit, unter Nerva, 4—5 Jahre gewartet hat.

Aus dieser Erwägung und aus der genauen Auffassung des weiteren Zusammenhanges in den drei ersten Capiteln wird sich die richtige Beziehung der Worte *nunc narraturo*, *opus fuit* und *quam non petissem* ergeben.

Für jetzt wollte derselbe (Capellmann) nur noch die Conjectur an der früheren Stelle bekämpfen, dass nämlich für *pronum magisque in aperto* zu setzen sei *pronum magis magisque in aperto.* Das verdoppelte *magis* zu *in aperto* gezogen macht, dass die absichtlich und mit Nachdruck hervorgehobenen zwei Begriffe *pronum* und *in aperto*, sich in einen prädicativen Begriff auflösen, der andere, *pronum*, als Prädicat verloren geht und als Appositionsbegriff die Construction stört und den ganzen Gedanken trübt, während *magis magisque in aperto* selbst eine dem einfachen Gegensatz zwischen *apud priores* und *at nunc narraturo* wenig entsprechende Steigerung erhalten würde. — Sollte aber das erstere *magis* zu *pronum*, das zweite zu *in aperto* gezogen werden, so würde das *pronum magis* (*apud priores*) jedenfalls bedingen, dass man auch von *nunc* (Zeit des Todes von Agricola) müsste sagen können, es sei das *agere digna memoratu*, wenn gleich in geringerem Grade, doch auch damals *pronum* gewesen, während Tacitus diese Zeiten ausdrücklich *saeva et infesta virtutibus* nennt. Durch das einmalige *magis* (*que*) werden die beiden Begriffe deutlich geschieden, und der erstere, *pronum*, ganz auf die Zeit *apud priores* beschränkt; der zweite, *in aperto*, wird durch *magis* comparativ gestellt zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, ganz im Einklang mit den ersten Worten des Proömiums, namentlich *ne nostris quidem temporibus* etc. *).

Prof. Teuffel aus Tübingen weist dieses Bedenken zurück. Nur im folgenden halte auch er eine Aenderung für unnöthig. *Nunc* habe an beiden Stellen verschiedene Bedeutung wegen der verschiedenen Gegensätze, einmal zu den *priores*, d. h. zu der Periode der Republik, sodann im folgenden zu der Zeit des Domitian.

Zum Schlusse dankt Prof. Linker den genannten Rednern für ihre vereinten Bemühungen die dunkeln Worte der besprochenen Stelle aufzuklären. Doch fühle er sich durch die eben vorgetragenen Gründe noch nicht veranlasst von seiner Ansicht über die Corruption der Stelle abzugehen. Dass Tacitus etwa auch von einer Bitte um *venia* mit Beziehung auf sein Publicum im ganzen habe sprechen können, sei an sich nicht unmöglich: aber es sei erst noch zu erweisen, dass ein solcher Gedanke gerade an unserer Stelle statthaft sei, an welcher wir im folgenden durchaus nur von der *saevitia principis* hören. Dazu wolle Tacitus hier überhaupt seine Zeitgenossen weit weniger anklagen, als wegen ihres gemeinsamen Geschickes beklagen. Dass derselbe bei den Zeiten der Republik nur an das Verhältniſs des Schriftstellers zu dem ganzen Volk, bei der Erwähnung der Kaiserzeit dagegen an das Verhältniſs zum *princeps* denke, könne als hinlänglich gerechtfertigt erscheinen. Von den sprachlichen Einwänden scheine ihm nur die Bemerkung über *tam* von Ge-

*) Abgedruckt nach einer der Redaction später mitgetheilten Aufzeichnung des Dir. Dr. Capellmann.

wicht: doch werde sich auch dieses vor den folgenden Adjectiven wohl vertheidigen lassen. Oder solle man mit Rücksicht auf das vorausgehende *adeo virtutes-gignuntur* etwa vor *tam* eine Lücke ansetzen und ergänzen: *ita quam non fecunda magnorum ingeniorum, tam saeva et infesta virtutibus tempora?* Uebrigens wie man auch über diese Worte denken möge, so werde doch dadurch die Nöthigung zur Ausstofsung des vorhergehenden *mihi* nicht widerlegt. Auch habe keiner der aufgetretenen Redner das Passende in der Anknüpfung der gleich folgenden Beispiele nachgewiesen, welche nothwendig an unserer Stelle einen allgemeinen Gedanken in der oben bezeichneten Art erfordern. Dazu sei eine förmliche Bitte um *venia* hier um so weniger zu erwarten, da am Schlusse derselbe Gedanke ohnehin schon ausgesprochen sei (*aut excusatus*). Und noch immer vermöge er nicht abzusehen, wie man einem sorgfältigen Schriftsteller den zweifachen Gebrauch von *nunc* in so unmittelbarer Folge zutrauen könne. Der Redner verwahrt sich endlich nochmals gegen den Vorwurf allzu grofser Kühnheit: bei der Herstellung einer überhaupt in Verwirrung gerathenen Stelle könne es nicht darauf ankommen, die einzelnen Buchstaben der vorgeschlagenen Aenderung nachzuzählen.

Nach Beendigung dieser Discussion folgte der Vortrag des Professor Lange aus Prag

Ueber das zweite Stasimon im Oedipus Tyrannos (v. 863—910) *).

Unter den Chorgesängen des Sophokles ist das zweite Stasimon im Oedipus Tyrannos, welches mit einer Verherrlichung der ewigen Sittengesetze beginnt, unbestritten einer der herrlichsten. Leider aber ist der Text, besonders der beiden mittleren Strophen, dergestalt verdorben, dass die Gedanken mehr geahnt als verstanden werden. Zwar hat die durch jene Verderbnisse entstandene mysteriöse Dunkelheit selbst in einem um Sophokles hochverdienten Kritiker, der sonst in Bezug auf alte Textesschäden scharf genug sah und sie genial genug zu heilen wusste, einen Verehrer gefunden. Der leider zu früh dahingeschiedene Schneidewin, dem ich als Schüler ein pietätsvolles Andenken schulde und bewahre, hat, das kann man ohne Verletzung der Pietät sagen, gerade die Stellen, die dem klaren Verständnisse die bedeutendsten Schwierigkeiten entgegensetzen, in diesem Falle theils nicht als verdorben erkannt, theils nicht richtig geheilt. Vielmehr hielt er die durch sie für den Gedankenzusammenhang des Chorliedes entstehende Dunkelheit für eine von Sophokles beabsichtigte. Er meinte [1]): „Die natürliche Scheu der thebanischen Bürger, gegen die Gemahlin ihres frommen, hochverehrten Königs, dessen Verdienst um den Staat auch hier dankbar erwähnt wird, mit der Sprache offen herauszutreten, breitet ein gewisses Helldunkel über den herrlichen Gesang aus." Indess ist schon dieser

*) Der Text war auf einem besonderen Blatte unter die Anwesenden vertheilt.

1) Anmerkung zu v. 863 seiner Ausgabe.

Ausdruck „Helldunkel" für den halb unverständlichen Zustand des Chorliedes ein unberechtigter Euphemismus. Ohne Zweifel hatte Herr Professor Bonitz jener Auffassung gegenüber Recht zu behaupten [2]), dass in diesem Chorgesange zwischen vollkommen deutlichen ganz verständlichen Abschnitten sich andere finden, die eben so sehr, was ihren Sinn an sich, als was ihren Zusammenhang betrifft, in vollem Dunkel schweben. An dem vollen Dunkel einiger Stellen kann aber nicht Sophokles, sondern können nur die Abschreiber Schuld sein. Daher dürfte der Versuch, mittelst einer strengen, von der Voraussetzung eines klaren Zusammenhanges klarer Gedanken ausgehenden Interpretation den Sitz der verschiedenen Verderbnisse aufzufinden und diese selbst durch Conjectur zu beseitigen, wohl gerechtfertigt sein.

Wenn ich Sie nun einlade, meine Herren, zu diesem Zwecke mit mir jenen Chorgesang durchzugehen und meinen Interpretations- und Emendationsvorschlägen aufmerksames Gehör zu schenken, so fürchte ich nicht, einen für diese Versammlung unpassenden Gegenstand zur Erörterung zu bringen. Denn es ist in einer Versammlung von Philologen wohl Niemand, der sich nicht an der Erklärung dieses Chorgesanges versucht und der es nicht bedauert hätte, den vollen Sinn des Dichters uns verschlossen zu sehen.

Zur Orientierung erinnere ich kurz an die Situation. Oedipus, obwohl eifrig bedacht den Mörder des Laios ausfindig zu machen, ist dem Ziele, wie er glaubt, noch nicht näher gerückt, weil er die ihn selbst beschuldigenden Enthüllungen des Tiresias nicht für wahr hält; aber in seiner Sicherheit, die ihn die Schuld eher bei Tiresias und Kreon, als bei sich selbst suchen lässt, ist er wenigstens beunruhigt worden durch ein hingeworfenes Wort der Iokaste, wodurch er erfährt, dass Laios an derselben Stelle erschlagen worden sei, wo er, Oedipus, sich erinnert, einen Greis erschlagen zu haben. Oedipus beginnt nun an die Wahrhaftigkeit des Tiresias zu glauben. Iokaste sucht ihn zu beruhigen, „der Spruch des Tiresias, dass Oedipus den Laios erschlagen habe, werde eben so unwahr erfunden werden, wie der Spruch des Apollo, dass Laios von seinem Sohne erschlagen werden würde, bereits als unwahr erfunden worden sei." Oedipus selbst ist trotz seiner Unruhe noch weit davon entfernt, den ganzen Zusammenhang seines Schicksals zu ahnen. Eben so wenig wie Oedipus durchschaut der Chor den Zusammenhang, während die Zuschauer bereits durch die Scene zwischen Oedipus und Tiresias darüber aufgeklärt sind.

Der Sinn der ersten Strophe ist glücklicherweise im Ganzen vollkommen klar. Der Chor spricht, zunächst im Unwillen über die gotteslästerlichen Reden der Iokaste, den Wunsch aus, es möge ihm das Los beschieden sein, weder in Worten noch in Thaten die erhabenen Sittengesetze [3]) zu verletzen, die, göttlichen Ursprungs, niemals untergehen.

---

2) Recension der von Nauck besorgten dritten Auflage der Schneidewin'schen Ausgabe des Oed. Tyr. in der Zeitschr. f. österr. Gymnas. 1857. S. 196.

3) Vgl. über dieselben Naegelsbach, nachhomerische Theologie. Abschnitt I, §. 51. 52.

Die Richtigkeit der vom *cod. Laur.* dargebotenen Textesgestalt wird, abgesehen von der Lesart *θνητή*, wofür die dorische Form hergestellt worden ist, nur an Einer Stelle mit Recht in Zweifel gezogen. Denn die von Nauck gegen *ὑψίποδες*[4]), von Hartung gegen *οὐρανίαν δι᾽ αἰθέρα*[5]), von Bergk und Nauck gegen *τεκνωθέν-*

---

4) Nauck im kritischen Anhange zu Schneidewin's Ausgabe S. 160 erwartet einen Choriambus und vermuthet *ὑψιπετεῖς*. Jene Erwartung stützt sich auf die Voraussetzung, dass das an der entsprechenden Stelle der Antistrophe stehende *ἀκροτάταν* unverdorben sei. Nun aber leidet diese Stelle der Antistrophe, wie wir sehen werden, an mehr als Einer Verderbnis. Daher ist die Voraussetzung einer Verderbnis in *ἀκροτάταν* auf jeden Fall mehr berechtigt, als die der Unrichtigkeit von *ὑψίποδες*. Dass aber zwei Choriamben an dieser Stelle der Strophe nothwendig seien, lässt sich schwerlich behaupten, wenn auch Kock (Sophokleische Studien, zweites Heft. Guben 1857. S. 36) meint: „Die zwei Choriamben bezeichnen sehr schön die schwindelnde Höhe, aus welcher nach der Strophe die Satzungen der Götter stammen, zu welcher in der Gegenstrophe der Uebermuth emporsteigt.“ Den Vers *ὑψίποδες οὐρανίαν* — ⏑ ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — aus metrischen Gründen zu verdächtigen, halte ich deshalb für unberechtigt, weil dieselbe Verbindung eines Paeon und Choriambus auch in zwei von Dindorf aus Euripides angeführten Versen vorkommt: Orest. 1431 (Nauck) *ἁ δὲ λίνον ἠλακάτᾳ*. Hel. 520 *ἀλλ᾽ ἔτι κατ᾽ οἶδμ᾽ ἅλιον*. Der Ausdruck *ὑψίποδες* selbst passt ferner vortrefflich zu der Vorstellung der Erhabenheit, welche der Dichter mit den ewigen Sittengesetzen verbinden will. Man hat schon von anderer Seite passend die Homerische Beschreibung der *ἄτη* verglichen Il. *T*, 92 *οὐ γὰρ ἐπ᾽ οὔδει | ἀλλ᾽ ἄρα ἥ γε κατ᾽ ἀνδρῶν κράατα βαίνει*. Dagegen würde das von Nauck vorgeschlagene *ὑψιπετεῖς* den Eindruck der Erhabenheit schwächen. Denn *ὑψιπετής, έος* ist nicht zu verwechseln mit *ὑψιπέτης*, *alte volans* (Il. *M*, 201 *αἰετὸς ὑψιπέτης*. Soph. Oenom. fr. 432 N. *γενοίμαν αἰετὸς ὑψιπέτας*. Pind. Pyth. 3, 105 *ὑψιπετᾶν ἀνέμων*), sondern bedeutet, von *πίπτω* abstammend, „aus der Höhe gefallen.“ Und wenn auch Euripides dieses *ὑψιπετής* im Sinne von „erhaben“ ein mal gebraucht zu haben scheint (Hec. 1100 *αἰθέρ᾽ ἀμπτάμενος οὐράνιον | ὑψιπετὲς εἰς μέλαθρον*), so ist es doch auf jeden Fall gewagt, eine solche singuläre Gebrauchsweise dem Sophokles aufzunöthigen, bei dem sich jenes *ὑψιπετής* sonst nicht findet. — Sollte *ἀκροτάταν* in der Antistrophe richtig sein, in welchem Falle ich die dortige Lücke natürlich durch den Accusativ *ἀκμάν* eben so gut ergänzen könnte, wie ich sie in Voraussetzung der Richtigkeit von *ἀκρότατον* durch den Genitiv ergänzt habe (S. 32), und sollte demnach *ὑψίποδες* corrupt sein, so würde ich lieber *ὑψιπόλεις* corrigieren. Denn dies ist ein sophokleisches Wort, vgl. Antig. 367 *νόμους τ᾽ αἰείρων χθονὸς | θεων τ᾽ ἔνορκον δίκαν, | ὑψίπολις· ἄπολις, ὅτῳ τὸ μὴ καλὸν | ξύνεστι τόλμας χάριν*. Und wie hier derjenige, der menschliche und göttliche Gesetze zu Ansehen bringt, *ὑψίπολις* genannt wird, so können die *νόμοι* selbst ohne Zweifel auch *ὑψιπόλεις* genannt werden. *Ὑψιπόλεις* würde ferner den unten nachgewiesenen Gedankenzusammenhang zwischen dem Anfange der Strophe und der Schlussbitte der ersten Antistrophe *τὸ καλῶς δ᾽ ἔχον πόλει νόμισμα μήποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι* noch inniger und klarer gestalten. In der That bin ich jetzt geneigt, *ὑψιπόλεις* vorzuziehen, ohne zu befürchten, dass dadurch das Gewicht der Ansicht verstärkt werden würde, welche den Chorgesang auf die politische Staatsordnung statt auf die ewigen Sittengesetze beziehen möchte.

5) Dass die kurze Schlussylbe von *αἰθέρα minus eleganter* unter den Ictus falle, rechtfertigt Dindorf mit ähnlichen Beispielen. — Hartung erhebt, theilweise im Anschlusse an Neue, dreierlei Bedenken gegen *οὐρανίαν δι᾽ αἰθέρα*. Erstens wegen des femininalen Gebrauches von *αἰθήρ*. Aber dieser ist durch den Gebrauch des Homer, Pindar, Euripides gesichert, und zwar nicht blos für die hier allerdings unzulässige Bedeutung *αἴθρη*, sondern auch für die Bedeutung des oberen bis an den Himmel reichenden Luftraumes. Man vgl. nur Eur. El. 990 *καὶ τοῖν ἀγαθοῖν ξύγγονε κούροιν | Διός, οἳ φλογερὰν αἰθέρ᾽ ἐν ἄστροις | ναίουσι* mit Iphig. A. 768 *τῶν ἐν αἰθέρι δισσῶν Διοςκούρων*, und Or. 1635 *Ζηνὸς γὰρ οὖσαν ζῆν νιν ἄφθιτον χρέων, | Κάστορί τε Πολυδεύκει τ᾽ ἐν αἰθέρος πτυχαῖς | ξύνθακος ἔσται ναυτίλοις σωτήριος*. Ohne Zweifel ist mit der *φλογερὰ αἰθήρ* der ersten Stelle dieselbe Sternenregion gemeint, die in den beiden andern Stellen durch *αἰθήρ* bezeich-

τες [c]) angeregten Bedenken sind nicht stichhaltig, was ich, wenn nicht die Zeit zur Kürze mahnte, gern beweisen würde. Auf jeden Fall werde ich bei der Antistrophe das Recht in Anspruch nehmen, den Text der Strophe an dieser Stelle als unverdorben voraussetzen zu dürfen.

Die Stelle, an der mit Recht die handschriftliche Lesart verlassen worden ist, ist v. 870, in welchem man nach Elmsley's Vermuthung *οὐδὲ μήποτε λάθα* für *οὐδὲ μὴν ποτε λαθραι* des *Laur.* liest. Insbesondere ist *μήποτε* durch das an derselben

---

net ist, und an die wir auch in der Sophokleischen Stelle denken müssen. — Zweitens wegen der Verbindung des Adjectivs *οὐράνιος* mit *αἰθήρ;* denn *οὐρανός* und *αἰθήρ* seien nicht Eins. Als ob nur tautologische Verbindungen wie *οὐράνιον οὐρανόν* erlaubt wären! Eben wegen der theilweisen Bedeutungsverschiedenheit von *αἰθήρ* und *οὐρανός* ist eine Verbindung möglich, da der obere Luftraum sich bis an das Himmelsgewölbe erstreckt. Vgl. Eur. Ion. 1147 *Οὐρανὸς ἀθροίζων ἄστρ' ἐν αἰθέρος κύκλῳ.* Ohnehin lässt sich die Verbindung *οὐράνιον αἰθέρα* wirklich nachweisen. Sollte auch das Euripideische Beispiel Hec. 1100 *αἰθέρ' ἀμπτάμενος οὐράνιον* nicht ganz gesichert sein, so ist doch zweifellos richtig Pseudo-Platon. Axioch. 366 A *ἡ ψυχὴ συναλγοῦσα τὸν οὐράνιον ποθεῖ καὶ σύμφυλον αἰθέρα.* Bei Sophokles kann an unserer Stelle der Ausdruck *οὐρανίαν αἰθέρα* von der Stätte der *νόμοι ἄγραφοι* um so weniger auffallen, als Sophokles das göttliche Recht auch durch *οὐρανία θέμις* (El. 1064) bezeichnet. — Drittens, weil *διὰ* für *ἐν* ein unerhörter Gebrauch sei, zumal da *αἰθήρ* als die Mutter der *νόμοι* gedacht werde, von der Mutter aber *ἐξ* und nicht *διά* zu sagen gebräuchlich sei. Aber eben diese Voraussetzung, Sophokles habe den Aether als die Mutter der *νόμοι* bezeichnen wollen, ist völlig grundlos. Gerade *διὰ* c. acc. zeigt, dass Sophokles dies nicht, wohl aber die Stätte der Geburt, indessen auch nicht diese an und für sich, sondern zugleich in prägnanter Weise als Wohnstätte der *νόμοι* hat angeben wollen. — Wir werden daher Neue's Vermuthung *ὑψίποδες οὐρανίᾳ | αἰθέρι τεκνωθέντες* und Hartung's Vermuthung *ὑψίποδες οὐράνιοι δίῳ | αἰθέρι τεκνωθέντες* zurückzuweisen berechtigt sein.

6) Nauck (krit. Anhang zu v. 867) und Bergk (*Soph. tragoediae Lips.* 1858 *adn. crit. p. XLVIII*) erwarten wegen *διὰ* c. acc. ein Wort wie *ταθέντες*, ausgebreitet, etwa *τανυσθέντες* oder *ἐκταθέντες*. Sie lassen sich dabei von dem Vorbilde einer Stelle des Empedokles leiten (Aristot. Rhet. 1, 13. vgl. Plut. bei Euseb. praep. ev. 1, 24, C) v. 426 ed. Stein: *οὐ πέλεται τοῖς μὲν θέμιτον τόδε, τοῖς δ' ἀθέμιστον, | ἀλλὰ τὸ μὲν πάντων νόμιμον διά τ' εὐρυμέδοντος | αἰθέρος ἠνεκέως τέταται διά τ' ἀπλέτου αὐγῆς.* Aber *διὰ* c. acc. verursacht auch bei *τεκνωθέντες* keinen Anstofs, sobald man *τεκνωθέντες* mit Schneidewin prägnant nimmt für *τεκνωθέντες καὶ ὄντες*, was bei der bekannten Neigung der griechischen Sprache zu prägnanten Präpositionalconstructionen zumal im dichterischen Ausdrucke keine Schwierigkeiten hat. Schon Triclinius vergleicht für *διὰ* c. acc. nicht unpassend Aesch. Sept. 187 *ἱππικῶν τ' ἀγρύπνων | πηδαλίων διὰ στόμια | πυριγενετᾶν χαλινῶν.* Jenes *τεκνωθέντες* halte ich für um so mehr gesichert, als es dem Dichter darauf ankommen musste, die himmlische, göttliche Abstammung der *νόμοι* so stark wie möglich zu betonen. Von dieser starken Betonung, die durch die scheinbare, echt Sophokleische, Tautologie *τεκνωθέντες*, *ὧν Ὄλυμπος πατὴρ μόνος, οὐδέ νιν θνατὰ φύσις ἀνέρων ἔτικτεν* hervorgebracht wird, scheint mir etwas Wesentliches verloren zu gehen, wenn ein Wort wie *ταθέντες* substituirt würde, dessen Begriff eben durch das ungewöhnliche *διὰ* c. acc. ohnehin als in *τεκνωθέντες* mit enthalten angedeutet wird. Die Analogie der Empedokleischen Stelle ist deshalb trügerisch, weil es dem Empedokles nicht sowohl auf die göttliche Abstammung, als auf die weite Verbreitung des *πάντων νόμιμον* ankam, wie der Zusammenhang lehrt. Daher es völlig gerechtfertigt ist, dass in der Stelle des Empedokles eben nur der Begriff der raumlichen Ausbreitung angewendet worden ist. — Wenn Bergk übrigens, mit den obigen Vorschlägen selbst nicht zufrieden, hinzufügt: *Verum Sophocles dixisse videtur, leges per aetherem litteris scriptas vel clavis affixas esse*, so ist zu erwägen, ob nicht ein solches Oxymoron von den *νόμοι ἄγραφοι* der einfachen Erhabenheit der Vorstellung Eintrag thun würde.

rhythmischen Stelle der Antistrophe stehende *μήποτε* gesichert [7]). In Bezug auf *λάθα* jedoch hat sich Elmsley, der es aus den schlechteren Handschriften beibehielt, weiter als nöthig war vom *Laur.* entfernt. Denn die offenbar corrupte Lesart *λαθραι* des *Laur.* ist ein besseres Fundament, als die scheinbar unverdorbene der andern Handschriften. Jenes *λαθραι* konnte nämlich schwerlich aus dem Nominativ, wohl aber aus dem Dativ *λάθαι* entstehen. Diesen hat der Schreiber des *Laur.* gewollt; denn das *ρ* von *λαθραι* ist nach Elmsley's eigenem Zeugnisse ausradirt [8]). Wir müssen daher den Dativ *λάθᾳ* [9]) herstellen und können dies mit gutem Gewissen thun, weil auch der Sinn dadurch gewinnt. Die *θνατὰ φύσις ἀνέρων* ist nun Subject nicht blos zu *ἔτικτεν*, sondern auch zu *κατακοιμάσῃ*; es wird also nicht blos der übermenschliche Ursprung der *νόμοι ἄγραφοι*, sondern auch zugleich die Ohnmacht der sterblichen Menschennatur betont, welche jene ewigen unwandelbaren Gesetze, die *ἀσφαλῆ θεῶν νόμιμα*, wie sie in der Antigone (v. 454) heifsen, nicht in Vergessenheit versenken kann. Dies aber ist als Vorbereitung auf den Gedanken in der Antistrophe von der eitlen Vermessenheit der *ὕβρις* gegenüber jenen Gesetzen gewiss sehr passend.

Zunächst aber tritt der Ohnmacht der Menschen im letzten Verse die Macht des in den *νόμοι ἄγραφοι* waltenden Gottes entgegen. Daher halte ich es auch für besser, das mit Nachdruck vorangestellte *μέγας* als Prädicat [10]) zu *θεός* aufzufassen, wie schon der eine Scholiast [11]) thut, als mit Schneidewin und Andern *μέγας θεός* attributiv zu verbinden und mit *numen divinum* zu übersetzen [12]). Jene Auffassung empfiehlt sich auch dadurch, dass nun *θεός* zwei Prädicate hat, die in der Hervor-

---

7) Ein Grund, den ich nirgends angegeben finde. Uebrigens genügt zur Rechtfertigung der Elmsley'schen Conjectur auch der Umstand, dass Sophokles nicht *μήν*, sondern die dorische Form *μάν* gebraucht haben würde (vgl. Oed. Col. 152 *ἀλλ' οὐ μὰν ἔν γ' ἐμοὶ | προσθήσεις τάσδ' ἀράς*), und dass die in *οὐδὲ μήν ποτε* liegende Steigerung (und vollends nicht) unpassend sein würde, während andererseits der vom Laur. verbürgte Conjunctiv *κατακοιμάσῃ* das *μήποτε* nothwendig verlangt, bei welchem übrigens auch der Indicativ, wenn ihn der Laur. böte, zulässig sein würde. Vgl. Kvičala, über *οὐ μή* in der Zeitschrift f. österr. Gymn. 1856. S. 745 ff., insbesondere S. 749. 758. 828.

8) In der *praefatio* zur Separatausgabe der Scholien zum *Oedipus Tyrannus.* Leipzig 1826. S. XX.

9) Wegen dieses instrumentalen Dativs vgl. Soph. Phil. 649 *φύλλον τί μοι πάρεστιν, ᾧ μάλιστ' ἀεὶ | κοιμῶ τόδ' ἕλκος, ὥστε πραΰνειν πάνυ.* Aesch. Sept. 3 *οἴακα νωμῶν, βλέφαρα μὴ κοιμῶν ὕπνῳ.*

10) Der prädicative Gebrauch von *μέγας* und zugleich die Verbindung: *θεὸς ἔν τινι μέγας ἐστίν* rechtfertigt sich völlig durch Oed. Tyr. 654 *τὸν οὔτε πρὶν νήπιον νῦν τ' ἐν ὅρκῳ μέγαν καταίδεσαι.* Denn diesem Ausdrucke liegt zu Grunde der andere: *Κρέων ἐν ὅρκῳ μέγας (ἐστίν).*

11) Schol. Laur. (ed. Elmsley Oxon. 1825) zu v. 871: *ἐν τοῖς νόμοις μέγας ἐστὶν ὁ θεός.*

12) Die grammatische Möglichkeit, das *μέγας* attributiv aufzufassen, läugne ich natürlich nicht. Aber die Analogie des von Schneidewin für den Ausdruck *μέγας θεός*, *numen divinum*, beigebrachten Beispiels ist nicht treffend. Denn in Soph. fragm. 837 (Nauck) *ἀλλ' ἡ φρόνησις ἀγαθὴ θεὸς μέγας.* wird die *φρόνησις ἀγαθή* selbst *θεὸς μέγας* genannt. Man müsste also hiernach eher erwarten, dass die *νόμοι ὑψίποδες* selbst *θεὸς μέγας* genannt würden, als dass gesagt würde, es sei ein *θεὸς μέγας* in ihnen.

hebung der Macht des Gottes treffend zusammenwirken, ein positives *μέγας ἐν τούτοις θεός*: „Stark ist Gott in ihnen," und ein negatives *οὐδὲ γηράσκει*: „und nicht wird er schwach vor Alter."

In der Antistrophe stellt der Chor, so viel lässt sich trotz der Verdorbenheit des Textes sofort erkennen, der von ihm begehrten *εὔσεπτος ἁγνεία* rücksichtlich der *νόμοι ἄγραφοι* die *ὕβρις* in ihrer Ohnmacht gegen dieselben Gesetze entgegen, worauf er am Schlusse zu der Versicherung zurückkehrt, sich selbst stets unter die göttliche Obhut stellen, d. h. die Götter ehren und ihre Gesetze befolgen zu wollen.

Der gewichtvolle Satz *ὕβρις φυτεύει τύραννον* ist ohne Verbindungspartikel angereiht. Trotz dieses Asyndetons ist sein Zusammenhang mit dem Gedankeninhalte der Strophe klar. Während die *εὔσεπτος ἁγνεία* in der Beobachtung der *νόμοι ἄγραφοι* besteht, bringt die *ὕβρις* den Uebertreter und Verächter der Gesetze hervor. Denn das ist *τύραννος* [13]), ein Ausdruck, den Sophokles hier ohne Zweifel mit Absicht gesetzt hat [14]). Die Absicht aber kann keine andere sein, als die, dass bei dieser Sentenz nicht blos an Iokaste, sondern auch an Oedipus gedacht werde. Zwar der Chor der thebanischen Bürger selbst denkt nur an Iokaste, wie die Scholien richtig bemerken [15]), an Iokaste, die kurz zuvor verächtlich über die göttlichen Orakel gesprochen und leichtfertig eine den Naturgesetzen widerstreitende That, die grausame Aussetzung ihres Kindes, erwähnt hatte. Er, der Chor, denkt nicht daran, seine Worte auf Oedipus zu beziehen; er kann seiner ganzen Haltung nach nicht daran denken, da er in einem noch späteren Stadium der Handlung, v. 1086, von der Unschuld des Oedipus noch völlig überzeugt ist; er spricht seine Worte in der Meinung, als ob sein als fromm verehrter König dieselben Gesinnungen hege. Aber dies hindert nicht, dass der Dichter dem in der Handlung stehenden befangenen [16]) Chore Worte leiht, welche die durch die Scene zwischen Oedipus und Ti-

---

13) So schon Triclinius (*Scholia in Soph. trag. Vol II ed. Dindorf.* Oxon. 1852. S. 298): *ἡ ὑπεροψία κακοὺς καὶ ἀνόμους (τοιοῦτοι γὰρ οἱ τύραννοι) ἐργάζεται τοὺς αὐτὴν ἔχοντας.* Vgl. Antig. 480 *αὕτη δ' ὑβρίζειν μὲν τότ' ἐξηπίστατο | νόμους ὑπερβαίνουσα τοὺς προκειμένους.* Aj. 1350 *τόν τοι τύραννον εὐσεβεῖν οὐ ῥᾴδιον.*

14) Die in sich unklare Erklärung, welche Schneidewin für die Wahl des Ausdruckes *τύραννος* gibt, dürfte durch die Bemerkung von Bonitz a. a. O. S. 196 erledigt sein.

15) Schol. Laur. zu v. 863 *Ταῦτα δὲ φησίν, τὴν Ἰοκάστην αἰτιώμενος, ὅτι ἀσεβῶς ἔφη ἐψεῦσθαι τὸν Ἀπόλλωνα.* Zu v. 873 *Ταῦτα μὲν φησὶ περὶ τῆς Ἰοκάστης, ὅτι ἀνεπιτήδεια λέγει περὶ τῶν θείων νόμων. Τὸν δὲ λόγον ποιοῦσι περὶ τῆς τυραννίδος, ἵνα μὴ δόξωσιν ἐμφανῶς αὐτὴν διελέγχειν.* Vgl. zu v. 898. 901. 906. Schol. Dind. zu v. 863 *τὸ τοῦ χοροῦ κἂν δυσχεραίνοντος ἐστὶ κατὰ τῆς Ἰοκάστης, ὡς παρ' οὐδὲν τιθεμένης τοὺς χρησμοὺς τῶν θεῶν.* Triclinius zu v. 863 *καταγινώσκων ὁ χορὸς τῆς Ἰοκάστης, ὡς μὴ δεχομένης τὰς τοῦ Ἀπόλλωνος μαντείας, φησίν.* Zu v. 873 *ὥστε καὶ Ἰοκάστη ἐξ ὑπεροψίας τὸν Ἀπόλλωνος ἠτίμασε λόγον.* Weiterhin: *τουτέστιν, ὑβρισταὶ καὶ ἄνομοι, ὁποία ἡ Ἰοκάστη, αὐξηθέντες· κ. τ. λ.* Vgl. auch zu 906 (Dind. p. 300).

16) Vgl. auch Schneidewin in der Einleitung S. 5: „Unsern Choreuten geht eine tiefere Auffassung der Verhältnisse ab: der Dichter musste sie beschränkt darstellen, damit sie ebenso wenig, wie ihr König, den Zusammenhang der Dinge durchschauen und immer auf die Stimmung ihres Gebieters eingehen können."

resias schon hinreichend aufgeklärten, weitersehenden Zuschauer auch auf Oedipus beziehen sollen. Oedipus ist ja nach der Darstellung des Dichters keineswegs völlig schuldlos [17]), er hat sich bereits gegen Tiresias und Kreon übermüthig betragen, er hat dies gerade in seiner Eigenschaft als Herrscher gethan, und ist sowohl von Tiresias [18]) als von Kreon [19]) vor den Augen der Zuschauer in tadelndem Sinne *τύραννος* genannt worden. Insofern findet also wirklich eine Doppelsinnigkeit in den Worten des Chores statt, die aber kein Helldunkel über den Chorgesang ausbreitet, sondern nur dazu dient, durch die gleiche Wahrheit des weiteren und des engeren Sinnes die tragische Ironie um so klarer und eindringlicher wirken zu lassen.

Ist es nun wahrscheinlich, dass von dem so absichtlich gewählten Ausdrucke *τύραννος* weiter kein Gebrauch gemacht werde? mit andern Worten, dass in dem folgenden mittelst *ὕβρις* nach Art einer Anaphora angereihten Satzgefüge nur von der *ὕβρις* die Rede sei? — Was im Nachsatze desselben in der jetzigen Textesgestalt von der *ὕβρις* ausgesagt wird, dass sie nämlich, auf dem höchsten Gipfel angelangt, in ein unglückliches unentrinnbares Verhängniss stürze, kann eben so gut, ja besser, weil concreter, vom *τύραννος* ausgesagt werden. Wäre dieses der Fall, so würde die Periode, die dann im Vordersatze von der *ὕβρις*, im Nachsatze von dem *τύραννος* spricht, eine gleichmäfsige Erweiterung des vorangestellten Gedankens *ὕβρις φυτεύει τύραννον* sein. Schon das Asyndeton nach *τύραννον* und die Wiederholung von *ὕβρις* lässt eine solche gleichmäfsige Erweiterung erwarten. Diesem Sinn entspricht der Text vollkommen, wenn wir zwei geringfügige Aenderungen vornehmen, die nicht einmal den Namen von Aenderungen verdienen. Wir brauchen nämlich nur das Komma hinter *ὕβρις* zu tilgen und ohne Aenderung eines Buchstabens das Masculinum *εἰσαναβάς* für das Femininum *εἰσαναβᾶσ'* zu setzen. Beiläufig bemerke ich, dass das *μέτα* des *Laur.* mit Recht nach der *secunda manus* und den andern Handschriften in *μάταν* verwandelt worden ist. Denn *μέτα* ist, wie schon der fehlerhafte Accent zeigt, nur Schreibfehler für *μάταν*.

Durch die Tilgung des Kommas wird *ὕβρις* auf den Vordersatz beschränkt. Die Voranstellung des Subjectes *ὕβρις* ist durch die Wichtigkeit dieses Begriffes für den Gedanken völlig gerechtfertigt. Die Nachstellung von *εἰ* ist bei Sophokles gar nicht selten [20]). Aus dem Verkennen dieser Stellung erklärt sich aber die Corruptel

---

17) Man sehe gegen Schneidewin's Auffassung Geffers, *de Oedipi Sophoclei culpa commentatio. Gottingae* 1850. Kock, Sophokleische Studien. Zweites Heft. Ein zusammenhängender Commentar zum König Oedipus. Guben 1867.

18) v. 408 *εἰ καὶ τυραννεῖς, ἐξισωτέον τὸ γοῦν | ἴσ' ἀντιλέξαι· τοῦδε γὰρ κἀγὼ κρατῶ.*

19) v. 588 *ἐγὼ μὲν οὖν οὔτ' αὐτὸς ἱμείρων ἔφυν | τύραννος εἶναι μᾶλλον ἢ τύραννα δρᾶν, | οὔτ' ἄλλος, ὅστις σωφρονεῖν ἐπίσταται.* Uebrigens gebraucht auch Oedipus selbst diesen Ausdruck, wenn auch ohne gehässige Nebenbeziehung. Auf jeden Fall wäre es höchst sonderbar, wenn Sophokles den so oft im Stücke zur Bezeichnung des Oedipus gebrauchten Ausdruck hier angewendet hätte, um ihn nicht auf Oedipus beziehen zu lassen.

20) Genau wie hier ist das Subject vorangestellt Trach. 719 *καίτοι δέδοικα, κεῖνος εἰ σφαλή-*

εἰσαναβᾶσ' für *εἰσαναβάς* von selbst. *Εἰσαναβάς* aber, welches ich zunächst durch Conjectur gefunden hatte [21]), wird sogar durch die Tradition bestätigt. Es hat sich nämlich in einem Citate unserer Stelle bei Suidas v. *ὕβρις* in den Handschriften des Suidas erhalten [22]); es wird in einem der älteren Scholien [23]) und bei Suidas [24]) durch das männliche Participium *ἐπαρθείς* erklärt; es wird selbst durch die andern Scholien insofern bestätigt, als diese *τύραννος* als Subject von *ὤρουσεν* [25]) und *χρῆται* [26]) voraussetzen, welche beiden Verben nur von demselben Subjecte wie *εἰσαναβάς* ausgesagt werden können; ja selbst die Scholien, welche die noch weiter verdorbene Lesart *εἰσαναβιβάσασ'* [27]) erklären und *ὤρουσεν* fälschlich [28]) transitiv fassen [29]), bestätigen wenigstens, wie jene Lesart, die Richtigkeit des Gedankens, dass vom Sturze des *τύραννος* die Rede sein muss [30]).

σεται. El. 1424 *τἀν δόμοισι μὲν | καλῶς, Ἀπόλλων εἰ καλῶς ἐθέσπισεν.* Ant. 719 *γνώμη γὰρ εἴ τις κἀπ' ἐμοῦ νεωτέρου | πρόσεστι, φήμ' ἔγωγε πρεσβεύειν πολύ.* Andere Satzglieder sind vorangestellt Oed. C. 166 *λόγον εἴ τιν' ἔχεις | πρὸς ἐμὰν λέσχαν, ἀβάτων ἀποβὰς | ἵνα πᾶσι νόμος | φώνει.* Oed. C 1119 *ὦ ξεῖνε, μὴ θαύμαζε πρὸς τὸ λιπαρές, | τέκν' εἰ φανέντ' ἄελπτα μηκύνω λόγον.* Trach. 1113 *ἀνδρὸς τοῦδέ γ' εἰ σφαλήσεται.* Ant. 76 *σοὶ δ' εἰ δοκεῖ, | τὰ τῶν θεῶν ἔντιμ' ἀτιμάσασ' ἔχε.* Ant. 469 *σοὶ δ' εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν, | σχεδόν τι μώρῳ μωρίαν ὀφλισκάνω.* Trach. 67 *ἀλλ' οἶδα, μύθοις εἴ τι πιστεύειν χρεών.* Phil. 710 *πλὴν ἐξ ὠκυβόλων εἴ ποτε τόξων | πτανοῖς ἰοῖς ἀνύσειε γαστρὶ φορβάν.*

21) Auch Bergk sagt a. a. O. S. XLIX: *coniicio εἰσαναβάς.*

22) Bernhardy hat freilich trotzdem *εἰσαναβᾶσ'* nach den Handschriften des Sophokles drucken lassen. Dass Suidas *εἰσαναβάς* gewollt hat, ist durch die hinzugefügte Erklärung (s. Anm. 24) außer Zweifel.

23) Schol. Laur. zu v. 873 *Διὰ τῆς ὕβρεως φύεται καὶ ἀνανεοῦται ὁ τύραννος. ὅταν (φησί) πολλὰ διαπράξηται, τότε εἰς μεγάλα* (lies *μεγάλην ἀνάγκην*) *ἐμπίπτει, διὰ τῆς ὕβρεως ἐπαρθείς.*

24) v. *ὕβρις. διὰ τῆς ὕβρεως φησὶν ἀνανεοῦται ὁ τύραννος. καὶ ὅταν, φησί, πολλὰ διαπράξηται, τότε εἰς μεγάλην ἀνάγκην ἐμπίπτει διὰ τῆς ὕβρεως ἐπαρθείς.*

25) Schol. Laur. zu v. 873 *ἢ οὕτως· ἀπότομον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκην, ἥλατο εἰς τοῦτο, ὥστε αὐτὸν εἰς ἀνάγκην γενέσθαι ὑφ' ἑτέρων κρατηθῆναι.*

26) Schol. Laur. zu v. 878 *Ἔνθ' οὐ ποδὶ χρησίμῳ· Εἰ μὲν ἐπὶ τοῦ ὑπὸ ὕβρεως δυσσεβοῦντος, ἔσται οὕτως· οὐ βαδίζει ὀρθὴν ὁδὸν οὐδὲ χρῆται τοῖς ποσὶ δεόντως. Εἰ δὲ ἐπὶ τοῦ ὑπ' ἀνάγκης βιαζομένου· οὐ χρῆται τοῖς αὐτοῖς* (lies *αὐτοῦ*) *ποσίν.* [*Εἰς τὸ αὐτό*]. *Ἀντὶ τοῦ. ἀχρήστους καὶ τὰς πορείας ποιεῖται.*

27) Sie findet sich im Par. D., und G. Hermann stützte auf dieselbe die Vermuthung: *ἀκρόταθ' ἐσαμβιβάσασιν*, die somit schlecht begründet ist, dem Gedanken eine andere, sehr unklare Wendung gibt (*eis, qui altissime extulerunt τὰ πολλὰ illa, ἃ μὴ 'πίκαιρα μηδὲ συμφέροντα*) und Niemanden befriedigt hat.

28) Dass es intransitiv ist, zeigt Soph. El. 1440 *λαθραῖον ὡς | ὀρούσῃ πρὸς δίκας ἀγῶνα*, was mit Bezug auf Aegisthus gesagt ist.

29) Schol. Laur. zu v. 873 *Ὕβρις (φησί) μηδὲν καίριον διαπραττομένη εἰς δύσβατον ἀκρώρειαν ἀναβιβάσασα τοὺς χρωμένους αὐτῇ κατεκρήμνισεν.* Schol. Dind. zu v. 873 *ὕβρις, εἴποτε, ὁ τύραννος δηλονότι, πολλῶν ὑπὲρ τὸ μέτρον πληρωθῇ ματαίως, ἃ μὴ συμφέροντα αὐτῷ, ἀναβιβάσασα εἰς ἀκροτάτην ἀπορρῶγα, ἔρριψεν ἐκεῖθεν εἰς δυστυχίαν, ἔνθα οὐ πορείᾳ συμφερούσῃ καὶ ὠφελίμῳ χρῆται.*

30) Dies hat auch G. Wolff, *de scholiorum Laurentianorum auctoritate. Lips.* 1846. S. 88 gesehen.

Dadurch, dass auf *τύραννον* nicht durch ein *pronomen relativum* zurückgewiesen wird [31]), hat Sophokles, der überhaupt in diesem Chorgesange oft das Asyndeton anwendet [32]), dem Satze das volle Gewicht einer nachdruckvollen Sentenz verliehen.

Mit Herstellung von *εἰσαναβάς* sind aber keineswegs alle Fehler behoben. Denn vor *ἀπότομον* fehlt Etwas an einem katalektischen iambischen Trimeter, den wir nach dem unverdächtigen Verse der Strophe:

δι' αἰθέρα τεκνωθέντες, ὧν Ὄλυμπος

erwarten müssen [33]), und *ἀκροτάταν* entspricht nicht wegen der langen Endsylbe dem unverdächtigen *ὑψίποδες* der Strophe. Auch ist *ἀπότομος*, das als feminines Substantiv im Sinne von „Abhang" gefasst werden müsste, nicht nachweisbar [34]).

Von früheren Versuchen empfiehlt sich nur die das Metrum des ersten Verses herstellende Vermuthung Erfurdt's *ἀκρότατον* [35]). Dies und eine Conjectur von

---

Aber er schloss aus den Scholien mit Unrecht, dass dieselben die Lesart *εἰσαναβᾶσαν* vor sich gehabt hätten (wie gegen ihn schon Arndt, *quaestiones criticae de locis quibusdam Sophoclis. Brandenburgi Novi* 1844. S. 16 gezeigt hat), und conjicierte daher: *ἀκρότατον εἰσαναβᾶσαν | ἀπότομον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν*. Gegen diese Conjectur spricht außerdem der Sinn, das Metrum, das ohne Substantiv stehende, deshalb als Adverbium anzusehende *ἀκρότατον*, und der bei Sophokles nicht nachweisbare, nur durch Eur. Alc. 1055. Hel. 1616 zu rechtfertigende Gebrauch des transitiven Aor. I. *ἔβησα*.

31) Dies kann allerdings auffallend erscheinen, da ein Prosaiker wohl geschrieben haben würde: *ὕβρις φυτεύει τύραννον, ὅς, ἐὰν ὕβρις ὑπερπλησθῇ, ὤρουσεν*. Aber gerade diesen Umstand erklärt der eine Scholiast durch Hinweisung auf das nach *τύραννον* stattfindende Asyndeton. Schol. Laur. zu v. 873 *Ὁ δὲ νοῦς· Ὕβρις φυτεύει τύραννον, ὁπόταν* (lies *ὃς ὅταν*) *πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάτην, ἃ ἐστι μηδὲ ἐπίκαιρα μηδὲ ἑαυτῷ* (lies *αὐτῷ*) *ἐκείνῳ συμφέροντα. Ἀσυνδέτως δὲ εἶπεν.* Die Verbesserung *ὃς ὅταν* hat schon Arndt in der in der vorigen Anmerkung citirten Schrift S. 18 vorgeschlagen, ohne indess zu sehen, dass dieser Scholiast eben wegen des von Sophokles nicht gebrauchten *ὃς* von einem Asyndeton sprach. Ganz unwahrscheinlich nimmt Arndt an, dieser Scholiast habe interpungiert: *ὕβρις φυτεύει τύραννον, ὕβρις· εἰ πολλῶν* etc. und dieses Asyndeton erklären wollen. Derselbe Arndt war gleichfalls auf den richtigen Gedanken gekommen, dass dieser und die andern Scholiasten *εἰσαναβάς* gelesen hätten; aber er hielt diese Lesart für falsch, und zwar für eine Conjectur eines Abschreibers, der Anstofs daran genommen hätte, dass von der *ὕβρις* selbst gesagt werde, sie steige auf den Gipfel und stürze herunter. Auch Dindorf meint, zwar nicht gegen *εἰσαναβάς*, aber gegen die Vermuthung, dass der Scholiast *εἰσαναβιβᾶσαν* oder transitiv *εἰσαναβᾶσαν* gelesen habe: *Nihil illi aliud propositum fuit, quam ut sensum verborum poetae oratione explanaret aliquanto minus poetica.* Ich darf es getrost dem Geschmacke der Kenner des Sophokles überlassen, ob ihnen die Rede weniger poetisch erscheint, wenn *τύραννος* Subject des Hauptsatzes ist.

32) So aufser hier noch: v. 871. 872. 881. 889. 897, zu welchen einzelnen Stellen man unsere Bemerkungen vergleiche.

33) Neue, der in der Strophe corrigierte, sah hier keine Lücke, sondern ergänzte zu *ἀκροτάταν* das Substantiv *ἀνάβασιν*, was auch Bellermann (Des Sophokles König Oedipus, Berlin 1857) für möglich zu halten scheint.

34) Bellermann sucht ein solches Substantiv von femininalem Geschlecht durch die nicht ausreichenden Analogien *ἡ ἔρημος, ὀρεινή* und Aehnliches zu rechtfertigen.

35) Wie hier *ἀκρότατον* in *ἀκροτάταν*, so ist nach Dindorf's Bemerkung Oed. Col. 1491 *ἄκρον* in *ἄκραν* verdorben. Dindorf selbst schlug zur Ergänzung der Lücke *αὖθις* vor, Wunder schrieb *ἀν' ἀπότομον*.

Arndt [36]) benützend hatte Schneidewin früher geschrieben *ἀκρότατον εἰσαναβᾶσ' αἶπος ἀπότομον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν*. Dies würde metrisch genügen, befriedigt aber nicht in Bezug auf den Ausdruck. Abgesehen von der Schwierigkeit, die das nun adjectivisch zu fassende *ἀπότομον* [37]), auf dem ohnehin der Verdacht der Corruptel ruht [38]), macht, ist *αἶπος* selbst keine wahrscheinliche Ergänzung der Lücke. Der Dichter, welcher den Abgrund nicht mit eigentlichem Namen nennt, sondern statt eines solchen in prägnanter Weise den ethischen Begriff *ἀνάγκα* setzt, wird auch den Gipfel nicht mit einem eigentlichen Ausdrucke für Bergeshöhe bezeichnet haben. Dieser Grund spricht auch gegen das von Nauck aufgenommene *ἄκραν* [39]), dem noch andere Bedenken entgegenstehen [40]). Dagegen halte ich die schon früher von Erfurdt, jetzt auch von Nauck aufgenommene Lesart des *cod. Dresd.* *ἄποτμον* für richtig [41]), besonders weil sie den sonst leicht missverständlichen Ausdruck *ἀνάγκαν* in passender Weise verdeutlicht [42]).

Mit Benützung dieses *ἄποτμον* und des metrisch nothwendigen *ἀκρότατον* ergänze ich die Lücke durch den Genitiv *ἀκμᾶς*, der von dem substantivierten *ἀκρό-*

---

36) In der in Anmerkung 30 erwähnten Abhandlung S. 16. 19.

37) Verbindet man nämlich, wie Arndt selbst wollte, *ἀπότομον* mit *ἀκρότατον αἶπος*, so hat *αἶπος* zwei, der entgegengesetzte Begriff *ἀνάγκα* gar kein Epitheton. Zieht man aber mit Schneidewin und Hartung *ἀπότομον* zu *ἀνάγκαν*, so entsteht ein unklarer, durch Analogien kaum zu rechtfertigender Ausdruck: „er stürzt in den abschüssigen Abgrund des Verhängnisses." Vgl. G. Wolff *de schol.* S. 88: „*ultrix necessitas a poeta quasi vorago fingitur, in quam praeceps irruat.*" Als analoge Ausdrücke könnte man vielleicht anführen Eur. Alc. 120 *μόρος γὰρ ἀπότομος πλάθει*. Ebendaselbst 988: *οὐδέ τις ἀποτόμου λήματός ἐστιν αἰδώς*. Indess die ohnehin deutlichen Begriffe *μόρος*, *λῆμα*, können sich wohl ein derartiges metaphorisches Epitheton gefallen lassen, nicht so das selbst uneigentlich angewendete, ohne Verdeutlichung nicht zu verstehende *ἀνάγκα*.

38) Dresd. b. hat *ἄποτμον*. Flor. Γ. *ἀπότιμον*. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass gerade die durch die falsche Lesart *εἰσαναβιβάσασ'* sich nicht empfehlenden Scholien es als Substantiv fassen und durch *ἀκρώρειαν* oder *ἀπορρῶγα* erklären (Anm. 29). Denn hierdurch wird es wahrscheinlich, dass ein zu *ἀνάγκα* gehöriges Adjectivum in das Wort *ἀπότομον*, welches möglicherweise als ein Substantivum gedeutet werden konnte, schon in alten Zeiten verwandelt worden ist, um dem Zusammenhange, der ein Substantiv verlangt, zu genügen.

39) Das *ἀκρώρειαν* des Scholiasten (Anm. 29) kann nicht zur Empfehlung von *ἄκραν* dienen, da es nicht zur Erklärung eines neben *ἀπότομον* gefundenen Substantivs, sondern zur Erklärung des für ein Substantiv gehaltenen *ἀπότομον* selbst diente.

40) Die zwecklose in *ἀκροτάταν ἄκραν* liegende Tautologie, und die Beibehaltung des metrisch verdächtigen *ἀκροτάταν*. Siehe jedoch jetzt rücksichtlich des letzteren oben Anm. 4.

41) Sie ist bei der Ergänzung der Lücke durch ein iambisches Wort des Metrums wegen nothwendig und erklärt die Entstehung der Corruptel *ἀπότομον* leicht genug. Auf *ἄποτμον* scheint auch die Erklärung bei Suidas *εἰς μεγάλην ἀνάγκην* (Anm. 24), wonach das *εἰς μεγάλα* der Scholien (Anm. 23) zu corrigieren ist, hinzuweisen, während *μεγάλη* unmöglich Erklärung von *ἀπότομος* sein kann.

42) Im Dresd. b. ist *ἄποτμον* richtig durch *δυστυχῆ* erklärt. Eines solchen an sich deutlichen Epithetons bedarf aber *ἀνάγκα*, das auch sonst, wo die Bedeutung von *fatalis necessitas* nicht auf der Hand liegt, durch Epitheta verdeutlicht wird; vgl. Soph. Trach. 831 *εἰ γάρ σφε κενταύρου φονίᾳ νεφέλᾳ χρίει δολοποιὸς ἀνάγκα*. Aesch. Choeph. 66 *ἀνάγκαν γὰρ ἀμφίπτολιν | θεοὶ προςήνεγκαν.*

τατον [43]) abhängig ist. Also ἀκρότατον εἰσαναβὰς | ἀκμᾶς ἄποτμον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν. Die Verbindung eines substantivierten Neutrums mit dem Genitiv statt des gewöhnlichen attributiven Ausdruckes ist bei Sophokles nicht selten [44]). Auch die an sich nicht anstöfsige Verbindung von ἄκρος [45]) und ἀκμή kann durch Beispiele belegt werden [46]). Der Begriff ἀκμή aber ist hier besonders passend. So wenig ἀνάγκη eine natürliche Tiefe bezeichnet, so wenig bezeichnet ἀκμή eine natürliche Höhe. Zur metaphorischen Bezeichnung einer schwindelnden Höhe aber, die man nur erreicht, um sofort wieder herabzustürzen, ist es gerade deshalb sehr geeignet, weil es aufser dem Begriffe der Schärfe, Spitze, Blüthe, Reife den Nebenbegriff des Umschwunges, der ῥοπή, mit enthält [47]). Besonders deutlich tritt dieser Nebenbegriff bekanntlich in der sprichwörtlichen Redensart hervor: ἐπὶ ξυροῦ ἀκμῆς ἵστασθαι, „auf des Scheermessers Schneide stehen“ [48]). Demnach ist an unserer Stelle durch ἀκμή nicht schlechthin ein Gipfelpunct bezeichnet, sondern der Gipfelpunct, auf welchem der verhängnisvolle Glückswechsel eintritt. Es ist diejenige ἀκμὴ τύχης [49])

---

43) Die sonst nahe liegende Möglichkeit des Missverständnisses, ἀκρότατον adverbiell zu nehmen, ist durch den Genitiv unmöglich gemacht.

44) Vgl. die auch im Sinne mit der unsrigen verwandte Stelle Antig. 853 προβᾶσ' ἐπ' ἔσχατον θράσους | ὑψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον | προσέπεσες, ὦ τέκνον, ποδοῖν. Ferner vergleiche man Trach. 346 ἀνὴρ ὅδ' οὐδὲν ὧν ἔλεξεν ἀρτίως | φωνεῖ δίκης ἐς ὀρθόν. Aj. 743 ἀλλ' οἴχεταί τοι πρὸς τὸ κέρδιστον τραπεὶς | γνώμης. Fragm. 713 Nauck ὕβρις δέ τοι | οὐπώποθ' ἥβης εἰς τὸ σῶφρον ἵκετο, | ἀλλ' ἐν νέοις ἀνθεῖ τε καὶ πάλιν φθίνει. Desgl. die Verbindung pronominaler Neutra mit Genitiv: Oed. T. 125 πῶς ἂν ὁ λῃστής — | — ἐς τόδ' ἂν τόλμης ἔβη; Oed. T. 771 ἐς τοσοῦτον ἐλπίδων | ἐμοῦ βεβῶτος. Oed. T. 836 καὶ μὴν τοσοῦτόν ἐστί μοι τῆς ἐλπίδος. Oed. C. 747 τὴν ἐγὼ τάλας | οὐκ ἄν ποτ' ἐς τοσοῦτον αἰκίας πεσεῖν | ἔδοξ', ὅσον πέπτωκεν ἥδε δύσμορος. Electr. 13 κἀξεθρεψάμην | τοσόνδ' ἐς ἥβης. Electr. 961 ἐς τοσόνδε τοῦ χρόνου | ἄλεκτρα γηράσκουσαν ἀνυμέναιά τε. Vgl. auch (ohne Substantivierung) die Umschreibung mittelst eines Substantivs Oed. C. 1028 ὡς ἐξοιδά σε | οὐ ψιλὸν οὐδ' ἄσκευον ἐς τοσήνδ' ὕβριν | ἥκοντα τόλμης τῆς παρεστώσης τὰ νῦν. Wenn übrigens nach Anm. 4 ἀκροτάταν doch richtig sein sollte, so ist natürlich ἀκροτάταν ἀκμάν nicht minder sophokleisch, als ἀκρότατον ἀκμᾶς sein würde.

45) Ein Beispiel für die Verbindung des substantivierten ἄκρον mit dem Genitiv kann ich freilich nur aus einem späteren Prosaiker beibringen: Longin. de sublim. 34 ὁ δὲ (Ὑπερίδης) ἔνθεν λαβὼν τὸν τοῦ μεγαλοφυεστάτου καὶ ἐπ' ἄκρον ἀρετᾶς συντετελεσμένας ὑψηγορίας τόνον κ. τ. λ.

46) Heliod. Aethiop. 8, 5 ὥστε, ὦ Κυβέλη, πάντα κίνει, πᾶσαν εὕρισκε μηχανήν, πρὸς ὀξὺ καὶ τὴν ἄκραν ἀκμὴν περιεστηκότα ἡμῖν ὁρῶσα τὰ πράγματα. Plut. qu. symp. 5, 7, 5 (682 E) σφαλερὸν γὰρ ἡ ἐπ' ἄκρον εὐεξία, κατὰ τὸν Ἱπποκράτην, καὶ τὰ σώματα, προελθόντα μέχρι τῆς ἄκρας ἀκμῆς, οὐχ ἕστηκεν, ἀλλὰ ῥέπει καὶ ταλαντεύεται πρὸς τοὐναντίον.

47) Suidas v. ἀκμή· ὀξύτης, αὐτὴ ἡ ῥοπὴ τῆς τοῦ πράγματος ἐπιτάσεως. Vgl. den Schluss der in der vorigen Anmerkung citirten Stelle des Plutarchus.

48) Il. K, 173 νῦν γὰρ δὴ πάντεσσιν ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς | ἢ μάλα λυγρὸς ὄλεθρος Ἀχαιοῖς ἠὲ βιῶναι. Simon. epigr. 101 (Bergk) ἀκμᾶς ἑστακυῖαν ἐπὶ ξυροῦ Ἑλλάδα πᾶσαν | ταῖς αὐτῶν ψυχαῖς κείμεθα ῥυσάμενοι. Theogn. 557 (Bergk) φράζεο· κίνδυνός τοι ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς. Herod. 6, 11 ἐπὶ ξυροῦ γὰρ ἀκμῆς ἔχεται ἡμῖν τὰ πράγματα — ἢ εἶναι ἐλευθέροισιν ἢ δούλοισιν.

49) Aelian. var. hist. 2, 10 Τιμόθεον ἀκούω τὸν Κόνωνος, τὸν Ἀθηναίων στρατηγόν, ὅτε ἐν ἀκμῇ τῆς εὐτυχίας ἦν κ. τ. λ.

gemeint, die Sophokles selbst innerhalb des Bildes jener sprichwörtlichen Redensart an einer Stelle der Antigone v. 996 *ξυρὸν τύχης*[50]) nennt: *φρόνει βεβὼς αὖ νῦν ἐπὶ ξυροῦ τύχης*, „bedenke, dass du jetzt auf der Schneide des Glückes stehst."

Der Sinn der Stelle ist also: „Uebermuth erzeugt den Tyrannen. Wenn der Uebermuth sich an Vielem eitel übersättigt hat, was nicht passend und auch nicht heilsam ist, so stürzt dieser, auf dem höchsten Gipfel schwindelnden Glückes angelangt, hinab in das unselige Verhängnis."

Ehe ich weiter gehe, mache ich darauf aufmerksam, dass diese Sentenz nicht blos in dem befangenen Sinne des Chores auf Iokaste, sondern eben so wohl im Sinne des die tragische Wirkung berechnenden Dichters und der weiterblickenden Zuschauer auf Oedipus passt, dass also wirklich auch in dem ganzen gewichtvollen Satze jene Doppelsinnigkeit besteht, welche wir bereits für die Worte *ὕβρις φυτεύει τύραννον* angenommen haben. Oedipus hat in der That vor der Katastrophe die *ἀκμὴ τῆς τύχης* erreicht und zwar hat er sie eben in seiner Eigenschaft als schrankenlos gebietender *τύραννος*[51]) erreicht, in einer Stellung, die nach den Erfahrungen der Griechen so leicht vom höchsten Glück in das tiefste Unglück umschlägt[52]). Er steht jetzt gerade so *ἐπὶ ξυροῦ τύχης*, wie Kreon in der Antigone, der gleichfalls in einer *παντελὴς μοναρχία* dahin gelangt war[53]). Und nun vergleiche man mit der in unserem Chorgesange allgemein ausgesprochenen Sentenz vom Sturze des auf schwindelnde Höhe gelangten Tyrannen die Worte des ersten nach erfolgtem Sturze des Oedipus gesungenen Chorliedes (v. 1186): „O Geschlechter der Menschen, wie achte ich Euer Leben einem Scheinleben gleich! Denn wer, wer geniesst mehr vom höchsten Glück, als dass er wähnt, es zu besitzen, um sofort aus seinem Wahne herabzustürzen?"[54]) Ist hier nicht eben so, wie in unserem Chorgesange der rasche Wechsel des Glückes und Unglückes im Leben des vermeintlich Ueberglücklichen geschildert? Entspricht nicht selbst der Ausdruck *ἀποκλῖναι*[55]) in der Wahl des Bildes dem *ὤρουσεν*? Der Chor fährt fort: „Dein Schicksal, unglücklicher

---

50) Denn mit *ἐπὶ ξυροῦ ἀκμῆς* ist völlig synonym *ἐπὶ ξυροῦ*; vgl. Aesch. Choeph. 871 *ἔοικε νῦν αὐτῆς ἐπὶ ξυροῦ πέλας | αὐχὴν πεσεῖσθαι πρὸς δίκης πεπληγμένος*. Eur. Herc. fur. 630 *ὧδ' ἔβητ' ἐπὶ ξυροῦ*; Theokr. 22, 4 *ὑμνέομεν καὶ δὶς καὶ τὸ τρίτον ἄρσενα τέκνα | κουρης Θεστιάδος, Λακεδαιμονίους δύ' ἀδελφούς, | ἀνθρώπων σωτῆρας ἐπὶ ξυροῦ ἤδη ἐόντων*.

51) Stellen dafür aus der Tragödie selbst zu verzeichnen ist unnöthig, da die ganze Anlage der Tragödie auf dieser Voraussetzung beruht.

52) Oedipus selbst kennt die Gefahr der *τυραννίς*, aber er hält die Tyrannis, die er selbst besitzt, für eine legitime *ἀρχή*, sieht die Gefahr daher auch nicht in der der *τυραννίς* innewohnenden *ὕβρις*, sondern in dem illegitimen Streben Anderer, s. v. 380 *ὦ πλοῦτε καὶ τυραννὶ καὶ τεχνη τέχνης | ὑπερφέρουσα τῷ πολυζήλῳ βίῳ, | ὅσος παρ' ὑμῖν ὁ φθόνος φυλάσσεται, | εἰ τῆσδε γ' ἀρχῆς οὕνεχ', ἣν ἐμοὶ πόλις | δωρητόν, οὐκ αἰτητόν, εἰσεχείρισεν* κ. τ. λ.

53) Antig. 1163 *λαβών τε χώρας παντελῆ μοναρχίαν*. Vgl. 1169 *τυραννον σχῆμ' ἔχων*.

54) *ἰὼ γενεαὶ βροτῶν, | ὡς ὑμᾶς ἴσα καὶ τὸ μηδὲν ζώσας ἐναριθμῶ. | τίς γάρ, τίς ἀνὴρ πλέον | τᾶς εὐδαιμονίας φέρει, | ἢ τοσοῦτον, ὅσον δοκεῖν | καὶ δόξαντ' ἀποκλῖναι;*

55) Die Scholien erklären *ἀποκλῖναι* durch *ἐκπεσεῖν, πεσεῖν*.

Oedipus, Dein Schicksal als Beispiel vor Augen, preise ich keinen Sterblichen glücklich“ [56]). Er nennt also den Oedipus geradezu ein Beispiel für jenen raschen Glückswechsel, den er in dem früheren Chorgesange mit so lebhaften Farben geschildert hatte, ohne zu ahnen, dass die Anwendbarkeit seiner Schilderung auf Oedipus sich so rasch herausstellen würde. Weiter heifst es in der Antistrophe jenes späteren Chorgesanges: „Er der mit überschwänglich glücklichem Schuss die höchste Glückseligkeit [57]) errang, o Zeus, indem er die räuberische, räthselsingende Sphinx tödtete und als ein Hort meines Landes gegen die Todesnoth aufstand“ [58]). Ist hier nicht Oedipus, der einen überglücklichen Schuss gethan, eben auch wieder geschildert als *ἀκρότατον ἀκμᾶς εἰσαναβάς?* Nicht ohne Grund hebt der Chor zuletzt den königlichen Namen und die königliche Macht des Oedipus hervor: „Daher wirst Du auch mein König genannt und erhieltest die gröfsten Ehrenbezeugungen, im mächtigen Theben herrschend“ [59]). Denn gerade als *βασιλεύς*, was hier vollkommen gleichbedeutend mit *τύραννος* [60]) zu nehmen ist, hatte Oedipus die höchste Glückseligkeit errungen. Auch in den Schlusstrochäen der Tragödie spricht der Chor den grausigen Umschwung im Schicksal des Oedipus auf eine an unseren Chorgesang erinnernde Weise aus [61]).

In der That, es kann hiernach kein Zweifel sein, dass Sophokles die behandelten Worte unseres Chorgesanges dem Chore in der Absicht in den Mund gelegt habe, dass ihre Anwendbarkeit auf Oedipus von den Zuschauern erkannt werden sollte. Wenn dem nun so ist, so dürfen wir voraussetzen, dass in dem nun folgenden nichts vorkommt, was diesen Eindruck schwächen könnte. Das würde aber der Fall sein, wenn Sophokles hier irgend ein Lob des Oedipus oder einen Wunsch für Oedipus von dem Chore aussprechen liefse. Sophokles kann den Oedipus nicht

---

56) *τὸν σόν τοι παράδειγμ' ἔχων, | τὸν σὸν δαίμονα, τὸν σόν, ὦ τλάμων Οἰδιπόδα, βροτῶν | οὐδὲν μακαρίζω.*

57) Die höchste Vollkommenheit des Glückes ist es eben, in Folge deren nach griechischer Anschauung der Sturz in's Unglück eintritt, vgl. Antig. 613 *οὐδὲν ἕρπει | θνατῶν βιότῳ π α ν τ ε λ ὲ ς ἐκτος ἄτης*, wie ich in den Neuen Jahrbüchern für Philologie Bd. 75, S. 164 — 170 zu lesen vorgeschlagen habe und trotz der Gegenbemerkung von Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Zweites Heft. Wien 1857, S. 67 festhalte. Derselbe Gedanke ist auch bei Aesch. Ag. 722 *παλαίφατος δ' ἐν βροτοῖς γέρων λόγος | τέτυκται, μέγαν τελεσθέντα φωτὸς ὄλβον | τεκνοῦσθαι μηδ' ἄπαιδα θνήσκειν· | ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας γένει | βλαστάνειν ἀκόρεστον οἰζύν.*

58) *ὅστις καθ' ὑπερβολὰν | τοξεύσας ἐκράτησε τοῦ πάντ' εὐδαίμονος ὄλβου, | ὦ Ζεῦ, κατὰ μὲν φθίσας | τὰν γαμψώνυχα παρθένον | χρησμῳδόν, θανάτων δ' ἐμᾷ | χώρᾳ πύργος ἀνέστα.*

59) *ἐξ οὗ καὶ βασιλεὺς καλεῖ | ἐμὸς καὶ τὰ μέγιστ' ἐτιμάθης, ταῖς μεγάλαισιν ἐν | Θήβαισιν ἀνάσσων.*

60) Schol. Dind. zu 873 *ὑπερηφανία, καταφρόνησις αὐξάνει, ἐπαίρει ἐν ἑαυτῇ τ ὸ ν β α σ ι λ έ α* zur Umschreibung von *τύραννον.*

61) v. 1524 *ὦ πάτρας Θήβης ἔνοικοι, λεύσσετ' Οἰδίπους ὅδε, | ὃς τὰ κλείν' αἰνίγματ' ᾔδη καὶ κράτιστος ἦν ἀνήρ, | οὗ τίς οὐ ζήλῳ πολιτῶν ταῖς τύχαις ἐπέβλεπεν, | ε ἰ ς ὅ σ ο ν κ λ ύ δ ω ν α δ ε ι ν ῆ ς σ υ μ φ ο ρ ᾶ ς ἐ λ ή λ υ θ ε ν.*

loben lassen, weil er dadurch die Zuschauer irre machen würde an der Anwendbarkeit der eben vernommenen Worte auf Oedipus. Der Chor aber braucht seine Theilnahme für Oedipus nicht ausdrücklich zu bezeugen, weil er nur an Iokaste denkt und seinerseits mit den Worten Oedipus nicht gemeint hat und auch nicht gemeint haben kann [62]).

Dies allein spricht schon gegen drei der für den folgenden Satz: *το καλῶς δ' ἔχον πόλει πάλαισμα μήποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι* aufgestellten Erklärungen, deren Unhaltbarkeit übrigens auch aus sprachlichen Gründen dargethan werden kann. So kann man unter dem für den Staat nützlichen *πάλαισμα* weder mit den jüngeren Scholien [63]), G. Hermann und Nauck die von Oedipus betriebene Aufsuchung des Mörders des Laios, noch mit Schneidewin den Sieg des Oedipus über die Sphinx [64]), noch mit Ellendt die Klugheit des Oedipus verstehen [65]). Denn alle drei Erklärungen berühren Dinge, die dem Oedipus zum Ruhme und zur Ehre gereichen. Die Erklärung der älteren Scholien [66]), nach denen *πάλαισμα* „das, wodurch der Staat

---

62) Der Chor könnte im Gegensatz zu dem Sturz des Tyrannen nur in dem Falle einen Wunsch für Oedipus aussprechen, wenn er selbst fühlte, dass seine Worte über die *ὕβρις* und den *τύραννος* auch auf Oedipus anwendbar wären. Dieser Fall ist aber wegen der Ergebenheit des Chors gegen Oedipus, den er noch viel später für schuldlos hält, unannehmbar.

63) Schol. Dind. zu v. 879 *πάλαισμα, ἤγουν τὴν ζήτησιν τοῦ φόνου τοῦ Λαΐου*. Indess entsteht die Frage: kann *πάλαισμα*, d. i. Kunstgriff beim Ringen, für eine verständliche Bezeichnung der Nachforschung des Mordes gelten? Und gesetzt sie wäre es, wie würde dann *μήποτε λῦσαι* zu fassen sein? Fasst man *λύειν*, wie es zunächst liegt, im Sinne von *finire*, beendigen, so entstände der Sinn: „Ich bitte den Gott, die Nachforschung des Mordes niemals zu beendigen," also gerade das Gegentheil von dem, was der Chor vernünftigerweise erflehen kann. Fasst man *λύειν* aber im Sinne von *evertere, ad irritum perducere*, „vereiteln," so entstände der Sinn: „Ich bitte den Gott, die Nachforschung des Mordes niemals zu vereiteln." Dass diesen Sinn Sophokles nicht gewollt haben kann, zeigt *μήποτε*. Denn, wenn man den Erfolg eines Unternehmens wünscht, so pflegt man wohl zu bitten, dass dieses Unternehmen nicht vereitelt werde, nicht aber, dass es nicht einstmals vereitelt werde. Eine solche Bitte würde ja eine lange Zeit bis zur Vollendung des Unternehmens, also wenigstens vorläufige Erfolglosigkeit voraussetzen.

64) Allerdings wird der Sieg des Oedipus über die Sphinx in unserer Tragödie mehrfach erwähnt, siehe v. 35. 506. 694. 1197. Aber ihn hier wiederzufinden ist sehr gewagt. Denn *πάλαισμα* konnte wohl den Kampf, nicht aber den Sieg bedeuten. Der Chor aber kann weder um die Nichtvernichtung des Kampfes noch des Sieges bitten. Denn der Kampf war ja durch den Tod der Sphinx beendet; und der Sieg könnte höchstens durch ein Wiederaufleben der Sphinx in Frage gestellt werden, woran aber weder Sophokles noch der Chor an unserer Stelle denken konnte. Es würde also nur übrig bleiben, dass man unter *πάλαισμα* „die glücklichen Folgen jenes siegreichen Kampfes" verstände. Es bedarf aber wohl kaum der Bemerkung, dass eine solche Metonymie die Grenzen der Verständlichkeit erheblich überschreiten würde.

65) Lexic. Sophokl. II, S. 483 *πάλαισμα consilium intelligo, quo regnum adeptus Oedipus est; cuius imperium cum salutare civibus fuerit, ut maneat, chorus precatur.* Die Uebertragung des Begriffes *πάλαισμα* auf einen Akt geistiger Gewandtheit würden wir gelten lassen, schon wegen der analogen Metapher des Substantivs *παλαιστής* in Soph. Phil. 431 *σοφὸς παλαιστὴς κεῖνος, ἀλλὰ χαἰ σοφαὶ | γνῶμαι, Φιλοκτῆτ', ἐμποδίζονται θαμά.* Immer aber würde *πάλαισμα* dem Begriffe eines Kunstgriffes entsprechend nur einen einmaligen Akt, nicht aber eine dauernde Eigenschaft bezeichnen.

66) Schol. Laur. zu v. 881 *Ἀξιῶ τὸν θεὸν μὴ λῦσαι τὸ συμφέρον τῇ πόλει, ἐξ οὗ κρατεῖ τῶν*

über seine Feinde siegt," also vermuthlich „kriegerische Tapferkeit" bedeuten soll, ist dagegen zu verwerfen, weil sie einen zu allgemeinen Gedanken gibt [67]), der eben so wenig, wie die zu speciellen der drei anderen Erklärungen, ein passendes Bindeglied zwischen der Schilderung vom Sturze des Tyrannen und der Verwünschung des Frevlers, die nachher folgt, abgibt. Wunder's [68]) Erklärung endlich, wonach *πάλαισμα* „der Kampf der Guten mit den Bösen für die göttlichen Gesetze" sein soll, ist unstatthaft, weil so viele Nebenbeziehungen in dem Worte *πάλαισμα* nicht liegen können [69]).

Die Fruchtlosigkeit der Bemühungen zur Erklärung des Wortes *πάλαισμα*, welches die Stelle in der That völlig dunkel macht [70]), macht es wahrscheinlich, dass wir in diesem Worte den Sitz einer Corruptel zu suchen haben. Eben darauf führt das Fehlen des Wortes *πάλαισμα* und seine Stellung vor *πόλει* in einigen Handschriften des Sophokles [71]) und des Suidas [72]), der auch diese Stelle citirt. Den Weg zur Emendation kann nur eine genaue Beachtung des Gedankenzusammenhanges zeigen.

ἀντιπάλων. Dies ist aus derselben Quelle, aus der Suidas geschöpft hat, welcher *πάλαισμα* nicht las und auch nicht erklärte. Er schreibt v. *Τὸ καλῶς ἔχον· τὸ συμφέρον. Οἰδιπούς· Τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει | μὴ λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι.* Die Triclinianischen Scholien haben jene Erklärung mit der der jüngeren Scholien dergestalt in Eins verarbeitet, dass sie unter *πάλαισμα* die Nachforschung nach dem dem Staate Heilsamen, und so denn auch beispielsweise nach dem Morde des Laios verstehen. Sie lauten (zu v. 873 S. 299 Dind.) *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει πάλαισμα, ἤτοι τὴν περὶ τῶν συμφερόντων τῇ πόλει ἔρευναν, αἰτοῦμαι θεόν, ἤτοι τὸν Ἀπόλλω, μὴ λῦσαι, ἀλλ' ἀεὶ ποιεῖσθαι, καθάπερ καὶ νῦν ἐπὶ τῷ τοῦ Λαΐου φόνῳ.* Es versteht sich, dass *πάλαισμα* so wenig jene *ἔρευνα*, wie diese *ζήτησις* bedeuten kann, und dass die in Anm. 63 berührte Schwierigkeit wegen *λύειν* hier ebenfalls, und zwar offenkundig, vorliegt.

67) Auch Hartung, der sich der Erklärung des Scholiasten anschliefst, macht diese dadurch weder deutlicher noch annehmbarer, dass er in ihr hinter *συμφέρον* das Wort *πάλαισμα* einschiebt. Auch Dindorf stimmt dem Scholiasten ohne weitere Verdeutlichung zu. Neue scheint zu meinen, dass der Scholiast unter *πάλαισμα* den Kampf verstehe, aus dem das ganze menschliche Leben besteht. Denn er citirt Eur. Suppl. 549 *ἀλλ' ὦ μάταιοι, γνῶτε τἀνθρώπων κακά· | παλαίσμαθ' ἡμῶν ὁ βίος· εὐτυχοῦσι δὲ | οἱ μὲν τάχ', οἱ δ' ἐσαῦθις οἱ δ' ἤδη βροτῶν.*

68) Zu v. 852 *ed. Wunder* „*quum contra dei auxilium implorandum sit, ut honestum certamen, quod pro legibus divinis ineatur a bonis cum improbis, nunquam finiri patiatur.*"

69) Wunder denkt sich den Zusammenhang übrigens anders, als wir ihn, wenn wir diese Deutung gelten liefsen, formulieren würden, weil er das Vorhergehende auf das Streben nach Gewaltherrschaft von Seiten der Uebertreter der göttlichen Gesetze deutet. Auch verdirbt er seine Erklärung noch mehr dadurch, dass er, mit der Erklärung der jüngeren Scholien vermittelnd, meint, der Chor deute zugleich an: „*Apollinem se orare, ut investigationem interfectoris Lai, sui ipsius iussu susceptam, confici velit.*" Wie sich freilich jenes *nunquam finiri* und dieses *confici* mit einander verträgt, hat er nicht gesagt.

70) Vgl. Bonitz in der Zeitschr. für österr. Gymn. 1857. S. 196, der gerade diese Stelle für völlig unverständlich erklärt.

71) Flor. Γ. hat *πάλαισμα πόλει* für *πόλει πάλαισμα* und Par. A. hat das im Texte ausgelassene *πόλει* am Rande zugefügt.

72) Sie haben v. *Τὸ καλῶς ἔχον* entweder: *τὸ καλῶς δ' ἔχον πάλαισμα τῇ πόλει* oder: *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει* mit Auslassung von *πάλαισμα*.

Die Bitte des Chors ist durch *δέ* mit der Schilderung vom Sturze des Tyrannen verbunden; es lässt sich daher erwarten, dass der Inhalt der Bitte einen Gegensatz gegen die Vorstellung des die Gesetze verletzenden Tyrannen bilde. Auf die Bitte des Chors folgt aber asyndetisch das Gelöbnis: *θεὸν οὐ λήξω ποτὲ προστάταν ἴσχων*. Wir dürfen gerade wegen dieses Asyndetons bei der offenbar absichtlichen Wiederholung von *θεόν*[73]) und dem absichtlichen Anklange von *μήποτε λῦσαι* und *οὔποτε λήξω* einen innigen Causalnexus zwischen Bitte und Gelöbnis annehmen: „Erfülle meine Bitte, so werde ich nicht aufhören, mich unter göttliche Obhut zu stellen." Mit diesem Gelöbnis aber kehrt der Chor zu dem Gedanken zurück, von dem er in der Strophe ausgegangen war: „Möchte ich rein bleiben in der Beobachtung der göttlichen Gesetze." Denn dazu gehört als das erste das *θεοὺς σέβειν*[74]), welches durch *θεὸν προστάταν ἴσχων* umschrieben ist. In diesem Zusammenhange kann der Chor also nur um Aufrechterhaltung der göttlichen Gesetze bitten, welche der Tyrann aus *ὕβρις* überschreitet. Mit der Annahme, dass der Chor diese Bitte ausspreche und deren Erfüllung zur Bedingung seiner ferneren Ehrerbietung mache, stimmt es vortrefflich, dass der Chor in der folgenden Strophe die eben bedingungsweis angelobte Ehrerbietung gegen die Götter aufkündigt, wenn sie nicht seine weitere Bitte, den Verächter der göttlichen Gesetze zu bestrafen (*κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα*) und dadurch die göttlichen Gesetze aufrecht zu halten, erhören würden.

Den als nothwendig erkannten Sinn erhält nun die Bitte des Chores, wenn wir mit leichter Veränderung des Wortes *πάλαισμα* schreiben: *τὸ καλῶς δ' ἔχον | πόλει νόμισμα μήποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι*, „das dem Staate heilsame Sittengesetz niemals aufzuheben, darum bitte ich den Gott."

Paläographisch ist die Aenderung sehr leicht; denn die Corruptel erklärt sich durch eine Dittographie des Wortes *πόλει*[75]). Dem Staate heilsam[76]) nennt der Chor das ewige Sittengesetz, sofern er Repräsentant der thebanischen *πόλις* ist. Er nennt es so gerade im Gegensatz gegen die vorher erwähnte, jenes Gesetz verletzende *τυραννίς*, die dem Staate unheilbringend ist, eben weil ihre *ὕβρις* sich mit Vielem, was weder passend noch heilsam ist, übersättigt. Wie nah es der antiken Anschauung liegt, die Beobachtung und Verletzung der göttlichen Gesetze in ihren

---

73) Ohne Grund ist die Lesart dieses Verses verdächtigt von Wunder, der *τὸν ἐγὼ οὐ λήξω* lesen wollte. Mit der Wiederholung von *θεόν* bei dem Asyndeton vgl. die Wiederholung von *ὕβρις* v. 873. 874.

74) Xen. Mem. 4, 4, 19 *ἐγὼ μέν, ἔφη, θεοὺς οἶμαι τοὺς νόμους τούτους τοῖς ἀνθρώποις θεῖναι· καὶ γὰρ παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις πρῶτον νομίζεται θεοὺς σέβειν*.

75) Von einer ähnlichen Corruptel ist afficiert das unerklärliche *λύτηριον λύπημα* in Trach. 554, wofür G. Hermann *λυτήριον κήλημα* vermuthete. An unserer Stelle mag auch noch die Aehnlichkeit der Buchstaben *M* von *νόμισμα* und *ΛΛ* von *πάλαισμα* zur Beförderung der Dittographie mitgewirkt haben.

76) Der Ausdruck *καλῶς ἔχων* von einem Gesetze findet sich, wie hier von *νόμισμα*, so von *νόμος* beispielsweise auch in der Anm. 87 ausgeschriebenen Stelle des Dem. adv. Timokr. §. 212.

Folgen für den Staat aufzufassen, zeigt ausser andern Stellen verschiedener Schriftsteller [77]) auch eine andere Stelle des Sophokles. In der Antigone sagt der Chor v. 368: „Wer des Landes Gesetze und der Götter heiliges Recht achtet, ist grofs im Staate; dem Staate feind, wem Ungebühr aus Uebermuth beiwohnt“ [78]). Die Bitte entspricht ferner durch ihre Doppelsinnigkeit der Tendenz des ganzen Gesanges. Sie ist nicht blos gegen Iokaste gerichtet, wie der Chor meint, sondern sie passt im Sinne des Dichters und für die Zuschauer auch auf Oedipus, ohne dass der Chor es ahnt. Denn gerade Oedipus hat durch den Vatermord und die blutschänderische Verbindung mit Iokaste, wenn auch unbewusst, die göttlichen Gesetze verletzt. Gerade seine durch jene Vergehen erworbene *τυραννίς* hat sich dem Staate bereits als unheilbringend erwiesen, indem derselbe um des Oedipus willen mit der Pest heimgesucht ist.

Dass nun aber Sophokles die *νόμοι ὑψίποδες*, welche er sonst auch *θεῶν νόμοι* [79]), *δαιμόνων νόμοι* [80]), *μέγιστα νόμιμα* [81]), *νόμιμα θεῶν ἄγραπτα κἀσφαλῆ* [82]) nennt, mit dem Ausdrucke *νόμισμα* habe bezeichnen können, wird nicht leicht Jemand bezweifeln. Denn *νόμισμα* hat nicht blos die abgeleitete Bedeutung Münze, sondern es wird auch in seiner ursprünglichen Bedeutung *τὸ νόμιμον ἔθος* „der gesetzliche Brauch“ von Aeschylus [83]), Euripides [84]), Aristophanes [85]), ja von Sophokles selbst an noch einer andern Stelle in der Antigone [86]) gebraucht [87]). *Νόμισμα*

---

77) Vgl. z. B. Eur. Suppl. 308 mit Rücksicht auf das die Pflicht der Todtenbestattung auferlegende Gesetz: *ἄνδρας βιαίους καὶ κατείργοντας νεκροὺς | τάφου τε μοίρας καὶ κτερισμάτων λαχεῖν, | εἰς τήνδ' ἀνάγκην σῇ καταστῆσαι χερί. | νόμιμά τε πάσης συγχέοντας Ἑλλάδος | παῦσαι· τὸ γάρ τοι συνέχον ἀνθρώπων πόλεις | τοῦτ' ἔσθ' ὅταν τις τοὺς νόμους σώζῃ καλῶς.*

78) *νόμους τ' ἀείρων χθονὸς | θεῶν τ' ἔνορκον δίκαν | ὑψίπολις· ἄπολις, ὅτῳ τὸ μὴ καλὸν | ξύνεστι τόλμας χάριν.* Noch schlagender ist die Beweiskraft dieser Stelle für die Richtigkeit der Vermuthung *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει νόμισμα*, wenn Sophokles in der Strophe die *νόμοι ὑψιπόλεις* nannte, wie in Anm. 4 vermuthet wurde. Auf jeden Fall ist der Dativ *πόλει* unverdächtig. Wenn er in Par. A. fehlt (Anm. 71), so scheint dies nur Folge der Verderbung von *νόμισμα* in *πάλαισμα* zu sein.

79) Aj. 1343 *οὐ γάρ τι τοῦτον, ἀλλὰ τοὺς θεῶν νόμους | φθείροις ἄν.*

80) Aj. 1130 *ἐγὼ γὰρ ἂν ψέξαιμι δαιμόνων νόμους;* Vgl. auch Eur. Suppl. 564.

81) Electr. 1095 *ἃ δὲ μέγιστ' ἔβλαστε νόμιμα, τῶνδε φερομέναν | ἄριστα τᾷ Ζηνὸς εὐσεβείᾳ.*

82) Antig. 453 *οὐδὲ σθένειν τοσοῦτον ᾠόμην τὰ σὰ | κηρύγμαθ' ὥς τἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν | νόμιμα δύνασθαι θνητὸν ὄνθ' ὑπερδραμεῖν.* Vgl. auch *νόμιμα θεῶν* bei Eur. Suppl. 19 und *τὸ πάντων νόμιμον* in der Anm. 6 citierten Stelle des Empedokles.

83) Sept. 251 *ὀλολυγμὸν ἱερὸν εὐμενῆ παιάνισον, | Ἑλληνικὸν νόμισμα θυστάδος βοῆς.* Pers. 858 *πρῶτα μὲν εὐδοκίμους στρατιὰς ἀπεφαινόμεθ', οἱ δὲ νομίσματα πύργινα πάντ' ἐπεύθυνον.*

84) Iphig. Taur. 1470 *καὶ πρίν γ' Ἀρείοις ἐν πάγοις ψήφους ἴσας | κρίνασ', Ὀρέστα· καὶ νόμισμ' ἔσται τόδε, | νικᾶν, ἰσήρεις ὅστις ἂν ψήφους λάβῃ.*

85) Nub 247 *ποιοὺς θεοὺς ὀμεῖ σύ; πρῶτον γὰρ θεοὶ | ἡμῖν νόμισμ' οὐκ ἔστι.* Daran schliefst sich dann ein auf der andern Bedeutung von *νόμισμα* beruhendes Wortspiel

86) Antig. 295 *οὐδὲν γὰρ ἀνθρώποισιν, οἷον ἄργυρος, | κακὸν νόμισμ' ἔβλαστε.*

87) Freilich bezeichnet *νόμισμα* an den erwähnten Stellen nur eine einzelne gesetzliche Einrichtung, nicht, wie an unserer Stelle erforderlich ist, den Inbegriff gesetzlicher Einrichtungen. Indess kann

λύειν aber ist gerade so gesagt, wie das bekannte *νόμους λύειν*, „die Gesetze aufheben“ [88]). Sophokles selbst sagt mit ähnlicher nur noch stärkerer Metapher in der Antigone [89]): „das Recht der Götter und ihre Gesetze zerreifsen“ (*διασκεδαννύναι*) [90]).

Wenn wir nunmehr auf das zweite Strophenpaar eingehen *), so erkennen wir trotz aller Verderbnisse deutlich: e r s t e n s eine Verwünschung des Verächters der göttlichen Gesetze; dann nach einer unklaren Stelle (v. 889—96) z w e i t e n s die

---

νόμισμα ohne Zweifel mit demselben Rechte collectiv gebraucht werden, wie *νόμος*, rücksichtlich dessen man vgl. Dionys. Hal. 3, 23 *καὶ ἔργῳ ἐπιχειρήσαντες ἀθεμίτῳ κρείττονα ποιῆσαι τοῦ θείου νόμου τὸν ἀνθρώπινον*. Evangel. Matth. 5, 17 *Μὴ νομίσητε, ὅτι ἦλθον καταλῦσαι τὸν νόμον ἢ τοὺς προφητάς· οὐκ ἦλθον καταλῦσαι ἀλλὰ πληρῶσαι.* Ja, *νόμισμα* ist wirklich collectiv gebraucht worden von Solon, der nach einer von Demosthenes erhaltenen Erzählung die *νόμοι τῆς πόλεως* geradezu *νόμισμα τῆς πόλεως* nannte. Freilich that er dies mit einem Wortspiele auf *νόμισμα*, Münze, das indess der Beweiskraft der Stelle keinen Eintrag thut, da Solon nur durch die wirklich vorhandene Bezeichnung der Gesetze als des *νόμισμα πόλεως* (der Gesetzesgewohnheit des Staates) an die Vergleichung der Gesetze mit den Münzen erinnert, nicht aber durch eine sonstige Aehnlichkeit der *νόμοι* mit Münzen zu einer sonst nicht üblichen vergleichsweisen Anwendung des Wortes *νόμισμα* auf die *νόμοι πόλεως* veranlasst werden konnte. Die Stelle findet sich bei Demosth. adv. Timokr. §. 212. 213 *Βούλομαι τοίνυν ὑμῖν κἀκεῖνο διηγήσασθαι, ὅ φασί ποτ' εἰπεῖν Σόλωνα κατηγοροῦντα νόμον τινὸς οὐκ ἐπιτήδειον θέντος. λέγεται γὰρ τοῖς δικασταῖς αὐτὸν εἰπεῖν, ἐπειδὴ τἆλλα κατηγόρησεν, ὅτι νομος ἐστὶν ἁπάσαις, ὡς ἔπος εἰπεῖν, ταῖς πόλεσιν, ἐάν τις τ ὸ ν ό μ ι σ μ α διαφθείρῃ, θάνατον τὴν ζημίαν εἶναι. ἐπερωτήσας δέ, εἰ δίκαιος αὐτοῖς καὶ κ α λ ῶ ς ἔ χ ω ν ὁ ν ό μ ο ς φαίνεται, ἐπειδὴ φῆσαι τοὺς δικαστάς, εἰπεῖν, ὅτι αὐτὸς ἡγεῖται ἀργύριον μὲν ν ό μ ι σ μ' εἶναι τῶν ἰδίων συναλλαγμάτων ἕνεκα τοῖς ἰδιώταις εὑρημένον, τ ο ὺ ς δ ὲ ν ό μ ο υ ς ἡ γ ο ῖ τ ο ν ό μ ι σ μ α τ ῆ ς π ό λ ε ω ς εἶναι, δεῖν δὲ τοὺς δικαστὰς πολλῷ μᾶλλον, εἴ τις, ὃ τ ῆ ς π ό λ ε ω ς ἐ σ τ ὶ ν ό μ ι σ μ α, τοῦτο διαφθείρει καὶ παράσημον εἰσφέρει, μισεῖν καὶ κολάζειν, ἢ εἴ τις ἐκεῖνο, ὃ τῶν ἰδιωτῶν ἐστίν.* — Im Chorgesange des Sophokles ist ohnehin jedes Missverständnis von *τὸ νόμισμα* unmöglich, da durch den Artikel das *νόμισμα* als bereits erwähnt bezeichnet wird, wodurch jeder sofort an die *νόμοι ὑψίποδες* oder *ὑψιπόλεις* der Strophe erinnert werden muss.

88) Herod. 3, 82 *χωρίς τε τούτου πατρίους νόμους μὴ λύειν.* Dem. Ol. 3, 12 *καὶ λύειν γε, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοὺς νόμους δεῖ τούτους τοὺς αὐτοὺς ἀξιοῦν, οἵπερ καὶ τεθείκασιν.* Evangel. Matth. 5, 17 in Anm. 87.

89) v. 287 *δίκην τ' ἐκείνων καὶ νόμους διασκεδῶν.* Dasselbe Verbum in gleicher Metapher: Oed. C. 618 *χρόνος τεκνοῦται νύκτας ἡμέρας τ' ἰών, | ἐν αἷς τὰ νῦν ξύμφωνα δεξιάματα | δόρει διασκεδῶσιν ἐκ σμικροῦ λόγου.* Auch *ἐκλύειν* gebraucht Sophokles von der Aufhebung eines gleichsam gesetzlichen Tributes Oed. Tyr. 35 *ὅς γ' ἐξέλυσας, ἄστυ Καδμεῖον μολών, | σκληρᾶς ἀοιδοῦ δασμόν, ὃν παρείχομεν.*

90) Wenn übrigens nach unserer Textesveränderung die Bitte des Chores die Möglichkeit der Aufhebung der göttlichen Gesetze, welche die Menschen nicht in Vergessenheit begraben können, voraussetzt, so hat dies nichts Auffallendes; denn es wird ja nur die Möglichkeit einer Aufhebung d u r c h d i e G ö t t e r s e l b s t vorausgesetzt, und diese Voraussetzung stimmt genau mit der in dem zweiten Strophenpaare waltenden Voraussetzung, dass die Götter einen ihre Gesetze Verletzenden möglicherweise unbestraft lassen könnten. Vgl. auch Soph. Phil. 448, wo auf ähnliche Weise an der göttlichen Gerechtigkeit gezweifelt wird: *καί πως τὰ μὲν πανοῦργα καὶ παλιντριβῆ | χαίρουσ' ἀναστρέφοντες ἐξ Ἅιδου, τὰ δὲ | δίκαια καὶ τὰ χρήστ' ἀποστέλλουσ' ἀεί. | ποῦ χρὴ τίθεσθαι ταῦτα, ποῦ δ' αἰνεῖν, ὅταν | τὰ θεῖ' ἐπαινῶν τοὺς θεοὺς εὕρω κακούς.*

*) Das Folgende wurde nicht vorgetragen, sondern statt dessen nur die Textesänderungen bezeichnet, die im Folgenden begründet werden.

Aufkündigung der Orakelverehrung von Seiten des Chores, und wiederum nach einem nicht ganz klaren Satze (901. 2) drittens die Bitte, Zeus möge Acht haben, weil die Orakel und die Götterverehrung bereits vernachlässigt würden. Diese festen Puncte genügen zunächst, um zu erkennen, dass die Gedanken des zweiten Strophenpaares in innigster Beziehung zu denen des ersten stehen. Der Chor knüpft nämlich an die Bitte der ersten Antistrophe um Aufrechterhaltung der göttlichen Gesetze antithetisch die Bitte an, den Frevler an den göttlichen Gesetzen zu bestrafen. Diese Bestrafung ist ja eben ein Mittel zu der Aufrechterhaltung der Gesetze. Sodann spricht er, antithetisch zu dem früheren bedingten Gelöbnisse, die Drohung aus, dass er die göttlichen Gesetze nicht beobachten werde. Wir dürfen erwarten, dass auch diese Drohung nur bedingt [91]) ausgesprochen sei, bedingt durch die Voraussetzung, dass die Götter durch Nichtbestrafung des Frevlers die ewigen Gesetze selbst erschüttern könnten [92]). Zum Schluss wiederholt der Chor die am Ende des ersten Strophenpaares ausgesprochene Bitte um Aufrechterhaltung der göttlichen Gesetze in anderer Form und kehrt damit in völliger Abrundung des Gedankenganges zu der Stimmung zurück, in der er am Anfange des Gesanges gewünscht hatte, die göttlichen Gesetze stets zu beobachten.

Dieser Gedankenzusammenhang würde auch in seinem inneren Gefüge völlig befriedigen, wenn nicht die vorhin als unklar bezeichneten Stellen durch ihre Unverständlichkeit die Klarheit desselben verdunkelten.

In der zweiten Strophe liest man nämlich nur die ersten fünf Verse ohne Anstofs [93]). Dass aber auf die in ihnen enthaltene kräftige Verwünschung *κακά νιν*

---

91) Diese hypothetische Drohung ist ja im Grunde nur eine nachdrückliche Vorhersagung des Verfalls der Ehrfurcht vor den Göttern. Aehnlich motivierte Vorhersagungen jenes Verfalls finden sich auch sonst bei Sophokles, z. B. rücksichtlich der Orakel, wie in der zweiten Antistrophe hier, so El. 499, wo die Vorhersagung in der Form einer hypothetischen Leugnung erscheint: *ἤτοι μαντεῖαι βροτῶν | οὐκ εἰσὶν ἐν δεινοῖς ὀνείροις οὐδ' ἐν θεσφάτοις, | εἰ μὴ τόδε φάσμα νυκτὸς εὖ κατασχήσει.* Eine Voraussagung jenes Verfalles, motiviert mit der Straflosigkeit der Verbrechen, wie hier, so El. 244 *εἰ γὰρ ὁ μὲν θανὼν γᾶ τε καὶ οὐδὲν ὢν | κείσεται τάλας, | οἱ δὲ μὴ πάλιν | δώσουσ' ἀντιφόνους δίκας, | ἔρροι τ' ἂν αἰδὼς | ἁπάντων τ' εὐσέβεια θνατῶν.* Damit stimmt der Schluss der Antistrophe *ἔρρει δὲ τὰ θεῖα.* Auch den Gedanken, dass man, wenn man im Verkehr mit Schlechten ungerecht leidet, nothwendig auch schlecht werde, spricht Sophokles aus El. 307 *ἐν οὖν τοιούτοις οὔτε σωφρονεῖν, φίλαι, | οὔτ' εὐσεβεῖν πάρεστιν· ἀλλ' ἐν τοῖς κακοῖς | πολλή 'στ' ἀνάγκη κἀπιτηδεύειν κακά.*

92) Eben so äufsert Zweifel an dem Vorhandensein der göttlichen Strafgerechtigkeit der Chor in Soph. El. 825 *ποῦ ποτε κεραυνοὶ Διὸς ἢ ποῦ φαέθων Ἅλιος, εἰ ταῦτ' ἐφορῶντες | κρύπτουσιν ἕκηλοι;*

93) Nur bemerke ich, dass *δαιμόνων ἕδη* nicht als Tempel oder Orakelstätten gedeutet werden dürfen, wie Schneidewin zu v. 897 meinte. Allerdings liegt es nahe, wegen der v. 897 ff. erwähnten Orakelstätten daran zu denken, und auch Ruhnken hat in der Anm. zu *Timaei lexicon Platonicum p.* 93 *ἕδος τὸ ἄγαλμα, καὶ ὁ τόπος, ἐν ᾧ ἵδρυται,* die Bedeutung *templum* für unsere Stelle angenommen. Aber in den von Ruhnken hierfür aus älteren Schriftstellern angeführten Beispielen ist die Bedeutung von *simulacrum* nicht zu verkennen, und die Annahme der andern Bedeutung willkürlich. Ruhnken führt nämlich an Aesch. Pers. 398 *ἐλευθεροῦτε πατρίδ', ἐλευθεροῦτε δὲ | παῖδας γυναῖκας θεῶν τε πα-*

ἕλοιτο μοῖρα[94]) mit den Worten *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως* eine nochmalige nachhinkende Protasis zu der Verwünschung eintritt, erregt Befremden. Freilich nehmen hieran weder die Scholien[95]) noch die neueren Interpreten[96]) Anstofs. Aber man wird bei Sophokles vergeblich nach einem ähnlichen Beispiele suchen[97]). Setzen wir indess den Fall, die drei Verse bildeten einen nochmaligen Vordersatz. In diesem Falle würde der erste Satz: „Wenn er nicht ehrlichen Gewinn suchen wird“ sehr nichtssagend sein im Vergleich mit *εἰ δέ τις ὑπέροπτα χερσὶ καὶ λόγοις πορεύεται.* Dann ist unehrlichen Gewinn zu nehmen zwar verwerflich, aber nach griechischer Anschauung nicht ein Verstofs gegen die göttlichen Gesetze[98]). Der ganze dreiglie-

---

τρῴων ἕδη. Lyc. adv. Leocr. §. 1 *κρίνω τὸν προδόντα αὐτῶν καὶ τοὺς νέως καὶ τὰ ἕδη καὶ τὰ τεμένη καὶ τὰς ἐν τοῖς νόμοις θυσίας.* Eine von Ruhnken nicht angeführte Stelle aus Platons Phaedon 111 B ist aber deshalb nicht beweisend, weil die Lesart zwischen *ἄλση* und *ἕδη* schwankt. Sophokles selbst gebraucht das Wort *ἕδη* an einer andern Stelle unzweideutig im Sinne von *simulacrum*, nämlich in der Elektr. 1374 *πατρῷα προσκύσανθ' ἕδη | θεῶν, ὅσοιπερ πρόπυλα ναίουσιν τάδε.* Auch erklärt Triclinius das *ἕδη* unserer Stelle zu v. 883 als *εἴδωλα τῶν δαιμόνων, ἤτοι τοὺς θεούς.* Wir werden daher auch an unserer Stelle bei der Bedeutung *simulacrum* beharren. Ohnehin passt sie in den Gedankengang besser, als die andere. Denn da die in der Antistrophe in Aussicht gestellte Vernachlässigung der Orakelstätten nur eine einzelne Anwendung der Missachtung der Götter überhaupt ist, so ist es nicht allein nicht nöthig, dass gleich bei der Verwünschung des Frevlers seine Unehrerbietigkeit gegen die Orakelstätten erwähnt werde, sondern sogar wahrscheinlicher, dass zuerst allgemein die Unehrerbietigkeit gegen die Götter überhaupt verwünscht werde. — Da demnach *δαιμόνων ἕδη* vorzüglich passt, so sehe ich keinen Grund, von der Variante *ἔθη* Notiz zu nehmen, die sich in dem Citate unserer Stelle bei Suidas v. *ὑπέροπτα* bemerkt findet. Freilich könnte man die *δαιμόνων νόμοι* sehr wohl auch *ἔθη*, etwa *παλαιὰ ἔθη* (Isokr. 12, 169) nennen; aber *δαιμόνων ἔθη* wird man sie nicht nennen können. Dazu kommt, dass *δαιμόνων ἔθη*, im Sinne von *δαιμόνων νόμοι* genommen, nur eine Tautologie der beiden Ausdrücke *Δίκας ἀφόβητος* und *οὐδὲ δαιμόνων ἔθη σέβων* hervorbringen würde, während nach der recipirten Lesart unterschieden wird die Furcht vor dem göttlichen Rechte und die Ehrfurcht vor den Götterbildern, d. h. also Gerechtigkeit und Frömmigkeit.

94) Solon. 13, 27 (Bergk) *αἰεὶ δ' οὔ ἑ λέληθε διαμπερές, ὅστις ἀλιτρὸν θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη. | ἀλλ' ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτισεν, ὁ δ' ὕστερον· ἢν δὲ φύγωσιν | αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιοῦσα κίχῃ, | ἤλυθε πάντως αὖθις· ἀναίτιοι ἔργα τίνουσιν | ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω.*

95) Schol. Laur. zu v. 889 (ebenso Suidas v. *ὑπέροπτα*): *Ὁ τοιοῦτος ἐν κακῇ εἴη μοίρᾳ, ὃς μὴ ἀφέξεται τῶν ἀσέπτων, ἢ ἕξεται τῶν ἀθίκτων, ὅ ἐστιν, ὧν οὐ χρὴ ἔχεσθαι.* Schol. Dind. zu v. 887 *ἕλοιτο*] *ἕλοι, ἤγουν κατάσχοι, αὐτὸν ἕνεκα δυστυχοῦς ὑπερηφανίας, εἰ μὴ τὸ ἀξίωμα τῆς βασιλείας διοικήσει δικαίως. καὶ εἰ μή, ἀπὸ κοινοῦ, ἔρξεται, ἤγουν ἀφέξεται, κωλυθήσεται τῶν ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων, ἢ εἰ τῶν ἀψαύστων, ἤγουν τῶν θείων, ἅψεται ματαιοπονῶν, ματαιάζων.*

96) Namentlich Elmsley, Hermann, Neue, Dindorf, Wunder, Schneidewin und Nauck.

97) Von den Beispielen, mit denen Schneidewin diese Construction belegen wollte, hat Nauck bereits zwei (Aj. 841. 769) als ungeeignet weggelassen; aber auch die von Nauck beibehaltenen (Oed. Tyr. 166. 338. El. 572) beweisen nur die Möglichkeit, dass Ein und derselbe Gedanke doppelt ausgesprochen werden kann, unter anderem auch in einer doppelten Apodosis, nicht aber liefern sie Fälle der Wiederholung desselben Gedankens in doppelter Protasis.

98) Die Volksmoral billigt bekanntlich *κέρδη δίκαια κἄδικα*; doch liefse sich dieser, Schneidewin nicht entgangene, Abfall von der Volksmoral durch Hinweisung auf den reineren sittlichen Standpunct des Chores allenfalls rechtfertigen. Bedenklicher ist das Nichtssagende des Gedankens. Schneidewin, der zur Erläuterung hinzufügt: „wie Laios und Iokaste ihrem Vortheil durch unrechtes Handeln

derige Vordersatz würde aber noch an einem andern Uebelstande leiden. Entweder muss man nämlich, um dem dritten Gliede einen passenden Sinn abzugewinnen, das *μή* von *εἰ μή* nur zu den beiden ersten Gliedern ziehen mit den Scholien [99]) und den meisten Interpreten [100]). Es heifst dann das dritte Glied: „oder wenn er in eitler Vermessenheit Unantastbares antasten wird" [101]). Aber schon G. Hermann verlangte entschieden und mit Recht, dass man das *μή* zu allen drei Gliedern ziehen müsse [102]). — Oder man muss, wenn man *μή* auch zum dritten Gliede zieht, mit G. Hermann das in diesem stehende *ἕξεται* als *ἀφέξεται* deuten, damit der Sinn entsteht: „oder wenn er nicht in seiner eiteln Vermessenheit des Unantastbaren sich enthalten wird." Aber diese Auffassung von *ἕξεται* ist gegen den Sprachgebrauch [103]).

Diesen Schwierigkeiten können wir zu entgehen hoffen, wenn wir die dreigliederige Protasis zur folgenden Frage ziehen. Dies erfordert die unverkennbare Concinnität des in dem zweiten Strophenpaare bis zur Schlussbitte herrschenden Satzbaues. Denn nicht nur die Verwünschung, sondern auch die auf die nächste Frage folgende, durch *γάρ* eingeleitete Frage wird durch eine conditionale Protasis einge-

---

nachgiengen," ist offenbar bemüht, in die Worte mehr hineinzutragen, als in ihnen liegt; eben so die jüngeren Scholien (Anm. 95) mit ihrem *εἰ μὴ τὸ ἀξίωμα τῆς βασιλείας διοικήσει δικαίως.*

99) Siehe Anm. 95 und 103.

100) Mit Elmsley, Neue, Dindorf, Schneidewin und Nauck. Neue schlug geradezu vor, im dritten Gliede *ἢ εἰ* zu schreiben.

101) Diese ganze Annahme wird durch eine spitzfindige Erklärung Dindorf's, welcher Schneidewin und Nauck beitreten, nicht wahrscheinlicher. Man meint nämlich, dass die Protasis in der Weise zweigliederig sei, dass die beiden ersten Glieder zusammen Ein Glied bildeten. Dieses vermeintliche erste mit *εἰ μή* eingeleitete Glied (*εἰ μὴ κερδανεῖ καὶ μὴ ἕρξεται*) soll, so meint man weiter, den vorhergehenden Ausdruck *Δίκας ἀφόβητος* ausführen; das zweite mit *εἰ* eingeleitete Glied dagegen (*ἢ εἰ τῶν ἀθίκτων ἕξεται*) soll zur Ausführung von *οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων* dienen, vermuthlich weil man bei *ἕδη* an Orakelstätten dachte, und sah, dass die delphische Orakelstätte v. 898 *ἄθικτος γᾶς ὀμφαλός* genannt werde. Aber diese Bezugnahme auf die Protasis der Verwünschung, und die ihr entsprechende Vertheilung der Glieder der vermeintlichen zweiten Protasis ist offenbar willkürlich. Denn derjenige, welcher das Unantastbare antastet, ist eben so sehr *Δίκας ἀφόβητος* wie die andern, und derjenige, der nicht *ἀσέπτων ἕρξεται*, hat eben so wenig Scheu vor den *ἕδη θεῶν*, wie der, welcher *ἀθίκτων ἕξεται*. Schon der Wechsel zwischen *καί* und *ἤ* macht das Gegentheil der Dindorf'schen Vertheilung wahrscheinlich, dass nämlich die beiden letzten durch *ἤ* getrennten Glieder als Ein Glied anzusehen seien (s. Anm. 139).

102) Zu v. 890 *ed. Herm.*: „*Perobscure, ne dicam inepte, loquutus esset poeta, si ad ἢ τῶν ἀθίκτων ἕξεται noluisset particulam μή referri, quod ita demum consequutus esset, si pro ἤ dixisset ἀλλά.*"

103) So mit Hermann auch Erfurdt und Ellendt. Aber schon die Scholien fassen *ἕξεται* als „berühren" oder „trachten," vgl. Anm. 95 und Schol. Laur. zu v. 891 *Ματάζων*] *Ματαιοφρονῶν· Ἕξεται δὲ ἀντὶ τοῦ ἐπιθυμήσει τῶν ἀσέπτων καὶ ἀθίκτων.* Elmsley vermuthete deshalb, freilich unnöthig und unpassend, *θίξεται*. Mit den Scholien stimmt aber der Sprachgebrauch des Sophokles überein, bei dem sich für *ἔχεσθαι* wohl die Bedeutung *tangere, sectari*, nicht aber die damit unverträgliche, weil diametral entgegengesetzte, *abstinere*, nachweisen lässt. Vgl. Oed. Col. 423 *τῆσδε τῆς μάχης πέρι, | ἧς νῦν ἔχονται κἀπαναίρονται δόρυ.* Creusa fragm. 327 (Nauck) *καὶ μήτε θαυμάσῃς με τοῦ κέρδους, ἄναξ, | ὧδ' ἀντέχεσθαι· καὶ γὰρ οἳ μακρὸν βίον | θνητῶν ἔχουσι, τοῦ γε κερδαίνειν ὅμως | ἄπριξ ἔχονται.* Aethiop. fragm. 25 (Nauck) *σὺ δ' αὐτὸς ὥσπερ οἱ σοφοὶ τὰ μὲν | δίκαι' ἐπαίνει, τοῦ δὲ κερδαίνειν ἔχου.*

leitet: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι, τί δεῖ με χορεύειν;* Und eben so wird die dann folgende Drohung *οὐκ ἔτι τὸν ἄθικτον εἶμι γᾶς ἐπ' ὀμφαλὸν σέβων* von einer conditionalen Protasis abhängig gemacht: *εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς.* Ich war zu dieser Erwägung und den auf sie sich stützenden Folgerungen bereits gelangt [104]), als ich zu meiner Freude sah, dass auch Suidas in zwei Citaten und Triclinius [105]) durch seine Erklärung die Protasis mit der Frage verbinden. Dass Triclinius dies thut, scheint von den neueren Interpreten übersehen zu sein, weil die Worte des Triclinius falsch interpungiert werden. Eine noch gewichtigere Unterstützung erhält mein Vorschlag dadurch, dass auch Bergk die Nothwendigkeit dieser Construction erkannt hat [106]). In den weiter daraus sich ergebenden Folgerungen schlagen übrigens Triclinius und Bergk wiederum andere Wege ein, als ich.

Gehört nun die Protasis zur Frage, *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη ἔρξεται ψυχᾶς ἀμύνειν*, so entsteht für die Interpretation der Protasis die Schwierigkeit, dass der Sinn der Frage selbst unklar und höchst streitig ist. Wäre er klar, so könnten wir mit Sicherheit auf den nothwendigen Sinn der Protasis schliefsen, wie wir umgekehrt, wenn der Sinn der Protasis klar wäre, mit Evidenz auf den nothwendigen Sinn der durch sie bedingten Frage schliefsen könnten. So gleicht unsere

---

104) Das Asyndeton zwischen der Verwünschung und der Protasis des neuen Satzes hat in dem Falle keinen Anstand (vgl. Anm. 32), wenn, wie wir hier nur voraussetzen dürfen, aber später (Anm. 137) zeigen werden, die von jener Protasis eingeleitete Frage in einem auch ohne Verbindungspartikel erkennbaren Zusammenhange mit der Verwünschung des Gottlosen steht.

105) Suidas V. *κέρδος αἰσχύνης ἄμεινον* schreibt v. 889—894 im Zusammenhange, freilich mit der nichtsnutzigen Variante *ματαίων δὲ* für *ματάζων*, die indess zeigt, dass der, welcher so las, die Protasis von der Frage nicht trennte. V. *ὑπέροπτα*, wo er den Anfang der Strophe citiert, hält er bei *χλιδᾶς* inne, fügt aber freilich die Interpretation der älteren Scholien hinzu, welche auch die folgende Protasis mit umfasst (Anm. 95). Dass Triclinius die Protasis zur folgenden Frage ziehe, folgt aus der Art, wie er das erste Glied der Protasis interpretirt (Anm. 109), welche mit der Beziehung der Protasis auf die Verwünschung unverträglich ist (Anm. 108). Dindorf hat dies übersehen und fälschlicher Weise in der Erklärung des Triclinius kein Interpunctionszeichen vor *εἰ μὴ κερδανεῖ*, dagegen einen Punct vor *τίς ἄρα ἀνὴρ* gesetzt. Die ganze Stelle lautet mit berichtigter Interpunction folgendermafsen zu v. 883 *εἰ δέ τις πορεύεται ......, ἕλοιτο καὶ λάβοι νιν καὶ αὐτὸν κακὴ μοῖρα καὶ τύχη, χάριν καὶ ἕνεκα τῆς τρυφῆς καὶ τῆς ὑπεροψίας, ἣν πρὸς τοὺς θεοὺς ἔχει, τῆς δυσπότμου καὶ δυστυχοῦς (μέγιστον γὰρ ἀτύχημα ἡ ἀσέβεια). εἰ μὴ κερδανεῖ δικαίως τὸ κέρδος, ἤγουν ἐὰν μὴ τὰ τῆς ὑπεροψίας ἆθλα δικαίως λάβῃ τιμωρηθείς, καὶ ἔρξεται καὶ κωλυθῇ τῶν ἀσέπτων καὶ ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων, ἢ ἔρξεται καὶ κωλυθῇ πάλιν τῶν ἀθίκτων καὶ ἀπροσψαύστων, καὶ ὧν οὐδεὶς ἅπτεται ἀσεβῶς ἐγχειρημάτων, ματάζων καὶ ματαιοποιῶν* (vielleicht *ματαιοπονῶν* vgl. schol. in Anm. 95 und Anm. 127). *τίς ἄρα ἀνὴρ ἔτι καὶ εἰς τὸ ἑξῆς ἐν τοῖσδε, ἤγουν ἐν τῷ μὴ τιμωρεῖσθαι τοὺς κακούς, ἔρξεται καὶ κωλυθήσεται, τῆς κακίας δηλονότι κ. τ. λ.* Auch das in der Frage hinzugefügte *ἄρα* und die bei der Interpretation der Frage wie bei der der beiden letzten Glieder des Vordersatzes gleichmäfsig angewendete Umschreibung durch *ἔρξεται καὶ κωλυθῇ, ἔρξεται καὶ κωλυθήσεται*, so unberechtigt sie im dritten Gliede der Protasis und in der Frage ist, spricht für die Annahme, dass Triclinius die dreigliederige Protasis zur Frage bezog.

106) a. a. O. S. XLIX.

Lage auf den ersten Blick der verzweifelten Lage eines Mathematikers, der zwei unbekannte Gröſsen aus E i n e r Gleichung finden soll. Indess passt dieser hoffnungslose Vergleich glücklicherweise nicht ganz. Denn die Möglichkeiten des Sinnes jener Frage sind eng genug begrenzt, um aus ihm, auch wenn man ihm den denkbar weitesten Umfang gibt, Rückschlüsse auf den Sinn der Protasis zu gestatten. Sie sind begrenzt theils durch die früher festgestellten festen Puncte des Gedankenzusammenhanges des zweiten Strophenpaares, theils und zwar insbesondere durch den Sinn der jene unklare Frage erläuternden, augenscheinlich unwilligen Frage: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι, τί δεῖ με χορεύειν;* Der Chor kann offenbar nur eine gleichfalls unwillige Frage aufwerfen, und sein Unwille kann sich eben auch nur auf die Nichtbestrafung des Gottlosen beziehen. Wir werden also in der dreigliederigen Protasis Variationen d e s Gedankens erwarten dürfen: „Wenn er, nämlich der in der Verwünschung bezeichnete Frevler, nicht bestraft werden wird."

Diesen Sinn hat nun das erste Glied ganz deutlich, sobald man die Redensart *τὸ κέρδος κερδαίνειν δικαίως* ironisch [107]) fasst: „Wenn er nicht seinen gebührenden Lohn nach Recht erhält" [108]). In dieser ironischen, der Sophokleischen Ausdrucksweise völlig angemessenen, auch durch den Artikel *τό* nahegelegten Fassung bin ich mit Triclinius [109]) und Bergk [110]) in Uebereinstimmung.

Auch das zweite Glied enthält diesen Gedanken, sobald man *ἕρξεται* nicht medial, sondern passiv fasst. *Καὶ εἰ μὴ τῶν ἀσέπτων ἕρξεται* heiſst dann: „und wenn er nicht von unfrommen Handlungen abgehalten werden wird" [111]), wobei sich das Mittel: „durch Strafe" in diesem Zusammenhange von selbst versteht.

---

107) Sophokles liebt sogar, wie auch andere Schriftsteller, die ironische Anwendung des Begriffes *κέρδος*, vgl. Antig. 326 *τὰ δειλὰ κέρδη πημονὰς ἐργάζεται.* Antig. 310 *ἵν' εἰδότες τὸ κέρδος ἔνθεν οἰστέον | τὸ λοιπὸν ἁρπάζητε, καὶ μάθηθ' ὅτι | οὐκ ἐξ ἅπαντος δεῖ τὸ κερδαίνειν φιλεῖν.*

108) Je significanter diese Erklärung im Vergleiche mit dem matten Sinne ist, den die Worte als Protasis der Verwünschung haben müssten (s. Anm. 98), um so gerechtfertigter erscheint nachträglich die Trennung der zweiten Protasis von der Verwünschung, zu der sie in jenem ironischen Sinne nicht passt, weil der Gedanke entstehen würde: „Die Strafe ereile ihn, wenn er nicht die gerechte Strafe erhält." Bei unserer Deutung correspondiert die zweite Protasis ganz mit der negativen Protasis in der Antistrophe: *εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς* und mit der denselben Gedanken in positiver Form enthaltenden Protasis der erläuternden Frage: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι.*

109) *ἐὰν μὴ τὰ τῆς ὑπεροψίας ἆθλα δικαίως λάβῃ τιμωρηθείς* s. Anm. 105.

110) a. a. O.: „*nisi dignum pro facinore praemium, i. e.* p o e n a m, *accipiet*"

111) In diesem Sinne, der allenfalls auch auf die Beziehung der Protasis zur Verwünschung passt, fassen es sowohl diejenigen, welche die Protasis zur Verwünschung ziehen (Schol. Laur. *ἀφέξεται*, Schol. Dind. *ἀφέξεται, κωλυθήσεται* s Anm. 95), als auch Triclinius (*ἕρξεται καὶ κωλυθῇ* s. Anm. 105). Nur Wunder sagt, verleitet durch das *ἀφέξεται* der Schol. Laur., nicht *arcebitur*, sondern *abstinebit.* Dieses wäre allerdings bei der Beziehung der Protasis auf die Verwünschung zulässig. Bei der Beziehung aber auf die folgende Frage ist es unzulässig. Denn es handelt sich bei der Voraussetzung des Chores nicht um ein freiwilliges Enthalten, sondern um ein gezwungenes Abgehaltenwerden. Es bedarf übrigens kaum der Erinnerung, dass die passive Auffassung des medialen Futurums *ἕρξεται* durch viele Analogien medialer Futura bei Sophokles gesichert ist.

Bei dem dritten Gliede dagegen entsteht von Neuem die Schwierigkeit, dass *μή* nicht ergänzt werden zu dürfen scheint, sobald man *ἕξεται*, wie man muss, im Sinne von *tanget*, *sectabitur* nimmt. Denn der Gedanke: „Wenn er nicht in eitlem Streben Unantastbares antasten wird“ enthält nichts von Straflosigkeit. Wenn man aber auch die unwahrscheinliche Möglichkeit versuchen wollte, das *μή* nicht zum dritten Gliede zu beziehen, so enthält der Gedanke: „Wenn er in eitlem Streben Unantastbares antasten wird“ gleichfalls nichts von Straflosigkeit. Der Satz scheint also in beiden Fällen nicht Vordersatz einer über die Straflosigkeit unwilligen Frage sein zu können. Er muss also entweder corrupt sein oder noch eine andere Erklärung zulassen.

Hier nun scheiden sich meine Wege von denen des Triclinius und Bergk. Triclinius liest nämlich auch im dritten Gliede ohne alle Wahrscheinlichkeit *ἕρξεται*, wodurch zwar jene Schwierigkeit scheinbar beseitigt wird, aber die eben so grofse einer unerträglichen Tautologie des dritten und zweiten Gliedes entsteht [112]). Bergk umgeht jene Schwierigkeit und diese Tautologie durch das gewaltsame, kritisch nicht gerechtfertigte Mittel, die beiden letzten Glieder der Protasis zu Einem zu verschmelzen: *καὶ τῶν ἀθίκτων ἕρξεται ματάζων* [113]). Auch Nauck stimmt diesem Wagnisse bei, nur dass er *ἕξεται* statt *ἕρξεται* beibehält, indem er die Protasis fälschlich zur Verwünschung bezieht [114]). Das Verfahren beider ist schon deshalb zu

---

112) Sie liegt in der Paraphrase des Triclinius nackt vor: *καὶ ἕρξεται καὶ κωλυθῇ τῶν ἀσέπτων καὶ ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων, ἢ ἕρξεται καὶ κωλυθῇ πάλιν τῶν ἀθίκτων καὶ ἀπροσψαύστων, καὶ ὧν οὐδεὶς ἅπτεται, ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων* (Anm. 105).

113) Bergk constituiert a. a. O. S. XLIX. die Protasis nebst der Frage in folgender Weise: *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως | καὶ τῶν ἀθίκτων ἕρξεται ματάζων, | τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμοῦ βέλη | ἕξεται ψυχᾶς ἀμύνειν;* Allerdings könnte *ἀσέπτων* des zweiten Gliedes ein Glossem zu *ἀθίκτων* sein, aber in diesem Falle würde man eher *ἀσεβῶν*, als das dichterische, durch *ἀσεβῶν* selbst wieder erklärte (Triclin. in Anm. 112) *ἀσέπτων* erwarten. Ferner erklärt der Schol. Laur. zu 889 allerdings nur zwei Glieder (Anm. 95); aber dies sind gerade die beiden letzten, während er das erste in der Interpretation unberücksichtigt lässt. Endlich ist es allerdings wahrscheinlich, dass eine der drei Formen *ἕρξεται* v. 890, *ἕξεται* v. 891, *ἕρξεται* v. 894 mit Unrecht im Texte steht. Aber wir werden sehen, dass der überwiegende Verdacht auf das *ἕρξεται* von v. 894 fällt, welches nicht einmal Bergk selbst unverändert gebrauchen konnte, sondern durch das, dort übrigens gleichfalls unhaltbare *ἕξεται* ersetzt hat.

114) Im kritischen Anhange zu Schneidewin's Ausgabe constituiert Nauck die Stelle so: *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως, | καὶ τῶν ἀθίκτων ἕξεται ματάζων. | τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῶν βέλη | εὔξεται ψυχᾶς ἀμύνειν;* Er konnte das für Bergk unbrauchbare *ἕξεται* des zweiten Gliedes behalten, weil er die Protasis zur Verwünschung bezog. In diesem Falle müsste nämlich zum zweiten Gliede *εἰ* und nicht *εἰ μή* ergänzt werden, was allerdings bei zweigliederiger Protasis möglich wäre. Nauck beseitigt also durch seine Constitution die früher wegen der Unmöglichkeit, *μή* zu dem Gliede der Protasis, welches *ἕξεται* enthält, zu ziehen, entspringende Schwierigkeit der Verbindung der Protasis mit der Verwünschung (S. 43). Indessen wird dadurch weder diese Verbindung wahrscheinlicher, noch umgekehrt durch die Möglichkeit der Aufrechterhaltung dieser Verbindung die Zusammenziehung dreier Verse in zwei minder gewagt. — Nauck verändert übrigens in der Frage *ἕρξεται* in *εὔξεται*, dessen Unhaltbarkeit wir gleichfalls sehen werden.

verwerfen, weil es noch gewaltsamere Aenderungen in den gänzlich unverdächtigen Versen der Antistrophe nach sich zieht [115]).

Ich bin der Meinung, dass hier nichts corrupt ist, sondern dass die Schwierigkeit aus dem Verkennen der wahren Bedeutung des Participiums *ματᾴζων* [116]) entspringt.

Man nahm dasselbe im Sinne von „thöricht oder vermessen denkend oder handelnd" [117]). Allerdings konnte man sich dafür sowohl auf die alten Erklärer [118]) als auch auf Beispiele bei andern Schriftstellern [119]) berufen. Nun aber haben die mit *ματᾴζω* verwandten Wörter zwar einerseits die subjective Bedeutung des thörichten, vermessenen Treibens (*temere*), andererseits aber auch die objective der Erfolglosigkeit und des erfolglosen Handelns (*frustra*). Wir finden sie neben der andern in *μάταιος* [120]), über die andere überwiegend im Adverbium *μάτην* [121]) und vornehmlich

---

115) Bergk schlug für die Antistrophe vor: *Ἀλλ' ὦ κρατύνων, εἴπερ ὄρθ' ἀκούεις, | Ζεῦ [πάντ' ἀνάσσων] μὴ λάθοι σὲ σάν τ' | [ἀθάνατον] ἐς αἰὲν ἀρχάν.* Abgesehen also von der Aenderung *σὲ σάν τ' ἐσαιὲν* für *σὲ τάν τε σάν — αἰὲν* wirft er zwei unverdächtige, wichtige Begriffe heraus. Nauck modificiert auch hier Bergk's Vorschläge, indem er schreibt: *Ζεῦ μὴ λάθοι τὰν σὰν ἐς αἰὲν ἀρχάν* (was eben so gewagt ist) und dem ausgeworfenen *πάντ' ἀνάσσων* an einer andern Stelle zu seinem Rechte verhilft: *φθίνοντα γάρ, πάντ' ἀνάσσων, | Λαΐου θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη.* Dass aber auch diese Stelle der Antistrophe keine so bedeutende, durch *πάντ' ἀνάσσων* auszufüllende Lücke enthält, werden wir unten sehen.

116) Für corrupt darf man dieses nicht halten, wenn auch Suidas v. *κέρδος* dafür liest: *καὶ τῶν ἀθίκτων ἕξεται· ματαίων δὲ τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη | ἔρξεται ψυχᾶς ἀμύνειν.* Wollte man sich aber durch die Interpunction vor *ματαίων δέ* verleiten lassen, *ματᾴζων* zur Frage zu ziehen, so wäre damit für die Interpretation von *ἢ τῶν ἀθίκτων ἕξεται* nichts gewonnen, eben so wenig wie die Frage selbst dadurch klarer werden würde.

117) Wunder: *impie faciens sive plenus impietatis.* Dindorf: *Est igitur ἕξεται ματάζων idem quod ἕξεται ματαίαις χερσίν, quemadmodum φαύω ματαίαις χερσί* Soph. Trach. 565.

118) Schol. Laur. zu v. 891 *Ματάζων] ματαιοφρονῶν.* Suidas v. *ματᾴζων, ματαίως ζῶν, ματαίως φρονῶν.* Triclinius (s. Anm. 105) *ματαιοποιῶν.*

119) *Ματᾴζω* ist bekanntlich aus *ματαΐζω* durch Contraction entstanden, s. Herodian. *περὶ μονήρους λέξεως* 23 und Pierson zu Moeris p. 70 f. Dieses *ματαΐζω* findet sich in der Bedeutung: „sich thöricht, unverständig benehmen" bei Herod. 2, 162 *ὡς δὲ ἀπικόμενος ὁ Πατάρβημις τὸν Ἄμασιν ἐκάλεε, ὁ Ἄμασις (ἔτυχε γὰρ ἐπ' ἵππου κατήμενος), ἐπαείρας ἀπεματάισε καὶ τοῦτό μιν ἐκέλευε Ἀπρίῃ ἀπάγειν* (Euphemismus für *sublato crure pepedit*). Ios. bell. Iud. 6, 2, 10 *αὐτὸν ἀνασκιρτῶντα καὶ ματαΐζοντα Πρίσκος τις ἑκατοντάρχης τοξεύσας διήλασε βέλει.* Auch *ματαιάζω* lässt sich vergleichen (Flor. Γ liest an unserer Stelle *ματαιάζων* offenbar als Erklärung von *ματᾴζων* s. Schol. Dind. in Anm. 95 und Eustath. in Anm. 126), bei Lucian. de luctu 16 *καὶ τὸν πατέρα παῦσαι ματαιάζοντα* (*ranas querelas fundentem*)

120) Vgl. Soph. Trach. 863 *πότερον ἐγὼ μάταιος, ἢ κλύω τινὸς | οἴκτου δι' οἴκων ἀρτίως ὁρμωμένου;* Plato Timæus 40 D *τὸ λέγειν ἄνευ διόψεως τούτων αὖ τῶν μιμημάτων μάταιος ἂν εἴη πόνος.* Plato Leg. II, 654 E *εἰ δὲ ταῦθ' ἡμᾶς διαφυγόντα οἰχήσεται, μάταιος ὁ μετὰ ταῦθ' ἡμῖν περὶ παιδείας ὀρθῆς εἴθ' Ἑλληνικῆς εἴτε βαρβαρικῆς λόγος ἂν εἴη.* Dem. Ol. 1, 17 *εἰ δὲ θατέρου τούτων ὀλιγωρήσετε, ὀκνῶ μὴ μάταιος ἡμῖν ἡ στρατεία γένηται.*

121) Vgl. unter vielen andern Beispielen in unserem Chorgesang v. 874 *ὕβρις εἰ πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάταν,* wo es auch verkehrt sein würde, nicht sowohl an das fruchtlose als an das thörichte Gebahren der *ὕβρις* zu denken, das sich ja bei erfahrungsmäfsiger Fruchtlosigkeit ohnehin von selbst

auch in dem Verbum *ματάω* [122]) bei Homer [123]) und Aeschylus [124]). Die nach diesen Analogien für *ματᾴζω* anzunehmende Bedeutung: *frustra aliquid agere* ist überdies direct durch eine Stelle des Aeschylus bezeugt [125]). Auch wird sie bestätigt durch Eustathius, der *ματᾴζω* mit *ματάω* vergleicht, und von *ματάω* berichtet, dass es wie *ἁμαρτεῖν* von einem sein Ziel verfehlenden Schützen gesagt werden könne [126]). Endlich bedeutet auch *ματαιοπονέω*, wodurch die jüngeren Scholien [127]) *ματᾴζων* erklären, nichts anders als „sich vergebliche Mühe machen“ [128]).

Nehmen wir nun *ματᾴζω* in diesem Sinne, so kann das dritte Glied der Protasis nur heissen: „Wenn er nicht das Unantastbare umsonst antasten wird,“ *nisi non tangenda frustra tanget.* Das Participium *ματᾴζων* besagt also nicht mehr, als das Adverbium *μάταν* besagen würde [129]) und in dem Verse: *ὕβρις εἰ πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάταν* wirklich besagt. Dass griechische Participien im Deutschen bisweilen durch Adverbien wiedergegeben werden müssen, ist eine bekannte Sache. Man kann sich die Bedeutung dieses Participiums aber auch dadurch verdeutlichen,

---

versteht. Ferner Soph. Phil. 1276 *μάτην γὰρ ἂν εἴπῃς γε πάντ' εἰρήσεται.* Phil. 1281 *πάντα γὰρ φράσεις μάτην.* Aesch. Prom. 344 *μηδὲν πόνει· μάτην γάρ, οὐδὲν ὠφελῶν, | ἐμοὶ πονήσεις, εἴ τι καὶ πονεῖν θέλοις.* Pind. Ol. 1, 82 *θανεῖν δ' οἷσιν ἀνάγκα, τί κέ τις ἀνώνυμον | γῆρας ἐν σκότῳ καθήμενος ἕψοι μάταν.*

122) Mit Unrecht wird für dasselbe die Bedeutung „zaudern“ angenommen von Nitzsch, Anmerkungen zur Odyssee x, 79 bei Gelegenheit des Substantivs *ματίη*. S. dagegen Dœderlein, homerisches Glossarium II, S. 112 und die in der Anm. 126 citierten Stelle des Eustathius erwähnte Ansicht der Grammatiker, wornach es gleich *ἁμαρτάνειν* ist.

123) Il. *Π*, 474 *ἀίξας ἀπέκοψε παρήορον οὐδ' ἐμάτησεν.* *Ψ*, 510 *οὐδ' ἐμάτησεν | ἴφθιμος Σθένελος, ἀλλ' ἐσσυμένως λάβ' ἄεθλον.* *E*, 233 *μὴ τὼ μὲν δείσαντε ματήσετον οὐδ' ἐθέλητον | ἐκφερέμεν πολέμοιο.*

124) Sept. 36 *σκοποὺς δὲ κἀγὼ καὶ κατοπτῆρας στρατοῦ | ἔπεμψα, τοὺς πέποιθα μὴ ματᾶν ὁδῷ.* Prom. 57 *περαίνεται δὴ κοὐ ματᾷ τοὔργον τόδε.* Eum. 145 *ἰδώμεθ' εἴ τι τοῦδε φροιμίου ματᾷ.*

125) Agam. 961 *σπλάγχνα δ' οὔτι ματᾴζει, | πρὸς ἐνδίκοις φρεσὶν | τελεσφόροις | δίναις κυκλούμενον κέαρ* d. i. nach G. Hermann: *non fallitur* (man könnte auch sagen *a vero aberrat*) *animus, cor eventum ferentibus fluctibus ad veracia agitatum praecordia.*

126) Zur Ilias E, 233 p. 543 (411) *τὸ μέντοι ματᾶν οἱ παλαιοὶ καὶ ἄλλως διασαφοῦντες ματῆσαι φασὶ τὸ ἁμαρτεῖν. ὥστε κατὰ τούτους οὐ μόνον ἵππος ματᾷ, ὡς μάτην εἰς χρείαν ἐλθών, ἀλλὰ καὶ τοξότης, εἴπερ ἀφεὶς βέλος οὐκ εὐστοχήσει. οὕτω δὲ καὶ αἰχμητὴς καὶ ἕτεροι. παράγωγον δὲ τοῦ τοιούτου ῥήματος τὸ ματάζειν παρὰ Σοφοκλεῖ. ποιητικὰ δὲ ἄμφω. Κοινὸν δὲ τὸ ματαιάζειν, ἴσως δὲ καὶ τὸ ματαΐζειν, ὅμοιον ὂν τῷ ἑβραΐζειν καὶ τοῖς τοιούτοις.*

127) Schol. Dind. in Anm. 95; vielleicht ist auch bei Triclinius in Anm. 105 *ματαιοπονῶν* für *ματαιοποιῶν* zu schreiben.

128) Polyb. 9, 2, 2 *προδήλως ματαιοπονεῖν, ὑπὲρ τοιούτων ὁμολογοῦντα συντάττεσθαι καὶ φροντίζειν, ἃ διὰ τῶν προγενεστέρων ἱκανῶς δεδήλωται καὶ παραδέδοται τοῖς ἐπιγιγνομένοις.* Polyb. 25, 5, 11 *ταχέως τοῖς Ῥωμαίοις ἐγένετο δῆλον, ὅτι ματαιοπονοῦσιν. οὐ γὰρ οἷος ἦν συγκαταβαίνειν ὁ Φαρνάκης εἰς τὰς διαλύσεις.* Vgl. *μάταιος πόνος* bei Plato Tim. 40 D in Anm. 120 und *μάτην πονήσεις* bei Aesch. Prom. 344 in Anm. 121.

129) Man beachte die Umschreibung des *μάτην* bei Aesch. Pers. 344 (Anm. 121) durch *οὐδὲν ὠφελῶν*, womit man eben auch unser *ματᾴζων* wiedergeben könnte.

dass man das Participium ins Verbum finitum, das Verbum finitum ins Participium verwandelt [130]: „wenn er nicht das Unantastbare antastend scheitern wird“ (*nisi non tangenda tangens frustrabitur*). Dieselbe scheinbare Umkehrung der Haupt- und Nebenhandlung, vermöge deren hier der nach logischer Auffassung wichtigere Begriff *ματᾴζειν* im Participium erscheint, findet bekanntlich häufig im Griechischen statt. Ganz gleich ist unserem Participium *ματᾴζων* in dieser Beziehung der entsprechende Gebrauch der Participia *κλαίων*, *οὐ χαίρων* in Sätzen wie Oed. T. 363 *ἀλλ' οὔτι χαίρων δίς γε πημονὰς ἐρεῖς* [131]: „du wirst dich nicht freuen, wenn du noch einmal die Lästerungen aussprichst,“ oder mit adverbieller Wendung: „du wirst die Lästerungen nicht noch einmal ungestraft aussprechen.“ Bei *ματᾴζων* wird derselbe Schein der Prolepsis [132] hervorgebracht, wie bei *κλαίων* und *οὐ χαίρων*; bei *ματᾴζων* entsteht, und zwar eben durch die logisch ungenaue Herabsetzung des Hauptbegriffs zum Nebenbegriffe derselbe Eindruck der Ironie [133], wie bei diesen Participien. Man könnte für *ματᾴζων* geradezu *κλαίων* und *οὐ χαίρων*: „nicht ungestraft“ substituieren, ohne den Sinn wesentlich zu verändern. Denn wer sein Ziel verfehlt, ist eben durch die Erfolglosigkeit seines Bemühens bestraft [134].

---

130) In der Stelle des Aesch. Ag. 961 (Anm. 125) findet die uns geläufigere Ausdrucksweise statt, indem *ματᾴζει* im Verbum finitum, *κυκλούμενον* im Participium steht (*κέαρ* ist nur Apposition zu *σπλάγχνα*). Ohne Zweifel hätte Aeschylus aber auch sagen können mit Umkehrung des Verhältnisses: *σπλάγχνα τελεσφόροις δίναις πρὸς ἐνδίκοις φρεσὶν κυκλοῦται οὔτι ματᾴζοντα* und das wäre gleichbedeutend mit *κυκλοῦται οὐ μάτην*.

131) Vgl. darüber G. Hermann zum Viger S. 765. Krüger's griechische Sprachlehre §. 56, 8, Anm. 2. Die sämmtlichen Beispiele bei Sophokles sind außer dem im Texte genannten: Oed. Tyr. 401 *κλαίων δοκεῖς μοι καὶ σὺ χὠ συνθεὶς τάδε ἀγηλατήσειν.* Oed. Tyr. 1152 *σὺ πρὸς χάριν μὲν οὐκ ἐρεῖς, κλαίων δ' ἐρεῖς.* Ant. 754 *κλαίων φρενώσεις, ὢν φρενῶν αὐτὸς κενός.* Ant. 758 *ἀλλ' οὐ, τόνδ' Ὄλυμπον, ἴσθ' ὅτι, | χαίρων ἐπὶ ψόγοισι δεννάσεις ἐμέ.* Phil. 1299 *ἀλλ' οὔτι χαίρων, ἢν τόδ' ὀρθωθῇ βέλος* (*scil. ἀποστελεῖς*). Als Beispiele für die Umkehrung des Verhältnisses, wonach *χαίρειν* im Verbum finitum steht, führt G. Hermann an: Aristoph. Plut. 64 *οὔτοι μὰ τὴν Δήμητρα χαιρήσεις ἔτι.* Eqq. 235 *οὔτοι μὰ τοὺς δώδεκα θεοὺς χαιρήσετον, | ὁτιὴ 'πὶ τῷ δήμῳ ξυνόμνυτον πάλαι.*

132) Wir könnten dem Sinne nach richtig übersetzen: *Nisi ea, quae tangi nefas est, ita tanget, ut frustra rem agat.* Dieser Schein einer Prolepsis entsteht aber nur dadurch, dass die Participia *κλαίων*, *οὐ χαίρων*, wie hier *ματᾴζων*, im Sinne eines Futurums zu verstehen sind, weil sie bei einem Verbum finitum im Futurum, wie *ματᾴζων* eben auch, stehen. Das Participium steht sogar mitunter selbst im Futurum, z. B. Aristoph. Vesp. 186 *Οὖτις μὰ τὸν Δί' οὔτι χαιρήσων γε σὺ* (*scil. ἔσει*): „es wird dir beim Zeus schlecht ergehen, wenn du Utis bist.“

133) Der Eindruck der Ironie entsteht eben dadurch, dass der Begriff, welcher der Sache nach der Nebenbegriff ist, als Hauptbegriff behandelt wird, der wirkliche Hauptbegriff aber im Participium stehend, scheinbar zum Nebenbegriff herabgesetzt wird. Man vgl. nur die Stelle des Aesch. Ag. 961 in Anm. 125. 130, die bei logisch richtiger Behandlung der Begriffe keineswegs den Eindruck der Ironie, sondern vielmehr den des feierlichen Ernstes macht. Ebenso würde die Stelle des Sophokles die Ironie sofort verlieren, wenn man nach Analogie der Aeschyleischen Stelle die Begriffe logisch richtig behandelte: *εἰ μὴ τῶν ἀθίκτων ἐχόμενος ματαΐσει.*

134) Die Annahme, dass Sophokles diesen Gebrauch des Participiums nicht blos auf die auch in der Prosa üblichen Participia *κλαίων*, *οὐ χαίρων* beschränkt habe, ist völlig gerechtfertigt. Denn Sophokles gebraucht nicht nur eben so *γεγηθώς*: Oed. Tyr. 368 *ἦ καὶ γεγηθὼς ταῦτ' ἀεὶ λέξειν δοκεῖς;*

Fassen wir das dritte Glied in dieser Weise, so stimmt es vortrefflich zu der unwilligen Frage; durch die Ironie der Gedankenwendung stellt es sich vortrefflich neben das ironische *τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως* des ersten Gliedes; der Ausdruck passt endlich, ohne dass es der Chor ahnt, vortrefflich auch auf Oedipus, der, wie es in dem späteren Chorgesange heifst, *καθ' ὑπερβολὰν τοξεύσας ἐκράτησε τοῦ πάντ' εὐδαίμονος ὄλβου* [135], einen überschwänglich glücklichen Schuss, aber doch, wie der Erfolg lehrte, einen Fehlschuss gethan [136], das höchste Glück *μάτην* oder *ματᾴζων* erlangt hatte.

Die ganze dreigliederige Protasis heifst demnach: „Wenn er nicht seinen gebührenden Lohn nach Recht erhalten und von gottlosen Handlungen abgehalten werden oder bei der Antastung des Unantastbaren scheitern wird." Dass sie sich ohne Verbindungspartikel an die Verwünschung anschliefst, ist ganz natürlich, da eben dieser Gedanke der Verwünschung nur durch sein Gegenbild erläutert wird [137]. Es empfiehlt sich der eingeschlagene Weg der Erklärung besonders noch dadurch, dass man nun sieht, warum Sophokles das zweite Glied mit *καὶ*, das dritte mit *ἢ* [138] anknüpfte. Das erste Glied enthält nämlich den Grundgedanken: „wenn er nicht gerechte Strafe erleiden wird." Die beiden andern enthalten specielle Anwendungen desselben, die mit dem Grundgedanken durch *καὶ* verknüpft, unter einander aber durch *ἢ* getrennt werden mussten. Entweder wird er nämlich von unfrommen Handlungen geradezu abgehalten, oder wenn er sie gleichwohl begeht, so wird er seine Absicht verfehlen. Die dreigliederige Protasis ist also in der That zweigliederig, und zwar so, dass das zweite Glied selbst wieder in zwei Glieder zerfällt [139].

Die Worte der nun folgenden Frage: *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη ἔρξεται ψυχᾶς ἀμύνειν;* sind, so wie sie im *Laur.* gelesen werden, sehr unverständlich. Sie sind es, trotzdem dass d r e i z e h n verschiedene Erklärungsversuche dieser Stelle vorliegen, ungerechnet solche Versuche, die von ihren Urhebern selbst wieder zurückgenommen worden sind, und trotzdem dass acht von diesen Versuchen den Text durch Conjectur ändern.

Den weitesten Umfang des Sinnes, den diese Frage haben kann, haben wir bereits früher dahin festgestellt, dass sie den Unwillen des Chors ausdrücken muss,

---

sondern auch die ungewöhnliche Wendung *οὐκ ἀπόνητοι*: „nicht frei von Leiden." Electr. 1058 *Τί τοὺς ἄνωθεν φρονιμωτάτους οἰωνούς | ἐσορώμενοι τροφᾶς κηδομένους, ἀφ' ὧν τε βλάστωσ' | ἀφ' ὧν τ' ὄνησιν εὕρωσι, τάδ' οὐκ ἐπ' ἴσας τελοῦμεν; | ἀλλ' οὐ τὰν Διὸς ἀστραπὰν | καὶ τὰν οὐρανίαν θέμιν | δαρὸν οὐκ ἀπόνητοι* (*scil.* *οὐ τελοῦμεν*).

135) v. 1195, s. oben zu v. 872 — 878.

136) Dieses Bild wendet zur Verdeutlichung von *ματᾷν* an Eustath. in der Anm. 126 citierten Stelle.

137) Damit erledigt sich die Anm. 103 gemachte Voraussetzung.

138) Keine Beachtung verdient die Variante *καὶ* für *ἢ* in einigen Handschriften des Suidas v. *κέρδος* (oben Anm. 116).

139) Hoffentlich wird diese Auffassung begründeter erscheinen als die Dindorf's und Schneidewin's, welche wir Anm. 101 bekämpften

den Unwillen über die Straflosigkeit des Frevlers [140]). Dass die Frage eine unwillige sein muss, darin stimmen alle dreizehn Erklärungen überein; dass der Unwillen des Chors sich auf die Straflosigkeit des Frevlers bezieht, sagen ausdrücklich Triclinius [141]) und Bergk [142]), wie dies nicht anders zu erwarten ist, da sie die Protasis zu der Frage construieren und in ihr den Sinn finden: „wenn der Frevler nicht bestraft wird." Aber auch von den andern eilf Erklärungen, die sämmtlich die Protasis fälschlich zur Verwünschung construieren, beziehen den Unwillen des Chors auf die Straflosigkeit des Frevlers ausdrücklich vier: die von Erfurdt, Elmsley, Arndt [143]) und Schneidewin [144]) (mit Nauck); während sechs: nämlich vier Erklärungen der Scholien [145]), Hartung's und Bellermann's Erklärung so gehalten sind, dass sie sie wenigstens gestatten. Nur G. Hermann's [146]) Erklärung schliefst die Beziehung des Unwillens auf die Straflosigkeit geradezu aus. G. Hermann schreibt nämlich mit Beseitigung des *ἔρξεται* als Glossems: *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ | θεῶν βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν;* Dies soll heifsen: *Quis amplius huiusmodi cum factis satis vir est, ut deorum tela a vita sua arceat?* Also: „Keiner wird die Strafe von sich abhalten können." Schon dieser Sinn würde, abgesehen von einem anderen Bedenken [147]), G. Hermann's

---

140) Siehe oben S. 45.

141) Er umschreibt in der Anm. 105 citierten Stelle die Worte *ἐν τοῖσδε* mit *ἤγουν ἐν τῷ μὴ τιμωρεῖσθαι τοὺς κακούς.*

142) S. Anm. 106. 110.

143) *Quaestiones criticae de locis quibusdam Sophoclis. Brandenburgi Novi.* 1844. S. 20.

144) Zu v. 892 f. „Es wandelt den Chor an, in seinem frommen Eifer die Langmuth der Götter zu tadeln, wenn sie die verdiente Strafe nicht eintreten lassen." Damit stimmt freilich nicht die Erklärung, die Schneidewin von seiner Conjectur *θυμῶν βέλη* gibt, s. Anm. 166.

145) Schol. Laur. zu v. 892 *Τίς ἔτι τῶν ἀδίκων* (vielleicht *ἀθίκτων*) *ἀφέξεται, τῷ θυμῷ αὑτοῦ* (lies *αὐτοῦ*) *τὰς τῆς ψυχῆς κακίας ἀπελαύνων; ἢ οὕτω· Τίς ἂν ἀπελάσειεν αὑτοῦ* (lies *αὐτοῦ*) *τὴν τιμωρίαν, τοιαῦτα πράττων;* Schol. Dind. zu v. 892 *ἐν τοῖσδ'*] *ἤγουν τοιαῦτα πράττων ἀνὴρ ἀπὸ θυμοῦ κωλύσει βέλη, τὴν θείαν δίκην, ἢ τὰ κακὰ ὁρμήματα τῆς ψυχῆς, ὥστε ἀποσοβεῖν αὐτὰ τῆς ψυχῆς.* Man muss diese letzte Erklärung für zwei nehmen wegen der zweifachen Erklärung von *βέλη.* Die zweite Erklärung der älteren Scholien, mit der Suidas v. *κέρδος· Τίς ἂν ἀπελάσειεν αὑτοῦ τὴν τιμωρίαν τοιαῦτα πράττοντος* (der Genitiv *πράττοντος* ist ein leicht erklärlicher Fehler, veranlasst durch das falsche *αὑτοῦ* statt *αὐτοῦ*) und Wunder übereinstimmen, und die beiden Erklärungen der jüngeren Scholien gestatten die Beziehung des Unwillens auf die Straflosigkeit erst dann, wenn man sie unter Voraussetzung der Zugehörigkeit der dreigliederigen Protasis zu der Frage auf letztere anwendbar macht. Denn mit *τοιαῦτα πράττων* beziehen sich diese Erklärungen auf *ἐν τοῖσδε*, fassen dies also fälschlich in Bezug auf die in den drei vorhergehenden Versen vermeintlich geschilderten Vergehen, nicht auf die Zustände, unter denen der Frevler straflos bleibt. Man muss also, um die Erklärungen für die Beziehung der Protasis auf die Frage anwendbar zu machen, die falsche Erklärung von *ἐν τοῖσδε* beseitigen, mit anderen Worten das *τοιαῦτα πράττων* ignorieren.

146) Dieselbe fand den Beifall von Ellendt im Lex. Soph. vv. *βέλος, ἀμύνω, θυμός.*

147) Unmöglich kann *τίς ἀνήρ* heissen: *quis satis vir est.* Man könnte etwa vergleichen: Soph. Aj. 1062 *ὧν οὕνεκ' αὐτὸν οὔτις ἔστ' ἀνὴρ σθένων | τοσοῦτον, ὥστε σῶμα τυμβεῦσαι τάφῳ.* Hom. Od. *β*, 58. *ρ*, 537 *οὐ γὰρ ἔπ' ἀνήρ, | οἷος Ὀδυσσεὺς ἔσκεν, ἀρὴν ἀπὸ οἴκου ἀμῦναι.* Aber in diesen Stellen ist *ἀνὴρ* nicht prädicativ in jenem prägnanten Sinne, und der Infinitiv der letzteren hängt nicht von *ἀνὴρ* ab, auch nicht von einem latenten *τοιοῦτος* nach Analogie von Od. *β*, 60 *ἡμεῖς δ' οὔ νύ τι*

Erklärung und Vermuthung unmöglich machen; denn er passt wohl zur Furcht vor sicher drohender Strafe, nicht aber zum Unwillen über drohende Strafloeigkeit[148]).

Darin aber hatte G. Hermann's kritischer Scharfblick ohne Zweifel Recht, dass er *ἔρξεται* für ein Glossem erklärte, worin ihm Wunder, Hartung, Arndt folgen. Zwar steht es in allen Handschriften und ist auch durch die erste Erklärung der älteren[149]), durch beide Erklärungen der jüngeren Scholien[150]), so wie durch Triclinius[151]) bezeugt. Aber erstens macht schon die Aehnlichkeit der Formen: *ἔρξεται* 890. *ἕξεται* 891. *ἔρξεται* 894 es wahrscheinlich, dass eine der drei Formen widerrechtlich in den Text gerathen ist[152]). Zweitens fehlt das *ἔρξεται* gerade in unserem Verse in der zweiten Erklärung der ältern Scholien, die bei Suidas wiederholt ist[153]). Drittens stimmt das Metrum nicht mit dem durch den *Laur.* beglaubigten Texte der Antistrophe: *φθίνοντα γὰρ Λαΐου | θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη*. Denn das *παλαιά* der andern Handschriften ist dort ein nachweisliches Glossem[154]), und die Benutzung desselben zur Herstellung der antistrophischen Responsion, die auch mit *παλαιά* nicht ohne Weiteres vorhanden ist, führt zu unkritischen Conjecturen sowohl in der Antistrophe[155]) als in der Strophe[156]).

Wenn nun aber *ἔρξεται* ein Glossem ist[157]), so fallen damit selbstverständlich alle diejenigen Erklärungen, welche *ἔρξεται* als richtig voraussetzen. Es sind deren sieben, von denen drei aufserdem statt *θυμῷ* die schlecht beglaubigte Lesart *θυμοῦ*[158]), offenbar nur eine alte Conjectur, benutzen, eine auch *ἀμύνειν* in *ἀμύνων*[159]) verwandelt. Ich würde diese Erklärungen aufzählen und auch mit sprachlichen und

---

τοῖοι ἀμυνέμεν, sondern von dem einfachen Begriffe des Vorhandenseins, *ἔπεστι*, vgl. Il. *Ω*, 489 *οὐδέ τις ἔστιν ἀρὴν καὶ λοιγὸν ἀμῦναι*. *N*, 312 *νηυσὶ μὲν ἐν μέσσῃσιν ἀμύνειν εἰσὶ καὶ ἄλλοι*. *N*, 811 *ἄφαρ δέ τε χεῖρες ἀμύνειν εἰσὶ καὶ ἡμῖν*. Od. *χ*, 106 *οἶσε θέων, εἵως μοι ἀμύνεσθαι πάρ' ὀϊστοί*. *χ*, 116 *αὐτὰρ ὅ γ', ὄφρα μὲν αὐτῷ ἀμύνεσθαι ἔσαν ἰοί*. Eur. Or. 1472 *ποῦ δῆτ' ἀμύνειν οἱ κατὰ στέγας Φρύγες*; Also hätte G. Hermann seine Lesart mindestens übersetzen müssen durch *quis vir est, qui arceat?*

148) Dies letztere hat schon Arndt a. a. O. S. 20 mit Recht gegen G. Hermann's Erklärung geltend gemacht.

149) Sie umschreibt es mit *ἀφέξεται* s. Anm. 145.

150) Sie umschreiben es mit *κωλύσει*, fassen es also activ, s. Anm. 145.

151) Er umschreibt es in der Anm. 105 citierten Stelle durch *κωλυθήσεται*, fasst es also passiv.

152) Vgl. Anm. 113.

153) Vgl. Anm. 145. Durch *τίς ἂν ἀπελάσειεν* wird selbstverständlich nicht etwa *ἔρξεται*, sondern *ἀμύνειν* umschrieben.

154) S. unten zu v. 906. 155) S. unten. 156) S. unten S. 54 f.

157) Es scheint dadurch hier in den Text gerathen zu sein, dass es als andere Lesart zu *ἕξεται* v. 891 an den Rand geschrieben war; dass es dort andere Lesart war, ist durch Triclinius (Anm. 112) bezeugt.

158) Diese offenbar aus dem Verlangen nach einem Genitiv für *ἔρξεται* entsprungene Conjectur für *θυμῷ* findet sich im *Flor. Δ. Θ* und als *varia lectio* im *Mosq. a. Lips d.* G Hermann hatte daher Unrecht *θυμοῦ* für ein Glossem von *ψυχᾶς* anzusehen, aus dem dann das weit besser beglaubigte *θυμῷ* erst entstanden sein müsste, und jenes durch *θεῶν* zu ersetzen.

159) Dafür glaubte man sich auf das *ἀπελαύνων* der ersten Erklärung der scholia Laurentiana

exegetischen Gründen widerlegen, wenn es die Zeit erlaubte. So begnüge ich mich zu bemerken, dass zu den vier Erklärungen, welche sich an den unveränderten Text des *Laur.* anschliefsen, die erste der älteren Scholien [160]), die des Triclinius [161]), die von Elmsley [162]) und Bellermann [163]) gehören; zu den drei, welche

---

(Anm. 145) berufen zu können. Aber diese hat eben, weil sie die Stelle mit dem Glossem *ἔρξεται* las, keinen Werth.

160) Die Worte s. Anm. 145. Der Sinn würde sein: „Wer wird sich noch ungerechter Thaten enthalten, indem er im Zorn von sich die Schlechtigkeiten der Seele forttreibt?" Die Gedankenverbindung wäre, die richtige Beziehung der Protasis vorausgesetzt: „Wenn der Gottlose nicht von unfrommen Handlungen abgehalten wird, wer wird sich dann noch von ungerechten Handlungen abhalten lassen?" Dies aber wäre wenigstens sehr unpoetisch. Aufserdem würde der Wechsel der passiven und medialen Bedeutung von *ἔρξεται* in zwei in so inniger Verbindung stehenden Sätzen unstatthaft sein. Der Scholiast selbst fühlt diesen Wechsel freilich nicht, da er auch das *ἔρξεται* von 890 durch *ἀφέξεται* erklärt, was aber, soll *ἀφέξεται* intransitiv gefafst werden, nur bei der Construction der Protasis zur Verwünschung zulässig ist (Anm. 111). Die Ergänzung von *ἀδίκων (ἀθίκτων?)* zu *ἔρξεται* wäre sehr willkürlich, und die Deutung von *βέλη ψυχᾶς* als Sünden (*κακίας*) ist offenbar blos gerathen. Es entsteht mit Hülfe derselben ein eben so unheidnischer als hier matter Gedanke.

161) Die Erklärung des Triclinius gibt den Sinn: „Welcher Mann wird noch bei Straflosigkeit der Schlechten von der Schlechtigkeit abgehalten werden von Haus aus (*θυμῷ, ἤγουν οἰκόθεν*), so dass er die Sünden forttreibt?" Die Worte lauten vollständig in Fortsetzung der Anm. 105 ausgeschriebenen Stelle: *Τίς ἄρα ἀνὴρ ἔτι καὶ εἰς τὸ ἑξῆς ἐν τοῖσδε, ἤγουν ἐν τῷ μὴ τιμωρεῖσθαι τοὺς κακούς, ἔρξεται καὶ κωλυθήσεται, τῆς κακίας δηλονότι, τῷ θυμῷ, ἤγουν οἰκόθεν, ὥστε ἀμύνειν καὶ ἀποσοβεῖν δι' εὐχῶν καὶ θυσιῶν τὰ βέλη τῆς ψυχῆς ἤγουν τὰ ἁμαρτήματα; ἤγουν οὐδεὶς τοὺς κακοὺς ὁρῶν ἀπαθεῖς ἐπιστροφὴν ποιήσεται τῶν οἰκείων πλημμελημάτων καὶ πρὸς τοὺς θεοὺς καταφεύξεται.* Diese Erklärung hat nur den Vorzug vor der ersten der *schol. Laur.*, dass sie die richtige Construction der Protasis voraussetzt, und dass sie *ἔρξεται* beide Male passiv fasst. Dagegen fasst sie *θυμῷ* auf unberechtigte und den Sinn nicht fördernde Weise als *οἰκόθεν*. Was Triclinius weiter hat: *δι' εὐχῶν καὶ θυσιῶν* und *πρὸς τοὺς θεοὺς καταφεύξεται* liegt nicht in seiner Erklärung, sondern es sind Folgerungen, die er daran knüpft, um die Sentenz dem Gedankenkreise des Chorgesanges anzupassen.

162) Elmsley paraphrasiert: „*Si caedes Laii impunita discesserit, quis iam abstinebit se, quin a mente arceat conscientiae stimulos, sceleris scilicet recordationem, metumque vindictae divinae?*" Mit den Anfangsworten umschreibt Elmsley richtig das *ἐν τοῖσδε*, obwohl er die drei früheren Verse als Protasis zur Verwünschung zieht. Die Abhängigkeit des *θυμῷ* von *ἀμύνειν* hat grammatisch nichts gegen sich. Aber die durch diese Construction entstehende Wortstellung ist befremdlich. Auch nimmt Elmsley eben so unwahrscheinlich wie die erste Erklärung der schol. Laur. *ἔρξεται* medial. Endlich können *βέλη ψυχᾶς* nicht Stacheln des Gewissens sein. In diesem Falle würde nämlich *ψυχᾶς* genitivus subjectivus sein, denn die *βέλη ψυχᾶς* sollen ja vom *θυμὸς* abgewehrt werden. In allen vergleichbaren Redensarten ist aber der dem Genitiv *ψυχᾶς* entsprechende Genitiv ein genitivus objectivus. So beruft sich Elmsley mit Erfurdt auf die Stelle Antig. 1084 *τοιαῦτα σοῦ, λυπεῖς γάρ, ὥστε τοξότης | ἀφῆκα θυμῷ καρδίας τοξεύματα | βέβαια, ὧν σὺ θάλπος οὐχ ὑπεκδραμεῖ.* Aber *καρδίας τοξεύματα* sind hier ja offenbar Pfeilschüsse des Tiresias, die dieser aus Zorn (*θυμῷ*) absendet, und die das Herz des Kreon treffen sollen. *Καρδίας* ist also genitivus objectivus. Das wahre Verhältnifs zeigen auch einige Stellen des Aeschylus, in denen *βέλος* metaphorisch bei Seelenzuständen gebraucht wird: Aesch. Prom. 650 *Ζεὺς γὰρ ἱμέρου βέλει | πρὸς σοῦ τέθαλπται.* Agam. 223 *ὡδ' ἔβαλλ' ἕκαστον θυτήρων ἀπ' ὄμματος βέλει φιλοίκτῳ.* Agam. 714 *μαλθακὸν ὀμμάτων βέλος, | δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος.* Denn auch das sind Pfeile, die das Herz oder die Seele treffen, aber nicht von der Seele, sondern vom *ἵμερος* oder von den Augen ausgesendet werden. Dass die Seele in solchen Ausdrücken als leidendes Object gedacht wird, zeigt auch Aesch. Prom. 692 *πήματα λύματ' ἀμφήκει σὺν κέντρῳ | ψύχειν ψυχὰν ἐμάν.* Soph. El. 218 *σᾷ δυσθύμῳ τίκτουσ' ἀεὶ | ψυχᾷ πολέμους.*

163) Bellermann erklärt: „Wer wird bei solchem Zustande (d. h. wenn die beschriebenen Fehler

θυμοῦ benutzen, gehören die zwei Erklärungen der jüngern Scholien[164]) und die von Erfurdt[165]), welcher aufserdem ἀμύνων liest.

Wenn ἔρξεται ein Glossem ist, so fallen selbstverständlich auch die Conjecturen derer, die durch Veränderung von ἔρξεται die Stelle zu heilen suchten oder mit Beseitigung von ἔρξεται die vermeintlich für den Rhythmus entstehende Lücke ergänzen zu müssen glaubten. Es sind deren drei: 1) die Textesconstitution Schneidewin's und Nauck's[166]), die ἔρξεται in εὔξεται, θυμῷ in θυμῶν verwandeln; 2) die Bergk's, der das durch die Zusammenziehung der beiden letzten Glieder der Protasis

---

einreifsen) im Zorne (θυμῷ) darüber noch die Waffen seiner Seele (d. h. sein unwilliges Einschreiten dagegen) zurückhalten, Abwehr zu schaffen?" Er übersetzt also die Worte des Scholiasten θυμῷ αὐτοῦ (wofür αὐτοῦ zu lesen) durch „im Zorn darüber," nimmt ἔρξεται sogar activ, und erklärt βέλη ψυχᾶς als „Waffen seiner Seele," was aber, wie er selbst fühlt, einer weiteren Verdeutlichung durch „sein unwilliges Einschreiten dagegen" bedarf. Gegen die „Waffen der Seele" aber gelten dieselben Argumente, wie gegen die Gewissensstacheln Elmsley's (Anm. 162), und der Ausdruck kann am allerwenigsten dadurch gerechtfertigt werden, dass Bellermann die dort erwähnte Stelle der Antigone falsch übersetzt durch: „solche gegen dich gerichteten Geschosse meines Herzens habe ich im Zorn entsandt." Ueberhaupt aber spricht gegen die Bellermann'sche Erklärung ihre eigene Erklärungsbedürftigkeit; Bellermann selbst verdeutlicht sie durch: „d. h. solchem Frevel muss man sich auf alle Weise widersetzen, und so die gefährdete Ehre der Götter herstellen," trägt also durch den letzten Zusatz etwas hinein, was weder in den Texteswörten noch in Bellermann's wörtlicher Uebersetzung liegt.

164) Die erste ergibt den Sinn: „Wer wird, solches thuend, von seinem Leben (ἀπὸ θυμοῦ) die göttliche Strafe abhalten, so dass er sie von der Seele forttreibt?" Wegen τοιαῦτα πράττων s. Anm. 145. Es spricht gegen diese Erklärung die active Auffassung von ἔρξεται (κωλύσει Anm. 145) und die durch θυμοῦ und ψυχᾶς hervorgebrachte Tautologie. Die zweite Erklärung ergibt den Sinn: „Wer wird, solches thuend, von seinem Geiste die schlechten Begierden der Seele abhalten, so dass er sie von der Seele forttreibt?" Hiergegen ist aufser dem bereits gegen die erste Erklärung Bemerkten einzuwenden die Willkür der Deutung von βέλη als κακὰ ὁρμήματα, wodurch sich diese Erklärung der ersten der Schol. Laur. und der des Triclinius anschliefst.

165) Die Erklärung, welche Erfurdt in der kleineren Ausgabe aufstellt, ergibt den Sinn: „Wer wird noch unter solchen Umständen die Pfeile des Zornes fernhalten, sie von seiner Seele forttreibend?" Auch gegen diese Erklärung ist die Annahme der medialen Bedeutung von ἔρξεται, so wie die Willkür der Deutung von θυμοῦ βέλη als *irae tela* geltend zu machen. Denn θυμοῦ βέλη kann eben so wenig wie βέλη ψυχᾶς (Anm. 162) im Sinne eines genitivus subjectivus nachgewiesen werden. Man könnte zur Stütze etwa noch anführen Trach. 881 τίς θυμὸς ἢ τίνες | νόσοι τάνδ' αἰχμᾷ | βέλεος κακοῦ ξυνεῖλε; Denn hier ist θυμὸς wenigstens Subject, welches sich der αἰχμὴ βέλεος κακοῦ bedient. Aber unter der αἰχμὴ βέλεος ist hier etwas ganz Anderes zu verstehen, als man in θυμοῦ βέλη verstanden wissen will. Denn αἰχμὴ βέλεος κακοῦ ist nicht ein Stachel oder ein Pfeil des θυμός, sondern eine wirkliche Waffe, deren sich Dejanira nach der Vermuthung des Chors bedient hat.

166) Die Veränderung von ἔρξεται in εὔξεται rührt schon von Musgrave her und ist auch von Dindorf angenommen worden, der übrigens für θυμῷ das schlechter beglaubigte θυμοῦ setzte. Der Sinn der Schneidewin'schen auch von Nauck gebilligten Textesconstitution würde sein: „Welcher Mensch nur wird ferner noch bei solchen Verhältnissen sich rühmen können, des Zornes Pfeile fern zu halten von seiner Seele?" Gegen Dindorf's θυμοῦ βέλη und Schneidewin's θυμῶν βέλη (der Plural soll hoher Zorn bezeichnen) s. Anm. 162. 165. Uebrigens sind Schneidewin und Nauck in ihrer eigenen Auffassung der Stelle inconsequent. Denn wenn sie behaupten, dass unter θυμῶν βέλη die Verwünschung κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα verstanden sei, so kann der Zorn des Chors nicht, wie Schneidewin unmittelbar vorher sagt (s. Anm. 144), der Langmuth der Götter gelten, welche die Strafe nicht eintreten lassen.

vacant gewordene ἕξεται für ἐρξεται setzt und θυμοῦ statt θυμῷ annimmt [167]); 3) die Arndt's, welcher ἐρξεται als Glossem zwar aufgab, aber an dem Rhythmus festhielt und mit theilweiser Benutzung der Hermann'schen Conjectur [168]) für θυμῷ βέλη substituierte: θυμῷ βαλεῖ θεῶν βέλη [169]). Auch gegen diese drei Vorschläge sprechen, abgesehen von der Unsicherheit ihrer kritischen Prämissen und ihrer Consequenzen, gewichtige sprachliche Bedenken, die ich geltend machen würde, wenn es die Zeit verstattete.

Es bleiben also von den dreizehn Erklärungen nur zwei zu fernerer Berücksichtigung übrig: die zweite der älteren Scholien und die Hartung's.

Wenn wir nun aber ἐρξεται als Glossem aus dem Texte entfernen, so sind wir noch keineswegs am Ziele. Denn die Worte: τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν sind augenscheinlich bei dem Mangel eines Verbum finitum unverständlich und corrupt [170]). Es kommt nun zunächst darauf an, den Sitz der weiteren Corruptel zu ermitteln, die entweder durch das Eindringen von ἐρξεται veranlasst, oder Mitursache dieses Einschiebsels ist. Nach meiner Ansicht ist der Sitz dieser weiteren Corruptel [171]) in θυμῷ zu suchen, wo ihn auch der unbekannte Urheber

---

Denn die Verwünschung eines Gottlosen ist gewiss nicht ein Tadel der Langmuth der Götter; es bedarf also auch keiner Rechtfertigung des Chors für die in jener Verwünschung angeblich liegende Freimüthigkeit, wie Schneidewin und Nauck meinten. Viel eher lässt sich voraussetzen, dass unsere Frage selbst eine der Entschuldigung bedürftige freimüthige Aeufserung enthält, als dass sie zur Entschuldigung des früher Gesagten dienen soll.

167) Vgl. Anm. 113, aus der zugleich hervorgeht, dass ἕξεται hier unzulässig ist, da es in der Protasis stehen bleiben muss. Bergk gewinnt den Sinn: *Quis tandem, haec si ita sunt comparata, in posterum volet cupiditatis tela ab animo suo arcere?* Dass nämlich ἕξεται so viel bedeute, wie ἀνέξεται, möchte Bergk mit Antig. 466 beweisen: εἰ τὸν ἐξ ἐμῆς | μητρὸς θανόντ' ἄθαπτον ἰσχόμην νέκυν. Aber diese Stelle ist wahrscheinlich, eben weil ἔχεσθαι sonst *tangere, sectari* bedeutet (Anm. 103), verdorben. G. Wolff corrigiert ἄταφον ἀνεσχόμην νέκυν. Vgl. auch Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Zweites Heft. Wien 1857. S. 5. 65. Wäre sie aber richtig, so würde aus der Construction mit einem Accusativ und prädicativem Participium noch nicht die Zulässigkeit der Construction mit dem Infinitiv folgen. Gegen θυμοῦ βέλη als *cupiditatis tela* vgl. Anm 162. 165.

168) Vgl. oben S. 51.

169) Die handschriftliche Lesart θυμῷ βέλη soll daraus durch den Irrthum eines Abschreibers entstanden sein, der θυμῷ βαλεῖ und θεῶν βέλη fälschlich für eine Dittographie angesehen hätte. Der Sinn würde sein: „*Quis tandem amplius in his rebus (i. e. ubi impune contemnuntur divina) pensi quidquam habebit deorum tela, ut supplicationibus a vita sua avertat?*" Aber die Verbindung von θυμῷ βαλεῖν mit Object und ergänzendem Infinitiv ist nicht gesichert. Arndt beruft sich auf zwei Stellen des Aeschylus und Sophokles, in denen aber θυμῷ βαλεῖν und ἐς θυμὸν βαλεῖν mit einem blosen Objectsaccusativ erscheint: Prom. 705 σύ τ' Ἰνάχειον σπέρμα, τοὺς ἐμοὺς λόγους | θυμῷ βάλ', ὡς ἂν τέρματ' ἐκμάθῃς ὁδοῦ. Oed. Tyr. 975 μὴ νῦν ἔτ' αὐτῶν μηδὲν ἐς θυμὸν βάλῃς.

170) Wer sie dennoch erklären wollte, könnte etwa nach Analogie der Anm. 147 citierten Stellen ἔστιν ergänzen: „Wer ist noch unter solchen Umständen da, um im Zorne die Sünden von der Seele fortzutreiben?" oder, „um mit Muth die Strafen von seiner Seele abzuwehren?" Aber abgesehen von der Gezwungenheit dieser Construction wäre der entstehende Sinn mindestens eben so problematisch, wie bei den zurückgewiesenen Erklärungsversuchen.

171) Die Varianten τίς εἴποτ' des *Flor. Δ* für τίς ἔτι ποτ', und ἐν τούτοις des *Laur. B. C. Flor. Δ*, sowie des Triclinius für ἐν τοῖσδ' sind ohne Belang. Jene ist offenbar ein Schreibfehler, diese eine

der Lesart **θυμοῦ**, G. Hermann und Schneidewin gesucht haben. Eben die Schwierigkeiten, die das an sich klare Wort **θυμῷ** den verschiedenen Erklärungen mit oder ohne *ἕρξεται* bereitet hat, spricht für die Verdorbenheit des Wortes [172]. Der Verdacht gegen *θυμῷ* wird dadurch fast zur Gewissheit, dass die zweite Erklärung der älteren Scholien [173]) das *θυμῷ* ignoriert. Dieses Silentium ist von um so höherer Bedeutung, als dieselbe Quelle sich auch durch Ignorierung des Glossems *ἕρξεται* als rein erweist.

Wenn nun *θυμῷ* corrupt ist, so fällt damit auch die noch nicht beseitigte Conjectur Hartung's, der *θυμῷ* unangetastet lässt, dagegen das unverdächtige *βέλη* in *βλάβην* und den Infinitiv *ἀμύνειν* in den Conj. del. *ἀμύνῃ* verändert [174]).

Den Weg zur Emendation der Stelle zeigt auch hier eine genaue Beachtung des Gedankenzusammenhanges. Wir haben bei der Beurtheilung der bisherigen Erklärungen nur den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden berücksichtigt und in dieser Beziehung nur die Erklärung G. Hermann's direct verwerflich gefunden. Berücksichtigen wir nun auch den Zusammenhang mit dem Folgenden. Die Frage der über die Straflosigkeit unwilligen Choreuten wird offenbar durch die zweite Frage erläutert, was durch die Partikel *γάρ* ausser Zweifel gesetzt wird. Da nun der Vordersatz *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι* in positiver Form den Gedanken der dreigliederigen Protasis, nämlich die Voraussetzung der Straflosigkeit des Frevlers, wiedergibt [175]), so muss auch die Frage *τί δεῖ με χορεύειν* in eben so inniger Beziehung zu der vorausgehenden Frage stehen. Die in dieser Frage liegende Drohung, den Göttern die Ehrenbezeugung durch Chorreigen zu verweigern, kann nur zur Erläuterung einer andern ähnlichen Drohung dienen, durch die gleichfalls die Verweigerung von Ehrenbezeugungen den Göttern gedroht wird. Dieser Gedanke ist nun aber weder in der Hermann'schen noch in den andern eilf Erklärungen zu seinem

---

metrische Correctur, durch die ein vollständiger Trimeter hergestellt werden sollte. Ein Wiener Codex (N. 147 Nessel), den ich bei meiner Anwesenheit in Wien einsah, liest *τίς ἔτι τι ποτ'*. Derselbe hat, beiläufig bemerkt, hinter *ματάζων* noch *ψυχήν*.

172) Auch *βέλη ψυχᾶς* macht Schwierigkeiten, aber nur, wenn man die Worte verbindet, während es mindestens eben so nahe liegt, anzunehmen, dass *ψυχᾶς* von *ἀμύνειν* abhänge.

173) Schol. Laur. zu 892 *ἢ οὕτω, Τίς ἂν ἀπελάσειεν αὑτοῦ* (lies *αὐτοῦ*) *τὴν τιμωρίαν, τοιαῦτα πράττων;* Diese Erklärung findet sich auch bei Suidas (s. Anm. 145).

174) Der Sinn soll sein: „Wer wird noch unter derartigen Menschen mit Muth das Verderben der Seele (d. i. nach Hartung die Sünde) abwehren wollen?“ Den Conj. deliberativus *ἀμύνῃ* hält Hartung deshalb für wahrscheinlich, weil der Scholiast *τίς ἂν ἀπελάσειεν* sagt. Aber diese Umschreibung kann sich auch auf andere Weise erklären (s. unten). Willkürlich ist in Hartung's Erklärung auch die Auffassung von *ἐν τοῖσδ'* als „unter derartigen Menschen,“ wofür sich Hartung auf El. 237 beruft: *πῶς ἐπὶ τοῖς φθιμένοις ἀμελεῖν καλόν; | ἐν τίνι τοῦτ' ἔβλαστ' ἀνθρώπων; | μήτ' εἴην ἔντιμος τούτοις.* Daraus folgt natürlich für unsere Stelle gar nichts.

175) Ganz recht erklären die Schol. Dind. zu v. 892 *τοιαίδε πράξεις, αἱ ἀσεβεῖς, τὸ καταφρονεῖν τῶν θεῶν*, denken dabei aber wahrscheinlich mit Unrecht an die missverstandenen Sätze der dreigliederigen Protasis. Triclinius: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε] ἤτοι εἰ αἱ κακαὶ πράξεις τίμιαι καὶ καλαὶ· τί δεῖ με χορεύειν καὶ πανηγύρεις ἱστάναι τοῖς θεοῖς αἰτούμενον τὰ λυσιτελῆ.*

Rechte gekommen [176]), mochte man die abzuwehrenden *βέλη* als Schlechtigkeiten, Sünde, Begierden, Zorn, Unwillen, oder, was an sich betrachtet schon wahrscheinlicher klingt, als göttliche Strafe fassen. Das Fehlen jenes Gedankens in allen zwölf Erklärungen ist also noch ein Hauptmoment, um sie insgesammt zu verwerfen.

Nun aber fehlt dieser Gedanke leider auch in der dreizehnten Erklärung, nämlich in der zweiten der älteren Scholien, die bei Suidas wiederholt ist, und der Wunder [177]) seine Zustimmung schenkt. Wir könnten hier am ersten eine völlig genügende Erklärung erwarten, weil der Scholiast sowohl das Glossem *ἔρξεται*, als auch die Corruptel *θυμῷ* ignoriert. Aber er sagt nur: *τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ τὴν τιμωρίαν τοιαῦτα πράττων;* „Wer möchte die Strafe von sich abhalten, solches thuend?“ Indessen, dass dieses Scholion für die Erklärung der Frage nicht weiter brauchbar ist, ist natürlich. Der Scholiast bezog sich ja mit *τοιαῦτα πράττων* auf die dreigliederige Protasis, die er als Protasis zu der Verwünschung auffasste [178]). Dadurch erklärt es sich, dass er die Frage trotz wahrscheinlich richtiger Lesart nicht vollständig verstand [179]) und in seiner Umschreibung gerade dasjenige Wort unberücksichtigt liefs, welches für den weiteren Zusammenhang der Frage mit der Frage *τί δεῖ με χορεύειν* besonders wichtig war. Für die Kritik ist aber die Umschreibung dieses Scholiasten gleichwohl brauchbar. Denn es müssen die Worte des Sophokles so formuliert gewesen sein, dass die Umschreibung *τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ τὴν τιμωρίαν* auch dann auf sie zutrifft, wenn man die Frage als Nachsatz der dreigliederigen Protasis ansicht. Dies ist aber nur in dem Falle denkbar, wenn der Scholiast

---

176) Bellermann macht wenigstens den Versuch zu einer Verbindung des Gedankens der Frage mit dem Folgenden. Er umschreibt nämlich seine schwer verständliche Uebersetzung der Frage (Anm. 163) durch: „solchem Frevel muss man sich auf alle Weise widersetzen,“ ergänzt dazu den Gedanken: „und so der gefährdeten Ehre der Götter zu Hilfe kommen,“ woran sich dann allerdings die Frage: „Denn wenn solches Verfahren gebilligt wird, wozu dann noch die Götter durch Reigentänze feiern?“ anschliefsen kann, aber auch nur k a n n. Mittelst so gezwungener Ergänzungen dessen, was man bei dem Dichter selbst zu lesen wünschte, liefsen sich wohl auch die andern Erklärungen mit dem Folgenden vermitteln. Vielleicht hat auch Triclinius es ähnlich gemacht, der wenigstens durch das, was er seiner Worterklärung zusetzt (Anm. 161), den Uebergang zum Folgenden scheint vermitteln zu wollen.

177) Wunder begnügt sich, die Erklärung des Scholiasten als wahrscheinlich anzuerkennen, ohne eine Verbesserung des Textes zu versuchen.

178) S. Anm. 145.

179) Wenn der Scholiast die Worte *τίς ἂν ἀπελάσειεν* in dem Sinne geschrieben hätte, um damit zu sagen: „Wer wird dann die Strafe von sich abhalten k ö n n e n?“ so wäre die Erklärung eben so zu verwerfen wie die G. Hermann's, weil sie nicht zum Vorhergehenden passen würde, s. S. 52, Anm. 148. Er kann aber jene Worte unter der im Texte gemachten Voraussetzung auch in dem Sinne geschrieben haben, dass sie bedeuten sollten: „Wer möchte sich bemühen, die göttliche Strafe von sich abzuhalten?“ Und dieser Sinn würde besser in den Zusammenhang passen, als irgend einer der bisher besprochenen Erklärungen, nur dass in ihm das Wort übergangen wäre, durch welches die nothwendige Beziehung zu *χορεύειν* vermittelt würde. Jenen Sinn gibt freilich auch die erste Erklärung der jüngeren Scholien (Anm. 164), aber bei einer Lesart, die ihn nicht haben kann. Vielleicht ist dadurch die Vermuthung begründet, dass sich hier eine ältere, die richtige Lesart voraussetzende und richtig erklärende Interpretation trotz falscher Lesart und falscher Construction in der Tradition erhalten hat.

statt *θυμῷ* ein Verbum finitum las, welches mit dem Infinitiv *ἀμύνειν* in der Weise verbunden war, dass der Scholiast, in falschem Gedankenzusammenhange befangen, *ἀμύνειν* fälschlich für den Hauptbegriff ansehen konnte. Ein Verbum finitum dürfen wir ohnehin erwarten, weil gerade ein solches in der Frage fehlt.

Wir haben also das an die Stelle von *θυμῷ* zu substituierende Verbum finitum zu suchen, welches den Begriff einer den Göttern darzubringenden Ehrenbezeugung enthalten muss, deren Verweigerung eben durch die Frage in rhetorischer Form ausgesprochen wird.

Da nun das in der erläuternden Frage verweigerte *χορεύειν* gerade diejenige Ehrenbezeugung ist, bei welcher der Chor als Chor betheiligt erscheint, so dürfen wir voraussetzen, dass in der durch sie erläuterten Frage die Verweigerung des Cultus überhaupt angedroht wird. Diese Voraussetzung wird erstens durch die in der Antistrophe ausgesprochene Drohung bestätigt. Denn diese bezieht sich auf Vernachlässigung der Mantik, der einen Seite des Wechselverhältnisses zwischen Göttern und Menschen, der *κοινωνία περὶ θεούς τε καὶ ἀνθρώπους πρὸς ἀλλήλους* [180]). Es ist also wahrscheinlich, dass die parallele Drohung sich auf die andere Seite jenes Wechselverhältnisses, d. i. auf den Cultus, beziehen wird, zu dem ja auch das *χορεύειν* gehört. Zweitens wird jene Voraussetzung aber auch durch die Motivierung der Schlussbitte an Zeus bestätigt; denn dort wird in umgekehrter Ordnung erst die Vernachlässigung der *θέσφατα*, dann die der *τιμαί* hervorgehoben, um darauf beide Seiten zusammenzufassen in dem Schlussverse *ἔρρει δὲ τὰ θεῖα* [181]).

Nun aber besteht der Cultus aus Opfer und Gebet [182]). Dass beides [183]) in der Frage genannt sei, ist nicht wahrscheinlich, weil der Raum dafür nicht ausreicht, und ist auch nicht nöthig, weil, auch wenn nur eins genannt ist, das andere selbstverständlich mit gemeint ist. Die gröfsere Wahrscheinlichkeit ist für die Annahme, dass die Opfer [184]) erwähnt seien. Denn die Chorreigen sind eine Beigabe zunächst

---

180) Plat. Symp. 188 C *ἔτι τοίνυν καὶ θυσίαι πᾶσαι καὶ οἷς μαντικὴ ἐπιστατεῖ — ταῦτα δ' ἐστὶν ἡ περὶ θεούς τε καὶ ἀνθρώπους πρὸς ἀλλήλους κοινωνία.*

181) Vgl. Eur. Troad. 26 *ἐρημία γὰρ πόλιν ὅταν λάβῃ κακή, | νοσεῖ τ ὰ τ ῶ ν θ ε ῶ ν οὐδὲ τιμᾶσθαι θέλει.*

182) Vgl. aus Sophokles z. B. Oed. Tyr. 239 *μήτ' ἐν θεῶν εὐχαῖσι μήτε θύμασιν | κοινὸν ποιεῖσθαι.*

183) Triclinius legt in seine sonst verkehrte Deutung (Anm. 161) „Gebete und Opfer" ein als Mittel, die Sünden von sich fern zu halten, und folgert aus seiner Erklärung den Gedanken: *οὐδεὶς πρὸς τοὺς θεοὺς καταφεύξεται.* Vielleicht stammt auch dies aus einem Scholion, das sich noch an die richtige Lesart anschloss (Anm. 179), ohne dass indess daraus folgen würde, dass in der richtigen Lesart beide Begriffe genannt gewesen wären. Uebrigens kann Triclinius auch selbständig durch *χορεύειν* auf jene Ergänzung geführt worden sein.

184) Auch Arndt (Anm. 169) hat die Nothwendigkeit der Angabe eines Mittels zur Abwehr der Strafe gefühlt, wenn er den Sinn verlangt: *Quis tandem amplius in his rebus pensi quidquam habebit deorum tela, ut s u p p l i c a t i o n i b u s a vita sua avertat?* Aber er hat diesem Gedanken blos in der Paraphrase, nicht

des Opfers [185]), und Opfer sind bekanntlich das Hauptmittel zur Abwehr göttlicher Strafen für begangenes Unrecht [186]). Da ohnehin auch das als corrupt erkannte θυμῷ durch seine erste Sylbe an θύειν, opfern, erinnert, so vermuthe ich, dass Sophokles schrieb: τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θ ύ σ ε ι βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν; „Wer wird bei Straflosigkeit des Gottlosen noch jemals opfern, die göttliche Strafe von seinem Leben abzuwehren?"

Die Aenderung ist leicht genug, um die Entstehung der Corruptel θυμῷι im *Laur.* aus θύσει zu begreifen. Der Infinitiv hängt direct von θύσει ab und würde in der Weise der alten Scholiasten durch Ergänzung von ὥστε zu erklären sein. Weil aber θύειν das Mittel, ἀμύνειν den Erfolg angibt, so sieht man nun auch, wie die zweite Erklärung der älteren Scholien [187]) dazu kam, τίς θύσει ἀμύνειν durch τίς ἂν ἀπελάσειεν ohne Erwähnung des Opferns zu umschreiben. Denn ihr war, da sie von einem falschen Zusammenhange ausgieng, der Erfolg die Hauptsache, das Mittel Nebensache, während in dem richtig erkannten Zusammenhange gerade das Mittel der Abwehr die Hauptsache ist; weshalb es auch im Verbum finitum steht. Das Activum ἀμύνειν [188]), so wie die Construction mit einem Genitive ψυ-

---

im Texte Geltung verschafft, während eine so wesentliche Bestimmung doch schwerlich der Ergänzung aus dem Gedankenzusammenhange überlassen werden darf. Uebrigens passen *supplicationes*, εὐχαί, aus dem oben angegebenen Grunde weniger gut zu τί δεῖ με χορεύειν, als *sacrificia*, θυσίαι. — Auch Kock hat den richtigen Gedankenzusammenhang geahnt, wenn er S. 35 den Sinn der zweiten Frage umschreibt: „Denn wenn solche Gesinnung zu Ansehen und Ehren kommt, können Gottesfurcht und Gottesdienst nicht bestehen."

185) Vgl. K. F. Hermann's gottesdienstliche Alterthümer §. 29.

186) Homer nennt sie in der bekannten Stelle Il. *I*, 499 vor den Gebeten: καὶ μὲν τοὺς θυέεσσι καὶ εὐχωλῇς ἀγανῇσιν | λοιβῇ τε κνίσῃ τε παρατρωπῶσ' ἄνθρωποι, | λισσόμενοι, ὅτε κέν τις ὑπερβήῃ καὶ ἁμάρτῃ. Und im Hymn. auf Demeter v. 367 werden die Opfer allein genannt: τῶν δ' ἀδικησάντων τίσις ἔσσεται ἤματα πάντα, | οἵ κεν μὴ θυσίῃσι τεὸν μένος ἱλάσκωνται, | εὐαγέως ἔρδοντες, ἐναίσιμα δῶρα τελεῦντες.

187) Siehe oben S. 57, Anm. 179.

188) Ich bemerke dies gegen Bellermann, der gegen die Erklärung des Scholiasten einwendet, dass es ἀμύνεσθαι heifsen müsse, ein Einwand, der, wenn überhaupt richtig, auch gegen unsere Textesgestaltung giltig sein würde. Aus dem Sprachgebrauche des Sophokles lässt sich die Frage nicht entscheiden; nur darüber ist kein Zweifel, dass Sophokles auch ἀμύνεσθαι hätte sagen können, wie Aesch. Ag. 1341 ἀμύνεσθαι μόρον sagt. Aber so viel sieht man schon aus den Sophokleischen Stellen, dass Sophokles in der Bedeutung „vergelten" sowohl das Activum als auch das Medium anwendet. Oed. Col. 1128 εἰδὼς δ' ἀμύνω τοῖσδε τοῖς λόγοις τάδε. Phil. 602 (θεοὶ) ἔργ' ἀμύνουσιν κακά. Oed. Col. 873 ἔργοις πεπονθὼς ῥήμασίν σ' ἀμύνομαι. Dieselbe Freiheit in der Wahl des Activum und Medium finden wir bei Homer auch rücksichtlich der Bedeutung „abwehren, vertheidigen." Vgl. einerseits Il. *N*, 109 οἳ κείνῳ ἐρίσαντες ἀμυνέμεν οὐκ ἐθέλουσιν | νηῶν ὠκυπόρων. Il. *O*, 730 Τρῶας ἄμυνε νεῶν. Andererseits mit dem Medium Il. *M*, 155 βάλλον, ἀμυνόμενοι σφῶν τ' αὐτῶν καὶ κλισιάων | νηῶν τ' ὠκυπόρων. Namentlich finden wir das Activum bei Homer auch in solchen Stellen, in welchen die Wahl des Medium durch eine Beziehung auf das Eigenthum des Subjects eben so nahe gelegt gewesen wäre, wie in unserer Stelle durch ψυχᾶς. Vgl. Od *β*, 58. *ρ*, 537 οὐ γὰρ ἔπ' ἀνήρ, | οἷος Ὀδυσσεὺς ἔσκεν, ἀρὴν ἀπὸ οἴκου ἀμῦναι. Il. *Λ*, 674 ὁ δ' ἀμύνων ᾗσι βόεσσιν. Il. *E*, 486 ἀτὰρ οὐδ' ἄλλοισι κελεύεις | λαοῖσιν μενέμεν καὶ ἀμυνέμεναι ὤρεσσιν. Il. *Π*, 265 πρόσσω πᾶς πέτεται καὶ

χᾶς[189]), ist durch den Sprachgebrauch hinlänglich gesichert[190]). **Βέλη** endlich auch ohne einen Zusatz wie **θεῶν** als Ausdruck des Begriffs der göttlichen Strafe zu fassen, hat keine Schwierigkeit. Denn einerseits ist diese Erklärung von **βέλη** durch die alten Erklärer[191]), insbesondere auch durch die zweite Erklärung der älteren Scholien überliefert; andererseits lag sie dem griechischen Verständnis näher als uns, weil **βέλη** poetische Bezeichnung der Blitze des Zeus ist[192]). Wie nahe es dem Sophokles liegt, bei wahrgenommener Straflosigkeit des Frevels an die strafenden Blitze des Zeus zu appellieren, zeigt eine Stelle in der Elektra v. 825, wo der Chor, in ähnlicher Situation wie hier, unmittelbar nachdem er das Frohlocken der Klytämnestra über den ihr berichteten Tod des Orestes beobachtet hat, in den Ausruf ausbricht: „Wo sind denn die Blitze des Zeus, und wo der strahlende Helios, wenn sie dies geduldig ansehen und im Dunkel bergen?"[193]). Die Blitze des Zeus aber, des mächtig in den Sittengesetzen waltenden Gottes, als s t r a f e n d e Blitze aufzufassen, ist in unserer Stelle ohnehin noch näher gelegt, als in der der Elektra, da in der Verwünschung und in der Protasis zu unserer Frage bereits von göttlicher Strafe die Rede war, und da der Chor auch in dem früheren Chorgesange von dem Mörder

---

ἀμύνει οἷσι τέκεσσιν. Il. *Π*, 522 *ὁ δ' οὐδ' οὗ παιδὸς ἀμύνει.* Eben weil die Beziehung der Reflexivität ohnehin schon angedeutet ist, braucht sie nicht im Verbum angedeutet zu werden (vgl. Krüger's griech. Sprachl. 52, 10, 9). Ganz eben so, wie an unserer Stelle Sophokles, wenden das Activum an, trotzdem dass der Gegenstand, von dem etwas abgewehrt werden soll, ein Theil des Subjectes ist, Pind. Isthm. 1, 49 *γ α σ τ ρ ὶ δὲ πᾶς τις ἀ μ ύ ν ω ν λιμὸν αἰανῆ τέταται.* Eur. Herc. fur. 194 *οὐκ ἔχει τ ῷ σ ώ μ α τ ι θάνατον ἀ μ ῦ ν α ι.* Man vgl. auch noch eine Stelle des Aeschylus, in der man das Medium mit demselben Rechte, wie hier, erwarten könnte, Ag. 99 *παίων τε γενοῦ τῆσδε μερίμνης, | ἣ νῦν τοτὲ μὲν κακόφρων τελέθει, | τοτὲ δ' ἐκ θυσιῶν ἀγανὰ φαίνουσ' | ἐ λ π ὶ ς ἀ μ ύ ν ε ι φ ρ ο ν τ ί δ' ἄπληστον | τῆς θυμοβόρου φρένα λύπης.* Denn ergänzen könnte man doch nur *ψυχῇ* oder *ψυχῆς.* Uebrigens ist diese Stelle für die unsrige auch insofern interessant, als auch in ihr die Opfer zur Abwendung der Gefahren erscheinen.

189) Euripides pflegt den Dativ anzuwenden, s. Elmsley zu unserer Stelle, der deshalb *θυμῷ ἀμύνειν* verbinden wollte (Anm. 162).

190) Il. *Δ*, 11 *καὶ αὐτοῦ κῆρας ἀμύνει.* *M*, 402 *ἀλλὰ Ζεὺς κῆρας ἄμυνεν | παιδὸς ἑοῦ.*

191) Die schol. Laur. und Suidas erklären *τὴν τιμωρίαν* (Anm. 145), ohne eine Spur eines Zusatzes zu verrathen. Die Schol. Dind. (Anm. 145), mit denen die Glosse des *cod. Lips.* übereinstimmt, erklären *τὴν θείαν δίκην*, woraus G. Hermann und Arndt ohne ausreichenden Grund den Zusatz *θεῶν* folgerten.

192) Oed. Col. 1514 *αἱ πολλαὶ βρονταὶ διατελεῖς τὰ πολλά τε | στράψαντα χειρὸς τῆς ἀνικήτου βέλη.* Trach. 1087 *ἔνσεισον ὦναξ. ἐγκατάσκηψον βέλος, | πάτερ, κεραυνοῦ.* Aesch. Prom. 360 *ἀλλ' ἦλθεν αὐτῷ Ζηνὸς ἄγρυπνον βέλος, | καταιβάτης κεραυνὸς ἐκπνέων φλόγα.* Prom. 921 *τινάσσων χειρὶ πυρπνόον βέλος.* Sept. 493 *Ὑπερβίῳ δὲ Ζεὺς πατὴρ ἐπ' ἀσπίδος | σταδαῖος ἧσται, διὰ χερὸς βέλος φλέγων.* Sept. 238 *ὦ παγκρατὲς Ζεῦ, τρέψον εἰς ἐχθροὺς βέλος.* Sept. 434 *κεραυνοῦ δέ μιν βέλος κασχέθοι.* Eur. Suppl. 860 *ὁρᾷς τὸ δῖον οὗ βέλος διέπτατο;*

193) *Ποῦ ποτε κεραυνοὶ Διὸς ἢ ποῦ φαέθων Ἅλιος, εἰ ταῦτ' ἐφορῶντες | κρύπτουσιν ἕκηλοι;* Vgl. auch Soph. El. 1062 *ἀλλ' οὐ τὰν Διὸς ἀστραπὰν | καὶ τὰν οὐρανίαν Θέμιν | δαρὸν οὐκ ἀπόνητοι.*

des Laios gesagt hatte: „Bewaffnet mit Feuer und Blitz springt auf ihn ein der Spross des Zeus!“ [194]).

Der Gedankengang ist durch meinen Vorschlag, so viel ich sehe, vollkommen hergestellt. Wie natürlich die Frage: „Wer wird noch opfern?“ den Chor zu dem Gedanken: „Wozu soll ich Reigen aufführen?“ hinüberleitet, beweisen, wenn es dafür des Beweises bedarf, zwei andere Stellen des Sophokles. Gerade so wie der Chor hier Opfer und Tanz verweigert, so verspricht er in einem Chorliede des Ajax, da, wo er wegen der Genesung des Ajax Ursache zu danken hat, den Göttern gleichzeitig Chortanz als seinen eigenen Tribut v. 693: „Nun liegt mir's am Herzen, Reigen zu tanzen,“ und Opfer als den Tribut des genesenen Ajax v. 712: „Und wieder erfüllt er die heiligen Opfergebräuche der Götter, sie ehrend mit strengster Gesetzesbeobachtung“ [195]). Ganz genau wie hier veranstaltet Klytämnestra, die im Bewusstsein ihrer Strafwürdigkeit die drohende Strafe der Götter abwenden will, Reigen und Opfer (El. 280): „Sie lässt Reigen aufführen und schlachtet den rettenden Göttern allmonatlich Schafe zum Opfer“ [196]).

Die drohende Vernachlässigung der Opfer ist ferner zugleich ein Symptom der vom Chor befürchteten Aufhebung der *νόμοι ἄγραφοι* [197]). Denn das erste derselben ist bekanntlich das *τιμᾶν θεούς* [198]), und die Uebertretung eines der göttlichen Gesetze bezeichnet Sophokles selbst in der Antigone als ein *τιμὰς τὰς θεῶν πατεῖν* [199]). Es findet also auch die genaueste Beziehung der bisher so unklaren Frage zu dem Grundgedanken des ersten Strophenpaares statt.

Endlich ist diese Frage auch in derselben absichtlichen Doppelsinnigkeit gehalten, die wir dort wahrnahmen. Sie passt im Sinne des Dichters und der Zuschauer auch auf Oedipus, der es nach Sophokles Darstellung unterlassen hat, sich selbst von dem Todschlage, den er am Dreiwege begangen, durch Opfer zu sühnen und die Stadt von dem *μίασμα*, das auch auf sie durch die Ermordung des Laios gefallen war, durch Opfer zu reinigen. Wie wirkungsvoll die Frage aber jetzt auf Iokaste passt, die der Chor selbst als Verächterin der Götter im Auge hat, und die wir unmittelbar vor dem Chorgesange in der sorglosesten Sicherheit sahen, lehrt ein Blick auf die unmittelbar folgende Scene. Iokaste ist in Gesellschaft des geängstigten Oedipus nun doch auch angst geworden und tritt, ähnlich wie die durch Träume

---

194) v. 469 *ἔνοπλος γὰρ ἐπ' αὐτὸν ἐπενθρώσκει | πυρὶ καὶ στεροπαῖς ὁ Διὸς γενέτας.*

195) Aj. v. 693 *νῦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεῦσαι.* v. 712 *θεῶν δ' αὖ πάνθυτα θέσμι' ἐξήνυσ' | εὐνομίᾳ σέβων μεγίστᾳ.*

196) El. 280 *χόρους ἵστησι καὶ μηλοσφαγεῖ | θεοῖσιν ἔμμην' ἱερὰ τοῖς σωτηρίοις.*

197) Daher in der Stelle des Ajax v. 712 der Zusatz *εὐνομίᾳ σέβων μεγίστᾳ* zur Hervorhebung der in der Achtung des Gesetzes sich zeigenden Frömmigkeit des opfernden Ajax.

198) Xen. Mem. 4, 4, 19. Vgl. Anm. 74.

199) Antig. 744 Kreon: *ἁμαρτάνω γὰρ τὰς ἐμὰς ἀρχὰς σέβων;* Haemon: *οὐ γὰρ σέβεις, τιμάς γε τὰς θεῶν πατῶν.* Damit ist gemeint die Vernachlässigung des *νόμος ἄγραφος*, der die Todtenbestattung gebot, worüber mehr bei Nägelsbach, nachhomer. Theol. S. 83.

erschreckte Klytämnestra des Sophokles [200]) und Atossa des Aeschylus [201]), auf, um zu opfern, um gerade dem Gotte zu opfern, dessen Orakel sie kurz zuvor verspottet hat, und dem nach der Schlussäufserung des Chors bereits keine Ehre mehr erwiesen wird. Sie sagt gleich v. 911: „Ihr Häupter des Landes, es ist mir beigefallen, den Altären der Götter zu nahen mit Kränzen und Weihrauch in den Händen“ [202]). Dann fährt sie nach dem Berichte von den Befürchtungen des Oedipus, die sie nicht habe beschwichtigen können, fort v. 919: „Drum nahe ich Dir, lycischer Apollon, denn Du bist der nächste, flehend mit diesen Opfergaben, auf dass Du uns eine die Reinheit herstellende Lösung gewährest“ [203]). Sie opfert also nun doch, um die strafenden Blitze von sich und Oedipus abzuwehren. Eine deutlichere Beziehung auf die wiederhergestellte Frage *τίς ἔτι ποτὲ θύσει βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν*; und ein besseres Ineinandergreifen des Chorgesanges und der beiden durch ihn getrennten Scenen kann man in der That nicht erwarten.

Ein Bedenken spricht gleichwohl noch gegen meine Vermuthung, nämlich, dass die antistrophische Responsion noch nicht hergestellt ist. Indess hoffe ich zu zeigen, dass der Fehler in der Antistrophe steckt, zu der wir nun übergehen, um ihre Schwierigkeiten mit wenigen Worten zu erledigen.

Die Anfangsworte der Antistrophe: „Ich werde nicht mehr gehen zu dem heiligen Nabel der Erde, Ehrfurcht bezeugend“ u. s. w., sind wiederum asyndetisch angeknüpft [204]) und erweisen sich dadurch auch in der Form als Gegenstück der ersten gleichfalls asyndetisch an die Verwünschung angereihten Frage, so dass sie nicht etwa als Fortsetzung des Gedankens der erläuternden Frage anzusehen sind. Die Worte selbst enthalten deutlich eine Drohung, die Orakel zu vernachlässigen [205]). Auch diese Erwähnung der Vernachlässigung der Orakel bezieht sich nicht blos im

---

200) El. 634 *ἔπαιρε δὴ σὺ θύμαθ' ἡ παροῦσά μοι | πάγκαρπ' ἄνακτι τῷδ' ὅπως λυτηρίους | εὐχὰς ἀνάσχω δειμάτων ὧν νῦν ἔχω.*

201) Pers. 201 *σὺν θυηπόλῳ χερὶ | βωμὸν προσέστην, ἀποτρόποισι δαίμοσι | θέλουσα θῦσαι πέλανον, ὧν τέλη τάδε.*

202) *χώρας ἄνακτες, δόξα μοι παρεστάθη | ναοὺς ἱκέσθαι δαιμόνων, τάδ' ἐν χεροῖν | στέφη λαβούσῃ κἀπιθυμιάματα.*

203) *πρός σ' ὦ Λύκει' Ἄπολλον, ἄγχιστος γὰρ εἶ, | ἱκέτις ἀφῖγμαι τοῖσδε σὺν κατάργμασιν. | ὅπως λύσιν τιν' ἡμῖν εὐαγῆ πόρῃς.*

204) Siehe Anm. 32.

205) Man wird sie nach dem exponierten Gedankenzusammenhange wohl nicht mehr mit Hartung auf den Besuch der an den genannten drei Orakelstätten stattfindenden Festversammlungen deuten. Freilich meinen dies die Scholien: Schol. Laur. zu v. 899 *Ἡ ἐπὶ τῶν πανηγύρεων, ὅτι καὶ τῶν τοιούτων ἀφέξομαι, εἰ μὴ ταῦτα φανερωθῶσιν.* Schol. Dind. zu v. 892 *τί δεῖ με χορεύειν*] *κατὰ τί πρέπει πανηγυρίζειν με τοῖς θεοῖς.* Auch Triclinius ist derselben Ansicht zu v. 883 *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε*] *ἤτοι εἰ αἱ κακαὶ πράξεις τίμιαι καὶ καλαί, τί δεῖ με χορεύειν καὶ πανηγύρεις ἱστάναι τοῖς θεοῖς, αἰτούμενον τὰ λυσιτελῆ*; Aber der Irrthum rührt daher, dass die Scholien und Triclinius *χορεύειν* nicht in seiner Beziehung zu der vorhergehenden Erwähnung der Opfer fassten und deshalb meinten, diese Frage *τί δεῖ με χορεύειν* werde durch den folgenden Satz erklärt. Daher stammt auch wohl das Glossem im *Laur. A* *πονεῖν ἢ τοῖς θεοῖς* hinter *χορεύειν*. Siehe G. Wolff im Rhein. Mus. N. F. 9, 126.

Sinne des Chores auf Iokaste, die das dem Laios gegebene Orakel des Apollon verspottet hatte, sondern eben so gut im Sinne des Dichters und der Zuschauer auch auf Oedipus. Oedipus hatte ja das ihm rücksichtlich seiner Abstammung von Polybos gegebene Orakel nicht aufmerksam genug gewürdigt; er deutete es noch immer falsch und erklärt es bei der Nachricht vom natürlichen Tode des Polybos für werthlos. Oedipus hatte ferner den von Kreon aus Delphi geholten Orakelspruch als unächt und untergeschoben verdächtigt, ja sogar die Deutung desselben durch den gottgeweihten Seher Tiresias für ein Werk des Truges erklärt. Wem es unwahrscheinlich dünkt, dass so vieles in den Aussprüchen des Chores liegt, was auf seinen geliebten Herrscher passt, und was er selbst doch nicht sieht, der beachte, dass Sophokles selbst den Chor im Zwiegespräche mit Kreon gewiss nicht ohne Absicht sagen lässt v. 530: „Ich weifs nicht; denn was der Herrscher thut, das seh' ich nicht“ [206]).

Schwierigkeit macht wiederum die nachfolgende Protasis: *εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα | πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς*. Früher verstand man sie mit den Scholien [207]) von der Bewahrheitung der von Iokaste verlachten Orakel [208]). Da aber ihre Apodosis der unwilligen Frage und deren Erläuterung *τί δεῖ με χορεύειν* parallel steht, so muss auch diese Protasis dem Sinne nach der dreigliederigen Protasis der unwilligen Frage und der Protasis der erläuternden Frage entsprechen. Sie muss also noch eine Variation des Gedankens „wenn der Frevler nicht bestraft wird“ enthalten. Dies bezeugt Triclinius [209]), wenn auch in unklarer Weise. Schneidewin formuliert diesen Gedanken in der Inhaltsangabe der zweiten Antistrophe präcis genug [210]), aber in den Worten des Dichters scheint er auch hier ein absichtliches Helldunkel anzunehmen; denn er erblickt in *τάδε*, wie in *τοιαίδε* v. 895 und in *τοῖσδε* v. 892 „eine zurückhaltende Hindeutung auf das, was er tadelt.“ Ohne Zweifel

---

206) *οὐκ οἶδ'· | ἃ γὰρ δρῶσ' οἱ κρατοῦντες, οὐχ ὁρῶ.*

207) Schol. Laur. zu v. 901 *εἰ μὴ ταῦτα τῶν χρησμῶν, ἢ τὰ λεχθέντα ὑπὸ Ἰοκάστης, φανερὰ καὶ κατάδηλα γένηται.* Schol. Dind. zu 901 *τάδε] τὰ τῶν χρησμῶν. χειρόδεικτα] φανερῶς διὰ τῶν χειρῶν δεικνύμενα. ἁρμόσει] ἀποβήσεται.*

208) Musgrave: „*nisi haec eventui congruerint adeo perspicue, ut in exemplum cedant digito ab omnibus demonstrandum.* Ebenso Hermann, der *congruent* verbessert, Ellendt, Dindorf. Die Construction ist gezwungen (s. das im Texte gegen die ähnliche Construction Schneidewin's Bemerkte), und die Ergänzung *eventui* zu *ἁρμόσει* willkürlich.

209) Triclinius zu v. 883 (S. 300 Dind.) *ἐὰν μὴ ἁρμόσῃ πᾶσι τοῖς βροτοῖς τάδε χειρόδεικτα καὶ φανερά, τουτέστιν, εἰ μὴ ἑνὶ ἑκάστῳ ἁρμοδίως παρέσται ἐκ τῶν θεῶν τὰ τῆς προαιρέσεως ἔπαθλα, τῷ μὲν κακῷ κακά, τῷ δ' ἀγαθῷ ἀγαθά, ἀλλὰ πάντες ἐπίσης μετέχοιεν τῶν θεῶν.* Etwas anders, aber gleich unvereinbar mit den Worten des Textes, Hartung zu v. 851: „Es ist hier nicht von Bewahrheitung der Orakel die Rede, sondern vom Glauben an die Tugend, und von der einstimmigen Ueberzeugung aller Welt, dass nur das Rechte und Fromme Segen bringe und vom Himmel gefordert werde.“

210) „Wird nicht als warnendes Beispiel für Jedermann kund, dass (Iokaste's) Frevel an göttlichen Orakeln nicht ungestraft bleibt.“

meint aber der Chor mit τάδε eben so deutlich wie mit αἱ τοιαίδε πράξεις die das göttliche Recht verletzenden Handlungen und Reden der Iokaste.

Wenn dies nun so ist, so muss in χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς der Ausdruck für Strafe liegen. Er würde in der That nur sehr unklar darin liegen, wenn Schneidewin's Auffassung dieser Worte richtig wäre. Schneidewin übersetzt sie nämlich: „Wenn dies nicht als ein Fingerzeig für Jedermann sich „dem alten Spruche“ fügen, mit ihm übereinstimmen, ihn bestätigen wird.“ Er lässt also wie die früheren Interpreten [211]) die Dative nicht von ἁρμόσει abhängen, das in ihrer Mitte steht [212]), sondern von χειρόδεικτα, und ergänzt zu ἁρμόσει den Dativ eines Begriffes, der zu wichtig ist und nicht nahe genug liegt [213]), um blos ergänzt zu werden. Ohne Zweifel hängen die Dative, wie auch Triclinius sieht, von ἁρμόσει [214]) ab: „Wenn diese Frevel nicht allen Menschen passen werden.“ So gefasst ist die Wendung freilich auch noch nicht klar und ist daher dem Triclinius auch unklar geblieben. Man wird nämlich sofort fragen: in welchem Sinne dieses Passen zu verstehen sei? Aber jene Unklarheit wird eben durch χειρόδεικτα beseitigt, das als prädicative Bestimmung zu ἁρμόσει auf diese Frage Antwort gibt. Der Chor will nicht, dass die Götter die Frevel im Dunkel bergen, wie er in der Elektra v. 826 dies nicht will, wo er ausruft: „Wo sind die Blitze des Zeus und der strahlende Helios, wenn sie dies geduldig ansehen und im Dunkel bergen?“ [215]). Er will vielmehr, dass die Frevel ans Tageslicht gezogen werden, so dass man mit Händen auf sie hinzeigt. Ans Tageslicht können sie aber eben nur durch die göttliche Strafe gezogen werden. Denn bleiben sie ungestraft, so bleiben sie auch im Dunkeln. In χειρόδεικτα liegt also der Begriff der Strafe [216]), und wir erfassen den

---

211) Siehe Anm. 208.

212) Das ἁρμόσει von πᾶσιν — βροτοῖς zu trennen, wäre eben so gewaltsam, wie die Verbindung des Antig. 124 in der Mitte zweier Dative stehenden δυσχείρωμα (ἀντιπάλῳ δυσχείρωμα δράκοντι) nicht mit diesen Dativen, sondern mit dem vorhergehenden πάταγος. Vgl. darüber Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Zweites Heft. S. 30. 32.

213) Schneidewin selbst unterlässt es anzugeben, welcher alte Spruch gemeint sei. Wahrscheinlich dachte er an die in der ersten Antistrophe ausgesprochene Sentenz.

214) Dieses Verbum regiert den Dativ El. 1293 ἃ δ' ἁρμόσει μοι τῷ παρόντι νῦν χρόνῳ, | σήμαιν', ὅπου φανέντες ἢ κεκρυμμένοι, | γελῶντας ἐχθροὺς παύσομεν τῇ νῦν ὁδῷ (d. i. „was mir passen wird“). Vgl. auch die Construct on mit ἐπὶ c. acc. in Antig. 1317 ὤμοι μοι, τάδ' οὐκ ἐπ' ἄλλον βροτῶν | ἐμᾶς ἁρμόσει ποτ' ἐξ αἰτίας (d. i. „wird niemals auf einen andern passen“). Auch mit Accus. wird das intransitive ἁρμόζειν verbunden, Trach. 731 σιγᾶν ἂν ἁρμόζοι σε τὸν πλείω λόγον.

215) Siehe Anm. 193.

216) Der Begriff der Strafe kommt somit durch den Zusammenhang in das Wort hinein; an sich hat χειρόδεικτος ihn eben so wenig wie δακτυλόδεικτος. Aesch. Ag. 1291 τὸ μὲν εὖ πράσσειν ἀκόρεστον ἔφυ | πᾶσι βροτοῖς· δακτυλοδείκτων δ' | οὔτις ἀπειπὼν εἴργει μελάθρων. Vgl. auch Edon. fragm. 56 Nauck, wo jedoch der Text unsicher ist. Angesichts jener Stelle liegt in χειρόδεικτα eine herbe Ironie, da es auch von auffallendem Glücke gesagt werden konnte; und wahrscheinlich hat Sophokles das Wort absichtlich gewählt, damit die Zuschauer an den Contrast des glänzenden Glückes des Oedipus und des eben so berühmt gewordenen Unglücks desselben denken sollten.

vollen Sinn des Ausdrucks nur, wenn wir übersetzen: „als allgemein bekanntes Beispiel göttlicher Strafe," wie wir sagen würden: „als gebrandmarktes Beispiel." Als solches also sollen die Frevel allen Menschen passen, oder vielmehr passend erscheinen. Auch dies liegt in *χειρόδεικτα*, was man sich dadurch deutlich machen wird, dass man das Verbum finitum und die adjectivische prädicative Bestimmung die Rollen tauschen lässt: *εἰ μὴ τάδε χερσὶ δειχθήσεται ἁρμόζοντα πᾶσι βροτοῖς*, „wenn nicht diese Frevel zum warnenden Beispiel göttlicher Strafe gezeigt werden, d. i. erscheinen werden, als allen Menschen passend"[217]). Die Sache ist also die, dass *πᾶσι βροτοῖς* von dem durch *χειρόδεικτα* näher bestimmten *ἁρμόσει* abhängt. Es ist daher nur ein irrthümliches Gefühl, wenn man statt *πᾶσιν βροτοῖς* einen abstracten Dativ, etwa „der Erwartung aller Menschen (entsprechend)" wünschen wollte. *Πᾶσιν βροτοῖς*[218]) aber kann der Chor mit vollem Rechte sagen; denn er setzt voraus, dass alle Menschen dieselbe Achtung vor dem ewigen Sittengesetze und somit dasselbe Verlangen, Frevel dagegen bestraft zu sehen, haben werden, wie er selbst. Und diese Voraussetzung ist völlig berechtigt; denn die *νόμοι θεῶν* werden von den Griechen mit Bezug auf ihre Allgemeingiltigkeit auch als *πάντων νόμιμον*[219]), als *νόμιμα πάσης Ἑλλάδος*[220]), als *νόμος Πανελλήνων*[221]), als *νόμοι βροτῶν*[222]), als *ὁ πάντων κοινὸς Ἑλλήνων τε καὶ βαρβάρων νόμος*[223]) bezeichnet. Sie sind nach Xenophon *νόμοι ἐν πάσῃ χώρᾳ κατὰ ταὐτὰ νομιζόμενοι*[224]).

Uebrigens liegt auch in dieser Protasis eine dem Chore selbst unbewusste Hinausdeutung auf die erfolgende Bestrafung des Oedipus. Oedipus wird durch die Strafe im wahren Sinne des Wortes ein *χειρόδεικτος*. Der Chor selbst sieht dies

217) Siehe Anm. 130.

218) Darin eine versteckte Anspielung auf Iokaste (und im Sinne des Dichters auch auf Oedipus) zu sehen, was dem Triclinius (Anm. 209) vorgeschwebt haben mag, wäre nur dann möglich, wenn *τάδε* auf die ausgesprochenen Grundsätze im Allgemeinen oder speciell auf die *νόμοι ἄγραφοι* gienge. Aber *τάδε* muss bei dem Parallelismus der drei Vordersätze nothwendig auf *αἱ τοιαίδε πράξεις* bezogen werden.

219) Empedokles v. 426 in Anm. 6.

220) Eur. Suppl. 311 *νόμιμά τε πάσης συγχέοντας Ἑλλάδος | παῦσαι*.

221) Eur. Suppl. 526 *θάψαι δικαιῶ, τὸν Πανελλήνων νόμον | σώζων*.

222) Eur. Suppl. 378 *νόμους βροτῶν μὴ μιαίνειν*.

223) Dionys. Hal. 3, 23 *καὶ οὐ τάς γε ἐλαχίστου ἀξίας, ἀλλ' ἃς ἥ τε φύσις ἡ ἀνθρωπεία κατεστήσατο, καὶ ὁ πάντων κοινὸς Ἑλλήνων τε καὶ βαρβάρων βεβαιοῖ νόμος, ἄρχειν καὶ τὰ δίκαια προστάττειν τοὺς πατέρας τοῖς ἐκγόνοις, καὶ τὰς μητροπόλεις ταῖς ἀποικίαις*. Obwohl Dionysios von diesem Gesetze in strictem Gegensatze zu Sophokles' Worten *οὐδέ νιν θνατὰ φύσις ἀνέρων ἔτικτε* sagt, dass es *ἡ φύσις ἀνθρωπεία* festgesetzt habe (er will damit das Gesetz als ein naturrechtliches bezeichnen und legt den Nachdruck auf *φύσις*, während er bei Sophokles auf *ἀνέρων* liegt), so meint er doch eben ein göttliches Gesetz, wie er es denn auch gleich nachher *θεῖος νόμος* (s. Anm. 87) nennt. Vgl. Nägelsbach nachhom. Theol. S. 82.

224) Xen. Mem. 4, 4, 19 *Ἀγράφους δέ τινας οἶσθα, ὦ Ἱππία, νόμους; — Τούς γ' ἐν πάσῃ, ἔφη, χώρᾳ κατὰ ταὐτὰ νομιζομένους*. Und weiter *ἐγὼ μέν, ἔφη, θεοὺς οἶμαι τοὺς νόμους τούτους τοῖς ἀνθρώποις θεῖναι. καὶ γὰρ παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις πρῶτον νομίζεται θεοὺς σέβειν*.

nachher ein, indem er sagt v. 1192: „Dein Schicksal, o unglückseliger Oedipus, Dein Schicksal als Beispiel (*παράδειγμα*) vor Augen, preise ich keinen Sterblichen glücklich“ [225]). Und von Oedipus sagt auch der Exangelos v. 1287: „Er schreit, man solle die Thüre öffnen und den Vatermörder allen Kadmeern zeigen“ (*δηλοῦν*) [226]).

Die nun folgenden drei Verse der Bitte an Zeus, welche rhythmisch der dreigliederigen Protasis entsprechen, enthalten nichts Zweifel erregendes [227]). Das Subject von *λάθοι* ist keineswegs so unklar, wie es nach Schneidewin's Auffassung sein würde [228]). Der Chor kann offenbar nur bitten, dass die bisher nicht ans Tageslicht gezogenen, im Dunkel verborgenen Frevel, deren Bestrafung er gewünscht hat, dem Zeus nicht entgehen. Subject ist also entschieden *τάδε*, d. h. im Sinne des Chores die Frevel der Iokaste [229]).

Gänzlich zu verwerfen ist natürlich, nachdem die Integrität der dreigliederigen Protasis gesichert ist, die Zusammenziehung der drei Verse der Bitte in zwei, welche Bergk und Nauck für geboten erachteten [230]). Denn abgesehen von einer aufserdem nothwendigen willkürlichen Veränderung untadeliger Worte müssen diese Kritiker *πάντ' ἀνάσσων* und *ἄθανατον* ausstofsen, also zwei Begriffe, die sehr passend zur nachdrücklichen Hervorhebung der göttlichen Macht dienen, mit der die Straflosigkeit der Frevel in Widerspruch steht.

Die Motivierung der Bitte endlich: *φθίνοντα γὰρ Λαΐου | θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη* führt uns zu dem früher ausgesprochenen Bedenken wegen der mangelnden rhythmischen Responsion dieser Verse mit der unwilligen Frage zurück. Diejenigen, welche in der Strophe das Glossem *ἔρξεται* beibehielten oder durch Conjectu-

---

225) *τὸν σόν τοι παράδειγμ' ἔχων, | τὸν σὸν δαίμονα, τον σόν, ὦ τλάμων Οἰδιπόδα, βροτῶν | οὐδὲν μακαρίζω.*

226) *βοᾷ διοίγειν κλῇθρα καὶ δηλοῦν τινα τοῖς πᾶσι Καδμείοισι τὸν πατροκτόνον.*

227) Das *ὀρθόν* des *Laur. A*, welches auch im *Flor. D* erscheint, ist wohl nur Schreibfehler oder Erklärung von *ὀρθά*. Oder sollte Sophokles geschrieben haben *εἴπερ ὀρθὸν οὖας*, so dass *ἀκούεις* ein erklärendes Glossem wäre? Für *ὀρθὸν οὖας* liefse sich anführen Soph. El. 25 *ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενής, κἂν ᾖ γέρων, | ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν, | ἀλλ' ὀρθὸν οὖς ἵστησιν κ. τ. λ.* Der Accusativ *πάντ'* bei *ἀνάσσων*, der G. Hermann bewog *πάντων ἀνάσσων* für *Ζεῦ πάντ' ἀνάσσων* zu schreiben, ist unverdächtig; nur darf er natürlich nicht als Objectsaccusativ, sondern muss als Accusativ der näheren Bestimmung zu dem gleichsam adjectivischen *ἀνάσσων* genommen werden; vgl. 1196 *τοῦ πάντ' εὐδαίμονος ὄλβου.*

228) Schneidewin erklärt entweder *τάδε* von v. 901 oder den ganzen folgenden Satz *φθίνοντα γὰρ* für das Subject. Letzteres ist schon grammatisch unmöglich.

229) Vgl. auch die in Anm. 94 citierte Stelle des Solon 13, 25 (Bergk) *τοιαύτη Ζηνὸς πέλεται τίσις, οὐδ' ἐφ' ἑκάστῳ, | ὥσπερ θνητὸς ἀνήρ, γίγνεται ὀξύχολος· | αἰεὶ δ' οὔ ἑ λέληθε διαμπερές, ὅστις ἀλιτρὸν | θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη.* Triclinius (p. 300 Dind.) gibt als Subject von *λάθοι* dem Sinne nach richtig an *τὸ τοὺς κακοὺς τετιμωρῆσθαι* und fügt hinzu *ἀλλὰ μέχρις ἂν ἡ σὴ ἀρχὴ ἐπέχῃ, κολάζοιντο οἱ κακοί.*

230) Siehe Anm. 115.

ren ersetzten, benutzten in der Antistrophe zur Herstellung des dann erforderlichen Rhythmus das im *cod. Laur. A.* fehlende, nur in schlechteren Handschriften überlieferte *παλαιά*. Dieses selbst freilich konnten sie nicht gebrauchen, sondern waren gezwungen auf Grund desselben Conjecturen aufzustellen [231]). Wie unkritisch es war, das Glossem *ἔρξεται* als selbst ächt oder wenigstens als Fundament für Conjecturen auf diese Weise zu retten [232]), geht daraus hervor, dass *παλαιά* sich, auch ohne aus der Strophe entlehnte Argumente als Glossem nachweisen lässt, wie G. Hermann richtig erkannt hat, dem Wunder und Hartung folgen. Denn es ist im *Laur. A.* von ganz junger Hand an den Rand geschrieben [233]); die Auctorität des *Laur. A.*, der das Wort also nicht hat, wird unterstützt durch *Laur. C.*, durch die Handschriften des auch diese Verse citierenden Suidas [234]) und durch die Handschrift, die Triclinius bei seinen metrischen Auseinandersetzungen benutzte [235]). In den schlechteren Handschriften erscheint es aber an schwankender Stelle, vor *Λαΐου*, nach *Λαΐου* oder gar nach *θέσφατα* [236]), und dass es als Marginalerklärung in den Text gerathen sei, zeigen die Scholien, welche *φθίνοντα* durch *παλαιά* erklären [237]). Man conjicierte also auf Grund des einen Glossems, um ein anderes gleichfalls durch Conjectur halten zu können. Schneidewin und Nauck waren nur insofern scheinbar vorsichtiger, als sie *παλαιά* selbst aufgaben, aber doch die vermeintlich dann feh-

---

231) Erfurdt wollte *φθίνοντα γὰρ Λαΐου παλαιά σοι* oder *φθίνοντα μὲν γὰρ παλαιὰ Λαΐου*. Arndt a. a. O. S. 21 vermuthete *φθίνοντα γὰρ Λαΐου παλαίφατα*, woran auch G. Hermann früher gedacht hatte. Bergk a. a. O. S. XLIX schlägt vor *φθίνοντα γὰρ Λαΐου παλαιγενοῦς*.

232) Siehe Anm. 166. 167. 169.

233) G. Wolff im Rhein. Mus. N. F. 9, S. 126.

234) Suidas v. *ἐξαιροῦσιν ἐκβάλλουσιν, ἀφανίζουσιν. φθίνοντα γὰρ Λαΐου | θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη.*

235) Triclinius p. 300 Dind. *ἰστέον δὲ ὅτι τὸ τῆς ἀντιστροφῆς δέκατον κῶλον, τὸ φθίνοντα δ' ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ἐλλιπὲς ἦν πρὸς τὸ τῆς στροφῆς. διὸ καὶ προσετέθη παρ' ἐμοῦ τὸ ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ὅπως ὁλόκληρον καὶ τοῦτο γένηται. καὶ οἶμαι ὡς καλῶς προσετέθη. εἰ δέ τις βέλτιόν τι νοήσει, τοῦτο τεθείτω.*

236) Vor *Λαΐου* nach Dindorf in *Flor. Δ. Θ. Dresd. b* und fünf andern; nach *Λαΐου* in der Aldina, nach *θέσφατα* in *Laur. B.*

237) Schol. Laur. zu v. 906 *φθίνοντα γάρ: Ἀντὶ τοῦ παλαιά, παρεληλυθότα. γρ. φθίνων, ἵν' ᾖ, μὴ λάθοι σε ὁ Λάϊος φθίνων, ἀλλὰ δείξαις αὐτοῦ τὸν θάνατον.* Die Richtigkeit des Schlusses bestreitet Bellermann, weil der Scholiast selbst für *φθίνοντα* geschrieben haben wolle *φθίνων*. Aber das *γρ. φθίνων* ist ohne Zweifel von einem andern Scholiasten, als die erste Erklärung. Der zweite wollte *φθίνων* zum Vorhergehenden ziehen, um ein Subject für *λάθοι* zu gewinnen, und las dann ohne Zweifel *τὰ γὰρ Λαΐου*, ob mit oder ohne *παλαιά* steht dahin. Wenn er es mit *παλαιά* las, so hatte er eben eine schon corrumpierte Quelle. Auch die jüngeren Scholien fanden das Glossem bereits im Texte; s. Schol. Dind. zu v. 906 *φθειρόμενοι γὰρ οἱ παλαιοὶ χρησμοί, οἱ δοθέντες τῷ Λαΐῳ, ἀφανίζονται ἤδη.* Eben so die Urheber der mit Triclinius metrischer Bemerkung unverträglichen Erklärung bei Triclinius (p. 300 Dind.) *ἐξαιροῦσι γὰρ καὶ ἐκβάλλουσι καὶ ἀτιμάζουσιν ἤδη καὶ νῦν φθίνοντα καὶ ἀτιμαζόμενα τὰ παλαιὰ θέσφατα καὶ μαντεύματα τοῦ Λαΐου.* — Uebrigens bemerke ich, dass Sophokles *φθίνοντα* absichtlich sagt mit einem Rückblick auf den früheren Chorgesang v. 481, wo von dem unbekannten Mörder des Laios gesagt wird: *τὰ μεσόμφαλα γᾶς ἀπονοσφίζων | μαντεῖα· τὰ δ' ἀεὶ ζῶντα περιποτᾶται.*

lenden vier Sylben durch einen Ausdruck ersetzen wollten, der durch das Glossem *παλαιά* aus dem Texte ganz verdrängt[238]) oder an eine andere Stelle verschoben[239]) worden sei.

Sehen wir nun, wie wir hiernach müssen, vollständig von *παλαιά* ab, so differiert der Rhythmus der Strophe und Antistrophe um Eine Sylbe[240]). Es ist also die doppelte Möglichkeit vorhanden, entweder in der Strophe eine Sylbe wegzulassen oder in der Antistrophe eine Sylbe zuzusetzen. Für jene Möglichkeit zeigt sich kein irgendwie wahrscheinlicher Weg[241]); für diese ein sehr einfacher. Ohnehin ist es schon durch das Eindringen von *παλαιά* wahrscheinlich, dass eine Sylbe vor *θέσφατα* ausgefallen sei. Ziemlich nahe würde es liegen mit Hartung[242]) den Artikel *τά* vor *θέσφατα* hinzuzusetzen. Denn allerdings sind die vom Chore gemeinten Orakel bestimmte. Allein man begreift nicht recht, wie gerade dieses *τά* habe verschwinden können.

Deshalb ziehe ich vor *οὐ* zwischen *Λαΐου* und *θέσφατα* einzuschieben, an welcher Stelle es sowohl wegen der Aehnlichkeit mit der Schlufssylbe von *Λαΐου* als auch mit dem Anfangsbuchstaben von *θέσφατα* leicht übersehen werden konnte. Der Satz ist dann natürlich als Frage zu nehmen: *φθίνοντα γὰρ Λαΐου οὐ θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη*; „denn mifsachten sie nicht schon die Orakel des Laios als verklungene?" Die Form der Frage passt für den Unwillen des Chors hier eben so gut, wie in den beiden Fragen der Strophe. Und wenn zwei nicht fragende Sätze auf die Frage folgen: *κοὐδαμοῦ τιμαῖς Ἀπόλλων ἐμφανής, ἔρρει δὲ τὰ θεῖα*, so folgt gerade so auf die zwei Fragen der Strophe ein ihnen völlig parallelgehender Satz ohne Fragform: *οὐκ ἔτι τὸν ἄθικτον εἶμι γᾶς ἐπ' ὀμφαλὸν σέβων.*

---

238) Schneidewin vermuthete *φθίνοντα γαρ Πυθόχρηστα Λαΐου.*

239) Nauck vermuthete im Zusammenhang mit der Zusammenziehung der drei Verse der Bitte zu zweien, um dem dort eliminierten *πάντ' ἀνάσσων* wieder zu seinem Rechte zu verhelfen (Anm. 115) *φθίνοντα γάρ, πάντ' ἀνάσσων, Λαΐου.*

240) G. Hermann erreichte metrische Uebereinstimmung durch das einsylbig zu sprechende *θεῶν*, das er an die Stelle von *θυμῷ* setzte (S. 51).

241) Man könnte *ἀνήρ* weglassen, aber dieses ist an sich unverdächtig: Oed. Tyr. 1188 *τίς γάρ, τίς ἀνὴρ πλέον | τᾶς εὐδαιμονίας φέρει, | ἢ τοσοῦτον ὅσον δοκεῖν | καὶ δόξαντ' ἀποκλῖναι*; Oed. Tyr. 816 *τίς ἐχθροδαίμων μᾶλλον ἂν γένοιτ' ἀνήρ;* Aesch. Pers. 94 *τίς ἀνὴρ θνατὸς ἀλύξει*; Auch wird *ἀνήρ* durch die Scholien (Anm. 145) und durch Triclinius (Anm. 161) bestätigt. Ferner ist die Weglassung von *ἀνήρ* schon deshalb unwahrscheinlich, weil es dann nöthig sein würde, die ganze Frage als Einen Vers anzusehen: *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδε θύσει βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν*; Dieser Vers würde nämlich eine hyperkatalektische iambische Oktapodie sein, die schwerlich sonst irgendwo nachgewiesen werden kann. Vgl. Rossbach und Westphal, griechische Metrik S. 225. Auch würde sie zu dem eurhythmischen Bau der Strophe nicht stimmen. Die iambische Periode derselben besteht nach unserer Abtheilung aus zweimaliger Wiederholung einer katalektischen (synkopierten) Hexapodie mit einer akatalektischen Tetrapodie, auf welche eine katalektische (synkopierte) Pentapodie (Rossbach S. 214) als Epodikon folgt.

242) Da Hartung in der Strophe *ἔρξεται* weglässt (Anm. 174), ist er eben auch in der Lage, in der Antistrophe eine Sylbe zusetzen zu müssen.

Der Mangel des Artikels vor *θέσφατα* erhöht aber die durch die Verbindung des Genitivs *Λαΐου* mit *θέσφατα* herbeigeführte Mehrdeutigkeit des Ausdrucks. Der Chor meint das von Iokaste verspottete Orakel, das dem Laios gegeben war [243]). Der Dichter aber und die Zuhörer denken eben so wohl an die übrigen das Geschlecht des Laios betreffenden Orakel, unter denen solche waren, welche auch Oedipus mifsachtet hatte.

So sehen wir also, dass bis zum Schlusse Sophokles mit meisterhafter Kunst die Doppelsinnigkeit der Worte des Chores durchgeführt hat, die wir bei dem Ausdrucke *ὕβρις φυτεύει τύραννον* zuerst wahrnahmen. Diese Doppelsinnigkeit ist aber bei der beschränkten Einsicht des Chores, die Sophokles als Attribut desselben durch die ganze Tragödie consequent festhält, psychologisch vollkommen wahrscheinlich, und für die Zuschauer von eben so fein berechneter als grofsartiger tragischer Wirkung. Sophokles bewährt sich also vollkommen als Meister in der psychologischen Charakteristik und der dramaturgischen Oekonomie. Die Doppelsinnigkeit ist aber auch, wie wir bei der vollendeten Herrschaft des Sophokles über die Sprache nicht anders erwarten dürfen, für die, auf die sie berechnet ist, d. i. auf die Zuschauer, vollkommen klar, ja durchsichtig. — Ich wünsche, meine Herren, sie Ihnen eben so klar und durchsichtig gemacht zu haben, wie sie einst den Athenern war. Dann dürfte ich mir schmeicheln, meine Schuldigkeit gethan, d. h. die Pflicht eines gewissenhaften Interpreten erfüllt zu haben [244]).

---

243) Schol. Laur. zu v. 898 *Ἄθικτον*] *Καθαρόν. Πιθανῶς δὲ τὸ ἐπίθετον, οὗ οὐκ ἀπέσχετο Ἰοκάστη.* Zu v. 901 *εἰ μὴ ταῦτα τῶν χρησμῶν ἢ τὰ λεχθέντα ὑπὸ Ἰοκάστης φανερὰ καὶ κατάδηλα γένηται, οὐκέτι τιμήσω θεούς.* Zu v. 906 *Τὰ γὰρ περὶ Λαΐου μαντεύματα ἐκβάλλουσιν, καὶ οὐ παραδέχονται τὰ παρὰ τῶν θεῶν εἰρημένα ὡς ἀληθῆ. — Τὰ γὰρ ἐπὶ Λαΐῳ θεσπισθέντα ἐκφαυλίζεται ὑπὸ Ἰοκάστης καὶ παραγράφεται καὶ ψευδῆ νομίζεται.* Triclinius (p. 300) *τουτέστι, τὸν πάλαι δοθέντα παρ᾽ Ἀπόλλωνος τῷ Λαΐῳ χρησμόν, ὡς ὑπὸ παιδὸς τεθνήξεται, Ἰοκάστη νῦν ἀτιμάζει καὶ ψευδῆ οἴεται.*

244) Zur Erleichterung des Urtheils über den Eindruck des Gedankenzusammenhanges, den der Chorgesang nach meiner Auffassung und meiner Textesconstitution hat, lasse ich eine wörtliche Uebersetzung folgen:

Strophe 1. Wäre mir doch das Loos beschieden, meine fromme Reinheit zu bewahren in allen Worten und Handlungen, worüber Gesetze vorliegen, hochwandelnde, im himmlischen Aetherraume erschaffen, deren Erzeuger allein der Olymp ist, und welche die sterbliche Menschennatur nicht geboren hat und auch niemals in Vergessenheit versenken wird! Mächtig waltet in ihnen Gott und nicht wird er altersschwach.

Antistrophe 1. Uebermuth erzeugt den Tyrannen. Er stürzt, wenn der Uebermuth sich mit vielem fruchtlos übersättigt hat, was nicht passend und auch nicht heilsam ist, auf den Gipfel des schwindelnden Glückes gelangt, hinab in das unselige Verhängnis, wo ihm der Fufs zu seiner Rettung nichts nützt. Doch die dem Staate heilsame Satzung niemals aufzuheben, das bitte ich Gott. Gottes Obhut zu verehren werde ich niemals aufhören.

Strophe 2. Wenn aber Einer in Thaten oder Worten freventlich einherwandelt, ohne Scheu vor dem Rechte und ohne Ehrfurcht vor den Götterbildern, den möge das böse Verhängnis fortraffen wegen seines unseligen Uebermuthes! Wenn er nicht seinen gebührenden Lohn nach Recht erhält und von gottlosen Handlungen abgehalten wird oder bei der Antastung des Unantastbaren scheitert, welcher

Die Discussion über diesen Vortrag wurde auf den folgenden Tag verschoben, an welchem sie nach dem Vortrage des Prof. Schenkl über Boethius stattfand. Wir lassen sie des Zusammenhanges wegen gleich hier folgen.

Dr. Schmalfeld (aus Eisleben) erklärt, dass ὑψίποδες, v. 4 [866], dessen Richtigkeit Lange vorausgesetzt habe, falsch sei, da die Responsion fehle gegenüber v. 13 [876]; dass er die Anwendung der Bezeichnung Anaphora auf das in v. 11 [874] wiederholte ὕβρις nicht für gerechtfertigt halte; dass er in dem von Lange conjicierten ἀκρότατον ἀκμᾶς den Sinn einer gefahrvollen Höhe nicht finden könne und dafür αἰποτάταν ἄκραν zu lesen vorziehe; endlich dass er nicht sicher sei, ob wirklich die Scholien die von Lange aufgenommene Lesart εἰσαναβάς bestätigen.

Regierungsrath Firnhaber bemerkt, dass er einerseits zwar mit der schonungsvollen Kritik der ersten Strophe einverstanden sei, namentlich auch mit der Schreibung von λάθᾳ, dass er dagegen sich nicht befreunden könne mit dem Heere von Conjecturen, zu denen die Gegenstrophe Veranlassung gegeben habe. Ehe noch irgend eine Emendation versucht werden könne, müsse vorher erst die Frage erledigt sein, ob dieses Stasimon gleich anfänglich von Sophokles gedichtet, oder wie Musgrave zuerst behauptete, erst später eingelegt worden sei. Davon würde insbesondere die Entscheidung über πάλαισμα v. 17 [880] abhängen. Mit Rücksicht auf die von Lange angenommene Zweideutigkeit der Worte des Chors auf Iokaste einerseits und Oedipus andererseits bemerkt er, dass es ihm nicht gewagt dünke anzunehmen, dass der Chor die Worte wissentlich mit Bezug auf Oedipus brauche, nicht unwissentlich, wie Lange meine.

Prof. Haase erklärt die Frage für eine mannigfach verzweigte. Die Beurtheilung der Lesearten unterlasse er für jetzt, da das Urtheil über sie grofsentheils von der Ansicht über Inhalt und Zweck des ganzen Chorgesanges abhängig sein werde. Was nun diesen Chorgesang an sich betreffe, so könne weder der Hauptgedanke desselben zweifelhaft sein, noch könne darüber füglich ein Zweifel bestehen, dass jener Gedanke nicht aus der gegebenen Situation des Stückes allein hervorgegangen sei, sondern dass er vielmehr weit über diese hinausgehe und die ganze Welt- und Lebensansicht des Dichters selbst ausspreche, die nämlich, dass eine innige Verbindung zwischen dem δίκαιον und ἱερόν, dem bürgerlichen und religiösen Rechte bestehe, dass ein Staatsgesetz zugleich ein religiöses Gesetz sei, dass ein

---

Mensch wird unter solchen Umständen noch jemals opfern, die strafenden Blitze abzuwenden von seinem Haupte? Denn wenn solche Thaten geehrt sind, wozu soll ich Festreigen tanzen?

Antistrophe 2. Nicht mehr werde ich zum heiligen Nabel der Erde ehrfurchtsvoll gehen, nicht zum Tempel in Abai und auch nicht nach Olympia, wenn nicht diese Frevel als gebrandmarktes Beispiel allen Menschen passend erscheinen werden. Doch, waltender Zeus, wenn anders richtig Du so heifsest, Allherrscher, lass sie Dir und Deiner ewig unsterblichen Herrschaft nicht entgehen! Denn missachtet man nicht schon die Laischen Orakel als verklungene? Und nirgends wird Apollon durch Götterehren ausgezeichnet, und darnieder liegt die Religion.

Vergehen gegen die menschliche Lebensordnung zugleich eine Versündigung gegen die Götter einschliefse, und umgekehrt. Es liege daher nahe, in dem Chorgesange eine Beziehung auf Zeitverhältnisse zu finden, welche Veranlassung gaben, gerade an dieser Stelle jene Ansicht so angelegentlich und so nachdrücklich mit dem vollsten Glanze poetischer Kunst auszusprechen. Schneidewin habe überhaupt politische Tendenzen und Anspielungen in der Tragödie für anstöfsig und unpoetisch gehalten; dies sei bei ihm von einem durchaus modernen Unbehagen ausgegangen; uns sei es möglich, unser Leben so zu spalten, dass man sich der einen Seite mit ganzer Seele hingebe und sich von einer andern mit Widerwillen abwende; nicht so in der Blüthezeit des griechischen Alterthums; da fanden noch alle, auch die höchsten Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft in dem öffentlichen Leben ihre Impulse und ihre Ziele; so sei auch Sophokles nicht ein dem Leben fern stehender Dichter gewesen, sondern vor allen Dingen auch Bürger und überdies Feldherr und Priester. Wie hätte er sich dem Eindrucke dessen entziehen können, was in eben der Zeit alle Gemüther erfüllte und alle Kräfte anregte? Allerdings müsse man einräumen, dass der tragische Dichter, wenn er Aeufserungen einlege, die nur ihren Anlass in der Beziehung auf Zeitumstände haben, nicht aber naturgemäfs und gleichsam von selbst aus den idealen Verhältnissen des Stückes hervorgehen, in Widerspruch trete mit den Gesetzen der Kunst, und man werde, so lange es irgend angehe, sich gegen die Annahme solcher politischer Anspielungen sträuben müssen; so denn auch hier. Aber hier sei es in der That nicht möglich, den Inhalt des Chorgesangs aus der Situation des Stückes herzuleiten; beides sei durch eine starke Differenz getrennt, für die es an Entschuldigungsgründen fehle. Die vorhergehende leichtfertige Aeufserung der Iokaste über Orakelsprüche werde zwar zu einem ernsten Worte wider solchen, das fromme Gefühl des Chors verletzenden Leichtsinn veranlasst haben; aber gewiss könnte Sophokles darin nicht gerade ὕβρις sehen; es wäre ja nur die weibliche Schwäche, die sich schnell in den Unglauben werfe, um einer durch den Glauben erweckten grofsen Sorge zu entgehen; noch weniger könnten bei einem Weibe die weiteren Consequenzen der ὕβρις befürchtet werden. Oedipus aber hätte zwar die Aeufserung der Iokaste gebilligt, jedoch ganz kurz, nur um sich nicht weiter darauf einzulassen; in Wahrheit beharre er dabei, die von dem Orakel befohlene Forschung fortzusetzen; also sei auch er weit entfernt von der frechen ὕβρις, die ihm überhaupt nie zur Last gefallen sei. Vollends aber könne der Chor, der aus den getreuesten Anhängern des Oedipus bestehe, und seine treue Hingebung an denselben nicht blos früher bezeugt habe, sondern sie auch nachher noch an den Tag lege, unmöglich daran denken, den Oedipus als einen übermüthigen und gottlosen Tyrannen zu bezeichnen; er könne auch nicht aus tragischer Ironie etwas einfliefsen lassen, was seiner Ansicht von Oedipus für jetzt noch entschieden widerspreche und was auch später nie zu einer Wahrheit geworden sei; denn überhaupt passe die Charakteristik des τύραννος nicht im Mindesten auf Oedipus. Dieser

τύραννος habe sich unbesonnen berauscht in dem unmäfsigen Genuss seiner Macht, dadurch zur Frechheit verleitet habe er bürgerliches und göttliches Recht gleichmäfsig verletzt (*Δίκας ἀφόβητος, οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων* v. 885 f.; eben so v. 889 f. *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως καὶ τῶν ἀσέπτων ἕρξεται*); sein Wesen sei voll hochmüthigen Prunkes (*χλιδᾶς* v. 888). Obenein brauche der Chor Ausdrücke, die auf schwere und vor aller Augen liegende Versündigungen des Tyrannen hinweisen (*ἐν τοῖς δ'* v. 892, *αἱ τοιαίδε πράξεις* v. 895, *τάδε* v. 901). Wenn demnach die Situation im Stück durchaus keinen Anlafs biete, den Oedipus in solcher Weise als *τύραννος* zu charakterisieren, so könne man die Gründe, eine solche Schilderung hier einzulegen, nur aufserhalb des Stückes suchen, in den Zeitverhältnissen. Vergegenwärtige man sich nun die sittlichen, politischen und religiösen Vergehungen des Alcibiades und was Thucydides, Andocides und Plutarch über den Gang des Processes und die damalige Situation in Athen uns mittheilen, so stelle sich der Staat dar als in einem gewaltigen Ringen begriffen mit einer Faction, welche hochverrätherisch und irreligiös zugleich die bestehende Verfassung aufs Gefährlichste bedrohte; in äufserster Aufregung habe man theils zum Schutz der gesetzlichen Ordnung gegen die drohende Tyrannis, theils zur gerichtlichen Ueberführung der Verschwörer zu den stärksten Mafsregeln gegriffen, diese Zeit müsse man sich vorführen; dann werde man jenes *πάλαισμα μήποτε λῦσαι* v. 880 nicht nur verstehen, sondern es auch durchaus passend und schön finden: der Chor bitte den Gott, das dem Staate heilsame Ringen der sich gegenüber stehenden Parteien nicht aufzuheben; denn der Chor als Vertheidiger der Gesetzlichkeit sei des göttlichen Beistandes und also des Sieges gewiss, wenn der Kampf bis zum Ende durchgekämpft werde; daher sei das *πάλαισμα λῦσαι* ohne allen Anstofs und nicht mit *νόμισμα* zu vertauschen; *λύειν* sei gerade der technische Ausdruck für das Auseinanderbringen zweier Ringer vor der Entscheidung. Kurz es würden sich bei näherem Eingehen auf die damaligen Zustände Athens und auf das, was man von Alcibiades und seinem Anhang wusste oder glaubte, Musgrave's Worte „*quot voces, totidem fere lineamenta Alcibiadis agnoscas*" als vollkommen richtig erweisen, während jede andere Deutung, welche sich an die in dem Stücke selbst enthaltenen Motive zu diesem Chorgesang anschliefsen wolle, scheitern müsse. Es lasse sich zwar nicht wissen, wie der Hr. Prof. Lange in dem übergangenen zweiten Theile seines Vortrages die von ihm angenommene Doppelsinnigkeit des Chors durchgeführt und in dem Charakter des Oedipus begründet haben würde; aber abgesehen von den bedenklichen Textänderungen, zu welchen sich derselbe genöthigt sehe, scheine doch auch die Auffassung im Ganzen nicht ohne unnatürlichen Zwang durchgeführt werden zu können und nicht ohne dem Chor Worte und Gedanken in den Mund zu legen, die ihm fremd sein mussten.

Uebrigens verstehe es sich von selbst, dass man, wenn der Chorgesang auf Alcibiades zu beziehen sei, die gewöhnliche Ansicht von der Abfassungszeit des

Stückes nicht aufzugeben brauche, sondern nur annehmen müsse, Sophokles habe für eine zweite Aufführung des Stückes in der Zeit des Processes gegen den in Sicilien abwesenden Alcibiades (ἔνθ' οὐ ποδὶ χρησίμῳ χρῆται) an der Stelle des ursprünglichen nun verlorenen Gesanges einen anderen eingelegt, der durch die beispiellose Aufregung der Zeit veranlasst, nur darum an diese Stelle gekommen sei, weil hier wenigstens auch von leichtfertigem Unglauben und von dem Ringen des thebanischen Staates mit dem unbekannten Mörder die Rede gewesen, dessen Verbrechen eben so klar für alle nachgewiesen werden sollte (εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς), wie das des Alcibiades. Auf alle Fälle sei dieser Chorgesang eines der merkwürdigsten Documente, um die Ansicht der Alten, welche die Trennung von Staat und Kirche noch nicht kannten, darüber aufzuklären, wie sie sich die Ordnung des bürgerlichen Lebens religiös geweiht dachten durch die hochschreitenden, in den Himmel reichenden und aus ihm stammenden Gesetze, die der Tyrann nicht verletzen kann, ohne sich zugleich eines Sacrilegiums schuldig zu machen.

Prof. Bonitz machte geltend, dass die Deutung, die L. dem Worte τύραννος gebe, diejenigen Bedenken nicht beseitige, die er früher gegen Schneidewin's Auffassung dieses Wortes geäufsert habe, indem auch L. eine Zweideutigkeit bei diesem Worte bestehen lasse.

Prof. Lange erwiderte zunächst gegen die im einzelnen geäufserten Bedenken. Er vertheidigte den Vers ὑψίποδες οὐρανίαν durch Hinweisung auf ganz ähnliche bei Euripides vorkommende Verse und klärte das Misverständnis in Bezug auf den von ὕβρις gebrauchten Ausdruck Anaphora dadurch auf, dass er darauf hinwies, wie er nicht gesagt habe, ὕβρις sei eine Anaphora, sondern nur, es sei nach Art einer Anaphora vorangestellt. Genauer gesprochen verhalte es sich mit der Widerholung von ὕβρις eben so wie mit der von θεόν in der Schlusszeile derselben Antistrophe. Gegen den von Regierungsrath Firnhaber in Betreff der Textesconstitution der ersten Antistrophe gebrauchten Ausdruck „Heer von Conjecturen" müsse er protestieren, da er, abgesehen von der Ergänzung der Lücke, nur einen Buchstaben (ἀκρότατον für ἀκροτάταν) geändert habe. Die Ergänzung einer Lücke sei immer mislich, er habe in dieser Beziehung vor allem auf die Unzulänglichkeit von αἶπος und ἄκραν aufmerksam machen wollen und halte auch jetzt noch daran fest, dass der Begriff ἀκμά dem Gedankenzusammenhange angemessener sei. Er brachte dafür die Erklärung des Suidas: ἀκμή, ὀξύτης, αὐτὴ ἡ ῥοπὴ τῆς τοῦ πράγματος ἐπιτάσεως und einen (von Plutarch erwähnten) Ausspruch des Hippokrates bei, in dem gesagt werde, dass τὰ σώματα προελθόντα μέχρι τῆς ἄκρας ἀκμῆς οὐχ ἕστηκεν ἀλλὰ ῥέπει καὶ ταλαντεύεται πρὸς τοὐναντίον (Plut. qu. symp. 5, 7, 5). Natürlich sei ἀκμή ein relativer Begriff, und wie er in dem Ausdrucke des Hippokrates den höchsten Grad körperlicher Blüte oder Reife bezeichne, so bezeichne er an unserer Stelle den höchsten Grad dessen, wovon die Rede sei, nämlich der τυραννίς und des Tyrannen-

glücks; stets aber bezeichne er den höchsten Grad mit dem Nebenbegriffe der Gefahr des Umschwunges zum Schlechteren. Damit sei auch zugleich das Bedenken Schmalfeld's erledigt, welcher den Begriff ἀκμή nicht für ausreichend gehalten habe, sondern den Begriff des Gefahrvollen durch das Adjectivum αἰπυτάτην habe hineinbringen wollen, eine Conjectur, die im Vergleich mit den von ihm selbst vorgeschlagenen Aenderungen viel zu kühn sei.

Der Einwurf von Prof. Bonitz, die Doppelsinnigkeit des Ausdruckes τύραννος betreffend, führe ihn zur Bestreitung der gegnerischen Auffassungen der Tendenz des Chorgesanges im Ganzen. Vieles würde in dieser Hinsicht den Opponenten klarer geworden sein, wenn sie die Ausführung der Interpretation des zweiten Strophenpaares gehört hätten.

Da die Zeit nicht erlaube, dieselbe nachträglich mitzutheilen, so wolle er nur bemerklich machen, dass die von ihm angenommene Doppelsinnigkeit des Wortes τύραννος sehr weit verschieden sei von der Unklarheit, in welcher Schneidewin das Wort τύραννος gelassen habe, und die von Prof. Bonitz allerdings mit Recht gerügt worden sei. Τύραννος sei zwar ein an sich zweifacher Auffassung fähiges Wort, werde von Oedipus selbst in dieser Tragödie sowol im guten als im schlechten Sinne gebraucht, sei hier aber, was Schneidewin nicht habe zugestehen wollen, entschieden im schlechten Sinne gebraucht, und lasse gerade in diesem schlechten Sinne, nicht wegen jener Zweideutigkeit, sowol den Gedanken an Iokaste, wie an Oedipus zu. Im übrigen glaube er, die Annahme einer durchgängigen Doppelsinnigkeit des Chorgesanges in der Art, dass der Chor bei seinen Worten nur an Iokaste denke, während die Worte auch auf Oedipus passen, würde weniger auffällig erscheinen, wenn er sie auch an dem zweiten Strophenpaar näher hätte verdeutlichen können. Jedenfalls halte diese Ansicht die Mitte zwischen der Firnhaber's und Haase's. Mit Firnhaber anzunehmen, dass der Chor selbst wissentlich den Oedipus meine, sei unmöglich, weil der Chor noch später an die Unschuld des Oedipus glaube. Mit Haase aber anzunehmen, dass die Worte weder auf Iokaste noch auf Oedipus, sondern auf Alcibiades gehen, sei ein verzweifelter Ausweg, den man nur dann einschlagen dürfe, wenn es sich als völlig unmöglich erweise, den Chorgesang aus dem Zusammenhange der Tragödie heraus zu interpretieren. Die Meinung, dass Sophokles unter den νόμοι ὑψίποδες die bürgerlichen Gesetze verstehe, und dass diese mit den göttlichen Gesetzen identisch seien, sei unbegründet, da Sophokles auch sonst, namentlich in der Antigone v. 367, zwischen göttlichem und menschlichem Rechte unterscheide, und die einzelnen Ausdrücke wie die Idee der Tragödie dafür spreche, dass hier nur von den νόμοι ἄγραφοι, den göttlichen ewigen Sittengesetzen, die Rede sei. Es werde dies namentlich durch den Anfang und den Schluss des Chorgesanges bestätigt, die entschieden sich auf Religion und göttliches Recht, und nicht auf menschliche Satzungen beziehen; dagegen durchaus Nichts enthalten, was nöthige, sie auf Alcibiades zu deuten. Sei es nun hiernach von vorn herein nicht wahrscheinlich,

den Chorgesang auf Alcibiades als den Störer der Staatsordnung zu deuten, so müsse diese Ansicht um so mehr zurückgewiesen werden, da sich schwerlich alle Einzelnheiten des Gesanges unter dem Gesichtspuncte der Anspielung auf Alcibiades deuten liefsen, während gerade diejenigen Einzelnheiten, die Haase für seine Ansicht geltend mache, mindestens eben so gut auf Iokaste, beziehungsweise auf Oedipus, anwendbar seien, mit Ausnahme von *πάλαισμα λῦσαι*, das aber selbst in dem von Haase angenommenen Sinne nicht in den Gedankengang des ersten Strophenpaares passe. Endlich sei es doch willkürlich, eine Interpretation, die zu der weiteren Annahme einer zweiten Aufführung des Stückes mit theilweise verändertem Texte führe — wovon anderweit auch nicht das mindeste bekannt sei —, einer Interpretation vorzuziehen, die darauf ausgehe, den Chorgesang aus dem Zusammenhange der ganzen Tragödie zu erklären und in ihm die Kunst des die tragische Wirkung berechnenden Dichters nachzuweisen. Er halte also auch dieser Ansicht gegenüber an seiner Auffassung fest; er habe vornehmlich zeigen wollen, wie die Exegese sich freihalten müsse von dem Glauben an die Auctorität der überlieferten mitunter unbewiesenen Auffassungen, wie aber anderseits auch die Kritik sich binden müsse an die Verpflichtung, zu einer das Ganze wie das Einzelne im Zusammenhange erwägenden Interpretation zu führen und so im wahren Sinne das Zerstörte wieder aufzubauen. Er hoffe, dass durch seinen Vortrag, so wie durch die über denselben entstandene Discussion die Berechtigung und der Nutzen eines solchen exegetisch-kritischen Verfahrens klar geworden sein werde.

Dritte allgemeine Sitzung. 28. September.

Anfang der Sitzung: 11½ Uhr.

Präsident: Prof. Dr. **F. Miklosich.**

(Anfangs in dessen Stellvertretung Prof. Bonitz.)

Prof. Schenkl aus Innsbruck hielt folgenden Vortrag:

Cum in hoc celeberrimo virorum doctorum conventu dicendi potestas mihi data esset, ab eis, quae nobis sunt proposita, non alienum esse putavi Boethium, quem haud immerito dixerunt ultimum Romanorum, orationis meae facere argumentum. Profecto enim is, qui et re publica labente et literarum lumine obscurato, ut et patriam demersam efferret et intermissa instauraret literarum studia omnibus viribus contendit, qui pro veritate et patria mortem constanti obiit animo, qui libris diligenter et egregie compositis per mediam quam dicimus aetatem omnium literarum artiumque semina sparsit, dignus esse videtur, cuius memoria tali occasione oblata renovetur ac celebretur. Atque haec immortalia viri egregii merita, cum libros ab eo confectos lectitabam, facile me adduxerunt, ut in vitam eius diligentius ac subtilius inquirere constituerem; neque enim, etsi non pauci homines docti hanc quaestionem instituerant, res ad perfectionem absolutionemque perducta esse videbatur. Verum cum haec quaestio multo latius pateat, quam ut ei hoc tempore abunde possim satisfacere, de parte quadam, quae mihi gravissima esse videtur, quid sentiam proponam, de ceteris autem, si Deo visum fuerit, alio tempore uberius atque accuratius disseram.

Etenim media aetate nemo, quod sciam, quin Boethius christianam professus esset doctrinam, dubitavit omnesque eum, qui veras de rebus divinis sententias strenue defendisset, prosecuti sunt iusta veneratione [1], quam tantam fuisse dicunt, ut Boethii corpus in aede, quae Ticini S. Petri honoris causa erat exstructa, positum magnifico ornaretur sepulcri monumento et ad Boethii memoriam instituta solemnia decimo quoque die ante calendas Novembres Ticini, Brixiae aliisque in locis celebrarentur [2]. Recentioribus vero temporibus exstiterunt, qui Boethium ex chri-

---

1) cf. Obbarii prolegg. ad libr. de cons. phil. Jenae 1843, p. 36 et 37. Acta Sanctorum vol. VI Maii, p. 49 sqq., Baronii annales vol VII, p. 99 sqq.

2) Ex iis, quae Paulus Diaconus (de gestis Langob. 6, 14, cf. 4, 17 ed. Froben. 1632), Mabillonius (iter ital. p. 221), Robolinus (Notizie eccl. vol. IV. part. I, p. 338), anonymus Ticinensis (apud Muratorium, R. J. S. vol. XI. col. 13) retulerunt, satis compertum habemus Luitprandum, Langobardorum regem, in ecclesiam Ticinensem, quam S. Petri in coelo aureo vocant, amplificatam magnisque

stianorum consortio exterminandum et paganis quos dicunt adnumerandum esse censerent. Quod quidem primus Arnoldus in libris, quos de rerum sacrarum historia

---

divitiis ornatam atque auctam S. Augustini, episcopi Hipponensis, aliorumque virorum sanctorum corpora ex Sardinia insula transtulisse et monachorum instituisse collegium, qui rem divinam facerent. Quod vero dicunt Boethii corpus, quod illa in aede conditum fuisset, ab eodem rege magnifico ornatum esse sepulcri monumento, vereor ne ullo nitatur haec sententia firmo argumento. Nam quid tribuendum videatur Barberini verbis (Critico-storica esposizione della vita di Severino Boezio Ticini 1782, p. 24), qui in ecclesiae, de qua supra commemoravimus, tabulario codicem vetustum se invenisse dixit, quo antiquum illud elogium (Anonym. Ticinens. l. c.; Allegranza de sepulcris christianis Mediolani 1773, p. 49) Luitprandi iussu in Boethii tumulo insculptum esse confirmaretur, neque tamen ipsa verba ex codice protulit, nemo non intelligit. Quid? quod sibi ipsi constare non videntur, qui hanc sequuntur sententiam, cum ab Othone III anno DCCCCXCVI denuo in sepulcro marmoreo condita esse dicunt ossa Boethii. Vix enim credibile est ducentis annis praeteritis monumentum illud magnificum a Luitprando rege exstructum temporum iniuria esse exesum. Quam ob rem nihil veri similius videtur, quam ut ab mera coniectura traxerit originem haec sententia; quod ut omnibus satis lucide appareat, ab re haud alienum esse puto afferre, quae Papenbrochius in actis sanctorum (vol. VI Maii, p. 52, c) disputavit: „Corpus (Boethii) *veri simile* est propter metum regis (Theoderici) humili primum ac fere ignota sepultura fuisse donatum, quoad usque exstincta Gothorum cum regno haeresi (? cf. Procop. bell. Goth. Venet. 1729, 4, a) et Langobardis fidem catholicam amplexis erigere caput religio pridem depressa potuit splendorem pristinum assecuta sub Luitprando rege. Hic cum Ticini S. Petro apostolo novum a fundamentis templum erexisset (?), quod ab inaurati fornicis decore placuit appellari S. Petri in coelo aureo, magnis impendiis illuc ex Sardinia intulit corpus S. Augustini, a quo nunc templo ipsi est nomen, idemque locupletavit aliis pluribus sanctorum pignoribus. In his *creditur* Severini Boethii corpus fuisse, sive is iam tunc colebatur ut sanctus, *de quo nihil mihi constare fateor*, sive debita tanto viro aestimatio ad hoc moverit regem. Huius etiam opus esse *creditur* tumba, in qua nunc corpus requiescere *putatur*." Simili modo quod Othonem imperatorem in magnifico monumento dicunt condidisse ossa Boethii, sola in coniectura eaque falsa positum esse quis non intelligat? Nam quin in carmine de Boethio, quod ad Gerbertum referunt (Burmanni anthol. lat vol. I, p. 320; Hock, Gerbert oder Papst Sylvester II. Viennae 1847, p. 188), pontifex ille sapientissimus non de sepulcro Boethii honoris causa in ecclesia Ticinensi exstructo, sed de monumento in aedibus imperatoriis posito, quo ultimi Romanorum consecrare voluit memoriam imperator Romanorum, verba fecerit, neminem puto dubitaturum, qui ultimos perlegerit versus (cf. Baron. l. c. p. 101, e). Neque quo tempore Boethius in virorum sanctorum numerum sit relatus ac cultus, aliud quidquam certi constat, nisi quod anno MCCXXXVI Rodobaldus II. episcopus Ticinensis, cum sanctorum, quae in aedibus sacris Ticini asservantur, corpora enumerat, in ecclesia S. Petri conditum esse dicit corpus S. Severini, quem eundem esse ac Boethium diserte affirmat (Robolini Notizie eccl. vol. IV, part. 1, p. 338; cf. G. Bosisii Memoria intorno al luogo del supplizio di Severino Boezio Ticini 1855, p. 58; quem librum ut dono mihi mitteret auctor praeclare meritus, effecit F. Hocheggeri collegae optimi liberalitas, cuius beneficii maximas egregiis viris gratias ago). Quamvis igitur de prioribus temporibus res magna in dubitatione versetur, tamen quae inter scribendum in mentem mihi venit cogitatio silentio praetereunda non videtur. Etenim Beda Venerabilis cum in martyrologio (opp. vol. III, p. 419 Basileae 1563) de Ioanne papa verba facit eumque pro fide christiana vitam profudisse dicit, duos senatores praeclaros et consules, Symmachum et Boethium, a Theoderico rege occisos esse refert, sanctorum more eos esse cultos ne verbo quidem affirmat. Accedit quod in carmine, de quo supra commemoravimus, Gerbertus summis laudibus celebravit Boethii et doctrinam et patriae amorem, rem de qua quaerimus nullo verbo attigit. Quae cum ita sint, dubito an diligens antiquitatis investigator coniiciat Boethio anno demum millesimo vel millesimo centesimo eam quam sanctis praestare solemus venerationem esse tributam, cum iam multis annis ante opinionem percrebuisse satis constet, Boethium ob catholicae legis studium ab rege haeretico occisum esse. Quam rem in eis quae sequuntur tractabimus atque explicabimus.

composuit, suspicatus est [3]), postea Schlosserus, Handius, Obbarius aliique [4]) argumentis probare atque evincere studuerunt. Sed cum in tractanda hac quaestione ingenio indulgentes audaces quas fecerant coniecturas, quam quae nobis traditae sunt rerum vestigia sequi maluissent, Baurus et ante paucos annos Suttnerus [5]) adversariorum argumenta refutare et quae communis antea de Boethio fuerat sententiae veritatem probare contenderunt. Quae cum ita sint, verendum esse non ignoro, ne cui, ut est in proverbio, rem actam agere videar, si rem saepius ab viris doctis tractatam denuo in disceptationem quaestionemque vocaverim; nec me fugit quae res novitatis gratia careat, eam minus probari auditoribus. Verum non omnes difficultates horum virorum studiis remotas, sed haud paucas esse relictas ex eis, quae expositurus sum, vos ipsi intellegetis, quas expedire et res obscuras in veritatis lucem proferre operae pretium videtur.

Boethium christianae legi addictum fuisse pro certo affirmare nemo dubitaret, si probatum esset ad hunc referendos esse, qui vulgo sub eius nomine feruntur, libros theologicos „de trinitate, utrum pater et filius ac spiritus sanctus de divinitate substantialiter praedicentur, de persona et duabus naturis," quorum primum ad Symmachum socerum, reliquos ad Ioannem diaconum misisse dicitur [6]). Quos cum nostris temporibus omnes fere homines docti pro suppositiciis haberent [7]), Baurus et Suttnerus patrocinio suscepto a Boethio esse scriptos docere conati sunt; sed num iis contigerit, ut omnem ab his libris removerent suspicionem, ego quidem dubito. Et primum quidem quis erit cui mirum non videatur, horum librorum, quos magno momento ad controversias, quae temporibus illis erant de rebus dogmaticis, dirimendas atque ad vera et falsa diiudicanda fuisse dicunt, apud aequales Boethii non ullam factam esse mentionem. Neque Cassiodorius, qui Boethii doctrinam multis ex-

---

3) Arnold., Kirchen- und Ketzerhistorie, vol. II, lib. 6, cap. 1. Scaphusiae 1740.

4) Schlosser., Universalhist. Uebersicht der alten Welt, vol. III, pars 4, p. 243; Hand., Encycl. Ersch. et Gruber. vol. XI, p. 283 sqq.; Obbarii prolegg. p. 28 sqq; Hortig, Handbuch der Kirchengeschichte, vol. I, p. 265; Mark., onomast. eccles. edit. ab Wetzer et Welte vol. II, p. 69; H. Ritter. hist. phil. vol. VI, p. 582.

5) J. Baur., de Boethio christ. fidei assertore, Darmstadiae 1841; J. Suttner., Boethius der letzte Römer, Eichstadiae 1852; cf. Bernhardy., Grundriss der röm. Lit. ed. III, Brunsvigae 1857, p. 731.

6) De opusculo, cui inscribitur 'brevis fidei christ. complexio', pluribus verbis exponere supersedeo, cum neminem futurum esse existimem, qui sive libelli consilium sive sententias orationemque spectaverit, cum a Boethio censuerit esse profectum. Neque tamen silentio praetereundum videtur, quam ex Vallini, qui primus hunc libellum ex codicibus protulit, auctoritate dedimus inscriptionem, eam saepe numero in codicibus esse variatam, ita ut de fide christ. vel de fide cath. sit inscriptum libello (cf. Haenel catal. p. 409, 425), qua inscriptione Tritthemium quoque in Boethii operum indice usum esse video (de script. eccles. Coloniae 1546, p. 90: „de fide ad Ioannem diaconum").

7) Viris doctis, quos supra (cf. not. 4) nominavimus, adde Dambergerum: Synchronist. Geschichte des Mittelalters, Kritikheft zum ersten Bande, p. 72: „Des Boethius Werke öfter gedruckt, schon zu Paris 1680 (?), enthalten unterschobene als: über die beiden Naturen in Christus, über die Trinität und das in viel späterer Zeit gefertigte Büchlein de disciplina scholarum" (?); Bährium: die christlich-römische Theologie p. 423; Bernhardyum l. c. p. 731.

tulit laudibus et quos composuit ille libros de arte rhetorica et dialectica et arithmetica monachis magnopere commendavit [8]), ullo loco commemoravit haec scripta, neque Ennodius cum semel et saepius ei fuisset oblata occasio, de his libris verba fecit, quos tandem ab Alcuino Hincmaroque post trecentos fere annos laudatos et ad Boethium relatos esse reperio [9]). Adde quod non solum ii, de quibus supra commemoravimus, sed plures exstitisse videntur media aetate libri theologici, quibus inscriptum erat nomen Boethii. Perlustranti mihi librorum manu scriptorum indices occurrit Boethii libellus de incarnatione [10]), nec dubium videtur, quin qui accuratius catalogos quos vocant bibliothecarum excusserit, alios quoque eiusmodi libros in lucem sit prolaturus. Num autem quae in codicibus accurate adscripta reperiuntur nominibus et Boethii et eorum, ad quos misisse dicitur hos libros, efficiatur ad Boethium referenda esse opuscula theologica, ego quidem dubito, cum paucissimi adhuc codices diligentius collati sint neque quae prolatae sunt inscriptiones omni modo inter se consentiant [11]). Sed fingamus eadem omnibus in codicibus verba esse reperta, num igitur hoc argumentum satis firmum esse censebis, si reputaveris vel illa aetate haud raro libros fictos ad homines doctrina praecellentes relatos esse? [12]) Accedit quod librum theologicum, quem illis temporibus composuerit homo laicus, proferre non possumus [13]), quod vix putandum Boethium in obtrectatores usum esse

---

8) Cassiod. opp. Aureliae Allobrog 1609, p. 1100, 1111, 1045.

9) Alcuini opp. edid. Froben. vol. I, p. 752, II, p. 256; Hincmar. Rhemens. edid. Sirmond vol. I, p. 460, 474, 519, 521, II, 60.

10) Exstat teste Haenelio (catal. p. 232) in bibliotheca scholae medicae, quae in oppido Montis Pessuli hoc quoque tempore floret, codex pervetustus, qui praeter hunc libellum Symmachi epistolas et Boethii librum de trinitate complectitur et insignitus est nota H., 4.

11) Quem ad Symmachum socerum misisse dicitur Boethius, libellus de trinitate in nonnullis codicibus iisque optimae notae insignitus est hac inscriptione: „An. Manlii Severini Boethii ad S. Ioannem diaconum ecclesiae Romanae“ (cf. Obbar. prolegg. p. 34, not. 30; Bedae opp. vol. VIII, p. 1089); in codice bibliothecae Middlehillianae inscribitur: „A. M. S. B ad Ioannem diaconum Aquileiensem (cf. Haenel. p. 849).

12) Ne longior sim, ad Ioannis papae, quae vulgo fertur, epistolam vos reiiciam, quam subditiciam esse multis argumentis demonstravit Pagius (critic. in Bar. ann. vol. III, ann. 526). — Boethio media aetate libros quosdam suppositos esse constat. Qui exstat Boethii libellus: „Quo modo substantiae in eo quod sint bonae sint, cum non sint substantialia bona,“ ad Ioannem diaconum, ut aiunt, missus teste Obbario, qui librorum manu scriptorum, quos Anglicae continent bibliothecae, indices (vol. I, p. 94, 104) inspexit (p. 17, not. 38), ad Alanum referendus esse videtur. Liber de disciplina scholarium anno MCC ab homine quodam docto, quem Gallum fuisse apparet, conscriptus est, qui ut Boethii esse librum efficeret, et inscriptione satis accurata et procemio eum instruxit (Obbar. p. 17; Tritth. l. c. „de disciplina scholarium ut aliqui volunt“). Ferebatur sub Boethii nomine saeculo decimo quinto, nisi Tritthemio fidem vis derogare, epistolarum liber ad diversos (Tritthem. l. c.: „alia quoque nonnulla scripsisse dicitur, sed ad notitiam meam non venerunt“). Ceterum et quae Maius (class auct. III, p. 315; cf. Tritthem. l. c.; Siegebert. Gemblac. de vir. illustr. 37) et quae Bockius (Appendix Alfredi Magni historiae, quam scripsit Weissius Scaphusiae 1852, p. 6) ex codicibus protulerunt opuscula, ne suppositicia sint, verendum esse puto.

13) Suttner. p. 24: „Wie sehr sich damals die Senatoren mit theologischen Fragen beschäftigten, beweist der Brief des Priesters Trifolius an den Senator Faustus (geschrieben um 518).“ Immo ex ipsa

iis conviciis, quibus horum librorum auctor in adversarios invehitur [14]); neque adduci possum, ut credam hominem laicum in libello ad sacerdotem misso de sacerdotum senatorumque, qui in consilio quodam aderant, ignorantia talem dixisse sententiam, qualem auctor libelli de persona et duabus naturis in prooemio tulit [15]). Deinde praetermittendum non esse videtur, dicendi genus, quo auctor horum librorum utitur, a Boethiano genere dicendi multum differre. Nam et ex singulis vocibus et ex tota verborum constructione dicendi genus his in libris corruptum et multis vitiis fractum esse quis non intelligat? Boethium vero, quamquam sermone puro, ab omni vitio remoto non utitur, aetatis suae scriptores dicendi genere longe antecellere non est quod pluribus exponam. Quod si prooemium libelli de trinitate, quem Boethius ad Symmachum misisse dicitur, cum prooemio librorum de arithmetica, quos ad socerum misit, contenderis, quin sermone multum inter se discrepare haec prooemia sis existimaturus non dubito [16]). Denique quae in libello de persona et duabus naturis occurrit terminorum quos vocant confusio, id quod verissime docuit Obbarius, tam absurda est, ut plane sit incredibile a Boethio, homine peracris iudicii, tale quidquam esse conflatum [17]). Quibus expositis num a Boethio profecti

---

epistola (cf. Labbei concil. vol. IV, p. 1510, patrolog. quam edidit Migneus vol. LXIII, p. 589) solis luce clarius apparet, illis temporibus senatores rerum divinarum scientia non floruisse.

14) Conferas velim cum his verbis, quae in prooemio libelli de trinitate occurrunt: „Quocunque igitur a vobis deieci oculos, partim ignava segnities, partim callidus livor occurrit, ut contumeliam videatur divinis tractatibus irrogare, qui talibus hominum *monstris* non agnoscenda haec potius, quam proculcanda proiecerit," plurimas quae Boethii scriptis continentur sententias, quibus invidiam ac pervicaviam obtrectatorum impugnat, velut comment. in Cic. Top. lib. II init., comm. mai. in Arist. libr. de interpr. lib. II init., lib. VI init., lib. de divis. init., de syllog. categ. lib. II init., cf. Stahr, Aristoteles bei den Römern Lipsiae 1854, p. 206.

15) cf. Boethii opp. edid. Migne II, 1339 A: „Hic *omnes* apertam esse differentiam nec quidquam in eo esse caliginis inconditum confusumque strepere, nec *ullus* in tanto tumultu, qui leviter attingeret quaestionem, nedum qui expediret, inventus est;" p. 1340, A: „Tuli aegerrime fateor compressusque *indoctorum grege* conticui metuens, ne iure viderer insanus, si sanus inter *furiosos* haberi contenderem," et paulo inferius: „Unde mihi maxime subiit admirari, quaenam haec *indoctorum* hominum esset audacia, qui inscientiae vitium praesumptionis atque *impudentiae* nube conantur obducere, cum non modo saepe id quod proponitur ignorent, verum in huiusmodi contentionibus *ne id quidem quod ipsi loquuntur* intelligant." Ceterum ne diutius circa hanc rem commorer, ad ea vos reiicio, quae Suttnerus p. 18 sqq. copiosius disseruit de consilii illius ratione ac tempore.

16) Non dubito quin in sententiam meam sis iturus, si integro atque aequo animo perlustraveris hos libellos. Sufficiat certe ut legendo percurras caput primum libelli de trinitate, quod abundat eiusmodi vitiis, vel prooemium libri de persona et duabus naturis, in quo saepius occurrunt insulsae sententiae velut: „Meditabar igitur dehinc omnes animo quaestiones nec *deglutiebam* quod acceperam, sed frequentis consilii iteratione *ruminabam*." Nec quidquam probant Brunonis (cf. Boethii opp. edid. Migne II, 1239), Glareani, Vallini aliorumque sententiae, qui ex ipsa sermonis elegantia orationisque munditie, quibus utatur horum librorum auctor, satis apparere dicunt ad Boethium referenda esse haec opuscula. Nam haud raro illa aetate, id quod verissime monuit Bernhardyus (l. c. p. 140), antiquae eruditionis studiosi et longe principes et mediocres scriptores iisdem celebrabant laudibus maximeque eos, quorum libros aut in lucem protulerant aut denuo ediderant.

17) Obbar. p. 32, Baur. p. 43, not. 69.

sint libri, de quibus agitur, ego quidem dubito; nec vero hic locus est, ut de tempore, quo compositi vel suppositi esse videantur, accuratius inquiramus, quam rem tractandam atque explicandam alteri committimus [18]).

Quod si Obbario fidem tribueremus dicenti eorum opinionem qui Boethium christianum habeant, solis inniti libris theologicis, res acta esset nec haberemus, cur pluribus rem persequeremur. Quid vero huic sententiae sit tribuendum, ex eis, quae expositurus sum, facile intelligetis, quibus probaturum me esse confido etiam nulla librorum theologicorum ratione habita posse absolvi hanc quaestionem. Sed priusquam ad rem explicandam progrediamur, eorum qui contra nos disputant, proferre oportet argumenta, quibus Boethium deorum cultui addictum fuisse evincere student. Dicunt enim neque ab aequalibus Boethii, qui legem christianam secuti essent, quas de rebus divinis amplexus esset sententias ullo loco expositum esse neque ex Boethii ipsius libris de ea re certe quidquam erui posse [19]). Quae cum vel ipsa aliquid offensionis habere debeant, multo maiorem etiam excitari suspicionem, si libros quos de philosophiae consolatione scripserit Boethius sententiasque, quas de deo rebusque divinis proposuerit in illis libris, reputaverimus; eas enim cum dogmatis christianis nullo modo consociari posse, sed ex Platonicae philosophiae fonte originem traxisse iam neminem fugere. Quae cum ab istis copiosius exposita sint, hoc loco summam tantum argumentorum proferendam, quae vero ad rem illustrandam addita esse videantur, oratione progrediente suo loco inserenda esse putamus.

Quod si ut singillatim attingamus unamquamque rem, qui nobis adversantur contendunt aequales Boethii, quibus sacris ille addictus fuisset, nullo loco exposuisse, hanc sententiam libris scriptorum eius aetatis non satis diligenter pervestigatis dixisse videntur. Etenim inter eos, qui et propinquitatis et amicitiae vinculis cum Boethio erant coniuncti, primum facile locum obtinet Magnus Felix Ennodius, episcopus Ticinensis, qui ea aetate propter morum sanctitatem, egregiam pro sacris operam praestitam, doctrinam denique singularem summa floruit auctoritate. Is in

---

18) Qui accuratius et Boethii scripta logica et quae ad eum vulgo referuntur opuscula theologica comparaverit, colliget eum, qui hos composuerit libros, nec ignarum fuisse Boethii commentariorum (Obbar. p. 33, Suttner. p. 25) et Aristotelis libris de arte logica, ex quibus sententias nonnullas ad verbum assumpsit, operam dedisse. Quae res haud scio an ulli ansam det ad coniiciendum, eo quo mortuus est Boethius saeculo composita esse haec opuscula theologica; nec quibus firmare possis hanc sententiam, desiderantur alia argumenta velut quae in libello de persona et duabus naturis (cap. III, p. 1343, D) de persona eiusque in tragoedia et comoedia usu pro illius aetatis doctrina non inepta exponuntur (cf. Gell. N A. 5, 7) vel quae inter haec opuscula et alios eiusmodi libros illa aetate confectos intercedit similitudo (cf. Alcimi Aviti opp. edid. Sirmond. Parisiis 1643. p. 194; Maii Nova coll. class. auct. vol. III, p. 332). Quae si vera sunt, coniicias hos libros ab ignoto auctore confectos sive et ipsi erat nomen Boethio sive alius obtinuerat nomen, anno demum octingentesimo, cum ex occultis tenebris in lucem essent protracti, propter Aristotelis studium et apertam cum Boethii scriptis logicis similitudinem, quae prae se ferebant, ad Boethium relatos esse. Ceterum quid auctor praestiterit his opusculis quaeque inter eum et S. Augustinum intercedat ratio, exponit Kuhnius in dogmat. cath. vol. II, p. 549 sqq.

19) cf. Obbar. p. 33 sqq.

libello, qui inscribitur Paraenesis didascalica [20]), adolescentes christianos docturus, quorum magistrorum et doctrina et exemplo ad literas et virtutem instituerentur atque erudirentur, cum Festo, Symmacho, Agapeto aliisque, qui et doctrina inclaruerent et studio ardenti ac singulari fide verae legi christianae erant addicti, Boethium quoque nominavit. Mirum certe fuisset, si tantus vir in libello, quo christianae iuventuti optimarum artium et virtutum viam indicavit, christianorum adolescentium ducem et magistrum esse voluisset hominem paganum. Nec quemquam futurum existimo, qui si huius libelli epilogum opinione praeiudicata non ductus perlegerit et quae de Barbara, Stephana, quam splendidissimum catholicae lumen ecclesiae vocat Ennodius, aliisque dicta sunt [21]), animo lustraverit, aliter ac nos de ea re sentire possit. Qua re non est quod miremur, si quanti Boethium fecerit Ennodius, quantis laudibus extulerit eius et virtutem et doctrinam, ex ipsius epistolis intellexerimus, quarum sermo ut cognoscatur, locos quosdam significantes afferre haud ineptum esse videtur. Sic epistolam, quae est sexta in libro sexto hisce verbis finit Ennodius: „Domine mi, salutationis uberrimae servitia dependens quaeso ut memoriam proximitatis vos habere signent promulgata sine intermissione colloquia.“ In extrema parte epistolae, quae est quadragesima in libro octavo, haec adiungit: „Reliqua epistolae salutationis nuntio mancipavi, ut sicut apud nos valetudo in statione est, ita de culmine vestro coelestis faciat favor agnosci.“ Adde quod in epistola decima tertia libri septimi Deo gratias agit Ennodius, qui occultis itineribus de propinqui necessaria affectione commonuerit Boethium. Nec dubitat episcopus Ticinensis Boethium deprecari, ut quam in Mediolanensium civitate possideret domum sibi quo vellet genere concederet [22]). Ipsi videritis, viri doctissimi, num veri simile sit, illis temporibus hominem paganum tanta usum esse principis ecclesiae familiaritate. Praeter Ennodium Cassiodorium in epistolis, quas Theoderici regis nomine ad Boethium scripsit, multa de ingenio et doctrina eius nobis tradidisse notissimum est [23]). Quae cum non omnia eo quo intendimus deducere videantur, ceteris missis in eam epistolam, quae est quadragesima in libro secundo Variarum, breviter inquiramus. Etenim cum rex Francorum, ut a Theoderico rege citharoedus sibi mitteretur, flagitasset, Theodericus per epistolam a Cassiodorio scriptam artificis musici eligendi curam Boethio demandavit. Qua in epistola Cassiodorius postquam de artis musicae vi ac praestantia multa disputavit, haec addit: „Verum ut nos talia exemplo sapientis Ithaci transeamus, loquamur de illo lapso e coelo psalterio, quod vir toto orbe cantabilis ita modulatum pro animae sospitate composuit, ut ab his hymnis mentis vulnera sanentur et divinitatis singularis gratia conquiratur. En quod saeculum

20) Ennodii opp. edid. Migne (patrol. vol. LXIII) p. 249.

21) ibid. p. 249.

22) epist. VIII, 1, 30, 38, 40.

23) Cass. Var. I, 10, 82; II, 40.

miretur et credat, repulit Davidica lyra diabolum, sonus spiritibus imperavit et canente cithara in libertatem rediit, quem internus inimicus turpiter possidebat." Nec multo post ubi de harmonia coelesti, quam finxerant philosophi, locutus est, hisce utitur verbis: „Bene quidem arbitrati, si causam coelestis beatitudinis non in sonis, sed in creatore posuissent, ubi veraciter sine fine gaudium est, sine aliquo taedio manens semper aeternitas et conspectio divinitatis efficit, ut beatius nil esse possit." Denique ad finem epistolae dicit Boethium citharoedum eligendo facturum esse aliquid Orphei, cum dulci sono gentilium fera corda domuerit [24]). Talia ad hominem paganum scripsisse Cassiodorium quis crediderit?

Quae cum vel ipsa Boethium christianam esse secutum doctrinam ostendant, omnem certe dubitationem tollent ea, quae et de familia eius et de vitae conditione exponemus. Constat enim Boethium ortum esse ex antiquissima gente Aniciorum, qua in gente teste Hieronymo aut nullus aut rarus fuit, qui non meruisset consulatum [25]), sed longe maiori gloria ob ardens christianae religionis studium ornatam fuisse eam gentem et quosdam hac ex stirpe oriundos pro re christiana vel vitam profudisse accepimus [26]). Nec ab vero aberrarunt homines docti, cum coniecerunt eum praefectum praetorio, qui cum Aëtio Valentiniani iussu interfectus esset, avum [27]), eum senatorem, qui consulatu functus esset anno CCCCLXXXXVII, patrem [28]) fuisse Boethii. Quos ne homines paganos fuisse putemus, cum iam eis, quae de Aniciorum gente exposui, vetemur, multo magis hanc sententiam a veri similitudine abhorrere concedes, si reputaveris illis temporibus nullum quod sciamus hominem paganum munere publico functum esse, nisi forte Boethium, Symmachum, Festum vis paganis adnumerare. Fervido usus dicendi genere Ennodius in oratione, qua Symmachum papam contra eos, qui Laurentii favebant partibus, defendit, Romanos nobiles dixit reiecta omni prava superstitione sese penitus totosque dedisse christianae religioni [29]). Quid? quod in formulis magistratuum, quas libro sexto et septimo Variarum reposuit Cassiodorius, non solum loquendi formae velut: „Deo iuvante

---

24) cf. Prudent. contra Symm. lib. I prooem. v. 1.

25) epist. ad Demetriadem. Claudianus in paneg. in Probini et Olybrii consulatum, v. 13:

.... Quemcunque requires
Hac de stirpe virum certum est de consule nasci.

cf. Vallini adnot. ad libros de cons. phil. Lugd Bat. 1656, p. 5, et, quae praefixa est huic editioni, P. Bertii praefationem.

26) Prudent. contra Symm. lib. I, v. 556 sqq.:

Quin et Olybriaci generisque et nominis heres
Adiectus fastis, palmata insignis abolla
Martyris ante fores Bruti submittere fasces
Ambit et Ausoniam Christo inclinare securim.

27) Cassiod. chron. p. 1364 (anno CCCCLV, v. Fast cons. in Orell. Cic. opp. edit., vol. V, pars 1) Hagenbuch. de diptych. Brix. Turici 1748, p. 32.

28) Hagenbuch. p. 82, 102 sqq.; Pagi vol. III, ann. 510 (v. Fast. cons.).

29) Opp. p. 206, B; cf. Prudent. contra Symm. lib. I, v. 547 sqq.

vel auxiliante, Iovis summi dei ut putavere antiqui" usurpantur, sed etiam res ex historia sacra petitae, velut somnium Pharaonis enarrantur vel designantur [30]). Accedit quod illa aetate non raro princeps ecclesiae in rebus ecclesiasticis administrandis senatus et consilio et opera adiuvabatur. Quo igitur modo, ut tum erant tempora, homo paganus senatoriam adipisci potuerit dignitatem, equidem non video.

Boethius ipse in secundo librorum de consolatione philosophiae [31]) narrat se parente mortuo summorum virorum cura susceptum esse, quos Symmachum et Festum fuisse non sine veritatis specie coniecerunt Vallinus et Handius [32]). Quo minus vero, ut de Festo taceam, Obbarii sententiam secuti [33]) Symmachum adnumeremus paganis, obstant firmissima Ennodii et Alcimi Aviti testimonia [34]), ex quibus, ne longior sim, unum tamen idque certissimum afferam. Epistola enim quaedam ab Ennodio ad Symmachum missa hisce finitur verbis: „Vale in Christo nostro Romanae gentis nobilitas et me iam ut clientem et famulum pro morum et naturae luce dignare." Iam vero si Symmachi et Boethii nomina a Procopio coniunguntur iisque eaedem summae tribuuntur laudes [35]), si Boethius Rusticianam Symmachi filiam duxit uxorem [36]), cuius vitae et morum imaginem talem expressit et ipse maritus et Procopius, ut eam matronam christianam fuisse facile intelligas [37]), quid est, quod Boethium christianum habere dubitemus? Nec pluribus verbis exponam et legibus publicis et decretis canonicis vetitum fuisse ea aetate, ne inter christianos et paganos coniungerentur conubia [38]). Denique ut cumulus rei accedat, addam Boethium filiosque eius amplissimis perfunctos esse honoribus [39]). Quid opus est multis verbis? Nam acta ne agamus veteri vetamur proverbio.

At, dicet aliquis, si Boethius, ut tu doces, christianus fuit, qui factum est, ut in libris suis de doctrina christiana nullam usquam faceret mentionem. Boethium

---

30) Cass. Var. VI, 1, p. 379, 2 p. 382, 3 p. 384, 9 p. 405, 406 aliisque permultis locis.

31) lib. II, pros. 3. 32) Vallin. p. 3, Hand. l. c. 33) Obbar. p. 33.

34) Ennod. epist. VII, 25; Alcimi Aviti epist. 31. 35) Procop. de b. G. 3, d.

36) Fabulam de Elpide, Boethii uxore, inde natam esse bene vidit Obbarius (p. 13. not. 16), quod omnes fere explanatores librorum de cons. phil., quae occurrunt in libro II, pros. 3 verba: „cum tanto splendore socerorum" male interpretati sunt, quae iam Murmellius recte ad Symmachum eiusque uxorem retulit.

37) de cons. phil. lib. II, pros. 4; Procop. de b. G. 143, d καὶ τὴν οὐσίαν ἀεὶ τοῖς δεομένοις προτεινομένη.

38) cod. Theodos. lib. III, tit 4; concil. Chalcedon. act. XV, can. 14.

39) Boethius cum admodum iuvenis factus esset patricius (cf. Obbar. p. 10, not. 9), anno DX ad summam consulatus dignitatem evectus est (cf. Obbar. l. c. not. 10; Fast. Cons.). Quo gaudio affectus esset, cum filios iam pueros consules creatos vidisset, ipse exposuit in libro de cons. phil. (lib. II, pros. 4; cf. Obbar. not. 17, Fast. Cons. ann. DXXII). Magistrum denique officiorum declaratum esse Boethium cum inscriptiones, quae in codicibus nonnullis occurrunt (cf. Obbar. l. c. not. 10), tum anonymus Valesianus (cf. Ammiani Marc. hist. edit. ab Valesio Parisiis 1636, p. 741 sqq.; Muratori. R. J. S. vol. XXIV, p. 636 sqq.) diserte confirmant. Cui scriptori, qui sermone quidem barbaro, sed ad summam historiae fidem narravit res gestas Theoderici, ne cum Obbario (p. 11, not. 10) fidem denegemus, vetant Sartorii, Schlosseri Gibbonisque sententiae (Sartori, Versuch über die Regierung der Ostgothen, Hammoniae 1811, p. 352; Schlosser l. c. p. 81, 84 aliisque locis, Gibbon. hist. imp. Rom. vol. VII, p. 183 vers. germ.).

in libris, quibus artem logicam, rhetoricam, musicam, mathematicam illustravit, de rebus christianis verba non fecisse nemo certe mirabitur, qui reputaverit nullam ei de eis rebus dicendi oblatam esse occasionem. At nonne Cassiodorius in libris, quibus easdem explicavit artes, permultas ex sacris scripturis sumptas sententias imaginesque admiscuit orationi? Scio equidem, sed quid ista re opposita velis probare nescio. Nam Cassiodorius latius et diffusius dicit saepiusque ab eo, quod sibi proposuit, longius aberrat; Boethius strictim breviterque res tractat et constanter tenet propositum. Tum quod gravius esse videtur, Cassiodorius quos scripsit libros monachorum in usum composuit; quam ob rem ex veterum scriptis paucissima tantum, ex sacris scripturis omnia fere exempla et dicta sumpsisse videtur. Nec inepte dixeris Boethium omnibus viribus contendisse, ut philosophiae studia instauraret atque Ciceronem imitatus et Platonis et Aristotelis opera ad civium suorum cognitionem in patrium transferret sermonem, Cassiodorium id egisse ut cum in Italia vastae factae essent solitudines, in monasteriis et gentilium et christianorum auctorum scripta posteris conservaret librisque a se compositis monachos ad ascesin quam vocant literarumque institueret studia [40]).

Quibus expositis soli restant libri de consolatione philosophiae, de quibus paulo accuratius erit disputandum. Iam media aetate is, qui commentarium composuit in carmen illud notissimum Boethii, cuius initium est: „O qui perpetua mundum ratione gubernas“ [41]), sive Bruno Corbeiensis fuit sive alius [42]), se mirari dicit, quod non solum in illis versibus, sed etiam multis aliis locis huius operis reperiantur quaedam, quae catholicae repugnare videantur doctrinae. Et ita quidem pergit: „Quod tamen utcumque se habet, certum est eum in his libris nihil de doctrina ecclesiastica disputasse, sed tantum philosophorum et maxime Platonicorum dogmata legentibus aperire voluisse.“ Hanc sententiam, utpote quae sit verissima, a permultis viris doctis comprobatam esse invenio [43]), nec quidquam sententiis quorundam

40) Schlosser l. c. p. 190 sqq.

41) de cons. phil. lib. III, metr. 9.

42) cf Boethii opp. edid. Migne tom. II, p. 1218, B, C, 1230 sqq. (Maii Auct. class. auct. vol. III, p. 332 sqq.).

43) v. Obbar. prolegg. p. 39 sqq.; Laur. Vallae praef. in libr. dialect. quosque paulo inferius (not. 55) nominavi homines doctos. — Cum media aetate omnes viri eruditi censuissent id egisse Boethium hoc libro, ut doctrinam christianam confirmaret argumentis a ratione petitis (cf. Hincmar. opp. vol. I, p. 211, II, 62; Siegebert. Gemblac. de vir. illustr. c. 37 aliosque) praeter Brunonem Ioannes quoque Soresberiensis in libro, cui inscribitur Polycraticus (lib. VII, cap. 15, Lugd. Bat. 1595, p. 396) bene intellexit, quae in Boethii opere prolatae essent, sententias in omnibus rebus cum dogmatis christianis non congruere. Quam rem ut explicaret, statuit Boethium his in libris, cum non solum hominibus christianis, sed etiam Iudaeis et paganis voluisset prodesse, doctrinam rerum divinarum a sola ratione profectam exposuisse. Nec dissentiunt ab eius sententia P. Callyus (praef. edit. in usum Delph. Parisiis 1680) et Heynius (cens. Boethii de cons. phil., opusc. VI, p. 151). De Alfredo Magno, qui non ad verbum transtulit Boethii opus in Anglicum sermonem, sed multis, quas ex doctrina christiana desumpsit, sententiis admixtis amplificavit, vide quae Schlosserus (l. c. p. 218 sqq.) et Weissius (Alfr. Magni hist. p. 271 sqq.) exposuerunt.

tribuendum esse puto, qui de hac sententia non disputasse, sed somniasse videntur. Quid enim dicam de Glareano, qui praestantissimum Boethii opus subditicium esse dixit [44]; quid de Petro Bertio, qui Boethium hoc opus non absolvisse, sed ex doctrina quoque christiana ea additurum fuisse putavit, quibus ad vitae aeternae contemplationem commoveretur animus humanus [45], cui viro docto assensum esse Suttnerum miror [46]; quid de Gervasio, qui philosophiam redemptoris voluit esse imaginem? [47] Quas sententias futiles ac commenticias, quae ne ullo quidem innitantur argumento, refutare operae pretium non videtur. Verum cum Boethii liber tantas attulerit difficultates viris doctis, ut alii diverticula flexionesque quaererent, alii ipso operis consilio quam dixissent sententiam probari persuasum haberent, necessarium esse puto de huius libri consilio quid sentiam proponere. Boethius ipse in prooemio, quod commentariorum, quos in Aristotelis libros de interpretatione composuit, libro secundo adiunxit [48], sibi propositum fuisse ait, omnia Aristotelis opera, quaecunque in manus venissent, ex Graeco in Latinum convertere eaque omnia illustrare commentariis, absoluto autem illo opere simili modo Platonis transferre dialogos in linguam Latinam atque explicare. Tum oratione progrediente haec addit: „His peractis non contempserim Aristotelis Platonisque in unam quodam modo revocare concordiam et in his eos non, ut plerique, dissentire in omnibus, sed in plerisque, quae sunt in philosophia maxima, consentire demonstrem. Haec si vita otiumque supererit, cum multa operis huius utilitate nec non etiam laude contenderim." Ac profecto hoc consilium praesertim si temporum conditiones, quibus initum est, respexeris, omni laude videtur celebrandum. Illis enim temporibus philosophiae studia ita iacuisse accepimus, ut praeter quosdam Aristotelis libros, quibus artem explicavit logicam, exiles epitomae commentariique in scholis tractarentur. Qua de re optime dixisse videtur Boethius in prooemio, quod libello de syllogismis categoricis praeposuit [49]: „Sed qui ad hoc corpus lector accedit, ab eo primitus petitum velimus, ne in his, *quae nunquam alias attigerit*, statim auderet iudicare neve si quid in ludo

---

44) praef. edit. Basil. 1570, p. 2 (cf. patrol. Migneanae vol. LXIII, p. 538).

45) praef. edit. Lugd. Bat. 1623, p. 36.

46) p. 23.

47) Gervaise, Histoire de Boece part. II, p. 120, Parisiis 1715; cf. Schröckh, christl. Kirchengeschichte vol. XVI, p. 117 sqq.

48) Opp. vol. II, p. 433. — Quo ex fonte fluxerit consilium illud de Platonis Aristotelisque sententiis in concordiam quandam redigendis, ne incertus sis, adiiciam, quae Zellerus in hist. phil. Graecae (vol. III, pars 2, p. 699) optime exposuit: „Die Neuplatoniker suchen wol etwa zu zeigen, dass Aristoteles, Pythagoras, Parmenides, Empedokles und andere alte Philosophen mit Plato übereinstimmen, aber nicht in dem Sinne, als ob jeder von diesen nur ein einseitiges Princip hätte, das erst der Ergänzung durch andere, der Fortbildung zu einem höheren Princip bedürfte, sondern in dem entgegengesetzten, dass sie alle die wahre Philosophie haben und nur im Ausdruck von einander abweichen." Constat autem Proclum in scholis non solum Platonis, sed etiam Aristotelis explicasse opera et id egisse, ut amborum sententias quodam modo conciliaret; cf. Steinhart. Realencykl. vol. V. p. 1716, 1719.

49) Opp. vol. II, p. 793.

puerilium disciplinarum rudis adhuc et nondum firmus acceperit, id amplexandum atque etiam colendum putet; alia enim teneris atque imbuendis adhuc auribus accommodata, alia firma ac robustioribus doctrina mentibus reservatur. Qua re siquid est quod discrepet, ne statim obstrepat, sed ratione consulta, quidquid ipse sentiat, quid nos afferamus, veriore mentis acumine et subtiliore consideratione diiudicet. Idem namque eveniet, ut quae in primo statim studendi aditu didicerunt, perspecta penitus ac potius deprehensa contempnant. At si iam quisque suae sententiae defensor esse cupidus malit, si inquam malunt vindicare quam vertere, quae vulgatis semel studiis imbuerunt, nemo expetit, ut priora condemnent, sed ut maiora quaedam construant atque altiora coniungant." Quam exilis et ut ita dicam exsanguis, quam angustis terminis inclusa fuerit illius aetatis doctrina, ex philosophi ipsius verbis omnes certe cognoverint. Quae cum ita essent, haec spectavisse et ad haec rectis studiis contendisse videtur Boethius, ut intermissa instauraret philosophiae studia; neque vero invidia, qua persaepe vexabatur [50]), a proposito potuit deterreri. Profecto is, qui hoc sibi vitae voluit esse propositum, non solum ad animos excolendos, sed etiam ad mores formandos plurimum conferre persuasum habebat philosophiam, quam artem vitae recte dixisse Cicero videtur [51]). Quid igitur mirum, si Boethius, cum de summo culmine fortunae omnibus bonis spoliatus in carcerem esset deiectus nec ulla re nisi morte se liberatum iri persuasum haberet, librum composuit, quo eos, qui philosophiae studia essent amplexi, doceret, quod solatium ac perfugium rebus adversis praeberent illa studia. Mihi quidem dubium non videtur, quin Boethius eis, qui ipsius studia probavissent atque amplexati essent, hunc librum testamento ut ita dicam relinquere voluerit, ut cum duriori fortuna conflictantes eodem, quo ipse usus esset, erigerentur solatio. Quod cum praecipue egisse philosophum apertum sit, simul id spectavisse videtur, ut se ipsum et quam magistram secutus esset philosophiam contra inepta, quae finxerant homines perditi, defenderet crimina. Ipse narrat [52]) accusatores, quo certius eum, quem maiestatis reum fecerant, de alto dignitatis gradu praecipitarent, insuper sibi crimini dedisse, quod ut ad ampliores proveheretur honores, magicas coluisset artes. Hoc enim modo, quae apud Boethium occurrit [53]), vocem sacrilegii esse interpretandam satis probant quae mox sequuntur verba: „Nec conveniebat vilissimorum me spirituum praesidia captare,

---

50) de cons. phil. lib. I, pros. 4; cf. not. 14.

51) Animadvertas velim, quibus verbis in extremo libro usus sit auctor. Nam cum philosophia rationibus docuisset menti hominis esse liberam voluntatem, quam ob rem cuique rationem factorum omnium apud iudicem aeternum esse reddendam, hisce verbis ad virtutis studium exhortatur homines: „Aversamini igitur vitia, colite virtutes, ad rectas spes animum sublevate, humiles preces in excelsa porrigite; magna est vobis, si dissimulare non vultis, necessitas indicta probitatis, cum ante oculos agitis iudicis cuncta cernentis."

52) de cons. phil. lib. I, pros. 4.

53) ibid. — Ne ineptias somniat ipse Obbarius, qui sacrilegium eandem vim ac maiestatis crimen habere censeat, ceteros interpretes nugas agere dicat (p. 127).

quem tu in hanc excellentiam componebas, ut consimilem deo faceres. Praeterea penetral innocens domus, honestissimorum coetus amicorum, socer etiam sanctus et aeque ac tu ipsa reverendus, ab omni nos huius criminis suspicione defendunt. Sed o nefas! illi vero de te tanti criminis fidem capiunt atque hoc ipso videbimur affines fuisse maleficio, quod tuis imbuti disciplinis, tuis instituti moribus sumus." Iam vero quis non concedat, optime et se ipsum et magistram defendisse Boethium, qui hoc libro docuerit se omnibus miseriis pressum ac vexatum philosophando in eas res inquisivisse, quarum cognitio summum hominis bonum est. Nec quidquam eorum sententiae tribuendum esse apparet, qui vix credibile esse dicant [54]), hominem christianum eis temporibus, quibus veram christianorum philosophiam esse religionem utque ethnicorum doctrinam esse contempnendam omnes censerent, cum in vinculis teneretur, de deo rebusque divinis scripturum philosophiam, non religionem sibi delegisse magistram et ut hoc utar vocabulo, consolatricem. Quorum argumentorum alia vel eis, quae de huius libri consilio exposuimus, confutata sunt, alia nunc diluentur, si ostenderim, ab eis, qui contra nos disputant, res diversas temere esse confusas. Quamquam enim patres ecclesiastici religionem veram philosophiam dixerunt, quoniam religione sola veritatem ipsam contineri persuasum habebant, veterum tamen philosophiam contempnendam non esse, sed ex parte quadam percepisse vera existimabant. Quid? quod philosophiae studiis multis locis hanc vim tribuerunt, ut eis animi ad suscipiendam legem christianam praepararentur atque informarentur. Quae cum ita sint et quibus deditus erat Boethius studia Ennodius et Cassiodorius non improbaverint, sed summis cumulaverint laudibus, non est quod hoc libro offendamur, quem artissimo vinculo cum illis studiis cohaerere iam neminem fugerit.

Boethium nulli philosophorum disciplinae unice fuisse addictum, sed ex fontibus aliorum hausisse iudicio arbitrioque suo, quodcunque eum maxima movisset veritatis specie, non est quod pluribus exponam. Nam cum his in libris Platonis sententias maxima ex parte sequatur, quas Plotini, quem gravissimum appellat philosophum [55]), more interpretatur, et Aristotelis descriptiones passim in usum suum convertit et ex christianorum philosophorum libris unam et alteram libat sententiam [56]). Quae cum vel ipsa ei, qui Boethii sententias ad artis legem revocare velit, negotia debeant facessere, rem pluribus obstructam esse difficultatibus intelliges, si reputaveris etiam, quae prosa oratione composita sunt in his libris, haud raro oratione quadam poetica, imaginibus, translationibus esse ornata, quibus rebus aliqua obscuritas atque ambiguitas oriatur necesse est [57]). Accedit quod nec Boethius ipse philo-

---

54) Obbar. p. 35.

55) procem. libri de divis. vol. II, p. 876, D.

56) cf. Ritter. hist phil. vol. VI, p. 585; Ephem Bonn. vol. VI, pars. 2, p. 140 sqq.; Stahr. Aristoteles bei den Römern p. 203; Steinhart. Realencykl. vol. V, p. 1720; Staudenmaier. Ioannes Scotus Erigena Francof. ad M. 1834, vol. I, p. 294 sqq.

57) Referta sunt et imaginibus obscuris et translationibus audacissimis philosophorum, quos barbaro vocabulo vocant Neoplatonicos, opera. Qua de re ne plura exponam, ad ea te relicio, quae de

sophiae instituere formam, sed nonnullas tantum explicare voluit quaestiones [58]). Denique ab prudentibus existimatoribus neglectum non esse velim, hos libros ab homine graviter commoto brevi ut videtur tempore confectos esse; quam ob rem si quae sibi repugnare videantur, aurificis statera examinanda non esse puto. Itaque qui de hoc opere rectum ferre velit iudicium, maximam adhibeat cautionem oportet, ne quid, si uni alterive sententiae multum tribuerit, in Boethium conferat, quod huic ne venerit quidem in mentem. Cuius rei quoniam Henricus Ritterus in historia philosophiae satis apta attulit exempla, supervacaneum videtur plura verba facere [59]). Cum igitur nihil obstet, quominus ab homine christiano hunc librum compositum esse putemus, ea nobis imposita esse videtur necessitas, ut demonstremus, re vera hoc opus esse profectum ab homine christianae doctrinae addicto. Ac quod ad hanc rem attinet, iam a Rittero animadversum est philosophiam, quam secum colloquentem induxit in dialogo Boethius, cuiusdam, quem se quoque excellentiorem esse ait, afferre sententiam, ita ut satis lucide appareat non dubitasse philosophum, quin divino instinctu afflatuque quaedam hominum animis infunderentur [60]). Accedit quod quibus multum tribuebant Plotinus eiusque disciplinae philosophi, fabulis antiquis omnem fidem denegat Boethius easque tantum imagines vel signa rerum esse arbitratur [61]). Denique non solum sententias, sed etiam imagines ex sacris scripturis sumptas passim his in libris orationi admiscuit auctor. Velut cum philosophiam faciat dicentem [62]): „Est igitur summum bonum, quod cuncta regit fortiter suaviterque disponit," quam sententiam ex libro Sapientiae desumptam [63]) saepissime laudaverunt patres ecclesiastici, Boethius se ipsum fingit hisce respondisse verbis: „Quam me non modo ea, quae conclusa est summa rationum, verum multo magis haec ipsa,

---

hac re Zellerus (vol. III, pars 2, p. 715 sqq.) optime disputavit. Verum ne ignores, quam proxime ad Plotinum ceterorumque, qui eius sunt disciplinae, philosophorum dictionem accedat Boethianum genus sermonis, locum quemdam breviter perstringam. Namque cum Boethius nonnullis locis eos, qui beatitudinem adepti sint, ipsos *deos* fieri contendat (cf. lib. III, pros. 10, 11 etc.), multis aliis locis homines philosophando summam consequi beatitudinem et deo *consimiles* vel *proximos* fieri dicit (lib. I, pros. 4 et saepius). Eadem obscura usus oratione Plotinus animum a corpore abstractum et illustratum lumine divino modo omnium rerum principium intueri, modo ipsum deum fieri efficere conatur (cf. Zeller. l. c. p. 822 sqq.).

58) Ritter l. c. p. 589.

59) Ritter l. c. p. 583.

60) Ritter l. c. p. 583. — Quae hoc loco (lib. IV, pros. 6) affertur sententia ex oraculis Chaldaicis ut videtur desumpta (Zeller. l. c. p. 918, not. 1; Steinhart. Realencykl. vol. V, p. 1719) in omnibus libris manu scriptis tam graviter exstat corrupta, ut verba graeca nullo modo erui possint (cf. Obbar. p. 153). Nec ullum adiumentum afferunt codices duo Vindobonenses (271, Endl. 373 saec. X, 242, Endl. 374 saec. XII), quorum alter verba graeca ita exhibet: *ANΔPOCAHTEPOTΔAΘEPHCOIKOΔO. MHCAN*, alter hunc in modum corruptam profert sententiam: *ANAPOCΔHIPOCΔATMACAHITH PHCOTKOΔOMHCAN.*

61) lib. III, pros. 12, metr. 12 et saepius. Ritter. p. 583: „Er behandelt die heidnische Mythologie wie eine Fabel."

62) lib. III, pros. 12.

63) Sap. 8, 1; cf. Ritter. p. 582.

quibus uteris, verba delectant, ut tandem aliquando stultitiam magna lacerantem sui pudeat." Nec siquis eiusmodi sententias, ut: „Haec sunt enim, quae infructuosis affectuum spinis uberem fructibus rationis segetem necant" [64]), vel: „Huc omnes pariter venite capti, quos fallax ligat improbis catenis terrenas habitans libido mentes" [65]) animadverterit, fugere eum poterit, quas sacrae scripturae sententias sit imitatus Boethius. Sed de his satis metuoque ne nimium putetis.

Hoc unum mihi restare videtur, ut quae fuerit causa caedis Boethii, quo modo de eo sumptum sit supplicium, e rerum gestarum eruamus fontibus; hac enim quaestione absoluta facile intellexeris, qua ex re fluxerit opinio illa, quam media aetate omnes habuisse constat, Boethium pro re christiana vitam profudisse. Atque Boethius ipse, cum in libris de consolatione philosophiae fatum suum queritur, diserte dicit sibi crimini esse datum, quod libertatem rei publicae Romanae voluisset restituere senatorumque, qui maiestatis rei facti essent, defensor ac patronus exstitisset [66]); de religione nullo usquam loco mentionem facit. Nec dissentit is, qui historiam temporum a Constantini Chlori aetate usque ad Theoderici regis obitum composuit [67]), neque vero vitae, quae in codicibus quibusdam invenitur, auctor [68]) Mariusque Aventicensis [69]). Quamquam igitur nec ab aequalibus Boethii nec ab eis, qui proximo vixerunt saeculo, de ea re quidquam traditum est, sed trecentis fere annis post ab Adone [70]), Anastasio [71]) historiaeque miscellae auctore [72]), mentionem eius rei fac-

64) lib. I, pros. 1; cf. Luc. 8, 7.

65) lib III, metr. 10; cf. Matth. 11, 28.

66) lib. I, pros. 4. — Neque Cassiodorius ullo loco, cum saepius collaudasset Boethium et magnificum appellasset virum, hanc rem attigit (cf. not. 8).

67) De anonymo Valesiano vide quae supra (not. 4) exposuimus.

68) Hanc vitam, de qua commemoravimus, a Mabillonio ex codice Laurentiano (cf. Bandini catal. vol. III, p. 166) in lucem protractam (Mus. ital. I, p. 219) denuo ex codice Gothano (II, n. 103) auctam edidit Obbarius (prolegg. p. 24). Exstat quoque in codicibus Vindobonensibus, quorum ante feci mentionem, sed non solum quod ad singulas voces, sed etiam quod ad totas attinet sententias, ab eis, quae edita sunt, ita discrepat, ut operae pretium videar facere, si discrepantias illas breviter notaverim. Atque in priore codice Vindobonensi quae exstat vita incipit his verbis: Iste Boethius consul fuit etc. (cf. Obbar. p. 25, lin. 4) et in eis quae sequuntur hanc profert lectionis varietatem: lin. 7 „voluit," 9 „aliquando," 10 „si quis ex sapientibus," 12 post verba: „sub regia potestate" haec subiunguntur: „Ad exilium autem in Bobium missus est civitatem non longe a Ravenna." Alter codex Vindobonensis totam quae codice Gothano continetur vitam complectitur et hanc exhibet scripturae discrepantiam: p. 24, lin. 19 „neci," 28 „repositus," 29 „prius," p. 25, lin. 1 „nobiliori," 2 „cum praecellit," 4 „Ratio eius exilii eiusque libri. Iste Boethius etc.; sub Theoderico, 9 „aliquando," 10 „si quis sapientium," 11 „Duobus tamen filiis eius in consulatu permanentibus sub regia potestate ad exilium missus in Bobium civitatem non longe a Ravenna." Quibus subiungitur carmen illud a Gerberto compositum (cf. not. 2). Ceterum cum eis, quae huius vitae auctor retulit, contendas velim quae de Boethii supplicio exposuit anonymus Mellicensis (de script. eccl 15).

69) Mar. Avent. (ann. 532—596) chron. ad ann. 524.

70) Adonis (ann. 809—875) chron ad ann. 519: „Symmachum et Boethium consulares viros pro catholica pietate Theodericus occidit."

71) Anastasii (qui mortuus est ann. 886) hist. de vitis Rom. pont. Mogunt. 1602, p. 49.

72) Quid de historiae miscellae auctore, quam vulgo referunt ad Paulum Diaconum, statuendum

tam esse reperimus, tantum abest ut octavo demum saeculo exortam esse opinionem illam putemus, ut multo veri similius sit eam non ita multo post, cum Boethius esset interfectus, ex variis, qui tota Italia dissipati erant, sermonibus originem traxisse. Quae cum ita sint, num quamdam habeat veri speciem breviter inquiramus. Etenim qui illorum temporum legerit historiam, certe intelliget, nunquam fieri potuisse, ut Romani Gothique in unius populi corpus coalescerent [73]). Romani, qui etiam illis temporibus de instauranda imperii Romani gloria cogitabant, se Gothorum barbarorum ditioni esse subiectos aegre ferebant, quos prava Arianorum doctrina imbutos multo magis aspernabantur atque abhorrebunt. Et nisi Caesares, quorum imperio terrae ad orientem vergentes tenebantur, pravas saepius de rebus christianis sectati essent sententias, procul dubio Italis et faventibus et adiuvantibus Gothos ex Italia potuissent eiicere. Gothi vero, quamquam imbelles atque affeminatos despiciebant Italos, omnia tamen a Caesaribus metuentes omnem spem ponebant in armis. Cum igitur tot et tanta invidiae discordiaeque sparsa essent semina, fore ut fides ac concordia provenirent, vix erat sperandum. Nihilominus tamen per triginta fere annos et Theoderici et Italorum, quorum consiliis utebatur, sapientia omnibus pacis bonis floruit Italia. Verum cum Iustinus Caesar regnum auspicatus rixis de rebus sacris compositis Italorum animos conciliasset et notissimum illud contra Arianos reliquosque haereticos proposuisset edictum, ne quid obscure molirentur Itali veritus Theodericus magnopere sibi praecavendum esse existimabat [74]). Accidit forte iis temporibus, ut et Ravennae et Romae, cum rixae inter Iudaeos et Christianos essent exortae, concursu facto Iudaeorum incenderentur synagogae. Tantus autem fuit furor multitudinis, ut neque Petri episcopi neque Eutharici neque regis ipsius cohortationes audirentur [75]). Qua de re iratus rex tam graviter in eos, qui illas excitaverant turbas, consuluit, ut populi animi magis magisque incitarentur. Nec multo post regem nescio qua re inflammatum S. Stephani aediculam in suburbio prope Veronam sitam destruxisse et lege vetuisse tradunt, ne quibus armis nisi cultellis uterentur Romani [76]). Quae si animo perlustraveris, quin intelligas tantas tempestates non solum rei publicae, sed etiam religionis causa excitatas esse, non dubitamus. Cum ea esset rerum conditio, Cyprianus referendarius Albinum patricium maiestatis fecit reum, quod clandestinis consiliis cum Iustino Caesare de restituendo

---

sit, optime exponit Muratorius in praef. ad edit. huius libri R. J. S. vol. I, pars 1; ibid. p. 103, e: „Dum hi in itinere demorantur, Theodericus rabie suae iniquitatis stimulatus Symmachum exconsulem ac patricium et Boethium senatorem et exconsulem, catholicos viros, gladio trucidavit."

73) Sartorius l. c. p. 237; Manso, Geschichte des ostgoth. Reiches. Vratislaviae 1824, p. 296; Schlosser. l. c. p. 90.

74) Sartorius l. c. p. 132 sqq.; Manso l. c. p. 161 sqq.; Schlosser l. c. p. 90 sqq.; Damberger. vol. I, p. 113 sqq.; Gibbo. vol. VII, p. 375 sqq.

75) Anonym. Vales. apud Muratorium R. J. S. vol. XXIV, p. 640; Cass. Var. 4, 43.

76) Anonym. Vales. p. 640 (VIII), a.

egisset imperio Romano [77]). Qua re ita exacerbatum esse ferunt regis animum, ut id quod Boethius ipse dicit, avidus exitii communis maiestatis crimen in Albinum delatum ad cunctum senatus ordinem transferre moliretur [78]). Itaque cum Boethius, qui eo tempore magister erat officiorum, Albinum et senatum acriter ac multa cum libertate defendisset et ipse in coniurationis suspicionem esset vocatus, Cyprianus, ut odium saturaret et ab exilii poena vindicaret Opilionem fratrem, Basilium regis ministerio remotum aereque alieno obrutum Boethio accusatorem posuit, cui Opilionem fratrem et Gaudentium eiusdem generis homines adiunxit, quos ob multiplices fraudes rex in exilium migrare iusserat [79]). Non sine veri quadam specie conieceris Theodericum id sibi proposuisse, ut rem publicam administraret terroribus et quod de Boethio sumpsisset, supplicii exemplo ceteros a rerum novarum deterreret studiis; non clementia conciliandos sed rigore ac severitate atroces Italorum animos compescendos esse. Quod si rex senatus principi, qui de ipso bene meruisset, non pepercisset, fore ut in alios uteretur clementia, quem sperare posse? Nulla interposita mora rex Boethium Ticinum mittit, ut in custodia teneretur, ipse rem ad senatum refert, qui civem optimum inauditum atque indefensum regis iussu capitis condemnat, bona publicari iubet [80]). Nec multo post in agro Calventiano de Boethio cognoscunt, nullam vim acerrimorum praetermittunt tormentorum, virum denique egregium, cum criminis confessionem ab eo nullo modo potuissent extorquere, ultimis afficiunt suppliciis [81]). Eodem tempore, quo Boethius occisus est, rex Ioannem papam cum quatuor senatoribus Constantinopolin ad Iustinum Caesarem legatos iussit proficisci, quem monerent, ut nisi in Italia catholicis ademptas esse vellet aedes sacras, quas ipse ademisset Arianis aedes restitueret et quod proposuisset edictum abrogaret [82]). Iam vero cuique apparebit, cur de hac re copiosius exposuerim. Docemur enim, nisi fallor, his omnibus res quae ad rempublicam quaeque ad religionem pertinent, illis temporibus ita fuisse coniunctas et ut ita dicam conglutinatas, ut nullo modo potuerint disiungi. Atque hoc ex fonte sententiam illam, de qua supra commemoravimus, originem traxisse quis est qui non intelligat.

---

77) id. p. 640 (VIII), b; Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; de Albino et Cypriano vide quae Obbarius (p. 125) exposuit.

78) Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; cf. Gibbo. p. 383, not. c.

79) Anonym. Vales. p. 640 (VIII), c; Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; cf. Cass. Var VIII, 16, 17.

80) Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; Anonym. Vales. p. 640 (VIII), d.

81) Anonym. Vales p. 640 (VIII), d. De agro Calventiano, de quo historici certant et adhuc sub indice lis est, vide Muratorium Annali d'Italia ann. 524; Tiraboschium storia della Catt. ital. vol. III, lib. I, cap. 4; Bosisium l. c. p. 39 sqq. (August. Reale Ricordanza della vita e delle opere di Severino Boezio ed. II, Ticini 1852, p. 19 sqq).

82) Anonym. Vales. p 640 (VIII), d; Anastas. l. c. p. 49; auct. hist. misc. p. 103.

Nachdem der Vorsitzende in lateinischer Sprache die Versammlung zur Discussion des gehörten Vortrages aufgefordert hatte, entspann sich eine kurze ebenfalls lateinisch geführte Debatte.

Director Eckstein bemerkt, dass die Frage, ob Boethius Christ gewesen, von der Art sei, dass man nur zu wahrscheinlichen, nicht zu gewissen Resultaten gelangen könne. Den äusseren Argumenten, deren sich der Redner für seine Beweisführung bedient habe, könne er kein Gewicht beilegen; beachtenswerth seien nur die inneren Gründe. Mehr Wahrscheinlichkeit habe das, was Schenkl über die Absicht des Boethius gesagt habe bei Abfassung der Schrift *de consolatione philosophiae.*

Geh. Rath Brüggemann erklärt, dass er zwar für seine Person die Ansicht des Redners theile, dass Boethius Christ gewesen sei, dass jedoch die bisher beigebrachten Argumente noch weit entfernt seien, einen sicheren Beweis zu liefern. Eine vollständige Lösung der Frage lasse sich erst nach erschöpfendem Studium jener ganzen Zeit erwarten.

Prof. Haase erklärt, dass er die Schenkl'sche Beweisführung für nicht so resultatlos betrachten könne, wie sie Eckstein erscheine. Sei auch nicht alles ganz fest, so sei doch im Allgemeinen das gewonnene Resultat vollkommen glaublich, ja fast sicher. Nur auf einen Punkt wolle er aufmerksam machen, der eine nähere Beachtung verdiene, woher es nämlich komme, dass in den Werken so vieler Männer jener Periode, von denen es unzweifelhaft feststehe, dass sie Christen gewesen, wie z. B. in denen des Ausonius und Symmachus und selbst in denen des Bischofs Sidonius Apollinaris, doch keine Spur ihres Christenthums sich finde. Es frage sich also, ob der Grund dieser auffälligen Erscheinung darin zu suchen sei, dass sie von der Art der früheren Schriftsteller nicht haben abweichen wollen, oder ob ein anderes Motiv zu denken sei.

Prof. Schenkl dankt den betreffenden Herren für ihre Bemerkungen, und erklärt, dass er vor dem Drucke seinen Vortrag noch einer Revision unterziehen und die gemachten Einwendungen berücksichtigen wolle.

Prof. Dr. Leopold Schmidt aus Bonn hielt folgenden Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung!

So mannigfach auch bei der gegenwärtigen Theilung der Arbeit in unserer Wissenschaft die Neigungen und die Studienkreise der Philologen aus einander gehen, so wird es doch wohl nicht leicht einen Freund und Kenner des Alterthums geben, der nicht einmal mit wärmerem Interesse bei dem herrlichen Dialoge Phädros des Dichterphilosophen Plato geweilt hätte, und darum darf ich hoffen ein Keinem der hier Anwesenden Gleichgiltiges zu berühren, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf die erste in demselben enthaltene Rede über die Liebe, den sogenannten Erotikos, zu richten versuche, welcher von Phädros als ein Werk seines Lehrers Lysias mitgetheilt und höchlich gepriesen, darauf aber von Sokrates schonungslos kritisirt

und in seiner Schwäche blofsgelegt wird. Es ist in neuerer Zeit die Frage vielfach erörtert worden, ob dieses Schriftstück so wie es vorliegt aus der Feder des berühmten attischen Redners geflossen und von Plato nur als Beispiel der verkehrten zeitgenössischen Beredsamkeit aufgenommen ist oder ob Letzterer es vielmehr für die Zwecke des Dialogs frei gebildet und dabei die Manier des Lysias nachzuahmen gesucht hat. Keines von beiden sagt dem ersten Gefühle des flüchtigen Betrachters zu, der weder daran glauben mag, dass ein so inhaltloses und zugleich formell so unbeholfenes Produkt von dem mit Recht bewunderten Mitgliede des attischen Rednerkanons ausgegangen sei, noch daran, dass ein Meister mimischer Kunst wie Plato von der schriftstellerischen Art desselben ein anscheinend durchaus unähnliches Bild entworfen habe; und dennoch ist es, wie man gegenwärtig wohl allgemein einsieht, unmöglich zwischen der Scylla der einen und der Charybdis der anderen Annahme mit Hülfe einer vermittelnden Antwort hindurchzuschlüpfen. Die Sitte, schwer vereinbare Notizen über einen Schriftsteller oder Staatsmann des Alterthums durch das Aufstellen verschiedener Personen desselben Namens zu erklären, hat längst aufgehört beliebt zu sein, und mit ihr gehört die Meinung, dass der Lysias des Phädros ein anderer als der auch uns bekannte Redner sei, einer vergangenen Zeit der Philologie an, zumal da sie durch Vieles in dem Dialoge auf das unzweifelhafteste widerlegt wird; allein die in diesem Jahrhundert wohl aufgetauchte Vermuthung, es habe Plato eine vorhandene Rede des Lysias zur Karrikatur entstellt, damit er sie um so besser verspotten könne, ist um nichts haltbarer. Nicht genug, dass man damit dem Plato eine beispiellose Perfidie aufbürden muss, fast noch unbegreiflicher wäre es, dass Dionysios von Halikarnass, für uns der Vertreter der zahlreichen Bewunderer des Lysias unter den Griechen, einen so unwürdigen Angriff auf den hochverehrten Meister nicht gebührend zurückgewiesen hätte.

Auch ist zu einem solchen Auskunftsmittel zu greifen um so weniger Grund, da das zunächst Befremdende jener Rede bei einer näheren Betrachtung der Lebensgeschichte des Lysias verschwindet. Wir wissen, dass dieser seine wahre Bedeutung als Redner erst mit dem Zeitpunkte erlangte, in welchem das Schicksal seiner Familie, die Verfolgung und Hinrichtung seines unglücklichen Bruders Polemarchos durch die dreifsig Tyrannen, ihn zu gewaltiger Anstrengung fortriss und das Bewusstsein seiner Kraft in ihm erweckte, während er bis dahin wesentlich nur mit der Technik der rednerischen Kunst im Sinne ihrer ersten Begründer, der Sicilianer Korax und Tisias, sich beschäftigt hatte. Erst von diesem Zeitpunkte an also, dem zweiten Jahre der 94sten Olympiade oder dem Jahre 403 vor Christus, begann er jene rednerische Eigenthümlichkeit auszubilden, auf welcher seine Anerkennung im Alterthume wie in der neueren Zeit beruht; das im platonischen Phädros vorgeführte Gespräch aber wird augenscheinlich in eine frühere Periode, etwa in das Jahr 406 vor Christus, verlegt; tritt daher Lysias in demselben noch in seiner älteren Ma-

nier [1]) befangen auf, so ist das nur historische Genauigkeit. Allein damit drängt sich auch sogleich wieder die ursprüngliche Frage auf, ob hierbei eine freie Nachbildung von Seiten Plato's im Spiele sei oder ob derselbe ein jener Manier angehöriges Werk des Lysias aufgenommen habe, eine Frage, deren Lösung wir dann um nichts näher gerückt sind, wenn wir jetzt nur zwischen zwei gleich glaublichen Dingen zu entscheiden haben, während anfangs zwischen zwei gleich unglaublichen die Wahl gestellt schien. Und so haben sich denn auch für die eine so gut wie für die andere Möglichkeit beachtenswerthe Stimmen ausgesprochen, besonders seitdem im Jahre 1827 auf Anlass einer von der philosophischen Fakultät zu Breslau gestellten Preisaufgabe der Nachweis geliefert worden ist, dass der Erotikos im Phädros trotz der grofsen Verschiedenheit der Haltung und des Tones in manchen charakteristischen Dingen mit dem Stil und der Ausdrucksweise der erhaltenen lysianischen Reden übereinstimmt. Der Urheber dieses Nachweises, Eduard Hänisch [2]), hat darauf die Schlussfolgerung gebaut, dass auch jener von Lysias herrühre; dagegen haben zwei bewährte Kenner des Plato, Stallbaum [3]) und der zu früh verstorbene K. F. Hermann [4]), die von ihm festgestellte Prämisse zur Begründung der entgegengesetzten Behauptung benutzt, indem sie in der getreuen Wiedergabe lysianischer Stileigenthümlichkeiten vielmehr ein Merkmal der vollendeten Nachahmungskunst des Plato fanden. Da die Ausführungen, durch welche diese beiden Männer ihre Ansicht ferner zu stützen suchten, eine eingehende Widerlegung noch nicht gefunden haben, so hat es fast den Anschein, als ob dieselbe die augenblicklich allgemeinere sei; jedenfalls bedarf ein Widerspruch dagegen, wie ich ihn zu erheben nicht umhin kann, einer näheren Motivirung.

Zuvörderst glaube ich nämlich, dass bei einer Frage dieser Art die Stimme des gesammten Alterthums, welche den Erotikos für ein Werk des Lysias erklärte, für uns von gröfserem Gewichte sein muss, als Hermann und Stallbaum ihr zuerkennen wollen: denn dass dies wirklich ohne Ausnahme geschah, darauf führt uns neben den Aeufserungen einiger noch vorhandenen Schriftsteller ganz besonders das beredte Stillschweigen des Neuplatonikers Hermeias, der in seinem Commentar zum Phädros selbst jene Ansicht ausspricht ohne irgend eine Abweichung zu erwähnen, was er andernfalls gewiss nicht unterlassen hätte, da er alle an den Dialog sich anknüpfenden Controversen mit der grössten Genauigkeit aufzuzählen pflegt [5]). Nicht als ob wir bei einer zweifelhaften Autorschaft unser Urtheil unbedingt dem des Alterthums unterzuordnen hätten — fern sei es, dies behaupten zu wollen —; wohl

---

1) Wie sie vielleicht auch in der Rede ὑπὲρ *Νικίου* herrschte; vgl. das bei Dionysios von Halikarnass V, 483 fgg. *R* über dieselbe Angeführte.

2) *Lysiae Amatorius graece, lectionis varietate et commentario instruxit Ed. Haenisch. Lipsiae* 1827.

3) *Platonis opera omnia vol. IV, s. 1, p. LXI—LXIV.*

4) Abhandlungen und Beiträge S. 1—21.

5) Vgl. Hänisch p. 37.

aber müssen wir stets der Mittel der Kenntniss eingedenk sein, welche die alten Kritiker vor uns voraus hatten. In dem vorliegenden Falle nun gehört zu denen, welche die Rede dem Lysias zuschreiben, der gröfste Bewunderer und allem Anscheine nach auch der gröfste Kenner von Lysias Art und Bedeutung im Alterthume, Dionysios von Halikarnass, ein Mann, der in dieser Hinsicht um so mehr Zutrauen verdient, als er gewiss vollständiger als irgend ein Anderer die Gattungen der lysianischen Schriftstellerei und die Epochen der lysianischen Stilentwicklung in ihren Unterschieden übersah und für die Werke der früheren Periode Vergleichungspunkte hatte, die uns gänzlich abgehen. Und zwar bezeichnet er den Erotikos nicht etwa blos der Kürze halber vom Standpunkte des Dialogs aus als lysianisch, indem er nicht, wie er dann nothwendig hätte thun müssen, den Sokrates, sondern den Plato selbst als Bekämpfer und gewissermafsen Nebenbuhler des Redners nennt [6]). Allerdings hat K. F. Hermann seine Autorität durch Geltendmachung des Umstandes zu entkräften gesucht, dass er den Erotikos in der Hauptschrift über Lysias gar nicht bespricht und nur an zwei anderen Stellen [7]) seiner Erwähnung thut, an denen es ihm darauf ankommt seinen rhetorischen Standpunkt dem des Plato gegenüberzustellen; allein dieses Argument ist nur ein scheinbares. Denn Dionysios sagt an einer Stelle seiner Hauptschrift über Lysias [8]) ausdrücklich, dass er die Briefe — und zu diesen wurde der Erotikos gerechnet — und die übrigen nur zum Scherz verfassten [9]) Werke des Lysias von seiner oratorischen Beurtheilung mit Absicht ausschliefse, so dass der Mangel jeder weiteren Erwähnung hier nicht auffallen darf und sogar in der angeführten Aeufserung indirekt eine solche gefunden werden kann. Sicherlich aber würde er auch an jenen andern beiden Stellen eine dem Lysias zum Nachtheil gereichende Schrift nicht als ächt haben gelten lassen, wenn er Grund gehabt hätte sie für blos spielend ihm beigelegt zu halten [10]).

Die Klasse von Schriften indessen, zu welcher der Erotikos von den Alten gezählt wurde, hat Hermann zu einem weiteren Einwande Anlass gegeben. Man besafs, wie uns von mehreren Seiten berichtet wird, unter Lysias Namen eine Sammlung von Briefen, und unter diesen hatte auch der Erotikos seine Stelle gefunden: litterarisch aufbewahrte Briefe aus der klassischen Zeit des griechischen Alterthums kann man unter allen Umständen nur mit sehr zweifelndem Auge betrachten; folglich — so schloss der genannte Gelehrte weiter — erwächst auch gegen den lysianischen Ursprung unseres Erotikos ein dringender Verdachtsgrund aus der wenig zu-

---

6) *Epist. ad Pomp. p. 754:* *βουληθεὶς γὰρ ὁ ἀνὴρ ἐπιδείξασθαι τὴν αὑτοῦ δύναμιν — ἕτερον αὐτὸς ἐν τῷ Φαίδρῳ συνετάξατο λόγον, ἐρωτικὸν εἰς τὴν ὑπόθεσιν κ. τ. λ.*

7) *Ars rhetor. p.* 381. *Epist. ad Pomp. p.* 755.

8) V, 459 *R.*

9) *οὓς μετὰ παιδιᾶς ἔγραψεν.*

10) Man beachte zur Vergleichung, mit welcher Entschiedenheit Dionysios in der Schrift über Lysias p. 483 die Aechtheit der Rede *ὑπὲρ Νικίου* bekämpft, welche er für des Lysias unwürdig hält.

verlässigen Gesellschaft, in welche er gerathen ist. Nur Akrisie, nicht sichere historische Kunde konnte eine Anzahl sogenannter lysianischer Briefe zu einem Ganzen verbinden und zur Vervollständigung desselben ein bei Plato dem berühmten Redner beigelegtes Schriftstück benutzen, das allerdings manche Aehnlichkeit mit einem Briefe hatte, ohne doch wirklich ein solcher zu sein. Allein so richtig es ist, dass die unter dem Namen älterer griechischer Schriftsteller und zumal Redner auf uns gekommenen Briefe zum gröfsten Theile untergeschobene Machwerke sind, so wenig können doch diejenigen, welche das Alterthum dem Lysias zuschrieb, damit in Eine Kategorie gestellt und aus jenen ein Schluss auf diese gezogen werden. Die pseudo-platonischen, pseudo-demosthenischen, pseudo-äschineischen und andere Briefe dieser Art knüpfen meist an sonst bekannte historische Fakta an und beschäftigen sich wenigstens durchgängig mit der weiteren Ausmalung der Lebensgeschichte ihrer vermeintlichen Verfasser; dagegen waren die sogenannten lysianischen Briefe, dem erhaltenen Erotikos nach zu urtheilen, vielmehr ganz allgemein gehaltene Uebungsstücke für erdichtete Fälle und ohne Beziehung auf die persönlichen Verhältnisse des Redners, wie gerade die ältere Rhetorik sie liebte. Denn dass die übrigen unserem Erotikos ganz ähnlich gewesen, das lässt eine Notiz des Suidas erkennen, nach welcher unter den sieben Briefen des Lysias sechs Liebesbriefe waren und unter diesen fünf an Knaben. Daher irrten die Zusammensteller der Sammlung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sowohl darin, dass sie diese Erzeugnisse dem Lysias beilegten, als darin, dass sie ihnen den Namen von Briefen gaben, was auch Dionysios von Halikarnass andeutet, indem er sie mit umschreibendem Ausdruck als briefartige Reden, *λόγοι ἐπιστολικοί*, bezeichnet. Diese Unsicherheit in ihrer Benennung erklärt sich sehr einfach. Ihre Entstehung fiel in das Kindesalter der kunstmäfsigen griechischen Prosa, welches zu einer detaillirenden Unterscheidung der Gattungen noch keine Gelegenheit hatte, und Lysias selbst konnte sie um so unbedenklicher in Eine Kategorie mit anderen Reden bringen, als sie dem von der älteren Theorie aufgestellten Begriffe durchaus entsprachen, nach welchem die Beredtsamkeit eine Werkmeisterin der Ueberredung [11]) sein sollte. Spätere vermissten daran ein von ihnen für wesentlich gehaltenes Merkmal einer Rede, die Bestimmung für eine gröfsere Zahl von Hörern, und fanden ein nahe liegendes Auskunftsmittel darin, sie als Briefe anzusehen, besonders wenn aus dem Inhalte nicht deutlich hervorgieng, dass der Angeredete gegenwärtig gedacht wurde. Dass Dionysios und andere Schriftsteller neben den Briefen oder briefartigen Reden noch besondere *ἐρωτικοί* als eine eigene Abtheilung lysianischer Schriften aufzählen, darf hierin nicht irre machen und am wenigsten zu einem Verdächtigungsgrunde gegen die ersteren benutzt werden, da es sehr leicht sein kann, dass einzelne Liebesreden die Betrachtungsweise als Briefe unbedingt ausschlossen und darum bei der Classifikation von

---

11) *Πειθοῦς δημιουργός.*

den übrigen getrennt wurden. Der erwähnenswerthe Umstand aber, dass Harpokration [12]) gegen die Aechtheit des einen Briefes einen Zweifel ausspricht, beweist nicht gegen, sondern für die Annahme, dass man die der übrigen nicht ohne prüfende Erwägung gelten liess.

Somit geben die Gelehrten des Alterthums, welche den Erotikos als ein ächtes Produkt des Lysias anerkannten, uns keinen Anlass ihre Kritik als eine leichtfertige geringzuschätzen, und nur zwingende innere Gründe dürften uns bestimmen von ihnen abzuweichen. Es fragt sich, ob solche vorhanden sind. Die neueren Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung berufen sich hauptsächlich auf die stehende Gewohnheit Plato's, den bei ihm auftretenden Personen selbsterfundene Reden in den Mund zu legen, und auf die hohe Meisterschaft, welche er in der Nachbildung von Ton und Charakter der jedesmal Darzustellenden bekundet; hätte er in dem vorliegenden Falle einen andern Weg eingeschlagen, so wäre das, behaupten sie, eine schwer zu erklärende Ausnahme. Allein hierauf lässt sich wohl mit Recht erwidern, dass die Einverleibung eines fremden Geistesproduktes in ein Schriftwerk überhaupt nur als Ausnahme Werth haben kann und häufiger gebraucht dem sie Anwendenden unausbleiblich den Vorwurf der Geistesarmuth zuziehen müsste, daher die Frage nur die sein kann, ob zu einer Ausnahme hier ein Anlass vorlag. Ein solcher aber war, meiner Ansicht nach, allerdings gegeben. Denn wo Plato sonst die Waffen seiner Polemik gegen die Vertreter verkehrter Richtungen wendet, da sind dies fast durchgängig solche, die mit ihrem ganzen Thun und Sein unter den Zeitgenossen hervortraten und daher seiner plastischen Ader einen reichen Stoff gewährten; dagegen hat er wohl nur dieses einzige Mal einen in stiller Verborgenheit wirkenden und seiner Persönlichkeit nach vielleicht wenig bekannten Schriftsteller zum Gegenstande seines Angriffs gemacht. Aufserdem war bei einer Kritik der Beredtsamkeit, wie der Phädros sie enthält, die ungenügende Form der Darstellung ein viel wichtigeres Moment als sonst, so dass Plato auch dadurch sich bewogen fühlen konnte, die Fehler dieser Form an einem aus dem Leben gegriffenen Beispiele deutlich zu machen, welches dazu vorzugsweise geeignet schien. Demnach kommt es zur Entscheidung der aufgeworfenen Frage einzig darauf an, ob der Erotikos sich zu anderen Schriften des Lysias verhält wie eine geistreiche Nachbildung zu ihrem Originale, oder wie ein früheres Produkt zu späteren desselben Schriftstellers. Hierüber aber gibt die schon erwähnte Untersuchung des verstorbenen Hänisch genügenden Aufschluss, indem sie zeigt, dass der Erotikos mit den erhaltenen Gerichtsreden des Lysias, abgesehen von einigen wenig belangreichen rhetorischen Eigenthümlichkeiten, in dem häufigen Gebrauche vieler sprachlichen Wendungen übereinstimmt, namentlich in dem gewisser den Satz einleitender Partikeln [13]) und

12) s. v. πεφοριῶσθαι (vgl. *Oratores Attici rec. Baiterus et Sauppius II*, 210): *Λυσίας ἐν τῇ πρὸς Πολυκράτην κατ' Ἐμπέδου ἐπιστολῇ, εἰ γνήσιος, φησίν κ. τ. λ.*

13) So besonders ἔτι δέ, τοίνυν, καὶ μὲν δή und καίτοι mit angefügter Frage.

in dem mancher infinitivischen Construktionen [14]). Gerade eine solche Uebereinstimmung aber kann nur ein Merkmal der Identität des Schriftstellers, nicht ein Merkmal der Nachahmung sein, wenigstens nicht einer Nachahmung, wie sie sich dem Plato zutrauen lässt. Sowie der physische Mensch durch allen Wandel der Lebensalter hindurch gewisse Bewegungen und Geberden unverlierbar bewahrt, so klebt auch jedem Schriftsteller eine Vorliebe für einzelne Ausdrücke, einzelne Partikelverbindungen und Satzwendungen als unwillkürliche Gewohnheit an, wovon er nicht lässt, so sehr er auch im Laufe der Zeit die Vorbilder, die stilistischen Principien und den Kreis der sprachlichen Anschauungen verändert. Auf Aeusserlichkeiten solcher Art wird nur der geistlose Nachahmer sein Augenmerk richten, wie sich hier sogar an einem sehr nahe liegenden Beispiele zeigen lässt, indem der Verfasser desjenigen Erotikos, der mit grossem Unrecht den Namen des Demosthenes trägt, sich den Lysias vorherrschend darin zum Muster genommen hat, dass er möglichst oft ein *ἔτι δέ*, ein *τοίνυν* u. dgl. anbringt. Nimmermehr jedoch ist das die Weise des Plato. Wo dieser den hochtrabenden Ton eines Agathon, die selbstgefällige Unfehlbarkeit eines Protagoras, die pedantische Wortklauberei eines Prodikos, die kecke Laune eines Aristophanes zeichnet, da gibt er den in die Augen springenden Habitus dieser Männer mit einer für seine Zeitgenossen unverkennbaren und auch uns leicht sich aufdrängenden Wahrheit wieder, aber es fällt ihm offenbar nicht ein ihnen auch solche Sprachgewöhnungen abzulauschen, welche jedem andern als dem mikroskopisch bewaffneten Auge des Grammatikers sich entziehen und für den Gesammteindruck gar nicht mitbestimmend sind; vielmehr lässt er sie, wie jeder gute Dramatiker es thut, trotz aller Feinheit der Charakteristik doch wesentlich seine eigene Sprache mit ihrer graziösen Nachlässigkeit reden. Hätte er es daher unternommen, den Lysias in einen Dialog einzuführen, so würde er der Analogie wie der inneren Wahrscheinlichkeit nach das gerade Gegentheil von dem gethan haben, was die hier bekämpfte Annahme ihn thun lässt: er würde ein Bild von ihm entworfen haben, das durch seine allgemeine Aehnlichkeit den unbefangenen Leser überraschen musste, nicht ein solches, das durch Uebereinstimmung in einer Menge von unscheinbaren Zügen die vergleichende Thätigkeit des Kenners herausforderte. Darum würde er seine Nachbildung wohl schwerlich bis auf Dinge der angegebenen Art ausgedehnt haben; dagegen hätte er, sei es auch mit einem Anfluge von Spott, unzweifelhaft etwas von jener Leichtigkeit der Wortwahl und von jener Anschaulichkeit der Darstellung durchschimmern lassen, in welchen das Bewusstsein aller Zeiten das am meisten Charakteristische des lysianischen Stils gefunden hat und welche in dem Erotikos so ganz vermisst werden. Wenigstens wäre das Fehlen davon nur in dem Einen Falle erklärbar, dass der Phädros das erste oder eines der ersten Werke

14) So besonders häufig *ἄξιον* und *χρή* mit dem Infinitiv. Ueber einige andere im Erotikos sich wiederfindende Sprachgewöhnungen des Lysias vgl. Hänisch p. 34 und hier und da im Commentar.

des Plato wäre, entstanden während der letzten Jahre des peloponnesischen Krieges, als Lysias die ihm nachher eigenthümliche rednerische Art noch gar nicht entwickelt hatte, aber freilich auch kaum schon berühmt genug war um als Vertreter der Rhetorik überhaupt aufzutreten; allein diese Meinung, welche früher von bedeutenden Autoritäten aufrecht erhalten wurde, kann gegenwärtig wohl als allgemein aufgegeben gelten. Das hingegen muss bei genauerer Prüfung als schlechterdings unmöglich bezeichnet werden, dass Plato bei einer in viel späterer Zeit unternommenen Nachbildung des Lysias einzig die diesem selbst fremd gewordene Jugendmanier zu Grunde gelegt habe; denn nur die wenigsten Leser würden eine Schilderung erkannt haben, deren höhere poetische Wahrheit er einer kleinlichen Consequenz in der Wiedergabe der Zeit des Dialogs zum Opfer gebracht hätte. Wohl aber gewinnt man für Alles die ungezwungenste Erklärung, wenn man den Erotikos für ein wirkliches Erzeugniss der früheren Lebensepoche des Lysias hält. Nichts natürlicher, als dass bei dem wachsenden Rufe des Redners dessen ungestüme Verehrer auch seine vorher vielleicht wenig beachteten Jugendwerke hervorzogen und zum Gegenstande einer maſslosen Bewunderung machten. So gefasst sind die vernichtenden Angriffe Plato's in viel höherem Grade gegen diese gedankenlosen Anbeter als gegen den Meister gerichtet, von dem sogar an einer Stelle des Dialogs angedeutet wird, dass er mit ihren Lobsprüchen nicht durchaus einverstanden sein würde [15]: als ihr Repräsentant tritt Phädros auf, während Lysias ganz im Hintergrunde bleibt. Der Zweck aber, die zeitgenössische Rhetorik in ihrer Hohlheit bloſszustellen, wird darum nicht weniger erreicht, weil dieselbe mehr in einem die schädlichen Wirkungen an sich offenbarenden Jünger als in einem persönlich unverächtlichen Lehrer verkörpert erscheint.

Nach Beendigung des Vortrags nimmt Prof. Vahlen aus Wien das Wort, nicht sowohl um den Inhalt des Vortrags zu bestreiten, als um einiges hinzuzufügen. Er weist namentlich auf drei Punkte hin. Erstens, die lysianische Rede im Phädrus sei nicht blos von ihrer rhetorischen Seite zu betrachten, sondern auch in Betreff ihres ethisch niedrigen Gehaltes. Zweitens auf die Zeugnisse der Alten über den lysianischen Ursprung sei nicht so grosses Gewicht zu legen, da dieselben oft nicht auf bestimmter Ueberlieferung beruhten, sondern nur auf Schlüssen aus Plato selbst. Dagegen verdienten drittens einige einzelne Züge in der Platonischen Darstellung Beachtung, welche deutlich Plato's Absicht bewiesen, die Autorschaft des Lysias auſser Zweifel zu setzen.

Prof. Schmidt: Meine Herren! Ich bin meinem verehrten Freunde Prof. Vahlen für die Ergänzung, welche er zu meinem Vortrage gegeben hat, sehr dankbar. Gewissermaſsen hat er mir damit den Vorwurf gemacht, dass der von mir für die aufgestellte Thesis gelieferte Beweis nicht ganz so vollständig gewesen sei, wie er hätte sein können;

15) P. 235 a: τοῦτο δὲ οὐδὲ αὐτὸν ᾤμην Λυσίαν οἴεσθαι ἱκανὸν εἶναι.

doch habe ich mir diese Unvollständigkeit mit vollem Bewusstsein zu Schulden kommen lassen. Absichtlich habe ich mich auf diejenigen für meine Thesis sprechenden Argumente beschränkt, welche dem Hörer in einer allgemein gehaltenen Darlegung klar gemacht werden konnten, da sie zur Begründung ihrer unumstöfslichen Gewissheit völlig ausreichten; dagegen habe ich es vermieden auch auf solche einzugehen, welche, um verständlich zu sein, das Vorlegen, das Erklären und das vergleichende Prüfen einer Reihe von platonischen Stellen erheischt hätten. Hier konnte überdies der Interpretation einer einzelnen Stelle wieder eine andere an sich mögliche gegenübergestellt, es musste hauptsächlich an die unbefangene Gesammtauffassung appelliert werden, und darum konnte hier die volle Sicherheit des Beweises zu fehlen scheinen; sonst aber bin ich mit Prof. Vahlen über die von Plato selbst für eine richtige Betrachtungsweise des Erotikos gegebenen Winke durchaus einverstanden. Aufserdem möchte ich nur noch auf zwei von Prof. Vahlen berührte Punkte kurz zurückkommen. Erstens behauptet derselbe, die von mir angezogene Autorität der Alten sei ohne Gewicht, die Alten haben den Plato nur gelesen wie wir ihn lesen und daher den Erotikos in gutem Glauben als lysianisch hingenommen; allein ich kann dies, wie ich schon gesagt, namentlich in Hinsicht auf den Dionysios von Halikarnass nicht zugeben, jenen genauen Kenner des Lysias, der ja auch uns als eine Hauptquelle für diesen Redner dienen muss: ihm ist ein solches gedankenloses Hinnehmen unmöglich zuzutrauen. Der zweite Punkt betrifft den Gegenstand des Erotikos, hinsichtlich dessen ich mit Prof. Vahlen darin völlig übereinstimme, dass er ein für den Zweck Plato's keineswegs zufälliger ist. Ich habe es, weil es nicht zur Sache gehörte, vermieden, auf die vielbestrittene Frage nach dem Grundgedanken des Phädros gewissermafsen im Vorübergehen eine Antwort zu geben; allein um so weniger möchte ich die von mir vorher gebrauchten Worte so verstanden wissen als meinte ich, der Inhalt dieses Dialogs drehe sich einzig um den Gegensatz zwischen wahrer und falscher Rhetorik. Vielmehr ist, um meine Ansicht hier in der Kürze auszusprechen, für den Gesammtinhalt des Phädros das Liebesthema eben so wesentlich wie das Thema der Beredtsamkeit, aber nur scheinbar wird der Dialog durch sie in zwei heterogene Theile zerrissen: das einigende Band zwischen ihnen liegt in dem Begriffe der Seelenleitung, der *ψυχαγωγία*. Die gewöhnliche Beredtsamkeit wie die niedere Liebe sind nach Plato's Auffassung in gleicher Weise Ausartungen dieser; ihre Auflösung und Erfüllung sind die höhere Liebe und die philosophische Mittheilung. Von jener geht, wie er im Gastmahl schön ausführt, alle tiefere Einwirkung der Geister auf einander aus und in dieser vollendet sie sich: so bilden beide in untrennbarer Einheit jene wahre Seelenleitung, welche den Mittelpunkt unseres Dialogs ausmacht.

Zuletzt hielt Prof. A. W. Zumpt aus Berlin folgenden Vortrag:

In der römischen Geschichte sind die interessantesten Abschnitte diejenigen, in denen die Veränderungen der gesammten Staatsverfassung statt fanden, der Uebergang von der monarchischen Verfassung zur republikanischen und der ausgebildeten Demokratie zur kaiserlichen Regierung, in der das zerrüttete und in seinen Grundvesten erschütterte Reich zu neuer Blüthe gelangte und noch Jahrhunderte lang die civilisirte Welt umfasste. Von beiden Zeitabschnitten indessen ist eine nur sehr mangelhafte Ueberlieferung auf uns gekommen. Der Uebergang Roms von der Königsherrschaft zur Republik ist in Sagen gehüllt, aus denen zwar manches als geschichtlich hervortritt; über die näheren Umstände aber sind schwerlich mehr als Vermuthungen möglich oder Schlüsse aus dem, was später erwähnt wird, erlaubt. Wie löste sich die früher unumschränkte Macht der Könige allmählich auf? Wie giengen die einzelnen Attribute derselben auf die neuen republikanischen Beamten über? Welchen Einfluss übte dabei das Beispiel anderer Staaten, die nach Abschaffung der königlichen Macht republikanische Einrichtungen annahmen? Das sind Fragen, welche die Geschichtsforscher mannigfach beschäftigt haben und noch lange beschäftigen werden, ehe ein bestimmter Kern als gesichert sich ergibt. Auch der Uebergang Roms von der Republik zum Kaiserthum ist uns mangelhaft überliefert. Einzelne Parthien der früheren Kämpfe sind zwar durch gleichzeitige Zeugen und den Briefwechsel der dabei handelnden Personen selbst bis in sehr genaue Einzelheiten bekannt: aber von der Regierung August's, welcher die Monarchie, wenn nicht schuf, so doch befestigte und begründete, ist spärliche, lückenhafte und meist von viel später lebenden Schriftstellern herrührende Kunde auf uns gekommen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, aus diesem Zeitabschnitte einen zwar an sich kleinen, aber nicht unwichtigen Punkt der Betrachtung zu unterwerfen.

Ich will über die tribunicische Gewalt der römischen Kaiser sprechen, einen viel behandelten Gegenstand. Die gründlichsten und gelehrtesten Untersuchungen sind darüber angestellt worden, an welchem Tage zuerst August dieselbe angenommen, an welchem die nachfolgenden Kaiser, und wie sie nach derselben die Jahre ihrer Regierung gezählt haben. Hierfür dürfte die Forschung im Ganzen abgeschlossen sein und kaum im Einzelnen eine spärliche Nachlese gewähren. Eine andere Frage ist, welche Befugnisse die Kaiser aus der tribunicischen Macht ableiteten, eine Frage, über die trotz vielfacher Arbeiten noch mannigfache und lehrreiche Untersuchungen gemacht werden könnten. Doch dies steht fest, die tribunicische Gewalt bildet den Gipfel der kaiserlichen Macht: sie ist das, was den Kaiser zum Monarchen des Reiches macht, was ihm die Hoheit und Majestät eines Herrschers verleiht. Auch diese Frage indessen will ich hier nicht besprechen, sondern nur die Anfänge der tribunicischen Gewalt der Kaiser in's Auge fassen. Wie ist sie entstanden? Das ist eine Frage, die, so viel ich weifs, noch von Niemandem behandelt worden ist und die dennoch alle Beachtung verdient. Die Tribunen Roms

waren mächtige, mehr vorwärts drängende als hemmende Beamten: aber sie waren nicht allgewaltig, weder die Gesammtheit derselben, noch viel weniger der Einzelne unter ihnen. Wie ist es gekommen, dass ihre Gewalt die Machtfülle der Kaiser vollendete, dass von ihr die Regierung derselben gezählt und benannt wurde?

Die Beantwortung dieser Frage wird durch die eigenthümliche Lage, welche das römische Reich in jener Zeit hatte, ein besonderes Interesse gewinnen. Bei uns, wo viele Staaten neben einander bestehen, an Macht einander gleich und mit gleichen Ansprüchen an Civilisation und politische Bildung, ist es möglich, dass bei einer Umgestaltung der Verfassung ein Muster von anderen Staaten hergenommen wird: wir haben in neuester und früherer Zeit mannigfache Versuche der Art gesehen. Auch bei Rom, als es das Königthum in die Republik umwandelte, war dies der Fall, wahrscheinlich in ausgedehnterem Mafse, als wir es denken, wenigstens als wir es durch Zeugnisse nachweisen können. Aber als die Republik in das Kaiserthum übergieng, stand Rom in der ganzen civilisirten Welt allein da: die Königreiche, die unter dem Schutze der Römer oder aufserhalb ihres Gebietes sich fanden, gehörten uncivilisirten und halb barbarischen Nationen an, deren Verhältnisse auf sich zu übertragen keinem Römer einfiel; die alten Zustände der grauen Vorzeit zurückzurufen war auch nicht möglich. Die Entwickelung also war damals eine freie, eine selbständige, eine durchaus nationale. Die Vermuthung ist aber auch dafür, dass sie eine allmähliche gewesen ist. In einem Staate, in dem bis dahin die Gewalt unter vielen, nur ein Jahr dauernden Beamten getheilt war, entsteht die höchste immer dauernde und Alles umfassende Gewalt des Monarchen nicht plötzlich: sie ist eine politische Erfindung, die eben so gut wie Erfindungen in andern Zweigen der menschlichen Thätigkeit, der Zeit zum Heranreifen bedarf.

Bietet so die Entstehung der tribunicischen Gewalt der römischen Kaiser an sich ein grofses, fast möchte ich sagen politisches Interesse dar, so ist die Untersuchung darüber formell lehrreich für die Geschichtsforschung. Denn die Widersprüche der Gewährsmänner unter einander sind dabei zahlreich und bedeutend. Man kann sie unmöglich kurz abfertigen mit der Rede, der eine hätte sich geirrt und falsch berichtet. Denn der direkten Unwahrheiten und Irrthümer gibt es überhaupt in der Ueberlieferung der alten Geschichte gar wenige: die Annahme derselben geht meist von der falschen Auffassung der Forscher aus, die durch eigene Irrthümer verführt am Ende keinen andern Ausweg sahen, als durch Anklage Anderer sich selber loszusprechen. Ueber die tribunicische Gewalt aber widersprechen einander die Autoren, auf deren Kenntnis und Wahrhaftigkeit überhaupt die Geschichte der römischen Kaiser beruht: sie widersprechen sich nicht nur unter einander, sondern ein und derselbe sagt an der einen Stelle etwas anderes, als scheinbar an einer andern. Hier also gilt es, wenn irgendwo, eine Auflösung zu finden, die keinen verletzt, eine Anschauung zu gewinnen, von der aus alle Zeugnisse erklärt und gerechtfertigt werden. Ich hoffe, dass auch in dieser Hinsicht die fol-

gende Betrachtung, mag sie gelungen oder misslungen erscheinen, Interesse gewähren wird.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung mag eine Stelle von Tacitus (Annal. III, 56) bilden, wo von der tribunicischen Gewalt, die der Kaiser Tiberius seinem Sohne Drusus gab, gesprochen wird. Es heifst dort kurz, aber bestimmt: „Diesen Ausdruck für den Gipfel der Macht erfand Augustus, um nicht den Namen eines Königs oder Dictators anzunehmen und doch durch irgend eine Bezeichnung den Vorrang vor den übrigen Beamten zu haben" [1]). Die Schwierigkeit dieser Stelle wurde von den Auslegern nicht verkannt; sie steht scheinbar im geraden Widerspruche mit bestimmten, von den glaubwürdigsten Schriftstellern überlieferten Zeugnissen. Denn schon der Dictator Cäsar hat die tribunicische Gewalt gehabt. Dio Cassius (40, 20) zählt ausführlich die Ehren auf, die ihm, als die Nachricht von Pompejus' Ermordung nach Rom gekommen, von Senat und Volk in reichem Mafse ertheilt wurden; unter andern sagt er: „Die Gewalt der Volkstribunen auf Lebenszeit, so zu sagen, erhielt er" [2]). Cäsar lehnte von den Ehren, die ihm damals ertheilt wurden, manche ab; aber diese der tribunicischen Gewalt scheint er nach einer unbefangenen Erklärung der Worte Dio's angenommen zu haben. Indessen möge man auch diese Worte bezweifeln und einen Irrthum annehmen, noch einmal spricht Dio von der tribunicischen Gewalt Cäsar's zum Jahre 44 v. Chr., als dieser nach Besiegung aller Gegner lebenslänglicher Dictator und unangefochtener Herrscher Roms war (44, 5) [3]): „Man beschloss, er sollte alle Vorrechte der Volkstribunen geniefsen." Unzweifelhaft also hat schon der Dictator Cäsar die tribunicische Gewalt gehabt und Tacitus, der die Erfindung derselben dem Augustus zuschreibt, hätte sich geirrt: es müsste denn sein, dass man, um diesen zu retten, einen nochmaligen Fehler Dio's annähme und sich mit der äufserlich scheinbaren Redensart hälfe, Dio, weil er so viel später gelebt, verdiene weniger Glauben als Tacitus. Indessen gesetzt, Augustus hätte die tribunicische Gewalt zuerst erhalten, wann hat er sie bekommen? Durch die unzweifelhaftesten und sichersten Denkmäler und Zeugnisse, deren Zuverlässigkeit Niemand bestreiten kann, steht fest, dass Augustus seine tribunicische Gewalt, nach der er selber und Andere die Jahre seiner Regierung zu zählen pflegte, vom 27. Juli d. J. 23 v. Chr. datirte; an dem Tage also

---

1) Tacitus Annal. III, 56: *Id summi fastigii vocabulum Augustus repperit, ne regis aut dictatoris nomen adsumeret ac tamen appellatione aliqua cetera imperia praemineret.*

2) Ich setze die Stelle, auf die ich später noch zurückkommen werde, ausführlich im Zusammenhange her: *τήν τε ἐξουσίαν τῶν δημάρχων διὰ βίου, ὡς εἰπεῖν, προσέθετο· συγκαθέζεσθαί τε γὰρ ἐπὶ τῶν αὐτῶν βάθρων καὶ ἐς τἆλλα συνεξετάζεσθαι σφίσιν, ὃ μηδενὶ ἐξῆν, εὕρατο· αἵ τε γὰρ ἀρχαιρεσίαι πᾶσαι, πλὴν τῶν τοῦ πλήθους, ἐπ' αὐτῷ ἐγένοντο, καὶ διὰ τοῦτο ἐς τὴν παρουσίαν αὐτοῦ ἀναβληθεῖσαι ἐπ' ἐξόδῳ τοῦ ἔτους ἐτελέσθησαν.*

3) Die Worte Dio's lauten: *τά τε τοῖς δημάρχοις δεδομένα καρποῦσθαι, ὅπως, ἄν τις ἢ ἔργῳ ἢ λόγῳ αὐτὸν ὑβρίσῃ, ἱερός τε ᾖ καὶ ἐν τῷ ἄγει ἐνέχηται — ἐψηφίσαντο.*

muss er sie nothwendiger Weise erhalten haben. Und doch berichtet Dio (49, 15) [4]) schon zum Jahre 36 v. Chr. nach der Besiegung des Sex. Pompejus: „Damals aber beschloss man, es sollte ihm ein Haus vom Staate gegeben werden — ein Haus also bestimmte man ihm und ferner, er sollte weder durch Wort noch durch That beleidigt werden; wo nicht, so sollte derjenige, welcher so etwas gethan, in dieselben Strafen verfallen, welche bei einem Volkstribunen festgesetzt waren.“ Denn dies ist doch die tribunicische Gewalt. Bestätigt wird dieses Zeugnis Dio's durch Appian [5]), der zu demselben Jahre nach dem Kriege mit Sex. Pompejus erzählt: „Darüber priesen sie ihn und wählten ihn zum Volkstribunen auf Lebenszeit;“ ja er setzt sogar ausdrücklich hinzu, er habe diese Ehre angenommen. Also kein Zweifel kann sein, dass Augustus schon vor dem Actischen Kriege die tribunicische Gewalt hatte, und zwar auf Lebenszeit. Dennoch aber sagt Dio (51, 19) [6]) von Neuem zum Jahre 30 v. Chr. nach des M. Antonius' Besiegung und Tod: „man bestimmte, Cäsar sollte die Gewalt der Volkstribunen lebenslänglich haben,“ und zum dritten Male zum Jahre 23 v. Chr., als Augustus freiwillig sein elftes Consulat niedergelegt hatte, heifst es bei eben demselben (53, 32) [7]): „deswegen beschloss der Senat, er sollte Volkstribun für die Dauer seines Lebens sein.“

Was kann bei so vielfachen und bestimmten Zeugnissen, die unter einander im stärksten Widerspruche zu stehen scheinen, unsere Entscheidung sein? Hat Tacitus falsch berichtet über eine Sache, die überaus wichtig war und ihm bei auch nur geringer Nachforschung unmöglich entgehen konnte? Oder hat Dio sich geirrt, da er von der wiederholten Uebertragung der tribunicischen Gewalt, zuerst an Cäsar dann an Augustus, erzählte? Lipsius rechtfertigt Tacitus' Bericht. Der Dictator Cäsar, sagt er, habe von dem Namen eines Tribunen keinen öffentlichen Gebrauch gemacht. Augustus habe dies zuerst gethan und durch Datierung seiner Regierung nach der tribunicischen Gewalt dieser Glanz und Ansehen verliehen; deshalb dürfe man ihm wohl die Erfindung derselben zuschreiben — ein sehr zweifelhafter Ruhm für Augustus, wenn er blos den öffentlichen Gebrauch des Namens und den Glanz,

---

4) Die Stelle heisst: *τότε δὲ οἰκίαν τε αὐτῷ ἐκ τοῦ δημοσίου δοθῆναι ἔγνωσαν — τήν τε οὖν οἰκίαν αὐτῷ ἐψηφίσαντο καὶ τὸ μήτε λόγῳ μήτε ἔργῳ τι ὑβρίζεσθαι· εἰ δὲ μή, τοῖς αὐτοῖς τὸν τοιοῦτόν τι δράσαντα ἐνέχεσθαι, οἷσπερ ἐπὶ τῷ δημάρχῳ ἐτέτακτο. καὶ γὰρ ἐπὶ τῶν αὐτῶν βάθρων συγκαθέζεσθαι ἔλαβεν.*

5) Appian in bell. civ. V, 132 sagt: *Ἐφ' οἷς αὐτὸν εὐφημοῦντες εἵλοντο δήμαρχον ἐς ἀεί, διηνεκεῖ ἄρα ἀρχῇ προτρέποντες τῆς προτέρας ἀποστῆναι· ὁ δὲ ἐδέξατο μὲν καὶ τήνδε.*

6) Die Worte Dio's lauten vollständig: (*ἐψηφίσαντο*) *τὸν Καίσαρα τήν τε ἐξουσίαν τὴν τῶν δημάρχων διὰ βίου ἔχειν καὶ τοῖς ἐπιβοωμένοις αὐτὸν καὶ ἐντὸς τοῦ πωμηρίου καὶ ἔξω μέχρι ὀγδόου ἡμισταδίου ἀμύνειν* (*ὃ μηδενὶ τῶν δημαρχούντων ἐξῆν*) *ἔκκλητόν τε δικάζειν καὶ ψῆφόν τινα αὐτοῦ ἐν πᾶσι τοῖς δικαστηρίοις ὥσπερ Ἀθηνᾶς φέρεσθαι.*

7) Auch diese Worte Dio's führe ich an: *καὶ διὰ τοῦτο ἡ γερουσία δήμαρχόν τε αὐτὸν διὰ βίου εἶναι ἐψηφίσατο καὶ χρηματίζειν αὐτῷ περὶ ἑνός τινος ὅτου ἂν ἐθελήσῃ καθ' ἑκάστην βουλήν, κἂν μὴ ὑπατεύσῃ, ἔδωκε.*

nicht die Sache selber erfand, und woher die wiederholten Erwähnungen Dio's über Augusts tribunicische Gewalt kommen, bleibt unerklärt. Andere meinen, Augustus habe die tribunicische Gewalt Anfangs entweder nicht angenommen oder doch vernachlässigt: erst mit dem Jahre 23, als er die alten republikanischen Aemter nicht mehr zu führen beschlossen, sei er auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam geworden — eine Ansicht, die eben so sehr mit den Worten der Ueberlieferung wie mit der Sache selbst im Widerspruch steht.

Eine gesunde historische Kritik wird, denke ich, keines der angeführten Zeugnisse verwerfen, weder Irrthum noch Untreue von Schriftstellern, die sonst alles Vertrauen verdienen, annehmen, sondern eine Vereinigung versuchen. Zwei Bemerkungen, die ich schon oben angeführt, werden dabei zu Grunde gelegt werden müssen. Erstlich, die tribunicische Gewalt der Kaiser, lebenslänglich und die Machtfülle eines Monarchen darstellend, musste eine ganz andere sein als die, welche früher ein einzelner Volkstribun auf ein Jahr und neun Collegen gleichstehend, gehabt hatte. Zweitens, die kaiserliche Macht konnte sich nicht plötzlich vollständig ausgebildet erheben, sondern musste sich allmählich entwickeln. Darnach müsste die allgemeine Anschauung etwa folgende sein: Schon nach Besiegung von Cn. Pompejus erhielt der Dictator Cäsar die tribunicische Gewalt, aber sie wurde erweitert, als er alle Kriege mit seinen Gegnern beendet hatte. Augustus erhielt dann durch den ersten Beschluss des Senates und römischen Volkes nach Sex. Pompejus' Besiegung jene schon für Cäsar erweiterte tribunicische Gewalt; aber sie wurde durch zwei fernere Beschlüsse wiederum vergröfsert, bis sie im Jahre 23 v. Chr. alle Hoheitsrechte eines Monarchen in dem Mafse enthielt, dass sie zum Symbol der kaiserlichen Majestät erhoben werden konnte.

So würde Tacitus, der die Erfindung der tribunicischen Gewalt dem Augustus zuschreibt, mit der übrigen Ueberlieferung, die sie zuerst dem Dictator Cäsar, dann zu wiederholten Malen dem Augustus zuerkennen lässt, in vollkommenem Einklange stehen: jener versteht die Machtfülle der Gewalt, wie sie die späteren Kaiser besafsen, diese berichtet die Entwickelung derselben. Aber die Worte der Ueberlieferung sind hiermit noch nicht gerechtfertigt. Dio Cassius wäre ein gar elender Geschichtsschreiber, wenn er fünfmal blos die Verleihung der tribunicischen Gewalt erwähnte und seine Leser errathen liefse, dass nicht Wiederholung derselben Beschlüsse, sondern Erweiterung und Ausdehnung derselben gemeint sei. Wie undeutlich auch sein Bericht sein mag, er muss bei der Erwähnung eines jeden Beschlusses das Charakteristische desselben hinzusetzen und dieses wird die jedesmalige Erweiterung der tribunicischen Gewalt enthalten und die Stufen, welche dieselbe durchmachte, bezeichnen. Und nun finden wir wirklich, dass er dies thut: bei jedem Beschlusse, den er erwähnt, fügt er einige Befugnisse hinzu, die dem Kaiser beigelegt worden seien: diese Befugnisse werden die Merkmale sein, an denen wir das Wachsen der tribunicischen Gewalt der Kaiser erkennen.

Kehren wir also zum Dictator Cäsar und zu den Anfängen der tribunicischen Gewalt zurück. Zuerst erwähnt ihrer Dio unter den Ehren, die dem Dictator nach Pompejus' Tode, als sein Uebergewicht im Staate entschieden war, ertheilt wurden. Sein Bericht ist bestimmt und genau: „Er erhielt, sagt er, die Gewalt der Volkstribunen auf Lebenszeit, so zu sagen; denn er bekam das Recht, auf denselben Sesseln, wie sie, zu sitzen und in allem übrigen ihnen gleichgeachtet zu werden, was keinem Andern zustand." Welche Vorrechte und Befugnisse entsprangen aus diesem Volksbeschluss? Denn ein solcher war sicherlich darüber gefasst worden. Erstlich, Cäsar sollte auf denselben Sesseln, wie die Volkstribunen, sitzen dürfen. Es ist bekannt, dass die Amtssessel der Tribunen (*subsellia*) verschieden waren von den curulischen Sesseln der höchsten Beamten: sie werden geschildert als ähnlich denjenigen Stühlen, welche die geringeren Beamten hatten; wahrscheinlich indess war an ihnen irgend ein besonderes Abzeichen, als unterscheidendes Merkmal der heiligen und unverletzlichen Beamten der Plebs. Diese bedienten sich derselben im Senate, wo ihre Plätze, wie die der übrigen Beamten, abgesondert von denen der Senatoren waren, im Theater, in der Volksversammlung, kurz überall, wo sie in ihrer Amtsthätigkeit auftraten. Für Cäsar hatte dieses Recht im Uebrigen einen geringeren Werth. Er war ununterbrochen entweder Consul oder Dictator und hatte also bei allen öffentlichen Gelegenheiten den curulischen Sessel; aber im Theater, wo es nicht auf Machtentwickelung, sondern auf den äufsern Schein ankam, liebte er es doch, sich als Vertreter der römischen Plebs und volksthümlichen Beamten auf einem tribunicischen Amtssessel zu zeigen. Ausdrücklich wird dies erwähnt zum Jahre 44 v. Chr. Er hatte damals das Recht erhalten, zu jeder Zeit in dem Anzuge eines Triumphators zu erscheinen, und selbst wenn er kein curulisches Amt bekleidete, dennoch immer auf einem curulischen Sessel zu sitzen: ausgenommen wurden die Spiele; an ihnen sollte er auf einem tribunicischen Stuhle und unter den jedesmaligen Volkstribunen sitzen dürfen [8]). Die späteren Kaiser, die befestigt in ihrer Macht nur selten das Consulat selber bekleideten und den curulischen Sessel mieden, haben stets den tribunicischen Stuhl als am meisten volksthümliches Attribut ihrer erhabenen Stellung betrachtet. So lesen wir es von Augustus, der bei feierlicher Gelegenheit nebst seinem Schwiegersohn und Stiefsohn auf einem tribunicischen Stuhle safs; so von Claudius, der im Senate in der Regel seinen Platz zwischen den beiden Consuln, aber auch auf einem tribunicischen Stuhle, zu nehmen pflegte; so in noch viel späterer Zeit nicht blos von Pertinax, der Senat und Volk hoch schätzte, sondern auch von Caracalla, der nur die Soldaten ehrend, beide missachtete.

In den folgenden Worten, mit denen Dio die tribunicische Gewalt des Dictators Cäsar erläutert: „er sollte in allen übrigen Dingen den Tribunen gleich geachtet

---

8) Dio Cassius 44, 4.

werden," umfasst er alle Befugnisse derselben; denn ich sehe nicht ein, wie man diese so bestimmten Worte anders verstehen könnte. Cäsar hatte also fortan alle Rechte eines Volkstribunen: er konnte, nach der ältesten Befugnis derselben, jedem Bürger, der sich gekränkt glaubte, Hülfe bringen, er konnte jede öffentliche Verhandlung im Senate oder vor dem Volke durch sein Veto hindern, er konnte selber den Senat berufen und befragen, er konnte Volksversammlungen halten, kurz Alles, was einst die kühnsten und mächtigsten Volkstribunen gethan und gewagt hatten, stand fortan in seiner Macht. Endlich war seine eigene Person unverletzlich und wer ihm zu nahe trat, den härtesten Leibes- und Lebensstrafen verfallen: in ihm wurde die Hoheit der römischen Plebs selber verletzt und alle Gesetze wegen beleidigter Majestät fanden gegen den Uebelthäter folgerechte Anwendung. Das war eine sehr bedeutende Neuerung und Dio hatte ganz Recht hinzuzufügen, Niemanden habe Gleiches freigestanden. Die Gewalt der Consuln, Prätoren, Quästoren hatte schon das alte römische Staatsrecht von den Personen der Beamten selber abgelöst und auf diejenigen, welche nach Ablauf ihres Amtsjahres dieselbe Gewalt behalten sollten, ja vielfach auch auf Privatpersonen übertragen: jetzt geschah dasselbe mit dem wichtigsten, ganz eigentlich nur städtischen Amte und es wurde dadurch eine neue Persönlichkeit geschaffen, die blos an sich, ohne äufsern Schutz und Schirm, heilig und unantastbar war. Inzwischen glaube ich nicht, dass es Cäsar, als er den erwähnten Senats- und Volksbeschluss annahm oder veranlasste, auf diese Vorrechte besonders ankam. Für seine Macht im Staate war durch das Consulat und die Dictatur, die er bekleidete, auch durch specielle Volksbeschlüsse, die ihm das Recht über Krieg und Frieden und das höchste militärische Commando übertrugen, hinreichend gesorgt. Seine persönliche Sicherheit aber, erkannte er wohl, beruhte auf dem Heere: wer ihn persönlich angreifen wollte, den schreckte, wie es deutlich die Folge erwies, auch die besondere Heiligkeit, welche einen Volkstribunen umgab, nicht ab. Cäsar also bezweckte zunächst etwas Anderes und dies deutet auch Dio Cassius an, wenn er hinzufügt: „Denn alle Wahlen aufser denen der Plebs standen in seiner Gewalt." Es ist bekannt, dass nach römischem Staatsrecht bei der Wahl eines Dictators alle curulischen Beamten, Consuln, Prätoren und Aedilen, aufhörten: es stand in dem Belieben des Dictators, ob er sie, wenn sie schon gewählt waren, unter seinem Befehle benutzen, wenn sie noch nicht gewählt waren, ob er sie wählen lassen wollte oder nicht: er selber hatte die oberste und uneingeschränkte Gewalt. Deshalb hatte Cäsar zwei Jahre lang während seiner Dictatur keine curulischen Beamten erwählen, sondern ihre Geschäfte durch Präfecten, die von ihm abhängig waren, versehen lassen. Aber mit den Beamten der Plebs verhielt es sich anders: die schwersten Strafen und Verwünschungen waren in den alten Staatsgesetzen verhängt, wenn Jemand die Plebs ohne ihre Beamten liefse: sie waren also auch unter Cäsars Dictatur regelmäfsig erwählt worden. Ferner, wollte Cäsar trotz seiner uneingeschränkten Macht dennoch des Herkommens halber die curulischen Beamten wählen lassen,

so hielt er selber die Wahlversammlung und konnte dabei nach römischem Staatsrecht die Personen, welche er nicht wünschte, ausschliefsen; die Volkstribunen aber wurden unter dem Vorsitze der Volkstribunen gewählt. Von dieser Seite hatte der Dictator schon einige Opposition erfahren und besorgte weiteren Widerstand. Seitdem er aber selber die tribunicische Gewalt besafs, hatte er denselben nicht weiter zu fürchten. Er konnte nicht blos Alles, was ein Tribun ihm nicht Genehmes begann, hindern, sondern er konnte dem auch vorbeugen, indem er durch unmittelbaren Vorsitz bei der Wahl dieselbe auf ihm genehme Persönlichkeiten lenkte. Und hierauf beziehe ich, was Dio [9]) an einer andern Stelle, wo er die Machtbefugnisse Cäsars schildert, sagt, man hätte seiner Entscheidung die Wahlen, auch die der Plebs, anheim gegeben.

Dies also war die erste Stufe der tribunicischen Gewalt der Kaiser. Sie umfasste Rechte, welche das Uebergewicht im Staate während friedlicher Zustände sicherten, zumal da sie lebenslänglich war, während die Personen der Tribunen selbst jährlich wechselten. Dennoch ist sie später, auch beim Dictator Cäsar, noch bedeutend erweitert worden. Dio drückt sich darüber zum Jahre 44 v. Chr., wo Cäsar nach Niederwerfung seiner letzten Gegner die ganze Machtfülle eines Monarchen übertragen erhielt, folgendermafsen aus: „Man beschloss, er sollte die Vorrechte, die den Volkstribunen zukommen, geniefsen, auf dass, wer ihm in Wort oder That zu nahe getreten wäre, für geächtet und für einen Frevler gegen die Götter gelten sollte.“ Daher lässt dann derselbe Dio [10]) den M. Antonius in seiner berühmten Leichenrede auf Cäsar sprechen „von dem Manne, der heilig und unverletzlich sei,“ „den man, wie die Volkstribunen, für unantastbar erklärt hätte“ und Appian [11]) stimmt an mehreren Stellen mit seinen Ausdrücken überein. Man fragt mit Recht, weshalb es, um diese Unverletzlichkeit der Person festzustellen, noch eines zweiten, besonderen Beschlusses bedurfte. Sie lag unzweifelhaft schon in dem ersten vom Jahre 48 v. Chr. Wenn gleich Dio sie bei ihm nicht besonders anführt, so war sie doch in der tribunicischen Gewalt überhaupt enthalten. Hatte Cäsar das Recht, den Amtssessel der Tribunen zu gebrauchen, so musste er nothwendiger Weise auch die Unverletzlichkeit, die den auf jenem Sessel Sitzenden schützte, haben und es wäre nicht eine Ehre, sondern eine Schmach für den Dictator gewesen, wenn man sie, wie es in diesem Falle hätte geschehen müssen, ausdrücklich ausgenommen hätte. Es muss also eine Erweiterung der tribunicischen Gewalt Cäsar durch das zweite Gesetz übertragen worden sein und zwar eine Erweiterung, die mit der Unverletzlichkeit im Zusammenhange steht. Ich finde diese in zweierlei.

Erstlich die Gewalt der Tribunen und ihre Unverletzlichkeit galt nur für Rom selbst: aufserhalb wirkten sie nur in einzelnen Fällen, wo ihnen durch besondere

---

9) Dio Cassius Buch 43, Cap. 45.
10) Dio, Buch 44, Cap. 49.
11) S. Bürgerkriege 2, Cap. 106 und 108, auch Livius im Auszuge von Buch 116.

Gesetze gleichsam Commissionen gegeben waren; dann waren sie allerdings auch aufserhalb der Stadt heilig und unantastbar. Indessen dies waren Ausnahmen und Ausnahmen der älteren Zeit: die Regel beschränkte sie zu Cäsars Zeit gänzlich auf Rom. Dies konnte dem, der monarchische Ansprüche machte, nicht genügen. Zwar Macht genug hatte er in Italien und in allen Provinzen auch ohne die tribunicische Gewalt; aber es fehlte ihm dort die Heiligkeit der Person, die für Jeden, der ihm zu nahe trat, aufserordentlich die schwersten Strafen herbeiführte. Eine räumliche Erweiterung also, glaube ich, der tribunicischen Heiligkeit wurde damals Cäsar zuerkannt: seine Person sollte im ganzen römischen Reiche unverletzlich sein. Dass die späteren Kaiser sie in diesem Umfange besafsen, ist unzweifelhaft. Ein deutliches Beispiel wird schon unter Augustus berichtet. Tiberius, damals noch sein Stiefsohn, hatte die tribunicische Gewalt erhalten, als er in die freiwillige Verbannung nach Rhodus gieng. Dort lebte er im Uebrigen als Privatmann; aber als bei seinen Wanderungen durch die Schulen der Sophisten ihn Jemand geschimpft hatte, erschien er plötzlich mit seinen Amtsdienern als Tribun und liefs den Schuldigen in's Gefängnis werfen [12]). Das hätte in Rhodus ein anderer Tribun niemals thun können, auch nicht der Kaiser oder ein kaiserlicher Prinz, wenn nicht jene räumliche Ausdehnung der tribunicischen Heiligkeit statt gefunden hätte.

Indessen noch eine andere, intensive Vergröfserung, die später überall auf das Deutlichste hervortritt, fand, wie ich vermuthe, damals statt. Die Tribunen hatten keine Zwangsgewalt irgend einer Art, nur einfache Diener standen ihnen zu Gebote, um ihre Befehle zu vollziehen. Um ihnen also Schutz gegen Angriffe und Nachdruck bei ihren Amtshandlungen zu verleihen, hatte ihnen das uralte Gesetz die Unverletzlichkeit ihrer Person gegeben. Aber sie hatten diese Unverletzlichkeit eben nur für ihre Amtshandlungen, nur zum Schirm bei der Ausübung ihrer Befugnisse, nicht für Alles, was sie sonst in ihrem Privatleben thaten. In diesem waren sie, wie alle übrigen Bürger, den gewöhnlichen Gesetzen und Gerichten unterworfen. Daher lesen wir denn, dass ein Tribun wegen Schulden verklagt und sie zu bezahlen gezwungen wurde, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sich durch die Heiligkeit seines Amtes zu decken, dass ein anderer auf gleiche Weise wegen Ehebruch belangt wurde, von noch einem andern, dass er bestraft wurde, weil er sich an dem Oberpriester thätlich vergangen hatte. Das Verfahren dabei war ganz so, wie es bei uns in einem ähnlichen Falle sein würde. Wer einen Tribunen wegen einer Privatsache belangen wollte, wandte sich an das Collegium der Tribunen: dieses entschied, ob es sich um eine Privat- oder Amtssache handle und verweigerte oder erlaubte die weitere Verfolgung — ein Verfahren, das bei einem uns ausführlicher überlieferten Falle deutlich zu Tage tritt [13]). Konnte dies Verhältnis fortbe-

12) Sueton im Leben des Tiberius Cap. 9.

13) Siehe Valerius Maximus 6, 5, 4.

stehen, als die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Monarchen an die tribunicische Gewalt geknüpft wurde? Sicherlich nicht. Einmal galt die ganze Person des Kaisers für öffentlich, nichts, was er that, bezog sich nicht auf den Staat: schon seine lebenslängliche Gewalt brachte dies mit sich und es wäre in der That unmöglich gewesen zu unterscheiden, was bei ihm Privat-, was öffentliche Thätigkeit war. Aber hätte man auch diese Unterscheidung versuchen wollen, so hätte man zugleich einen Richter darüber bestellen, einen Einzelnen oder ein Collegium über den Kaiser setzen und damit das monarchische Princip auf das Stärkste verletzen müssen. Die nothwendige Consequenz desselben war, dass das ganze Leben des Kaisers und alle Handlungen desselben für öffentliche Staatshandlungen erklärt und gleicher Weise unter die Heiligkeit der tribunicischen Gewalt gestellt wurden. Also, als der Kaiser Nero in jugendlichem Uebermuthe des Nachts durch die Strafsen Roms zog und mit den Begegnenden Händel begann, so machte sich, wer Gewalt mit Gewalt vertrieb und sich zur Wehre setzte, eben so der verletzten tribunicischen Heiligkeit schuldig, als wer den Kaiser im Senate oder mitten in einer wichtigen Amtshandlung beleidigt hätte. Es war Gnade von Nero, als er dies bei Vielen unbeachtet liefs, und er verstattete nur der Gerechtigkeit freien Lauf, als er einen Andern, der ihn erkannt und sich später entschuldigt hatte, zu sterben zwang [14]). Durch Interpretation der Worte des Gesetzes, welche die weiteste Ausdehnung gestatteten, gelangte man indessen zu noch anderer Auffassung der tribunicischen Unverletzlichkeit, wie sie vorher nie bei einem Volkstribunen statt gefunden hatte. Wem wäre es in alter Zeit eingefallen, nicht blos die Person des Tribunen für heilig und unverletzlich zu halten, sondern auch sein Haus, seine Kinder und alles, was ihm angehörte? Aber bei den Kaisern fasste man es so auf, und nicht blos die schlechten, die in frevelhaftem Uebermuthe sich über alle Gesetze erhaben dünkten, liefsen es zu, sondern auch die besten, z. B. Augustus, der, wie Tacitus [15]) allerdings missbilligend bemerkt, die Buhlen seiner Tochter Julia als Frevler gegen seine eigene Heiligkeit und Unverletzlichkeit gestraft hatte. Es lassen sich viele Beispiele der Art aus der römischen Kaisergeschichte anführen, besonders der früheren, die uns aus Tacitus' ausführlicher Schilderung genauer bekannt ist, und es wäre interessant zu verfolgen, wie weit man in der Auslegung des Gesetzes gieng, wie selbst ein Tiberius zu weite Ausdehnungen desselben, die ihm der Senat zumuthete, zurückwies und nur das, worüber kein Zweifel sein konnte, zuliefs; indessen das würde hier zu weit führen und es kommt uns nur darauf an, in wie fern beim Dictator Cäsar eine Vergröfserung der tribunicischen Gewalt statt gefunden hat, aus einander zu setzen.

Eine fernere Ausdehnung derselben konnte Cäsar nicht zu Theil werden, weil

14) S. Tacitus Annalen, Buch 13, Cap. 25.

15) In den Annalen 3, 24.

bald darauf sein Tod erfolgte: Augustus war es vorbehalten, die tribunicische Gewalt zum Abschluss zu bringen und als Mittelpunkt der kaiserlichen Macht seinen Nachfolgern zu überliefern. Zum ersten Male wurde sie ihm schon frühzeitig übertragen. Als er nach Sex. Pompejus' Bezwingung die Sicherheit Italiens und die Kornzufuhr Roms wieder hergestellt hatte, wünschte das Volk ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Dio erzählt davon: „Man beschloss, es sollte ihm eine Staatswohnung gegeben werden und bestimmte, Niemand solle ihm durch Wort oder That zu nahe treten, oder, wer derartiges gethan hätte, in dieselbe Strafe verfallen, die bei einem Volkstribunen festgesetzt wäre; denn er bekam auch das Recht auf denselben Sesseln unter den Tribunen zu sitzen.“ Der Ausdruck ist etwas ungenau und schwankend, vermeidet auch fast geflissentlich den Namen der tribunicischen Gewalt. Und doch dürfte es kaum zu bezweifeln sein, dass dieselbe ihm ganz und gar, und zwar in dem Umfange, in dem der Dictator Cäsar sie zuletzt besessen hatte, übertragen worden ist. Dafür spricht die Sache selbst. War einmal die Erfindung gemacht, die tribunicische Gewalt von dem Amte und der Person der Tribunen abzulösen, so war es natürlicher, sie vollständig an Octavian zu übertragen, als ein einzelnes Vorrecht aus derselben herauszunehmen und ihm dies gegen Gebrauch und Sitte anzubieten: und ferner, hatte man einmal zu Cäsars Gunsten die tribunicische Unverletzlichkeit in der oben angegebenen Weise erweitert und verstärkt, so konnte man sie seinem Sohne und Nachfolger nicht wieder in beschränktem Maſse anbieten, zumal derselbe durch das Triumvirat in eben solcher Macht und Höhe dastand, wie sein Vater durch die Dictatur. Endlich was Dio andeutet, sagt Appian ausdrücklich, man hätte Octavian zum Volkstribunen auf Lebenszeit erwählt, indem man ihn durch ein immerwährendes Amt auffordern wollte, sein auſserordentliches Triumvirat niederzulegen. Also, Octavian hat damals die tribunicische Gewalt ganz in dem Umfange, wie Cäsar sie gehabt hatte, erhalten. Der ungenaue Ausdruck Dio's ist inzwischen zu entschuldigen, ja sogar von bestimmter Bedeutung. Er führt eben nur an, was für Octavian damals von praktischem Werthe war. Als Triumvir hatte er die ausgedehnteste Gewalt, zu schaffen und zu hindern, zu tödten und zu begnadigen, zu nehmen und zu geben: es konnte ihm nur daran liegen, bei öffentlichen Veranlassungen durch den tribunicischen Amtssessel als Vertreter der römischen Plebs zu erscheinen, und ferner, persönliche Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu erhalten — beides Vorrechte, die Dio ja auch bei den Beschlüssen zu Cäsars Gunsten besonders namhaft gemacht hatte.

Die Stellung August's änderte sich, als er nach der Schlacht bei Actium ohne Nebenbuhler nach Rom zurückkehrte, und mit dieser Veränderung trat auch eine bemerkenswerthe Ausdehnung seiner tribunicischen Gewalt ein. Die Worte Dio's darüber sind: „Cäsar sollte die Gewalt der Volkstribunen auf Lebenszeit haben und sollte denen, die seine Hülfe anriefen, innerhalb des Weichbildes der Stadt und auſserhalb desselben bis zum ersten Meilensteine helfen können, was keinem der

Volkstribunen frei stand, und sollte als Appellationsrichter entscheiden und seine Stimme sollte bei allen Gerichten, wie das Steinchen der Minerva abgegeben werden." Das ist ein wichtiger und inhaltsschwerer Beschluss gewesen, der damals für Augustus gefasst wurde. Seine volle Bedeutung hat schwerlich irgend Jemand von denen, die ihn fassten, geahnt, aber wir können seine Wirkungen durch die ganze römische Geschichte bis auf unsere Zeit hin verfolgen. Unter vielen äußeren Ehrenbezeugungen, die auf leere Form und eitlen Prunk hinausliefen, gefasst, hat er allein die gröſste Wichtigkeit auf den materiellen Zustand aller Staaten gewonnen. Zuerst also, Augustus sollte denen, die seine Hülfe anriefen, helfen können und zwar innerhalb des Weichbildes und auſserhalb desselben bis zum ersten Meilensteine. Daraus haben viele Gelehrte den Schluss gezogen, die eigentlichen Volkstribunen hätten ihre Gewalt nur innerhalb des alten Weichbildes (*pomœrium*) ausüben dürfen: die Erweiterung für den Kaiser habe darin bestanden, dass man die Meile zunächst des Weichbildes zu seiner tribunicischen Gewalt hinzugefügt habe. Das ist schwerlich richtig und der Schluss aus Dio's Worten nicht begründet. Weder ist es glaublich, dass die Volkstribunen zu Augustus Zeit (denn nur von dieser kann hier die Rede sein) unmittelbar vor den Thoren Roms, auſserhalb deren eine Menge zur Gemeinde Roms gehöriger Bürger wohnte und sehr viele öffentliche Geschäfte vor sich giengen, keine Gewalt gehabt hätten, noch wahrscheinlich, dass die Erweiterung für den Kaiser in dem Umkreis einer Meile bestanden habe, einer Erweiterung, die an sich sehr unbedeutend war, und zu der überdem kein rechter Grund abzusehen ist. Denn, was nicht zu Rom gehörte, galt als Italien, und in Italien wie in allen Provinzen hatte der Kaiser das Recht des Helfens und der obersten richterlichen Entscheidung vermöge anderer Gewalten, die ihm übertragen waren: es kam nur darauf an, dieselbe Stellung, die er auſserhalb Roms schon hatte, ihm auch innerhalb desselben zu verschaffen. Also die Gewalt auch der Volkstribunen selber gieng bis zum ersten Meilensteine von der Stadt: das, was nach Dio's Worten keinem der wirklichen Tribunen frei stand, lag in der Art und Weise des Hülfebringens. Nicht mit einer räumlichen Ausdehnung, wie wir sie oben in Bezug auf die Unverletzlichkeit der Person des Kaisers nachgewiesen, haben wir es hier zu thun, sondern mit einer intensiven Vergröſserung. Das Veto eines einzelnen Volkstribunen, vermittelst dessen er einem Hülfesuchenden Beistand gewähren, öffentliche Verhandlungen hindern, auch gegen gerichtliches Einschreiten Einspruch thun konnte, war niemals ein absolutes, sondern wesentlich ein suspensives, und es gab verschiedene Mittel, durch die es, wenn auch mit Mühe und Zeitverlust, unwirksam gemacht werden konnte. Schwieriger war die Sache, wenn das Collegium der Tribunen einig war: dessen Einspruch war fast unmöglich zu überwinden; aber dennoch stand unzweifelhaft auch über ihm der souveräne Wille des gesammten Volkes, das ja die Tribunen eben nur als jeder Zeit bereite Vertreter von sich bestellt hatte. In diesem selben Verhältnis hatte bisher der Kaiser als Inhaber der tribunicischen Gewalt

gestanden, und mochte auch wegen seiner sonstigen Macht und seiner lebenslänglichen Würde als Tribun sein aufschiebendes Veto faktisch dieselbe Bedeutung wie ein absolutes haben, rechtlich stand er anders: er war, da die Macht der Volksversammlung vollständig gebrochen war, wenigstens an das Collegium der Tribunen gebunden. Dies wurde jetzt geändert; denn es stimmte nicht zu dem monarchischen Principe, nach dem man den Kaiser als die Spitze und die Einheit des Staates hinstellen und über alle Beamten erheben wollte. Es wurde ihm nicht die Macht eines einzelnen Tribunen, sondern die des gesammten Collegiums übertragen: aus dem aufschiebenden Veto wurde ein absolutes. Wer an ihn eine Petition richtete, dem konnte er unbedingt helfen; wie früherhin die Tribunen überall hatten hindernd und hemmend entgegen treten können, so konnte es jetzt der Kaiser thun, aber definitiv. Dabei blieb indessen die Gewalt der zehn, jährlich erwählten, Volkstribunen unberührt bestehen und es werden viele Fälle aus der Kaiserregierung berichtet, wo einzelne oder mehrere Tribunen nach alter Sitte einschritten; aber diese Fälle mussten seltener werden, da der Erfolg zweifelhaft war.

Zweitens, Augustus sollte als Appellationsrichter entscheiden: der Kaiser bildete fortan die höchste richterliche Instanz in Processen. Hätte er nur die Befugniss gehabt, welche früher ein einzelner Volkstribun besessen hatte, so hätte er sich mit dem Collegium der Tribunen in Verbindung setzen und mit ihm entscheiden müssen. Aber wir wissen, dass er allein in höchster Instanz urtheilte, unter dem Beirath derer, die er nach eigenem Ermessen berief; er bildete sogar, indem er den *praefectus urbi* als seinen Stellvertreter einsetzte, eine neue Instanz, von der wiederum an ihn selber appellirt werden konnte. Und mit diesem Rechte, das von der Gewalt der alten Tribunen so unendlich verschieden, und doch mit ihr verwandt und aus ihr hergeleitet ist, steht das dritte, was Dio erwähnt, in Verbindung: „Augustus' Stimme sollte in allen Gerichten wie das Steinchen der Athene abgegeben werden." Nämlich das Begnadigungsrecht ist es, um das es sich hier handelt, das bei Augustus zuerst das Attribut des Monarchen wurde und es seitdem als schönster und wohlthätigster Schmuck bei allen Fürsten geblieben ist. Wohlthätig war dieses Recht unzweifelhaft auch bei den Römern und half einem wesentlichen Mangel ihres Staatsrechtes ab. Denn in der Republik hatte es praktisch keine Begnadigung für Verurtheilte gegeben. Die Befugniss dazu lag sicherlich in den Händen der Volksversammlung, die Ausübung aber ist nie ohne eine allgemeine Erschütterung des gesammten Staates geschehen. Jetzt war eine stets erreichbare Persönlichkeit gefunden, die alle Ungleichheiten der menschlichen Gesetze ebnen konnte, und von wie grofsem Einflufs gerade diese Befugniss für die strenge Handhabung des Rechtes sowohl wie für die Hoheit der kaiserlichen Stellung sein musste, leuchtet ein. Die Ausdrücke Dio's sind nicht recht klar und haben zu Missverständnissen Anlass gegeben. Man nahm z. B. an, Augustus habe das Privilegium erhalten, in allen denjenigen Fällen, wo die Verurtheilung blos durch einfache Mehrheit erfolgt war,

seine eigene Stimme zu Gunsten des Angeklagten abzugeben und dadurch nun, weil jetzt Stimmengleichheit entstand, dessen Freisprechung zu bewirken [16]). Das wäre nicht ein Privilegium für den Kaiser, sondern vielmehr eine Abänderung in der Abstimmung der Gerichtshöfe gewesen. Zudem handelt es sich hier nicht blos um Schwurgerichte mit einer beschränkten Anzahl von Richtern, wo das Recht einer Stimme bedeutend gewesen wäre, sondern von allen Gerichten überhaupt, also z. B. auch vom Senate, sobald derselbe in den wichtigsten Processen als Gerichtshof auftrat. Sicherlich ist das Steinchen der Athene hier anders zu verstehen: es ist nicht die Stimme, die bei Stimmengleichheit die Entscheidung für die Freisprechung gibt, auch nicht die Stimme, die bei einfacher Stimmenmehrheit durch ihr Hinzutreten Stimmengleichheit und damit Freisprechung herbeiführt; sondern, wie grofs auch immer die verurtheilende Mehrheit gewesen war, die Stimme des Kaisers allein wog alle verurtheilenden auf und entschied für die Freisprechung, d. h. er hatte das Recht, die von den Richtern Verurtheilten zu begnadigen. Das ist das Steinchen der Athene, das der Kaiser hat, das deshalb, weil es nur für die Freisprechung gilt, mit dem der Athene in der Mythologie verglichen wird. Und war dies Privilegium etwa zu grofs? Gewiss nicht. Wir wissen bestimmt, dass die römischen Kaiser es besafsen, und sein Ursprung wird am zweckmäfsigsten an dasselbe Gesetz geknüpft, das den Kaiser zum höchsten Richter überhaupt ernannte; hatte er so grofse Macht, so folgte das Recht der Begnadigung gewissermafsen von selbst.

Augustus war nach diesen Erweiterungen seiner gesetzlichen Gewalt so sicher an dem ersten Platze des Staates, dass er freiwillig die Alles erdrückende Macht des Triumvirates niederlegte und in die alten republikanischen Bahnen, so weit es möglich war, einlenkte. Nur das Consulat bekleidete er ununterbrochen bis zum Jahre 23 v. Chr.; da legte er auch dieses nieder, mit dem Entschlusse, es sobald nicht wieder, und sicherlich nicht mehr für so lange Zeit hinter einander anzunehmen. Für diese Mäfsigung flossen Senat und Volk in Dankbarkeit über und die gröfsten Ehren aller Art wurden ihm erwiesen. Unter andern, sagt Dio an der oben angeführten Stelle, bestimmte der Senat, Augustus sollte Volkstribun auf Lebenszeit sein und das Recht haben, in jeder Senatssitzung, auch wenn er nicht Consul wäre, einen Gegenstand zur Sprache, zum Vortrage zu bringen. Von dem Tage dieses Beschlusses, dem 27. Juni, datirte Augustus seine tribunicische Gewalt und zählte die Jahre seiner Regierung; an ihm war also die Summe aller Rechte, welche dieselbe überhaupt verlieh, erreicht und später wurde sie nicht mehr erweitert. Um nun den Inhalt des damaligen Beschlusses zu verstehen, erwäge man erstens, dass

---

16) S. G. Geib, Römischer Criminalprozess S. 368. Ich weifs, dass die ganze hier vorgetragene Ansicht über das Begnadigungsrecht der Kaiser von der gewöhnlichen Meinung abweicht und ich bedaure, dass ich diesen Punkt meines Vortrages, der die wichtigsten Veränderungen im Rechtszustande des römischen Volkes berührt, nicht weiter ausführen kann. Hoffentlich jedoch empfiehlt sich die obige Darstellung durch sich selber.

Augustus eben das Consulat niedergelegt hatte. Wahrscheinlich also suchte man ihm, da er den äufsern Glanz desselben aufgegeben, die wirkliche Macht desselben gewissermafsen durch die neue Ehre zu ersetzen; auch Dio deutet dies an, indem er hinzusetzt, er sollte das Recht einer Relation in jeder Senatssitzung haben, auch wenn er nicht Consul wäre. Zwar die consularische Macht erhielt Augustus auch, indessen erst einige Zeit später, im Jahre 19 v. Chr. [17]); damals also suchte man die Gewalt eines Consuls auf andere Weise zu ersetzen. Zweitens, bestimmt wird gesagt, der Senat habe diese Ehre erwiesen, dieses Privilegium ertheilt; es war also etwas, was der Senat allein, auch ohne Volksbeschluss, verleihen konnte. Ich denke, es war die Initiative der Gesetzgebung, die Augustus damals unter dem Scheine einer Erweiterung seiner tribunicischen Gewalt erhielt. Die Volksversammlung bestand allerdings damals noch, ja der Form nach auch unter den späteren Kaisern; allein ihre Rechte waren wesentlich beschränkt. Was früher die Volkstribunen so oft gemissbraucht und zu den gewaltsamsten Mafsregeln angewendet hatten, das Recht, auch ohne Befragung des Senates Beschlüsse zu fassen und über die höchsten Angelegenheiten des Staates zu entscheiden, dies bestand nicht mehr. Vor die Volksversammlung kam nur, was vorher im Senate berathen und angenommen worden war. Somit war der ganze Schwerpunkt der Verwaltung und Gesetzgebung, wie es dem ursprünglichen Geiste der römischen Verfassung angemessen war, in den Senat verlegt. Nun hatten allerdings die Volkstribunen unbestritten das Recht, den Senat zu berufen und in ihm jede beliebige Sache zum Vortrag und zum Beschluss zu bringen; und zwar nicht blos in der Republik, sondern auch unter den Kaisern Jahrhunderte lang, so lange überhaupt Tribunen bestanden, und sie haben von diesem Rechte immer ab und zu Gebrauch gemacht. Indessen dasselbe war beschränkt einmal dadurch, dass der Consul, der die ordentlichen Senatssitzungen und meist auch die aufserordentlichen berief und leitete, zunächst seine eigenen Sachen zum Vortrage brachte; es hieng damit durchaus von seinem Belieben ab, ob und wie viel Zeit er für die Vorträge Anderer übrig lassen wollte. Eine besondere Senatssitzung aber zu veranlassen, war weitläuftig und hatte Schwierigkeiten anderer Art. Zweitens war der Tribun, wie überhaupt, so auch im Senate, an die Zustimmung seiner Collegen gebunden; das Collegium der Tribunen wirkte entscheidend, der einzelne nur bedingt. Ganz anders stand fortan der Kaiser. Er erhielt das Recht einer Relation in jeder Senatssitzung. Ob der ersten, wird nicht gesagt; aber ich glaube es, sicherlich einer solchen, dass Zeit zur Berathung und zum Beschlusse blieb. Damit waren alle Verhandlungen des Senates in seine Hand gegeben und, ohne von den andern Befugnissen seiner tribunicischen Gewalt Gebrauch zu machen, konnte er durch blofse Ausdehnung seines Vortrages alle missliebigen Verhandlungen abschneiden. Es war dies aber unzweifelhaft ein Privilegium, das der Senat allein ohne

17) S. Dio Cassius 54, 10.

Volksbeschluss verleihen konnte. Er brauchte nur, was in seinen Befugnissen stand, seine Geschäftsordnung in diesem Sinne zu ändern, so war damit eine materielle Erweiterung der kaiserlichen Stellung geschehen, die einen grofsen Theil der consularischen Macht, die Augustus freiwillig niedergelegt hatte, aufwog.

Ich denke, die Stufenfolge, in der die tribunicische Gewalt der Kaiser sich bildete, ist ersichtlich, des Tacitus Bemerkung gerechtfertigt, Dio's Erzählung in allen ihren Einzelheiten erklärt. Man gieng aus von der Gleichheit mit den üblichen republikanischen Beamten, indem man die Rechte des Tribunates, das der Herrscher seines patricischen Ursprungs halber nicht selbst bekleiden konnte, von der Person der jährlich wechselnden Tribunen ablöste und abgesondert auf Lebenszeit übertrug. Indem man dann das monarchische Princip zur Geltung brachte und consequent ausbildete, kam man dahin, das, was ursprünglich der Gleichheit Aller gedient, ja öfters sogar zur Herrschaft des Pöbels gemissbraucht worden war, zum Mittelpunkte einer schrankenlosen Alleinherrschaft zu machen. Denn es ist ersichtlich, wie sehr die tribunicische Gewalt des Kaisers Machtfülle vollendete und mit welchem Rechte sie von Augustus als Symbol seiner Hoheit aufgestellt wurde. Keine andere Gewalt verlieh ihm vollkommene, durch die Religion selber gebotene und durch die schwersten Strafen geschützte, Sicherheit seiner Person, keine andere die Befugniss, im Frieden Alles zu beginnen und Alles zu hindern.

Noch ein Punkt verdient bei der tribunicischen Gewalt der Kaiser Beachtung, so wenig derselbe auch durch Zeugnisse von Schriftstellern zur Klarheit gebracht werden kann. Ich stütze mich dabei indessen auf allgemeine politische Erwägungen, wie sie im römischen Reiche und Staatsrechte nicht weniger als heut zu Tage gelten. Die tribunicische Gewalt vollendete sich, wie angegeben, allmählich aus einzelnen Attributen; sie war allerdings in einer Person vereinigt, aber dennoch erinnerte man sich ihres allmählichen Entstehens und des Anfangs, den sie von den Volkstribunen selber genommen. Es wird berichtet, dass Augustus dieselbe später an seinen Schwiegersohn M. Agrippa, dann an Tiberius übertragen liefs, und so wurde es Sitte, dass der Kaiser seinen designirten Nachfolger mit der tribunicischen Gewalt auszeichnete. Es erhielt sie Drusus vom Kaiser Tiberius, Titus von Vespasian, Antoninus Pius von Hadrian, Commodus von Marc Aurel. War das jene Machtfülle der tribunicischen Gewalt, wie Augustus sie am 27. Juni 23 v. Chr. erhalten, dann selber geführt und seinen Nachfolgern hinterlassen hatte? Das scheint mir unmöglich. Das höchste Richteramt, das Begnadigungsrecht, ja selbst die Initiative in Verwaltung und Gesetzgebung kann unmöglich getheilt werden, selbst nicht unter Vater und Sohn, unter Vorgänger und Nachfolger; es wäre eine neue Instanz, ein Dualismus entstanden, welcher der monarchischen Einheit, die man suchte, entgegen war. Also alle jene eben genannten Thronerben erhielten eine geringere tribunicische Gewalt, als die Kaiser selbst besafsen, wohl nur die Gewalt der gewöhnlichen Volkstribunen nebst der Vergröfserung, die für die persönliche Unverletzlichkeit zuerst beim Dicta-

tor Cäsar bestimmt worden war. Nach diesem Vorgange gieng man noch weiter und löste die tribunicische Gewalt noch mehr auf. Augustus liefs, nach dem Ausdrucke von Dio Cassius [18]), seiner Gemahlin Livia und seiner Schwester Octavia die Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person, ähnlich wie sie die Volkstribunen besafsen, ertheilen. Sicherlich erhielten sie dadurch kein einziges politisches Recht, nicht einmal in dem Umfange, wie es die gewöhnlichen Volkstribunen hatten; aber die Unverletzlichkeit der Person wurde ihnen in eben dem Grade, in eben den räumlichen Grenzen, und unter eben denselben Strafen für den Uebelthäter, wie beim Kaiser selbst, zugesprochen.

Der Vortrag des Prof. Zumpt konnte, da die für die Sitzung anberaumte Zeit bereits verflossen war, nicht zu Ende geführt werden; eben so konnten einige andere der Versammlung angetragenen (so von Dir. Dr. Schmalfeld in Eisleben über die angeblichen politischen Beziehungen in den Sophokleischen Tragödien; von Prof. Kreuser in Köln über homerische Kritik und über einen nothwendigen Fortschritt der Philologie; von Prof. Dr. Boller in Wien über die Beziehungen zwischen Iran und Turan; von Prof. Dr. Göbel in Wien über den dritten messenischen Krieg) nicht zur Ausführung kommen.

Zum Schlusse nahm der Präsident das Wort:

„Hochansehnliche Versammlung! Die Zeit unseres Zusammenseins ist zu Ende und die Stunde des Abschieds naht heran. Unsere verehrten Gäste werden sich nach allen Richtungen zerstreuen und wir wünschen von ganzer Seele, dass sie uns ein freundliches Andenken bewahren. Wir, die Zurückbleibenden, werden dieser wenigen Tage immer gedenken, als einer nicht nur fröhlich sondern auch nützlich hingebrachten Zeit, denn die vielfache Anregung, die wir Ihnen verdanken, wird, so hoffen wir, für Wissenschaft und Unterricht nicht verloren gehen. Empfangen Sie dafür unseren wärmsten Dank. Wir hoffen, dass die hier angeknüpfte Verbindung keine vorübergehende, sondern eine bleibende sein wird. Wir alle geben uns den Hoffnungen hin, die gestern von einem hochgestellten, gewiss von uns allen hochverehrten Manne ausgesprochen worden. Von dem immer steigenden Interesse, welches sich an Fragen des öffentlichen Unterrichtes in allen seinen Stufen in allen Kreisen knüpft, haben Sie sich selbst überzeugt. Der Empfang, der der Versammlung zu Theil geworden, gibt davon Zeugnis. Ich halte es für meine Pflicht hier öffentlich auszusprechen, dass ich in allen diese Versammlung betreffenden Angelegenheiten bei allen, ohne irgend eine Ausnahme, die gröfste Bereitwilligkeit gefunden habe; die dabei gemachten Erfahrungen sind meinem Herzen auch deswegen theuer, weil sich dabei der Charakter meiner Landsleute im schönsten Lichte gezeigt hat. Die höchsten Behörden des Staates und des kaiserlichen Hofes und die Commune Wiens, ihren allgemein verehrten Bürgermeister an der Spitze, haben mit ein-

18) Seine Worte, Buch 49, 38, sind: *τῇ δ᾽ Ὀκταουσίᾳ τῇ τε Λιουΐᾳ — τὸ ἀδεὲς καὶ τὸ ἀνύβριστον ἐκ τοῦ ὁμοίου τοῖς δημάρχοις ἔχειν ἔδωκεν.*

ander gewetteifert, um Ihnen, meine hochverehrten Herren, einen Empfang zu bereiten, der würdig sei solcher Gäste und einer Regierung, die die Wissenschaft und ihre Vertreter ehrt, einer Regierung, die da weiſs, dass Wissen Macht ist. Vor allem aber sei der Tribut unseres ehrfurchtsvollsten Dankes dargebracht Seiner Majestät unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn. Allerhöchst dieselben haben nicht nur zu gestatten geruht, dass die Versammlung in dieser Haupt- und Residenzstadt zusammenkomme, sondern auch alles angeordnet, was derselben förderlich sein könnte. Es ist dies Ausfluss der Ueberzeugung unseres Kaisers, dass jeder wahre Fortschritt vom Unterricht ausgeht. Möge es unserem erhabenen Herrscher gegönnt sein, auch die reife Frucht des Samens zu sehen, der im ersten Decennium Allerhöchst seiner glorreichen Regierung gestreut worden, und möge einst der jüngste Sprosse seines erlauchten Hauses, dessen Geburt vor Kurzem von Millionen mit Jubel begrüſst worden, einst über ein Oesterreich herrschen, in allen Theilen blühend durch Kunst und Wissenschaft."

Zum Schlusse sprach Geheimrath Wiese aus Berlin die folgenden Worte der Erwiderung:

Unsere Verhandlungen sind beendigt und wir stehen im Begriff, uns wieder zu trennen. Was nehmen wir aus diesen Tagen der Vereinigung mit in die Heimat? Von dem uns zur Besprechung vorgelegten Stoff, von den angeregten Fragen ist in jeder der Abtheilungen Manches unerledigt geblieben; eben so ist im persönlichen Verkehr mit Vielen nur eine flüchtige Begegnung möglich gewesen, wo man einen tiefer gehenden Gedankenaustausch gewünscht hätte, mit Manchem nur ein Gruſs und Händedruck, wo man gewiss war, dass man sich zu gegenseitiger Förderung Vieles mitzutheilen habe. Dennoch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, dass unser Scheiden von dem Gefühl wahrer Befriedigung begleitet ist. Woher diese dennoch? Daher, verehrte Herren und Freunde, dass wir den wesentlichen Zweck unserer Vereinigung hier wirklich erreicht haben. Welch eine Mannigfaltigkeit von ernster Thätigkeit, fruchtbaren Anregungen und frohem Genuss hat sich in diese wenigen Tage zusammengedrängt: und aus und über dem Allem ist das Bewusstsein einer geistigen Gemeinschaft lebendig geworden, die stärker ist, als was uns trennt, und aus der wir einen Trost über diese Trennungen zu schöpfen haben. Es ist die groſse Sache deutscher Wissenschaft, und der schwersten und edelsten Arbeit, der an der Geistesbildung des heranwachsenden Geschlechts, worin wir uns des köstlichen Gutes der Geistesgemeinschaft gewiſs und froh geworden sind, und wofür wir uns zu fernerem Streben gestärkt haben.

Meine Herren! dass uns dies hier zu Theil geworden ist, verpflichtet uns vor Allem auch zu herzlichem Danke, dessen Organ für alle Diejenigen zu sein, welche als Gäste hieher gekommen sind, Sie mir gestatten wollen. Wir sagen unsern tiefgefühlten Dank für die hohe Theilnahme, durch welche unsere Versammlungen geehrt worden sind, und für die groſsartige Munificenz und Hospitalität, welche der

Verein in dieser schönen Stadt genossen hat; nicht minder danken wir der umsichtigen und unermüdeten Fürsorge, womit das verehrte Präsidium unsere Angelegenheiten vorbereitet und geleitet hat, und eben so den Herren Secretären für ihre Mühewaltung. Zu nicht geringem Danke haben uns auch die literarischen Gaben verpflichtet, die wir bei unserer Ankunft als eine Begrüſsung empfiengen, und unter denen die Proben wissenschaftlicher Thätigkeit des hiesigen philologischen Seminars uns ein besonders erfreuliches Zeichen sind, dass auch hier eine begabte Jugend verehrten Lehrern mit Muth und Ausdauer nacheifert. Meine Herren! ich zweifle nicht, dass für alles dies Gute, das uns hier zu Theil geworden ist und das wir nicht vergessen werden, das gleiche Dankgefühl unser aller Gemüther jetzt beim Scheiden bewegt: ich bitte Sie, zum Zeichen dieser Uebereinstimmung sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Es geschieht).

Hierauf erklärte der Prof. Dr. Miklosich die achtzehnte Versammlung deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner für geschlossen.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Thesen für die Verhandlungen der pädagogischen Section.

I.

In der Erziehung ist der rechte Idealismus zugleich der einzig rechte Realismus.

Eisleben, 27. Juli 1858. Dr. Franz Schmalfeld.

II.

Von den Schriften Platon's eignen sich zur Lectüre auf der obersten Stufe des Gymnasiums: „die Apologie des Sokrates, Kriton, Laches, Protagoras, Gorgias," zulässig sind „Euthyphron und Menexenus;" von den übrigen Platonischen Schriften ist keine zur Gymnasial-Lectüre geeignet.

Wien, 30. August 1858. H. Bonitz.

III.

A. Die Odyssee ist vor der Ilias zu lesen.

B. Abkürzungen (Epitomae) altclassischer Werke eignen sich nicht für den Schulgebrauch.

C. Ausgaben altclassischer Werke mit zweckmäfsigen Anmerkungen eignen sich mehr für die Schulen als blofse Textesausgaben.

D. Die Lectüre des Sophokles sollte füglich nicht gepflogen werden an Anstalten, wo nicht wenigstens täglich eine Stunde der griechischen Sprache gewidmet wird.

Wien, 6. September 1858. Dr. Anton Göbel.

IV.

A. Ist die alte und mittelhochdeutsche Sprache und Literatur an den Gymnasien beizubehalten oder nicht? Wenn in der jetzigen armen Form, so lieber nicht; wenn beizubehalten, so ist sie auszudehnen

1. auf eine gründlich durchdachte, und deswegen möglichst einfache und übersichtliche Grammatik;

2. auf ein reiches Lesebuch, bestehend aus Stücken, die nicht etwa der Sprachforschung dienen, sondern für die literarisch-humanistischen Zwecke geeignet sind; in denen namentlich auf die alten österreichischen Dichter Rücksicht zu nehmen wäre, als nebst den Nibelungen auf den trefflichen Walter v. der Vogelweide, Seifried Helbling, Peter Suchenwirth, Oswald von Wolkenstein u. s. w. bis Behaim von den Wienern herab.

Nur durch eine so reiche Auswahl, die dem Lehrer auf mehrere Jahre Abwechslung des Stoffes böte und selbst den Schüler zur Privatlectüre anreizte, liefse sich diesem Unterrichtszweige aufhelfen.

B. Sowohl im Lateinischen als Griechischen ist der bisherige Grundsatz festzuhalten, möglichst ganze Autoren oder doch ganze Werke derselben zu behandeln; aber neben diesen wären reiche Chrestomathien aus dem reichen geistigen Leben dieser Völker zu bieten. Die Auswahl aus Dichtern sowohl als Prosaisten böte sich den Kundigen leicht dar. Gestehen wir nur, dass die Beschränkung auf wenige Autoren, die man selbst wieder auf Excerpte reducirt hat, den Schülern den Gesichtskreis der alten Literatur gewaltig verengt, ich möchte sagen, verschliefst.

C. Ein besonderer Gegenstand der Besprechung wäre die Frage: Ist von Platon aufser den beiden Stücken: Kriton und Apologie, und einer zum Lebensende des Sokrates gehörenden Auswahl aus Phädon — in den Mittelschulen noch irgend ein anderer Dialog ganz zu lesen und zu interpretiren? oder sind Chrestomathien aus seinen übrigen Werken allein zweckmäfsig, Auszüge, in denen blofs die humanistischen Zwecke dieser Schulen, die Erfindung der Eingänge, die Feinheit in Gedanken und Ausdruck berücksichtiget werden?

Der Einsender behauptet einfach die Unzukömmlichkeit der Aufnahme ganzer Platonischer Gespräche in die Lesungen der Mittelschulen aus zwei Gründen:

1. wegen der eigenthümlichen, von unseren Begriffen und ihren Ausdrücken so verschiedenen philosophischen Terminologie;

2. wegen der zerschnittenen Frageform des Platonischen Sokrates, welche Form, für philosophische Discutirungen oder Begründungen passend, aber für unsere Darstellungsweise (sage man was man wolle), dann für unsere humanistischen Zwecke, endlich für das Alter unserer Schüler einförmig, ermüdend, labyrinthisch, den Gedankengang ewig zerstreuend ist.

D. Als eine förmliche Lücke in unserem humanistischen Unterrichte bezeichnet der Einsender dieses den Mangel eines gediegenen Lehrbuches über Stilistik, und glaubt auf die Abfassung und Einführung eines solchen dringen zu müssen. Nämlich an die im Untergymnasium geendigte Sprachlehre schliefst sich eng die Lehre über die allgemeinen Eigenschaften der Schrift- und Sprachwerke, ihre Tugenden und Fehler. Von da ist in der 7. und 8. Classe der Uebergang zur Behandlung der streng ästhetischen Begriffe des Schönen, Erhabenen, Tragischen, Komischen, Humoristischen, des Witzes und Scharfsinnes in Gedanken und im Ausdrucke.

Alles mit gründlicher Unterscheidung der Begriffe und einem reichen Vorrath an Beispielen.

E. Wir bedürfen ein Lesebuch über griechische und römische Literaturgeschichte und über die Schriftsteller, auf welches bei Behandlung der einzelnen Autoren zu verweisen ist, über Antiquitäten aus dem völkergeschichtlichen Stand-

puncte, über die Mythen, von woher sie eingeführt worden, welche Veränderungen sie und ihre Bedeutung erfahren haben?

F. Ich finde, dass der prosaische Theil unserer Lesebücher durch die bisherige Natur der Sache sehr mangelhaft ist, und durch Aufnahme gediegener Stücke und Uebersetzungen aus Werken des Auslandes ergänzt werden muss.

Melk, 16. Sept. 1858. Theodor Mayer, Gymn. Dir.

V.

Das Prüfen der einzelnen Schüler im Laufe des Unterrichtes hat einen doppelten Zweck, und zwar zuerst und vorzüglich für die Gesammtheit der Schüler den Unterrichtsstoff durch die Wiederholung desselben in unmittelbarem Verkehre mit den Schülern nach Bedürfniss zu ergänzen, fasslicher und anschaulicher zu machen; den zweiten, sich zugleich von den Fähigkeiten der einzelnen Schüler zu überzeugen und auch individuell nach Bedürfnis auf sie einwirken und schliefslich ihre Leistungen beurtheilen zu können.

Die Richtigstellung dieses doppelten Zweckes gibt zum Theil die Richtschnur an für das Verfahren des Lehrers beim Unterrichte selbst, vorzugsweise aber für die Methode, welche beim Prüfen, d. h. bei der prüfenden Wiederholung des Lehrstoffes befolgt werden soll, und für die thätige Theilnahme des Lehrers dabei.

Die entgegengesetzte Auffassung des genannten Zweckes gefährdet den scientifischen und den moralischen Zweck des ganzen Unterrichtes.

Wien, 17. Sept. 1858. Dr. Alois Capellmann.

VI.

Dem Gedeihen des gesammten Lateinunterrichtes sind lateinische Sprechübungen von wesentlichem Nutzen. Diese Uebungen sind methodisch zu leiten, und zwar haben sie sich auf den unteren Stufen des Gymnasiums vornehmlich auf Memorieren von classischen Sentenzen, Stellen und kleineren Lesestücken zu beschränken; auf den mittleren Stufen hat Reproducieren der vorher genau erklärten Abschnitte der Classiker hinzuzutreten; auf den oberen Stufen endlich soll der Inhalt der sprachlich und sachlich interpretirten Lesestücke aus lateinischen und griechischen Classikern in freier lateinischer Rede wiedergegeben werden, und an solche Inhaltsangaben können sich bei geeignetem Stoffe lateinische Discussionen über Gedankengang und Form der betreffenden Abschnitte anschliefsen.

Lateinische Interpretationen der Classiker sind auch auf den obersten Stufen nur mit grofser Vorsicht anzuwenden, und lateinische Uebersetzungen griechischer Lesestücke in der Regel auf die leichteren Prosaiker zu beschränken.

In den Lehrer-Seminarien ist auf lateinische Interpretations- und Disputierübungen ein besonderes Gewicht zu legen.

Wien, 24. Sept. 1858. Franz Hochegger.

VII.

Nachdem bereits in drei Versammlungen der Philologen und Schulmänner Deutschlands, zu Jena 1846, zu Berlin 1850 und zu Altenburg 1854, die Beibehaltung der freien lateinischen Arbeiten beschlossen und in Bezug auf die Methode derselben in der letzten auch einige Andeutungen und Winke gegeben worden, erlaubt sich der Unterzeichnete, der Versammlung folgende, jene Andeutungen näher erläuternde Sätze zur Besprechung vorzuschlagen:

1. Die Uebungen in den freien lateinischen Arbeiten müssen aufser der allgemeinen Grundlage des gesammten Unterrichtes in dieser Sprache noch eine besondere Basis in der Anleitung zum Lateinisch-Denken erhalten.
2. Hierzu führt nicht das Uebertragen aus dem Deutschen ins Lateinische allein (am wenigsten, wenn dazu Stücke aus modernen deutschen Schriftstellern zu Grunde gelegt werden), auch nicht die blofse Lectüre an und für sich, sondern die Benützung derselben zum Lateinsprechen in der Art, dass gelesene Stücke, namentlich Ciceronianische, die für sich ein Ganzes ausmachen, sowohl in rhetorischer, als sprachlicher Hinsicht mit den Schülern lateinisch soweit durchgesprochen werden, dass sie von denselben formell und materiell ganz zu eigen gemacht werden können.
3. Auf dieser Basis sind dann jene Uebungen in gewissen Stufen (Reproduction, Amplification, Imitation [im engeren Sinne]) bis zum völlig freien lateinischen Aufsatze fortzuführen.

Wien, 25. Sept. 1858.

Flöck,
Oberlehrer am Gymn. zu Coblenz.

Erste Sitzung 25. September. Präsident: Prof. Bonitz.

Anfang der Sitzung: 12 Uhr.

Präsident: Indem ich die Berathungen der pädagogischen Section der 18. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten eröffne, sage ich vor allem Dank für das ehrenvolle Vertrauen, welches mir durch die Berufung zum Vorsitz geworden ist und bitte um gütige Nachsicht bei Ausführung des mir ertheilten Auftrages.

Zur Discussion in dieser Versammlung sind mehrere Thesen eingesendet, welche Ihnen gedruckt vorliegen; eine erst später eingelieferte (VI) werde ich sodann vorlesen. Es wird angemessen sein, aus diesen Thesen zunächst diejenigen herauszuheben, welche zur Discussion insofern am geeignetsten sein könnten, als sie theils wirklich vorhandene Fragen des Unterrichtes berühren, theils durch ihre etwas speciellere Fassung einige Aussicht darauf geben, dass man durch die Discussion einer Entscheidung näher gebracht werde. Nach diesen Gesichtspuncten würde ich die

Thesis I nicht wagen zur Discussion zu empfehlen, weil zu besorgen ist, dass wir hiermit nur in Fragen über allgemeinste Principien kommen, ohne um einen Schritt weiter geführt zu werden. — Die Thesis II ist von mir selbst aufgestellt; es kann daher nicht meine Sache sein, sie zur Discussion zu empfehlen. Ich habe bei ihrer Aufstellung die Absicht gehabt, manches, was in der Praxis noch üblich ist, zu bestreiten, anderes wo möglich zu bestärken. — Von den Thesen (III), die Hr. Prof. A. Göbel zur Besprechung vorgelegt hat, würde ich an erster Stelle die unter *C* gesetzte zur Discussion gebracht wünschen, nämlich die Frage über das Verhältnis der Ausgaben mit Anmerkungen zu den bloßen Textausgaben in ihrer Zweckmäßigkeit für den Unterricht. Die unter *B* aufgestellte hat nur eine locale Bedeutung für Unterrichtsanstalten gerade Oesterreichs, ist also für eine Discussion in dieser Versammlung nicht geeignet. Aehnliches gilt von der unter *A* aufgestellten Thesis, die nur einen ganz einzelnen Punct des österreichischen Lehrplanes in's Auge fasst, während sie zugleich in Einklang tritt mit der sonst fast allgemeinen Praxis der griechischen Schullectüre. Nächst der Thesis *C* würde ich unter den von Hrn. Prof. Göbel vorgeschlagenen die unter *D* über Sophokles aufgestellte empfehlen, wenn nicht im nachfolgenden solche Gegenstände vorkämen, die durch ihre Wichtigkeit den Vorrang verdienten. — Kann man auch eine solche Wichtigkeit der zunächst (IV) unter *A* aufgestellten nicht abstreiten, so besorge ich doch, die Versammlung würde ungern einen Gegenstand nochmals aufnehmen, der sehr eingehend auf den vorhergehenden Versammlungen zur Berathung gekommen ist. Seitdem ist eine zu kurze Zeit verflossen, aus welcher erhebliche Erfahrungen zur Ergänzung oder Modification der damaligen Erörterungen nicht vorliegen können. Ich würde daher vorschlagen, diese Thesis zurückzuschieben. Bei der unter *B* aufgestellten Thesis scheint mehr das Interesse österreichischer Schulen, als der Gymnasien überhaupt in Betracht gezogen zu sein. Die unter *C* bezeichnete kommt von selbst zur Berathung, falls die Versammlung es billigt, dass die von mir aufgestellte discutiert werde; denn sie ist, als wenigstens theilweise ihr entgegengesetzt, Gegenstand einer und der nämlichen Erörterung. Für sehr erheblich möchte ich die unter *D* und *E* durch den geehrten Hrn. Antragsteller bezeichneten Gegenstände erachten. Durch die erstere dieser beiden Thesen ist das Verhältnis der theoretischen Stilistik zu den stilistischen Uebungen und zur Lectüre in Frage gestellt. Die schriftlichen Aufsätze und die Lectüre reichen nach der Ueberzeugung des Hrn. Antragstellers nicht aus, stilistische Belehrungen daran anzuknüpfen, sondern ein Lehrbuch und ein theoretischer Unterricht im Stile sei dringendes Bedürfnis. Eine Discussion dieser Frage scheint um so empfehlenswerther, als hierüber die Ueberzeugungen und die Lehrpraxis nicht bloß in den österreichischen Schulen, sondern, wie manche Programme preußischer und anderer deutscher Gymnasien beweisen, auch anderwärts noch Schwankungen zeigen. Was die Thesis *E* betrifft, so sehen wir an Erscheinungen der Schulliteratur, dass fast ununterbrochen eine Menge von sogenannten Hilfsbüchern u. ä. dargeboten

wird, welche mehrere vom Gymnasialunterrichte zunächst ausgeschlossene Disciplinen, z. B. griechische, römische Literaturgeschichte, griechische, römische Antiquitäten doch in einer Auswahl oder in Compendien oder wie sonst der Lectüre der oberen Classen zuzuführen beabsichtigen. Eine Frage über die Angemessenheit solcher Hilfsbücher scheint ganz an der Zeit. Die unter *F* bezeichnete Thesis betrifft ein für Oesterreich abgefasstes und in Oesterreich übliches Lesebuch; schon der Gegenstand der Discussion dürfte einem grofsen Theile der Versammlung fremd sein. — Die Thesis V scheint den Unterschied und Gegensatz zwischen Vortragen und Unterrichten in eine bestimmte Fassung und Abgrenzung bringen zu wollen; gewiss eine ungemein wichtige Frage, aber ob es gerade bei ihr möglich sein wird, zu einem einigermafsen befriedigenden Resultate zu gelangen, scheint mir zweifelhaft. — Auf die grofse Wichtigkeit der unter VI aufgestellten Thesis (folgt deren Vorlesung), durch deren Discussion im wesentlichen die Thesis VII zugleich erörtert würde, ist es nicht nöthig, auch nur mit einem Worte hinzuweisen; ihre specielle Fassung lässt eine Verständigung über gewisse Mittel des lateinischen Unterrichtes hoffen.

Hiernach empfehle ich der geehrten Versammlung zur Discussion die Thesen II (worin eingeschlossen ist IV *C*), III *C*, IV *D* und *E*, VI (worin eingeschlossen ist VII), ohne durch die Folge meiner Aufzählung ein Präjudiz über die Reihenfolge in der Discussion geben zu wollen, und fordere auf, über die vorgeschlagene Auswahl das Wort zu ergreifen.

Dir. Teutsch aus Schäfsburg: Im Interesse des Gegenstandes, der mir nicht nur, wie der Hr. Vorstand sagte, für Oesterreich, sondern für das ganze Gebiet des erziehenden Unterrichtes sehr bedeutend zu sein scheint, bitte ich, es solle von den von Hrn. Prof. Göbel vorgeschlagenen Thesen die unter *B* aufgestellte unter die Reihe derer, die hier zur Discussion kommen, aufgenommen werden.

Präsident: Ich muss gegen diesen Vorschlag die vorhin bezeichneten Gründe nochmals geltend machen und möchte die Versammlung bitten, ohne weitere Discussion ihre Willensmeinung abzugeben, ob die fragliche Thesis zur Erörterung kommen soll oder nicht. Unverkennbar bezieht sich dieselbe ausdrücklich auf eine für die österreichischen Gymnasien getroffene Anordnung. Dass bei dieser Anordnung keineswegs ausschliefslich allgemeine pädagogische und wissenschaftliche Gründe in Betracht gekommen sind, sondern die Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse der österreichischen Gymnasien ein entscheidendes Gewicht gehabt hat, ist in Aufsätzen der von mir redigierten Zeitschrift [1]) ausdrücklich dargelegt. Deshalb kann ich die fragliche Thesis nicht als geeigneten Gegenstand der Discussion betrachten für eine Versammlung, welche nur allgemein giltige wissenschaftliche und

1) Vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1854. S. 173—176.

pädagogische Gründe zur Geltung zu bringen sucht, aber nicht die eigenthümlichen Verhältnisse eines einzelnen Staates in Betracht zieht.

G. R. Brüggemann aus Berlin: Hochgeehrte Versammlung! Wir sind dem Hrn. Vorsitzenden dankbar, dass er die Versammlung in den Stand gesetzt hat, die einzelnen Thesen zu erwägen und zu einem Beschluss zu kommen. Die Gründe für und gegen sind gewiss von sehr grofser und weit gehender Bedeutung; eine Discussion über mehrere vom Hrn. Präsidenten ausgeschlossene Thesen würde uns auf ein so weites Gebiet führen, dass wir der Behandlung der Sache Eintrag thun würden. Anderseits sind wir den Herren, die die Versammlung mit Stoff versorgt haben, so viel Dank und Rücksicht schuldig, dass über jede einzelne Thesis der Wille der Versammlung vernommen werde und dass wir dann in der Reihenfolge zur Besprechung der einzelnen Gegenstände übergehen.

Der Vorsitzende richtet hiernach über jede einzelne Thesis an die Versammlung die Frage über Annahme zur Discussion oder Zurückweisung, und lässt nach Beendigung dieser Abstimmung eben so die Reihenfolge der Discussion durch die Versammlung entscheiden. Es werden auf diese Weise zur Verhandlung bestimmt: II (mit Einschluss von IV *C*), III *C*, IV *D* und *E*, VI (mit Einschluss von VII), und da die von Hrn. Hochegger aufgestellte Thesis für diese Sitzung noch nicht gedruckt vorlag, in der Abfolge: II, VI, III *C*, IV *D* und *E*.

Darauf nimmt der Vorsitzende das Wort, um die von ihm gestellte Thesis (II) zu begründen:

Discussionen über didaktische Gegenstände werden häufig sowol für die thätigen Theilnehmer an denselben als für das etwa blofs zuhörende oder lesende Publicum dadurch ermüdend, dass zu einer Verständigung man deshalb nicht kommen kann, weil über die Gesichtspuncte selbst, von denen aus die Frage zu entscheiden ist, nicht Einigkeit und Klarheit besteht; der einzige Gewinn von derlei Discussionen ist oft nur, dass sich eben jene Unsicherheit über die Principien deutlich herausstellt. In den vorliegenden Worten hoffe ich eine solche Thesis aufgestellt zu haben, für welche die entscheidenden Principien schwerlich Gegenstand erheblicher Verschiedenheit der Ansichten sein können, so dass bei Gemeinsamkeit der Ausgangspuncte eine Annäherung an Entscheidung möglich sein wird; andererseits berührt meine Thesis mittelbar Puncte in der noch bestehenden [2]) Schulpraxis der Platonlectüre, denen ich nicht beistimmen kann. Es sei mir also erlaubt, die Gesichtspuncte, von denen die Auswahl der Schriften Platon's ausgehen muss, in Kürze darzulegen.

Zwei Gesichtspuncte scheinen mir von entscheidender Wichtigkeit zu sein. Erstens man darf nicht zur Lectüre solche Schriften Platon's wählen, die für den

---

2) Dies ist der Anlass, warum ich die bereits in der österr. Gymn.-Ztschr. 1855, S. 790 ff. von mir ausgesprochene und kurz begründete Ueberzeugung als Thesis der Versammlung vorgelegt habe.
H. Bonitz.

Gedankenkreis und die Bildungsstufe der Schüler noch nicht zugänglich sind; zweitens man hat solche Schriften Platon's zu wählen, durch welche die Hochachtung, in der Platon's Name durch Jahrtausende sich erhalten hat, wirklich in der lesenden Jugend begründet wird. Es versteht sich aufserdem, dass jener Spruch von der verecundia, die der Jugend gebühre, bei der Auswahl zur Lectüre aus Platon eben so gilt, wie bei allen anderen Schriftstellern.

Erwägen wir nun weiter, was aus diesen Gesichtspuncten, über deren Giltigkeit schwerlich ein erheblicher Zweifel erhoben werden dürfte, folgt. Zunächst jener erste Grundsatz: Zugänglich und verständlich für die Bildungsstufe der Schüler in den oberen Classen müssen die Dialoge sein, die man zur Lectüre wählt. Daraus folgt, dass solche Dialoge, in denen die Platon eigenthümliche und ihn charakterisierende Lehre dargestellt ist, Dialoge, die nur durch die Einsicht in diese verständlich werden, von dem Gymnasium ausgeschlossen bleiben müssen. Ich sage: die dem Platon eigenthümliche Lehre. Es steht durch die Nachrichten des Aristoteles fest, dass das Unterscheidende der Platonischen Lehre von der Sokratischen Weise des Philosophirens darin liegt, dass für Platon die allgemeinen Begriffe eben als solche zugleich unbedingt real sind. In welche unlösbaren Schwierigkeiten, in welche Inconsequenzen eine solche Hypothese dann verwickelt, wenn von diesem Aufsteigen zu den höchsten Allgemeinbegriffen zurückgekehrt werden soll zur Erklärung des Wirklichen, kann mehr als ein Dialog Platon's genügend zeigen. Gewiss kann man es nun nicht als Aufgabe des Gymnasialunterrichtes betrachten, er solle den Versuch anstellen, dass sich die Schüler in jenen Zustand des Denkens lebhaft versetzen, in welchem das Erstaunen, die Bewunderung des logischen Allgemeinbegriffes so grofs war, dass er als solcher sogleich für ein ὄντως ὄν erklärt wurde, also der Begriff einer Zahl, δυάς, τριάς, darum, weil er Object eines bestimmten Erkennens ist, auch ein ὄν sein müsse. Dialoge also, welche nur durch die vollständige Versetzung in das Eigenthümliche der Platonischen Lehre verständlich werden, sind von der Gymnasiallectüre auszuschliefsen. Mag es immerhin sein, dass in einem wohlgeleiteten philosophisch-propädeutischen Unterricht das Eigenthümliche der Platonischen Lehre eine Bedeutung für die Auffassung der Logik erhält; aber man kann unmöglich die Wirksamkeit eines grofsen Theiles des griechischen Unterrichtes davon abhängig machen, dass gerade ein ausgezeichneter Erfolg des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes das Verständnis der dargebotenen Lectüre ermöglicht habe.

Andererseits soll die Lectüre Platonischer Dialoge wirklich die Achtung begründen, welche der geistigen und sittlichen Gröfse Platon's gebührt. Daraus wird für eine Auswahl zweierlei sich ergeben; erstens es können nur g a n z e Dialoge gelesen werden. Ein grofser Theil der eigenthümlichen Kunst Platonischer Composition liegt in dem innern Zusammenhang jedes einzelnen Dialoges, so dass dieser sich als ein wohl gegliedertes, in sich vollendetes Ganzes erkennen und auffassen lässt.

Es heifst der schriftstellerischen Bedeutung Platon's das Beste, es heifst ihr die Blüthe entreifsen, wenn man wagt, den Schülern, die Platon zuerst kennen lernen sollen, Platonische Dialoge zu zerbröckeln. Merklich anders ist das Verhältnis bei einem Geschichtschreiber; hier ist es viel eher möglich, eine einzelne Partie herauszuheben und durch blofse Erzählung des Zusammenhanges zu ergänzen; ja selbst bei der Form der Abhandlung wird der Eindruck auf den Lesenden nicht in dem Grade vom Lesen des Ganzen abhängen, wie bei jener eigenthümlichen Kunstform, welche von Niemand anderem in der Meisterschaft beherrscht ist, wie von Platon. Dialoge also, die man nicht ganz lesen kann, lese man gar nicht; es findet sich dessen, was sich unverkürzt lesen lässt, und was durch die Auffassung des Ganzen einen bedeutenden Eindruck macht, genug, um nicht ein solches Surrogat nöthig zu machen. — Zweitens ergibt sich aus diesem Grundsatze die Ausschliefsung solcher Dialoge, deren Platonischer Ursprung bestritten wird, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde bestritten wird, weil man in diesen Dialogen die vollständige Kraft Platonischen Charakters, die Tiefe der Gedanken, die vollendete Kunst Platon's nicht erkennt oder nicht zu erkennen glaubt. Die Frage, ob die Anzweifelung berechtigt ist oder nicht, ist bei der Frage über die Auswahl eine vollkommen gleichgiltige. Es ist ganz einerlei, ob der Ion wirklich von Platon geschrieben ist oder nicht, ob Hipp. mai. unecht ist oder Hipp. min., da beide zugleich sich nicht füglich für echt halten lassen, oder ob beide unecht sind; denn was an diesen Dialogen die Gründe zu Zweifeln darbietet, das sind ja eben die Gründe, um derentwillen sie sich nicht eignen, dass der Schüler aus ihnen *zuerst* ein Bild Platon's bekomme; *dies* Bild wäre gewifs nicht das richtige. Ganz anders, wer schon Platon aus der Gesammtheit seiner übrigen Werke kennt; für diesen ist es möglich, entweder selbst in früheren Versuchen Platon wieder zu erkennen oder zu entscheiden, dass sie nicht Platon's Werk sind.

Endlich jener allgemeine Satz über die verecundia, welcher Unsittliches aus der Lectüre unbedingt auszuschliefsen befiehlt, würde bei einem Schriftsteller von solchem Adel des Geistes und Charakters, wie er Platon auszeichnet, kaum erheblich in Betracht kommen. Indess der sittliche Adel und die sittliche Reinheit auch Platon's trägt das Gepräge griechischer Anschauungsweise, und nach einer Seite hin zeigt sich eine wesentliche Differenz; eine grofse sittliche Verirrung wird manchmal nur schonend behandelt, manchmal erhält sie selbst eine Darstellung, die, so idealisirend sie auch sein mag, doch durch die Lebendigkeit der Farben und Glut der Darstellung zur Jugendlectüre sich nicht eignet. Dialoge Platon's, welche in der angedeuteten Beziehung zu Bedenken Anlass geben, sind von der Schullectüre unbedingt auszuschliefsen.

Summiren wir nun, was aus den allgemein dargelegten drei Grundsätzen sich im Einzelnen ergibt. Nach dem ersten müssen von der Gymnasiallectüre ausgeschlossen bleiben nicht blofs Theaet., Krat., Polit., Soph., Parm., Phileb., Rep.,

Tim., Legg., sondern eben so auch Phädrus, Symposion und der in den Gymnasien nach meiner Ueberzeugung zum Nachtheil des Interesses an griechischer Lectüre weit verbreitete Phädon [3]), von dem es nicht möglich ist, irgend einen Anfang des Verständnisses zu gewinnen, ohne das genaueste Eingehen in das schwierigste ja zum Theil überhaupt kaum entwirrbare Gebiet der Platonischen Philosophie. Durch den zweiten Gesichtspunct würden jene kleineren Dialoge entfernt, wie Alcibiades, Hippias I und II, Ion. Von dem dritten Gesichtspunct wäre nur etwa Gebrauch zu machen bei Dialogen wie Charmides, Lysis, Symposion, Phädrus. Die beiden letzten fallen schon aus einem andern Grunde, nämlich wegen der Schwierigkeit des Inhaltes, aufserhalb des Bereiches der Gymnasiallectüre. Dass der gleiche Grund in Wahrheit auch für den Charmides gilt, dürfte sich aus einem eigenthümlichen Vorgange in der Erklärung dieses Dialoges seit Schleiermacher erschliefsen lassen. Wenn im Charmides auf die ἐπιστήμη ἐπιστήμης in einer täuschenden Weise hingeführt wird, so hat eine Bemerkung Schleiermacher's über die Wichtigkeit dieses Gedankens dazu veranlasst, dass von ihm an bei allen Erklärern Platon's und Platonischer Schriften ausnahmslos dieser Gedanke als ein wichtiger Punct in der Platonischen Lehre vorkommt [4]). Zu meinem Erstaunen ist man in dieser Ansicht nicht irre geworden durch die seltsame Erscheinung, dass dieser wichtige Gedanke nicht nur in weiter keiner einzigen Stelle sonst bei Platon ausgesprochen wird, sondern überall das gerade Gegentheil, nämlich dass für ἐπιστήμη und ἐπίστασθαι ein anderer Gegenstand gar nicht denkbar sei als ὄν; von einem solchen sich in sich Spiegeln des Denkens ist vor der Aristotelischen Philosophie nicht die Rede. Dieser eigenthümliche Vorgang in der Erklärung des Charmides darf wohl als Symptom betrachtet werden von Schwierigkeiten, welche die Kräfte des Gymnasialschülers übersteigen. Beim Lysis wird die Zartheit des Ganzen da, wo noch eine langsamere Lectüre unvermeidlich ist, schwerlich den vollen Eindruck machen, sondern man wird mehr Anstofs nehmen an den langdauernden, wenigstens scheinbar sophistischen Erörterungen über die vielfache Bedeutung von φίλος, über die nicht zu voller Klarheit geführt zu werden scheint. Trotz des geringen Umfanges würde ich diese beiden Dialoge zu jenen rechnen, deren Schwierigkeit es nicht rathsam macht, sie im

3) Bei der mündlichen Begründung meiner Thesis vergafs ich, den Euthydemus und den Menon mit zu erwähnen, welche ich, wie schon der Wortlaut der Thesis zeigt, ebenfalls von der Schullectüre ausgeschlossen wünsche. Die Gründe gegen Euthydemus bedürfen keiner besonderen Darlegung, da dieser Dialog nicht leicht an Gymnasien gelesen wird. Menon wird allerdings manchmal an Gymnasien gelesen; doch dürfte sich meine Ueberzeugung, dass der zweite, der Platonischen Theorie des Erkennens und der Ideenlehre gewidmete Theil (c. 14 — 21) und der innere Zusammenhang desselben mit den übrigen Hauptgliedern des Dialogs den Schülern in der Regel nicht zu ausreichender Klarheit bringen lässt, schwerlich durch gegentheilige Erfahrungen entkräften lassen. Uebrigens hat, wie der Verlauf zeigt, keiner der Theilnehmer an der Discussion den Menon zur Sprache gebracht.

H. Bonitz.

4) Vergl. Bonitz, Platon. Studien. S. 53. Anm. 52.

Gymnasium zu lesen, obgleich diese Schwierigkeit der vorher bezeichneten nicht gleichgeordnet werden könnte.

Hiedurch kommen wir zur Beschränkung auf diejenigen Werke, die ich in meiner Thesis als allein angemessen glaubte bezeichnen zu sollen. Gegen die Lectüre der Apologie und des Kriton hat sich nie eine Stimme erhoben, es ist also auch nicht nöthig, jenes lebenswarme Bild von Sokrates ganzer Persönlichkeit oder jene Darstellung aus seinen letzten Lebenstagen zur Lectüre zu empfehlen. Es zeigt sich immer, dass diese Schriften, aufmerksam gelesen, ihres Eindruckes auf die Jugend nicht verfehlen. Protagoras ist durch seinen Inhalt den Schülern vollkommen zugänglich; es findet sich im Prot. schlechterdings keine Erörterung, die einen philosophischen oder philosophisch-historischen Unterricht als vorausgegangen erforderte. Die Discussionen bringen die gewöhnliche Unbestimmtheit und Unklarheit in der Auffassung allgemein üblicher Begriffe aus dem sittlichen Gebiete zur Evidenz. Die Schüler der Stufe, auf welcher Platonische Dialoge zur Lectüre kommen, können sich hieran wohl spiegeln; denn denjenigen Schlingen, in welche der Mitunterredner des Sokrates verfällt, würden sie alle, oder doch fast alle, ebenfalls verfallen. Und während nichts im Protagoras die Bildungsstufe der Schüler übersteigt, ist es leicht möglich, das Interesse während der Lectüre des gesammten lebensfrischen Dialogs zu bewahren, wenn man zu rechter Zeit die scharfe Gliederung des Ganzen bemerklich macht. — Das Gleiche gilt von dem Inhalte und Gange des Gorgias. In einer einzigen Partie könnte man eine erheblichere Schwierigkeit finden, in jener nämlich, wo durch die begriffliche Unterscheidung von ἡδύ und ἀγαθόν die wissenschaftliche Grundlegung zu den weiteren Folgerungen gewonnen wird. Indessen auch diese schwindet, sobald man sich aus dem Zusammenhange überzeugt, dass Platon hier ἡδύ in der speciellen Bedeutung des 'Begehrten' gebraucht. Der Gorgias ist nicht schwieriger als Protagoras, sondern nur umfangreicher, und daraus ergibt sich allerdings als Bedingung seiner Wahl zur Lectüre, dass schon eine gröfsere Leichtigkeit des Lesens erworben und hinlängliche Zeit verwendbar sei.

Diese Dialoge haben das Empfehlenswerthe, dass man aus ihnen einen wirklichen Eindruck des Platonischen Charakters erhält. Jeder derselben führt uns zugleich durch Darlegung der Sophistik, Kritik der Rhetorik, Kritik der Politik jener Zeit, zu den cultur-historisch wichtigsten Erscheinungen jener Periode, und dies in einer Weise, dass man zwar auch nicht vor Schülern genöthigt sein wird, alles, was Platon sagt, als unbedingten Ausdruck der Wahrheit hinzustellen, aber alles wohl darlegen kann als Ausdruck eines sittlich edlen Geistes, der die Erscheinungen seiner Zeit strenge richtet.

Lesbar sind allerdings Euthyphron und Menexenus; aber der Menexenus gehört seinem gröfseren Theile nach einer Literaturgattung an, die man nicht durch die Lectüre Platonischer Schriften vertreten sehen will, sondern für welche andere

Lectüre vorhanden ist; und bei Euthyphron ist das Missliche, dass über einen äusserst wichtigen Begriff, den der Frömmigkeit, Zweifel und Collisionsfälle vorgebracht werden, ohne dass sich aus dem Ganzen ein hinlänglich deutlich bezeichneter Weg der Lösung ergeben will. Zwar ist im Euthyphron ein Weg der Lösung vorhanden, aber er ist bei weitem nicht in der Klarheit bezeichnet, wie in dem zur Schullectüre von mir empfohlenen, vorher nicht weiter charakterisierten Laches. Soll aber ein Dialog von den Schülern mit Interesse gelesen werden, so muss es ihren eigenen Kräften möglich sein, aus den zerstreuten Fäden ein Gewebe wirklich zu gestalten; ist es nöthig, dass der Lehrer ihnen erst dieses Kunststück vormache, wie die Lösung eines Räthsels, auf welche Niemand von selbst verfallen wäre, so ist damit nicht mehr erreicht, als durch ein Spiel des Scharfsinnes und des Witzes, das im Augenblick des Zuhörens interessirt, und dann vergessen wird; dergleichen gehört nicht in die Schule.

Aus den zahlreichen Dialogen Platon's, zu deren Lectüre zu gewinnen mir viel wünschenswerther ist, als davon abzuhalten, kann ich demnach zur Schullectüre doch nur jene fünf geeignet, und die anderen beiden zulässig, aber nicht empfehlenswerth finden; ich habe mich in ausdrücklichen Gegensatz gestellt gegen Phädon. Die Vorliebe für Phädon als Schullectüre ist eine unleugbare Thatsache; man sehe buchhändlerische Ausweise nach, welche Hefte von commentierten Ausgaben und leider noch mehr, welche Bändchen jener beliebten Verbindung des Textes mit der Uebersetzung die meisten Auflagen erlebt haben, so wird man finden, dass an Gymnasien vorzugsweise häufig Phädon gelesen wird. Man wird aus der letzten Thatsache zugleich sehen, wie er gelesen wird; denn am verbreitetsten sind Verbindungen von Text und Uebersetzung. Diese grofse Zuneigung haben dem Phädon zwei Umstände erworben. Der eine verdient die vollste Anerkennung, nämlich am Anfang und Schluss des Phädon finden sich über das Lebensende des Sokrates Erzählungen von einer erhabenen Weihe; diese wünscht man in die Lectüre einzuführen. Diese Stellen sind jedoch von so geringem Umfang, übrigens solcher Leichtigkeit, dass es zu verwundern wäre, wenn man sie nicht lieber in die Chrestomathien aufnehmen sollte, die vor dem Lesen eines zusammenhängenden Schriftstellers doch einmal unentbehrlich sind. Zweitens ist der im Phädon behandelte Gegenstand unverkennbar ein Anlass seiner Bevorzugung für die Schullectüre; die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gibt Berührungspuncte mit dem Inhalte des christlichen Glaubens. Aber gerade dieses Moment sollte vielmehr zu ernstlichen Erwägungen und Bedenken Anlass geben. Einmal ist es nicht richtig, dass im Phädon von der Unsterblichkeit der Seele gehandelt werde, sondern von deren Ewigkeit; dass die wesentliche Verschiedenheit dieser Platonischen Lehre von der christlichen gewöhnlich verwischt wird, ist der Einsicht nach beiden Seiten hin nicht förderlich. Ferner Platon's Beweise für seine Lehre beruhen ausschliefslich auf der Annahme der Ideen, und werden, ohne diese Voraussetzung, zu einem blofsen Gerede, das

kaum auf Wahrscheinlichkeit Anspruch hätte. So wenig wie die irrige Identification jener Platonischen Lehre mit der christlichen zu billigen ist, so wenig dürfte es empfehlenswerth sein, auch nur zu dem Scheine Anlass zu geben, als ob diese Lehre mit der Annahme der Platonischen Ideen in irgend einem Zusammenhange stehe. Das zweite also von den Momenten, welche dem Phädon diese Verbreitung in der Schule verschafft haben, hätte vielmehr zu Bedenken Anlass geben sollen. Aber abgesehen hiervon ist Phädon durch den früher bezeichneten Gesichtspunct der Schwierigkeit von der Schullectüre ausgeschlossen. Denn es ist nicht nur alles, was in ihm überhaupt Beweiskraft hat, auf die Ideenlehre basirt, sondern es kommen noch speciell darin Discussionen vor, und zwar in ganz untrennbarer Verbindung mit dem übrigen, über die misslichste Partie der Ideenlehre, die Relationsbegriffe, das Gröfsere, das Kleinere etc., Erörterungen, über die sehr viel Scharfsinniges bereits geschrieben, aber wie mir scheint Klarheit noch nicht erreicht, vielleicht auch nicht erreichbar ist. Einen Dialog nun, in dem solche Erörterungen einen untrennbaren Theil bilden, zur Lectüre den Schülern geben, soll das heifsen, man will diesen Theil herausreifsen, obgleich er für Platon nothwendig war, oder will man ihn unverstanden lassen, und entweder Langeweile hervorrufen oder die Meinung, er sei verstanden? Zu solch halbem Wissen darf der nicht rathen, der den Platonischen und Sokratischen Charakter achtet. Deshalb wünschte ich den Phädon nicht auf den Lectionsverzeichnissen der Gymnasien zu sehen, denn ich bin jedesmal besorgt, dass der Lehrer das eigene Interesse an dem Gegenstande verwechselt mit dem Interesse, das er in Schülern wecken soll; höre man doch, in welcher Weise an die Lectüre solcher Dialoge in späteren Jahren zurückgedacht wird.

Dies die Gründe meiner Auswahl; es würde mir erwünscht sein, wenn gerade zur Vertheidigung des Phädon, da hierin meine Ansicht einer verbreiteten Praxis entgegentritt, die etwa vorhandenen Gründe geltend gemacht würden.

Prof. Dr. Beer aus Wien: M. Hrn.! Ich bin praktischer Arzt, allein aus ganz besonderer Liebe für's Griechische habe ich mir erlaubt der Discussion beizuwohnen. Vollkommen einverstanden mit dem, was in Betreff der verecundia bemerkt ist, glaube ich bezüglich der Thesis selbst unterscheiden zu müssen, welchen Zweck man mit der Lectüre Platon's verbindet. Wenn es sich darum handelt, der Jugend ein klares Bild der philosophischen Ansicht Platon's beizubringen, und man sie dazu für reif hält, so dürfte die Lectüre der vorgeschlagenen Dialoge nicht hinreichen. Wenn man dagegen das Sprachliche und Formelle des Platon der Jugend an's Herz legen will, bin ich vollkommen einverstanden, dass diese Dialoge hinreichen, der Jugend einen klaren Begriff von der Lebendigkeit Platonischer Sprache und Rundung seiner Form zu geben. Allein es gibt ja auch einen dritten Zweck, und nach meiner Ueberzeugung einen Zweck, den man sehr im Auge behalten muss, nämlich es handelt sich ja auch darum, dass man die Jünglinge auch auf das Sachliche, nicht Philosophische aufmerksam mache, was sie für ihren künftigen Beruf aus

Platon benützen können. Für angehende Aerzte, denke ich, dürften einzelne Fragmente aus Timäus sehr nützlich werden; für den, der sich den Rechten widmet, glaube ich, dass ganze Capitel aus den Legg., der Rep. wichtig sind; eben so kommen in dieser einzelne selbst für Aerzte wichtige Stellen vor, die auf die Gymnastik der Griechen helles Licht werfen, und ich glaube, dass solche Stellen für die, welche sich diesem Fache widmen, von grofser Wichtigkeit sind. Die von dem Hrn. Vorsitzenden bezeichneten Schriften mögen vollkommen hinreichen, um von der Sprache und den formellen Gesichtspuncten Platon's der Jugend einen Begriff zu geben, aber nicht einverstanden bin ich, dass keine mehr für geeignet zur Schullectüre erklärt wurde; denn es wäre wünschenswerth, dass reiferen Jünglingen auch aus Legg. und Rep. jene Sachen an's Herz gelegt werden, die für ihren künftigen Beruf von grofsem Einfluss sind. Uebrigens muss ich mich genau anschliefsen an die vom Hrn. Präs. ausgesprochene Ansicht rücksichtlich des Phädon, weil ich als ehemaliger Erzieher erfahren habe, dass man diesen sehr leicht misverstehen kann.

Prof. Schmalfeld aus Eisleben: M. Hrn.! Ich glaube, es wird namentlich für Schulmänner nicht ganz uninteressant sein, wenn sie Erfahrungen hören, wie sie einer gemacht hat, der vielleicht nicht die ausgezeichnetsten Schüler zu unterrichten hatte, aber doch solche, die sich dann als wissenschaftlich thätige Männer erwiesen haben. Was meine Erfahrungen von den von Hrn. Prof. Bonitz verlangten Dialogen betrifft, so muss ich beistimmen, muss aber erklären, dass Gorgias nicht für alle Schüler passe. Was den Phädon betrifft, so sind meine Erfahrungen diese: Ich habe zweimal versucht, den Phädon zu lesen, ein paar Schüler schienen gefolgt zu sein; als ich fertig war, liefs ich den ganzen Gang des Dialoges angeben, was habe ich nun gehört? Nur meine eigenen Worte, gewiss zum deutlichen Beweise, dass diese Primaner nichts verstanden, sondern blofs receptiv sich verhalten hatten. Ich glaube dieser aus der Erfahrung geschöpfte Satz möchte wohl verdienen, hier ausgesprochen zu werden, um der Thesis des Hrn. Prof. Bonitz noch die Bestätigung der Erfahrung hinzufügen. Was den zweiten Vorschlag angeht, bruchstückweise auch aus anderen Dialogen etwas zu lesen, um künftigen Medicinern zu dienen, so ist erstlich zu sagen, dass das Gymnasium überhaupt nicht dazu da ist, um für bestimmte Berufsfächer eine bestimmte Vorbildung zu geben; zweitens aber, alles, was bruchstückweise gelehrt wird, das ist meine Erfahrung, bleibt Bruchstück, und am Ende nicht einmal das, es bleibt davon gar nichts übrig.

Dir. Benecke aus Elbing. Indem ich mich einverstanden erkläre mit der Ansicht des Hrn. Thesenstellers über die Auswahl der Dialoge, die für die Schule lesenswerth sind, eben so auch über die Gründe der Verwerfung der übrigen, glaube ich dagegen, dass sich im allgemeinen nicht feststellen lasse, ob man den einen oder den anderen lesen könne oder nicht. Es kommen subjective Gründe in Betracht. Wenn man eine kleinere Prima hat, so tritt in verschiedenen Jahrgängen ein sehr grofser Wechsel ein; man wird mit einem Jahrgang einen Dialog lesen können, mit

einem anderen nicht. Was insbesondere den Phädon betrifft, möchte ich auch eine Erfahrung mittheilen, die nicht in Uebereinstimmung steht mit dem, was Hr. Prof. Bonitz sowohl als der geehrte Hr. Vorredner darüber gesagt haben. Ich glaube, dass, wenn man Platonische Dialoge liest, nicht die Frage sein kann, zu welchem Zwecke man sie liest — sie müssen natürlich gelesen werden, um sie zum Verständnis zu bringen. Wenn dies geschehen soll, ist es unumgänglich nöthig, auf den philosophischen Inhalt einzugehen. Ich habe mich, obgleich ich ähnliche Verwerfungen wie die des Hrn. Prof. Bonitz öfter gehört habe, und aus der eigenen Schulzeit mich erinnerte, ihn nicht mit sonderlicher Erbauung gelesen zu haben, nicht abhalten lassen, eine Probe zu machen, und habe gefunden, dass die Schüler wohl Interesse für die Sache haben. Die Frage, die der Phädon behandelt, interessirt die Schüler für sich, und dies ist vielleicht auch mit der Grund, weshalb der Phädon zur Schullectüre besonders verwendet wird. Ich habe mich bemüht den Gedankengang und Zusammenhang fortwährend zur Klarheit zu bringen und die Untersuchungen nicht erst am Ende zusammenfassen, sondern von Stunde zu Stunde darzulegen und festzuhalten, und habe gefunden, dass die Schüler mit stetem Interesse gefolgt sind, und dass auch, wenn man von Schülern nicht mehr verlangt als sie leisten können, also wenn man kein vollständiges Verständnis Platon's von ihnen verlangt, die Schwierigkeiten zu heben sind. Ich habe selbst den Beweis zu geben gesucht, dass die Schüler wohl im Stande seien, den ganzen Phädon im Zusammenhang zu recapituliren. Freilich muss ich bemerken, dass ich nicht blofs dabei stehen geblieben bin, die Beweise, welche Platon für die Ewigkeit der Seele gibt, zum Verständnis zu bringen, sondern ich habe mich eingelassen, diese Beweise zu prüfen, wie ich glaube, dass dieses stets geschehen muss, ich habe nicht gesehen, dass die Hochachtung vor Platon wäre beeinträchtigt worden, weil, wenn die Schüler zur Kenntnis gelangen, dass die Beweise Platon's unzureichend sind, sie auch zu der Kenntnis kommen, dass überhaupt diese Frage nicht Gegenstand eines philosophischen Wissens, sondern des religiösen Glaubens ist. Ich habe nicht gesehen, dass die Hochachtung vor Platon wäre verkümmert worden, weil dieser Dialog, wie manche andere stets als Kunstwerk den Schülern achtbar bleiben wird, und weil die Jugendfrische, mit der Platon an die Untersuchung der philosophischen Probleme geht, besonders geeignet scheint, das philosophische Interesse auf eine der Jugend angemessene Weise zu erwecken.

G. R. Wiese aus Berlin. Der Lectüre Platon's begegnet bei den Schülern gewöhnlich ein sehr grofses Interesse. Der Name 'Platonische Ideenwelt,' diese Bezeichnung, wobei Idee sehr leicht mit Ideal verwechselt wird, bereitet in der Jugend Erwartungen vor, als ob sie in ein Heiligthum höherer Erkenntnis eingeführt würden. Man kann nicht sagen, dass dieser Erwartung ein Ertrag der Lectüre verhältnismäfsig entspricht. Das wird wohl allgemeine Erfahrung sein. Sie hat verschiedene Gründe; vorweg den, dass sehr häufig die Schüler für die Lectüre Platon's

nach ihrer speciellen Kenntnis nicht reif genug sind. Den Platon zu lesen, müssen die elementaren Vorbedingungen alle vorhanden sein. Aber ich glaube, es rührt auch noch von einem anderen Grunde her. Dass man sich bestimmte Zwecke setzen sollte bei der Lectüre eines solchen Schriftstellers, braucht nicht erst bewiesen zu werden, aber sie müssen recht deutlich erfasst werden. Sie können sehr verschieden sein. Platon soll den Schülern die Art des wahren Philosophirens zeigen im Gegensatz zu der Afterphilosophie der Sophisten. Der Hr. Vorsitzende hat diesen Gesichtspunct ganz wahr berücksichtigt, wenn er Prot., Gorg., Lach. nennt, — ich würde übrigens kein Bedenken tragen, den Hipp. min. hinzuzufügen. Eine Beschränkung muss überall, so auch nach diesem Gesichtspunct auf Schulen eintreten, man wird den Kratylus und Sophistes nicht lesen. Gewiss kommt es sehr auf die Generation der Schüler an; man kann Talenten füglich zumuthen, auch schwerere Dialoge durchzugehen, aber die sind selten und es gilt für einen Fehler, nur mit den talentvollen Schülern sich zu beschäftigen. Die Lehrer sind freilich dazu geneigt, aber 'den Armen wird das Evangelium gepredigt'; man soll die Beschränkung sich auferlegen, sich immer mit der gröfseren Mehrzahl, welches die Mittelmäfsigen sein werden, zu beschäftigen. Ein anderer Gesichtspunct ist, dass die jungen Leute Respect vor der Philosophie und Interesse an philosophischen Dingen empfangen. Das kann die Schule in ihnen erregen — Philosophie selbst zu lehren, dazu ist die Schule nicht der Ort — dazu sage ich, können diese Dialoge vortrefflich dienen. Es gibt aber noch einen anderen Gesichtspunct. Bekanntlich tritt Platon mit seiner Person ganz zurück, sondern gibt alle Ehre seinem Lehrer Sokrates, dessen Verherrlichung, wie es scheint, eines der Hauptziele ist, die er mit seiner ganzen Thätigkeit anstrebt. Sie wissen, meine Herren, dass eine der wichtigsten Fragen die ist, ob die Tugend lehrbar ist. Kein einziger Dialog bringt sie zum Abschluss, die Discussion schliefst oft mit einem *non liquet.* In der Rep. kommt sehr deutlich eine Lösung dieses Problemes vor: die Tugend ist nicht lehrbar wie eine Wissenschaft, die Tugend ist nur lehrbar durch Tugend, wenn sie persönlich erscheint und durch die hinreifsende Gewalt des persönlichen Lebens Liebe und dadurch den Trieb, dieselbe Bahn zu wandeln, sich eben so der Wahrheit und ihrer Erforschung hinzugeben, in der empfänglichen Seele erweckt, und dabei zeigt er deutlich auf den hin, den er eben zum Mittelpunct seiner philosophischen Erörterungen macht. Dieses ist ihm eine solche persönlich gewordene Erscheinung der Tugend, die persönlich gewordene Tugend. Aus solchen Gründen ist es aufserordentlich wichtig, die Dialoge darnach zu wählen, dass der Jugend, die so viele Empfänglichkeit für alles Persönliche hat, ein recht lebensvolles Bild von Sokrates gegeben wird. Dazu reichen die kleineren Dialoge gar nicht aus, die können eher etwas Ermüdendes haben. Ich glaube daher es ist nöthig, neben ganzen Dialogen auch ausgewählte Stücke zu lesen. Ich weifs, was sich gegen Chrestomathien sagen lässt und bin kein Freund davon, sie bis in die oberen Classen fortzusetzen; wenn aber gesagt

wurde, die Stellen des Phädon über Sokrates sollten in den unteren Stufen gelesen werden, so scheint mir dieses verfrüht, dazu ist der Gegenstand viel zu wichtig, um ihn *in usum tironum* zu verwenden, sondern was sonst gelehrte Einleitungen thun, die in der That oft übel angebracht sind, wäre da an der Stelle, wenn ein lebendiges Bild einer solchen Persönlichkeit erzeugt werden soll. Dass ein Auszug aus solchen Dialogen, wie Phädon, der Sache Eintrag thue, kann ich nicht denken. Ich erinnere an das Buch von Ritter und Preller, das mit grofsem Nutzen auf Gymnasien gebraucht worden ist; das sind auch Auszüge, wo die Probestücke zuletzt ein ganzes Bild geben. Es kommt übrigens auch da auf das Geschick des Lehrers an. Es sollte der Anfang und Schluss aus Phädon herausgenommen werden, ich würde sogar kein Bedenken tragen, darein Züge aus dem Symposion einzuweben, damit es recht lebendig würde; dass beide Dialoge als ganze allerdings keineswegs sich zur Lectüre eignen, hierin bin ich vollständig mit Hrn. Prof. Bonitz einverstanden. Es ist bei Phädon häufig eine gewisse Täuschung; die Schüler lieben es, mit Sachen, die über ihren Horizont gehen, beschäftigt zu werden, und es ist nicht ohne weiters zu verwerfen, man zeigt die Schwierigkeit und reizt sie sich zu ihrer Ueberwindung würdig zu machen durch vermehrte Anstrengung. Aber ich habe nicht im Sinne, Bonitzens Gründe zu widerlegen, der Phädon eignet sich nicht für die Schule. Meine Meinung also ist, dass diese Dialoge für die Schule hinreichen. Der Ion ist so fein und für das jugendliche Gemüth durchaus nicht unangemessen, dass ich ihn nicht entfernen möchte. Man muss doch dem Lehrer Concessionen für seine persönlichen Neigungen machen, insofern sie mit der Hauptaufgabe der Schule nicht im Widerspruch stehen. Dann aber solche Partien, in denen die Persönlichkeit des Sokrates klar heraustritt, wobei ich Stellen aus Phädon und einigen anderen Dialogen Aufnahme wünschte.

Prof. Hochegger aus Pavia: Gegen das vom Hrn. Vorredner Gesagte erlaube ich mir in Bezug auf die Chrestomathie folgendes zu bemerken: Erstens glaube ich, dass ein vollständiges Bild des Sokrates aus solchen Bruchstücken sich unmöglich wird zusammensetzen lassen, die Bruchstücke werden immer nur zu kenntlich sein und die Fäden der Verbindung nicht leicht auffindbar. Zweitens können alle Puncte, die Platon über das Leben des Sokrates vorbringt, nur insofern in ihrer wahren Bedeutung gefasst werden, als sie in Bezug genommen werden zu dem genauen Gedankengang der Dialoge selbst; herausgerissen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang werden sie in ihrer Bedeutung beeinträchtigt; daher kann ich dem Vorschlage einer solchen Chrestomathie nicht beistimmen, und glaube, wenn man den Schülern eine Idee von Platonischer Philosophie, nicht ein philosophisches System geben will, dass wirklich die Beschränkung auf jene fünf Dialoge zweckmäfsig ist.

G. R. Brüggemann aus Berlin: Die erfreuliche Theilnahme an der Discussion dieser Thesis zeigt, dass wir auf einem sehr interessanten Gebiete des prakti-

schen Schullebens uns befinden. Platon ist sprachlich und inhaltlich zu bedeutend, als dass nicht jedes Gymnasium die Aufgabe hätte, seine Schüler einen Blick in ihn thun zu lassen. Mit den zwei Grundsätzen, die der Hr. Präsident ausgesprochen, erkläre ich mich einverstanden, ferner dass alle Dialoge auszuscheiden sind, welche die verecundia in unserem Sinne verletzen. Nicht zugänglich sind daher für unsere Schulen Phädr. Symp., eben so unzweifelhaft ist es, dass keine gelesen werden können, die in den Mittelpunct Platonischer Hauptprincipien führen. Es wird keinem verständigen Schulmann einfallen, Parm. Soph. Theaet. zu lesen. Diejenigen Dialoge, die unzweifelhaft zunächst als anwendbar zu betrachten sind, hat der Hr. Präsident nach seiner tiefen Kenntnis des Platon als zweckmäfsigste bezeichnet, Apol. Krit., er hat den Euthyphron als zulässig bezeichnet; für den möchte ich auch das Wort reden. Ich theile die Bedenken vollständig. Wir wissen ja alle, dass Euthyphron mit dem Begriffe der Frömmigkeit sich beschäftigt und schliefst ohne die Merkmale derselben anzugeben; aber der ganze formale Gang des Dialoges ist so leicht und fasslich und ein so prägnantes Bild der Sokratischen Disputirmethode, dass er formell sich ganz trefflich eignet; freilich müssen die Lücken ausgefüllt werden, das ὅσιον muss zum Verständnis kommen. Ich scheue aber nicht, je mehr die formale Gewalt und die ideale des Alterthums den Schülern Hochachtung einflöfst, den Blick auf das Christenthum zu lenken, und dazu bietet dieser Dialog die Anhaltspuncte, um zu zeigen, dass wir, wenn es sich um Feststellung dieses Begriffs handelt, andere Mittel haben, diesen zu bestimmen und in seiner Tiefe aufzufassen. Ich halte für ganz geeignet, mit Kriton den Euthyphron zu verbinden, damit die Gesichtspuncte hervorgehoben werden, die in den ganzen Gang des Sokratischen Lebens den Schülern den Zugang eröffnen. Prot. und Gorg. sind als zur Lectüre geeignet bezeichnet worden. Ich stimme bei, was das Verständnis betrifft, spreche aber bei Prot. aus wiederholten Erfahrungen. Mit dem gröfsten Interesse treten die Schüler ein in das Haus des Kallias, und das πρόσωπον τηλαυγές, mit dem es eröffnet wird, fesselt die Jünglinge; auch die Interpretation des bekannten Gedichtes erhöht ihre Aufmerksamkeit, aber sie sinkt bei der eigentlichen dialektischen Partie, obgleich der Inhalt vollständig zugänglich ist. Ich will mich damit nicht gegen die Lectüre des Prot. erklären, sondern habe nur andeuten wollen, was bei dem, was ich über Phädon sagen möchte, in den Vordergrund tritt. Phädon habe ich wiederholt mit Schülern gelesen, aber ich scheue mich nicht, das Bekenntnis auszusprechen, dass ich nie zufrieden gewesen bin. Es fehlte nicht an Theilnahme, nicht an Aufmerksamkeit, aber die Schwierigkeiten sind zu grofs, als dass man selbst geförderte Primaner in das volle Verständnis des Gedankenkreises einführen könnte. Macht Jemand, m. Hrn., von Ihnen den Versuch, so wird er ganz andere Primaner vor sich zu haben glauben, sobald die letzten Momente von Sokrates Tod eintreten. Nach diesen Erfahrungen kann auch ich mich nicht für Phädon aussprechen. Wenn er demungeachtet so häufig gelesen wird, so hat der Hr. Prä-

sident das Hauptmotiv mit Recht hervorgehoben: unsere eigene Theilnahme, die Freude des Erklärens, lassen uns auch die Theilnahme des Schülers erwarten. Wäre der mittlere Theil zum Verständnis zu bringen, so würde ich bezüglich der Ewigkeit der Seele eben so wenig Scheu tragen, wie bei Euthyphron, auch diesen Punct den Schülern zum Bewusstsein zu bringen, damit sie lernen, welch wahrheitsvollen Inhalt sie am Christenthum haben und mit welchem Resultate dieses dem Alterthume gegenüber dasteht. Uebrigens ist die Schulzeit so eng auch bei zweijährigem Cursus der Prima, dass, wenn die Dialoge Krit., Euth., Ap., Prot. gelesen werden, vollständig der Kreis erschöpft ist, und sind diese verstanden, jeder Schüler mit Vergnügen aus der Schule scheidet, um nun in den Hallen der Wissenschaft die Platonischen Studien fortzusetzen; und diese Liebe zu erwecken, dazu reichen jene Dialoge hin, und das bleibt unsere Aufgabe. (Allgemeiner Beifall.)

Prof. Schenkl aus Innsbruck: Wenn nach dem, was bereits gesagt worden ist, wir die Ansichten summiren, und eine eigene Ansicht dazu fügen, so ist es die, dass sich die Lectüre Platon's auf die bezeichneten Dialoge beschränken muss. Jedoch möchte ich dabei aufmerksam machen, dass Euthyphron, wie der Hr. Vorredner bemerkt hat, von großer Bedeutung für die Lectüre ist. Im Euthyphron ist der entscheidende Bruch mit dem Heidenthum geschehen, an vielen Stellen ist eine Bresche in dasselbe geschossen, so dass eine Kluft geöffnet ist, die nimmer geschlossen werden kann. Wenn er nicht so formvollendet ist, wie der Laches — im Ganzen kam er mir etwas roher vor — wenn auch ein positives Resultat, wie im Laches, sich nicht erkennen lässt, so sind doch einzelne Züge gegeben. Den Menexenus möchte ich nicht anempfehlen; er ist sehr kalt und die Sprache gegenüber Isokrates ungerundet; dabei bleibt noch die große chronologische Schwierigkeit. Unbedingt möchte ich den Phädon nicht ausgeschlossen sehen. An unseren Gymnasien freilich fällt er weg; mit fünf griechischen Lehrstunden ist es unmöglich bis zum Verständnis desselben zu führen; hingegen an auswärtigen Gymnasien, wo die Stundenzahl für das Griechische größer, an kleineren Gymnasien eine geringere Schülerzahl ist, da möchte ich ihn nicht wegfallen lassen. Es ist richtig bemerkt worden, dass für das Christliche wir eine Brücke haben müssen, und es gilt ganz gewiss, dass im Gegensatz zu den übrigen Philosophemen er ein ganz erfreuliches Gegenbild bildet; wenigstens ist das Fortleben der Seele ausgesprochen und schließt sich an den Gedanken einer Belohnung und Bestrafung. Das ist etwas, was ihn im ganzen Alterthum einzig hinstellt; daher ich ihn nicht ausgeschlossen, aber die Schwierigkeiten wohl in's Auge gefasst wünsche.

Präsident: Es sei mir erlaubt, da Niemand weiter das Wort begehrt hat, auf einige Puncte kurz zu entgegnen, namentlich solche, wo meine Aeußerungen eine andere Auffassung erfahren haben. Was ich über das Verhältnis zum christlichen Glauben und über Mangelhaftigkeit des Inhaltes zu Phädon und Euthyphron bemerkte, ist von einem der geehrten Hrn. Vorredner gegen meine Absicht aufge-

fasst worden. Nicht weil der Inhalt des Phädon mangelhaft und ungenügend ist im Vergleich mit dem des christlichen Glaubens, nicht in diesem Sinne, sondern weil gar leicht der Schein einer viel näheren Verwandtschaft entsteht, als sie wirklich vorhanden ist, dieses ist der Grund gewesen, warum ich abgesehen von der philosophischen Schwierigkeit und, wie ich trotz der die Haupthindernisse nicht treffenden Entgegnungen noch überzeugt bin, von der philosophischen Unausführbarkeit der Lectüre Bedenken hegte. Aehnlich beim Euthyphron; nicht weil die Auffassung des *θεοφιλές* und *ὅσιον* etwas Ungenügendes ist — denn das wäre nur der Einwand, der die classische Literatur überhaupt, Platon aber am wenigsten träfe — sondern weil die Form des Dialoges es viel weniger möglich macht, dass der Schüler aus eigener Kraft ihn verstehe, vielmehr die Nothwendigkeit gegeben ist, dass der Lehrer ihn auf jedem Schritt leite und an der Hand führe, dieses ist es, weshalb ich ihn zwar nicht ausschliefse, aber minder empfehlenswerth finde; nicht das unchristliche, d. h. der Mangel, gegenüber der Fülle des christlichen Glaubens, sondern der leicht täuschende Schein einer gröfseren Aehnlichkeit als sie wirklich besteht, war es, worauf ich Gewicht legte und die Aufmerksamkeit glaubte lenken zu sollen. — Ueber Hipp., Ion u. ä. und über die gewünschte gröfsere Freiheit in der Wahl besteht mit einem anderen Hrn. Vorredner gewiss kaum eine eigentliche Meinungsverschiedenheit; denn wenn man mit den Schülern mehr lesen kann, so ist es ja nicht ausgeschlossen, dass, nachdem schon die richtigen Grundzüge für ein Bild Platon's gewonnen sind, auch manches aufgetragen werde von geringerer Bedeutung. Ich gehe aber von der Voraussetzung aus, dass für mehr als zwei kleinere oder einen gröfseren und einen kleineren Dialog, höchstens zwei kleinere und einen gröfseren die der öffentlichen Schullectüre gewidmete Zeit nicht ausreicht. Unter der Voraussetzung solcher Beschränkung findet gewiss der Grundsatz Anwendung, dass für die Schule das Beste eben gut genug ist. Diesem Grundsatz gegenüber muss auch eine Neigung des Lehrers zu einem oder dem anderen Dialog nachstehen. Es gibt andere Mittel, seinem Interesse für Hipp. oder Ion zu genügen, als dass man durch ihn die Schüler in Platon einzuführen sucht. Mein Bedenken gegen solche Dialoge gründet sich also auf die Finanzen der Schulzeit, welche gebieten, dass man immer das Nothwendige vor dem vielleicht Angenehmen thue. — Was endlich Chrestomathien über das Leben des Sokrates betrifft (Unterbrechung durch die Frage eines bei der früheren Debatte nicht anwesenden Mitgliedes über die Zulassung des Menexenus), so gestehe ich ganz unverholen, dass ich mich nicht in der Lage befinde, darüber mit ja oder nein ganz bestimmt zu antworten; denn ob eine solche Zusammenfassung etwas Erhebliches zu leisten vermag, wird sich nur aus einem gemachten Versuch ersehen lassen. Die Schwierigkeiten eines solchen Versuches liegen nicht blofs darin, dass man Bruchstücke an einander zu reihen unternimmt, sondern dass man es auch innerhalb dieser Bruchstücke mit sehr verschiedenen Graden der Entfernung Platonischer Darstellung von der historischen Objectivität zu thun hat. Das Beispiel, das

der Hr. Vorredner gleichsam als einen bereits gemachten Versuch erwähnte, nämlich Ritter-Preller, würde mir nach dieser Seite hin nicht überzeugend sein. Ich brauche nicht zu sagen, wie hoch ich dieses Buch schätze als Hilfsmittel für Jemand, der in der Geschichte der älteren griechischen Philosophie für die Philosophen, deren Schriften wir nicht mehr haben, die Hauptstellen beisammen zu haben wünscht; für die Schriften von Platon und Aristoteles habe ich über dieses Buch gleich nach seinem Erscheinen dargelegt, dass es schwerlich eine Auswahl getroffen hat, die zu einer einigermafsen bestimmten Auffassung dieser Philosophen führen könnte. Da also dieses Beispiel mir nicht ausreicht, so wage ich nicht, früher über diesen Vorschlag zu urtheilen, als ein Versuch seiner Ausführung vorliegt [5]), könnte aber auch, wenn derselbe gelänge, diese Lectüre kaum zur eigentlichen Lectüre Platon's rechnen, und halte die Frage darüber als nebensächlich im Vergleich zu der behandelten Hauptfrage, in der sich mehr Einverständnis als Gegensatz scheint gefunden zu haben.

Auf die Frage des Vorsitzenden erklärt sich die Versammlung dahin, dass der Gegenstand der Thesis IV *C* durch die in der Discussion dahin zielenden Bemerkungen als bereits behandelt zu betrachten sei, und dass in der folgenden Sitzung sogleich die Thesis des Hrn. Prof. Hochegger zur Besprechung kommen solle.

Schluss der Sitzung $2\frac{1}{2}$ Uhr.

Zweite Sitzung 27. September. Präsident: Prof. Bonitz.

Anfang der Sitzung: 12 Uhr.

Der Vorsitzende theilt mit, dass eine Reihe gedruckter Thesen, erst jetzt eingereicht von Dr. Georgens und Deinhardt, Vertretern der Heilpflege- und Erziehungsanstalt im Schlosse Liesing bei Wien, an die Mitglieder der Versammlung vertheilt sei, und bemerkt, dass der umfassende Stoff der bereits zur Discussion angenommenen Thesen eine Behandlung derselben nicht wahrscheinlich mache, und dass die Herren Thesensteller den Gegenstand demnächst in einer besonderen Schrift entwickeln werden. Hierauf erhält Prof. Hochegger das Wort zur Begründung seiner Thesis.

---

5) Zu der Apologie und zum Kriton pflegt und muss eine Einleitung gegeben werden, welche von der Person und dem Leben des Sokrates in mehr oder weniger Ausführlichkeit ein Bild zu geben sucht. Vielleicht liefse sich der vom Hrn. Geh. R. Wiese ausgesprochene Wunsch dadurch erfüllen, dass einer solchen Einleitung die fraglichen Stellen aus Platon eingereiht oder zu den im Texte der Einleitung kurz bezeichneten Zügen als Anhang längere Quellenstellen zur Lectüre der Schüler beigefügt würden. H. Bonitz.

Prof. Hochegger: Unter den Klagen, die man in jedem Jahre über die Gymnasien von ganz Deutschland am meisten hört, ist gewiss die über den immer sichtlicher werdenden Verfall des Latein, besonders in Bezug auf die Fertigkeit und Gewandtheit sich mündlich und schriftlich lateinisch auszudrücken, eine der bedeutendsten. Dieser Umstand hat mich veranlasst, meine Thesis der hochansehnlichen Versammlung vorzulegen. Es ist nämlich wichtig, auf alle Mittel hinzuweisen, die fähig sein können, dem Sinken der Gewandtheit im lateinischen Ausdruck kräftig entgegenzuwirken. Dass aber ein Sinken dieser Gewandtheit ganz gewiss vorhanden ist, wird nicht geleugnet werden können; denn nicht nur in der heutigen Versammlung wird darüber die Sprache sein, sondern auch in früheren Versammlungen wurde darauf mehrfach mit Entschiedenheit hingewiesen, und viele Regierungen fanden sich veranlasst, durch die Schulorgane auf diesen Mangel hinzuweisen. Als eines der Mittel, um dem Gedeihen des gesammten lateinischen Unterrichtes neuen Aufschwung zu geben, erachte ich nun Sprechübungen, muss aber gleich von vorneherein meine Aeufserung zugleich beschränken, nämlich Sprechübungen in sehr genauen Grenzen. Es kann nach meiner tiefsten Ueberzeugung durchaus nicht in Frage kommen, etwa das Gymnasium wieder zur ehemaligen lateinischen Schule umgestalten zu wollen. Ein derartiger Vorgang scheint durch den gesammten historischen Gang unserer europäischen Cultur unmöglich, und es würde nur zum Ruine der Bildung beitragen, wenn irgendwo dessen Ausführung versucht werden sollte. Der Grundsatz, dass das Gymnasium nicht lateinische Fachschule sei, sondern allgemeine höhere Bildung vermitteln soll, steht in ganz Europa fest. Es kann also demzufolge wohl auch davon nicht die Rede sein, alle Gegenstände oder auch nur einen gröfseren Theil derselben im Gymnasium lateinisch vortragen zu wollen; es kann nach meiner Ueberzeugung nicht einmal die Rede davon sein, die lateinische Sprache und Philologie selbst im Gymnasium durchaus lateinisch zu tradieren. Von den unteren Stufen ist dies begreiflich; aber es waren Viele und sind noch Manche, die wenigstens in den mittleren Classen den lateinischen Unterricht in lateinischer Sprache gelehrt wissen wollen, so dass eine lateinisch abgefasste Grammatik den Schülern gegeben, für die griechische Sprache das Medium des Verständnisses die lateinische bilden soll; dass ferner theilweise auch die Geschichte lateinisch vorgetragen und in den oberen Classen die lateinische Sprache bei der Interpretation angewendet werden soll u. a. m. Ich glaube, dass diese Vorschläge nicht zum Nutzen des lateinischen und griechischen Unterrichtes ausgeführt werden könnten. Es handelt sich doch vor Allem um genaues Erfassen des Sprachmaterials und Verwendung desselben: Schwierigkeiten genug; wenn den Schülern nun noch die zweite Schwierigkeit aufgebürdet werden soll, sich zu diesem Behufe eines Mediums zu bedienen, dessen sie noch nicht vollkommen mächtig sind, so kann von einem glücklichen Erfolge nicht leicht die Rede sein. Ich muss ferner darauf hinweisen, dass, wenn irgend welche Schuleinrichtung es versuchen wollte, auf ähnliche Weise dem Latein wieder

seine ehemalige Geltung zu erringen, oder darauf hin zu arbeiten, dass in der Schule selbst in der Regel lateinisch gesprochen werde, eine solche Einrichtung für die Bildung der Schüler und ihre Universitätsstudien keine besonders günstige sein würde. Es ist eine unleugbare Thatsache, dass auf den Universitäten lateinische Vorträge beinahe verschwunden sind; man kann sagen in allen Facultäten, selbst mit Inbegriff sehr vieler theologischer. Man gehe die Lectionscataloge der verschiedenen Universitäten durch und man wird sehr schwer auf lateinische Vorträge stofsen. Es ist dieses durch die Natur und den historischen Gang unserer ganzen Bildung derart bedingt, dass selbst die vorzüglichsten Werke über philologische Gegenstände in den Nationalsprachen verfasst werden. Ja man ist noch weiter gegangen, sogar jene Ausgaben der Classiker, die theils für Schüler theils für Männer veröffentlicht werden, die sich noch nach der Schule an den herrlichen Früchten classischer Cultur erquicken wollen, sind in der Regel mit deutschen Anmerkungen versehen. Ich habe nur an die Haupt-Sauppe'sche Sammlung zu erinnern und glaube, dass in diesem Unternehmen ein bedeutsames Zeichen der Zeit zu erkennen ist. Also von einer Ausdehnung des Latein zu Uebungen im Sprechen in dieser Beziehung kann nicht die Rede sein. — Noch weniger, wenn nicht einmal die Gegenstände des Gymnasialunterrichtes selbst in lateinischer Sprache gelehrt werden können, kann ich von dem Gebrauch der lateinischen Sprache zu der gewöhnlichen Conversation einen gedeihlichen Erfolg erwarten, ich glaube schon deshalb, weil dazu die Grundlagen, die classischen wenigstens, im Gymnasium vollkommen fehlen. Es kann doch Niemandem einfallen, jene Schriftsteller im Gymnasium zu lesen, die den Stoff für derartige Uebungen zu geben geeignet sind. Ausgeschlossen müssen sein Petronius, Apulejus, Iuvenal, Martial, selbst Terentius und Plautus werden schwerlich allgemein zur Geltung kommen. Woher soll nun das Material genommen werden, um sich geläufig und elegant über die gewöhnlichen Dinge des alltäglichen Lebens auszudrücken? Es ist allerdings möglich, beinahe alle unserer Zeit eigenthümlichen Dinge gut lateinisch auszudrücken; man müsste aber eben nach den Werken greifen, die derlei bieten; ja man könnte sich nicht einmal auf die beispielsweise genannten Autoren beschränken; man müsste wohl auch noch nach dem codex Theod., dem ed. Diocl. greifen, wo eine reiche Auswahl von Ausdrücken für Kleidung, Küche, Keller etc. vorkommen. Es wird Niemandem einfallen, derlei im Gymnasium betreiben zu wollen; hat man aber keine classische oder wenigstens echt lateinische Grundlage zur Conversationssprache, so ist es sicher besser, die Sache gar nicht zu versuchen. Somit, wenn von Uebungen im lateinisch Sprechen am Gymnasium die Rede sein soll, so ist dieses nur in sehr beschränktem Sinne möglich. Ich glaube nämlich in folgender Weise: Es ist ein richtiger Grundsatz, dass eine Sprache durch Sprechen gelernt werden muss. Dieser Grundsatz, der bei neueren Sprachen durchaus angewendet wird, kann nicht ganz unrichtig sein beim Studium der alten. Früher sprechen, dann schreiben; wer richtig und mit einiger Gewandtheit zu sprechen fähig ist, wird

leicht fähig werden, seine richtig gesprochenen Gedanken auch richtig schriftlich wiederzugeben. Daher glaube ich, der Ausgangspunct beim lateinischen Sprachunterricht wie bei jedem andern sei vor Allem das Aneignen des Sprachschatzes der Worte; das richtige Vocabellernen in methodischer Weise. Auf dieses Memoriren ist nun vor allem das gröfste Gewicht zu legen. Ich erlaube mir beizufügen, dass bedeutende Männer schon seit lange diese Meinung vertreten, und dass die dazu geeigneten Schulbücher sich allmählich immer mehr Eingang verschaffen werden. Hand in Hand mit dieser mehr mechanischen Aneignung des Sprachmateriales hat die stufenweise fortschreitende Verwerthung desselben durch Satzbildung zu gehen. Es ist also das Verfahren, mündliche Uebungen in den Formen mit den Vocabeln derart anzustellen, dass man Sätze daraus bilden lässt, das einzig richtige. Daran schliefsen sich kleinere Stellen, kleinere Lesestücke in methodischer Folge, die memorirt und verwerthet werden müssen. Ich glaube, dass ein Lesebuch, das für die unteren Classen dauerhaften Bestand haben soll, reiches Material für die Schüler zu bieten hat, dass besonders classische Sentenzen, die sich dem Gemüth und Gedächtnis des Knaben für das ganze Leben eindrücken, in reicher Auswahl vorhanden sein müssen, dass diese genau zu memoriren und ohne Veränderung einzuprägen sind, ferner dass bedeutsame, dem Verständnis auch auf dieser Stufe zugängliche Stellen aus Prosaikern, ja auch aus Dichtern stufenweise immer mehr heranzuziehen seien, und dass man dann auf kleinere Historien, kleinere Fabeln etc. überzugehen habe; eine Auswahl derart würde unbedingt dem Gymnasium zu grofsem Vortheil gereichen. — Hat nun der Schüler so einen bedeutenden Schatz classischer Gedanken in classischer Form sich angeeignet (denn memorirt soll nichts werden, was nicht verdient bewahrt zu werden; also echt classische Stellen der Form und dem Inhalte nach), hat der Schüler sich eine Fertigkeit im Ausdruck dadurch erworben, indem er alltäglich genöthigt ist, diese Sätze wiederholt zu sprechen, hat der Lehrer die Gewandtheit, durch lateinische Fragen lateinische Antworten hervorzulocken, so wird jene Scheu, die allgemein zu finden ist, sich lateinisch auszudrücken, allmählich verschwinden. Es kommt sehr viel darauf an, erstens dass der Lehrer selbst überzeugt sei von dieser Methode, zweitens Lebendigkeit genug habe, um dieselbe Ueberzeugung auch in seinen Schülern zu erwecken. — In den mittleren Classen tritt nun die Lectüre der Classiker und zwar nicht in Bruchstücken ein, sondern ganze Werke von Classikern. Es ist nun gewiss die erste Forderung, dass die Schüler zu dem Verständnis dieser Werke geleitet werden, dass sie in der Uebersetzung sich mit ihrer Muttersprache an classischem Ausdrucke messen. Bei Wiederholungen aber, die doch nothwendig auch hier eintreten müssen, ist es ganz zweckmäfsig, den Inhalt der gelesenen Stücke von den Schülern in latein. Sprache wieder erzählen zu lassen. Hat der Lehrer dabei auch die Aufmerksamkeit durch eingestreute Fragen zu trennen, zu theilen, darauf hinzuarbeiten, dass nach und nach das Urtheil des Schülers sich bilde, dass er die in den Lesestücken vorkommenden

Phrasen selbständig zu verwerthen und umzukehren fähig wird, so ist auch hierdurch viel gewonnen. An solche Repetitionen können sich füglich Imitationen anschliefsen; in den schriftlichen Uebungen ist namentlich jener Sprachschatz zu verwerthen, den die Schüler in den mündlichen Uebungen sich bereits angeeignet haben. Es ist nicht gut, wenn die schriftlichen Uebungen nicht parallel gehen mit den mündlichen, wenn man den Schülern als Haus- oder Schulaufgaben deutsche Aufsätze vorlegt, die in keinem Zusammenhange stehen mit dem, was aus den Classikern gelesen wurde. Eben diese wechselseitige Unterstützung von Lectüre, mündlichen und schriftlichen Uebungen, kann allein dem Zwecke lebendiger Sprachaneignung förderlich sein; daher sind Uebungsbücher, wie wir sie entstehen sehen, für Nepos-, für Cäsarleser, ganz gewiss am Platze. Das Meiste hängt natürlich auch hier wieder vom Lehrer ab; kein Buch, sei es auch noch so gut, kann den lebendigen Eindruck der Rede des Lehrers ersetzen. Es wäre dann eine sehr schöne Uebung, wenn nach dem Schlusse der Lectüre längerer Abschnitte der Inhalt des Ganzen in lateinischer Sprache zusammengefasst, die Theile in lateinischer Sprache dargelegt würden. Von da aus kann übergegangen werden auf die Discussion einzelner Puncte, z. B. bei der Miloniana, wie die Enarratio zu dem ganzen Gang der Rede stehe, welche Differenzpuncte zwischen der Enarratio Cicero's und der Darstellung des Asconius bestehen. Aehnliche Versuche können ebenfalls bei anderen Autoren gemacht werden. So bieten die Dichter ein weites Feld dafür; z. B. nehmen wir einen Cyclus Horazischer Oden, etwa die sechs ersten des 3. Buches; den Gedankengang dieser sechs Oden der Reihenfolge nach durchzugehen, die Frage einzuweben, welche Vereinigungspuncte haben diese Oden oder haben sie keine, dies gibt die passendste Gelegenheit zu fruchtbringender lateinischer Sprechübung. Denn ähnliche Fragen können ganz gut in lateinischer Sprache behandelt werden, wenn natürlich vorher bei der mündlichen Interpretation der gesammte Gang dieser Lesestücke genau den Schülern dargelegt wurde. Auf diese Weise glaube ich, dass fort und fort auch das Ohr an die Sprache gewöhnt, und zugleich ein grofses Material für die schriftlichen Uebungen selbst gewonnen wird, so dass die Schüler der Krücke des Lexicons immer mehr enthoben werden. Es ist ohnedies didaktische und pädagogische Forderung, dass bei den schriftlichen Uebungen in den unteren und mittleren Stufen Grammatik und Lexicon nie zur Hand genommen werden dürfen, d. h. bei den Schulaufgaben; es soll nämlich nur der Sprachschatz verwendet werden, den der Schüler sich angeeignet hat. — Auf diese Weise glaube ich, dass das Lateinsprechen allein zweckmäfsig betrieben werden kann. Ueber dieses hinaus kann unser Gymnasium, wie es jetzt allgemein in Europa bestellt ist, nicht wohl gehen. Ich habe hinzugefügt, dass „lateinische Interpretationen auch auf den oberen Stufen des Gymnasiums zu beschränken sind.“ Ich glaube deshalb: wollte man irgend einen lateinischen Classiker ohne deutsche Interpretation gleich das erstemal lateinisch zu interpretiren anfangen, so würde man ganz gewiss auf ungemeine

Schwierigkeiten stofsen und nicht den gehofften Gewinn haben. Die erste Forderung bleibt stets diese, dass das Lesestück dem Schüler so vertraut werde, dass ihm kein überhaupt lösbarer Zweifel übrig bleibt. Durch das Medium der lateinischen Sprache aber kann man nicht immer sicher sein, dass der Schüler wirklich zum Verständnis gelangt sei, sondern häufig werden die Worte des Lehrers wiederholt ohne verstanden zu sein. Ferner fordert die Interpretation der Classiker einen gewissen Vorrath von technischen Ausdrücken, die wohl vorhanden sind, aber in jenen Werken, die am Gymnasium selten und dann nicht in hinreichender Ausdehnung gelesen werden können. Es ist nämlich schwer mit den Schülern sehr viel Rhetorisches, sei es von Cicero oder Quintilian, zu lesen; die Zeit dafür ist zu beschränkt. Es fehlt also auch hier, glaube ich, die Grundlage, so dass eigentliche lateinische Interpretation der Classiker nicht besonders gerathen sein dürfte. Eben so scheint es zu stehen mit den Uebersetzungen aus der griechischen in die latein. Sprache. Niemand wird verkennen, dass ein bedeutender Gewinn daraus erwächst, wenn man mit Auswahl derlei Uebungen vornimmt. Ausgeschlossen unbedingt sind die Dichter. Es wird Niemandem einfallen, Homer lateinisch übersetzen zu lassen, Sophokles noch weniger; es kann überhaupt nur von Prosaikern die Rede sein. Selbst bei diesen möchte es vielfach sehr schwer sein; ich erinnere an Thucydides, der hie und da gelesen wird. Man hat bei der Uebersetzung in die deutsche Sprache Mühe genug und die Reden müssen gewöhnlich übergangen werden. Es ist also die Lectüre des Thucydides an und für sich nicht anzurathen. Aber auch die Prosa der Erzählung ist nicht derart, dass sie lateinisch sich besonders leicht geben liefse, dasselbe ist wohl der Fall mit den meisten Dialogen Platon's. Die scharfsinnige, feine, dialektische Durchführung, die Menge Abstracta, die mit Leichtigkeit im Griechischen gebraucht werden, könnten selbst einen Cicero zur Verzweiflung bringen, so dass man ähnliche Dinge Schülern nicht zumuthen darf. Es beschränkt sich also die Auswahl meist auf einiges aus Xenophon, einige leichtere platonische Dialoge, Apol. Krit. u. a. m., ich verweise z. B. nur auf die Anmerkungen Seyffert's zu den Memorabilien. An diese Uebersetzungen können sich eben so gut wieder Disputationen anschliefsen, z. B. die Frage, welchen Begriff von Tugend legt Xenophon dem Sokrates in den Mem. in den Mund? u. a. Eines möchte ich dabei auch hier erinnern. Selbst bei den leichteren prosaischen Schriftstellern soll wenigstens eine deutsche Uebersetzung der lateinischen zur Seite gehen; es ist sonst nur zu leicht der Fall, dass Manches nicht vollständig Verstandene einfach nachgesagt wird.

Dagegen glaube ich, damit im Gymnasium derartige Uebungen fruchtbringend vorgenommen werden können, ist es vor allem Aufgabe der Lehrerseminarien, die Lehrer selbst zu solchen Uebungen heranzubilden. Bei den Lehrerseminarien natürlich fallen alle jene Bedenken weg, die im Gymnasium sich geltend machen. Es ist Pflicht der Seminarien, dafür sehr viel zu thun und der lateinischen Interpretation und latein. Uebersetzung griechischer Classiker ein viel gröfseres Feld einzuräumen,

als ihnen bisher eingeräumt worden ist. Auf diese Weise glaube ich, dass man auch begründeten Klagen mit gutem Erfolg entgegenarbeiten und jene Leichtigkeit und Gewandtheit im lateinischen Ausdruck erreichen kann, die auch unter den jetzigen Verhältnissen wünschenswerth ist.

Präsident: Ueber den vorliegenden Gegenstand werden, da er für den Unterricht und die Wissenschaft allgemeines Interesse hat, gewiss nicht wenige unter den geehrten Mitgliedern sich zu äufsern wünschen. Ich halte es für nothwendig, dass dabei, um nicht die Discussion ins Unbestimmte verlaufen zu lassen, zwei Haupttheile des eben gehörten Vortrages bestimmt aus einander gehalten werden. Erstens hat Hr. Prof. Hochegger sich über die Stellung des Gymnasiums zu den früheren Einrichtungen einer lateinischen Schule und andererseits zu dem in der Zeit begründeten allgemeinen Zustand der Wissenschaften kurz ausgesprochen, offenbar von dem Gesichtspunct ausgehend, dass eine Mittelschule ihrem ganzen Charakter nach nicht etwas frei Construirbares, sondern etwas ausdrücklich durch den gesammten wissenschaftlichen Charakter der Zeit Gegebenes ist, und aus ihm nicht herausgerissen werden kann; er hat hiernach manche um Vieles weitergehende Gedanken und Wünsche in Betreff des latein. Unterrichtes sogleich aufser Frage gelassen, und sie nicht undeutlich als unerreichbar bezeichnet. Dies ist die eine Seite des Vortrages. Die zweite hat die Frage behandelt: welches sind die Mittel, durch deren Anwendung die im Lateinischen wünschenswerthe und erreichbare Gewandtheit des Schreibens und Sprechens wirklich wird erreicht werden. Ich schlage der verehrten Versammlung vor, dass zunächst dieser zweite Punct zur Sprache komme, der erste führt in die Gefahr eines unbestimmten Verlaufens. Dieser zweite Haupttheil nun bietet folgende zwei Seiten der Discussion dar: erstens, ist gegen die vom Hrn. Prof. Hochegger vorgeschlagenen Mittel an irgend einer Stelle etwas einzuwenden? zweitens, ist aufser diesen noch anderes zu empfehlen? Hierüber also würde ich, wenn die verehrte Versammlung mit der vorgeschlagenen Fragetheilung und Anordnung einverstanden ist, die Discussion eröffnen.

Dir. Benecke: Ich bin mit der Fragetheilung vollkommen einverstanden, wünschte aber für die Sache geschieden; Latein sprechen und lateinische Interpretation, also: lateinisch reden und Methode derselben, und dann lateinische Interpretation der Classiker.

Präsident: Einverstanden. Also zunächst: Sind die von Hrn. Prof. Hochegger vorgeschlagenen Mittel zur Gewandtheit im Lateinsprechen irgendwie zu bestreiten oder an einer Stelle zu ergänzen und zu erweitern?

Dir. Schmalfeld. Ich muss zuerst mir die Frage erlauben, ob, wenn ich Folgendes erwähne, ich den geehrten Professor richtig verstanden habe. Wenn Jemand Quarta[6]) hat, hat er den Alcibiades von Nepos gelesen. Er fragt also: *Quis*

---

6) Zur Erklärung dieses Namens einer Gymnasialclasse so wie der im weiteren Verlauf erwähnten, möge für österreichische Leser folgende Bemerkung dienen. Die Classen werden an den Gymnasien

fuit Alcibiades? Der erste antwortete: *Alcibiades fuit Atheniensis.* Gut. Er frägt weiter: *Quibus rebus excelluit Alcibiades?* Nein, *excelluit* geht nicht, es muss *praestitit* heifsen. Er wird mir vielleicht antworten: *vel vitiis vel virtutibus.* Ich gehe weiter fort und komme nach Tertia, weil ich davon einige Erfahrungen habe. Wir haben gelesen das 1. Buch von Cæs. bell. civ. Nun frage ich: *Quae fuit causa, cur Caesar Rhenum transierit?* Der Schüler wird anfangen und sagen: *quia-quia.* Nun was denn *quia? Quia senatus decrevit, ut viderent consules, ne quid res publica detrimenti caperet.* Gut, sag ich, was heifst das? Er wird es nicht recht wissen und die Sache bleibt stecken. Er wird doch vielleicht fortfahren: *ut eadem esset potestas consulis, quae fuit aliquando dictatorum, ut consul esset cum imperio in ipsa urbe.* Also nun frage ich, ist dieses die Weise? Nun würde ich weiter fragen: *quis restitit Caesari in Italia?* Der Knabe wird antworten: *Domitianus.* Nun, Hr. Professor, meinen Sie es so? (allgemeines Gelächter).

Prof. Hochegger: Es versteht sich von selbst, dass die Art der Frage von dem Lehrer abhängt. Auf diese Weise auf keinen Fall.

Dir. Schmalfeld: Auf diese Weise nicht.

Präsident: Ich erlaube mir an etwas zu erinnern. Der geehrte Redner hat auf die Frage ablehnend geantwortet, weil die Frage dem Inhalt seines Vortrages nicht entspricht. Hr. Prof. Hochegger hat erklärt, er wolle vom Gelesenen auf dieser Stufe Reproductionen und Erzählung des Inhaltes; an diese Erzählung des Inhaltes würden sich Fragen anknüpfen. Der Eindruck des Lächerlichen, den die vorher vorgenommene Fragestellung unverkennbar machte, liegt insbesondere darin, dass man dem Schüler die Frage möglichst auf ein Wort stellt, das er zu sagen hat. Was Hr. Prof. Hochegger verlangt hat, ist folgendes: In der Classe, in welcher Cäsar gelesen wird, hat es der Schüler zu versuchen, einen kleineren Complex der Erzählung lateinisch dem Inhalte nach wieder zu geben. An diese Grundlage schliefst sich eine ganz andere Art von Fragen an, als wenn man eine historische Erzählung in eine Katechese verwandeln wollte. Insofern entspricht die Frage nicht dem von Hrn. Prof. Hochegger empfohlenen, sie ist Bestreitung des Vorgetragenen.

Dir. Schmalfeld: Nun meine ich, wenn auf diese Weise einzeln abgefragt ist, kann nun dieses dazu treten, dass nach zehn, zwanzig Capiteln der Hauptinhalt lateinisch vorgetragen wird mit einiger Beihilfe von Seite des Lehrers. Das erste

---

Preufsens und der meisten deutschen Länder von der obersten an gezählt: Prima, Secunda, Tertia, Quarta, Quinta, Sexta. Die durchschnittliche Einrichtung ist, dass bei neunjähriger Dauer der ganzen Gymnasialzeit die drei oberen Classen je einen zweijährigen, die drei unteren je einen einjährigen Cursus haben. (Es entspricht also die Quarta jener Gymnasien der dritten Classe der österreichischen Gymnasien.) Das Aufsteigen in die höheren Classen pflegt an den meisten Lehranstalten trotz des einjährigen und beziehungsweise zweijährigen Cursus der einzelnen Classen halbjährlich statt zu finden, so dass innerhalb jeder Classe ein Unterschied der früher und später in dieselbe Versetzten besteht. Hierauf ist in den Bemerkungen des Hrn. G. R. Wiese S. 153 Rücksicht genommen.

war Vorübung zu dem zweiten; denn es wird nicht gleich anfangs möglich sein, dass die Schüler dieses lateinisch sagen, wenn man nicht den Inhalt gleichsam katechetisch aus ihnen herauszubringen sucht.

Präsident: Es sei mir gestattet, das, was Sie gesagt haben, in bestimmten Gegensatz zu formuliren. Sie erklären: eine solche Recapitulation des Inhaltes, z. B. auf der Stufe, auf welcher Cäsar gelesen wird, ist nicht möglich, ihr hat voranzugehen jene Katechisation, durch die man die einzelnen Worte möglichst herausfrägt.

Prof. Hochegger: Ich glaube, dass bei befähigteren Schülern auch ohne ein solches Herausfragen der Inhalt längerer Abschnitte wieder zu bekommen ist; die Befähigung indes ist sehr ungleich; sollte der Schüler stocken, so hilft eben der Lehrer nach.

Präsident: Ich erlaube mir das Wort zu nehmen. Es handelt sich um eine Unterrichtspartie, die ich lange Zeit genug selbst geführt habe, so dass ich aus Erfahrung weiſs, was erreichbar ist. Ein Reproduciren des Inhaltes erreicht man gewiss nicht, wenn man diese Reproduction eben einfach als Aufgabe stellt, z. B. wir haben zehn Capitel gelesen, das nächste Mal ist der Inhalt davon lateinisch anzugeben. So ist es allerdings nicht erreichbar, und da ist der Einwand vollkommen richtig. Aber der Lehrer, der den Cäsar liest, hat sicherlich grammatische Stunden, und hat Compositionen, wie man es hier nennt, oder Extemporalien schreiben zu lassen. Wenn er als Material für die grammatischen Stunden und für die Compositionen denselben Stoff verwendet, so wird dadurch möglich — ich spreche aus eigener Erfahrung — die mündliche Reproduction zu erreichen; nur darf sie eben nicht als Aufgabe gegeben sein, die man den Schülern bloſs zur eigenen Arbeit gibt, sondern durch andere, mittelbar jener zu gute kommende Arbeiten muss geholfen werden. Die Hilfe, die Hr. Dr. Schmalfeld vorschlägt, ist mir aus Erfahrungen nicht bekannt, und ich hege Zweifel, ob sie sich durchweg so sehr empfehlen wird.

Dir. Schmalfeld: Ich habe noch zu bemerken, dass in der praktischen Ausführung sich manches anders macht. Ich erlaube mir noch folgendes hinzuzufügen: Die gröſste Schwierigkeit entsteht bei den ersten Anfängen des Lateinischschreibens. Da habe ich bei der geringen Praxis, die ich hier habe, folgendes als das beste Mittel gefunden. Ich muss aber wieder an die Katechese erinnern. Ich nehme ein ganz triviales Thema. Ich gebe z. B. *quaenam fuerunt merita Miltiadis in civitatem Atheniensium?* Wenn man diese Thema aufgibt und sagt: Nun setze dich hin und bearbeite das Thema; der arme Schüler ist in höchster Noth; mir ist das so gegangen in meiner Schulzeit und anderen eben so. Da gibt es ein Mittel, und das ist jene Katechese. Wenn ich sage: *quis fuit Miltiades?* wird der Schüler antworten: *Miltiades fuit Atheniensis, qui vicit apud Marathona. Quem vicit Miltiades apud Marathona?* u. s. f. Wenn ich diese einzelnen Puncte, die der Schüler weiſs,

blofs in einzelnen Sätzen, in welcher Ordnung sie auch stehen, alle durch das Abfragen aus der ganzen Classe heraus hatte, so suchte ich die Disposition herauszubekommen dadurch, dass ich die Aufgabe zur nächsten Stunde stelle und sage: In der nächsten Stunde bringen Sie aus dem Material, das sie durchgenommen haben, die Disposition zu ihrer später zu liefernden Arbeit. Dabei kommen verschiedene Irrthümer vor, aber wenn man nächstens wieder fortfährt, fast alles lateinisch, dann wird die Arbeit leichter. Ich glaube durch dieses Verfahren, zunächst zum Zwecke des Lateinschreibens, habe ich das Lateinsprechen wesentlich gefördert.

Dir. Eckstein: Ich bin in der seltsamen Lage, dass ich dem Herrn Theesensteller fast überall beistimmen muss, anderseits aber mich freue, meinen Schmalfeld nach einer bestimmten Seite hin rechtfertigen zu können. Die Herren scheinen das Katechisiren nicht recht verstanden zu haben, aber der Schmalfeld ist nicht auf den Kopf gefallen, ich habe auch die Sache so gemacht aus dem Grunde, damit die Buben lateinisch hören, damit sie sich gewöhnen, Latein zu verstehen, damit sie Stoff haben. Variiren der einzelnen Sätze, Umgestalten in andere Perioden, aber immer mit anderen Ausdrücken, das ist so lächerlich nicht. Das erste scheint mir doch zu sein, dass die Knaben auch Latein hören lernen, und das geschieht auf diese Weise gewiss am besten. Dann möchte ich aber alles, was vom Memoriren gesagt ist, als eigentlich nicht zum Lateinsprechen gehörig, ausgeschieden wissen. Was der Herr Präsident gesagt hat, dem stimme ich vollkommen bei. Nun aber habe ich so einige kleine Ketzereien gefunden. Nämlich die Reproduction auf der mittleren Stufe scheint mir in Italien viel weiter gefördert zu sein, als in Deutschland. Ich glaube nicht, dass unsere Tertianer in gewisser selbständiger Weise einen längeren Abschnitt aus Cäsar zu reproduciren im Stande seien. Wenn sie das in Italien können, dann gratulire ich, Herr Professor. Ich glaube auch, dass das etwas zu viel verlangt ist, dass diese Knaben längere Abschnitte wiederzugeben noch nicht berufen und noch nicht befähigt sind. Das wird nur höchst selten sein; darauf wird man mit rechtem Nutzen erst in den oberen Classen eingehen können, und da stimme ich vollkommen bei. Die lateinischen Disputationen, die wir als jüngere Lehrer noch vielfach geleitet haben, haben wir zum Theil überwunden, gewiss mit Recht, denn da sind die meisten geistig nicht dabei, und wir müssen doch Uebungen haben, die eine volle Theilnahme erwecken. Deshalb bin ich seit Jahren darauf gekommen, gröfsere Abschnitte aus Schriftstellern, z. B. eine kleinere Ciceronische Rede, als Aufgabe zu stellen für lateinische Sprechübungen, den Gedankengang zu entwickeln, die vom Schriftsteller selbst gemachten Abschnitte herauszusuchen, in die Technik der Form selbst einzugehen. Das gibt einen fruchtbaren Stoff. Der Knabe hat es gelesen, hat es mit frischem Gedächtnis gelesen, um darüber reden zu können, ganz anders als er es sonst gelesen hätte. Dagegen glaube ich in anderer Beziehung widersprechen zu müssen. Ich glaube nämlich nicht, dass man von diesem Lateinsprechen sehr viel Nutzen für die latein. Compositionen zieht, ich meine nicht Com-

positionen bestimmter Texte, sondern freie Compositionen, und möchte von Ihnen erfahren, ob die freien latein. Aufgaben, die Sie Ihren italienischen Schülern gegeben, viel dadurch gewonnen haben. Es ist dies eine Gewissensfrage, aber antworten Sie mit einem ehrlichen ja oder nein!

Prof. Hochegger: Jedenfalls, je mehr diese Sprechübungen angewendet wurden.

Dir. Eckstein: Daran zweifle ich nicht, aber ob der Fortschritt so grofs war, das bezweifle ich. Ich berufe mich nämlich auf die Methode der Alten. Durch reden hat Niemand schreiben gelernt, aufser etwa irrthümlich schreiben, schreiben kann man nur lernen durch schreiben. Daher möchte ich auf diese Sprechübungen für die Compositionen nicht zu viel Gewicht legen.

Prof. Hochegger: Ich glaube, dass eine gewisse Leichtigkeit und Frische des Gedächtnisses für die Compositionen erreicht wird.

Dir. Eckstein: Ob dies das Latein lebendig macht, zweifle ich. Dass das Interesse geweckt wird, gebe ich zu; dass einer Lust bekommt, auch im Lateinschreiben mehr zu leisten, glaube ich; aber den unmittelbaren Einfluss, den glaube ich in Abrede stellen zu müssen, den mittelbaren gebe ich vollkommen zu.

Prof. Hochegger: Ich glaube wir sind in dieser Beziehung einig, denn ich habe den unmittelbaren Einfluss nicht unbedingt behauptet, sondern die Sprechübungen eben als Mittel neben andere Mittel hingestellt.

Prof. Dr. Reichel aus Wien: Ich habe mir, als Hr. Dr. Schmalfeld sprach, um das Wort zu bitten erlaubt, um eine Erklärung zu geben über das, was Hr. Prof. Hochegger und wir Alle unter Reproduction in den mittleren Classen verstehen. Es hat seitdem auch die Entgegnung des Herrn Dir. Eckstein eine solche nöthig gemacht. Unter Reproduction nach dem Lesen von einigen Capiteln Cäsars oder einer Biographie des Nepos verstehen wir nicht Aufgaben, wie *quae fuerint merita Miltiadis in civitatem Atheniensium*, sondern der Lehrer hat die Aufgabe, ein deutsches Stück selbst zu machen, wobei möglichst Bedacht genommen ist, in der Uebersetzung das gelesene Latein zu verwerthen. Wir verbieten dem Schüler dabei den Gebrauch von Wörterbüchern und setzen voraus, dass er das Gelesene sich eingeprägt hat. Durch diese Composition wird er auf das Gelesene zurückgeführt. Hr. Prof. Bonitz hatte zugesetzt, „was man Extemporalia nennt," das hätte darauf führen können, dass von freien latein. Aufgaben in Tertia nicht die Rede sein kann.

Regierungsrath Firnhaber aus Wiesbaden: Indem ich mich genau an die vom Hrn. Präsidenten verlangte Ordnung halte, erkläre ich zunächst, dass ich mich mit den von dem Herrn Thesensteller ausgesprochenen Gedanken fast durchweg in Uebereinstimmung befinde. Es ist dagegen nichts einzuwenden, höchstens aber Einiges zu vervollständigen. Zunächst aber ist mir vorgekommen, als ob die hier behandelte Frage über das Lateinsprechen eine Sache sei, die dem Herzen jedes Schulmannes nahe liegt, der mit Betrübnis gesehen, wie weit man zurück, statt vorwärts

gekommen ist. Ich will auf die Gründe nicht eingehen, weifs aber in der That nicht, wie bei der Beschränkung der Stunden und Anfüllung des Unterrichtes mit anderen Gegenständen es möglich werden soll, ein Ziel von einiger Ergiebigkeit zu erreichen. Dennoch muss es Aufgabe des Lehrers sein, dass er zu diesem zu gelangen suche, und ich muss meiner Erfahrung nach sagen, dass man aus solchen Sprechübungen einen Gewinn ziehen kann und wird für die latein. Compositionen und Aufgaben. Aber freilich setze ich dabei den Schlusssatz der Thesis voran: „in den Lehrerseminarien ist auf lateinische Interpretations- und Disputirübungen ein besonderes Gewicht zu legen" d. h. der Lehrer ist das Ganze, der Lehrer muss Kenntnisse haben und Kraft und Aufopferung. Dieses würde ich voransetzen und muss darauf aufmerksam machen, wie betrübend es ist, dass so häufig junge Lehrer selbst nicht so heimisch in diesem Gebiete sind, um den Unterricht selbst auf der untersten Stufe mit Sicherheit zu führen. Denn es scheint richtig: angefangen muss werden, auf der untersten Stufe, und es muss deshalb herbeigezogen werden das Memoriren von Vocabeln, Sentenzen etc. Es ist eine richtige Bemerkung, dass auf das Auswendiglernen von Vocabeln und auf das Abhören derselben grofser Werth zu legen ist, eine Aufgabe, die zwar schwierig ist, aber so nothwendig, dass darauf nicht oft genug hingewiesen werden kann.

Das Recitiren, das Hr. Director Eckstein hervorgehoben hat, ist von Wichtigkeit, und dieses möchte man hier vermissen, nämlich, dass in den mittleren Classen, nachdem das Pensum gehörig ist vorgenommen worden, die Schüler veranlasst werden ihr Exemplar zuzumachen. Der Lehrer muss dann zuerst selbst recitiren gegenüber den Schülern und dann sehen, ob die Schüler im Stande sind, durch das Ohr selbst auch wieder zum Verständnis zu kommen. Dies war mir ein Verfahren, das zum rechten Ziele geführt hat; es soll ja durch das Ohr eine Sprache kennen gelernt werden. In Uebereinstimmung mit dem Herrn Thesensteller halte ich ferner die wechselseitige Beziehung von Uebersetzung, Exegese und Composition, ferner die Beschränkung auf kleinere, immer fort zu behandelnde Kreise für wesentliche Momente; man suche z. B. aus der Miloniana seine Themata abzuleiten und auch für die Aufgaben zu freier schriftlicher Composition diesen Stoff nach allen Seiten durchzuarbeiten. Ich habe selbst in dieser Beziehung einen Beitrag geliefert, in meinen „Materialien zum Uebersetzen," in denen die Miloniana die Grundlage bildet. Natürlich muss der Lehrer sich mit allem Eifer der Sache hingeben, er muss den Stoff vollständig beherrschen, um auf jede Frage des Schülers zur Antwort gerüstet zu sein. Nun bin ich ferner der Ansicht, wenn ich mich daran halte, ob anderes noch zu empfehlen sei, dass man wieder zurückkehren möge, — vielleicht stehe ich allein — zum Gebrauch von Classikerausgaben mit latein. Noten; ich weifs wohl —

Präsident: Es gehört dieses in den zweiten Punct, den der latein. Interpretation; ich bitte also es bis dahin aufzuschieben.

G. R. Wiese: Auch ich beginne mit der Erklärung, dass ich im Wesentlichen

mit allen Thesen des Hrn. Prof. Hochegger einverstanden bin, denke aber, unsere Versammlungen sind besonders wichtig dazu, dass gemachte Erfahrungen mitgetheilt werden. Nirgends wird so viel als empfehlenswerth vorgeschlagen, als auf dem pädagogischen Gebiet. Mancher kommt mit einem *εὕρηκα*, und es erweist sich doch als nichtig. Dann wird man ihn zu respectiren haben, wenn er sagen kann *πεποίηκα*, und wenn sich auch sein Vorschlag nicht gleich zur Nachahmung empfiehlt, so gibt er doch Anregung. Ich würde deshalb für sehr erwünscht halten, wenn aus der praktischen Erfahrung heraus die hier versammelten Schulmänner Mittheilungen machten, insofern sie das Ziel erreicht haben. Es gibt ja viele Wege, der Mittelpunct ist derselbe, der Radien sind viele. Ich möchte mir in Anerkenntnis dessen, dass die Vorschläge durchaus praktisch sind, doch auch eine kleine Ergänzung erlauben. Es heifst, es sollen auf den mittleren Stufen reproducirt werden „genau erklärte Abschnitte der Classiker." Ich habe in langjährigen Uebungen sehr befriedigende Resultate erzielt mit einer Art Reproduction, bei der eine genaue Erklärung nicht vorangegangen war. Ich habe diese Uebungen in Secunda und Prima folgendermafsen angestellt: Jeder Schüler musste in jedem Semester einen sogenannten freien Vortrag lateinisch halten. Die Freiheit ist übrigens nicht sehr grofs. Dabei unterschied ich zwei Stufen. Die erst in die Classe gekommen waren [7]), bekamen zu Anfang des Semesters jeder sein Thema, einen Gegenstand aus dem classischen Alterthum oder auch aus der späteren Latinität, um ihnen Gelegenheit zu geben, auch Schriftsteller, die sonst nicht gelesen werden, kennen zu lernen. So musste einer die Briefe des Plinius durchgehen; was dort und in griechischen Schriftstellern über den Tod des älteren Plinius steht, musste er zusammenstellen und darüber einen lateinischen Vortrag halten, mochte er ihn memorirt haben oder sich der Freiheit überlassen; oder über die Christenverfolgungen unter Trajan, wozu ich andere Data gab. Das thaten die Schüler mit grofsem Vergnügen. Es wurde durch den Schüler lateinisch vorgetragen, und die übrigen hatten die Aufgabe, streng aufzumerken, weil sie dann zur Mitthätigkeit herangezogen wurden. Aber nicht blofs Schriftsteller der classischen Zeit verwendete ich, sondern auch spätere, ja ich bin bis in die neueste Zeit herabgegangen, habe Muret, Facciolati, Ruhnkenius, Ernesti, Gesner, Hemsterhuis benützt. Diese schönen Biographien zu lesen, hat den Schülern, denen ich die Aufgabe stellte, Freude gemacht, und sie standen der Classe gegenüber als solchen, die dieses Buch nicht hatten, aber Interesse hatten, ein gutes Argument zu hören, in einem gewissen Ansehen. So angeleitet mussten sie sich des Ausdruckes bedienen, den sie vorfanden. Aus der neuesten Zeit benutzte ich u. a. Sachen von Schömann, wie die über den Pommerschen Herzog Bogislaus oder das schöne Programm von Lange in Pforta: *de severitate disciplinae Portensis*. Dann kamen oft andere und baten, ich möchte ihnen das Buch geben, es hätte sie in-

---

7) Vergleiche die Anmerkung zu Seite 148.

teressirt, sie möchten es auch lesen. Im zweiten Semester kamen die wirklich freien Vorträge, es wurde ein Thema besonders historischen Inhaltes gegeben, die Classe war in Abtheilungen getheilt, welche von den verschiedenen Seiten des Gegenstandes Rechenschaft zu geben hatten, die einen über die inventio etc. Dieses wechselte und sie waren sehr aufmerksam. Dann nahm ich selbst das Wort um Uebergangenes zu besprechen. Ich habe dieses nie bereut, sondern habe gute Folgen gesehen und die Wirkung auf das Lateinschreiben wurde dadurch ganz erheblich gesteigert. Wie gesagt, es ist eine Erfahrung, die ich habe mittheilen wollen, ich bescheide mich, dass es nicht allgemein empfehlenswerth sein mag, aber ich möchte Anregung geben, dass andere auch mittheilen, was sie auf diesem Gebiet gethan haben.

Director Schober aus Glogau: Ich bin zwar bange, gegen einen solchen Dialektiker mich zu erklären, wie Hr. Dir. Eckstein ist, aber doch muss ich erklären, dass man doch durch das Sprechen auf das Schreiben kann einwirken. Ich gebe den Schülern Anweisungen, wie sie zu verfahren haben, um die Aufgabe zu machen und knüpfe dabei an die Lectüre an. Es kam z. B. zur Frage, wie ist Cäsar zur Alleinherrschaft gelangt? Nun exponiren wir, der Gegenstand wird lateinisch durchgesprochen und dann gehen wir zur lateinischen Aufgabe. Ich habe wochentlich eine Stunde dem gewidmet, und glaube viel erreicht zu haben.

Geh. R. Brüggemann: Ich glaube allerdings mit meinem verehrten Collegen hier zur Seite (Wiese), dass es darauf ankommt, Erfahrungen mitzutheilen; über das Ziel sind wir einig, aber die Wege sind zu finden. Nach meinen Erfahrungen ist im Lateinsprechen wenig oder nichts zu erreichen, wenn man dieses erst von Secunda an würde eintreten lassen. Der Grund dazu muss schon in den unteren Stufen gelegt werden, von Sexta, Quinta, Quarta muss vorbereitet werden, dass die Schüler Fertigkeit erlangen im Auffassen des Gehörten und Muth, lateinische Worte zu gebrauchen. Das Lateinsprechen scheitert so häufig daran, dass die deutschen Gedanken sich nicht fügen wollen in den Gedankenausdruck des Lateinischen. Es wurde schon ein wichtiger Punct hervorgehoben, das Variiren von der untersten Stufe an; dazu kann der Lehrer schon in Sexta viel thun, wenn er die Schüler gewöhnt, nicht schriftlich, sondern mündlich, kleinere lateinische Sätze in alle Formen zu verwandeln, in die ein solcher Satz sich verwandeln lässt. Alles muss mündlich in der Stunde vorkommen und der Schüler sich so gewöhnen, dass eine Veränderung des Satzes ihn gar nicht mehr schreckt. Ich habe dabei zunächst im Auge die Bildung des Sprachgefühls, dass er gleich herausfindet, hier ist eine kleine Veränderung des Gedankens vorgenommen, dies macht diese Veränderung des Ausdrucks nothwendig. Wenn diese Uebungen mit Vocabelnlernen verbunden werden, so dass diese zu kleinen Sätzen zusammengestellt, das Bekannte reproducirt wird etc., so wird der Schüler schnell zur Production gebracht, an der er Freude hat. In Quarta und Tertia es dahin zu bringen, dass classische Stellen aus Prosaikern und Dichtern memorirt und durchaus behalten werden zur Reproduction von Form und Gedanken,

ist sehr wichtig. Denn das ist ein gesunder Kern, der in der Ruthardt'schen Methode gelegen hat, das Durcharbeiten von solchen kleineren Abschnitten. Das Reproduciren gröſserer Abschnitte wird kein fruchtbringendes Resultat geben. Es ist zu schwierig; lieber Verwandlung von *oratio directa* in *indirectam*, das wird Erfolg haben. Von Secunda an ist das Reproduciren das einzige Mittel, um zur Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck zu gelangen. Ich schlieſse mich ganz dem vom Herrn Thesensteller Gesagten an. Ciceronische Reden passen hier vollkommen. Auch aus Livius lassen kürzere Erzählungen sich reproduciren, vielleicht noch besser, als es bei Cäsar möglich, dessen Periodenbau gröſsere Schwierigkeiten bietet. Was Prima betrifft, so sind von meinem verehrten Collegen fruchtbringende Uebungen mitgetheilt worden. Ich versuchte öfters, wenn die Tusculanen gelesen wurden, sie zu benützen, um den Gang der Disputation reproduciren zu lassen, und da habe ich keine Theilnahmslosigkeit wahrgenommen. Sobald ich sie bei einem Schüler wahrnahm, forderte ich ihn auf, nun in der Exposition oder Definition fortzufahren; und das waren sehr erfreuliche und lebendige Stunden. — Ueber die Interpretation, über Ausgaben mit Anmerkungen hätte ich manches zu sagen, aber der Herr Vorsitzende hat Silentium geboten.

Dir. Eckstein: Wir kommen ja in lauter Misverständnisse. Mein verehrter Chef hat die Disputationen so verstanden, als wenn ich diese Uebungen meinte, die er meinte und die ich auch anstelle. Nein, ich meinte jene alten Zopfdisputationen, die —

G. R. Brüggemann: Ich nehme dieses Misverständnis zurück.

Prof. Hochegger: Ich muss erwähnen, dass auch ich an derlei Disputationen durchaus nicht gedacht habe, sondern nur an die von Herrn Geh. R. Brüggemann angeführten, wie ja auch mein Beispiel zeigt.

Auf Anfrage des Vorsitzenden wird die Discussion über den ersten Punct durch die Versammlung für geschlossen erklärt, und die über den zweiten Punct, die Anwendung der lateinischen Sprache zur Interpretation, eröffnet.

Reg. R. Firnhaber: Wenn wir gedruckt lesen: „Lateinische Interpretationen der Classiker sind auch auf den obersten Stufen mit groſser Vorsicht anzuwenden,“ so wird dies, da eben hinzugesetzt ist „mit groſser Vorsicht,“ einer weitern Discussion entbehren können. Es ist gesagt, auch „auf den oberen Stufen,“ und wenn ich früher erinnerte, ich hätte gern Ausgaben mit lateinischen Noten, so ist das nicht so arg, wenn man die Sache genauer betrachtet. Ich glaube, dass selbst auf der obersten Stufe kein griechischer Schriftsteller soll lateinisch interpretirt werden, sondern höchstens bei der Repetition, wenn man sicher ist, dass die Schüler des Stoffes vollständig Meister sind, für die Uebersetzung und die Interpretation die lateinische Sprache kann angewendet werden. Dagegen bin ich der Ansicht, dass man manche lateinische Schriftsteller in Prima, vielleicht auch in Secunda sogleich würde lateinisch interpretiren können. Durch etwa zwanzig Jahre gelang es mir, Erfolge

zu erzielen, indem ich Schriftsteller wie Terentius im untersten Cursus einer zweijährigen Prima lateinisch interpretirte. Diese Erwähnung soll nur darauf hinweisen, dass, wie es überhaupt Sache des Lehrers ist, sich ganz und gar hinzugeben der eigenen Empfindung von dem Zustand seiner Schüler, so man auch hier die Entscheidung von dem sicheren Takte des Lehrers über den Zustand seiner Classe und selbst von dem speciellen Einflusse der Frequenz der Classen muss abhängen lassen. Nun möchte ich die Classiker gerne mit lateinischen Noten haben, nämlich ich möchte, dass der Schüler sich präparirte mit Hilfe dieses Mediums, dieses benützte ich als Mittel zur Erreichung des Zieles. Wir sehen ja doch bei einigen Ausgaben, dass das verrufene Notenlatein nicht gar so schlecht ist. So hatte wenigstens der Schüler eine Hilfe aus der Präparation für den lateinischen Unterricht; der Schüler war gezwungen, aus der Präparation sich lateinische Ausdrücke und Wendungen zu merken, z. B. bei dem Sophokles von Wunder und Hermann, während er jetzt z. B. bei dem Schneidewin'schen nicht dazu gezwungen ist. Ich meine, dass eben diese lateinischen Anmerkungen als Hilfsmittel der Präparation dienen sollen, nicht um den Schriftsteller lateinisch zu erklären.

Dir. Eckstein: Ich glaube dem geehrten Vorredner in dieser Beziehung ganz entgegentreten zu müssen. Die Ausgaben der Classiker mit lateinischen Noten sollen ein Hilfsmittel sein für das Verständnis und sollen bei der Präparation schon einen Gewinn geben. Der besteht darin, dass die Schüler schlechte lateinische Redensarten und eine schlechte lateinische Uebersetzung gewinnen, während sie in anderen Ausgaben eine gute deutsche haben. Es wird wenig Ausgaben geben, aus denen für die Latinität etwas gewonnen wird. Es kommt auf die Klarheit des Verständnisses an, und wir müssen darnach trachten, dass wir vom Schüler eine gute, geschmackvolle Uebersetzung erhalten. Das ist das Wichtigste, denn darin ist der Kern des Verständnisses. Erreichen wir das, was brauchen wir sechsbändige Commentare mit allen schönen Redensarten, die man vor dreifsig Jahren zur Bewunderung hinstellte? Eine tüchtige Uebersetzung! und da brauchen wir keine Noten. Ich glaube, dass einzelne von den Ausgaben, die mein verehrter Freund erwähnt hat, in dieser Beziehung keine Empfehlung verdienen. Der Wunder'sche Sophokles hat bei jeder etwas schwierigeren Stelle die lateinische Uebersetzung; was ist da der Gewinn für die Präparation? Ein paar Phrasen! Die Hermann'schen Ausgaben können wir nicht in die Hände der Schüler geben, die gehören in die Seminarien. Daher glaube ich, werden wir diese Frage abthun, da doch die Benützung von Ausgaben mit lateinischen Noten von problematischem Nutzen ist. Sind die Schüler faul, so blicken sie hinein, während der Lehrer fragt und lesen das ergötzlichste Zeug heraus; das ist amusant für die andern, aber ohne Nutzen. Ich meine, bleiben wir entweder bei den reinen Texten oder verurtheilen wir die deutschen Anmerkungen nicht! Aber wenn wir deutsch interpretiren, keine lateinischen Noten!

Präsident: Die Frage, ob lateinische oder deutsche Anmerkungen zu den

Classikern in der Schule vortheilhafter sind, ist vom geehrten Vorredner nach mehreren Puncten hin so beleuchtet worden, dass ich beistimmen muss. Ich füge noch eines hinzu. Man vergleiche über dieselbe Schrift desselben Schriftstellers eine Schulausgabe mit lateinischem Commentar, die recht geachtet ist, und eine mit deutschem, z. B. den Protagoras von Stallbaum und den von Sauppe. Man frage, welche Art der Commentirung setzt an den Verfasser des Commentars die höheren Anforderungen, und welche trägt mit minderem Aufwand von Mitteln mehr dazu bei, dass man genau und selbstthätig eindringe? Ich glaube, dass man bei keiner dieser zwei Fragen sich für die lateinischen Anmerkungen entscheiden kann. Es steht in drei Seiten lateinischer Anmerkungen, wie in jener Platonausgabe, die in leidlichen Phrasen sich hinziehen, bei weitem nicht so viel dem wissenschaftlichen Inhalt nach und wirkt nicht so anregend zum Nachdenken für den Schüler, als dort auf einer Seite. Man mag ferner versuchen, latein. Anmerkungen so knapp zu schreiben wie deutsche; es wird mislingen; man mag es versuchen, auf manche Wendungen im Gedanken und Ausdruck lateinisch hinzuweisen: man kann es, aber es fehlt dem Schüler das Gefühl dafür, und man erklärt ein Unverständliches durch ein zweites. Deshalb betrachte ich das jetzige Ueberwiegen der Ausgaben mit deutschen Anmerkungen als ein thatsächliches Ergebnis pädagogischer Erfahrungen, dem sich gar nicht widersprechen lässt und das seine guten Gründe hat.

Oberlehrer Flöck aus Coblenz: Das lateinische Interpretiren ist eine Unterart des Lateinsprechens. Ich glaube aber, dass man für das Lateinsprechen mit den Schülern folgende zwei Grundsätze festhalten muss, nämlich, dass das Lateinsprechen nur dann angewendet werden darf, wenn sowohl die Sachen dem Schüler bekannt sind, als auch die sprachüblichen Mittel. Daraus folgt nun unmittelbar, dass man das Lateinsprechen nicht dazu benützen darf, um den Schülern schwierige Stellen — denn darauf wird sich die Interpretation von Schriftstellern beschränken müssen — klar zu machen.

Reg. R. Firnhaber: Ich bemerke, dass nicht die Vergleichung der Ausgaben mit lateinischen und der mit deutschen Anmerkungen an sich in Frage ist, sondern nur in wiefern der Gebrauch von Ausgaben mit lateinischen Anmerkungen ein Hilfsmittel für das Lateinsprechen sein könne; als solches habe ich die latein. Anmerkungen angekündigt, als Ergänzung zu den in der Hochegger'schen Thesis bezeichneten Mitteln. Es wird mir niemals in den Sinn kommen, Plato nach lateinischen Ausgaben zu lesen; ich bin auch nicht der Ansicht, dass Thucydides zweckmäfsig mit latein. Commentar gelesen werde, obgleich ich sonst glaube, dass er seinem gröfsten Theile nach leichter lateinisch übersetzt wird als Xenophon. Davon ist nicht die Rede, aber das wird Niemand bestreiten, dass wenn wir Ausgaben mit präcis gefassten lateinischen Noten finden könnten, in denen die Fehler der früheren vermieden wären, ihr Gebrauch den Schülern eine Unterstützung für die Gewandtheit im Latein sein würde; hätten wir z. B. einen Horaz mit solchen präcisen Anmer-

kungen, so sollte dadurch keineswegs abgeschnitten werden, dass der Lehrer bei seinen Schülern auf Herstellung einer vollkommen treffenden deutschen Uebersetzung dringe. Es scheint also, meine Herren, dass ich misverstanden bin; aber in der Beschränkung, wie ich sie jetzt ausdrücklich bezeichnet, wird ein Misverständnis nicht mehr möglich sein. Im Anschluss an die Thesis des Hrn. Hochegger sehe ich in dem Gebrauche von Ausgaben mit lateinischen Noten ein besonderes Hilfsmittel für das Lateinsprechen, weil der Schüler hierdurch bei der Präparation genöthigt ist, lateinisch zu denken.

Hr. Wildauer: Ich glaube, es sei noch in Betracht zu ziehen, dass das Latein nicht Zweck des Unterrichtes, sondern nur Bildungsmittel ist. Es kann daher nicht Aufgabe des Unterrichtes sein, dass die Schüler zur gröfstmöglichen Fertigkeit gebracht werden, sondern es handelt sich darum, den Unterricht so zu gestalten, dass daraus der möglichst reiche Ertrag für allgemeine Bildung hervorgehe. Latein zur Interpretation zu verwenden, scheint ganz unzweckmäfsig. Es ist eine Versündigung am Genius der classischen Schriftsteller und eine Verschuldung gegen die Muttersprache. Ein griechischer Classiker wie Sophokles ist werth, zum innigsten Verständnis gebracht zu werden. Nun ist aber der einzige Weg, durch den man zu tieferem Verständnis kommt, eine treue Uebersetzung, die den Gedanken des griechischen Originals in seiner genauen Begrenzung nach dem Mafs seiner Tiefe möglichst treu wiedergibt. Das ist aber nur möglich in der Muttersprache, in welcher der Mensch im täglichen.....

Der Vorsitzende ersucht unter Hinweisung auf die schon weit vorgerückte Zeit den Redner um Beschränkung auf die noch nicht behandelten Puncte.

Hr. Wildauer: Ich bin gleich fertig, ich würde die deutsche Interpretation empfehlen, weil das Gymnasium den gesammten Bildungsstoff in der Muttersprache frei verwerthen soll. Gebundenheit an das classische Original führt zur Meisterschaft im freien Gebrauch der Muttersprache selbst und zur freien Verwerthung jedes Bildungsstoffes. Dazu ist die lateinische Sprache vorherrschend behaftet mit dem Charakter der Verständigkeit und wird nur dazu dienen, Verstand wieder zu wecken. Wenn wir aber classische Originale zu interpretiren haben, haben wir den Schüler nicht blofs von Seite des Verstandes zu fassen, denn da fassen wir ihn an einer Handhabe, an der er sich am wenigsten festhalten lässt; der junge Mensch ist Phantasie, Gefühl und Streben. Es handelt sich darum, edle Gefühle zu beleben, die Phantasie zu bilden. Das aber gelingt nur durch das Medium der Muttersprache, die Jedermann durch den täglichen Verkehr geläufig ist, denn, wie Herder sagt, unsere Zustände und Gefühle, unsere gesammten Gedanken und unser wahres Wissen sprechen sich allein in der Muttersprache aus.

Die Anfrage des Vorsitzenden an die Versammlung, ob dieselbe die Discussion für geschlossen erkläre, ruft noch eine Frage des Dir. Eckstein hervor, über die Bedeutung der 'grofsen Vorsicht,' mit welcher Prof. Hochegger die lateinische

Interpretation auf der obersten Stufe zulassen wolle. Die vom Vorsitzenden ausgesprochene Vermuthung, dass diese 'grofse Vorsicht' vielleicht einem Ausschliefsen gleich komme, wird von Dir. Eckstein und Prof. Hochegger zurückgewiesen. Die Erklärung des Prof. Hochegger, dass die lateinische Interpretation nur 'in sehr engen Grenzen' zulässig sei, kann, weil die Zeit zum Schluss der Debatte nöthigt, nicht näher bestimmt werden. Die Versammlung beschliefst, mit Aufgeben dieses Punctes in der folgenden Sitzung die Thesen III *C*, IV *D* und *E* zu erörtern. Der Vorsitzende gibt zum Schlusse über den Katalog des k. k. Schulbücherverlages, von welchem Exemplare auf Anordnung Sr. Excellenz des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht mitgetheilt werden, eine kurze Erklärung.

Schluss der Sitzung 2½ Uhr.

Dritte Sitzung 28. September. Präsident: **Prof. Bonitz.**

Anfang der Sitzung: 9 Uhr.

Nach Erledigung einiger geschäftlichen Dinge fordert der Vorsitzende den Prof. Göbel auf, zur Motivirung der Thesis III *C* das Wort zu ergreifen.

Prof. A. Göbel aus Wien: Meine Herren! Die Thatsache, dass in dem Urtheile über den Gebrauch von Ausgaben der alten Classiker grelle Widersprüche an den verschiedenen Anstalten bestehen, indem die einen Schulmänner nur einfache Textesausgaben zulassen, andere Ausgaben mit zweckmäfsigen Anmerkungen dringend empfehlen, liefsen wünschenswerth erscheinen, wenn diese Frage in der geehrten Versammlung, in der ein grofser Kreis der gelehrtesten und erfahrensten Schulmänner sich findet, zur Sprache käme. Ich kann mir nicht herausnehmen, einen längeren Vortrag über diesen Gegenstand zu halten, als wollte ich eine solche Versammlung belehren; mein Zweck war einfach, diese Frage in Anregung zu bringen, und ich folge nur dem bestehenden Brauche, wenn ich meine Behauptung durch Darlegung der Gründe näher zu beleuchten versuche. Es handelt sich zunächst um die Beantwortung der Frage: welche Ausgaben sind als zweckmäfsig anzusehen, welche nicht? Meiner Ansicht nach sind nur die Ausgaben mit Anmerkungen als zweckmäfsig anzusehen, in denen dem Schüler nichts weiter als die nöthige Nachhilfe gegeben wird, dass das Verständnis des Sinnes je nach der Stufe des Schülers erreicht werde. In ein inniges Verständnis des Classikers zu dringen ist ein Ding der Unmöglichkeit für die Schule; wer zwanzigmal die Odyssee gelesen hat, wird zum einundzwanzigsten Male etwas Neues finden und immer tiefer in den Sinn eindringen. Es ist also lediglich das zu erzielen, dass der Schüler auf dem Standpunct, auf dem er sich befindet, die nöthigen Aufschlüsse erhalte, und zwar so weit die

Mittel, die ihm zu Gebote stehen, lexicalischer, grammatischer, historischer Art, nicht ausreichen. Weiter gehen zu wollen, würde zu einer Reihe von Inconsequenzen führen. Mit dem nämlichen Recht, womit der eine Herausgeber die Schüler tiefer in die Grammatik einführen will, könnte der andere ihm ästhetische Belehrungen, ein dritter historische etc. bieten wollen, und so würden Commentare von unendlicher Ausdehnung entstehen. Gewiss verkenne ich nicht, welch unendlich hohen Werth z. B. die Anmerkungen Nägelsbach's zur Ilias haben; aber es wäre dies nicht eine Ausgabe nach der angedeuteten Feststellung für den Schulgebrauch. Die Ausgabe des Nepos von Bremi hat wesentlich das Studium der lateinischen Sprache gefördert, aber es wäre keine Ausgabe, wie ich sie für Schüler in Vorschlag bringen möchte; aber Ausgaben mit solchen Erklärungen, die den Schüler in den Stand setzen, zum Verständnis, wie es auf seiner Stufe gefordert wird, zu gelangen, so weit die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichen, so commentirte Ausgaben erachte ich für besser als bloſse Textesausgaben. Ich nehme den ersten Beweisgrund vom Lehrer selbst. Weiſs der Lehrer in der Hand seiner Schüler gute Commentare, so ist dies gleichsam eine Controle des Lehrers selbst. In ähnlicher Weise, wie der Lehrer ganz anders sich vorbereiten wird, wenn er tüchtige Schüler, als wenn er schlechte hat, wo die Versuchung nahe liegt, dass er sich gehen lasse, eben so wird der Lehrer, wenn er zweckmäſsige Commentare in den Händen der Schüler weiſs, darin noch einen besonderen Anlass haben, sich sorgfältig vorzubereiten und der Gewinn für die Schüler wird ein nicht geringer sein. Es wird der Lehrer zweitens weit mehr den Schülern beibringen können; es ist ihm die Erklärung theilweise schon vereinfacht und er wird mehr lesen können, als ohne derartige Erklärungen in den Händen der Schüler. Gewiss will ich damit nicht das flüchtige Lesen vertheidigen, allein ein allzu statarisches Lesen, wo der Text als bloſses Substrat zu grammatischen etc. Excursen verwendet wird, taugt eben so wenig. — Gehen wir weiter auf die Folgen, die der Schüler unmittelbar aus dem Gebrauche solcher Ausgaben entnimmt, so meine ich, wir trennen die Frage in zwei Fälle. Entweder gebraucht der Schüler Hilfsmittel, die man nicht gern in seinen Händen sieht, wohin besonders die Uebersetzungen gehören, oder er gebraucht sie nicht. Gebraucht der Schüler sie nicht, so wird er — geht es ja doch selbst dem gediegensten Philologen so, und um so mehr, je tiefer er eindringt — häufig dastehen, ohne vorwärts kommen zu können. Was ist da die Folge für den Schüler? Er quält sich ab und kommt zu keinem Ziele, zur klaren Einsicht der Stelle gewiss nicht, und doch ist es ein Hauptziel alles Unterrichtes, dass die geistige Klarheit gefördert werde. Er fühlt sich unbehaglich, verliert Lust und Liebe an der Sache; zur Privatlectüre wird er sich am allerwenigsten angezogen fühlen, wenn er nur den Text in Händen hat. Ich appellire an die Erfahrungen eines jeden aus seiner Studienzeit. Wer nicht gut commentirte Ausgaben erhielt, fühlte sich schwerlich zu Privatstudien hingezogen. Ganz die entgegengesetzten Folgen werden sich ergeben,

wenn der Schüler gute Ausgaben mit Commentar in den Händen hat; er wird eher zur Klarheit gelangen, diese Klarheit spornt ihn immer weiter, die Freude am Studium wird erhöht, das Privatstudium angeregt, kurz der Erfolg wird viel erfreulicher sein als sonst. Wie aber, wenn die Schüler nun zu Hilfsmitteln greifen, die man so gerne entfernt wünschte, besonders Uebersetzungen? Dann treten alle jene üblen Folgen ein, welche dieser Gebrauch nach sich zieht, und die grofse Mehrzahl der Schüler wird über kurz oder lang nothgedrungen dazu kommen, gar nicht mehr zu studiren oder aber zu solchen Hilfsmitteln die Zuflucht zu nehmen. Die traurigen Folgen moralischer Art brauche ich nur kurz anzudeuten; Trägheit, Flüchtigkeit, Leichtsinn steigert sich, die Wahrheitsliebe wird ertödtet, das flüchtige Studiren wird eine Ungründlichkeit auch in anderen Dingen hervorrufen; wenn ein solcher Schüler selbständig etwas thun soll, gelingt es nicht, er gewöhnt sich an Unsicherheit, an ein ewiges sich Helfenlassen von anderen. Und sehen wir auch auf die buchhändlerischen Erfahrungen eben bezüglich unserer Frage. Seit gut commentirte Ausgaben, besonders in der Haupt-Sauppe'schen Sammlung vorhanden sind, ist es eine bekannte Thatsache, dass der Vertrieb der Uebersetzungen, wie sie in gewissen Fabriken gemacht worden sind und gemacht werden, bedeutend abgenommen hat.

Man könnte nun verschiedene Einwürfe machen; ich verkenne das nicht; die wichtigsten wären etwa folgende: Die Aufmerksamkeit des Schülers in der Lehrstunde wird durch Anmerkungen unter dem Texte geschwächt. Ich glaube, dass dieses nur ein illusorischer Einwand ist. Wenn die Anmerkungen so beschaffen sind, wie ich andeutete, wenn sie kurz und einfach auf das hinführen, was der Schüler nicht wissen konnte, dann wird der Schüler zu Hause diese Anmerkungen sorgfältig angesehen haben und es nicht erst in der Schule thun; er wird sogar den Text aufmerksamer durchgearbeitet haben als sonst; es wird ein eigenes Interesse für ihn haben, zu hören, ob der Lehrer die Stelle auch so fasst, ob er eine entgegengesetzte Auffassung hat und welche Gründe dafür, so dass im Gegentheil die Aufmerksamkeit erhöht wird. Freilich, wenn man an Ausgaben dächte mit zwei Zeilen Text auf der Seite und sonst nur Anmerkungen, so würde jener Einwand berechtigt sein. — Man könnte ferner einwenden, es würde der Erklärung des Lehrers vorgegriffen. Allein der Lehrer hat ja eben nur die Aufgabe, dem Schüler die Sache nahe zu legen; ist dieses bereits theilweise anderweitig geschehen, desto besser, seine Aufgabe ist vereinfacht, und es ist ihm mehr Zeit gegönnt, noch allerlei andere, sehr wünschenswerthe Bemerkungen anzuschliefsen. — Man sagt auch öfters, es ist ganz unnöthig, Ausgaben mit Anmerkungen zu Grunde zu legen, denn es kann ja der Lehrer in der Stunde vorher das betreffende Capitel mit den Schülern durchgehen und sie auf wichtige Schwierigkeiten aufmerksam machen. Diesen Einwurf halte ich für noch weniger gerecht, als den früheren. Denn wie kann der Lehrer den Schüler auf Schwierigkeiten aufmerksam machen, wenn das betreffende Stück

dem Schüler noch ganz fremd ist. Es bliebe nur übrig, dass ihn der Lehrer durch näheres Hineinführen auf den Standpunct stellte, seine Bemerkungen verfolgen zu können. Damit hat er ihm aber den gröfsten Theil der Präparation vorweg genommen. — Dieses wären ungefähr die wichtigsten Einwendungen, die meiner Ansicht nach geltend gemacht werden können. Es sollte mir zur Freude gereichen, wenn erfahrenere Schulmänner ihre Ansichten, Gründe für oder wider vorbringen und wenn namentlich gediegene Schulmänner ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete mittheilen wollten.

Der Vorsitzende schlägt vor, die Discussion der Thesis in der Art zu theilen, dass zuerst die zweckmäfsige Einrichtung von Schulausgaben mit Anmerkungen zur Erörterung kommen, sodann ihr Gebrauch mit dem der blofsen Textausgaben in Vergleichung gestellt werden solle. Dem Vorschlage wird vom Dir. Eckstein und vom Prof. Schopf aus Wien widersprochen und der Gegenstand ungetheilt zur Discussion gestellt.

Dir. Schober: Wir haben dem Herrn Antragsteller allen Dank dafür zu zollen, dass er diese Frage erörtert hat, die so tief ins Leben der Schule eingreift. Aber ich glaube, wenn wir zum Ziel gelangen wollen, müssen wir darauf dringen, strenge zu scheiden zwischen öffentlicher und Privatlectüre, denn für jede von beiden ist das Streben des Lehrers ein verschiedenes; es müssen also auch die Hilfsmittel andere sein. Wir werden zugeben, dass es für die Schullectüre höchst wichtig ist, dass die Schüler an Selbstthätigkeit gewöhnt werden. Wollen wir ihnen deshalb die Hindernisse beseitigen? Keineswegs. Sie sollen auf eine Bahn mit Hindernissen geführt werden, an ihrer Ueberwindung ihren Geist stärken. Darum werden wir es vorziehen, ihnen reine Texte in die Hand zu geben. Denn mag die Schwierigkeit für den Schüler grofs sein, die Lösung harrt seiner am nächsten Tag; aber wir schaffen ihm Freude, wenn er in die Schule kömmt und dem Lehrer beweisen kann: ich habe das mit den einfachsten Hilfsmitteln gefunden; denn wenn er auch aus falschen Prämissen dennoch einen Schluss zieht, so beweist er, dass er mit Nachdenken gearbeitet hat. Diejenigen Herren unter den Anwesenden, die gleich mir ihre Sechzig im Rücken haben, werden sich erinnern, dass zu unserer Gymnasialzeit nichts dargeboten war, als eine tüchtige grammatische Vorbildung, eine reiche Phraseologie und das Wörterbuch. Da setzten wir uns hin und arbeiteten, dachten was dort die Commilitonen herausbringen mögen, und hatten die gröfste Freude, wenn der Lehrer sagte: du hast gearbeitet. So wurden wir an Selbstthätigkeit gewöhnt. Das ist gerade das Unglück unserer Jugend, dass ihr alle Wege zu leicht gemacht werden. Ein lebendiges Eindringen in den Autor, das war der Gewinn, den wir zogen. — Anders steht es, wenn wir fragen, was sollen wir bei der Privatlectüre machen? Ich habe es so eingerichtet, dass, wenn ein Semester hindurch eine Schrift eines Autors gelesen ist, damit der Kreis der Lectüre erweitert werde, dieser den Schülern zur Privatlectüre überlassen wird. Aber sie müssen in den mittleren Classen

monatlich, in den oberen vierteljährig Rechenschaft geben. Da empfehle ich die Haupt'sche Sammlung. Sie bietet zweckmäfsige Einleitungen, welche den Zusammenhang der Schriftsteller mit ihrer Zeit und dem vorher geleisteten darlegen, schöne Uebersichten des Inhalts geben, aber ich glaube sie gibt zu viel in den Anmerkungen. Denn was soll sie der Privatlectüre? Nicht die Schwierigkeiten beseitigen, der Schüler soll auch kämpfen, aber den Weg, wie er die Schwierigkeiten überwinden kann, soll die commentirte Ausgabe andeuten. Also während ich die Einleitungen dieser Sammlung im Ganzen billige, wünschte ich weniger Anmerkungen, am wenigsten Hinweisungen auf Grammatiken. Die Schüler lesen sie nicht nach, und sie machen die Ausgaben nur theurer. Diese Unterscheidung also halte ich für nöthig, und meine Ansicht geht dahin: kritische Texte für die Schule und commentirte Ausgaben für die Privatlectüre.

Dir. Eckstein: Erlauben Sie mir, meine Herren, dass ich über ein paar Incredibilia in der trefflichen Entwicklung des Herrn Thesenstellers mir Aufschluss erbitte. Das erste Incredibile ist eine Erfahrung, die meiner Erfahrung durchaus widerstreitet, dass seit der Verbreitung der Ausgaben mit Anmerkungen das Verlangen der Schüler nach wohlfeilen Uebersetzungen, die in Blättchen zerschnitten bequem in die Bücher gelegt werden können, gesunken wäre. Wer die Augen aufthut, wird Gelegenheit das Gegentheil zu beobachten in Hülle und Fülle haben; wer auf Convicten haust, wird, wenn er die Schränke der Schüler durchmustert, solche Uebersetzungen, die sich forterben, in Fülle finden, daher ist es mir ein Incredibile gewesen, dass die Lust nach Uebersetzungen geschwunden wäre. Ferner möchte ich etwas anderes in der Begründung doch nicht so hervorgehoben wissen, weil es auf uns ein sehr übles Licht werfen könnte. Hr. Prof. Göbel hat gemeint, wenn die Schüler Ausgaben mit Anmerkungen hätten, dann werden wir uns besser präpariren müssen. Nein, mein Herr, wenn wir erst ein solches Compelle brauchen, da möchten wir unseren Beruf lieber ganz aufgeben. Ich behaupte das Gegentheil: wenn die Schüler verschiedene Textausgaben haben, dann werden wir uns besser präpariren müssen, uns genau umzusehen haben, dass wir auf jede Leseart, auf jede Frage vorbereitet sind und ihnen sagen können: das passt nicht deshalb und deshalb! Es würde mir das nicht behagen als Grund gegen die Textausgaben. — Ja Hr. Prof. Göbel hat noch eine weitere Consequenz gezogen, die mir auch als ein Incredibile erschienen ist, nämlich, dass, wenn der Schüler Ausgaben mit Noten in den Händen hat, er den Lehrer besser controliren kann und darum die Aufmerksamkeit gespannt ist. Ich glaube, es fällt doch keinem Schüler ein, das Wissen des Lehrers zu controliren, und wenn er was immer für Anmerkungen hat, er wird doch dem Lehrer die gröfsere Einsicht zutrauen. — Ein anderes Incredibile war mir dieses, es schien als ob Hr. Prof. Göbel von der Voraussetzung ausgienge, dass die durch solche Ausgaben erleichterte Präparation dem Schüler schon das volle Ver-

ständnis geben könne, ja geben solle, damit dann der Lehrer desto schneller vorwärts zu kommen im Stande sei. Habe ich recht verstanden?

Prof. Göbel: Nein.

Dir. Eckstein: Dann will ich schweigen. Aber auf einen grofsen Unterschied hat schon Hr. Dir. Schober aufmerksam gemacht, Schul- und Privatlectüre, Classe und Haus. Ich glaube es müssen noch festgehalten werden die verschiedenen Stufen der Schüler selbst, Anfänger, mittlere, höchste Stufe. Auch da wird zu entscheiden sein, ob blofse Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen den Vorzug verdienen. Ferner halte ich die Frage für ganz und gar nicht so bedeutend. Mir ist es völlig gleichgiltig, ob die Schüler Ausgaben mit oder ohne Anmerkungen haben, mir ist es völlig gleich, was sie für Texte haben, eben darum weil ich eine gewisse Freiheit und in Norddeutschland auch Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Schüler haben will. Daher glaube ich, dass eine so hohe Bedeutung, als hier auf diese Frage gelegt wird, gar nicht darauf zu legen ist, und denke, dass aus der Verschiedenheit der Texte vielfache Anregung von Seite des Lehrers erreicht werden kann. — Mir scheint ferner, als ob der Hr. Antragsteller den Unterschied zwischen cursorischer und statarischer Lectüre festgehalten wissen wolle.

Prof. Göbel: Nein!

Dir. Eckstein: Da bin ich stille. Wir haben nur eine Lectüre, die dem Schüler das Verständnis des Textes öffnet; sind sie reif, so haben wir keine Schwierigkeiten zu heben, sind sie nicht tüchtig, so werden wir länger verweilen.

Schulrath Stieve aus Breslau: Mehreres von dem, worauf ich die Aufmerksamkeit richten wollte, ist bereits gesagt. Uebrigens will ich bekennen, dass ich zu denen gehöre, die Ausgaben ohne Text (Gelächter und Correctur), vielmehr ohne Anmerkungen wünschen. Ich würde mich geneigt finden lassen, auf Anmerkungen einzugehen, wenn der Hr. Thesensteller genau bestimmt hätte, was er unter Ausgaben mit 'zweckmäfsigen Anmerkungen' versteht. Darüber wird man so leicht nicht einig werden, und mit der Hinweisung darauf, dass sie erörtern sollen, was die Schüler nicht wissen, ist die Sache nicht abgethan. Ich glaube, dass man auch diese Bemerkungen entbehren kann. Wenn dem Schüler das gegeben werden soll, was er aus seinen Büchern nicht findet, da kann der Lehrer eintreten; nicht so, dass er die Lection früher durchgeht, sondern so, dass er auf die Stellen, für die es den Schülern an Mitteln gebricht, aufmerksam macht, und dem Schüler das an die Hand gibt, was er braucht. Dieses ist nothwendig um unendliche Zeit zu ersparen, welche die tüchtigsten Schüler bei der Präparation auf solche Stellen verwenden würden. Wenn das geschieht, ist es nicht nöthig, ihm einen Text mit Anmerkungen in die Hand zu geben. Uebrigens habe ich allerdings auch das gefunden, wovon Eckstein sprach: es kommt nicht darauf an, ob die Schüler Anmerkungen haben oder nicht. Es gilt hier wie so oft auf pädagogischem Gebiet: 'Eines schickt sich nicht für Alle.'

Je nachdem sie die Anmerkungen gut verarbeiten, mag man sie ihnen geben. Im Allgemeinen muss man sich dagegen erklären.

Prof. Daniel aus Halle: Hr. Dir. Schober bezeichnete mit Recht eine Abnahme der Freude an Selbstthätigkeit bei unserer Jugend als grofsen Schaden, und erklärte deshalb Ausgaben mit Anmerkungen für bedenklich. Ein nicht geringer Schaden liegt gewiss in der viel beklagten und viel beobachteten Thatsache, dass bei unserer Jugend wie in der ganzen Zeit ein rechter und zu billigender Sinn für Autorität abnimmt. Auch von hier aus dürften sich für die unterste und mittlere Stufe Gründe gegen die Anmerkungen erheben lassen. Meine Herren, Sie kennen alle jene alten, guten Geschichten von Schulmeistern, die selbst vor Königen nicht den kürzeren ziehen oder die zweite Stelle einnehmen wollten; sie haben erklärt: in der Schule ist der Schulmeister der erste und wenn selbst der König hineinkommt. In diesen Anekdoten liegt eine gute Lehre, die wir auch brauchen können. Ich glaube, dass, höchstens Prima ausgenommen, der Lehrer den Schüler nicht einführen darf in die Reihe der Interpreten, zwischen denen er zu wählen habe. Er muss für ihn vor der Hand die einzige Autorität bleiben und in dieser Unterwerfung allein kann er heranreifen zu einer höheren Bildungsstufe, wo ihn das nicht mehr irrt, dass der Lehrer nicht infallibel ist. So glaube ich auch, dass von diesem pädagogischen Gesichtspunct aus blofse Texte gewiss für die mittlere Stufe angezeigter sind. Ich brauche mich wohl nicht dagegen zu verwahren, als ob ich einem bramanenhaften Kastengeist das Wort geredet hätte.

Schulrath Czerkawski aus Lemberg: Die Ansicht des Herrn Thesenstellers würde sich wahrscheinlich einer besseren Aufnahme erfreuen, wenn die Begründung von einem anderen Gesichtspuncte ausgegangen wäre. Ich theile die Meinung meines geehrten Vorredners Eckstein, dass gegen die Begründung viel einzuwenden sei und glaube, dass die einseitige Begründung selbst der in der Thesis ausgesprochenen Wahrheit geschadet hat. Ich glaube nämlich, dass, wenn es sich darum handelt, ob ein oder das andere Buch, ein oder das andere Hilfsmittel beim Unterricht gebraucht werden soll oder kann, vor allem der pädagogische Gesichtspunct festgehalten werden muss. In dieser Beziehung erachte ich nun, dass der Gesichtspunct, den der Hr. Antragsteller festgehalten hat, nämlich der der Erleichterung des Studiums, welchem der Schüler zugeführt werden soll, kein pädagogischer und kein richtiger ist. Es kann nicht Aufgabe des erziehenden Unterrichtes sein, dem Schüler jede Arbeit zu erleichtern, ja ihn jeder Arbeit zu entheben, im Gegentheil muss der erziehende Unterricht darauf gerichtet sein, die Selbstthätigkeit anzufachen und zu erhöhen. Wenn daher die Entscheidung der Frage gegeben werden soll, ob blofse Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen, so muss die Frage gelöst werden, ob die eine oder die andere Art von Ausgaben die Selbstthätigkeit in höherem Grade anzueifern und zu unterhalten fähig sei. Stellt man diese Frage, so wird man leicht zu jener Entscheidung kommen, welche die Thesis fordert. An sich betrachtet schei-

nen wohl Textausgaben so beschaffen zu sein, dass sie vor allem Selbstthätigkeit anregen, weil sie, so scheint es, dem Schüler durchaus kein Mittel an die Hand geben, um ihm die Arbeit, die wir voraussetzen und fordern, zu ersparen. In dieser Beziehung würde man für die Texte sich entscheiden, und ich bin selbst der Ansicht, dass Textausgaben allerdings vorzuziehen sind, wenn nicht Ausgaben mit zweckmäfsigen Anmerkungen vorhanden sind, d. h. solchen, welche die Selbstthätigkeit weit entfernt zu untergraben im Gegentheil anregen. Nun glaube ich aber, dass es gerade solche Anmerkungen geben könne, und dass, wenn diese Anmerkungen zweckmäfsig sind, dann solche Ausgaben weit über den blofsen Texten stehen. Allerdings wenn es sich blofs um ein halbweg leidliches Uebersetzen handelt, um ein oberflächliches Verstehen, so können wir mit Textausgaben immer ausreichen. Nun ist aber jedem Schulmanne bekannt, dass die Autoren in grammatischer, stilistischer und antiquarischer und überhaupt in aller Beziehung oft ganz neue und interessante Seiten darbieten, auf die der Schüler beim unmittelbaren Lesen nicht kommt. Findet er aber geeignete Hinweisungen auf diese oder jene Hilfsmittel, wird er veranlasst sie zu brauchen, so erschliefsen sich für ihn ganz neue Seiten des Verständnisses, das Interesse wird erhöht und er wird zu eigner Selbstthätigkeit angeregt und lernt den Schriftsteller lieben, und das, was der erziehende Unterricht beabsichtigt, ist erreicht. Ich habe gesagt, dass diese Anmerkungen grammatischer, stilistischer und antiquarischer Natur sein müssen, sie dürfen ihn aber nicht, wie der Hr. Antragsteller meinte, blofs über das, was er nicht wissen kann, einfach belehren, ihm blofs das einfach zuführen, was er nicht weifs. Im Gegentheil, jene Anmerkungen, glaube ich, werden den ersten Preis haben, welche an- und hindeutend sind. In dieser Beziehung würde ich der Ansicht des Hrn. Director Schober nicht beistimmen können, der erklärte, dass Hinweisungen auf Grammatiken zu nichts führen. Ich denke, es ist Aufgabe eines gut geleiteten Unterrichtes, den Schüler zu verhalten, dass er diese Hilfsmittel gebrauche, dass er nachschlage. Er wird sie freilich nicht gebrauchen, wenn er überzeugt ist, er werde keine Rechenschaft zu geben haben. Weifs er das, so wird er dazu greifen. — Aufserdem will ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen. Wird nicht durch den Gebrauch commentirter Ausgaben der Schüler angeleitet, mit der Zeit gelehrte Hilfsmittel zu benützen und zu verwerthen? wird nicht dadurch erreicht, was wir zu erreichen streben, dass dem Schüler der Weg gezeigt ist, wie er einst Autoren selbst lesen, in den Sinn selbst eindringen soll? Man soll nicht erschrecken vor dem Gedanken, dass dieses nicht ganz gelingen wird; in der Schule wird nichts vollkommen gelingen, aber ein alter Weiser hat gesagt: Die Hälfte ist besser als das Ganze; dieses passt ganz auf den erziehenden Unterricht. Wenn wir das erreicht haben, dass dem Schüler die Bahn gezeigt ist, wie er zu dem höheren Ziele gelangen kann, so haben wir erreicht, was unsere Aufgabe ist.

Dir. Benecke: Das Gedeihen alles Unterrichts und eben so die Erklärung der

Classiker hängt davon ab, dass der Lehrer in innigen und lebendigen Wechselverkehr mit seinen Schülern tritt, dass er gegenwärtig ist in den Gemüthern der Schüler und von diesem Gesichtspunct aus operirt, dass er die eigentlichen Bedürfnisse des Schülers kennen lernt. Ich glaube, dass Ausgaben mit Anmerkungen diesen lebendigen Wechselverkehr nicht befördern, sondern hindern. Der Lehrer kann, wenn der Schüler durch die Anmerkungen über allerlei Schwierigkeit hinweggehoben ist, offenbar nicht wissen, ob er aus eigener Kraft oder durch fremde Hilfsmittel dazu gekommen ist, er lernt die Bedürfnisse des Schülers nicht kennen und kann sie nicht befriedigen. So würde sich die Sache verhalten, wenn die Anmerkungen fleifsig benützt würden. Ich habe aber diese Erfahrung nicht gemacht. Was die Anmerkungen den Schülern bieten, ist meistens nicht das, was sie suchen; sie fühlen sich von ihrem eigenen Bedürfnisse mehr abgelenkt und pflegen die Anmerkungen, wenn nicht stille zu übergehen, doch nicht sehr zu beachten. Das eigentliche Bedürfnis wird ihnen am ersten durch eine Uebersetzung befriedigt, und deshalb brauchen sie neben Ausgaben mit Anmerkungen die Uebersetzungen nach wie vor. Sie werden aber gewissermafsen dazu getrieben, wenn man verlangt, sie sollen so präparirt sein, dass sie das Pensum im Ganzen verstanden haben. Diese Forderung, glaube ich, geht über den Horizont der Schüler. Ich bin zufrieden, wenn sie geleistet haben, was sie leisten können und nicht blofs das, was sie wissen, ganz entschieden zeigen, sondern auch, was sie nicht wissen; denn dann ist das Bedürfnis der Schüler viel leichter zu befriedigen, als wenn es verhüllt ist.

Schulrath Enk v. d. Burg aus Wien: Nach allem, was wir gehört haben, glaube ich, dass die Verhandlung auf den Punct gekommen ist, den ein Vorredner bezeichnete, nämlich es könne die Frage, ob blofse Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen, nicht von der getrennt werden, welche Anmerkungen zweckmäfsig sind. Es ist dieses schwer zu bezeichnen und ich erlaube mir noch einen Schritt weiter zu gehen: Um zu untersuchen, ob eine Ausgabe zweckmäfsig ist, müsste man jede einzelne untersuchen. Ich erlaube mir, um meiner Ansicht etwas concretere Form zu geben, auf eine zufällig mir bekannte hinzudeuten: die der Metamorphosen von Siebelis. Ich glaube, dass eine solche Ausgabe der Stufe, die bei uns die fünfte Classe einnimmt, vollkommen entspricht, weil sie nicht das Verständnis den Schülern so nahe legt, dass sie nichts mehr zu denken hätten, sondern ihnen zweckmäfsigerweise nur das Unentbehrliche gibt. Sie macht aufmerksam durch Fragen, und weist nicht auf Grammatiken, die nachzuschlagen weder Brauch der Schüler ist, noch ihnen füglich zugemuthet werden kann, sondern sie gibt, wenn eine grammatische Beziehung zu besprechen ist, kurz die Regel an, der Schüler kann nachschlagen, wenn er will. Sie macht durch kurze Fragen aufmerksam: hier ist etwas Ungewöhnliches, etwas im prosaischen Sprachgebrauch nicht Vorkommendes u. s. w. Dieses zu bemerken, wird dem Schüler interessant sein und den Vortrag des Lehrers unterstützen. — Nach dem Gesagten würde ich also mir nicht getrauen, im

Allgemeinen ein Urtheil über die Zweckmäfsigkeit zu fällen, sondern für jede einzelne und für jede Stufe die Frage besonders untersuchen.

Geh. R. Wiese: Meine Herren! Es ist über den Gegenstand Manches gesagt worden, dem ich mich von Herzen anschliefse. Ich will mit Uebergehung solcher Seiten der Sache, die mir zwar wichtig scheinen, aber schon berührt sind, auf einiges noch nicht Berührte aufmerksam machen. Wir haben alle die Erfahrung, dass im Allgemeinen nicht genug gelesen wird. Die Zeit reicht eben nicht aus, die Classen sind voll, und so muss das Pensum beschränkt werden. Was ist in einer Stunde alles zu thun! Ein gewissenhafter Lehrer darf Keinen übersehen, er muss den Schülern, er muss dem Gegenstande gerecht werden. Deshalb ist nichts mehr zu wünschen, als dass Alles entfernt wird, was die Erreichung des eigentlichen Zieles verhindert. Ich habe die Erfahrung, dass Lehrer, um solche Hindernisse eines freien Ganges auf das Ziel los zu beseitigen, von den Schülern verlangen, dass sämmtliche, und wären es 70, 80, dieselbe Ausgabe besitzen. Es besteht in Preufsen keinerlei Zwang, sondern ist jedem Lehrer überlassen, sich an eine Ausgabe — ich spreche zunächst von den mittleren und oberen Classen — zu halten, wie er will, und man hat keine Gründe, diese Freiheit für bedenklich zu finden. Es gilt eben auch da: *practica est multiplex*. Ich habe also die Erfahrung, dass Lehrer von allen Schülern die Anschaffung derselben Ausgabe verlangen; damit ist Zeit erspart, denn das kommt immer vor, dass die Schüler zum Theil aus guten, zum Theil aus frivolen Gründen fragen: in meinem Buche lese ich so, wie steht's damit? Damit geht viel Zeit verloren, und der methodische Gang, den der Lehrer sich vorgezeichnet hat, wird unterbrochen. Vor Allem sollen die Schüler aus der Schule die Gewöhnung an ein methodisches Verfahren mitnehmen. Dieses wird nicht erreicht, wenn der Lehrer stets gestört wird. — Noch weiter als diese gehen andere, die verlangen, die Schüler sollen überhaupt keine Ausgabe mit Anmerkungen haben, sondern reine Texte in derselben Ausgabe, z. B. der Teubner'schen, und ich kann nur sagen, dass damit wirklich mehr Zeit gewonnen wird, und bei einem Lehrer, der volle Selbständigkeit hat und sich nicht will stören lassen, der das will, was Dir. Benecke als Aufgabe bezeichnet, nämlich in nicht gestörten geistigen Verkehr mit seinen Schülern treten, wird in der That so mehr erreicht; und dieses bezeichne ich als wünschenswerth. Dabei sind jedoch immer im Auge zu behalten Persönlichkeiten und die Verhältnisse der Anstalten. Es gibt Primen mit wenigen Schülern, da kann man sich freier bewegen; aber diese sind selten, denn unsere Gymnasien sind in den oberen Classen meist überfüllt. Also mein Wunsch ist allerdings, dass in der Schule nichts vor dem Schüler liegt, als reine Texte; die Integrität des Autors wird ihm viel weniger verkümmert, er lernt ihn viel besser kennen, als wenn allerlei Zugaben da sind und die Einfachheit des Verhältnisses stören, die im Unterricht am gedeihlichsten ist. Dabei wird ein gewissenhafter Lehrer es nicht unterlassen, ihnen gut commentirte Ausgaben zu empfehlen, — ich komme hiermit auf

den Unterschied, der schon hat besprochen werden müssen. Jeder, der in Prima unterrichtet hat, wird wissen, dass sich in diesen Classen strebsame Schüler von reiferem Denken finden. Warum sollen diesen z. B. die Bentley'schen Anmerkungen zum Horaz vorenthalten werden? In der Classe jedoch würde ich sie nicht wünschen. Rücksicht auf den Kostenpunct ist allerdings auch zu nehmen. Man könnte nämlich sagen, dann wird sich jeder Schüler in der obersten Classe zwei Ausgaben anzuschaffen haben. Ja, ein Zwang wäre es nicht, und wir haben häufig die Einrichtung, dass empfehlenswerthe Ausgaben mit Anmerkungen in ziemlicher Zahl in den Schülerbibliotheken vorhanden sind. Uebrigens sind diese Ausgaben jetzt so leicht anzuschaffen, so wohlfeil, dass auch für die wenigsten dieses eine zu grofse Zumuthung ist, sich neben dem blofsen Texte noch etwas mehr anzuschaffen. Solche Ausgaben nun, die man empfehlen kann, sind in der That nicht häufig. Es ist schon besprochen, wie häufig den Schülern durch diese Anmerkungen die Selbstthätigkeit verkümmert wird. Ich habe darin bestimmte Erfahrungen; diejenigen Ausgaben sind die besten, die den Schriftsteller aus sich selbst zu erklären suchen, den Sprachgebrauch so behandeln, dass sie auf ähnliche Stellen derselben Schrift oder desselben Autors verweisen. Da ist es Sache des Lehrers, strenge zu sein und die Präparation gehörig zu controliren. Wir könnten die Frage, wie Uebersetzungen unschädlich zu machen sind, auch einmal behandeln. Es ist dieses ein Uebel, dem wir kaum gewachsen zu sein scheinen und gegen welches, wie gegen Misbrauch der Anmerkungen, strenge Controle der Lehrer das einzige Mittel ist. Die Hauptaufgabe ist eine gute Uebersetzung. Wird darauf gehörige Sorgfalt verwendet, so können die faulen Schüler sehr leicht ertappt werden; sie müssen nachweisen, warum sie den Ausdruck so oder so wählen. So kann man ihnen den Misbrauch verleiden und Freude zur Selbstthätigkeit wecken. Ausgaben also, wie die letzte Matthiä'sche der *Epistolae selectae* von Cicero, haben das Gute, dass der Herausgeber sich bemühte, Parallelstellen nur so zu wählen, dass Cicero aus sich selbst erklärt wird. Ich habe die Erfahrung, dass diese Ausgabe bei gehöriger Verwendung sehr gut wirkt. Jedoch gehören solche Ausgaben für das Haus, nicht für die Schule. Hat der Schüler in der Schule Anmerkungen vor sich, so liest er oft, wie gestern schon von Dir. Eckstein erwähnt wurde, das dümmste Zeug heraus, und was er findet, gibt er als Antwort. Wie viel kostet dann dieses Zeit in der Schule. Ein geschickter Lehrer kann dieses allerdings vermeiden, aber wir müssen auf das uns beschränken, was das Beste ist. Für die Schule also nichts als blofse Texte, und zwar wo möglich alle in derselben Ausgabe. Denn dass die Kritik nicht ausgeschlossen werden kann, versteht sich von selbst; dass sie aber so eingeschränkt werden muss, dass nur solche Lesearten beurtheilt werden, bei deren Verwerfung doch Belehrung herauskommt, versteht sich eben so von selbst. Ich würde es als einen grofsen Gewinn für die Förderung der Alterthumswissenschaft betrachten, wenn wir diese Hindernisse besei-

tigten; es wäre ein wesentlicher Fortschritt, in den Classen nichts als die reinen Texte zu gestatten.

Prorector Keller aus Ratibor: Indem ich, was das Princip betrifft, vollkommen einverstanden bin mit dem, was Schober und Benecke gesprochen haben, ferner den Nutzen, den ich den Anmerkungen nicht bestreite, nur dann anerkennen kann, wenn dieselbe commentirte Ausgabe von allen Schülern gebraucht wird, erlaube ich mir auf eine Erfahrung aufmerksam zu machen, die ich wohl nicht allein gemacht habe. Welche Schüler haben Ausgaben mit Anmerkungen? nicht die ärmeren und fleifsigen, sondern regelmäfsig die wohlhabenden und bequemen. Ich frage ferner, wozu haben sie dieselben gekauft? Schon ihrem Charakter nach nicht um sich zu belehren, sondern um sich die Arbeit zu erleichtern. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass nicht blofs aufserhalb der Schule grofser Nachtheil entsteht, sondern auch in der Schule selbst; denn zu gleicher Zeit sind jene im Besitz der commentirten Ausgaben befindlichen Schüler die weniger aufmerksamen, dagegen werden alle, denen jene Unterstützung versagt ist, sich angezogen fühlen, sich dort Rathes zu erholen, und so wird durch diese Ungleichheit eine Theilung der Aufmerksamkeit und individuell ein Mangel an Selbstthätigkeit erzeugt. Hätten alle Schüler dieselbe commentirte Ausgabe in Händen, dann würde dieser Uebelstand gehoben werden; so lange dies nicht der Fall ist, werden wir uns entschieden an die blofsen Texte halten.

Director Klix aus Grofs-Glogau: Es ist auf den Unterschied der verschiedenen Stufen der Schüler aufmerksam gemacht worden; ich erlaube mir noch auf einen andern Unterschied hinzuweisen, auf den der verschiedenen Schriftsteller. Ich glaube, dass die Blüthe der Gymnasiallectüre immer in Homer und Horaz ruht, in diesen sollen die Schüler ganz heimisch werden. Recht in das Verständnis eingeführt wird aber nur, wer den Text ohne alle Anmerkungen liest. Alle meine Schüler haben für Horaz und Homer dieselbe Ausgabe ohne Anmerkungen, — ob sie zu Hause andere haben, ist mir gleichgiltig — ich würde mich schämen, wenn in den Händen meiner Schüler die Crusius'sche Ausgabe wäre. Dagegen gibt es andere Schriftsteller, bei deren Lectüre man der Anmerkungen kaum entrathen kann, dahin gehört Sophokles und mehrere Schriften von Cicero. Ich unterrichte seit sieben Jahren in den oberen Classen und habe es immer ohne Mühe durchgesetzt, dass alle Schüler dieselbe Ausgabe haben, im Sophokles die Schneidewin'sche, bei Cicero die der Reden von Halm, ebenso *de nat. deor.* von Schömann. Nun kann ich nicht fassen, wie mehrere Herren gesagt haben, die Arbeit werde durch die Anwendung solcher Ausgaben erleichtert; im Gegentheil verlange ich von allen Schülern, dass sie die Anmerkungen studiren. Der Wechselverkehr wird lebendiger, denn ich setze Dinge voraus, die ich beim Gebrauche der blofsen Textausgabe nicht voraussetzen dürfte, und indem ich diese in meine Fragen an die Schüler hineinziehe, finde ich, dass die Früchte bedeutender sind, als ohne dieses Mittel erreichbar wäre. Darum, wenn

es möglich ist, und dass es möglich ist, kann ich versichern, dass alle Schüler dieselbe Ausgabe haben, so wird es bei einigen Schriftstellern empfehlenswerth sein, Ausgaben mit Anmerkungen zu gebrauchen. Aufser dem angedeuteten Gebrauche der Anmerkungen bringen auch die Einleitungen in den genannten Ausgaben ihren Nutzen. So sind die musterhaften Einleitungen von Halm mir ein sehr wesentliches Mittel gewesen, die Schüler in das Historische einzuführen. Ich habe sie sogar zu stilistischen Uebungen benützt, und habe sowohl mit ihnen als der Schömann'schen Einleitung zu *nat. deor.* ganz überraschende Resultate erzielt, wie die Schüler dadurch veranlasst werden, das Gelesene in seinem ganzen Umfange nochmals durchzustudiren. Und so kann man noch Manches verbinden, um den Zweck der Lectüre möglichst vollständig zu erreichen.

Oberlehrer Flöck: Meine Herren! Es ist mehrfach der Satz ausgesprochen worden, dass es ganz einerlei sei, ob der Schüler Ausgaben mit Anmerkungen oder blofse Texte in den Händen habe. Ich möchte diesen Satz noch durch folgende Bemerkung begründen. Hat nämlich der Schüler die Noten nicht unter dem Texte, so verschafft er sich dieselben durch Speciallexica. Es gibt deren eine grofse Zahl, zu Nepos, Cäsar, Xenophon, Homer. In diesen Speciallexicis sind alle schwierigen Stellen und viele nicht schwierige mehr erklärt und übersetzt, als es dem Lehrer lieb sein muss. Könnten wir erreichen, dass der Schüler, der Ausgaben mit passenden Noten in Händen hat, sich weniger veranlasst fühlte, sich solche Speciallexica anzuschaffen, so wäre dieses eine weitere Empfehlung für die Ausgaben mit Anmerkungen.

Prof. Göbel: Die meisten der Entgegnungen, welche meine Begründung der aufgestellten Thesis erfahren hat, beruhen auf einem Misverständnis des Wortes „zweckmäfsig." Ich habe dieses Wort nur kurz erläutert. Wäre die Frage über die Bedeutung dieses Wortes näher erörtert worden, so würden wohl viele Entgegnungen verschwunden sein. Man hat gesagt, mein Streben schiene dahin zu gehen, durch die Anmerkungen dem Schüler die Arbeit zu erleichtern. Ausdrücklich sagte ich, sie sollten nur das geben, was dem Schüler nach den ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht zugänglich sein kann. Es versteht sich von selbst, dass zweckmäfsige Anmerkungen dem Schüler die Sache nicht ohne weiteres in den Mund legen dürfen, sondern ihn zum eigenen Nachdenken anregen müssen. Desgleichen, glaube ich, liegt in meinem Antrag geradezu schon, dass ich dieselbe Ausgabe in den Händen aller Schüler voraussetzte. Wie die Anmerkungen dann einzurichten sind, dass sie je nach der verschiedenen Stufe der Schüler und den verschiedenen Schriftstellern anderer Art sein müssen, liegt in der Bestimmung „zweckmäfsig," deren nähere Erörterung für die Discussion wünschenswerth gewesen wäre. — Ein paar einzelne Bemerkungen erlaube ich mir gegen Hrn. Dir. Eckstein. Ich habe nicht behauptet, dass die Eselsbrücken verschwunden sind; das weifs ich nur zu gut, dass noch sehr viele vorhanden sind; aber man kann doch von Buchhändlern erfahren, dass die

Verbreitung mancher Bändchen der Sauppe'schen Sammlung dem Vertriebe der entsprechenden Bändchen der Stuttgarter Uebersetzungen und der Engelmann'schen Ausgaben Abbruch gethan habe. Ferner was den kitzlichen Punct hinsichtlich der Controle der Lehrer durch die Schüler angeht, so ist nicht jeder Schulmann ein Eckstein. Es gibt Schulmänner, die zu Zeiten Ausgaben in Händen gehabt haben, ja selbst in der Schule, wo auf der einen Seite der Text, auf der anderen die deutsche Uebersetzung abgedruckt ist. — Im Uebrigen gestehe ich, aus dieser Discussion viel gelernt zu haben, und bin den Herren, die das Wort ergriffen haben, zu hohem Dank verpflichtet.

Einer Bemerkung des Dir. Eckstein, dass bei dem Forterben der Uebersetzungen eine Abnahme ihres buchhändlerischen Vertriebes noch nicht ein Beweis für die Abnahme ihres Gebrauches sei, entgegnet der Vorsitzende durch Anführung eines einzelnen Beispieles, wo bei einem der gelesensten Platonischen Dialoge gleichzeitig der bedeutende Absatz der Text-Uebersetzungs-Ausgaben sehr erheblich abgenommen und eine mit zweckmäfsigen Anmerkungen versehene sofort nach ihrem Erscheinen grofse Verbreitung gewonnen habe; man dürfe aus einem solchen Falle wohl schliefsen, dass gar manche Schüler denn doch die zweckmäfsige Unterstützung ihrer Präparation der verderblichen durch die Uebersetzung vorziehen, wenn ihnen eben die erstere zugänglich sei. Nachdem hierauf Dir. Eckstein dem Prof. Göbel dafür gedankt, dass er diese Frage zur Anregung gebracht habe, wird die Discussion über Thesis III *C* von der Versammlung für geschlossen erklärt.

Obgleich nach Beendigung dieser Discussion nicht mehr eine volle halbe Stunde für die Verhandlungen übrig war, beschloss die Versammlung, die von Hrn. Dir. Theodor Mayer aufgestellte Thesis IV *D* über Stilistik zur Erörterung zu bringen, und es wurde daher der Verfasser der Thesis aufgefordert, dieselbe in gedrängter Kürze zu begründen.

Dir. Th. Mayer aus Melk: Indem diese Thesis von einer grofsen Zahl der verehrten Anwesenden als der Erörterung würdig erachtet worden ist, erkenne ich eine Art von Billigung der ganzen Frage; und möchte sagen ein nicht ungegründetes Vorurtheil für eine bejahende Antwort; denn wäre sie rein verwerflich, so würde sie gar nicht zur Sprache gekommen sein. Ich habe nur kurz zu fassen, in welcher Beziehung ich meine Thesis aufgestellt habe. Wir in Oesterreich haben traurige Erfahrungen gemacht, wir sind noch zum guten Theil aus den Zeiten der *institutio ad eloquentiam*, wo wir alles lernten, was nicht *eloquentia* war und uns zur förmlichen Stummheit gebracht haben. Diese Zeit ist vorüber und wir bewegen uns in neuer Sphäre, die ich anerkenne, weshalb ich förmlich ausschliefse in der Stilistik die Beengung der schaffenden Geister in Regeln. Obgleich ich es zweckmäfsig finde, dass in Geschichte, Drama etc. gewisse wesentliche Erfordernisse beibehalten werden, so muss ich doch dem individuellen Geiste des Schriftstellers so ungeheuren freien Raum lassen, dass ich ihn nicht in Gesetze einschnüren kann. Es wird ihm jedoch

immer nöthig sein, davon Act zu nehmen. In der Geschichte wird es immer nöthig sein, alles in einem gewissen ruhig durchdachten, viel zusammendrängenden Stil zusammenzufassen, allein die Gesichtspuncte, von denen der Historiker etc. ausgeht, werden sich ewig nicht in Gesetze zwängen lassen, sondern jeder wird seinem Geiste, seiner Forschung etc. eine individuelle Rechnung tragen, und der Leser, Hörer, Beschauer wird diese schätzen. Von dieser Seite kann die Stilistik nicht behandelt werden. Meine Ansicht ist nun diese: Nachdem im sogenannten Untergymnasium die Lehre von der Sprache, die Sprachlehre im Allgemeinen beendigt sein muss, dass an sie gewisse Regeln des Ausdruckes, nicht der Sprache, sich anschliefsen, welcher Ausdruck nichts anderes hat als folgende Rücksichten: Erstens, welcher Ausdruck ist deutlich, welcher undeutlich zur Bezeichnung des Gedankens. Durch viele Beispiele zu erörtern. Zur Deutlichkeit des Ausdruckes trägt mit bei die Lehre vom eigentlichen Ausdruck, der *proprietas verborum*, wie wir sie früher nannten, nämlich jenem Ausdruck, der alle Synonyma, folglich alle mit Nebenbedeutungen verbundenen Worte ausschliefst und für jeden Gedanken den eigentlichen Ausdruck, der wirklich nur einer ist, zu wählen im Stande ist. Diese Wahl, dieses Studium ist für junge Leute von aufserordentlicher Wichtigkeit, und die Synonymik ist in einer Ausdehnung zu treiben, wie man sie bis jetzt gar nicht kannte. In dieser wird wirklich noch immer eine gewisse Anleitung zum Gebrauch der Präpositionen und Bindewörter nöthig sein, die von vielen Menschen und vielen Schriftstellern nicht genau beobachtet werden. Wenn ich vom eigentlichen Ausdruck gesprochen habe, gehe ich mit vieler Ruhe über, obgleich ich auf Widerspruch zu stofsen fürchte wegen der Trivialität, auf den uneigentlichen, der der tropische heifst, und hier behandle ich die abgedroschene Lehre von der Metapher, deren Tiefe einen Philosophen zu dem Geständnis gebracht hat, dass er das Ende der Metapher gar nicht zu fassen vermöge, so dass ich sagen kann, das Gebiet der Metapher stöfst an das Gebiet der Mystik an, die Eines für Alles und Alles für Eines setzt und Alles in solche Verbindung bringt, dass in derselben endlich Alles aufgeht. Von dieser Lehre des eigentlichen Ausdruckes würde ich unterscheiden und angemessen finden die Lehre vom angemessenen Ausdruck blofs in Bezug auf Sprache, von der Angemessenheit des Ausdruckes zur Sache und zur persönlichen Ansicht des Schriftstellers, abgesehen von solchen Beziehungen, die auf andere Felder gehören z. B. durch Courtoisie oder Klugheit. Hat man dieses Capitel vollendet, so kommt man auf die Lehre vom trockenen und blumenreichen Ausdruck, von dem kurzen Stil — wie wichtig sie ist, ist aus dem gestern behandelten Procemium des Tacitus ersichtlich — vom kurzen, gedankengedrängten oder weitläufigen Ausdruck, vom einfachen, verschlungenen Ausdruck und vom fehlerhaften Stil, wobei zu bemerken ist, dass ich nicht fehlerhaft finde, wenn der Schriftsteller den barocken Einfällen seiner Phantasie freien Raum lässt. Es kommt dann eine Lehre von verschiedener Natur, vom figurirten Ausdruck, die so leicht ist beseitigt worden durch die Be-

zeichnung: Frage, Antwort, Ausruf, was soll das sein? die Natur gibt es selbst. Und doch ist sie von alten Rhetoren, im Lateinischen von Cicero, im Griechischen von Dionysius aufserordentlich wichtig gefunden und mit aller Weitläufigkeit behandelt worden, und haben sich daraus Männer zu Rednern gebildet. Der figurirte Ausdruck gibt nichts als eine künstliche Wendung des Gedankens entfernt vom einfachen natürlichen Ausdruck, künstliche Wendung zu irgend einem Zwecke. Und wenn der künstliche Ausdruck auch nur studirt würde, um die Feinheiten eines oder des anderen Schriftstellers oder eines Menschen, der uns damit kommt, zu durchschauen, so wäre für die Klugheit des einzelnen viel gewonnen. Daran schliefsen sich ästhetische Begriffe vom Schönen und Erhabenen an etc., die gegenwärtig in keiner Theorie behandelt werden. — — (Vom Vorsitzenden an die bereits verflossene Zeit erinnert, bricht Dr. Mayer hier seinen Vortrag ab.) —

Prof. Schopf aus Wien: Wenn man die Stilistik wissenschaftlich behandeln will, ruht sie auf der Basis der Grammatik, der Logik, der Psychologie, der Aesthetik. Diese sind nicht vorhanden in den Mittelschulen, also gibt es auch keine Stilistik als Wissenschaft in den Mittelschulen. Aber die Schüler sollen zu einem ordentlichen Stile geleitet werden, sie sollen die Befähigung erhalten, Aufsätze zu schreiben. Das ist etwas ganz Praktisches und nichts Wissenschaftliches, obgleich mit der Wissenschaft in enger Beziehung. Die Grundlage hierzu muss eine gehörige Mustersammlung von geeigneten Aufsätzen sein, die etwas in sich Abgeschlossenes und in den Gedankenkreis der Jugend Passendes enthalten. Aber diese Sammlung muss anders beschaffen sein als die bisherigen, denn die meisten bisherigen bestehen in Sammlungen guter Aufsätze ohne einen die Auswahl und die Anordnung regelnden Gedanken. Diese Sammlung müsste systematisch sein, vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten und nach und nach die verschiedenen Darstellungsformen dem Schüler vor die Augen führen. Allerdings wird auch dann, wenn eine derartige Sammlung vorhanden ist, der Lehrer mannigfache Bemerkungen dazu machen, er wird die Schüler noch mündlich auf das, was in den Aufsätzen zu finden ist, aufmerksam machen. Die Schüler sollen diese Bemerkungen sich einprägen, so dass sie daraus nach und nach ein Ganzes bekommen, was eine Uebersicht geben würde, die sich einer Theorie nähert. Aber wenn dieser stilistische Unterricht schon in den mittleren Classen beginnt, etwa in der vierten, fünften Classe, so wird man die Wahrnehmung machen können, dass die wenigsten Schüler die Fähigkeit haben, derartige Bemerkungen ordentlich niederzuschreiben und in ein Ganzes zu vereinigen. Wenn nun der Lehrer durch ein Büchlein ihnen dasjenige an die Hand geben kann, was er sonst auch mündlich erklärt, oder wenigstens Anhaltspuncte dazu, gleichsam ein Memoriale zum Lesebuch, so wird es nützlich sein. In diesem Sinne mag ich den Schulgebrauch einer Stilistik vertheidigen, als Memoriale zum Lesebuch, aber nur in diesem Sinn, in jedem anderen würde das Theoretisiren schädlich sein.

G. R. Brüggemann: Meine Herren! In Preußen ist eine Sammlung deutscher Musterstücke erschienen für die oberen Classen, die in Bezug auf die Auswahl sehr viel Anerkennung gefunden hat. Beigefügt ist ein kurzer Abriss der Rhetorik, Poetik und Literaturgeschichte. Bei der ersten Anfrage, die an die Staatsbehörde gestellt wurde, über die Benützung des Buches, wurde von ihr die Erlaubnis zur Einführung ertheilt, jedoch dazugefügt, dass es keinem Lehrer gestattet sei, die Rhetorik, Poetik oder Literaturgeschichte systematisch vorzutragen. Ich spreche hier keineswegs als Organ einer Staatsbehörde und bitte, was ich zur Bestreitung dieser Thesis anführe, lediglich als meine Privatmeinung anzusehen, wie ich hier überhaupt keine andere Stellung habe, als jedes andere Mitglied der geehrten Versammlung. — Dass Begriffe und Erklärungen, wie der Hr. Antragsteller sie bezeichnete, dem Gymnasialunterricht nicht fremd bleiben können, bedarf keines Nachweises; was für eine Bildung wäre erreicht, wenn ein Primaner nicht wüsste, was eine Metapher etc. ist, was für ein Ziel, wenn er nicht einige Rechenschaft von eigentlichem und uneigentlichem Ausdruck geben könnte? Aber etwas ganz anderes ist die Frage, ob es mit in die Aufgabe des Gymnasiums gehört, dergleichen Disciplinen systematisch und als besondere Disciplinen abzuhandeln. Meine Herren! Lesen, verstehen, in sich aufnehmen, ist Haupterziehungsmittel im Gymnasium; eine Wissenschaft im Zusammenhang vorzutragen und Principien zu erklären, ist Aufgabe der Universität, und für sie sollen unsere Schüler fähig gemacht werden. Ich kann es nicht unterlassen, nochmals auf das hinzuweisen, was ich am Schlusse der vorjährigen Philologenversammlung gesagt habe: nicht gesättigte Schüler sollen wir entlassen, sondern Schüler mit Hunger und Durst nach Gerechtigkeit und Wissen; so viel soll gegeben werden, dass Eifer und Begierde sie erfüllt, wenn sie auf die Universität kommen. Ich will das Praktische noch näher erläutern. Alles was der Herr Antragsteller verlangt, ist Aufgabe von Sexta bis Prima, aber überall nach dem Standpunct der Classe. Vom uneigentlichen Ausdruck muss der Schüler etwas erfahren. Wenn in den Lesestücken der Quinta oder Quarta das Wort 'Trieb' vorkommt, warum sollte der Lehrer nicht dem Schüler vom Trieb im Mühlrad, im Thier, im Geist sprechen und ihn ahnen lassen, dass hier ein allgemeiner, aber verschieden gedachter Begriff vorliegt? Warum sollte nicht bei poetischen Stücken auf den poetischen Ausdruck hingewiesen werden, wenn anders diese Classen ihre Aufgabe erfüllen sollen. Kann man in Secunda und Prima vermeiden, auf die nothwendigen Eigenschaften eines guten Stiles Rücksicht zu nehmen? Es muss an jeder Stelle geschehen, die Anlass bietet, und aufsteigend die systematische Auffassung vorbereitet, aber nicht vollendet werden; denn dazu gehört Kenntnis der psychologischen und logischen Principien, ohne welche Stilistik und Rhetorik unmöglich sind. Ich kann nicht dafür stimmen, dass in den oberen Classen eine Mustersammlung, angelegt nach den Gesichtspuncten dieser systematischen Stilistik und Rhetorik, gebraucht werde. Die Mustersammlung muss dem Schüler das beste aus unserer

neueren deutschen Literatur vorführen, was durch Inhalt und Form und Darstellung als mustergiltig anzusehen ist, mag es für die Erklärung stilistischer, poetischer oder rhetorischer Regeln passen oder nicht. Deshalb, weil diese Stücke Musterstücke sind, werden sie Anlass bieten, auf die Erörterung der Regeln zu kommen, die zu erörtern sind. Gestatten Sie dem Lehrer die Freiheit, sich einen bestimmten Plan zu machen, bei Erklärung prosaischer Stücke diesen oder jenen Gesichtspunct hervorzuheben, gestatten Sie die Freiheit, aus poetischen Sammlungen die Stücke zu wählen, die sich an analoge griechische oder lateinische anschliefsen, um nothwendige Vergleichungen eintreten zu lassen, um auf die Begriffe poetischer Gattungen, auf die Unterschiede des Ausdruckes, auf die Gesetze metrischer Composition aufmerksam zu machen. — Die Zeit drängt; ich meine also: Alles, was der Hr. Antragsteller verlangt, soll berücksichtigt werden, nach dem verschiedenen Standpunct der Classen von Sexta bis Prima, aber wenn auch zur systematischen Auffassung vorbereitet wird, vollendet soll sie selbst in Prima nicht werden. Der Primaner soll wissen, dass es eine Stilistik, Poetik, Rhetorik gibt, die ihn weiter beschäftigen wird, wenn ihm in weitern Kreisen das, bei dem es sich um wissenschaftliche Grundlegung handelt, wird zugeführt werden. Ich fürchte, dass bei der kurzen Zeit, die für die vaterländische Literatur bestimmt ist, der Einwirkung auf Gemüth und Verstand der Schüler ein grofser Eintrag geschähe, wenn wir von diesen Lesestunden etwas abziehen und sie zur trockenen Darstellung einer systematischen Disciplin verwenden würden.

Dir. Eckstein (der früher das Wort verlangt hatte): Ich werde mich hüten, noch etwas hinzuzufügen. Ich wollte nur meine Verwunderung aussprechen, dass das als ein Fortschritt bezeichnet wird, was ich für einen entschiedenen Rückschritt halten müsste.

Präsident: Die Zeit setzt unseren Discussionen ein Ende, nicht die Sache selbst; denn wenn wir auch den eben vorliegenden Gegenstand als abgethan betrachten wollten, liegen uns noch andere Fragen vor, welche in Betrachtung zu ziehen die Versammlung beschlossen hatte. Aber die Zeit unserer Berathungen ist bereits verflossen. Ich hoffe, dass an die Besprechungen, welche wir in der kurzen Frist dieser drei Tage geführt haben, die verehrten Mitglieder der Versammlung gerne zurückdenken. Es hat sich über mehrere Fragen eine überwiegende Einigkeit gezeigt, und dies waren durchweg solche, deren Entscheidung von eingreifender Wichtigkeit für das praktische Schulleben ist. Wenn bei dem einen in der gestrigen Sitzung verhandelten Gegenstande, über die Mittel zur Förderung des Lateinsprechens, ein Principienstreit, zu dem ein möglicher Anlass vorlag, von der Versammlung selbst abgelehnt wurde, so geschah dieses gewiss nicht in Gleichgiltigkeit gegen die pädagogischen Principien des Gymnasialunterrichtes, sondern in der begründeten Ueberzeugung, dass eine Versammlung nicht der Ort ist, über Principien zur Verständigung zu führen, dass sie vielmehr der Ort ist, wichtige Erfahrungen auszu-

tauschen und dadurch gegenseitige Belehrung zu schaffen. Der verehrte Vorsitzende der 18. Philologenversammlung, mein werther College Hr. Prof. Miklosich, wies bei Eröffnung der Sitzungen auf die eigenthümlich günstige Lage hin, in welcher diese Versammlung von Schulmännern sich befinde, indem sie nicht genöthigt ist, die bejahende oder verneinende Beantwortung, zu der bei Discussion einer Frage gelangt ist, sogleich zur gebietenden Norm zu machen. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird sich bei unserer heutigen Discussion über den Gebrauch bloſser Texte oder commentierter Ausgaben bestätigt haben; denn es zeigte sich, wie schwierig es ist, nach verschiedenen dabei einzuhaltenden Gesichtspuncten zu festen Abgrenzungen einer allgemeinen Norm zu gelangen. Indessen ist hiermit der Werth dieser Verhandlungen nur von der negativen Seite bezeichnet; ihre positive Bedeutung liegt jedenfalls in dem, was wir aus ihnen zu unserer eigenen weiteren Wirksamkeit hinzubringen. Man beruft sich im Schulleben und muss sich berufen auf die Erfahrungen, die man in der Lehrthätigkeit macht; aber man kann nicht mehr erfahren, als man versucht, und was man erfahre, hängt von der Weise ab, wie man versucht. Darum wird die Mittheilung thatsächlicher Erfahrungen von denkenden Schulmännern zu einer Anregung, auf die Mittel zu denken, welche zur Erreichung desselben Zieles führen können. Dass wir aus den in diesen Tagen gehaltenen Besprechungen solche Anregung reichlich in unsere weitere Lehrthätigkeit hinübernehmen, das ist meine feste Ueberzeugung, und ich drücke gewiss die Gesinnung der Versammlung aus, wenn ich sage, dass wir den Männern, die uns geeignete Gegenstände vorgelegt haben, zu Dank verpflichtet sind. Möchten sich viele von uns über ein Jahr im Norden Deutschlands wieder finden und dort fortsetzen, was hier begonnen ist. Indem ich die pädagogischen Verhandlungen unserer gegenwärtigen Versammlung schlieſse, habe ich den verehrten Mitgliedern nicht bloſs für das Vertrauen zu danken, welches mich mit dem Vorsitze betraute, sondern noch mehr dafür, dass die verehrte Versammlung selbst mir die Erfüllung des ehrenden Auftrages leicht gemacht hat. Denn indem ohne mein Zuthun die Discussion stets an der Sache selbst streng festhielt, ist es möglich geworden, über wichtige Fragen, wenn nicht überall zur Entscheidung, so doch zu klarer Darlegung der Gründe für und wider zu gelangen.

Schluss der Sitzung 11 $^1/_4$ Uhr.

Aus den Sitzungen der orientalischen Section der Philologen-Versammlung.

In der ersten Sitzung wurde die Versammlung, nachdem die Mitglieder ihre Namen behufs der Anfertigung eines Verzeichnisses eigenhändig niedergeschrieben hatten, von ihrem Präsidenten, Hrn. Hofrath Anton v. Hammer, mit einer entsprechenden Eröffnungsrede in der Hauptstadt des Oesterreichischen Kaiserstaates willkommen geheifsen, dessen Verdienste um Förderung des Studiums morgenländischer Sprachen eben wieder von den deutschen Orientalisten in ehrender Weise durch die Wahl der Stadt Wien zur diesjährigen Zusammenkunft anerkannt worden seien. Weiter erwähnte der Vorsitzende der Werke, die aus Anlass der gegenwärtigen Versammlung von hiesigen Professoren vorgelegt worden waren: Blüthenkranz aus Dschami's zweitem Diwan, von Prof. Wickerhauser den hochverehrten deutschen Gästen zur Begrüfsung dahier dargebracht; Notiz über die Wüstenaraber, in's Deutsche übersetzt etc. von Prof. Hafsan; über die Zeichen Hemse und die drei damit überschriebenen Buchstaben Elif, Waw und Ie der arabischen Schrift von Prof. Barb.

Ueber Antrag des Präsidenten wurden sodann Herr Prof. Wickerhauser zum Vice-Präsidenten, Hr. Hofsecretär Baron Buschmann und Hr. Hofconzipist Prof. Barb zu Secretären erwählt. Auch die Wahlen in die Commissionen der Rechnungsprüfung und für die Bestimmung des nächstjährigen Versammlungsortes wurden vorgenommen und mehrere Druckwerke (Flügel, 7. Band Hadschi Chalfa's; Barb, Abhandlung über die Orthographie des Hemse; Chalil Efendi durch Herrn Dr. Behrnauer, die Reise des Beiruter Arztes Selim Bostros) für die Bibliothek der deutschen morgenländischen Gesellschaft vorgelegt.

Prof. Barb sprach über die Präteritalbildung des persischen Verbums und beantragte die Einleitung einer Discussion oder commissionellen Prüfung, ob die von ihm über diese Bildung aufgestellten Gesetze vom specifischen Standpuncte des organischen Baues der persischen Sprache Anspruch auf Giltigkeit haben können, dann in wie weit deren Giltigkeit vom Standpuncte der vergleichenden Sprachwissenschaft angefochten werden könnte und ob nicht vielmehr dieser Widerstreit zu vermitteln wäre? Die hieran sich knüpfende Discussion führte zu keinem entschei-

denden Resultate; die Professoren Barb und Boller werden ihre ausführlich motivirten Ansichten in der Zeitschrift veröffentlichen.

Prof. Anger übergab im Namen des Hofraths Stickel dessen Werk: das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen.

In der zweiten Sitzung (27. September) wurde von Prof. Fleischer Braunschweig als die zum nächstjährigen Versammlungsort von der Commission bestimmte Stadt unter der Voraussetzung der dortigen staatsbehördlichen Zustimmung bezeichnet; eventuelle Hindernisse würden jedoch zur Wahl eines anderen Ortes führen, dessen Name seiner Zeit öffentlich bekannt gegeben werden sollte.

Als Vorstands-Mitglieder wurden die Herren Professoren Hoffmann und Brockhaus wieder, an die Stelle des Hrn. Prof. Wüstenfeld Hr. Hofrath v. Hammer, und zwar letzterer fast einstimmig erwählt.

Der Präsident eröffnet der Versammlung, dass von der durch V. v. Rosenzweig verfassten und sammt dem Originaltexte in der Herausgabe begriffenen metrischen Uebersetzung des gröfsten persischen Lyrikers Hafis, der erste Band in der kaiserl. Staatsdruckerei bereits vollendet vorliege, und dass der gelehrte Verfasser leider durch den Gebrauch einer Badekur gehindert sei, in der Versammlung zu erscheinen.

Es wurden sodann die Geschäfts-, Redactions- und Bibliotheks-Berichte gelesen und von Prof. Wüstenfeld der bis auf wenige Bogen abgedruckte zweite Band der Chronik von Mekka mit dem Antrage vorgelegt, es möge der Herausgabe des dritten Bandes das gröfsere Werk des Fasi zu Grunde gelegt werden. Der Antrag wurde angenommen.

Für die Bibliothek der morgenländischen Gesellschaft wurden mehrere Druckwerke vorgelegt: Suleyman-Namé, von Hrn. Dr. Behrnauer, und das medizinische Werk Abul-Mansur's von Hrn. Prof. Dr. Seligmann, der hierbei zugleich die literarhistorische und graphische Wichtigkeit dieses von ihm herausgegebenen Werkchens in ersterer Beziehung, namentlich wegen des zwischen der griechischen und indischen Medizin hervortretenden Zusammenhanges besprach.

Hr. Dr. Behrnauer sprach über das Sendschreiben des Ibn Seidun an Ibn Dschahwar von Cordova.

Hr. Prof. Fleischer meldete einen Grufs des russischen Staatsrathes Dorn, theilte Geschäftliches mit und ersuchte, dass die in der Versammlung gehaltenen Vorträge baldigst an die Redaction der Zeitschrift eingesendet werden mögen.

Hr. Prof. Wüstenfeld sprach den allgemein gefühlten Wunsch aus, dass die Drucklegung des von Hrn. Prof. Flügel verfassten Kataloges der Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien bei der k. k. Regierung befürwortet werden möge.

Hr. Prof. Flügel erklärte, er hege die freudige Hoffnung, diesen allseitigen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen.

In der dritten Sitzung (28. September) sprach Hr. Prof. Hafsan über das Bedürfnis einer praktischen Richtung im Unterrichte der vulgär-arabischen Sprache und über die von ihm beabsichtigte Herausgabe eines derlei arabisch-deutschen und deutsch-arabischen Wörterbuches.

Hr. Dr. Böttcher erbat sich Notizen für seine Sammlung unter dem Titel: *Bibliotheca semitica.*

Hr. Dr. Jellinek hielt einen Vortrag über die bei der vorjährigen Versammlung in Breslau beschlossene kritische Bearbeitung und Herausgabe der Aramäischen Versionen der Bibel (Targumim).

Hr. Dr. Rödiger besprach die bisherigen Ergebnisse dieser Aufgabe, wies auf die Schwierigkeiten der bezüglichen Vorarbeiten und die Varianten der Londoner Polyglotte hin und meinte, dass der Zweck nicht blos im Ganzen auf systematischem Wege, sondern auch partiell durch Einsendung von Aufsätzen, Notizen und Berichtigungen an die Redaction der Zeitschrift zur Aufnahme in dieselbe zu verfolgen wäre.

Im Hinblick hierauf erinnerte Hr. Prof. Anger, dass Hr. Dr. Levy in Breslau eine Vergleichung von 434 *variae lectiones* Luzzato's von Onkelos mit der complutensischen Ausgabe und einem vortrefflichen Manuscripte der Breslauer Magdalenen-Bibliothek besitze und diese Sammlung zu Gebote zu stellen erklärt habe.

Hr. Dr. Arnold stellte noch im Namen des Prof. Zacher Anfragen bezüglich einiger in der Literatur des Mittelalters vorkommenden Namen, wie Gral, Perzival, Benennungen der Planeten etc., ob nämlich hierüber nicht Aufschlüsse in der rabbinischen oder arabischen Literatur zu finden seien.

Der Hr. Präsident schloss diese dritte und letzte Sitzung mit herzlichen Abschiedsworten, die im Namen der ganzen Versammlung dankend von dem Herrn k. preufsischen geheimen Regierungsrathe Prof. Bernstein erwiedert wurden.

